# Völkerkunde.

Erster Band.

# Völkerkunde.

Von

Prof. Dr. Friedrich Ratzel.

Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage.

Erster Band.

Mit 590 Abbildungen im Text, 15 Farbendruck- und 13 Holzschnitt-Tafeln sowie 2 Karten
von Rich. Buchta, Dr. F. Etzold, Theod. Grätz, Ernst Heyn, Hans Kaufmann, Wilh. Kuhnert, Gust. Mützel
Prof. Pechuel-Loesche, Rich. Püttner, Cajetan Schweitzer, Olof Winkler u. a.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.
1894.

# Vorwort.

Zu dieser zweiten, vollständig umgearbeiteten Auflage der Völkerkunde sind die Fortschritte der Völkerkenntnis berücksichtigt, die wir den wissenschaftlichen Reisenden und den gelehrten Forschern verdanken, und außerdem habe ich mich bemüht, die Angaben über die in den völkerkundlichen Sammlungen liegenden Zeugnisse des Völkerlebens überall zu vervollständigen und, wo nötig, zu berichtigen. Deshalb wurden zahlreiche Abbildungen neu aufgenommen, eine Anzahl von älteren beseitigt und bei allen die Angaben über Herkunft und Zweck wiederholt durchgeprüft. Dabei durfte ich mich der bereitwilligsten, oft mit großen Opfern an Zeit und Mühe verknüpften Beihilfe der Direktoren und Konservatoren der Museen zu Berlin, Wien, München, Dresden, Leiden und Amsterdam erfreuen. Besonders zahlreiche und wichtige Beiträge und Berichtigungen verdanke ich der selbstlosen Unterstützung der Herren von Luschan, Seler und Weule in Berlin, Schmeltz in Leiden, Heger in Wien und Pleyte in Amsterdam. Keine ethnographische Sammlung hat mir auch dieses Mal so viel und keine bereitwilliger geboten als das in großem Sinne geleitete Museum für Völkerkunde zu Berlin, ohne das ein Buch wie das vorliegende, besonders im illustrativen Teil, gar nicht möglich wäre.

Für wissenschaftliche Winke, Mitteilung einzelner Thatsachen und Abbildungen, selbst für Hilfe in der Durchsicht der Druckbogen bin ich einer größeren Zahl von Fachgenossen und Freunden der Völkerkunde verbunden.

Daß der litterarische Leiter des Bibliographischen Instituts, Herr Dr. Hans Meyer in Leipzig, die Vorbereitungen auch zu dieser zweiten Auflage mit wissenschaftlichem Verständnis begleitete und unterstützte, hat die Arbeit des Verfassers in vielen Beziehungen erleichtert.

Und ganz besonders fördernd für die neue Auflage war endlich die gründliche Mitarbeit der Redaktion der Verlagsanstalt.

Möge das Buch auch in dieser neuen Gestalt seinen Zweck erfüllen, in den Völkern die Menschheit kennen und in jedem Volk ein Glied der Menschheit schätzen zu lehren.

Leipzig, im Herbst 1894.

Friedrich Ratzel.

# Inhalts-Verzeichnis.

## I. Grundzüge der Völkerkunde.



## II. Der pazifisch-amerikanische Völkerkreis.

### A. Die Ozeanier.



### B. Die Australier.



### C. Die Malayen und Madagassen.



### D. Die Amerikaner.

#### I. Die amerikanischen Naturvölker.



#### II. Die altamerikanischen Kulturvölker.



### E. Die Arktiker der Alten Welt.



## III. Die hellen Stämme Süd- und Innerafrikas.

# Verzeichnis der Abbildungen.

## Farbendruck- und Holzschnitttafeln und Karten.



## Abbildungen im Text.

**Berichtigung.**

Auf Seite 386, 388, 390, 392, 394, 396 und 398 oben muß es statt II, 17 heißen: **II, 18;** auf Seite 400 oben statt II, 18: **II, 19** und in der Kapitelüberschrift statt 18. Familie ꝛc.: **19.** Familie ꝛc.

# I.

# Grundzüge der Völkerkunde.

# 1. Die Aufgabe der Völkerkunde.

Inhalt: Die geographische Auffassung und die geschichtliche Erwägung in der Völkerbetrachtung. — Die Menschheit ein Ganzes. — Aufgabe der Völkerkunde ist Nachweis des Zusammenhanges der Menschheit.

Die Menschheit, wie sie heute lebt, in allen ihren Teilen kennen zu lehren, ist die Aufgabe der Völkerkunde. Da man aber lange gewöhnt ist, nur die fortgeschrittensten Völker, die die höchste Kultur tragen, eingehend zu betrachten, so daß sie uns fast allein die Menschheit darstellen, die Weltgeschichte wirken, erblüht der Völkerkunde die Pflicht, sich um so treuer der vernachlässigten *tieferen Schichten der Menschheit* anzunehmen. Außerdem muß hierzu auch der Wunsch drängen, diesen Begriff Menschheit nicht bloß oberflächlich zu nehmen, so, wie er sich im Schatten der alles überragenden Kulturvölker ausgebildet hat, sondern eben in diesen tieferen Schichten die Durchgangspunkte zu finden, die zu den heutigen höheren Entwickelungen geführt haben. Die Völkerkunde soll uns nicht bloß das Sein, sondern auch das Werden der Menschheit vermitteln, soweit es in ihrer inneren Mannigfaltigkeit Spuren hinterlassen hat. Nur so werden wir die Einheit und Fülle der Menschheit festhalten. Was den Gang dieser Betrachtung anlangt, so müssen wir vor allem bedenken, daß die Kluft des Kulturunterschiedes zweier Gruppen der Menschheit nach Breite und Tiefe vollständig unabhängig sein kann vom Unterschiede der Begabung. An diesen Unterschied werden wir immer in letzter, an Unterschiede der Entwickelung und der Umstände in erster Linie denken. Wir schenken deshalb den äußeren Umständen der Völker eingehende Beachtung und suchen zugleich ihre heutigen Verhältnisse geschichtlich zu entwickeln. Die *geographische Auffassung* (Betrachtung der äußeren Umstände) und die *geschichtliche Erwägung* (Betrachtung der Entwickelung) werden also Hand in Hand gehen. Aus beider Vereinigung allein kann gerechte Würdigung ersprießen.

Unser Wachstum in Geist und Kultur, alles, was wir zivilisatorischen Fortschritt nennen, ist eher dem Aufsprießen einer Pflanze als dem unbeengten Aufschwung eines Vogels zu vergleichen. Immer bleiben wir an die Erde gebunden, und den Zweig kann immer nur der Stamm tragen. Die Menschheit vermag ihr Haupt in den reinen Äther zu erheben, ihre Füße müssen immer an der Erde haften, und der Staub kehrt zum Staub zurück. Dadurch bedingt sich die Notwendigkeit der geographischen Betrachtung. Was aber die geschichtliche Erwägung betrifft, so zeigen wir auf Völker, die seit Jahrtausenden dieselben geblieben sind, die nicht ihren Ort, ihre Sprache, ihr körperliches Wesen, ihre Lebensweise, selbst nur oberflächlich ihren Glauben und ihr Wissen verändert haben. *Herodot* spricht von einem Troglodytenvolk, das nahe bei den Garamanten, den Bewohnern des heutigen Fessan, seine Wohnsitze habe; es sei gewandt und schnellfüßig und seine Sprache außerhalb der Grenzen seiner Wohnsitze wenig bekannt. Das sind *Nachtigals* Tubu oder Tedâ, die noch heute die natürlichen Höhlungen ihrer Felsen bewohnen, noch immer weit und breit wegen ihrer Gewandtheit und Schnellfüßigkeit berühmt sind, deren

Sprache nur wenig über die Wälle ihrer Felsenfeste hinausgedrungen ist. Zum mindesten über 2000 Jahre, und wer weiß um wieviel länger, leben sie in derselben Weise. Sie sind heute so reich und so arm, so weise und so unwissend wie vor Jahrtausenden. Sie haben nichts zu dem erworben, was sie damals besaßen. Jedes Geschlecht hat dieselbe Geschichte wie das vorangehende, und dies wiederholte die früheren. Sie haben, wie man zu sagen pflegt, keine Fortschritte gemacht. Sie sind aber immer begabte, kräftige, thätige Menschen mit Tugenden und Fehlern gewesen. Ein Stück vergangener Zeit stehen sie vor uns. In derselben Frist hat unser Volk samt Verwandten eine reiche Geschichte gelebt, haben wir Schätze an Weisheit, Wissen, Können und Reichtümern aufgehäuft. Wir sind aus dem Dunkel der Wälder heraus auf die geschichtlichen Schauplätze gezogen und haben in Krieg und Frieden unseren Namen zu einem der geehrtesten und gefürchtetsten unter den Völkern gemacht. Sind wir aber als einzelne Menschen so viel anders geworden? Sind wir unseren Ahnengeschlechtern viel überlegener an Kraft des Körpers und Geistes, an Tugenden und Fähigkeiten als die Tubu den ihren? Man darf zweifeln. Der größte Unterschied liegt darin, daß wir mehr gearbeitet, mehr erworben, rascher gelebt, vor allem aber, daß wir das Erworbene bewahrt haben und zu nützen wissen. Unser Besitz ist größer, lebensreicher und jünger. Der ethnographische Vergleich weist uns daher eine höhere Stellung in der Menschheit an; er zeigt uns aber auch, wie und warum wir geworden, was wir sind, und auf welchen Wegen wir noch eine Strecke weiterschreiten werden.

Durch die ganze Völkerbeurteilung geht die unzweifelhafte Grundthatsache des Gefühls individueller Überhebung, daß man lieber ungünstig als günstig über seine Nebenmenschen denkt. Wir sollen wenigstens streben, gerecht zu sein, und dazu mag uns die Völkerkunde verhelfen, die, indem sie uns von Volk zu Volk, Stufe auf, Stufe ab führt, den wichtigen Grundsatz einprägt, bei allen Handlungen der Menschen und der Völker sei vor jeglicher Beurteilung zu erwägen, daß alles, was von ihnen gedacht, gefühlt, gethan werden kann, einen wesentlich abgestuften Charakter hat. Alles kann in verschiedenem Grade geschehen; nicht Klüfte, sondern Gradunterschiede trennen die Teile der Menschheit. Aufgabe der Völkerkunde ist daher nicht zuerst der Nachweis der Unterschiede, sondern der Nachweis der Übergänge und des innigen Zusammenhanges; denn die Menschheit ist ein Ganzes, wenn auch von mannigfaltiger Bildung. Und wenn man auch nicht oft genug betonen kann, daß ein Volk aus Individuen besteht, die bei allen seinen Bethätigungen die Grundelemente sind und bleiben, so reicht doch die Übereinstimmung dieser Individuen in der Anlage so weit, daß die von einem Menschen ausgehenden Gedanken ihres Widerhalles in anderen sicher sind, wenn sie bis zu ihnen ihren Weg finden können, so wie derselbe Same auf gleichem Boden gleiche Früchte trägt.

An diesem Wegfinden aber liegt außerordentlich viel. Elementare Ideen haben eine unwiderstehliche Expansionskraft, und es ist an sich gar nicht einzusehen, warum diese Halt machen sollte vor der Hütte eines Kaffern oder dem Herdfeuer eines Botokuden. Allein die Hindernisse, die ihre Wanderungen hemmen oder verlangsamen, sind zahllos, und außerdem sind sie, weil aus Leben geboren und von Leben getragen, veränderlich wie alles Leben. Hier liegt ein Hauptgrund von Unterschieden innerhalb der Menschheit und eine Fülle von Problemen der Völkerkunde. Ja, man darf sagen, in der geographischen Verbreitung einmal der Völker selbst, dann aber ihrer Kulturerwerbungen und Kulturmittel vom Feuer bis zu den höchsten Ideen der geschichtlichen Nationen liegt der Schlüssel zur Urgeschichte der Menschheit.

Es ist eine allgemeine Kulturgeschichte denkbar, die einen erdbeherrschenden Standpunkt einnimmt, weil sie die Geschichte der Verbreitung der Kultur durch die ganze Menschheit hin überschauen will; sie greift tief und weit in das hinein, was man gewöhnlich als Völkerkunde oder Ethnographie bezeichnet. Denn je weiter der forschende Blick in die Tiefen der vorgeschichtlichen

und der außergeschichtlichen Völker dringt, um so mehr wird er in allen Kulturkreisen und auf allen Kulturstufen wesentlich derselben einzigen Kultur begegnen, die sich vor langer Zeit, als die Bedingungen zur Entwickelung zahlreicher besonderer Kulturzentren noch nicht gegeben waren, von Volk zu Volk über die Erde hin mitteilte; er wird sie im engen Zusammenhang erblicken mit der Menschheit von heute, die all ihr Neues und Großes nur aus jener gemeinsamen Grundlage heraus geschaffen hat, von der sich auch noch manches Stück unverändert in ihrem Besitz befindet. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo man keine Weltgeschichte schreiben wird, ohne die Völker zu berühren, die man bisher als ungeschichtlich betrachtete, weil sie keine geschriebenen oder in Stein gemeißelten Nachrichten hinterlassen haben. Geschichte ist Handlung. Wie wenig bedeutet daneben das Schreiben oder Nichtschreiben, wie ganz nebensächlich ist neben der That des Wirkens und Schaffens das Wort ihrer Beschreibung! Die Völkerkunde will auch hier zu gerechterer Auffassung den Weg weisen.

---

## 2. Lage, Gestalt und Größe der Menschheit.

Inhalt: Die Ökumene. — Die Randvölker. — Ost und West, Alte und Neue Welt. — Nord und Süd. — Das äthiopische Gebiet. — Wechselwirkungen zwischen Nord- und Südvölkern. — Der insulare Charakter der Länder. — Wichtigkeit der Schiffahrt. — Das Wasser im Weltbild. — Die Einheit des Menschengeschlechts. — Die Zahlen der Menschen und ihre Gesetze. — Die Völkerbewegungen. — Das Aussterben der Naturvölker durch Berührung mit der Kultur und durch Selbstzerstörung. — Die Rassenunterschiede. — Die Mischlinge.

Die Menschheit bewohnt die gemäßigten und warmen Länder und Inseln der Erde und einen Teil der kalten auf der Nordhalbkugel. Ihr Gebiet, die Ökumene, bildet einen Gürtel von wechselnder Breite, dessen nördlichster Punkt auf der Nordhalbkugel in der Gegend des 80., auf der Südhalbkugel in der des 55. Breitengrades gelegen ist. Von den beiden größten Meeren der Erde fällt der nördliche Rand des pazifischen, wo Asien und Amerika nur 12½ geogr. Meilen auseinanderliegen, in die Ökumene, ebenso ein breiter, durch Reichtum an bewohnbaren Inseln ausgezeichneter Strich in der Mitte; dagegen machte der Atlantische Ozean vor der irisch-normännischen Besiedelung der Faröer und Islands einen breiten Schnitt durch diesen menschenbewohnten Gürtel. Man kann also an der Ökumene, deren Oberfläche, ohne Meer, ungefähr 2,4 Mill. geogr. Quadratmeilen beträgt, einen den unbewohnbaren Eiswüsten der Polargebiete zugewandten Nord- und Südrand und einen Ost- und Westrand unterscheiden, zwischen denen der Atlantische Ozean liegt. Die an diesen Rändern wohnenden Völker schauen ins Leere hinaus, sind von ihresgleichen nicht auf allen Seiten umgeben und befinden sich, wo ihre Wohnsitze weit hinausgeschoben sind, in der Isolierung, die eine Ursache ethnographischer Armut ist. Umgekehrt sind Völkergruppen an Punkte gestellt, wo ihnen der bedeutungsvolle Vorzug der Vermittelung zu teil wurde: im Stillen Ozean, besonders an seinem nördlichen Rande, in den mittelmeerischen Grenzgebieten, in Mittelamerika treten uns solche Posten entgegen. Es erhellt aus der Lage und Gestalt der Ökumene, daß die Nordhalbkugel einer größeren Anzahl von Menschen Wohnsitze gewährt als die südliche, daß sie ihnen breitere, vielseitiger sich berührende Gebiete von mannigfaltigerer Ausstattung und damit die Möglichkeit reicherer Entfaltung bietet, kurz, daß sie nach Lage, Gestalt und Raum für die Zwecke der Entwickelung der Menschheit von vornherein überlegen ist.

Die Verbreitung der Menschen beruht ebenso wie die der Tiere und Pflanzen auf dem Zusammenhang im Norden und der Trennung im Süden. Fassen wir die Menschheit als Ganzes ins Auge, so liegen ihre nördlichen Teile in breiter, wechselwirkender Verbindung, ihre südlichen in weiter Trennung vor uns. Blicken wir auf die Rassen, so gehören die Negroiden dem Süden,

die Mongoloiden und Weißen dem Norden an. Die höchsten Kulturentwickelungen liegen nördlich vom Äquator. Denselben Gegensatz finden wir in der Ethnographie auch im einzelnen; z. B. gehören bogenlose Völker den Süderdteilen an, wogegen in den Norderdteilen nicht bloß über einen breiten Gürtel Bogen und Pfeile ausgestreut sind, sondern sogar in derselben Grundform von Lappland bis Ostgrönland und Mexiko. (S. untenstehende Abbildung.)

Die tiefe Kluft, die der Atlantische Ozean in den ökumenischen Gürtel legt, auch sie schafft Randländer. Obgleich aber diese ein lebhafterer Verkehr in meridionaler Richtung, dichtbevölkerte Hinterländer und günstigere klimatische Verhältnisse bei weitem nicht so arm gelassen haben wie die des Südens und Nordens, so liegen doch die höheren Entwickelungen in Afrika im Osten, in Amerika im Westen, d. h. innen oder an den vom Atlantischen Ozean abgewandten Rändern. Sicherlich hängt Afrikas Bevölkerung eng mit der Asiens zusammen, zeigt aber keine Spur näherer Beziehung mit der Amerikas. Jener Zusammenhang reicht aber weiter, über den Ostrand des asiatischen Festlandes bis auf die großen asiatischen Inseln: er schafft zwischen den Randländern im Norden und Süden ein großes Kulturgebiet, das als westliches dem weiter nach Osten über den Stillen Ozean bis nach Amerika reichenden östlichen entgegengesetzt sein mag. Eisen und Nichteisen sind die Leitgedanken dieser Sonderung. Zwar greift das westliche Gebiet im Norden über das östliche über; aber es bleibt bis zum rechtwinkeligen Auseinandertreffen dieser Grenze der zwischen Nord- und Südländern sich steigernde Gegensatz bestehen. In der Durchkreuzung



Ein Eskimobogen aus Knochen. (Britisches Museum, London.)

spricht sich ein tiefer Altersunterschied zwischen jener vorwiegend anthropologischen und dieser ethnographischen Gruppierung aus. An der jüngeren Entwickelung der Völker hat das Eisen ohne Frage bedeutenden Anteil genommen. Die Grenze zwischen Eisen- und eisenlosen Ländern fällt zusammen mit den Grenzen anderer wichtiger ethnographischer Verbreitungsgebiete. Wo Eisen fehlt, ist auch die Viehzucht unbekannt, die sich auf Rind, Büffel, Schaf, Ziege, Pferd, Kamel und Elefant stützt; auch Schwein und Huhn werden im größten Teil des eisenlosen Landes nicht gezüchtet. Viel tiefer geht der Unterschied der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse: in Amerika, Ozeanien und Australien eine ältere Entwickelung, nämlich Gruppenehe, Exogamie, Mutterrecht und Familienstamm; in Asien, Afrika und Europa das patriarchalische System der Familie, die Paarungsehe, die Staatenbildung im modernen Sinne. Osten und Westen stehen sich also auch in der Menschheit gegenüber. Amerika ist der äußerste Osten der Menschheit, hier sind ältere Entwickelungen zu erwarten als in Afrika und Europa, dem äußersten Westen.

Die **Verbreitung der Menschenrassen** bietet kein so einfaches Bild. Zwar ist die negroide wesentlich eine Südrasse. Ihre Nordgrenze wird in Afrika durch die Wüste gebildet, setzt sich im südlichen Asien durch Hochgebirge fort, ragt nur im Induswinkel beträchtlich über den nördlichen Wendekreis hinaus und sinkt in Ozeanien unter den Äquator hinab. Wir haben also ein Südreich vor uns, wesentlich der Osthalbkugel angehörig, dessen geschlossene und größte Gebiete sämtlich in dem Tropengürtel und der südlichen gemäßigten Zone liegen. Zur südlichen Lage kommt der Einfluß der eigentümlichen, hier vorwaltenden Umriß- und Bodengestalten. Während sich der geographische Gegensatz zwischen Süden und Norden um die ganze Erde zieht, beschränkt sich der anthropologisch-ethnographische auf die sogenannte Alte Welt und ihre Ausläufer. Darin liegt ein großer Teil des Reichtums menschlicher Erscheinungen und Gebilde auf dieser Seite der

Erde, die neben den höchsten Entwickelungen die niedrigsten umschließt. Wir haben in Amerika Eine Rasse im Norden und Süden, keine ethnographischen Unterschiede von der Größe, wie sie Nord- und Südafrika, Nord- und Südasien und Australien aufweisen. Amerika gehört in seiner ganzen Ausdehnung anthropologisch zu den Nordgebieten, ethnographisch in manchen Stücken.

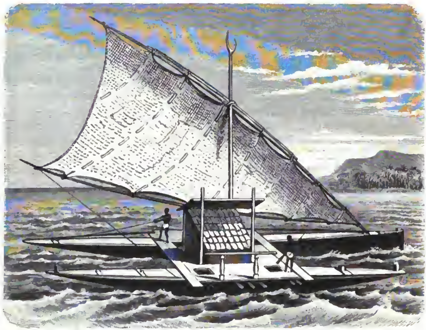
Dagegen ist für Afrika und Asien die wichtigste Frage, wie sich ihre Südgebiete zu ihren Nordgebieten verhalten. Scharf unterscheiden sie sich hier in der verschiedenen Abgrenzung gegen Norden. Zwischen Neger- und Nordafrika liegt verkehrshemmend die Wüste; jedes ist groß und selbständig. Südasien besteht nur aus lockeren, vom Norden und der Mitte nicht scharf getrennten Anfügungen. Indien vor allem hat Einflüsse erfahren, die es von Afrika unterscheiden; anthropologisch und zum Teil auch ethnographisch bietet Afrika einen älteren, d. h. weniger veränderten Zustand desselben Ursprungs wie Indien dar; mit Madagaskar und Indien teilt endlich Malayenland das Hineinragen der Ausläufer von Nordvölkern in das indo-afrikanische Gebiet.

Soweit sich auf der langen Strecke von der Nordwestspitze Afrikas bis nach Fidschi dunkle Rassen mit hellfarbigen berührten, sind Teile davon ineinander übergegangen. Solche Mischrassen des verschiedensten Grades bewohnen den Sudan, die Sahara, das nördliche und mittlere Ostafrika, Südarabien, Madagaskar, das südliche Vorder- und Hinterindien und Australien. Vereinzelte Spuren negroider Beimengung finden wir in Südeuropa und im äußersten Polynesien. In abgeschlossener Lage hat sich nur Eine wohl definierbare Rasse, die der Australier, entwickeln können. Dunkel, straff- bis kraushaarig und langköpfig, scheint sie aus einer Mischung papuanischer mit malayisch-polynesischen Elementen hervorgegangen zu sein. Das dem Ursprung nach unbekannte Eigentümliche im papuanischen Typus macht sich auch hier geltend; dazu kommt das pathologische Moment in den Spuren einer tiefen Kulturstufe und eines ärmlichen Lebens.

Die Wasserfläche der Erde erreicht allein im Meere nahezu drei Vierteile der Erdoberfläche; so ist alles Land Insel eines fast dreimal so großen Meeres. Die verschiedensten Teile der Menschheit mußten durch ihre geschichtlichen Bewegungen an das Meer geführt werden, und es gab eine Zeit vor der Erfindung der Schiffahrt, in der das Meer die Menschheit auf den Teil der Erde einschränkte, wo ihre Wiege gestanden hatte. Die Erfindung der Schiffahrt, deren erste Erzeugnisse längst verloren sind (in allen Teilen der Erde finden wir hohe Entwickelungen der Schiffahrtskunst hart neben der Unkunde), hat erst die Verbreitung der Menschen über fast alle bewohnbaren Teile der Erde hin möglich gemacht. Hohe Stufen von Schiffbau- und Schiffahrtskunst treten uns in den verschiedensten Teilen der Erde entgegen, am meisten im Stillen Ozean (s. Abbildung auf S. 8), am wenigsten im Atlantischen. Sie tragen in ihrer ungleichen Verbreitung das Merkmal, leicht vergessen werden zu können. Schließen wir also aus ihrem Fehlen und aus dem Mangel selbst der Erinnerung nicht zu rasch auf völlige, dauernde Passivität dem Meere gegenüber. Auch wenn wir nicht in Hawaii und anderwärts der Erinnerung an frühere größere und bessere Schiffe begegneten, ließe schon der enge Zusammenhang, der zwischen hoher politischer und sozialer Organisation und hoher Schiffahrt besteht, die Möglichkeit eines raschen Sinkens der letzteren erkennen: die Normannen sind in kleinen Booten, die vielleicht schlechter als die der Ozeanier waren, nach Island, Grönland und Nordamerika geschifft; auch sie haben später ihre Ziele wie ihre Wege verloren und vergessen. Die heutige Größe der Ökumene ist insofern ein Beleg für das hohe Alter der Menschheit, als sie mit Ausnahme weniger entlegener und kleiner Inseln fast alles bereits umfaßt, was bewohnbar ist.

Die weite Verbreitung des Wassers hat dem Menschen reiche Nahrungsquellen eröffnet und dadurch die Bevölkerungen gerade an seinen Rändern verdichtet, sie hat den Fernverkehr, der in alten Zeiten quer durch überall von Feinden bewohnte Länder nicht möglich war, ermöglicht und höhere Kultur von den Küsten her landeinwärts wachsen lassen. Sie hat deshalb auch auf den Geist

der Menschen die merkwürdige Wirkung geübt, daß der Meeres- oder Seenhorizont in fast alle Weltbilder hineinspielt, die ersonnen worden sind. Die meisten fassen die Erde als eine Insel im weiten Meere, und das Jenseits liegt weit im Meere. Ob dies ein rings umflossenes Land oder eine Insel im Abendrot ist, ob es in einen See oder Fluß rückt, ob reiche Quellen darin springen, ob bartlose Jünglinge beständig das Wasser davon zurückhalten, oder ob endlich nur der Weg dahin über Wasser führt: es ist kein trockenes Land. Die Seele muß ihren Weg über Wasser nehmen; daher häufig die Kahnform des Sarges oder doch der Steinsetzung, das Bootbegräbnis, oder auch der kleine Kahn als Grabdenkmal der Dajaken.



Ein Doppelboot von den Fidschi-Inseln. (Nach einem Modell der Godeffroy-Sammlung; Museum für Völkerkunde, Leipzig.)

So weit die Erde für den Menschen bewohnbar ist, finden wir also Völker, die Glieder einer und derselben Menschheit sind. Die Einheit des Menschengeschlechts ist das tellurische oder planetarische Merkmal, das der höchsten Stufe der Schöpfung aufgeprägt ist. Es gibt nur eine einzige Menschenart, deren Abwandlungen zahlreich sind, aber nicht tiefgehen. Der Mensch ist ein Erdenbürger im weitesten Sinne. Auch wo seines Bleibens auf Erden nicht sein kann, bringt er hin. Er kennt fast den ganzen Erdball. Unter den an den Boden gebundenen Wesen ist er eins der beweglichsten. Die einzelnen Bewegungen verketten sich, und eine große Bewegung, deren Substrat die ganze Menschheit ist, geht mit der Zeit daraus hervor. Da diese Verkettung notwendig und dauernd ist, hebt sie die einzelnen Bewegungen in die Sphäre höherer Bedeutung. Das Endergebnis ist nicht bloß die weite räumliche Verbreitung, sondern auch die wachsende Durchdringung der innerhalb dieser Grenze wohnenden Bruchteile, bis zur Übereinstimmung im wesentlichen. Diese gehört dem Ganzen an; die Besonderheiten kleben am Orte. Man hat also das Recht, im wissenschaftlichen Sinne von der Einheit des Menschengeschlechts zu sprechen, wenn man

unter Einheit nicht die Einförmigkeit, sondern die durch Zeugnisse auf allen Gebieten des Völkerlebens bewiesene Gemeinsamkeit einer viele Tausende von Jahren umfassenden Geschichte sowie die von der Natur gegebene Gemeinsamkeit des Naturbodens versteht. Hat sich das Tempo des Kulturfortschritts in den letzten geschichtlichen Perioden teilweise so sehr beschleunigt, daß gewisse Völkergruppen weit über die Masse anderer vorrückten, so ist dennoch ein großer Rest von dem gemeinsamen Besitz in den höchsten wie den tiefsten Schichten der heutigen Menschheit zu finden. Fragt man nach dem Ursprung dieses Gemeinbesitzes, so darf wieder darauf hingewiesen werden, daß rastlose Bewegung die Signatur der Menschheit ist. Im Vergleich zu deren Stärke und Dauer ist die Erde klein; tausend Geschlechter, die uns vorhergingen, vermochten sie von dem Moment an wandernd zu umkreisen, auch ohne es zu wollen, da Schiffe zur Durchkreuzung der Flüsse und Meere erfunden waren. Dieser Moment aber liegt weit zurück. Daß in den 400 Jahren seit der Entdeckung Amerikas die Europäer sich und ihre Haustiere, ihre Nutzpflanzen, Waffen und Geräte, ihre Einrichtungen und vor allem ihren Glauben weithin ausgebreitet haben, kann nur eine kurzsichtige Überhebung als einen nie erreichten Höhepunkt der Weltgeschichte bezeichnen. Nicht bloß Normannen haben Amerika vor Columbus entdeckt. Diese Welt, die wir anspruchsvoll die „Neue" nennen, mußte von Westen her mehr als einmal entdeckt worden sein, ehe die Blaßgesichter als letzte und endgültige Entdecker von Osten her an ihre Küsten kamen. Wenn sich die Malayen nach Madagaskar und der Osterinsel durch 200 Längengrade in einer Zeit ausgebreitet haben, die, wie die Sprache und Sonstiges beweist, nicht viele Jahrhunderte gedauert hat, wenn sich seit der europäischen Entdeckung in Amerika einzelne Stämme 500 Meilen von ihren Sitzen entfernt haben, wenn sich über halb Afrika innerhalb 40 Breitengraden eine dialektisch nur, wie etwa Hoch- und Niederdeutsch, gespaltene Sprache ausdehnt, so wird man zugeben müssen, daß nicht erst die europäische Kultur die Welt umspannt hat. Nur darin liegt ein großer Unterschied, daß heute mit Bewußtsein geschieht, was in früheren Jahrtausenden ein dunkler Trieb bewirkte, der welthistorisch in Alexander und Columbus, unhistorisch in Tausenden vorher thätig gewesen ist.

Wenn wir die Menschheit als ein Immerbewegliches ansehen, können wir in ihr nicht, wie es bisher üblich war, eine Vereinigung von starr voneinander gesonderten Arten, Abarten, Volksgruppen, Völkern, Stämmen erblicken. Sobald irgend ein Teil der Menschheit gelernt hatte, die ländertrennenden Meere zu durchfurchen, war ihr auch schon das Ziel immer weitergehender Verschmelzung gesteckt. Nehmen wir mit der großen Mehrzahl heutiger Anthropologen einen einheitlichen Ursprung des Menschen an, so ist die Wiedervereinigung der durch Spielartenbildung auseinandergegangenen Teile der Menschheit zu einer wahren Einheit das unbewußte letzte Ziel dieser Bewegungen der Menschen. Dieses Ziel wird und wurde seit lange angestrebt durch eine immer weitergehende räumliche Verschiebung der Wohnsitze der Völker und der Einzelnen. Diese mußte in dem beschränkten Raum der Ökumene zu Durchdringungen Anlaß geben, und in deren Folge zu Mengungen, Mischungen, Abgleichungen. Indem aber damit die Organisation der Menschen immer ähnlicher wurde, steigerten sich auch die Möglichkeiten des Tausches entlegenster Wohnsitze und blieb innerhalb der Ökumene kaum eine Grenze übrig, die nicht hätte überschritten werden können. Ausdrücklich betonen wir neben den Völkern die Einzelnen, die man in dem vieles enthaltenden Worte „Völkerwanderung" zu übersehen pflegt.

Eng hängt die **Zahl** der Menschen mit ihrem Boden zusammen, weil er große Wirkungen auf ihre innere Entwickelung, Ausbreitung und Beziehungen ausübt. Die heute auf etwa 1500 Millionen zu schätzende Gesamtzahl haben wir als Produkt einer früher nicht erreichten Entwickelung anzusehen. In viel höherem Maße als man glaubt, ist die Entwickelung der heutigen Zustände von der vermehrten Bevölkerungszahl abhängig. Die Organisation der Völker außerhalb der europäisch-asiatischen Kulturkreise läßt keine dichte Bevölkerung zu. Kleine Gemeinden, einen engen Fleck der

Erde bebauend, sind durch weite leere Räume, die entweder Jagdgebiete sind oder nutzlos leer liegen, voneinander getrennt. Sie schränken den Verkehr nach Möglichkeit ein; bleibende größere Ansammlungen von Menschen sind unmöglich. Jägervölker, die keinen oder verschwindenden Ackerbau treiben, wohnen oft so dünn verteilt, daß nur ein Mensch auf die Quadratmeile kommt, nicht selten noch dünner. Wo etwas Ackerbau dazu kommt, wie bei vielen Indianerstämmen, Dajaken, Papua, finden wir 10—40, bei höher entwickeltem Ackerbau in Innerafrika und dem Malayischen Archipel 100—300; küstenbewohnende Fischervölker sitzen im Nordwesten Nordamerikas bis zu 100 auf der Quadratmeile, in ähnlicher Dichtigkeit Hirtennomaden. Wo Fischfang und Ackerbau zusammentreffen, finden wir auf den ozeanischen Inseln bis zu 500. Dieselbe Zahl erreichen in vorwiegend steppenhaften Ländern die aus Nomaden und Ansässigen gemischten Vorderasiaten. Damit haben wir bereits den Schritt über die Schwelle einer anderen Kulturform gemacht, die in ihrer indisch-ostasiatischen Ausprägung über 10,000, in der europäischen unter Zusammenwirken der Industrie und des Verkehrs 15,000 auf der Quadratmeile ernährt.

Schon diese Aufzählung zeigt auf dem unteren Striche der Skala Völker der verschiedensten Zonen und Länder. Alle Naturvölker wohnen in dünner Verteilung; höhere Kultur bringt höhere Dichtigkeitsgrade mit sich. Jene sind von der Natur des Bodens abhängiger als diese; in Gebieten ähnlicher Ausstattung wohnen sie im allgemeinen gleichmäßiger verteilt. Die Unterschiede der gut bebauten, aber dünn bevölkerten, weiten Getreideflächen und der gartenartig angebauten, dichtbevölkerten Gebiete ergeben sich aus der Kultur.

In der dichten Bevölkerung liegt nicht bloß Stetigkeit und Bürgschaft kräftigen Wachstums, sondern auch unmittelbare Förderung der Kultur. Je näher sich die Menschen berühren, desto mehr teilen sie einander mit, desto weniger Kulturerwerbungen gehen verloren, desto höher steigert der Wettbewerb die Bethätigung aller Kräfte. Die Vermehrung und Befestigung der Volkszahl steht im engsten Zusammenhang mit der Kulturentwickelung; dünne Bevölkerung auf weitem Gebiet: niedrige Kultur; in alten und neuen Kulturzentren: dicht zusammengedrängte Volksmassen. China und Indien zählen über 600 Millionen Menschen, aber ein entsprechender Raum des dazwischen liegenden innerasiatischen Nomadenwinkels der Mongolei, Tibets und der östlichen Turkvölker noch nicht den sechzigsten Teil davon. Sechs Siebentel der Bevölkerung der Erde gehören den Kulturländern an.

Während die Geschichte der europäischen Völker seit Jahrhunderten dieselbe entschiedene Wachstumstendenz zeigt, der wir bereits in der Geschichte des Altertums begegnen, bieten die Naturvölker Beispiele von Schwankungen und Rückgang, wie wir sie bei jenen nicht oder nur kurze Zeit unter dem Einfluß zufälliger Umstände, wie Kriege oder Seuchen, finden. Schon in der dünnen Bevölkerung an sich liegt ein Anlaß ihrer Hinfälligkeit; ihre kleinen Zahlen werden leichter zum Schwinden und Verschwinden gebracht. Rascher Verbrauch der Lebenskräfte ist ein Merkmal aller Völker tieferer Kulturstufen. Die wirtschaftliche Grundlage ist schmal und lückenhaft, die Genügsamkeit streift nur zu oft an Armut, Mangel ist ein häufiger Gast, und es fehlen alle Vorsichtsmaßregeln, womit die Heilkunde unser Leben umgibt. Im Kampfe mit den übermächtigen Naturgewalten der Arktis und der südhemisphärischen Steppengebiete steigert sich häufiges Unterliegen besonders an der Grenze der Ökumene oft bis zur vollen Aufreibung, bis zum Tode eines Volkes. Das vielberufene **Aussterben der Naturvölker** hat man fälschlicherweise nur als Folge der Berührung mit der überlegenen Kultur aufgefaßt. Bei näherer Betrachtung erkennen wir aber zwei Fälle: die Selbstzerstörung und das Aussterben unter dem Einfluß der überlegenen Kultur. Beides wirkt in der Regel zusammen; keins würde ohne die Mitwirkung des anderen sein Ziel so rasch erreichen. Die Grundlage des gesunden Völkerwachstums ist die annähernde Gleichzahl der Geschlechter; bei den Naturvölkern

ist diese in der Regel gestört, die Kinderzahl meist klein. Das „zuvorkommende Hemmnis" Malthus' ist dem Menschen eigentümlich, dessen Blick in die Zukunft sieht. Aber in der menschlichen Gesellschaft ist es nicht einer höheren Schicht vorbehalten, die vorbeugend „durch Aufopferung eines temporären Vergnügens permanentes Wohlbefinden erkauft", sondern alle Mittel, die die Vermehrung hemmen können, werden auf den tiefsten Stufen in großer Ausdehnung angewendet, vor allen Krieg, Mord und Menschenraub. Der Wert des Menschenlebens steht hier tief: Menschenopfer und Menschenfresserei sprechen laut dafür. Endlich sind die Naturvölker weit entfernt von der idealen Gesundheit, die man ihnen angedichtet hat; nur die Neger Afrikas können als eine sehr robuste Rasse bezeichnet werden. Dagegen sind Australier, Ozeanier und Amerikaner Krankheiten viel mehr unterworfen als die Kulturmenschen und akklimatisieren sich schwer. Es ist keine Frage, daß diese schon vor der Berührung mit den Europäern in manchen Gegenden im langsamen Hinsiechen begriffen waren. Die Kultur bringt dann aber die Störung bis an die tiefsten Wurzeln, indem sie den Raum einengt, auf dessen Weite die eigentümlichen gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen (s. Kapitel 12 dieser Einleitung) der Naturvölker zugeschnitten waren. Sie führt Bedürfnisse und Genüsse ein, die mit der Lebensweise und Arbeitsleistung dieser Menschen nicht im Einklang stehen; sie bringt ihnen vorher unbekannte, in dem jungen Boden schrecklich wuchernde Krankheiten und dazu unvermeidlich Streit und Krieg. In größeren Gebieten: Nordamerika, Australien, Neuseeland, war der Erfolg des zivilisatorischen Fortschritts die räumliche Verdrängung der Eingeborenen in die ungünstigsten Gebiete und, damit Hand in Hand gehend, der Rückgang ihrer Zahl. In kleineren Gebieten, besonders auf den ozeanischen Inseln, aber auch in Cuba und Haiti, sind sie teils ausgestorben, teils durch Mischung aufgesogen, jedenfalls verschwunden. Wo sich bei größerer Zähigkeit der tiefer Stehenden und unter günstigeren Naturverhältnissen der Prozeß verlangsamt hat, wie in manchen Teilen Afrikas, im nördlichen Amerika, in Mexiko, ist eine Mischung im Gange, die endlich ihr Ziel, die Vernichtung der Eingeborenen in ihrer Eigenart und Selbständigkeit, erreichen wird. Bereits sind große Verschiebungen eingetreten, andere sind im Werden, und in weiten Gebieten sind schon wegen dieser passiven Bewegungen die Völker nur in Bewegung zu denken. Nordamerika hat bis zum 95.° westl. Länge nur noch traurige Trümmer von Indianerstämmen aufzuweisen, in Victoria und Neusüdwales gibt es kaum noch 1000 Nachkommen der Eingeborenen, und die Europäisierung von Nordasien, Nordamerika, Australien, der Inseln Ozeaniens ist nur noch eine Zeitfrage.

Schon heute lehren tausend Erfahrungen, daß in einem solchen Regen und Bewegen die Rassen nicht unverändert bleiben können, und daß selbst die größten, in Hunderten von Millionen vertretenen, nicht standhalten in der Brandung, die sie von allen Seiten umtost. Die Vermischung schreitet in vielen Teilen der Erde stürmisch vorwärts. Von Nord- und Ostafrika bringen Araber und Angehörige des Berberstammes gegen die Neger vor, deren entferntere Stämme bis zur Südspitze in ihren semitischen Zügen zeigen, wie lange schon diese Einflüsse an der Arbeit sind. (S. Abbildungen S. 12.) An die Stelle der Hottentotten treten die Bastaards, Mischlinge mit Europäern. In Canada ist indianische Mischung Eigenschaft fast aller französischen Siedelungen, in Mittel- und Südamerika sind schon heute die Mestizen und Mulatten stärker als die reinen Indianer, in Ozeanien haben längst Malayo-Polynesier die pazifischen Neger durchdrungen, in ganz Innerasien herrschen mongolisch-chinesische und -europäische Mischungen, tief nach Europa reichen sie herein und beeinflussen den ganzen Osten und Norden unseres Erdteils. Die größere Masse, das raschere Wachstum, die Überlegenheit in den entscheidenden Künsten räumen in diesem Prozeß fast immer der höheren Stufe Vorteile ein, wo nicht das Klima entgegenwirkt, und wir können von einer Aufsaugung der niederen durch die höheren auch dort sprechen, wo diese zunächst nicht in der Mehrheit auftreten. Wenn es irgend etwas Tröstliches in dem allgemeinen Hinschwinden der Naturvölker

gibt, so ist es die Gewißheit, daß ein großer Teil davon durch den Mischungsprozeß langsam gehoben wird. Man wiederholt zwar gern einen Satz angeblich alter Erfahrung, daß in den Mischlingen die schlechten Eigenschaften beider Eltern vorwiegend vertreten seien; doch genügt ein Blick auf das Völkerleben der Gegenwart, um zu sehen, daß Mulatten, Mestizen, Arabernegermischlinge in Nord- und Südamerika und in Afrika an der Spitze der Indianer und Neger marschieren. Die einmal begonnene Mischung führt immer weiter, jede neue Zufuhr vom Blut der höheren Rasse gleicht die Abstände nach der Höhe zu aus. Man beobachte, wie die Indianer in Mexiko oder Peru fast bis zum Niveau der Europäerabkömmlinge aufsteigen, von denen sie nach der Conquista eine unausfüllbare Kluft zu trennen schien.



Sandili, König der Gaika (semitischer Typus der Kaffern). Nach Photographie von G. Fritsch.

Wenn uns die Weltgeschichte eine zwar unterbrochene, aber dennoch fortschreitende Ausbreitung der Kultur über die Erde hin zeigt, so ist darin das naturgemäße Übergewicht der Zahl der Kulturvölker ein mächtiger Faktor. Indem das sich rascher vermehrende Volk auf die übrigen seinen Überfluß ergießt, überwiegt von selbst der Einfluß der höheren Kultur, die ja die Ursache oder Bedingung der stärkeren Vermehrung war. So erscheint uns die Ausbreitung der Kultur als ein sich selbst beschleunigendes Weiterwachsen kulturtragender Völker über die Erde hin, das die als Ziel und Aufgabe, Hoffnung und Wunsch vorausgesetzte Einheit des Menschengeschlechts immer vollständiger zu verwirklichen strebt.



Ein Gallamönch (hamitische oder semitische Mischung). Nach Photographie aus Pruner Beys Sammlung.

Suchen wir zum Schluß die Wege rückwärts zu verfolgen, die die wichtigsten Teile der Menschheit gemacht haben, so finden wir als Ausgangspunkt das Nebeneinanderbestehen mehrerer Abwandlungen oder, wie Blumenbach will, Ausartungen der einen Menschenart, die erst an wenigen Punkten zusammenflossen, um sich dann bei zunehmendem Verkehr immer mehr zu berühren und sich zuletzt so ineinander zu schieben und zu vermengen, daß von den ursprünglichen Varietäten heute keine mehr in ihrer ehemaligen Besonderheit vorhanden ist. Ihre Reste aber führen zurück auf zwei große, in der heutigen Rasse noch lebendige Gegensätze

zwischen Nordhalbkugel: weiße und mongoloide Rasse, und Südhalbkugel: Negerrasse. Sie umschließen die Gegensätze des kontinentalen Zusammenhanges und der ozeanischen Zergliederung, der tief in das nordpolare Gebiet verflochtenen und der von polaren Einflüssen durch den Ozean getrennten Welt. Die Negervölker können sowohl in Afrika als in Asien und im Stillen Ozean einst nördlicher gewohnt haben als heute, jedenfalls saßen sie immer südlich von dem Druck, der ihnen ihre heutigen Wohnsitze angewiesen hat.

## 3. Die Stellung der Naturvölker in der Menschheit.

Inhalt: Der Begriff „Naturvolk". — Fortbildung und Rückbildung. — Körperliche Unterschiede. — Der Begriff „Kulturrasse". — Das Tierähnliche im Menschen. — Worin besteht der Kulturbesitz? — Gemeinsamer Besitz der Menschheit an Vernunft, Sprache und Religion. — Im übrigen Kulturbesitze gibt es keine absoluten Unterschiede, sondern nur Verschiedenheiten des Grades.

Zuerst ein Wort von dem Namen, den wir auf diesen Seiten so häufig auszusprechen haben werden: Naturvölker. Das sind Völker, die mehr unter dem Zwange der Natur oder in der Abhängigkeit von der Natur stehen als die Kulturvölker. Es ist ein Unterschied der Lebensweise, der geistigen Anlage, der geschichtlichen Stellung, der sich in diesem Namen ausspricht; insofern dieser Name also nichts in diesen Richtungen vorbezeichnet und vorurteilt, finden wir ihn gerade für uns doppelt passend. Denn wir werden vielleicht diesen neutralen Namen mit einem in mehreren Beziehungen anderen Begriff zu füllen haben, als der geneigte Leser gewöhnt ist mit „Wilden" zu verbinden. Wir sagen Naturvölker, nicht weil sie in den denkbar innigsten Beziehungen zur Natur, wohl aber weil sie unter dem Naturzwange leben. Der Unterschied zwischen Natur- und Kulturvolk ist nicht in dem Grade, sondern in der Art des Zusammenhanges mit der Natur zu suchen. Die Kultur ist Naturfreiheit nicht im Sinne der völligen Loslösung, sondern in dem der vielfältigeren, breiteren und weiteren Verbindung. Der Bauer, der sein Korn in die Scheune sammelt, ist vom Boden seines Ackers endgültig ebenso abhängig wie der Indianer, der im Sumpfe seinen Wasserreis erntet, den er nicht gesäet hat; aber jenem wird diese Abhängigkeit minder schwer, weil sie durch den Vorrat, den er weise genug war zu sammeln, eine lange Fessel ist, die nicht so leicht drückend wird, während diesen jeder Sturmwind, der die Ähren ins Wasser schüttelt, an den Lebensnerv rührt. Wir werden nicht von der Natur im ganzen freier, indem wir sie eingehender ausbeuten und studieren, wir machen uns nur von einzelnen Zufällen ihres Wesens oder ihres Ganges unabhängiger, indem wir die Verbindungen vervielfältigen. Gerade wegen unserer Kultur hängen wir heutigestages am innigsten von allen Geschlechtern, die je gewesen, mit ihr zusammen.

Wenn die Gegensetzung von Naturvölkern und Kulturvölkern eine weite Kluft zwischen beiden zu öffnen scheint, so werden wir uns hierbei nicht beruhigen, sondern vor allem anderen die Frage aufwerfen: Welches ist die Stellung, die den Naturvölkern in der ganzen Menschheit zukommt? Jahrhunderte hindurch ist diese Frage mit jener Lässigkeit behandelt worden, die im Gefühl befriedigter Begierde nach Thatsachenwissen, nach Erzählungen und Schilderungen kein tieferes Bedürfnis empfand, das Verhältnis der „Wilden" zur übrigen Menschheit festzustellen. Diese schwarzen und braunen Menschen waren sehr fremdartig, sehr sonderbar, es war höchst interessant, von ihnen zu lesen: das genügte vollkommen. Lächeln wir nicht über diesen Standpunkt, unser Vergnügen an Reisebeschreibungen entspricht ihm heute noch: je unzivilisierter, desto spannender! Noch die in manchen Beziehungen bereits nach tieferen Ein- und Ansichten auch des Völkerlebens strebenden Forschungen eines Cook, Forster, Barrow, Lichtenstein haben für

die Zeitgenossen hauptsächlich ein romantisches Interesse gehabt und gaben zu philosophischen Betrachtungen wenig Anlaß. Die einzige tiefer gehende Anregung, die von dem großen Fortschritt in Zahl, Güte und Beliebtheit der Reiseschilderungen am Ende des letzten Jahrhunderts erteilt ward, bestand in der Erschütterung des Glaubens an jenen glücklichen Naturzustand, dem seit Rousseau die schönen Geister als dem wünschenswertesten huldigten, der aber nur in Urwäldereinsamkeiten und auf glücklichen Inseln verwirklicht sein sollte. Man suchte ihn, aber fand ihn nicht. Welche Enttäuschung für die gefühlvollen Herzen der Leser der „Indischen Hütte“ oder der Georg Forsterschen Schilderung der paradiesischen Otaheitier!

Langsam rückte die Betrachtung der Naturvölker aus der Perspektive des Herzens in die des Geistes; und damit sanken diese selbst um ein gutes Stück tiefer, um ebensoviel ungefähr, wie ihr geistiges Leben von dem unseren weiter abliegt als ihre gemütlichen Verhältnisse und Äußerungen, die man bisher mit Vorliebe betrachtet hatte. Es kam die Idee der völkerschichtenden Entwickelung in die Welt, wobei, wie man hervorheben muß, weniger auf Grund sachlicher Erwägungen als eines allgemeinen Gefühls die Nichtkulturvölker zu einer Art heterogenen Fundaments zusammengeballt wurden. Man begreift das fast leidenschaftliche Bedürfnis, dem kühnen Gedankenbau der Entwickelungslehre Stützen in der Welt der Thatsachen zu verschaffen, und wenn wir uns auch diesem Gefühl nicht überall anschließen, so wäre es ungerecht, zu verkennen, daß es, wie in aller Betrachtung des Lebens, so auch in der der Völker eine Bewegung hervorgerufen hat, die fruchtbare Wahrheiten ans Licht bringt. Auf jedem Gebiet ist am schwierigsten die Erforschung der Anfänge; aber gerade diesem einst vernachlässigten tiefsten Problem haben sich die Entwickelungstheoretiker auch in der Ethnographie mit einer bewundernswerten Einzigkeit des Vorsatzes zugewandt. Negativ oder positiv: ihre Ergebnisse sind dankenswert. Ihnen gebührt das Verdienst, ein reiches Material von Thatsachen der Wissenschaft zur Verfügung gestellt zu haben; von ihrem Eingreifen datiert gründliche Erforschung dessen, was man, etwas voreilig, Urzustände der Menschheit nennt.

Wir wissen diesen vorbereitenden Leistungen Dank, können uns aber nicht mit ihren Schlußgedanken befreunden. Sie suchen überall „Urzustände“ und „Entwickelung“. Hat man nicht das Recht, mit einigem Argwohn auf wissenschaftlichem Gebiet solchem Suchen zu begegnen, das im voraus schon so gut weiß, was es finden will? Die Erfahrung lehrt, wie nahe dabei die Gefahr der Voreingenommenheit liegt. Von einer Möglichkeit erfüllt, schlägt man die andere zu gering an. Findet ein von der Idee der Entwickelung getränkter Forscher ein Volk, das in mehreren oder selbst vielen Beziehungen hinter seinen Nachbarn zurücksteht, so verwandelt sich dies „hinter“ unwillkürlich in ein „unter“, d. h. in eine tiefere Sprosse der Leiter, auf der die Menschheit vom Urzustand zur höchsten Höhe der Kultur aufgestiegen ist. Das ist das Gegenstück der einseitigen, ja ausschweifenden Idee, daß der Mensch als ein zivilisiertes Wesen auf die Welt gekommen sei, daß aber eine rückwärts schreitende Entartung ihn zu dem gemacht habe, was man heute unter den Naturvölkern findet. So wie jener Entwickelungsgedanke bei den Naturforschern, hat diese Rückschrittsidee bei den Erforschern der Religion und der Sprache der Völker aus leicht erkennbaren Gründen den größten Beifall gefunden. Indessen ist sie heute sehr weit in den Hintergrund gedrängt, unserer Meinung nach wohl viel zu weit. Von ihr ist für die Forschung weniger Gefahr zu befürchten als von jener ihr am entschiedensten entgegengesetzten Meinung, deren Auffassung, in abstrakter Nacktheit ausgesprochen, etwa lauten würde: Es gibt in der Menschheit nur Aufstreben, nur Fortschritt, nur Entwickelung, keinen Rückgang, keinen Verfall, kein Absterben. Leuchtet nicht in dieser Fassung das Einseitige solcher Betrachtungsweise sogleich ein? Es ist wahr, daß nur die Radikalen dieser Richtung so weit gehen, und Darwin, der als großer Ideenschöpfer seine Gedanken am maßvollsten faßte, gibt zu, daß ohne Zweifel viele

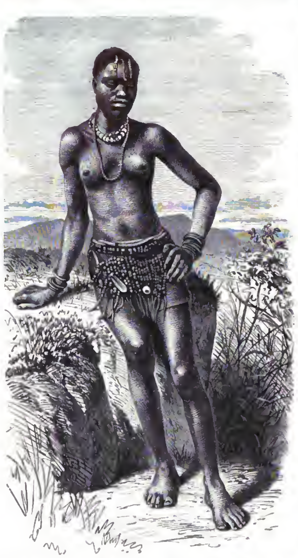
Nationen in ihrer Zivilisation rückwärts gegangen und einige in vollständige Barbarei verfallen sein mögen; trotzdem er, fügt er vorsichtig hinzu, in Bezug auf den letzteren Punkt keine Beweise gefunden habe. Aber auch er hat in seiner „Abstammung des Menschen" mehr als einmal der Versuchung nicht entgehen können, die Menschheit in sich selbst verschiedener und mit ihren angeblich niedrigsten Gliedern tiefer zur Tierwelt hinabreichend zu wähnen, als bei kühler Betrachtung möglich scheint.

Wir sehen hier die Extreme der Auffassung der Naturvölker. Es begreift sich, wie grundverschiedene Folgen sich daraus für die Betrachtung aller Seiten ihres Daseins, für die Beurteilung ihrer Vergangenheit und Zukunft ergeben müssen. Denn was kann verschiedener sein als eine Auffassung, die ihnen ihren Platz tief unter uns auf einer Stufe anweist, wo alle auf dem langen, beschwerlichen Wege zwischen ihrer und unserer Stellung gereiften Fähigkeiten noch unentfaltet sind, und eine andere, die sie so ziemlich auf einer Linie mit uns erblickt, gleich oder ähnlich hoch entwickelt, aber durch ungünstige Schicksale eines großen Teiles ihres Kulturbesitzes beraubt, dadurch verarmt, verelendet, zurückgekommen? Möge es gestattet sein, an der Hand der Thatsachen zu versuchen, uns dem mittleren Punkte, wo die Wahrheit liegt, vielleicht etwas mehr zu nähern, als es diesen Hypothesen bis jetzt verstattet war.

Die nächstliegende Frage ist die nach den angeborenen körperlichen Unterschieden, weil sie den untrüglichsten Schluß auf Art und Größe der innerhalb der Menschheit zu beobachtenden allgemeinen Verschiedenheiten machen lassen müssen. Aber das ist eine rein anthropologische, d. h. anatomisch-physiologische Angelegenheit, die als solche uns fern liegt. Wir begnügen uns mit einigen Bemerkungen, indem wir für alle einzelnen Thatsachen und alle weiteren Ausführungen auf den anthropologischen Teil dieses Sammelwerkes verweisen.[1] Von unserem ethnographischen Standpunkt aus, der uns die großen, folgenreichen Kulturunterschiede der Menschheit am deutlichsten erkennen läßt, kommen wir hier zuerst zu dem Wunsche, daß man den Begriff Kulturrasse mit Rücksicht auf die Menschheit eingehender prüfe, als es bis jetzt geschehen ist. Man würde, das läßt sich voraussagen, finden, daß zunächst im Körperbau der Kulturvölker Eigenschaften auftreten, die durch die Kultur hervorgerufen sind, ebenso wie anderseits der Körper der Naturvölker in gewissen Zügen deutlichst die Wirkungen einer Lebensweise aufweist, die durch den Mangel an fast allem bezeichnet wird, was wir gewohnt sind, Kultur zu nennen. Gustav Fritsch, ein Anatom, der die Naturvölker mitten in ihrer Natur studiert hat, stellt den Satz auf, daß die harmonische Entwickelung des menschlichen Körpers nur unter dem Einfluß der Kultur möglich sei; und man gewinnt aus seinen Schilderungen der Hottentotten, Buschmänner und selbst der Kaffern die Überzeugung, daß gut entwickelte, plastisch schöne Körper bei ihnen seltener sind als bei uns angeblich abgelebten Kulturmenschen. (S. Abbildung S. 16.) Er spricht es an einer Stelle deutlich aus, „daß der gesunde, normal entwickelte Germane, sowohl was die Proportionen als die Kraft und Fülle der Formen anlangt, in der That den durchschnittlichen Bau des zu den A-Bantu gehörigen Mannes übertrifft". Diese Bantu aber, darf man hinzusetzen, sind in dem Zweige der Kaffern, von dem hier speziell die Rede ist, einer der kräftigsten und gestähltesten Völkerstämme von Afrika. Wir haben in neuerer Zeit ähnliche Urteile öfters vernommen, und heute dürfte jener Ausspruch eines amerikanischen Ethnographen: das beste Modell des Apollo von Belvedere sei der Indianer, selbst nicht als Redeblume ohne Widerspruch passieren. Man ist tiefer eingedrungen und hat auch in dem Knochenbau Unterschiede nachgewiesen, die hier auf Einflüsse der Kultur, dort auf Einflüsse des unzivilisierten Lebens

[1] Johannes Ranke, „Der Mensch" (2. Aufl., Leipzig, Bibliographisches Institut, 1894).

zurückführen. Virchow hat Lappländer und Buschmänner geradezu als pathologische, d. h. verelendete, durch Hunger und Not heruntergekommene Rassen bezeichnet. Aber das für die Bestimmung des Wertes der Rassenunterschiede wichtigste Experiment, wofür die Wissenschaft viel zu klein und nur die Weltgeschichte selber mächtig genug ist, das ist erst im Werden. Die Einführung der sogenannten niederen Rassen in die Kulturkreise der höheren und die Niederwerfung der Schranken, die einst dieser Einführung entgegengetürmt wurden, ist nicht bloß eine glänzende That der Menschlichkeit, sondern gleichzeitig auch ein Geschehnis vom tiefsten wissenschaftlichen Interesse. Zum erstenmal werden Millionen der für am niedrigsten gehaltenen Rasse, der schwarzen, alle Vorteile, alle Rechte und alle Pflichten der höchsten Kultur zugänglich gemacht; nichts hindert sie, alle Mittel der Bildung zu gebrauchen, die (hier liegt das anthropologisch Interessante dieses Vorganges) notwendig eine Umbildung sein wird. Wenn wir heute auch nur mit annähernder Sicherheit sagen könnten, was in einer Reihe von Menschenaltern aus diesen 12 Millionen Negersklaven geworden sein wird, die in den letzten 20 Jahren in Amerika befreit worden sind und sich im Genuß der Freiheit und der modernsten Kulturerrungenschaften zu 100 Millionen vervielfältigt haben werden, so würde diese schwierige Frage nach den Kulturwirkungen in den Rassenunterschieden sicher zu beantworten sein. So aber müssen wir uns mit Andeutungen und Vermutungen begnügen.


Ein junges Mädchen vom Stamm der Bergdamara. (Nach Photographie im Besitz des Missionshauses in Barmen.)

Man darf die Meinung aussprechen, daß die rassenvergleichenden Studien der letzten Jahre das Gewicht der herkömmlich angenommenen anthropologischen Rassenunterschiede vermindern, und daß sie jedenfalls der Auffassung keine Nahrung geben, die in den sogenannten niederen Rassen der Menschheit einen Übergang vom Tier zum Menschen erblickt. Die allgemeine Tierähnlichkeit des Menschen in körperlicher Beziehung soll damit nicht bestritten werden, wohl aber die Annahme, daß einzelne Teile der Menschheit so viel tierähnlicher seien als andere. Auf Züge, die tierisch zu nennen sind, stößt man beim Studium der Völker aller Rassen: dies läßt sich nicht anders erwarten. Da der Mensch in seinem Körperbau eine so entschiedene Affenähnlichkeit bewahrt hat, daß auch neuere Systematiker bloß hierauf Gewicht legten und auf die alte Linnéische Zusammenstellung der Gattung Homo mit den Affen in einer Ordnung der Primates zurückkommen konnten, ohne unlogisch gescholten zu werden, genügt eine Reduktion des Geistigen in der Menschennatur, um in manchen Richtungen die Tierischkeit der stofflichen Grundlage geradezu grell hervortreten zu lassen. Wir alle sind leider mit der Auffassung vertraut, daß im Menschen eine Bestie verborgen sei, und das „tierische" Behagen, die Vertierung und andere nur zu geläufige Sprachformen beweisen, wie häufig sich unsere Phantasie zu entsprechenden Vergleichen aufgefordert findet. Wenn eine hungrige Familie australischer Eingeborener den Geiern ein Aas abjagt, das nach allem Rechte der Natur diesen längst zugehörte, um sich wie eine Herde neidischer, gieriger Schakale auf die Beute zu werfen und nicht eher vom Fressen abzulassen, bis sie der übervolle Magen zum Schlafe zwingt, so zeugt dies für eine Vertierung der Lebensweise, die alle Seelenregungen unterdrückt. Es wundert uns auch nicht, wenn Afrikareisende einen aufgestörten Buschmannschwarm, der in jedem Fremden, sei er weiß oder schwarz, einen Feind sieht, mit nichts anderem als einer Herde von fliehenden Schimpansen oder Orangs vergleichen. Man sollte aber nicht immer auf diese armen Naturvölker losschlagen, denen im ganzen von Natur keine größere Neigung zur Tierähnlichkeit innewohnt als uns. Es gibt moralisch gesunkene Europäer, die unter den Australiern stehen. Diese traurige Fähigkeit, tierähnlich sein oder werden zu können, ist leider allen Menschen vorbehalten, den einen etwas mehr, den anderen etwas weniger. Es hängt hauptsächlich vom anerzogenen, oft der Kultur entsprechenden Grade der Verstellungsfähigkeit ab, ob sie sich mehr oder minder häufig und deutlich äußert. Die Kultur aber ist es allein, die eine Grenze zwischen uns und den Naturvölkern zu ziehen im stande ist. Man muß es mit der größten Entschiedenheit betonen, daß der Begriff Naturvölker nichts Anthropologisches, nichts Anatomisch-Physiologisches in sich hat, sondern ein rein ethnographischer, ein Kulturbegriff ist. Naturvölker sind kulturarme Völker. Es können Völker von jeder Rasse, von jedem Grade natürlicher Ausstattung entweder noch nicht zur Kultur fortgeschritten oder in der Kultur zurückgegangen sein. Die alten Deutschen und Gallier traten der römischen Kultur verhältnismäßig nicht minder kulturarm gegenüber als uns die Kaffern oder Polynesier, und manches, was sich heute zum Kulturvolk der Russen zählt, war zur Zeit Peters des Großen noch reines Naturvolk.



Ein eisernes Beil europäischer Herkunft mit altem Knochenstiel, aus Neuseeland. (Christy Collection, London.)

In der That ist die Kluft des Kulturunterschiedes zweier Gruppen der Menschheit nach Breite und Tiefe vollständig unabhängig von der Größe des Unterschiedes ihrer Begabung. Man erwäge, daß in dem, was die Höhe der Kulturstufe ausmacht, in dem gesamten Kulturbesitz eines

Volkes, eine Fülle von Zufälligkeiten wirksam ist, die uns höchst behutsam machen sollten, daraus sogleich Schlüsse auf die körperliche, geistige und seelische Ausstattung des Volkes zu ziehen. Hochbegabte Völker können kulturlich arm ausgestattet sein und dadurch den Eindruck einer allgemein niederen Stellung innerhalb der Menschheit machen. Chinesen und Mongolen gehören derselben Rasse an, und doch, welcher Unterschied der Kultur! Noch größer ist dieser, wenn wir an die Stelle der Mongolen irgend einen der barbarischen Stämme setzen, die sich in den Grenzprovinzen Chinas wie Inseln aus der höher zivilisierten Menschenflut abheben, die sie ringsum umgibt und bald überflutet haben wird. Nach neueren Forschungen möchte es scheinen, daß manche von den Aino, den Urbewohnern der nördlichen japanischen Inseln (s. nebenstehende Abbildung), der kaukasischen Rasse näher stünden als der mongolischen. Und doch sind sie ein Naturvolk, sogar in den Augen der mongolischen Japaner. Die Rasse hat mit dem Kulturbesitz an sich nichts zu thun. Es wäre zwar thöricht, zu leugnen, daß in unserer Zeit die höchste Kultur von der sogen. kaukasischen oder weißen Rasse getragen wird; aber anderseits ist es eine ebenso wichtige Thatsache, daß seit Jahrtausenden in aller Kulturbewegung die Tendenz vorherrscht, alle Rassen heranzuziehen zu ihren Lasten und Pflichten und dadurch Ernst zu machen mit dem großen Begriff „Menschheit", dessen Besitz zwar als eine auszeichnende Eigenschaft der modernen Welt von allen gerühmt, an dessen Verwirklichbarkeit aber von vielen noch nicht geglaubt wird. Blicken wir aber nur über den Rahmen der kurzen und engen Begebenheiten hinaus, die man anmaßend die Weltgeschichte nennt, so werden als Träger der jenseits liegenden Ur- und Vorgeschichte Glieder aller Rassen anzuerkennen sein.



Aino vor ihrer Vorratshütte.
(Nach Photographie im Besitz des Freiherrn von Siebold in Wien.)

## 4. Wesen, Entstehung und Ausbreitung der Kultur.

Inhalt: Natur- und Kulturvölker. Sprache und Religion sind Allgemeinbesitz. Geschichtliche und geschichtslose Völker. Ursachen der Rückständigkeit vieler Völker. Kulturentwickelung ist Schätzesammeln. Die sogen. Halbkultur. Die stofflichen und geistigen Elemente im Kulturschatz. Die stofflichen Grundlagen und der geistige Kern. Die Naturbedingungen der Kulturentwickelung. Die Rollen der Ackerbauer und Hirten in der Entwickelung der politischen Kultur. Die Kulturzonen. Kulturverfall.

Aber was ist nun das Wesen des Unterschiedes, der die Natur- und Kulturvölker auseinander hält? Die Entwickelungstheoretiker treten uns bei dieser Frage keck entgegen und erklären sie für längst abgethan; denn wer könne zweifeln, daß die Naturvölker „die ältesten noch zu Tage stehenden Schichten der Menschheit“ seien? Sie seien Reste der kulturlosen Perioden, worüber andere Teile der Menschheit, die sich im Kampfe um das Dasein zu höherer Begabung emporgerungen und sich reicheren Kulturbesitz erworben hätten, längst hinausgeschritten seien. Dieser Annahme gegenüber erheben wir die Frage: Woraus besteht denn dieser Kulturbesitz? Die Vernunft, von allem die Grundlage, ja die Quelle von allem, ist sie nicht Allgemeingut der Menschheit? Der Sprache und Religion muß man den Vorrang als gewissermaßen edleren Äußerungen vor den anderen geben und sie näher an die Vernunft anschließen nach jenem schönen Worte Hamanns: „Ohne Sprache hätten wir keine Vernunft, ohne Vernunft keine Religion und ohne diese drei wesentlichen Bestandteile unserer Natur weder Geist noch Band der Gesellschaft.“ Gewiß ist, daß die Sprache einen unabsehbar mächtigen Einfluß auf die Heranbildung des menschlichen Geistes geübt hat. „Man muß“, sagt Herder, „die Sprachwerkzeuge als das Steuerruder unserer Vernunft und die Rede als den Himmelsfunken ansehen, der unsere Sinne und Gedanken allmählich in Flamme brachte.“

Und nicht minder sicher faßt die Religion der kulturarmen Völker alle Keime in sich, die später den herrlichen, blütenreichen Wald des Geisteslebens der Kulturvölker bilden sollen; sie ist Kunst und Wissenschaft, Theologie und Philosophie zugleich, so daß es nichts von noch so ferne her auf Ideales Hinstrebendes in diesem armen Leben gibt, das nicht von ihr umfaßt würde. Von den Priestern dieser Völker gilt es im wahrsten Sinne des Wortes, daß sie Bewahrer der göttlichen Geheimnisse sind. Die später wachsende Ausbreitung dieser Geheimnisse durch das Volk hin, die Popularisierung im größten Sinne, ist aber das deutlichste und tiefstreichende Merkmal des Kulturfortschrittes. Während nun an dem allgemeinen Besitz der Vernunft durch Menschen jeder Rasse und Stufe kein Mitmensch zweifelt, während das ebenso allgemeine Vorhandensein der Sprache eine Thatsache ist, und nicht einmal, wie man früher glaubte, die einfacher gebauten Sprachen den niederen Völkern, die reichsten den höchststehenden zugehören, wird das Vorhandensein der Religion bei Naturvölkern vielfach bezweifelt. Es wird auf den folgenden Seiten eine unserer Aufgaben sein, die Unbegründetheit dieser Annahme an der Hand vieler Thatsachen zu beweisen. Einstweilen dürfen wir die Allverbreitetheit irgend eines Grades von Religion annehmen.

Was die politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen anbelangt, so bemerken wir in den Naturvölkern sehr große Unterschiede des Kulturbesitzes; wir haben also bei ihnen nicht nur die Anfänge, sondern auch einen sehr großen Teil der Fortentwickelung der Kultur zu suchen, und es ist ebenso sicher, daß jene Unterschiede weniger auf abweichende Begabung als auf große Verschiedenheit der Entwickelungsbedingungen zurückzuführen sind. In der Entwickelung hat aber der Austausch seine Rolle gespielt, und unbefangenen Beobachtern ist oft angesichts der Dinge selbst mehr Übereinstimmung als Unterschied entgegengetreten. „Es

ist erstaunlich", ruft Chapman bei Betrachtung der Sitten der Damara aus, „welche Ähnlichkeit in den Sitten und Handlungen der menschlichen Familie über die Welt hin herrscht! Selbst die Damara üben hier Gebräuche, die ganz mit denen der Neuseeländer übereinstimmen, wie das Ausschlagen der Vorderzähne und das Abschneiden des kleinen Fingers." (S. auch die untenstehende Abbildung.) Es ist weniger erstaunlich, wenn, wie derselbe Reisende hervorhebt, die Übereinstimmung mit den Betschuanen noch weiter geht. Da nun das Wesen der Kultur einmal in der Anhäufung einer Masse von Erfahrungen liegt, dann in der Festigkeit, womit diese erhalten werden, und endlich in der Fähigkeit, sie fortzubilden oder zu vermehren, so heißt die erste Frage: Wie ist es möglich, daß sich die erste Grundbedingung der Kultur, nämlich die Anhäufung von Kulturbesitz in Form von Fertigkeiten, Wissen, Kraft, Kapital, verwirkliche? Man ist längst einig darüber, der erste Schritt dazu sei der Übergang aus der vollständigen Abhängigkeit von dem, was die Natur freiwillig darbietet, zur bewußten Ausbeutung ihrer für den Menschen wichtigsten Früchte durch eigene Arbeit, besonders in Ackerbau oder Viehzucht. Dieser Übergang eröffnet mit Einem Schlage alle die entferntesten Möglichkeiten der Kultur; dabei ist allerdings zu bedenken, daß es noch sehr weit von dem ersten Schritte bis zu der nur heute erreichten Höhe ist.



1) Trommel der Ambuella. (Nach Serpa Pinto.) 2) Trommel der Igorroten von Luzon. (Aus Dr. Hans Meyers Sammlung in Leipzig.)

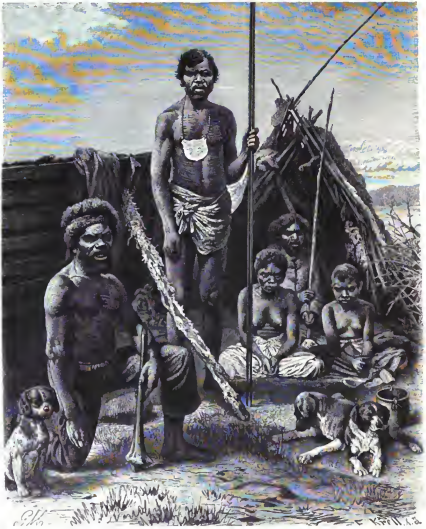
Der Geist des Menschen, also auch der Geist ganzer Völker zeigt weites Auseinandergehen sowohl wegen verschiedenartiger Begabung als auch wegen der verschiedenen Wirkungen, die äußere Umstände auf ihn üben. Hauptsächlich schwankt der Grad des inneren Zusammenhanges und damit der Festigkeit oder Dauer des geistigen Besitzes. Die Zusammenhangslosigkeit, das Auseinanderfallen dieses Besitzes, charakterisiert ebenso entschieden die tieferen Kulturstufen wie sein Zusammenhalt, seine Unentäußerbarkeit und seine Wachstumskraft die höheren. Wir begegnen auf tiefen Stufen einer Armut der Tradition, die diesen Völkern weder gestattet, sich selbst ein Bewußtsein ihrer früheren Schicksale für irgend beträchtliche Dauer zu erhalten, noch auch den geistigen Besitz durch die Erwerbungen einzelner hervorragender Geister oder durch Aufnahme und Pflege von außen kommender Anregungen zu stärken und zu mehren. Hier, wenn nicht alles trügt, liegt der Grund der tiefstgehenden Verschiedenheit der Völker. Man scheint ihn zu streifen, wenn man geschichtliche und geschichtslose Völker einander gegenüberstellt. Sind aber geschichtliche Thaten für die Geschichte deshalb verloren, weil sie die Erinnerung der Geschichtschreibung nicht aufbewahrt? Das Wesen der Geschichte besteht im Geschehen selbst, nicht in Erinnerung und Festhaltung von Geschehenem. Wir wollen lieber diese Verschiedenheit in den Gegensatz atomisierten und organisierten Volkstums

zurückleiten, weil der innere Zusammenhang den tiefsten Unterschied zu bezeichnen scheint, den es auf dem Gebiete geschichtlicher That, also hauptsächlich auf dem geistigen Gebiete, gibt. So wie die gesellschaftliche und staatliche ist auch die geistige Geschichte der Menschheit in erster Linie ein Fortschreiten aus der Zersplitterung zum Zusammenwirken; und zwar ist es die äußere Natur in erster Linie, woran sich der menschliche Geist erzieht, indem er sich zu ihr in ein erkennendes Verhältnis zu setzen strebt, dessen letztes Ziel der Aufbau eines geordneten Abbildes der Natur in seinem Inneren ist, d. h. die Schaffung der Kunst, der Poesie, der Wissenschaft.

Nach Rassenzugehörigkeit so verschieden wie möglich, bilden die **Naturvölker** keine Völkergruppe in anatomisch-anthropologischem Sinne. Da sie an den höchsten Kulturgütern der Menschheit in Sprache und Religion teilnehmen, darf man ihnen auch nicht ihre Stelle an dem Grunde des Stammbaumes der Menschheit anweisen oder ihren Zustand als Urzustand oder Kindheitszustand auffassen. Es ist ein Unterschied zwischen der rasch reifenden Unreife des Kindes und der geringen Gereiftheit des in manchen Beziehungen stehen gebliebenen und stillestehenden Erwachsenen. Was wir Naturvölker nennen, ist diesem letzteren nahe, jenem fern. Wir nennen sie kulturarme Völker, weil innere und äußere Verhältnisse sie gehindert haben, solche dauernde Entwickelungen auf dem Gebiet der Kultur zu vollenden, wie sie Kennzeichen der wahren Kulturvölker und Bürgen des Kulturfortschritts sind. Doch würden wir nicht wagen, sie kulturlos zu nennen, da die primitiven Mittel zum Aufschwung auf höhere Stufen: Sprache, Religion, Feuer, Waffen und Geräte, keinem fehlen, und gerade der Besitz dieser Mittel und vieler anderer, worunter hier nur Haustiere und Kulturpflanzen genannt sein mögen, zahlreiche und mannigfaltige Berührungen mit echten Kulturvölkern bezeugt.

Ursachen, warum sie diese Gaben nicht nützten, gibt es mancherlei. Geistige Minderbegabung pflegt in erster Linie genannt zu werden. Das ist bequem, aber mindestens nicht billig. Innerhalb der heutigen Naturvölker ist jedenfalls eine große Verschiedenheit der Begabung vorhanden. Doch darf man gelten lassen, daß sich im Laufe der Kulturentwickelung auch die um weniges höher begabten Völker mehr und mehr der Kulturmittel bemächtigt und ihrem Fortschritt Stetigkeit und Sicherheit angeeignet haben, während minder begabte zurückblieben. Aber die äußeren Verhältnisse sind hinsichtlich ihrer hemmenden oder fördernden Einwirkung deutlicher zu erkennen und abzuschätzen; sie zuerst zu nennen ist gerechter und logischer. Wir begreifen, warum die Wohnplätze der Naturvölker hauptsächlich an den äußersten Rändern der Ökumene, in den kalten und heißen Gegenden, auf abgelegenen Inseln, in abgeschlossenen Gebirgen, in Wüsten gefunden werden. Wir verstehen ihre Zurückgebliebenheit in Erdteilen, die für die Entwickelung des Ackerbaues und der Viehzucht so wenig Mittel darboten wie Australien, die Nordpolarländer und die nördlichsten und südlichsten Teile von Amerika. In der Unzuverlässigkeit unvollkommen entwickelter Hilfsquellen sehen wir eine Kette, die ihnen schwer am Fuße hängt und ihre Bewegungen in einen engen Raum bannt. Ihre geringe Zahl folgt daraus; und daraus wieder ergibt sich die geringe Gesamtmasse ihrer geistigen und körperlichen Leistungen, die Seltenheit hervorragender Menschen, die Abwesenheit des heilsamen Druckes, der auf Thätigkeit und Vorsicht des Einzelnen von den ihn umgebenden Massen ausgeübt wird und wirksam ist in der Schichtung der Gesellschaft in Stände und der Beförderung heilsamer Arbeitsteilung. Teilweise folgt aus jener Unzuverlässigkeit der Hilfsmittel auch die geringe Stetigkeit der Naturvölker. Ein Zug von Nomadismus durchdringt sie alle, erleichtert ihnen aber auch die ganze Unvollkommenheit ihrer unsteten politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen, auch wenn sie emsiger Ackerbau an die Scholle zu fesseln scheint. So entsteht trotz der oft reichlich zugemessenen und wohlgepflegten Kulturmittel ein zersplittertes, kräftevergeudendes, unfruchtbares Leben. Ohne inneren Zusammenhang ist dieses Leben auch ohne sicheres Wachstum, es ist nicht das Leben, worin sich die Kulturkeime erst heraus-

bildeten, die wir schon im Beginne dessen, was wir Geschichte nennen, in mehrfacher Zahl herrlich aufgegangen finden, es ist vielmehr voll von Kulturabfällen und unklaren Erinnerungen aus Kulturkreisen, die teilweise weit hinter dem Anfange unserer Geschichte liegen müssen. Sollen



Eingeborene von Queensland. (Nach Photographie.)

wir zum Schlusse kurz zusammenfassend bezeichnen, wie wir die Stellung dieser Völker zu denen auffassen, denen wir angehören, so sagen wir: Kulturlich bilden diese Völker eine Schicht unter uns, während sie nach natürlicher Bildung und Anlage zum Teil, soweit sich erkennen läßt, uns gleich, zum Teil uns nicht fern stehen. Aber diese Schichtung ist nicht so zu verstehen, daß sie

die nächst niederen Entwickelungsstufen unter uns bildet, durch die wir selbst hindurchgehen mußten, sondern so, daß sie sich ebensowohl aus stehen gebliebenen als zur Seite gedrängten und rückgeschrittenen Elementen ansammelt und aufbaut. Es ist also ein starker Kern positiver Eigenschaft in den Naturvölkern. Darin liegen Wert und Vorteil ihres Studiums. Die negative Auffassung, die nur sieht, was ihnen im Vergleich mit uns fehlt, ist eine kurzsichtige Unterschätzung.

Mit dem Worte Kultur bezeichnen wir gewöhnlich die Summe aller geistigen Errungenschaften einer Zeit. Indem wir von Kulturstufen, von hoher und niederer Kultur, von Halbkultur sprechen und Kultur- und Naturvölker einander gegenüberstellen, legen wir an die verschiedenen Kulturen der Erde einen Maßstab an, den wir von der Kulturhöhe hernehmen, die wir selbst erreicht haben. Unsere Kultur ist uns die Kultur. Nehmen wir nun an, daß in der That die höchste und reichste Entfaltung dieses Begriffes bei uns zu finden sei, so muß es uns für das Verständnis der Sache selbst am wichtigsten erscheinen, die Entfaltung dieser Blüte bis zum Keime zurückzuverfolgen. Wir werden unseren Zweck, einen Einblick in das Wesen der Kultur zu gewinnen, nur dann erreichen, wenn wir die treibende Kraft verstehen, die aus den ersten Anfängen alle Kultur entwickelt hat.

Jedes Volk hat geistige Gaben und entwickelt Geistiges in seinem Leben. Jedes nennt eine Summe von Wissen und Können sein, die seine Kultur darstellt. Der Unterschied zwischen diesen „Summen geistiger Errungenschaften“ liegt aber nicht nur in ihrer Größe, sondern auch in ihrer Wachstumskraft. Um ein Bild zu gebrauchen, erscheint uns ein Kulturvolk wie ein mächtiger Baum, der sich in jahrhundertelangem Wachstum zu Größe und Dauer über die Niedrigkeit und Vergänglichkeit kulturarmer Völker erhoben hat. Es gibt Pflanzen, die alljährlich hinsterben, und andere, die aus Kräutern kräftige Bäume werden. Der Unterschied liegt in der Erhaltung der Wachstumsergebnisse jedes einzelnen Jahres, ihrer Ansammlung und Befestigung. So würde selbst dies vergängliche Wachstum der Naturvölker, die man auch als Völkergestrüpp bezeichnet hat, Dauerndes erzeugen, jedes neue Geschlecht höher der Sonne entgegentragen und ihm festere Stützen in dem vom vorhergegangenen Geleisteten bieten, wenn in ihm ein Trieb der Erhaltung und Befestigung wirksam wäre. Aber dieser fehlt; und so geschieht es, daß alle jene zu Größerem bestimmten Pflanzen am Boden bleiben und elend verkommen, um Luft und Licht streitend, das sie oben in Fülle genießen könnten. Die Kultur ist ein Erzeugnis vieler Menschenalter.

In der Beschränkung, der räumlichen wie zeitlichen, die ebenso die Hütten, Dörfer, Völker wie die aufeinander folgenden Geschlechter isoliert, liegt die Verneinung der Kultur; in ihrem Gegenteil, im Zusammenschluß der Miteinanderlebenden und dem Zusammenhang der Aufeinanderfolgenden, liegt die Möglichkeit ihrer Entwickelung. In der Vereinigung der Mitlebenden wird die Erhaltung, im Zusammenhang der Generationen die Entfaltung der Kultur gesichert. Kulturentwickelung ist ein Schätzesammeln. Die Schätze wachsen von selbst, sobald erhaltende Kräfte darüber wachen. Auf allen Gebieten menschlichen Schaffens und Wirkens werden wir im Zusammenschluß den Grund jeglicher höheren Entwickelung sehen. Nur durch Zusammenwirken, durch gegenseitige Hilfe, sei es unter Zeitgenossen, sei es von Geschlecht zu Geschlecht, ist es gelungen, die Stufe der Gesittung zu erklimmen, wo die höchsten Glieder der Menschheit jetzt stehen. Von der Art dieses Zusammenschlusses und seiner Ausdehnung hängt dieses Wachstum ab. So haben sich ihm weniger günstig die zahlreichen kleinen, gleichwertigen Verbindungen der Familienstämme erwiesen, wo das Individuum nicht frei wurde, als die größeren, den individuellen Wettkampf befördernden Gemeinden und Staaten der modernen Völker.

Wir bezeichnen als das Wesentliche der höchsten Kulturentwickelung den größtmöglichen und innigstmöglichen Zusammenhang aller Mitstrebenden untereinander und mit den vergangenen Geschlechtern und die daraus sich ergebende größte Summe der Leistungen und Erwerbungen.

Zwischen den Extremen liegen alle Zwischenstufen, die wir unter dem vieldeutigen Namen Halbkultur zusammenfassen. Dieser „Halbwegsbegriff" verdient auch einige Worte. Wenn wir in der höchsten Kultur der energischen Bethätigung sowohl der erhaltenden als der weiterbauenden und weiterbildenden Kräfte begegnen, so sind es in der Halbkultur wesentlich jene, die zu größter Thätigkeit aufgerufen werden, während diese zurückbleiben und dadurch die Inferiorität der Halbkultur bedingen. Die Einseitigkeiten und Unvollkommenheiten der Halbkultur liegen auf der Seite des geistigen Fortschritts, während auf der wirtschaftlichen Seite die Entwickelung früher einsetzt. Vor 200 Jahren, als Europa und Nordamerika noch nicht durch Dampf, Eisen und Elektrizität ihren riesigen Aufschwung genommen hatten, versetzten China und Japan durch ihre Leistungen in Ackerbau, Gewerbe und Handel, ja selbst durch ihre heute in tiefen Verfall geratenen Kanäle und Straßen die europäischen Reisenden in das größte Erstaunen. Die Europäer aber und die europäischen Tochtervölker in Amerika und Australien haben in den letzten 200 Jahren diesen Vorsprung nicht nur eingeholt, sondern sind längst darüber hinausgegangen. Hier erkennt man, worin das Rätsel der chinesischen Kultur, ihres Höhestandes und Stillstandes, überhaupt aller Halbkultur liegt. Was anderes als die Lust des freien geistigen Schaffens hat den Westen so weit den Osten überholen lassen? Voltaire trifft den Punkt, wenn er sagt, die Natur habe den Chinesen die Organe gegeben, alles zu finden, was ihnen nützlich sei, aber nicht, darüber hinauszugehen. Im Nützlichen, in den Künsten des praktischen Lebens sind sie groß geworden, während wir ihnen nicht einen einzigen tieferen Blick in den Zusammenhang und die Ursachen der Erscheinungen, keine einzige Theorie verdanken.

Ist dieser Mangel einer Lücke ihrer Begabung entsprungen, oder liegt er in der Starrheit ihrer sozialen und politischen Organisation, die das Mittelmäßige begünstigt und das Geniale niederdrückt? Da er sich in allen Wandlungen ihrer Organisation erhielt, müssen wir uns für die Lücke in der Begabung entscheiden. Daraus allein ist auch die Starrheit ihrer sozialen Gliederung zu erklären. Die entscheidende Antwort kann freilich erst die Zukunft erteilen; denn es wird sich vor allem zu zeigen haben, ob und wieweit diese Völker auf den Kulturwegen fortschreiten werden, die Europa und Nordamerika ihnen so eifrig zeigen. Denn daß sie sie betreten wollen oder müssen, unterliegt längst keinem Zweifel. Man wird aber zur Lösung dieser Frage nicht kommen, wenn man sich auf den Standpunkt der Ganzkultur stellt, die in den Unvollkommenheiten Chinas, Japans 2c. Zeichen einer durchgehends niedrigeren Stufe des ganzen Lebens und häufig zugleich Zeichen einer vollständigen Hoffnungslosigkeit aller Aufschwungsversuche erblickt. Sollten in ihnen selbst nur die Fähigkeiten zur Halbkultur liegen, so wird das Fortschrittsbedürfnis durch Zuwanderung aus Europa und Nordamerika kräftigere Organe an die Spitze bringen und langsam die Volksmasse umgestalten. Dieser Prozeß mag manches der heutigen Kulturvölker erst zu seiner Höhe geführt haben. Wir erinnern an die Russen und Ungarn, und daran, daß Millionen von deutschen und anderen Einwanderern diesen Halbmongolen unter den Europäern Förderungen mancher Art geboten haben.

Die Summe der Kulturerrungenschaften jeder Stufe und jedes Volkes setzt sich aus materiellem und geistigem Besitz zusammen. Es ist wichtig, beide auseinander zu halten, da sie von sehr verschiedener Bedeutung für den inneren Wert der Gesamtkultur und vor allem für ihre Entwickelungsfähigkeit sind. Sie werden nicht mit den gleichen Mitteln, nicht gleich leicht, nicht gleichzeitig erworben. Dem geistigen Kulturbesitz liegt der materielle zu Grunde. Geistige Schöpfungen kommen als Luxus nach der Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse. Jede Frage nach der Entstehung der Kultur löst sich daher in die Frage auf: Was begünstigt die Entwickelung der materiellen Grundlagen der Kultur? Hier ist nun in erster Linie zu betonen, daß, nachdem in der Benutzung der Mittel der Natur für die Zwecke des Menschen der Weg zu dieser Ent-

wickelung gegeben ist, nicht der Reichtum der Natur an Stoffen, sondern an Kräften oder, besser gesagt, an Kräfteanregungen es ist, der die höchste Schätzung verdient. **Diejenigen Gaben der Natur sind für den Menschen am wertvollsten, durch die die ihm innewohnenden Quellen von Kraft zu dauernder Wirksamkeit erschlossen werden.** Dies vermag selbstverständlich am wenigsten jener Reichtum oder jene sogenannte Güte der Natur, die ihm gewisse Arbeiten erspart, die unter anderen Umständen notwendig wären, wie die Wärme in den Tropen das Hüttenbauen und das Sichkleiden so viel leichter macht als in der gemäßigten Zone. Vergleichen wir das, was die Natur zu bieten vermag, mit dem, was an Möglichkeiten dem menschlichen Geist innewohnt, so ist der Unterschied gewaltig und liegt vorzüglich in folgenden Richtungen: Die Gaben der Natur sind an sich in Art und Menge auf die Dauer unveränderlich, aber der Ertrag der notwendigsten schwankt von Jahr zu Jahr und ist unberechenbar. Sie sind an gewisse äußere Umstände gebunden, in gewisse Zonen, bestimmte Höhen, an verschiedene Bodenarten gebannt. Der Macht des Menschen darüber sind ursprünglich enge Schranken gezogen, die die Entwickelung seiner Geistes- und Willenskraft zu erweitern, aber nie zu durchbrechen fähig ist. Die Kräfte des Menschen dagegen gehören ganz nur ihm; er kann nicht bloß über ihre Anwendung verfügen, sondern sie auch vervielfältigen und verstärken, ohne daß darin wenigstens bis heute eine Grenze zu ziehen wäre. Nichts lehrt schlagender die Abhängigkeit der Naturausnutzung vom Willen des Menschen als der über alle Teile der Erde hin, durch alle Klimate, über alle Höhenstufen gleiche Zustand der Naturvölker.

Nicht zufällig hat das Wort Kultur auch noch den Sinn des **Ackerbaues**. Hier liegt seine etymologische Wurzel und auch die Wurzel dessen, was wir im weitesten Sinne unter Kultur verstehen. Das Hineinarbeiten einer Summe von Kraft in eine Erdscholle ist der beste, meistversprechende Anfang jener Unabhängigkeit von der Natur, die in ihrer Beherrschung durch den Geist ihr Ziel findet. Am leichtesten schließt sich hier Glied an Glied der Kette der Entwickelung an; denn in jährlich wiederholter Arbeit auf demselben Boden konzentriert sich Schaffen und festigt sich Tradition; und so werden hier die Grundbedingungen der Kultur geboren.

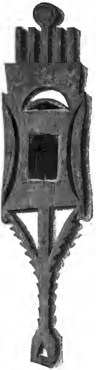
Die Naturbedingungen, die Ansammlung von Reichtum aus der Fruchtbarkeit des Bodens und der darauf verwandten Arbeit gestatten, sind also zweifellos von der größten Bedeutung für die Entwickelung der Kultur. Aber es ist dennoch unzulässig, mit **Buckle** zu sagen, es gebe kein Beispiel in der Geschichte, daß ein Land durch seine eigne Anstrengung zivilisiert worden wäre, wenn es nicht eine jener Bedingungen in einer sehr günstigen Form besaß. Für die erste Existenz des Menschen waren warme, feuchte, mit Fruchtreichtum gesegnete Länder ohne Frage am förderlichsten, und der Urmensch ist am leichtesten als Tropenbewohner zu denken. Wenn aber anderseits die Kultur nur als eine Entwickelung der Kräfte des Menschen an der Natur und durch die Natur zu denken ist, so konnte sie nur durch irgend einen Zwang geschehen, der den Menschen in ungünstigere Verhältnisse versetzte, wo er für sich selbst mehr sorgen mußte als in dieser weichen Wiege der Tropenwelt. Dies führt aber zu gemäßigten Ländern, die wir mit derselben Notwendigkeit als die Wiege der Kultur ansehen wie die tropischen als die Wiege des Menschen. Wir haben in den Hochebenen von Mexiko und Hoch-Peru minder fruchtbare Länder als in den umgebenden Tiefländern; dennoch finden wir die größte Entwickelung in Amerika auf diesen beiden Hochebenen. Selbst heute erscheinen sie bei hoch gesteigerter Kultur so dürr und öde wie Steppen neben der ungemein üppigen und prachtvollen Natur der an vielen Stellen nur eine Tagereise weit entfernten Tief- und Stufenländer. In tropischen und subtropischen Ländern nimmt die Fruchtbarkeit des Bodens im allgemeinen mit starker Erhebung ab, und unter jeder Art klimatischer Bedingungen sind die Hochebenen niemals so fruchtbar wie Tiefländer, Hügelländer oder Gebirgshänge. Nun hatten diese amerikanischen Kulturen beide ihren Sitz auf Hoch-

ebenen: der Mittelpunkt der mexikanischen, die Hauptstadt Tenochtitlan (an der Stelle des heutigen Mexiko), lag in 2280 m Höhe, Cuzco in Peru in 3500 m Höhe. Von Hitze und Feuchtigkeit findet man in diesen beiden Ländern bedeutend weniger als in dem größten Teil des übrigen Mittel- und Südamerika.

Es führt dies zur Erkenntnis, daß, wenn auch die Kultur an ihrer Wurzel einen engen Zusammenhang mit der Kultur des Bodens besitzt, doch bei weiterer Entwickelung eine Beziehung zwischen beiden nicht notwendig ist. Indem ein Volk wächst, löst sich seine Kultur vom Boden los und schafft sich, je weiter sie sich entwickelt, immer mehr Organe, die nicht bloß dem Einwurzeln dienen. Man möchte sagen, dem Ackerbauer wohne eine natürliche Schwäche inne, die sich durch die Ungewohntheit der Waffen, durch seine den Mut, die Unternehmung schwächende Liebe zum Besitz und zur Ansässigkeit unschwer erklärt. Das höchste Maß politischer Kraftäußerung finden wir dagegen bei dem in vielen Beziehungen als natürlicher Antipode dem Ackerbauer entgegenstehenden Jäger und Hirten, vor allem bei dem Hirten, der mit der Beweglichkeit die Fähigkeit des massenhaften Auftretens und mit der Kraft die Disziplin vereinigt. Gerade das, was es dem Ackerbauer schwer macht, jene Kraft zu entwickeln, kommt hier förderlich zur Geltung: der Mangel der Ansässigkeit, die Beweglichkeit, die Übung der Stärke, des Mutes und der Waffengewandtheit. Und blicken wir über die Erde hin, so finden wir in der That die festesten Organisationen der sogenannten Halbkulturvölker durch Verschmelzung dieser Elemente hervorgebracht. Das so entschieden ackerbauende Volk der Chinesen beherrschen die Mandschu nach den Mongolen, die Perser stehen unter turkestanischen Herren, die Ägypter standen und stehen unter Hyksos, Arabern und Türken: alles herumschweifende Völker; in Innerafrika sind die nomadischen Wahuma die Gründer und Erhalter der festesten Staaten von Uganda und Unyoro, und im Staatengürtel des Sudan, der von Meer zu Meer zieht, ist jeder einzelne Staat von Einwanderern aus den Steppen und Wüsten gegründet; in Mexiko haben die rauhen Azteken das verfeinerte Ackerbauervolk der Tolteken unterworfen. In der Einzelgeschichte der Grenzstriche zwischen Steppe und Kulturland würde sich diese Regel noch in einer langen Reihe von Fällen bestätigen. Wir erkennen hier ein Gesetz der Geschichte. Nicht darum sind also die minder fruchtbaren Hochebenen und die den Hochebenen nächstgelegenen Striche überall der Entwickelung höherer Kultur, der Bildung von Kulturstaaten so förderlich gewesen, weil sie kühleres Klima und dadurch Nötigung zum Ackerbau boten, sondern weil sich hier die erobernde und zusammenhaltende Kraft der Nomaden mit der fleißigen Arbeit des in Kulturoasen zusammengedrängten, allein nicht staatenbildenden Ackerbauers vermählte. Daß dabei die Seen eine gewisse Rolle spielten als Anlehnungs- und Kristallisationspunkte solcher Staaten, wie der Titicaca in Peru, die Lagunen von Tezcoco und Chalco in Mexiko, der Ukerewe und Tschad in Innerafrika, ist eine interessante, aber mehr nebensächliche Erscheinung.

Über die lokalen Begünstigungen und Hemmungen der Kultur durch den Einfluß der geschichtlich wirksamen Eigenschaften des Klimas hinaus wirken am eingreifendsten die verschiedenen Klimate durch die Erzeugung von großen Gebieten ähnlicher klimatischer Bedingungen, Kulturgebieten, die gürtelförmig um den Erdball angeordnet sind. Man kann sie Kulturzonen nennen. Nach den geschichtlichen Erfahrungen, worüber bis heute die Menschheit verfügt, ist die gemäßigte Zone die eigentliche Kulturzone. Nicht bloß Eine Gruppe von Thatsachen spricht hierfür. Die wichtigsten, organisch zusammenhängendsten, in diesem Zusammenhang und durch ihn am stetigsten sich fortbildenden, nach außen anregendsten geschichtlichen Entwickelungen der letzten drei Jahrtausende gehören dieser Zone an. Daß nicht zufällig das Herz der alten Geschichte in dieser Zone am Mittelmeere schlug, lehrt sehr deutlich das Verharren der wirksamsten geschichtlichen Entwickelungen in der gemäßigten Zone auch nach der Erweiterung des Geschichts-

kreises über Europa hinaus, ja selbst nach der Verpflanzung der europäischen Kultur nach jenen neuen Welten, die sich in Amerika, Afrika und Australien aufthaten. Zwar flechten sich unendlich viele Fäden in dieses große Gewebe hinein; aber da alles, was die Völker schaffen, am Ende auf dem Thun der Einzelnen beruht, so ist zweifellos das Folgenreichste davon einmal die Zusammendrängung einer möglichst großen Zahl möglichst leistungsfähiger Individuen in der gemäßigten Zone und dann die Aneinanderreihung und Zusammenfassung der einzelnen Kulturgebiete in einen Kulturgürtel, wo der Verkehr, der Austausch, die Mehrung und Befestigung der Elemente des Kulturschatzes die günstigsten Bedingungen finden, wo mit anderen Worten die Erhaltung und die Fortentwickelung der Kultur auf der größten geographischen Grundlage ihre Thätigkeit entfalten können.


Ein Spiegel texanischer Indianer. (Ethnographisches Museum, Stockholm.)

Alte Halbkulturen, deren Resten wir in den tropischen Ländern begegnen, gehören einer Epoche an, wo die Kulturarbeit keine so gewaltigen Forderungen an die einzelnen stellte, wo aber ebendarum die Kulturblüte vorübergehender war. Das Studium der geographischen Verbreitung alter und neuer Kulturen scheint zu lehren, daß sich mit dem Wachsen der Kulturaufgaben der Kulturgürtel nach den Gebieten der größten Leistungsfähigkeit in den gemäßigten Klimaten zusammenzog. Für die Urgeschichte des Menschengeschlechts und die Geschichte seiner Verbreitung, für die Deutung der Kulturreste in Tropenländern ist diese Erwägung wichtig. Eine andere Art von Kulturverfall lehren die Beispiele der Aufsaugung kulturlich höherstehender Völker durch tieferstehende, denen der Vorteil besserer Anpassung an schwere Lebensbedingungen zu gute kommt. Die verachteten Skrälinger haben die Normannen Grönlands in sich aufgenommen. Und hat sich nicht jede Gruppe von Europäern, die in die arktischen Eiswüsten vordrang, für die Zeit ihres Aufenthalts in jenen traurigen Gefilden an die Eskimositten gewöhnen, die Künste und Fertigkeiten der Arktiker erlernen müssen, um den Kampf mit den Naturmächten der Polarzone auskämpfen zu können? So ist aber auch manches Stück Kolonisation auf tropischem und polarem Boden ein Herabsteigen zu den Bedürfnissen der Eingeborenen. Die kolonisatorische Kraft der Portugiesen in Afrika, der Russen in Asien liegt eben darin, daß sie das besser können als ihre Wettbewerber.

Die bei unvollkommenen Mitteln in sich geschlossene und vollendete Kultur ist doch ästhetisch und ethisch eine höhere Erscheinung als wenn sie sich im Aufwärtsstreben und Wachsen zersetzt. Unerfreulich sind daher die ersten Folgen der Berührung einer höheren Kultur mit einer niedrigeren, die höhere getragen vom Abschaum einer Welt, die niedrigere von den durch Erfüllung eines engen Kreises im Engen Vollendeten und Befriedigten. Man denke an die ersten Ansiedelungen von Walfischfängern und entlaufenen Matrosen auf dem kunst- und überlieferungsreichen Neuseeland oder Hawaii und an die Wirkung der ersten Branntweinschenken und Bordelle auf diesen Inseln! Für Nordamerika hat zuerst Schoolcraft auf den schnellen Verfall hingewiesen, den alle einheimische industrielle Thätigkeit infolge der Einführung zweckmäßigerer Werkzeuge, Geschirre, Kleider &c. durch die Weißen erleiden mußte. Als der europäische Handel leicht mit allem versorgte, was lange fortgesetzte, mühselige Arbeit oft nur in unvollkommener Weise bisher herzustellen vermocht hatte, nahm die

Thätigkeit der Eingeborenen nicht nur auf dem Felde ab, wo sie Bedeutenderes geleistet hatten, sondern sah sich überhaupt geschwächt, verlor das Gefühl der Notwendigkeit, des Vertrauens zu sich selbst, und mit der Zeit ging so die Kunst selbst verloren. Wir wissen heute, daß es in Polynesien, in Afrika und bei dem ärmsten Eskimo ebenso zugeht. (Vgl. die Abbildungen S. 17 u. 27.) Für Afrika ist es eine ausgesprochene Regel: an der Küste ein Zersetzungsgebiet, dahinter höhere Kultur, das Beste im unberührten Innersten. Selbst die so selbständige japanische Kunst ging beim Anblick der künstlerisch tieferstehenden europäischen Muster zurück.

---

## 5. Die Sprache.

Inhalt: Die Sprache ist eine allgemeine Fähigkeit der heutigen Menschheit. — Sprachenlernen bei Naturvölkern. — Veränderungen der Sprachen. — Gibt es eine Beziehung zwischen Rassen- und Spracheigentümlichkeiten? — Entstehung, Wachstum und Verfall der Sprache. — Fossile Wörter; Dialekte und Sprachen. — Beziehung zwischen Sprache und Kulturhöhe. — Arme und reiche Sprachen. — Die Ausdrücke für Zahlen und Farben. — Gebärdensprache. — Schrift.

„So ist die Begabung des Menschen, so seine Umstände, seine Geschichte, daß Sprache überall und ausnahmslos sein Besitztum geworden. Und so wie die Sprache allen Menschen eigen, ist sie auch ein Vorrecht der Menschheit: nur der Mensch besitzt Sprache." (Herder.) Und er besitzt sie in nicht wesentlich verschiedenem Grade. Jedes Volk kann jedes anderen Volkes Sprache lernen. Wir sehen täglich Beispiele von vollkommener Bemeisterung fremder Sprachen. Und darin sind keineswegs die Kulturvölker den Naturvölkern unbedingt überlegen. Viele höher gestellte Waganda sprechen Kisuaheli, einige arabisch; zahlreiche Wanjamwesi haben dieselbe Sprache gelernt. In den Handelsplätzen der afrikanischen Westküste gibt es genug Neger, die zwei- und selbst dreisprachig sind; und in den Indianerschulen Kanadas erstaunt die Missionare nichts so sehr als die leichte Bemeisterung des Englischen und Französischen durch die indianische Jugend.

Die Sprachmittel, die Laute ebenso wie die sie begleitenden Gebärden, sind über die ganze Erde hin einander sehr ähnlich, und nicht sehr weit geht der innere Aufbau der Sprachen auseinander. Man kann sagen, die menschliche Sprache ist eine an der Wurzel, die sie tief in die Seele des Menschen treibt; doch ist sie in sehr viele, sehr verschiedene Äste und Zweige auseinander gegangen. Zahllose Sprachen, die in jedem Grade voneinander abweichen: Dialekte, Schwester- oder Tochtersprachen, selbständige Sprachstämme, erfüllen mit wechselnden Tönen die Hütten und Haine der Menschen. Einige Völker können sich untereinander noch annähernd verständigen; einige Sprachen, die einander nicht so nahe stehen, zeigen doch bei oberflächlicher Betrachtung Ähnlichkeit, bei anderen liegen die Ähnlichkeiten so tief, daß nur noch die Wissenschaft dahin vordringt. Eine große Zahl von Sprachen endlich ist anscheinend völlig verschieden, nicht bloß in den Wörtern, sondern in der Struktur, den Beziehungen, die sie ausdrücken, den Redeteilen, die sie unterscheiden. Dabei gehen diese Unterschiede keineswegs Hand in Hand mit geistigen Verschiedenheiten der Sprecher. Individuen von jeder Abart der Begabung gebrauchen denselben Dialekt, und Seelen derselben Begabung und Richtung können sich nicht verständigen. Auch mit geographischen Verschiedenheiten stimmen sie nicht überein, und oft auch nicht mit Rassenunterschieden. Um wieviel steht nicht der englisch redende Neger dem Engländer ferner als der Chinese dem sprachlich tief verschiedenen Mikronesier! Die Bedeutung der Sprache für die Völkerforschung muß ganz wo anders als in dem auf Sprachverwandtschaft beruhenden Nachweise der Völkerverwandtschaft gesucht werden. Die Sprache wird immer in erster Linie als die Vorbedingung

aller Kulturarbeit der Menschheit erscheinen. Sie kann das erste und wichtigste, ja das entscheidende Werkzeug des Menschen genannt werden. Sie ist aber auch so veränderlich wie ein Werkzeug. Ein Wort kann im Laufe der Jahrhunderte sehr verschiedene Bedeutungen annehmen, ganz verschwinden, durch andere, eigens ersonnene oder einer anderen Sprache entnommene ersetzt werden. Sie wird abgelegt wie ein Werkzeug und wieder aufgenommen. Nicht bloß einzelne verlieren ihre Muttersprache, wie der in Australien mit zwölf Jahren zum Naturmenschen gewordene Franzose Narcisse Pelletier, oder die Akka Mianis, die, im Knabenalter nach Italien gebracht, ihre Muttersprache nach wenigen Jahren gänzlich vergessen hatten: ganze Völker legen eine Sprache ab und nehmen eine andere an, wie man ein Kleid an- und ablegt. Es gibt gewisse Kulturerrungenschaften, die dauerhafter sind als die Sprache, z. B. die Kenntnis der Viehzucht. Wenn die Vergleichung der Religionsformen uns beständig darauf führt, daß sich die Namen ändern, während die Sache bleibt, so liegt hierin ein guter Beweis für den höheren Grad von Veränderlichkeit der Sprache im Vergleich zu anderen ethnographischen Merkmalen. Wir würden bei diesem für den Kenner des Völkerlebens so selbstverständlichen Punkte nicht zu verweilen wagen, wenn nicht noch immerfort die linguistischen Klassifikationen mit den anthropologisch-ethnographischen vermischt würden. Hat doch selbst eine sprachwissenschaftliche Autorität wie Lepsius es notwendig befunden, gegen die Auffassung zu protestieren, daß sich Völker und Sprachen nach Abstammung und Zusammengehörigkeit decken, wie noch immer in viel zu hohem Grade vorausgesetzt zu werden pflege: „Die Verbreitung und Vermischung der Völker geht ihren Weg und die der Sprachen, wenn auch stets durch diesen bedingt, den ihrigen, oft gänzlich verschiedenen. Die Sprachen sind das individuellste Erzeugnis der Völker und ihr unmittelbarster geistiger Ausdruck; aber sie lösen sich häufig von ihren Erzeugern los, überziehen große fremde Völker und Rassen oder sterben ab, während ihre früheren Träger, ganz andere Sprachen sprechend, fortleben.“ Es versteht sich, daß im Lichte einer solchen tieferen Betrachtung Begriffe wie indogermanische Rasse, semitische Rasse, Banturasse nicht bloß wertlos, sondern ganz verwerflich sind, weil sie irre führen, und daß, so unberechenbar groß Wert und Einfluß der Sprachen als erste Stütze und Stab in der geistigen Entfaltung der Menschheit gewesen sein mögen, ihre Bedeutung für die Nachweisung innerer Unterschiede der Menschheit ungemein gering ist. Während das wilde Jägervolk der Buschmänner eine fein gebaute, reiche Sprache spricht, finden wir die nach entwickelungstheoretischen Ansichten einfachste Sprache, die flexionslose chinesische mit ihren 450 wie Steine eines Geduldspieles aneinander zu setzenden und wieder aufzulösenden und dabei immer unverändert, eigentlich unorganisch bleibenden Wurzelwörtern, bei dem Volke, das die höchste und dauerndste Kultur Asiens entwickelt hat. Man kann unter diesen Verhältnissen wohl einen Stammbaum der Sprachen aufrichten, darf uns aber nicht glauben machen wollen, daß damit für den Stammbaum dieser Menschheit irgend etwas gewonnen sei, wo wir die niedrigst organisierte Sprache von einem der höchsten Völker und eine höchst organisierte von einem der niedrigsten gesprochen finden. Die neuere Sprachwissenschaft scheint sich übrigens auch von einem Stammbaum aller Sprachen, einem Weltsprachstammbaum, nicht mehr so viel zu versprechen wie einst. Was dort als einsilbige Sprache an der Wurzel des Stammbaumes vegetierte, erscheint ihr jetzt mehr aus Rückgang als aus Verharrung so arm und starr, und jene mit Vogelgezwitscher und anderen Tierstimmen verglichenen Schnalzlaute südafrikanischer Sprachen betrachtet sie jetzt nicht so sehr als Reste der Tierheit denn als „charakteristischen Ausdruck sprachlicher Indolenz und Verkommenheit“. Von irgend einem Rest von Ursprache ist keine Rede mehr, sondern man sieht auf diesem Gebiete nur Entwickeltes und Rückwärtsgegangenes.

Die Universalität der Sprache ist das einfache Resultat der Thatsache, daß alle Teile der Menschheit lange genug existieren, um die Keime ihrer Sprachfähigkeit bis zu dem Grade zu

entfalten, wo wir sie als Sprache bezeichnen. Nicht bloß Haeckels Alali ist lange, lange in die Vergessenheit hinabgestiegen; auch alle, die unvollkommen redend, lallend, nach ihm kamen, sind nicht mehr. Aber die Universalität reicht hier weiter: die Unterschiede der Organisationshöhe sind in den heutigen Sprachen gering. Die Sprache ähnelt hierin gewissen universellen Künsten oder Werkzeugen, die bei Naturvölkern nicht schlechter sind als bei den Kulturträgern. Ist es nicht mit der Universalität der Religionsbegriffe, der Kunsttriebe, der einfachen Geräte ähnlich bestellt? Zu Grunde liegt der Sprache der Trieb zur Mitteilung; sie ist daher nicht das Produkt des einzelnen Menschen, sondern des Menschen in der Gesellschaft und in der Geschichte. Für und durch Mitteilung erwerben wir unsere ersten Kenntnisse, sie entwickelt und bereichert die Sprache, sie schafft ihre Einheit, indem sie das Wuchern der dialektischen Abänderungen beschränkt. Wir sprechen, um verstanden zu werden, wir hören und lernen, um zu verstehen, wir sprechen, wie es verständlich ist, wie andere, nicht wie wir es brauchen. Insofern zeigt die Sprache am deutlichsten und allgemeinsten die folgenreiche, das Individuelle einschränkende Wirkung des Lebens in der Gesellschaft.

Alle Sprachen der Gegenwart sind alt an sich oder stammen aus alten Geschlechtern, alle tragen die Spuren geschichtlicher Entwickelung, sie sind alle sehr weit entfernt von dem ersten Ursprung, und für ihre Deutung hat die Sprachforschung die Wauwau-Theorie beiseite gelegt. Von dem beweglichen Munde des lebenden Menschen getragen und der Seele, dem Ausgangspunkt der Lebensäußerungen, nahe bleibend, trägt die Sprache das Merkmal des Lebens: beständige Veränderung. Überlebt sie auch die Geschlechter derer, die sie sprachen, so lebt sie doch mit ihnen und erfährt Veränderungen. Und endlich stirbt sie auch. Das Altägyptische starb noch früher als die ägyptische Kultur, das Altgriechische überlebte nicht lange die selbständige Existenz des Griechenvolkes, mit Rom fiel das Lateinische. Die drei Sprachen, die hier genannt wurden, sind nicht kinderlos gestorben, sie leben im Koptischen, Neugriechischen und in den romanischen Tochtersprachen fort. Seltener sind Sprachen kinderlos gestorben, wie das Gotische. Doch selbst dieses wird von nahe verwandten Schwestersprachen überlebt, die den Stamm erhalten. Aber das Baskische wird, einsam stehend, ohne alle näheren Verwandtschaftsbeziehungen zu mitlebenden Sprachen hinsterben und mit ihm wird ein uralter Stamm erlöschen. Nur die Veränderlichkeit der Sprachelemente entzieht in ihnen unserem Blicke die Merkmale des alten Zusammenhanges, die Träger der Einheitlichkeit, die wir in Mythen und Gegenständen finden. Doch wagen wir vorauszusagen, daß es gelingen wird, auch die weltweit verbreiteten Sprachbestandteile einst nachzuweisen.

Daneben geht im Leben jeder Sprache ein allmähliches Absterben und Sicherneuern in mancherlei Formen vor sich. Wörter veralten, kommen außer Gebrauch oder leben nur noch im Munde von Priestern und Dichtern. Man hat nachgewiesen, daß seit 1611 in der englischen Sprache 388 Wörter veraltet sind. Dazu kommen zahlreiche Änderungen der Aussprache, der Rechtschreibung und des Sinnes. Alte Redensarten, noch fortgebraucht, nachdem ihr Sinn längst unverständlich geworden, sind in dem gedankenarmen Leben der Naturvölker häufig. So ruft im Kampfe der herausfordernde Fidschianer seinem Gegner zu: „Sai tava! Sai tava! Ka yau mai ka yavia a bure!“ („Schneid' zu, schneid' zu, der Tempel empfängt“); aber niemand kennt den Sinn dieser Worte, die jedermann für sehr alt hält. Wie anderseits mit neuen Dingen neue Wörter und Wendungen in die Sprache eingeführt werden oder besser sich einführen, hat das Zeitalter der Eisenbahnen und Dampfschiffe gezeigt: die Sprachen aller zivilisierten Völker sind dadurch mit Hunderten von neuen Wörtern bereichert worden. Die Asandeh behaupten, daß viele Wörter, die bei ihren Voreltern gebräuchlich gewesen, derzeit nicht mehr in Übung wären. Junker glaubt überhaupt an eine rasche Umbildung der afrikanischen Sprachen, und Lepsius legt wenig Wert auf ihren Wortschatz, bezeichnet selbst ihren syntaktischen Gebrauch als auffallend

veränderlich. Veränderungen sind in ungeschriebenen Sprachen natürlich größer als dort, wo die Schrift gewissermaßen versteinernd auf die Sprache wirkt. Und wenn wir der Behauptung der Sprachgelehrten recht geben müssen, daß das Leben der Sprache nicht in den Schriftsprachen, sondern in den Dialekten pulsiere, und daß in den Dialekten die Keime neuer Sprachbildungen schlummern, so verstehen wir, wie man endlich in den Sprachen ebenso variable Organismen sehen mag wie in den Pflanzen oder Tieren. Während die Schrift danach strebt, eine bestimmte Sprache zu fixieren, hat der reichere, weitere Verkehr der Schriftvölker zugleich die Tendenz, das Verbreitungsgebiet eines Dialektes, einer Sprache zu erweitern. Man kann behaupten, daß die schriftlosen Völker nur Dialekte sprechen, während Sprachen nur von Schriftvölkern getragen werden. Wo liegt aber die Grenze zwischen Dialekt und Sprache? Unter Sprache versteht man heute einen Dialekt, der durch die Schrift fixiert, durch den Verkehr weit verbreitet ist. Die Litteratursprache ist überhaupt eine mehr künstliche als natürliche Form der Rede. Dialekte erscheinen uns als ärmere, weniger bestimmt festgestellte und geregelte, daher der Veränderung, selbst der Willkür mehr ausgesetzte, somit untergeordnete Sprachen. Aber so erscheinen sie uns nur, solange wir sie mit Schriftsprachen vergleichen. Welcher unter den 300 Stämmen des vielsprachigen Kolchis, derentwegen die Römer nach Plinius 130 Dolmetschen brauchten, sprach eine Sprache, und welcher einen Dialekt? Auf dieser Stufe werden bloß Dialekte gesprochen, jeder Stamm hat den seinen; und wenn man dem Neugriechischen 70 Dialekte zugesprochen hat, kommen uns die der Kolchier gar nicht mehr so erstaunlich vor. Was Sprachen erzeugt und was Dialekte erhält, zeigt sehr gut der Vergleich der weiten Verbreitung des Birmanischen in den dicht bevölkerten, verkehrsreichen Ländern Birma, Pegu und Arakan mit der viel beschränkteren der Sprachen in den hart danebenliegenden Bergländern des oberen Irawadigebietes, wo Gordon in der Gegend von Manipur allein 12 Dialekte sammelte, wo oft 30 oder 40 Familien einen eigenen, anderen Familien unverständlichen Dialekt sprechen. An diesem Maßstabe sind die so häufigen Angaben von übermäßig großer Zahl der Sprachen bei kleinen Völkern zu messen. Die Mannigfaltigkeit der von den Buschmännern gesprochenen Dialekte, die Verschiedenheiten selbst unter nur durch Hügelketten oder Flußläufe voneinander getrennten Gruppen aufweisen, führt Moffat ausschließlich auf den Kulturzustand zurück, der keinen gemeinsamen Mittelpunkt, keine gemeinsamen Interessen, kurz nichts von dem besitzt oder erzeugt, was zur Befestigung des Sprachgebrauches beizutragen vermöchte. Es ist interessant, zu sehen, wie die Sprache der „Betschuanen-Buschmänner", der Balala, die als ein Pariastamm mit und unter den Betschuanen leben, ein sehr verändertes und von Stamm zu Stamm mannigfaltige Eigentümlichkeiten zeigendes Idiom ist, während die Betschuanen, ihre Herren, in öffentlichen Beratungen und häufigen Gesprächen, Gesängen &c. ihr Sitschuana rein erhalten und rein fortpflanzen.

Aber doch muß man sich hüten, den Sprachgebrauch zu unterschätzen, der auch eine konservative Macht ist, und eine allzu leichte Flüssigkeit der Sprachformen ohne Kritik anzunehmen. Durch Schweinfurth wissen wir, daß Djur und Bellana trotz der räumlichen Trennung die Schillukсprache fast unverändert behalten haben. Diese sind durch die ganze Breite der Bongo von den Djur, diese wieder weit von den Schilluk getrennt. Man erwäge die geringen Unterschiede der entlegensten Bantudialekte! Wir können nur grobe Fehler der Beobachtung annehmen, wenn sich C. F. Waldeck, wie er aus der Gegend von Palenque an Jomard schrieb, 1833 eines Wörterverzeichnisses nicht mehr bedienen konnte, das erst nach 1820 angelegt worden war. Man weiß ja zur Genüge, wie nachlässig bei der Anfertigung mancher Vokabulare verfahren wird. Selbst in den besseren, von Engländern oder Amerikanern angelegten Wörterverzeichnissen „wilder" Sprachen wird wegen willkürlicher Transskription für Deutsche oder Franzosen eine große Zahl von Wörtern im Verkehr mit den Eingeborenen durchaus nicht zu gebrauchen sein.

Immerhin wird man es aber als Regel festhalten können, daß, je größer ein Volk, je inniger sein Verkehr, je fester ausgebildet seine soziale Gliederung, je einheitlicher seine Gebräuche und Anschauungen sind, desto unveränderlicher seine Sprache ist. Reden in öffentlichen Versammlungen, Volksgesänge, nationale Gesetzesregeln, Orakel üben in geringerem Maße denselben Einfluß wie die Schrift. Sie setzen dem natürlichen Auseinanderfließen in die unzähligen Bäche der Dialekte Schranken und geben Sprachbildungen Dauer, die sich ohne diese äußeren Einflüsse nur eines vorübergehenden Daseins erfreut hätten.

Diese Thatsachen zeigen klar, wo wir den wahren, den wesentlichen Unterschied der Entwickelungshöhe der Sprachen zu suchen haben. Dauerndes Wachstum erhöht den Wert, wie der Kultur, so der Sprache. Diejenige Sprache wird die höchste Stufe der Entwickelung erreicht haben, deren Mittel jeglichem Ausdruck gewachsen sind, ohne durch Überfülle in Unklarheit zu führen, die den konkreten wie den abstrakten Begriffen die vollständigsten, verständlichsten, kürzesten Ausdrucksmittel bietet. Und hieraus würde weiter folgen, daß ein durchgehender Parallelismus zwischen Sprach- und Kulturentwickelung walte, indem die höchste Kultur die reichsten Mittel sprachlichen Ausdruckes braucht und schafft. Unbeschadet der Unterschiede des Sprachbaues werden also die Träger der höchsten Kulturen Sprachen sprechen, die den Namen vorzüglicher Werkzeuge verdienen. Unter vorzüglichen Werkzeugen verstehen wir hier aber nicht solche, die aufs beste den Zweck erreichen, wofür sie bestimmt sind; denn für die einfachen Bedürfnisse der Australier reichen ihre Sprachen gerade in ihrer Armut vollkommen aus. Wir betrachten vielmehr die Sprachen als besondere Organismen mit eigener Entwickelung. Wie wir in der Klasse der mechanischen Werkzeuge dem Pfluge einen höheren Rang anweisen als der Hacke, wiewohl diese einfachen Bedürfnissen ebenso genügt wie jener größeren Ansprüchen, so gelten uns auch die ebenso biegsamen wie fest gegliederten, ebenso klaren wie reichen Sprachen der indogermanischen Familie mehr als die ärmeren Idiome der Bantufamilie.

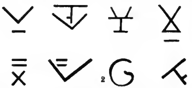
Ist die Sprache eines Volkes ein Maßstab seiner Kulturhöhe, so darf doch nur mit Vorsicht aus ihrer Entwickelung auf diese geschlossen werden; denn die Sprache ist nur Eine Äußerung unter vielen und hat ihr eigenes Leben. Am wenigsten sollte die sprachliche Behandlung bestimmter Begriffe zu solchem Maßstab gemacht werden. Zählen und Rechnen sind sicherlich sehr wichtige Dinge, von deren Ausbildung ein großer Teil der geistigen und damit der Kulturentwickelung der Völker abhängig ist. Aber angesichts der angeblichen Unfähigkeit vieler Naturvölker, umfassendere Zahlen als 3 oder 5 zu denken, muß doch ganz allgemein darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Unzulänglichkeit eines Werkzeugs nicht eine entsprechende Unfähigkeit der bewegenden Hand voraussetzen läßt. Hier wiederholt man uns beständig: die Sprachen dieser Völker enthalten keine Zahlwörter über 3, also zählen diese Völker nicht höher als 3. Bleek hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß dieser Schluß ebenso berechtigt wäre wie der Schluß, daß die französischen Zahlwörter dix-sept oder quatre-vingt die Unfähigkeit der Franzosen anzeigen, über 10 oder 20 hinaus zu zählen. Uns selbst fehlt ein besonderes Wort für 10,000, wie es die griechische besaß, für 100,000 (Lak) und 10 Millionen (Kror), wie sie indische Sprachen besitzen. Die Nubier, die nur bis 20 in ihrer Sprache zählen, gebrauchen für die höheren Zahlbegriffe arabische Wörter, aber 100 nennen sie wieder mit dem nubischen Worte imil. Genau dasselbe gilt von den Farbenbezeichnungen, deren Armut bei vielen Naturvölkern und Völkern des Altertums man unbedenklich auf entsprechende Armut der Empfindung zurückführte. Man ging hier von der unbewiesenen Annahme aus, daß der Ausdruck genau der Empfindung, in diesem Falle die Zahl der Farbenbezeichnungen genau der Zahl der verschiedenen Farbenabstufungen entspreche, die hinter der Netzhaut zur Reproduktion im Bewußtsein gelangen. So falsch diese Voraussetzung ist, so lehrreich ist für die Erkenntnis des wahren Wesens der Sprache

die Einsicht, wie gerade in den Farbenbezeichnungen manche übrigens rohe Naturvölker einen ganz ungewöhnlichen Reichtum aufweisen. Reichtum und Armut, beide entspringen der Unreife. Ebenso oft wie derselbe Name für verschiedene Farben vorkommt, werden die verschiedensten Namen auf dieselbe Farbe angewendet. Es ist dies also ein Reichtum der Verworrenheit und kein Zeichen hoher Entwickelung. Alfred Kirchhoff schrieb nach einer Prüfung einiger Queensland-Australier: „Von den Hottentotten behauptet man, sie hätten 32 Ausdrücke für Farben; dann werden sie von diesen Queensland-Australiern reichlich um das Doppelte übertroffen: der Katalog ihrer Farbennamen ergab an die 70 Nummern.“ Auf die Art der Entstehung dieses übergroßen Reichtums wirft die Thatsache ein Licht, daß die großen Viehzüchter unter den afrikanischen Negern, jene Hererò, Dinka und Genossen, die die Viehzucht mit Leidenschaft betreiben, die größt denkbare Auswahl von Wörtern für die Braunen, Isabellfarbenen, Weißen, Schecken &c. in ihren Herden besitzen. Der Hererò macht sich kein Gewissen daraus, die Farbe der Wiese und des Himmels mit demselben Worte zu benennen; aber er würde es als einen großen Beweis geistiger Unfähigkeit betrachten, wenn jemand die leichten Abstufungen des Brauns verschiedener Kühe in Ein Wort zusammenfaßte. Bei den Samojeden hat man 11—12 Bezeichnungen für die verschiedenen Grau und Braun der Renntiere feststellen können. Ähnlich hoch ist die nautische Terminologie der Malayen und Polynesier entwickelt. Hart daneben besteht aber die durch Trägheit bedingte größte Sterilität. Nicht bloß Naturvölker begnügen sich mit Einem Worte für verschiedene Farben, die sie nicht näher angehen; sondern auch auf höheren Stufen kommt diese Unfruchtbarkeit in der Sprachbildung zur Geltung. Der mitteldeutsche Bauer faßt häufig violett unter braun, der Japaner nennt blau und grün in der Regel unterschiedslos ao.

Das Bedürfnis entscheidet über den Sprachreichtum. Für die zivilisiertesten unter den heutigen Völkern Europas hat man die Regel aufgestellt, daß ihre durchschnittlich gebildeten Männer nur einen ganz kleinen Teil aus dem Wortschatz ihrer Sprachen wirklich gebrauchen. Die englische Sprache erhebt den Anspruch, 100,000 Wörter zu besitzen, ein englischer Feldarbeiter kommt jedoch in der Regel mit 300 aus. Wo höher zivilisierte Völker mit niedriger stehenden zusammentreffen, wird die Sprache dieser leicht der Verarmung anheimfallen, weil sie eine Menge von Wörtern aus jener herübernimmt. Dann läßt aber ihre Verarmung keinen Schluß zu auf die Kulturhöhe, sondern kann nur als geschichtliche Thatsache im Leben dieser Sprache aufgefaßt werden. Ein gutes Beispiel ist das stark mit Arabisch versetzte Nubische. Für Sonne, Mond und Sterne haben die Nubier besondere Wörter, aber die Zeitbezeichnungen Jahr, Monat, Tag, Stunde entlehnen sie aus dem Arabischen; Wasser, Meer, Fluß ist ihnen alles essi, aber der Nil heißt Tossi. Für alle einheimischen zahmen und wilden Tiere haben sie eigene Wörter, und arabische für alles, was Hausbau und Schiffahrt betrifft. Geist, Gott, Sklave, die Verwandtschaftsbegriffe, die Teile des Körpers, die Waffen, die Feldfrüchte, und was zur Brotbereitung gehört, haben nubische Namen; dagegen sind Diener, Freund, Feind, Tempel, beten, glauben, lesen arabisch. Die Metalle benennen sie alle arabisch, mit Ausnahme des Eisens. „Reich sind sie auf berberisch, arm auf arabisch!“

Wie sehr gerade Sprachmischungen Sprachen bereichern und vor allem zweckmäßiger machen, lehrt wohl am besten unter den europäischen Sprachen das Englische, das ziemlich ebenso viele Wörter germanischer als romanischer Abstammung umschließt. Viele der vielgeschmähten Fremdwörter sind doch unentbehrlich. Man denke an die Neupflanzungen und Aufpfropfungen, die im Garten jeder afrikanischen, polynesischen, amerikanischen Sprache vorgenommen werden mußten, um den Missionaren die Verdolmetschung auch nur der einfachsten biblischen Geschichte und der Grundschriften des Christentums möglich zu machen. In jedem Missionsgebiet hat vor allem die Verdolmetschung von „Gott“ ihre schwere, an Irrtümern reiche Geschichte.

Wir sehen von der schweren Notwendigkeit ab, die sich den von Natur Sprachlosen auferlegt, erinnern nur an die interessante Thatsache, daß in Kazembes Reich **Livingstone** einen Taubstummen fand, der ganz dieselben Zeichen machte wie ungeschulte Leute seiner Art in Europa. Es ist selbstverständlich, daß die **Zeichen- und Mienensprache** um so eher zum Gebrauch einlädt, je ärmer und einfacher die eigentliche Sprache ist, je weniger mannigfaltig und abstrakt die Ideen sind, denen sie Ausdruck zu leihen hat. Durch den häufigen Gebrauch kann auch diese Art von Sprache zu einer Vollkommenheit gebracht werden, wovon wir, die immer Tausende von Wörtern bereit haben, uns keine Vorstellung zu machen vermögen. In die einfachsten Winke und Gebärden legen kulturarme Völker viel mehr, als wir zu thun pflegen. Man höre **Livingstone**: „Wenn Afrikaner jemand winken, halten sie den Handteller abwärts, weil sie den Begriff damit verbinden, die Hand auf die betreffende Person zu legen und sie an sich zu ziehen. Ist die gewünschte Person in der Nähe, so streckt der Winkende seine Rechte in einer Linie mit der Brust aus und macht die Bewegung, als ob er den anderen durch das Schließen der Finger und Zusichheranziehen fangen wolle; ist der Betreffende weiter weg, wird diese Bewegung verstärkt dadurch, daß er die Hand so hoch wie möglich in die Höhe hält, dann fährt er mit ihr abwärts, nach dem Boden hinstreifend." Zu einem wahren „Signalsystem" ist aber die Gebärdensprache nicht bei den Afrikanern entwickelt, die dafür die Trommelsprache haben (die Trommeltelegraphie geht übrigens von Kamerun durch Inner-Afrika [Bakuba] nach Neu-Guinea, von da nach Südamerika zu den Jivaros), sondern ihre höchste Ausbildung scheint den findigen und zugleich schweigsamen Indianern vorbehalten zu sein. **Mallery** hat in seinem großen Werke über die Zeichen- und Gebärdensprache der Indianer eine Reihe von Hauptzeichen gegeben, aus deren Kombination die mannigfaltigsten Sätze gebildet werden können. Dazu gehören auch Feuer- und Rauchsignale, die Pfeifsprache von Gomera, worin sich die Hirten auf weite Entfernungen unterhalten, Bestellungen machen u. s. w., und Ähnliches. Von dem Ausdruck von Zahlbegriffen durch Gebärden gibt **Lichtenstein** ein hübsches Beispiel, indem er erzählt, wie ein Hottentott, der mit seinem holländischen Herrn im Streit über die Länge der Zeit war, die er ihm noch zu dienen hatte, den Unterschied der beiderseitigen Auffassungen vor dem Richter klar zu machen wußte: „Mein Baas (Herr)", sagte er, „will haben, ich soll noch so lange dienen" — hier streckte er den linken Arm und die Hand aus und legte den kleinen Finger der rechten Hand auf die Mitte des Unterarmes —; „ich aber sage, daß ich nur noch so lange zu dienen habe" — hierbei rückte er seinen Finger bis ans Handgelenk vor. Amerikanische Indianer tragen oft einen vollständigen Maßstab mit verschiedenen Unterabteilungen auf einen Arm tättowiert. Dies führt uns bereits auf die Rudimente der Schrift hin.

Eigentumszeichen: 1) der Aino (nach Frhr. von Siebold); 2) der Neger (Rudimente der Schrift) aus Lunda (nach M. Buchner). Vgl. Text, S. 35.

Bei allen Völkern der Erde finden wir die einfachen Mittel zur Fixierung der Begriffe, die sich entweder in der **Bilderschrift** oder in der **Zeichenschrift** als naheliegende Erfindungen darbieten. Sind doch beide selbst der jüngeren Jugend aller Völker vertraut. Unsere Knaben



INDIANISCHE BILDERSCHRIFT.

Piktographie eines Wabinogesanges (nach Schoolcraft).

Nebenstehende Tafel stellt einen auf eine Holztafel geschnittenen **Wabino-Gesang** in natürlicher Größe dar. Er gibt einen klaren Begriff von der **Piktographie** der **Odschibwä-Indianer** und zeigt, wie diese Bilderschrift dem Gedächtnisse zu Hilfe kommt. Ein in die Mysterien des Wabino eingeweihter Mann singt das Lied.

Figur 1. Das Bild stellt eine zu nächtlichem Tanze hergerichtete Hütte dar; sie ist mit sieben Kreuzen bezeichnet, welche Leichen bedeuten, und mit Zauberknochen und Federn geschmückt. Der Indianer nimmt an, daß diese Hütte sich bewegen und fortkriechen könne, und singt:

„Meine Hütte kriecht (bewegt sich) durch die Gewalt des Wabino".

Figur 2. Ein Indianer hält eine Schlange in der Hand, die er vermittelst einer Zauberkraft unter der Erde gefangen hat und nun im Triumphe zeigt, um zu beweisen, wie geschickt er sei. Die Worte des Gesanges lauten:

„Unter der Erde hervor habe ich sie genommen".

Zwischen 2 und 3 befindet sich auf der piktographischen Tafel ein Strich, der eine Pause bedeutet. Nach derselben fingen alle Anwesenden, die Musik hebt an, und es wird getanzt.

Figur 3. Ein sitzender Indianer, das Haupt mit Federn geschmückt, hält einen Trommelschlägel in der Hand und singt:

„Ich bin auch ein Wabino; ich bin auch ein Wabino".

Figur 4. Ein Geist, der auf der Hälfte des Himmels tanzt. Die Hörner bezeichnen entweder einen Geist oder einen Wabino, der vom Geiste erfüllt ist (wie bei Figur 2).

„Ich lasse den Wabino tanzen."

Figur 5. Ein mit Federn verzierter Zauberknochen. Er ist ein Symbol, welcher die Macht und Fähigkeit, gleichsam wie mit Federn durch die Luft zu fliegen, andeutet.

„Der Himmel, der Himmel, ich segle auf ihm."

Figur 6. Eine große Schlange, genannt Kitschi Kinabik, die immer, wie auch hier, mit Hörnern dargestellt wird. Sie ist das Symbol des Lebens.

„Ich bin ein Wabino-Geist. Dies ist mein Werk!"

Figur 7. Ein Jäger mit Bogen und Pfeil. Indem er sich von Zauberkraft durchdrungen glaubt, vermeint er Tiere aus großer Entfernung sehen zu können und sie in seinen Pfad zu bannen, damit er im stande sei, sie zu erlegen.

„Ich arbeite mit zwei Leibern."

Figur 8. Eine schwarze Eule, die selten vorkommt.

„Die Eule, die Eule, die große schwarze Eule."

Figur 9. Ein Wolf, der auf dem Himmel steht. Er sucht eine Jagdbeute. Die Figur ist ein Sinnbild der Wachsamkeit.

„Laß mich danach jagen."

Figur 10. Flammen.

„Brennende Flammen, brennende Flammen."

Figur 11. Ein noch nicht ausgewachsenes Kind vor der Geburt, das nur auf einer Seite einen Flügel hat.

„Mein kleines Kind, mein kleines Kind, du dauerst mich."

Figur 12. Ein von einem Dämon belebter Baum.

„Wenn ich stehe, drehe ich mich rundum."

Figur 13. Ein Mädchen, das die Bewerbungen vieler abgewiesen hat. Ein verschmähter Liebhaber verschafft sich eine mystische Medizin und wirft ihr dieselbe auf Brust und Füße. Darüber schläft sie ein, er nimmt sie gefangen und entführt sie in die Wälder.

Der Chor stimmt einen Triumphgesang an. Pause.

Figur 14. Ein Wabino-Geist in den Lüften, mit Flügeln und Schwanz wie ein Vogel. Er ist mächtig auf Erden und im Himmel.

„Wabino, laß uns stehen."

Figur 15. Ein Symbol des Mondes, das einen großen Wabino-Geist darstellt. Seine Macht als Geist wird durch die Hörner angedeutet; die Strahlen hängen wie ein Bart herab. Das Symbol ist dunkel. Der Sänger singt bei dieser Figur:

„Ich habe es gemacht mit meinem Rücken".

Figur 16. Ein Wabino-Knochen, verziert wie bei 1 und 5.

„Ich habe gemacht, daß er um sein Leben kämpfen mußte."

Figur 17. Ein Baum mit Menschenfüßen; ein Symbol der Gewalt, welche der Wabino über das Pflanzenreich hat.

„Ich tanze, bis der Morgen kommt."

Figur 18. Ein Zauberknochen; er soll andeuten, daß der Sänger übernatürliche Kräfte besitze.

„Tanzt in der Runde."

Figur 19. Ein Trommelschlägel; er bedeutet einen Mann, welcher dem andern in der Wabino-Kunst hilft.

„Und auch ich, mein Sohn."

Figur 20. Ein Wabino mit einem Horne und einem Trommelschlägel in der rechten Hand. Bedeutet ein neueingeweihtes Mitglied.

„Ich befürchte, dieser da sei ein Wabino."

Figur 21. Ein auf der Erde stehender Mann ohne Kopf. Ein Symbol wunderthätiger Macht. Mit Anspielung auf Figur 1 wird gesungen:

„Ich bewirke, daß dein Leib gehe".

Figur 22. Ein Baum, der bis zum Himmelsbogen reicht.

„Ich male meinen Baum bis in den Himmel."

Figur 23. Eine Art menschlicher Gestalt mit Hörnern und einer Keule, die Figur eines Wabino.

„Ich wünsche einen Sohn."

Figur 24. Der schwalbenschwänzige Falke, welcher vorzugsweise von Schlangen lebt; er ist ein Sinnbild der Stärke im Kriege.

„Mein Wabino-Himmel!"

Diese Worte werden viermal wiederholt. Dann Pause. Die Tänzer ruhen ein wenig aus; nachher beginnen sie wieder.

Figur 25. Ein Obermeister in der Wabino-Genossenschaft mit einem umgekehrten Horne und nur einem Arme. Dadurch soll angedeutet werden, wie groß trotzdem seine Gewalt sei. Das Herz zeigt, daß er sich auch auf den Meda (geheimer Zauber) verstehe.

„Mein Leib ist ein großer Wabino."

Figur 26. Ein Vogel von böser Vorbedeutung.

„Meines Sohnes Knochen, der gehende Knochen."

Figur 27. Ein menschlicher Körper mit Kopf und Flügeln vom Vogel.

„Er wird in die Höhe fliegen, mein Freund."

Figur 28. Ein Mississai, Puter; Symbol des Rühmens, welches der Sänger für sich in Anspruch nimmt.

„Den Puter gebrauche ich."

Figur 29. Ein Wolf, hier Symbol des Aufspürens.

„Ich habe einen Wolf, eine Wolfshaut."

Figur 30. Fliegende Eidechse. Die angebliche Kraft des Aufspürens wird in Zweifel gezogen.

„Dort ist kein Geist, dort ist kein Geist; Wabino-Geist!"

Figur 31. Ein Wabino-Geist, der fliegen kann.

„Großer Wabino, großer Wabino, ich mache den Wabino."

Längere Pause in Tanz und Gesang.

Figur 32. Eine Tabakspfeife, die bei den Wabino-Feierlichkeiten benutzt wird. Sie ist ein Sinnbild des Friedens, und der Sänger raucht sie, um sich guten Erfolg zu sichern.

„Was siehst du, Meda, mein Geisterbruder?"

Figur 33 und 34. Symbol des Mondes mit Strahlen rc.

„In der Nacht komme ich und füge dir Schaden zu."

Figur 35. Ein Wabino. Offenbar ein Symbol der Sonne.

„Ich sitze im Osten."

Figur 36. Eine Art von Drache, ein Ungeheuer. Bezeichnet große Gewalt über Leben und Tod.

„Mit meinem Körper, Bruder, werde ich dich niederschlagen."

Figur 37. Ein Wolf mit einem bezauberten Herzen; die Figur soll die Zaubergewalt des Meda andeuten.

„Renne, laufe, Wolf, dein Leib gehört mir."

Figur 38. Ein Zauberknochen, das Symbol der Zauberkunst.

bedienen sich einer Bilderschrift, indem sie einem mißliebigen Kameraden einen Eselskopf an die Thür seines Hauses zeichnen. Erwachsene aber, denen eine höhere Form der Schrift fremd ist, vermögen mit Bildern, die sie aneinander reihen, viel mehr als vereinzelte Begriffe auszudrücken. Indem diesen Versinnlichungen durch Übereinkunft ein konventioneller Charakter aufgeprägt wird, der sie weiten Kreisen verständlich macht, erwachsen sie zur Bilderschrift. Die Zeichen können dabei nur einem durch Übereinkunft bestimmten Zweck dienen, wie z. B. die Eigentumszeichen einfach die Thatsache aussprechen, daß der Gegenstand, dem sie aufgemalt oder eingeschnitten werden, den und den bestimmten Mann zum Eigentümer hat. (Vgl. die Abbildung auf S. 34.) Mancherlei Zeichen, die unter dem ornamentalen Charakter, den sie oft annehmen, und der sie der Kunst näher bringt, kaum zu erkennen sind, mögen aus derartigen Eigentumsmarken hervorgegangen sein oder die Verdeutlichung eines Begriffs zum Zwecke haben, wie ein nach einer Richtung gehender Fuß, eine deutende Hand den Weg zeigt. Dann stehen sie aber schon an der Grenze, wo ihre Aneinanderreihung zu einer höheren Entwickelungsstufe führt. Der auf der beigehefteten Tafel „Indianische Bilderschrift" dargestellte „Wabino-Gesang der Odschibwä-Indianer" gibt eine Vorstellung von der Art, wie mit einfachen, mit bestimmtem Sinne ausgestatteten Mitteln nicht nur ein Begriff, sondern eine ganze Kette von Darstellungen ausgedrückt wird. Alle höheren Schriften sind aus Bilderschriften hervorgegangen. Diese Abstammung ist erkennbar in der mexikanischen und ägyptischen Hieroglyphenschrift vorhanden, in der chinesischen verwischt. Spuren sind aber noch überall zu erkennen. Selbst in der Keilschrift findet man Anklänge an die Bilderschrift, aus der sie entsprungen ist. In der ägyptischen Hieroglyphenschrift bezeichnet ein Ochs, ein Stern den Gegenstand, daneben aber auch schon in den ältesten, bis auf 3000 v. Chr. zurückgehenden Inschriften zugleich bestimmte Laute. Ähnlich waren in der mexikanischen Bilderschrift Sachzeichen und Lautzeichen gemischt. Eine einsilbige Sprache, wie das Chinesische, die mit ein und derselben Silbe verschiedene Wörter bezeichnet, macht von freilich kaum mehr kenntlichen Sachzeichen Gebrauch, um die phonetischen Silbenzeichen zu bestimmen. Die Japaner machten dagegen für ihre mehrsilbige, der phonetischen Schreibung zugänglichere Sprache eine eigentlich phonetische Schrift aus den chinesischen Buchstaben zurecht. In entschiedenerer Weise thaten dasselbe die Phönizier, indem sie die überflüssigen Sachzeichen der Ägypter fallen ließen und nur die zum Schreiben der Laute notwendigsten Hieroglyphen herübernahmen. Die phönizischen Namen der Buchstaben finden sich bei den Griechen und gingen in alle abendländischen „Alphabete" über. So erwuchs aus offenbar mannigfaltigen Anfängen der Bilderschrift an nur einer Stelle der Erde eins der vorzüglichsten Werkzeuge des menschlichen Denkens, die gelenkigste, allen Sprachen anzupassende, in der Entwickelung zur Telegraphen- und Stenographenschrift die höchsten Möglichkeiten des gedrängten Gedankenausdrucks erreichende Buchstabenschrift. Der Menschheit war damit ein für ihre Fortentwickelung außerordentlich bedeutsamer Schritt gelungen; denn indem die Schrift die Tradition befestigte und sicherte, befestigte und sicherte sie die Kultur selbst, in deren Wesen wir den auf Tradition begründeten Zusammenhang der Geschlechter als den lebendigen, sagen wir seelenhaften Kern gefunden haben.

## 6. Die Religion.

Inhalt: Schwierigkeit des Gegenstandes. — Haben die Naturvölker Religion? — Sind ihre religiösen Vorstellungen Reste höherer Gedankenkreise oder Keime späterer Entwickelungen? — Hawaiische Hades-Sage. — Der Ursprung aller Religion liegt im Suchen nach Ursachen. — Erscheinungen, die dieses Suchen anregen: Große Naturerscheinungen. — Tieraberglaube. — Mächtiger als die Naturerscheinungen wirken Krankheit, Traum und Tod. — Allbeseelung. — Fetische. — Götzen. — Tempel. — Begräbnisweise. — Die Idee des Fortlebens. — Die Moral in der Religion. — Klassifikation und Verbreitung der Religionen. — Die Missionsthätigkeit.

Die Erforschung des religiösen Lebens und Denkens der Naturvölker ist schwer. Sie geben nur zaudernd und dann vielleicht unvollständig oder mit der Absicht, zu täuschen, Auskunft über ihre Vorstellungen vom Höchsten. Oft mag es ihnen nicht leicht fallen, solche Auskunft zu geben, weil sie sich selbst nicht klar darüber sind. Als Merenskys christliche Basuto fragte, was sie denn von Gott gedacht hätten, als sie noch Heiden gewesen seien, sagten sie: „Gedacht von Gott haben wir gar nichts, aber geträumt von Gott haben wir." Religiöse Ideen von monotheistischer Klarheit und Einfachheit sind bei Naturvölkern gar nicht vorhanden. Nicht nur bewegt sich das gesamte Gedankenleben dieser Völker träumerisch-unbestimmt in Bildern, ist vielfach inkonsequent und zusammenhangslos, sondern es fehlt auch das sichere, fortbildende Weitergeben der Gedanken von einer Generation zur anderen, das ein organisches Wachstum von dem Denken der Vorwelt zu dem der Jetztwelt schafft. Was aber von religiösen Ideen vorhanden ist, das ist oft nur wenigen Älteren eines Volkes bekannt, die es eifersüchtig hüten. Und selbst, wo dies nicht zutrifft, ist bei der Scheu vor dem Preisgeben der religiösen Geheimnisse höchstens Verstümmeltes oder ein Bruchstück zu erfahren.

Deswegen muß man sich auch hüten, zu gering von den religiösen Ahnungen und Vorstellungen der Naturvölker zu denken. Darin werden sie immer umfassend sein, daß alles nicht auf die unmittelbar praktischen Zwecke des Lebens gerichtete geistige Regen und Streben in ihnen zum Ausdruck kommt, daß ihre Religion Philosophie, Wissenschaft, historische Tradition, Poesie zugleich ist; wie Cranz von den grönländischen Angekok sagt, man könne „sie der Grönländer ihre Physikos, Philosophos, Medicos und Moralisten so gut als ihre Wahrsager nennen". Es bleibt in ihr unter allen Umständen viel zu vermuten, viel zu suchen. Aber auch im eigentlichen Religiösen darf man nicht von der Ansicht ausgehen, daß sich alles, was in den Tiefen vorhanden, auch gleich an der Oberfläche zeigen müsse. Die ungerechtesten Beurteilungen, innerer Widersprüche voll, entfließen diesem Vorurteil. Wie seicht ist Klemms Ansicht, daß bei den Polarvölkern jeder glaube, was er wolle! „Ein gemeinsamer Glaube ist nicht vorhanden." Klemm hat eine Aussage von Cranz ganz falsch verstanden. Ein guter Kenner der Namaqua-Hottentotten, der Missionar Tindall, hat auch den Ausspruch gethan: „In Bezug auf Religion scheinen ihre Gemüter ein fast unbeschriebenes Blatt gewesen zu sein"; dieser ist wohl so verstanden worden, daß sie überhaupt kaum eine Ahnung von religiösen Dingen gehabt hätten. Es ist in der Seele der Namaqua allerdings keine deutliche Schrift zu lesen, die irgend welche religiöse Botschaft klar verkündete; aber es fehlt nicht an mancherlei verwischten Resten einer deutlichen Schrift. So schränkt auch der Urteiler seinen Ausspruch selbst wieder ein, indem er sagt: „Die Thatsache, daß ihre Sprache Benennungen enthält für Gott, Geister und auch für den Bösen, scheint anzuzeigen, daß sie in diesen Dingen nicht ganz unwissend waren; obgleich nichts weiter in den Ausdrücken der Sprache oder in zeremoniellen Gebräuchen und Aberglauben vorhanden ist, was den Beweis brächte von etwas mehr als einer rohen Vorstellung

einer geistigen Welt. Ich glaube, daß die abergläubischen Geschichten, die von Reisenden ihnen abgelauscht und als religiöse Erinnerungen vorgetragen werden, von den Eingeborenen selbst nur als Fabeln aufgefaßt werden, die man entweder zur Unterhaltung erzählt oder dazu, die Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten der wilden Tiere zu veranschaulichen. Sie haben viel mehr Vertrauen zu Zauberkräften als zur Religion." Aus diesen Worten spricht eine viel zu enge Fassung des Begriffs Religion; wenn diese Gebräuche und Sagen keine Religion sind, so gehören sie doch zu den Elementen, worin sich mit fortschreitender Kulturentwickelung der Kristall des geläuterten Glaubens heranbildet. Wenn wir im Laufe unserer Schilderungen vor die Frage gestellt werden: Ist Religion in Gebräuchen, Anschauungen, Sagen zu sehen? so werden wir die Gegenfrage stellen: Ist Religion nur als fertiger Begriff zu fassen, oder ist nicht vielmehr die Auffassung die wahre und gerechtere, daß Elemente der Religion in allem zu erkennen sind, was sich an Gedanken und Gefühlen der Menschen über die Dinge des täglichen Lebens und über dies ganze körperliche Dasein hinaus in das Reich unbekannter Ursachen erhebt? So werden wir zwar selten Religion in jenem engen Sinne bei Naturvölkern finden, werden aber auch nicht eine einzige Volksseele analysieren, ohne Keime und Wurzelfasern der Religiosität bloßzulegen. Ja, wir werden zu der Erkenntnis kommen, daß gerade im Religiösen mehr Reichtum sei als in jeder anderen Äußerung der Volksseele. Muten nicht neben der materiellen Armut der Buschmänner ihre Mythen wie ein Schatz an? Wir werden aus wissenschaftlicher Überzeugung rückhaltlos dem Urteil zustimmen müssen, daß aus religiöser Empfindung heraus diesem Streben nach unten entgegengerufen ward: „Völlige Religionslosigkeit, wahrer Atheismus ist wohl das Ergebnis einer aushöhlenden, gemütsabstumpfenden Überkultur, niemals aber die Wirkung roher Unkultur. Bei dieser bleibt auch in der tiefsten Verkommenheit immer noch das Religionsbedürfnis, dem ein Religionsvermögen entspricht, möge sich dieses auch noch so fehlerhaft und verworren bethätigen." (V. von Strauß.)



Ein Meergeist der Melanesier, von San Cristoval. (Nach Codrington.) Vgl. Text, S. 46.

Die Ethnographie kennt keine religionslosen Völker, sondern nur verschieden hohe Entwickelung religiöser Ideen, die bei einigen wie im Keime oder, besser, wie in einer Verpuppung klein und unscheinbar liegen, während sie bei anderen einen herrlichen Reichtum von Mythen und Sagen entfaltet haben. Wir dürfen aber auch in den Unvollkommenheiten nicht immer Urzustände sehen wollen. Erinnern wir uns doch an die ins Unkenntliche gehenden Verkümmerungen großer religiöser Gedanken in dem abessinischen oder Thomaschristentum, dem mongolischen Buddhismus und sudanesischen Islam. Die Propagationskraft religiöser Ideen ist ebenso groß wie die Sicherheit, daß sie da verkümmern werden, wo sie vereinzelt, losgelöst von dem organischen Zusammenhang mit einer großen lebendigen Mythologie oder einem geistgetränkten Lehrgebäude in die Wüstenei des materiellen Lebens der Naturvölker hinausgeworfen

werden. Schon heute findet man verschlechterte Stücke christlicher Vorstellungen in den indianischen und polynesischen Mythen, mohammedanischer in den malayischen und afrikanischen; ahnten wir nicht die Geschichte ihrer Verpflanzung, sie würden als Beweise erscheinen, daß dort die Keime des Monotheismus lägen. Auch die Dichtungen der Naturvölker erwecken an manchen Stellen den Verdacht, daß irgend ein Zweig europäischer Märchen, Fabeln etc. dort zufällig zu Boden gefallen sei und mit der Vermehrungskraft, die diesen Gebilden der Phantasie eigen ist, sogleich in der fremden Erde Ausläufer getrieben habe. Max Müller hat in einer Anzeige von Callaways „Nursery tales of the Zulus" (1866) den tieferen Gedanken daran geknüpft, daß sie ebenso wie unsere Volkssagen u. s. w., wenigstens soweit sie von Geistern, Feen und Riesen handeln, auf eine entlegene Zivilisation oder wenigstens auf einen lange fortdauernden Wachstumsprozeß deuten. „Wie die Anomalien der Sprache, zeigen sie gerade durch ihre Eigenart, daß es eine Epoche gab, wo sich das heute Regel- oder Sinnlose mit einem bestimmten Zwecke und gesetzmäßig bildete." Wir wagen sogar vorauszusagen, daß in der religiösen Sphäre der entferntesten afrikanischen und australischen Völker Keime oder Reste indischer oder ägyptischer Überlieferungen zu finden sein werden, gerade wie in ihrem übrigen Kulturbesitz. Die indischen Elemente im malayischen Glauben gehören schon heute zu den fest bewiesenen Thatsachen und reichen vielleicht bis nach Hawaii und darüber hinaus nach Amerika.

An der Unvollkommenheit des Ausdrucks darf nicht die Tiefe des Gedankens gemessen werden. Bei der Betrachtung einer Mythologie wie der polynesischen muß wohl beachtet werden, daß dieses formenreiche Sagengewebe oft weniger einem klaren Sprechen als vielmehr dem Stammeln eines Kindes gleicht, wobei man mehr zu achten hat auf das Was als auf das Wie. Oft genügt ja dem spielenden Denken dieser Völker ein Gleichklang oder Anklang zur Anknüpfung weitreichender Gedankenfäden. Dieselbe Anschauung eines übersinnlichen Verhältnisses wird sich viel eindrucksvoller in der Pergamenthandschrift eines griechischen Dichters als in der mündlichen Überlieferung eines polynesischen oder afrikanischen Priesters oder Zauberers darstellen. Sucht man aber die verständlicheren Sätze aus dem Stammeln des Naturmenschen heraus, so gewinnt man ein Bild, das im Wesen nicht viel jenem poetisch geschmückteren nachsteht. Vergleichen wir doch einmal eine hawaiische Hades-Sage mit entsprechenden Sagen der Griechen: Ein Häuptling, der über den Tod seiner Frau untröstlich war, erhielt auf seine Bitten von seinem Priester den Gott der Häuptlinge als Führer in Milus Reich. Beide wanderten bis an der Welt Ende, wo sie an einen Baum gelangten, der sich spaltete; auf ihm glitten sie in die Tiefe hinab. Der Gott verbarg sich dort hinter einem Felsen und ließ den Häuptling, den er vorher mit einem stinkenden Öl eingeschmiert hatte, allein vorausgehen. Im Palast Milus angelangt, fand er dessen Hof mit einer großen Menge von Akua (Geistern) angefüllt, die so vertieft in ihre Spiele waren, daß er sich unbemerkt unter sie mischen konnte. Als sie ihn aber bemerkten, hielten sie ihn für eine neuangekommene Seele und höhnten ihn als stinkenden Geist wegen seines zu langen Verweilens beim verwesenden Körper. Als nun nach allerlei Spielen ein neues ausgedacht werden sollte, da schlug der Häuptling vor, daß sich alle die Augen ausreißen und diese auf einen Haufen zusammenwerfen sollten. Jeder war rasch dabei, doch der Häuptling merkte wohl, wohin Milus Augen fielen, ergriff sie im Fluge und verbarg sie in seinem Kokosbecher. Da nun alle blind waren, gelang es ihm, nach dem Reiche Wakeas zu gelangen, das Milus Scharen nicht betreten dürfen. Nach längerem Verhandeln mit dem unter Wakeas Schutz stehenden Häuptling erlangte Milu seine Augen nur dadurch wieder, daß er die Seele der Häuptlingsfrau losgab; sie kehrte nach der Erde zurück und ward mit dem Körper wieder vereinigt.

Die Religion hängt überall mit dem tiefen Kausalitätsbedürfnis des Menschen zusammen, das für jedes Geschehen eine Ursache oder einen Urheber erspähen will. Ihre tiefsten

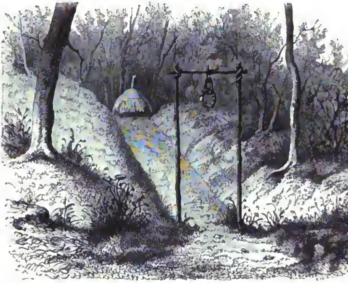
Wurzeln berühren sich also mit der Wissenschaft und sind mit dem Naturgefühl tief verschlungen. Agathias sagt von den Alemannen, daß sie Bäume und Bäche, Berge und Thäler verehren; wir dürfen kühnlich die Allbeseelung, die dieser Verehrung zu Grunde liegt, für die ganze Menschheit annehmen. Diesem Bedürfnis kommt sehr passend die Neigung entgegen, alle Naturerscheinungen in höherem Grade zu beleben oder selbst zu vermenschlichen, indem man ihnen eine Seele beilegt, die einmal ihre eigenen Bewegungen und Veränderungen, dann aber auch ihre Beziehungen zur näheren und ferneren Umgebung leitet. Die Dajaken legen der Pflanze eine Seele wie dem Menschen bei: verfault der Reis, so ist seine Seele ganz weg; aber er kann, der Leiche gestreut, ins Jenseits folgen, dort wieder körperlich werden und zur Nahrung dienen.



Ein Fetisch unbekannten Zweckes (Blitzfetisch?) in Lunda. (Nach M. Buchner.) Vgl. Text, S. 45.

Eine falsche Anwendung des Gesetzes von Ursache und Wirkung führt dazu, Beziehungen zwischen diesen Seelen und der des Menschen anzunehmen, die diese selbst zuletzt in ein dichtes Netz von Kausalitätsfäden einspinnen. Oft wird die Geschichte des Kosa-Häuptlings erzählt, der starb, nachdem er kurz vorher ein Stück eines gestrandeten Ankers hatte abbrechen lassen; von der Zeit an wurde diesem Anker Ehrfurcht erwiesen. So knüpfen sich tausend Fäden, deren keiner vergessen wird; und in diesem Netz der Tradition zappelt der naive Sohn der Natur wie die Fliege im Spinnengewebe und verwickelt sich mit jedem Versuche, den wahren Faden zu finden, immer mehr. Wörtlich fängt sich die Seele: Eine Schnur, woran mehrere offene Schlingen befestigt sind, wird im Laube versteckt; sieht sie zufällig der, dem sie bestimmt ist, so wähnt er seine Seele darin gefangen, grämt sich und stirbt: das ist auf den Banks-Inseln ein angeblich probates Mittel, um jemand aus der Welt zu schaffen. Daher die Angst vor den Phantomen seiner Einbildungskraft, einer der bezeichnendsten Züge des Naturmenschen, der mehr als gut sein Thun und Treiben beherrscht. Wenn Melanesier gefragt wurden, wer sie seien, antworteten sie: Menschen, um auszusprechen, daß sie nicht Geister oder Gespenster seien (Codrington). Der

Naturmensch fürchtet sich mehr vor der Nacht als ein schlecht erzogenes Kind. Felkin schreibt vom oberen Nil: „Bei Nacht wollen die Eingeborenen aus Furcht vor wilden Tieren und dem schlimmen Einfluß des Mondes durchaus nicht marschieren. Indessen fühlen sie sich die ganze Hälfte des Jahres hindurch auch bei Tage nicht ganz wohl und suchen sich im beständigen Gefühl ihrer Bedrohtheit durch unsichtbare Mächte wenigstens dadurch einigermaßen zu sichern, daß sie die allgemein menschliche Anschauung von Unglückstagen ins Unsinnige ausdehnen. Hier sind nur Montag, Donnerstag und Samstag gute Reisetage; Mittwoch ist weder besonders gut noch schlecht, aber Sonntag, Dienstag und Freitag sind Unglückstage.“ Besitzen nicht für die Wahl glücklicher Tage selbst die Diebe auf Java ihre silberne uhrenartige Zeigerscheibe, die

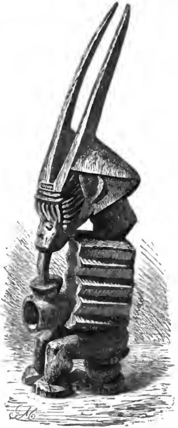


Zugang zu einer Fetischhütte in Lunda. (Nach M. Buchner.) Vgl. Text, S. 42 u. 45.

kalenderartig die beste Zeit für Einbrüche oder Räubereien zeigt? Die weißen Leute werden wie alles Ungewohnte, Neue in diesen Aberglauben fast unvermeidlich hineingezogen. Manche traurige Episode in der Entdeckungsgeschichte des dunkeln Erdteils erklärt sich durch diese Verbindung, die in dem gespensterschwangeren Geiste des Negers ganz natürlich ist. Drastisch schildert Livingstone in seinen „Missionsreisen“ die Angst, die er, als erster Weißer, den Negern einjagte; er, der beste Freund, den sie je unter den Weißen gehabt haben! „Die Frauen gucken hinter den Mauern hervor, bis ich ihnen nahe komme, und huschen dann eiligst in das Haus. Wenn mir ein kleines Kind, unbewußt der Gefahr, in der Straße begegnet, bricht es in ein Geschrei aus.“ Nicht minder sind auch die Dinge, die der weiße Mann besitzt oder benutzt, sogleich in die Sphäre des Wunderwirkenden, Fetischhaften erhoben. Die Westafrikaner halten namentlich beschriebenes Papier für einen Fetisch: es ist für sie bares Hexenwerk. Als Buchholz einen schwerverwundeten Kranken verband, war ihm ein Stückchen Papier aus der Tasche gefallen, ohne daß er es merkte. Als er später den Kranken besuchen wollte, fand er ihn ausquartiert, weil das Haus bezaubert sei; ihm aber wurde das Stückchen Papier feierlichst wieder übergeben. An dem Begräbnistag einer Bakwirifrau wurde er durch einen von den Negern abgesandten Boten in besonderer Ansprache

dringend gebeten, auf seinen Spaziergängen doch nicht Papierstückchen zu verstreuen, weil sie sonst diese Wege und Orte meiden müßten. Als Chapman Letschulatebes Stadt am Ngami besuchte, war die Sterblichkeit an Fiebern sehr stark, und der Häuptling war in großer Angst und Aufregung über den „überall umherwandelnden Tod". Er zeigte sich fast nie außer seiner Hütte, ließ seine Weiber und Kinder zahlreichen Waschungen unterwerfen und hielt seine Doktoren in beständiger Arbeit, indem er unaufhörlich mit Kräuterabkochungen seine Schwelle besprengen ließ. Die Angehörigen von Verstorbenen wurden langwierigen Reinigungsprozessen unterworfen, ehe ihnen gestattet ward, sich der Gemeinschaft der anderen wieder anzuschließen.

So durchweht ein beseelender Hauch nicht nur die Natur, sondern alle Dinge. Und es ist in jeder Handlung, selbst im Schmuck der Menschen und in den Ornamenten der Dinge viel mehr geistiger Gehalt und Zweck, als wir wähnen. Es paßt daher auf alle Religionen auf niederer Stufe das Wort Vielgötterei. Durchgehend zeigt sich eine Tendenz zur Vervielfältigung der Vorstellungen; dem unklaren Geist, aus dem sich dies alles gebiert, ist mit der Zeit das Götterschaffen lieb und leicht geworden. Wo die Masse der Edlen als halbe oder ganze Götter angestaunt wurde, wo die Seelen nicht nur fortlebten, sondern mit der Welt hienieden in inniger Berührung blieben, wo jede Familie ihren eigenen Schutzgeist in Tier- oder anderer Gestalt besaß, da mußten Götter und Götzen sprossen und blühen und den ganzen Geist in ein Dickicht phantastischer Erdichtungen verwandeln. Wir wollen darin nicht bloß Niedriges, Angstgeborenes sehen. Im Beseelen liegt etwas Beseligendes, was auf höheren Stufen Poesie und Philosophie erstreben.



Ein hölzernes Götzenbild vom Niger. (Museum der Church Missionary Society, London.) Vgl. Text, S. 42.

Wo liegen die Quellen, denen Geister und Gespenster in Millionen unaufhörlich entsteigen? Die eingreifendste Änderung in den Menschen selbst oder ihren nächsten Verhältnissen rufen Krankheit, Schlaf und Tod hervor. Nicht die Furcht vor der Natur tritt uns als der erste Grund des Aberglaubens entgegen, sondern die vor dem Tode und vor den Toten. Das Geschäft der Schamanen, Medizinmänner, Koradschi, und wie diese Zauberer sonst heißen mögen, ist in erster Linie überall das Aufsuchen von Todes- und Krankheitsursachen und dann der Verkehr mit den Geistern der Verstorbenen, die von den Angehörigen mit tiefer Scheu, oft mit Angst und Reue betrachtet werden.

Hieraus geht zunächst der Fetischglaube hervor, der auf den verworrensten Wegen Beziehungen zwischen den unzähligen Seelen und allen möglichen Dingen schafft, wo diese ihre Wohnung aufschlagen. Deutlich zeigt es sich hier, daß nicht die geraden Wege von dem Gegenstand der Außennatur zu der Seele des Menschen die Grundlinien primitiver Glaubenssysteme bilden —

denn man würde vergeblich nach einem direkten Verhältnis zwischen deren Lehren und dem Maße der Größe und Wirksamkeit jener suchen —, sondern daß sich vielmehr die nach irgend welchen Stützen irgendwo in der Umgebung ängstlich umhersuchende Phantasie mit der Launenhaftigkeit, die zu den Äußerungen furchtsamer Aufregung gehört, an Gegenstände hängt, die dessen oft in hohem Grade unwürdig sind. Aber mit den übernatürlichen Wirkungen wird sozusagen ununterbrochen experimentiert. Man sucht nicht bloß neue Geister zu finden, indem man seltsam gestaltete Steine an einen Baum legt, um zu erproben, ob sie die Fruchtbarkeit mehren, sondern altbekannte werden auf die Probe gestellt, indem ihnen schlechtes, z. B. faules Fleisch hingeworfen wird. Warum verfallen alle Neger in Afrika mit Vorliebe auf Hörner (s. Abbildung S. 41), daß sich ihre Zauberer massenhaft damit behängen, daß ihre Erzpriester, d. h. ihre Könige, ihre gefürchteten Medizinen darin aufbewahren? Woher die fast komische Topfverehrung der Dajaken und Alfuren? Was es Auffallendes gibt, findet Raum in dem Wuste von Seltsamkeiten, die um Hals und Gürtel eines Kaffernzauberers herumhängen: durch ein merkwürdiges Zusammentreffen wurde der erste große Diamantenfund am Kap in dem Ledertäschchen am Halse eines Zauberers gemacht! Die Steinverehrung ist weitverbreitet, bezieht sich aber in der Regel auf große, anstehende Felsstücke. Fetisch kann jedoch in Afrika jeder Stein werden, der in einen bunten Fetzen gewickelt um den Hals gehängt wird. Bei den Musgu werden lange Stangen, bei den Sandeh unförmliche Klötze aus Holz mit Nägeln, am Kamerunberg Basaltsäulen zu Götzen. Man dürfte kaum einen Afrikaner finden, der nicht einen Fetisch anhängen hat, und da viele Wünsche, Thätigkeiten &c. ihre besonderen Fetische haben, ist mancher schwer mit solchen heilsamen Dingen beladen. So gibt es Amulette, die das Wasser kosten, ehe man es trinkt, und den Trinker vor gefährlichen Dingen darin warnen; denn böse Geister wählen gern dieses schillernde, schäumende, immer veränderliche Naß. Die Eskimowaffe trägt ihren kleinen Schutzgott am Bande. Nur eine Gradabstufung trennt davon die sogenannten Götzen, Abbilder Verstorbener, die man aus Holz geschnitzt, aus Metall geformt, aus Thon oder Asche geknetet in den Hütten und um die Gräber aufstellt (vgl. Abbildung S. 44). Beseelt sind beide; nur ist des Ahnenbildes Seele eine bestimmte, die einen bekannten Körper besaß, nun in diese Puppe übergegangen ist und oft noch Jahre den gewohnten Platz einnimmt, wie das des Schamanen der Golden, das an seinem alten Platze in der Jurte steht, bis es nach vielen Erinnerungsfeiern zerstört wird. Mit der Schaffung solcher sichtbaren Seelenabbilder ist auch schon die Gründung besonderer Stätten der Seelenverehrung in Form der Fetischhütten Afrikas (s. Abbildung S. 40), der tabuierten Stätten der Malayen und Polynesier, endlich der Tempel gegeben. Indem sie sich häufig an die Grabstätten, die Wohnstätten der Seelen Heimgegangener, anschließen, zeigen sie genau wie unsere Kirchhöfe, die um die Kirchen angelegt sind, unbewußt den engen Zusammenhang, der zwischen der Sorge für die Seelen der Toten und der Gottesverehrung waltet. Nur daß jene primitiven Tempel häufiger aus dem Kirchhof erwachsen, als dieser sich ihnen anlehnt. Mit einer ganzen Reihe von Holzidolen umgibt sich der nordasiatische Schamane, mit denen er sich während der Beschwörung unterhält, von denen er Rat erhält. Auch Tierbilder, besonders von Bären, gehören dazu. Seine Jurte ist ein wahres Seelenheim. Es bleibe dahingestellt, ob wir eine höhere Stufe in jenen Fetischhütten vor uns haben, wo Bilder und andere Verkörperungen fehlen. Man findet sie als echte Hütten in Afrika, als kleine Seelenhäuschen bei den Ozeaniern.

Die **Begräbnisweisen** aller Völker sind immer auch ein Stück Religion. Allen liegt der Gedanke zu Grunde, daß der Leichnam nicht sogleich von der Seele verlassen werde, oder daß er wenigstens eine gewisse Verbindung mit ihr behalte. Die Polynesier sprechen es deutlich aus, daß die Seele nach dem Tode einige Zeit in der Nähe des Grabes umherirre, bis sie endgültig in Milus oder Wakeas Reich hinabsteige. Bei Malayen und Nordwestamerikanern ist diese

Vorstellung ebenso klar und scheint bei Ostasiaten durch. Daher wird vielfach der Leichnam einige Zeit hindurch unbegraben gelassen, bei den Indianern Chiriquis ein volles Jahr. Dann zeigt die weite Verbreitung der Grabmitgift und der mumienartigen Zurichtung der Leiche (s. untenstehende Abbildung), der Kenntlichmachung des Grabhügels, der bei den Bongo den Charakter eines monumentalen Baues annimmt, der Gründung und Erhaltung wahrer Mausoleen bei Häuptlingen, wie wenig auch der „entseelte" Leichnam bloß ein Gegenstand geworden ist. Bei manchen Völkern wird die zeitweilige Rückkehr der Seele in ihr der Verwesung verfallenes Haus vorgesehen, deshalb eine Öffnung in der Gruft gelassen, von Zeit zu Zeit neue Speise und Trank neben den Leichnam gestellt oder in das Grab gegossen. Seine Seele kann auf ihren Wanderungen in alle anderen Menschen fahren, sie behexen, verderben oder zu ungeahnter Würde erheben. In Uganda wohnt in jedem Zauberer eine Königsseele; die gewöhnliche Seele, Musimu, kann aber in jeden fahren. Daß die Seele noch nicht ruht, wenn sie im Grabe angekommen ist, deutet der Kahn an, der auf den Grabhügel gestellt wird, und im Norden der Schlitten, worin die Leiche zur letzten Stätte geschleppt wurde. Aus diesem Kahn ging die schiffförmige Steinsetzung bei Nordgermanen hervor. Die zwangsweise Zurückzauberung der Seele in ihren Leichnam wird für ebenso möglich gehalten wie ihre Herauszauberung bei lebendigem Leibe und die Übertragung in irgend ein Tier; letztere ist eine mit Vorliebe geübte Spezialität afrikanischer Zauberer. Überhaupt sieht die Phantasie bei der Annahme der Allbeseelung einer Seelenwanderung keine Schranken gezogen, wenn auch an die Tierwelt zuerst gedacht wird.



Eine mit Gewändern umkleidete Mumie aus Ancon. (Nach Reiß und Stübel.)

Zu den Gründen für die verehrungsvolle Behandlung der Leichen gesellt sich als starkes Motiv die Furcht. Die rasche Einhüllung, das Tragen an einer Stange, die Vermeidung der Thür, das rasche Einscharren weit von der Hütte sind alles, wenn nicht von Furcht eingegebene, so doch mit Furcht getränkte Handlungen. Seltsamerweise kommen gerade in dieser Beziehung die stärksten Widersprüche vor; denn während die Kaffern ihre Leichname oft einfach in den Wald tragen und den Hyänen übergeben, begraben sie andere in Steingräbern (s. Abildung S. 45) oder in ihren Gehöften, und im Kamerungebiet wird der Mann in seiner Hütte, das Weib aber am Wege begraben. Wenn die Hütte des Verstorbenen verlassen oder zerstört, sein Hausrat zertrümmert wird, ja oft sogar seine Sklaven und Herden getötet werden, selbst sein Name der Vergessenheit geweiht wird, so ist immer die Gespensterfurcht mit wirksam.

Das kurze und lückenhafte Denken der Naturvölker gestattet einen in so vielen Formen sich äußernden tiefen Glauben an die Beseelung des menschlichen Körpers, ohne daß sie sich darum genötigt sähen, sich über die Stätte, wo die Seelen verweilen, immer auch Rechenschaft abzulegen. Sicher verschafft aber jener Glaube der Idee von einem Jenseits bereitwilligere Aufnahme; und wenn sie bei Alteuropäern, Polynesiern und Indianern eine merkwürdige Ähnlichkeit aufweist,



so mögen wir darin eher eine in anthropogeographischer als völkerpsychologischer Beziehung merkwürdige Thatsache der geographischen Verbreitung erblicken. Der vorhin erzählte Mythus von dem seelenraubenden hawaiischen Häuptling zeigt deutlich, wie weit die Ähnlichkeiten gehen. In den Grundzügen des Hinabsteigens, der Täuschung des Beherrschers der Unterwelt, der Eifersucht der übrigen Seelen findet Übereinstimmung über sehr viele Völker hin statt. Vorstellungen, denen als unmittelbaren Spiegelbildern der Wirklichkeit eine gewisse Notwendigkeit innewohnt, verhalten sich anders als die sich daran erst in zweiter oder späterer Reihe anknüpfenden Gedanken; diese werden immer besonders gründlich auf ihren Ursprung in höheren und ferneren Gedankenkreisen zu prüfen sein.

Was man Götzenbild nennt, ist ursprünglich nichts anderes als Denkmal des Verstorbenen, Ahnenbild (s. nebenstehende Abbildungen). Seltener verkörpert man symbolisch die Seele, wie wenn ein hölzerner Vogel, der die Seele fortführt, bei der Erinnerungsfeier an Tote über dem Schamanen der Golden schwebt. Gewöhnlich gibt man den Menschen in seiner ganzen Wesenheit, wiewohl oft stark schematisiert. Der Zusammenhang zwischen diesen Bildern und dem, was man Götzendienst zu nennen beliebt, naturgemäß abhängig von der Pietät, die man den Verstorbenen zollt, ist immer nur ein Teil der Religion. So erklärt sich die sonst unerklärliche Verschiedenheit, die gerade darin zwischen nahe



1) Idole der Hermite-Insel. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 2) Angebliche Götzenbilder (Seelenbilder) aus Ububschwe. (Nach Cameron.)

verwandten Stämmen, z. B. auf Neuguinea herrscht: die Mafuresen haben eine große Zahl von Götzenbildern (Karowar), während es bei den Arfakern gar keine gibt. Nun verstehen wir auch die so innige Verbindung der Schädel- und Idolverehrung; denn der Schädel ist ein Totendenkmal. Je weiter die Erinnerung zurückweicht, um so unpersönlicher wird das Bild. In Tahiti, wo man Tii, persönliche Familienidole, von Tu, Volksidolen, unterschied, waren es die letzteren hauptsächlich, die durch Umwindung unsichtbar gemacht waren; auf ihren Raub gingen öfters Kriege zwischen den Stämmen hinaus.

Neben dem Tode wird das Leben, die Zeugung und die Geburt, als rätsel- und bedeutungsreichster Vorgang in übersinnliche Beziehungen eingesponnen. Der Augenblick der Zeugung wird mit Vorliebe auf Schnitz- und Bildwerken dargestellt, nicht selten auch der der Geburt; dabei bedeutet das Vorangehen der Füße eine besondere Beziehung zu den Mythen. Im neuen Leben liegt eine Bejahung, die den verderbenden Mächten entgegengesetzt wird. Der Phallus als Symbol des Schutzes gegen böse Mächte ist bei den verschiedensten Völkern gebräuchlich; und wir glauben daher nicht, daß man das Auftauchen phallischer Symbole bei den Maori mit Schmeltz zu deren dunkeln Mischungs-Elementen in Beziehung bringen müsse, weil jene bei den Melanesiern besonders hervorträten. Wird doch auch bei den allerverschiedensten Völkern die Geburt, der Eintritt der Reife, dieser ganz besonders, und die Verheiratung mit Zeremonien umgeben, die die hervortretende Bedeutung dieser Ereignisse versinnlichen sollen. Diesen Vorstellungen vom Fortleben ist nun auf höherer Stufe der Entwickelung noch ein weiteres, höheres Element zugewachsen in Gestalt der Lehre von Lohn und Strafe im Jenseits. Davon haben jedoch viele Völker keine Spur. Die


Grab eines Zuluhäuptlings. (Nach G. Fritsch.)
Vgl. Text, S. 43.

Naturvölker machen wohl auch Sonderungen im jenseitigen Leben, aber keine moralischen, sondern soziale; so die Polynesier zwischen Milus und Wakeas Reich. Jenes ist das geräuschvolle, wo die Seelen der Niederen hausen, die sich mit Spiel und Geschrei vergnügen; hier hingegen herrschen Ruhe und Würde, den Häuptlingen entsprechend, deren Seelen hier wohnen. Die Walhalla ist nur für die mutigen und im Kampfe gefallenen Krieger; ebenso hat der indianische Krieger seinen bevorzugten Himmel. Es ist wesentlich, zu betonen, daß die Morallehren kein notwendiges erstes Ingrediens der Religion, sondern eine erst auf höheren Stufen erfolgende Zumischung sind.

Von Naturerscheinungen üben zwei Klassen die tiefste Wirkung auf das angeborene Gefühl der Unsicherheit aus; zu ihnen muß der Mensch irgend ein Verhältnis suchen. Angesichts mächtiger Bethätigungen der Naturgewalten vergleicht er sich mit der Gewalt und Majestät der Natur und gewinnt das Bewußtsein seiner Unterordnung. Von allen Seiten schränken ihn unzählige Hindernisse ein und hemmen seinen Willen. Sein Geist erschrickt vor dem Unendlichen und Unergründlichen und bemüht sich kaum noch um das Einzelne, woraus jene erhabene Größe besteht. Ein Berg in der Ebene ist sicherlich von Sagen umwoben; der dunkle Wald beherbergt Geister; Stürme, Erdbeben, Vulkanausbrüche wirken durch das Unerwartete und Betäubende ihres Hervorbrechens; die phantastischen Götzenbilder, wovon Wälder und Felder im Afrika der Neger wimmeln, sind wohl häufig Denkmäler von Blitzschlägen 2c. (s. Abbildungen, Seite 39 und 40). Den tiefsten Eindruck hinterlassen die Erscheinungen des gestirnten

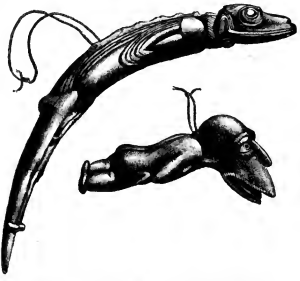
Himmels durch die majestätische Ruhe und Regelmäßigkeit ihres Verlaufes. Das Dasein dieser seltsamen, von irdischen Dingen so weit abweichenden Erscheinungen, ihr Leuchten, ihre große Zahl übten notwendig einen Einfluß auf den Geist auch der ursprünglichsten Menschen. Alle, selbst Buschmänner und Australier, benennen Sternbilder. Die erwärmende Wirkung der Sonne mußte mit Dankgefühl empfunden werden, in kühleren Gegenden vielleicht mehr als in den Tropen; Mond und Sterne sind mit ihrer Erhellung doppelt willkommene Erscheinungen den Naturvölkern, bei ihrer Angst vor Gespenstern. Die Sorge, womit sie bei Mondfinsternissen den verfinsternden Geist wegzuzaubern suchen, die hohe Stelle, die dem Monde in den religiösen Vorstellungen und der Sage der Völker zu teil ward, sprechen dafür. Zu sagen: Die Sonne ist als Lichtspenderin von allen Nationen als ein göttliches Wesen, als die allgemeine Wohlthäterin verehrt worden, ist zu viel. Aber Sonnendienste sind weit verbreitet, am meisten bei Ackerbauern und in den höher entwickelten Vorstellungskreisen; auch auf der Zaubertrommel lappischer Schamanen strahlt ein Sonnenbild. Weitverbreitet sind Sagen, die an die verschiedenen Stellungen der Sonne zur Erde und den Wechsel der Jahreszeiten anknüpfen. Gemeinsam mit der Mutter Erde schafft die befruchtende Sonne alles Lebendige, auch die Sterne. Die Seelen abgeschiedener Helden ziehen der Abendsonne zu. An die Sonne schließt sich der Kultus des Feuers, das nicht erlöschen darf und unter Schwur entzündet wird. Der Japaner trägt mit Feierlichkeit am Neujahr Feuer in sein Haus, das unter Zeremonien im Tempel am bestimmten Tage durch Holzreiben entzündet ward. Ja, noch der Russe (im Kreise Tambow) trägt soviel Asche wie möglich und einige Steine aus dem alten Herde in das neue Haus über, weil es Glück bringt: ein Rest der Feuerübertragung.

Witterungserscheinungen drängen sich durch die Unmittelbarkeit ihrer Wirkungen auf. Tief greifen sie in das wirtschaftliche Gedeihen ein. Ihre darum begreifliche Rolle im Glauben oder Aberglauben des Menschen zeigt die Verbreitung der Regen- oder Sonnenscheinmacher, der Herbeiführer von Fruchtbarkeit. Darüber hinaus liegt das Gebiet der Erscheinungen, die nicht mehr oder selten in unmittelbare Beziehungen zum Menschen treten und daher von ihm nur beachtet werden, wenn sie sich ihm aufdrängen. Selbst der Naturmensch, das vorurteilsvollste Geschöpf menschlicher Gattung, der Mensch mit dem engsten Gesichtskreise, empfängt Eindruck vom Regenbogen, der Brücke zum Himmel, vom Rauschen des Meeres (s. Abbild., S. 37), vom Brausen des Waldes, vom Sprudeln der Quelle. Diese Erscheinungen werden in den Kreis abergläubischer Vorstellungen hineingezogen, die ihrerseits von näheren Ursachen hervorgerufen sind. Sind es Seelenbilder, die die Aino auf Vorgebirgen, wo schwerer Seegang herrscht, um glückliche Fahrt oder Fischfang bitten? Die Naturvölker kennen die Meteorsteinfälle, deren Erleben sie durch Überlieferung festgehalten haben; sie nennen die in der Erde liegenden Steinbeile Donnerkeile. Man schiebt den Kahn mit der Leiche in die Wellen, man belegt dunkle Wälder mit dem Tabu, man vermutet in jedem Bach einen Geist. Die Poesie verflicht hier mit der Religion ihre Wurzeln; und es erscheint die Frage höchst überflüssig, ob diese Völker Natursinn haben.

Es flechten sich aber auch soziale Motive hinein. Wir kennen die Rolle der Tiere als Symbole der sozialen Gruppen, als Totem. Der Schamane geht mit Tieren um wie mit seinesgleichen, setzt sich ein künstliches Hirschgeweih auf, trinkt Hundeblut aus hohler Tierfigur, läßt einen hölzernen hohlen Vogel über sich schweben, opfert dem Gotte des Flusses aus fischförmiger Schale. Die Giljaken halten zu Zauberzwecken, besonders bei Krankheiten, Bären, Stachelschweine und Schildkröten. Den fetten Bären essen sie alljährlich feierlich aus eigenen Holzschüsseln. Bezeichnenderweise sind Tier- und Pflanzensagen ein Hauptteil der Litteratur primitiver Völker. Tiere finden sogar eine Stelle am Grunde der Genealogien der Stämme und Häuptlinge. So weit sich die indische Gedankenwelt ausgebreitet hat, reicht der Glaube an Seelenwanderung, besonders auch an das Hervorgehen aus Affen; selbst Japan hatte einst seine heiligen Affen. Außerdem

drängen sie sich durch Nutzen und Schaden unabweisbar auf. Den menschenfressenden Raubtieren fühlen sich menschenfressende Wilde verwandt. Der Schonung dieser Tiere (bei Malayen auch bei den Joloffen Senegambiens werden Krokodile in heiligen Teichen gehegt) mag dann eine andere Wendung gegeben werden, so wenn der Matabelekönig Lobengula Krokodile zu töten bei Todesstrafe verbietet: mit dem toten Krokodil könnte verderblicher Zauber geübt werden. Der Tierglaube kann dann gleichsam eine indirekte Form annehmen. (Vgl. untenstehende Abbildung).

Die Frage nach dem Einen, dem Herrn des Himmels, dem Allschöpfer, dem Gott, ergibt sich nicht als die erste aus der Masse der religiösen Anschauungen; nur gelegentlich eröffnet sich auf ihn ein Ausblick, gleichsam durch Spalten nur des Götzendickichts. Um so weniger gewinnen wir eine klare Vorstellung von seinem Wesen, als aus verschiedenen Quellen die Bäche zusammenfließen, worin er sich spiegelt. Ohne Zweifel führt die Ahnenverehrung zu allmählicher Erhöhung hervorragender Gestalten über die Masse und bis in den Himmel. Solche Apotheosen kann man in Afrika wie in Ozeanien nachweisen; bei den Inka fingen sie schon bei Lebzeiten an. Durch die Versetzung in den Himmel erfüllt sich die Bedingung weitgreifender, überragender Einwirkung. Die Millionen Seelen Verstorbener müssen Herren haben, die sie leiten; und



Fischköpfige Idole von der Osterinsel. (Christy Collection, London.)

dazu sind die Herren hienieden auch im Jenseits am geeignetsten. Wenn es weiter zum Wesen eines Gottes gehört, daß er Verschiedenstes von Einem Punkte aus vollbringe, ohne an Ding und Ort der Handlung gefesselt zu sein, so muß er hinausgehoben werden. Die Schwäche der Erinnerung sorgt dafür, daß er seine Wurzeln im Irdischen zu verlieren, daß er zu schweben scheine. So wird die Masse der Seelen zu Geistern, im Abbilde zu Fetischen, wenige werden zu Stammesgöttern; aus diesen mögen dann durch Ausbreitung weithin anerkannte Götter hervorgehen: ein Gott der Welt aus Jehova. Die Schöpfung braucht mindestens einen ersten Menschen, darüber hinaus einen Gott, der im stande sei, zu schöpfen. Gewöhnlich ist der Himmel oder die Sonne zu solcher Würde berufen; dort leben die heiligen Urahnen, die nun mit dem Schöpfergott verwachsen. Und endlich fordert die Naturanschauung große, herrschende Geister für die großen Dinge, wie zahllose kleine für die kleinen. Ein Geist des Himmels, der zugleich Schöpfer ist, wird wohl der Erste sein. So strebt es also von verschiedenen Enden auf Ein hohes Wesen, einen Gott, zu. Überall hören wir den Namen eines Höchsten nennen; aber nur leise und undeutlich. Häufig ist er wörtlich als Ältester zu fassen, der geistige Herr des Stammes, der Herrscher über die

Seelen der Hinübergegangenen, der Schöpfer. Es ist gefährlich, wenn unsere Missionare seinen Namen ihrem, unserem Gotte beilegen. Der Anhänger des Ahnenkultus wird von selbst dazu geführt, einen ersten Menschen, den Ahnherrn des ganzen Volkes, mythologisch zu gestalten. Ukulunkulu ist der Urahne, er ist selbst der Schöpfer der Menschen, eine geheimnisvolle Gestalt; geheimnisvoll wohl einfach deshalb, weil der Kaffer darauf verzichtet hat, sie plastischer und phantastischer auszubilden. So gleicht Ukulunkulu jenem einsamen, dem irdischen Treiben fremden und deshalb unbeachteten höchsten Himmelsgott der meisten Negerreligionen; ihm entspricht bei den Betschuanen und Basuto ein Molimo, bei anderen Njambi oder Njame. Die Entstehung mag dieselbe sein; aber darauf kommt es an, ob die Erinnerung schon so schwach geworden ist, daß das Bild des Urahnen vergeistigt ist, oder ob es noch so nahe steht, daß durch seinen Namen unser Gottesbegriff heruntergezogen wird. Die Missionare der Hererò nahmen Mukuru und Kalunga, wofür sie zuerst „Glück" eingesetzt hatten, als Ausdruck für „Gott"; erst später kam Njambi dazu. In Wirklichkeit lebten die Hererò vor dem Christentum im reinen Ahnendienst. Wir werden sehen, daß an der Goldküste und teilweise auch bei Ostafrikanern ausgesprochenere Entwickelungen im monotheistischen Sinne vorkommen, woran das Christentum mit besserem Gewissen anknüpfen kann. Sogar der Name böser Geister ist für Gott gesetzt worden, wo sie als Verderber und Erneuerer der Schöpfung auftreten. Man hat in den Neuen Hebriden Suque, den Namen eines Geheimbundes, für Gott gesetzt, und auf den Torresinseln Augud, was Totem bedeutet! Der vielgenannte Manitu der Indianer Nordamerikas ist nicht der „Großgeist", sondern Geist überhaupt, auch ein übler. Der polynesische Atua, den die Missionare für Gott setzen, mag derselben Quelle entstammen, ist aber als Geist, Seele, Hauch so allgemein, daß eine zu nahe Berührung mit greifbaren Vorstellungen der Heiden verhindert wird. Die auf die Ahnenverehrung hinweisende Thatsache, daß in einem Volke verschiedenen Geistern verschiedene Gruppen zugethan sind, die in Geheimbünden ihren Dienst treiben und oft ihre Geschlossenheit gewaltthätig ausnutzen, hindert natürlich die Herausbildung der Eingottheit, solange nicht eine die Mehrheit erhält. Rangordnung der Verehrung leitet nicht sicher; denn von Land zu Land wechselt der Name des als Höchster verehrten Gottes. Im engen Kreise der Gesellschafts-Inseln wurde als höchster Gott Rua auf Tahiti, Eimeo und Raiatea, Tane auf Huaheine, Tao auf Bolabola, Tu auf Maurua, Tangaroa oder Taraoa auf Tabuaemanu, Oro auf Tahaa verehrt. In Neuseeland tritt Rangi als Höchster im Himmel an die Spitze aller anderen Götter. Auf Hawaii tritt Tane als Kane in den Vordergrund, mit ihm die sonst nur in der Mythologie bedeutsamen Wakea und Maui sowie der Kriegsgott. Wir werden aber sehen, daß alle diese Höchsten ihrer Verehrung fast ganz verlustig gehen konnten zu gunsten einfach lokaler Ahnengötter. Nichts trug dazu so sehr bei als die Herausbildung von Verehrungsgruppen, die ihren Gott oder Geist streng für sich zu bewahren strebten. Mit ihrer Macht legten sie auch den Dienst ihres Gottes den Schwächeren auf. Wir hören dagegen von den Schilluk, daß der Niekam beinahe in jedem Dorfe einen Tempel oder ein Haus, selbst ganze Dörfer besaß, die dann von einer privilegierten, hochangesehenen Kaste, einer Art geistlichen Adels, bewohnt wurden. Diese erhielt einen Teil aller Beute; niemand wagte es, sich an ihren Kühen zu vergreifen, sei es auch nur, sie zu melken. Die Reichtümer des Häuptlings wurden im Gebiet des Niekam verborgen gehalten. In Abbeokuta bezeichnen Strohbüschel das Eigentum des Donnergottes Schango; es ist unverletzlich, und wer sich daran vergreift, verfällt der Rache der Schango-Priester. Gerade Schango ist eine lehrreiche Erscheinung: einige halten ihn für einen König, der bei seinen Lebzeiten sehr grausam gewesen, andere sagen, er sei ein nachgeborener, erst spät zur Unsterblichkeit aufgenommener Göttersprößling; bald ist er Urahn, bald aber Gefährte des Donnergottes und dann selbst Donnerer. Alles deutet auf eine spät in den Olymp aufgestiegene Seele eines Stammeshauptes.

Da die Verschiebungen und Verwechselungen der Namen bei Wiederkehr derselben Götter und göttlichen Funktionen eine beständige Quelle von Verwirrung selbst der Grundsätzen der Mythologie bilden, besonders bei schriftlosen Völkern, so ist ihre Klarlegung nur durch Festhaltung der sachlichen Unterlage, unter Absehen von aller Rangordnung zu erreichen. Es heißt das vielgestaltige, wandelbare Wesen des Mythus verkennen, wenn man in einer isolierten Thatsache, wie im Überleben des Urvaters des Menschengeschlechts, einen besonderen und höheren Charakterzug der amerikanischen Form des Sündflutmythus sehen will. Ein Streben auf Auslese und Erhöhung liegt tief im menschlichen Geist begründet; und es bedurfte nur der Mittel rascher Verbreitung über weite Gebiete unter Fernhaltung zersetzender Einflüsse, um eine Gottesidee über lokale Beschränkungen und Schwankungen zu erheben, wie die Verbreitung des Christentums und des Islam zeigen. Dazu ist Gewinnung von Macht notwendig, d. h. Allianz mit weltlichen Mächten.

Das Verhältnis des Menschen zu einem persönlichen höchsten Wesen, das die Dinge zuhöchst bestimmt, und zu dem der Mensch in persönlicher Beziehung steht, hat sich nirgends in reiner Form ausgebildet, sondern immer nur gebrochen, unzulänglich und unter mannigfach fehlgreifender Gestaltung. Auch ist die Religion im Laufe ihrer Entfaltung nicht allein geblieben, sondern trat mehr und mehr in innige Verbindungen mit anderen Bestrebungen des menschlichen Geistes, vor allem mit Regungen und Bedürfnissen seines Gewissens. So erhielt sie die wichtigste Zufügung: das moralische Element. Dadurch erlangte die Religion einen höheren Einfluß auf die allgemeine Kultur. Während auf roheren Stufen der Religionsentwickelung der Mensch fast nur als der Fordernde auftritt, der an die Geister, Fetische ꝛc. mit seinen Wünschen oder gar Befehlen herankommt, für deren Erfüllung sie ihre Opfer erhalten, wird nun das Geistige zur Macht, die, mit Lohn und Strafe ausgerüstet, über ihm waltet und nicht nur leitet, sondern auch zwingt. Diese durch manche Stufen zu verfolgende schärfere Herausbildung des moralischen Elements in der Religion geht Hand in Hand mit ihrer Läuterung von einer Masse von Elementen, die ohne tiefere innere Verwandtschaft mit ihr verbunden zu sein pflegen, wie denn auf niederen Stufen nicht bloß der Dienst des außermenschlichen Geistigen, sondern auch die Pflege des Geistes im Menschen, d. h. alle Anfänge von Wissenschaft, Kunst und Dichtung, Sache der Zauberer, Priester und dergleichen sind. So haben wir einen Punkt, den wir einem Sammelpunkt vieler wirren, gewundenen Pfade vergleichen möchten, die sich nun zu wenigen klaren, geraden Wegen vereinigen. Die mit vielen Erniedrigungen verknüpfte, aber endlich doch zur Höhe führende Verbindung der Religion mit dem bürgerlichen Gesetz befreit sie zugleich in zunehmendem Maße von der Verbindung mit allen geistigen Thätigkeiten, die sich selbständig als Kunst und Wissenschaft entwickeln sollen. Die Trennung bahnt sich an in der Verteilung der Priesterfunktionen des Zauberns, Heilens, Regenmachens, der Bildschnitzerei, des höfischen Gesanges ꝛc. auf eine Anzahl von Personen, gelangt aber erst auf der Schwelle des Zeitalters der Kunst und Wissenschaft zur Vollendung. Die Geschichte zeigt uns die Dichtung, die Künste und die Wissenschaften in selbständiger Thätigkeit zuerst im alten Griechenland; in Ägypten waren sie alle noch an die Priesterkaste gebunden.

Die Verbindung der weltlichen und geistigen Mächte ist auf allen Stufen der heutigen Menschheit zu finden. Die Macht eines Häuptlings ist unvollkommen ohne Zaubermacht, die er selbst oder durch die engste Verbindung mit den Priestern ausübt: nur Kriegshäuptlinge mögen Ausnahmen machen. Schon hier muß der Dichter mit dem Fürsten gehn. Mißlingen der Regenmacherei kann das Ansehen eines Fürsten ganz vernichten; Beispiele von Sturz und Ermordung wegen Mißerfolgs beim Zaubern bietet Afrika mehrfach. Auf der anderen Seite kann man sich kaum eine mächtigere Stütze der Tradition eines Herrscherhauses vorstellen als

die Ahnenverehrung, die aus jedem Inka Cuzcos einen Heiligen machte. Ozeanien zeigt uns eine Menge von Beispielen, daß Fürsten oder Kriegshelden in die erste Reihe der Götter traten. Die Erblichkeit der Macht wurde hierdurch wesentlich gestärkt. Wir erinnern uns hier einer Bemerkung P. Mérimées, daß zu der Bevorzugung der Etrusker durch die Römer vor anderen Italioten auch die Kenntnis der ältesten religiösen Überlieferungen und der Zeichendeutung beigetragen haben möge, wodurch sich die etruskische Aristokratie auszeichnete. Was der Gesellschaft und dem Staat gut ist, wird als gottgefällig bezeichnet: Geister, die mit dem Wohl der Familien, der Gesellschaften, der Staaten in Beziehung gesetzt werden, können nur wohlthätig sein. Mit dem Unveränderlichen des Gottesbedürfnisses verbinden sich die wandelbaren Forderungen der Moral, die tiefe und zum Teil edle Bedürfnisse der Gesellschaft befriedigt, indem sie die Ehrung des Alters, den Schutz der Ehe, der Kinder, aber auch des Eigentums (höchst egoistische Tabúgesetze!) anbefiehlt. Damit ist die Vermischung der weltlichen und geistigen Interessen gegeben. Der mit dem Fürsten unter Einer Decke auf Volksverdummung hinarbeitende schlaue Priester der Aufklärung ist, besonders auf dieser Stufe, nicht bloß Fiktion. So verschmilzt weltliches und geistiges Gesetz. Ist der Häuptling ein heiliger Mann, so ist Verstoß gegen die Ordnung, an deren Spitze er steht, Sünde, und die Religion dient nun auch zu leichterer Bändigung der Störenfriede und Umstürzler.

Die Unterscheidung von Gut und Böse, die die mosaische Sage mit tiefem Gefühl in den Anfang der Menschwerdung setzt, muß sich auch auf anderem Wege früh und von selbst herausgebildet haben. Die Natur zeigt Schädliches und Nützliches; aus ihr geht durch Allbeseelung der Gegensatz in die Geisterwelt über. Das Gefühl des Dankes gegen den Guten wird stets von neuem hervorgerufen. Man muß ihn haben, muß ihn anflehen können. Und wenn alles Gute einer Ahnenseele zugeschrieben wird, ist damit eine mythische Verkörperung des Guten gegeben. Das Gute ist aber hier noch lange das dem Einzelnen, nicht der ganzen Gesellschaft Wohlthuende. Annäherung an diese Vorstellung ist es, wenn in Neupommern die Schöpfung aller guten Dinge, seien es Länder, Einrichtungen oder nur Fischfallen, einem einzigen Wesen, To Kabinana (weise), die aller übeln Dinge einem anderen, To Kovuvuru (ungeschickt?), zugeschrieben wird. Wenn aber die beiden Volkshälften, die die Namen dieser Schöpfer tragen, keine Rangordnung erkennen lassen, sondern die Kovuvuru genannte durchaus auf der Höhe der Kabinana steht, so scheint es doch, als ob nur ein schwacher Gegensatz wirklich empfunden werde. Für die tiefe Kluft zwischen moralloser und mit Moral erfüllter Religion spricht die menschliche Schwäche der Himmelsbewohner. Warum sind die mythologischen Gestalten, die Götter, moralisch oft so verworfen, schlechter sogar als die sie anbetenden Menschen? Eine verkehrte Auffassung der Kraft und Gewalt, wodurch sie sich über die Masse erheben sollen, schafft ein falsches Ideal von Göttergröße. Dazu kommt das in der Mythologie behaglich sich ergehende fabulierende Element, das über die ganze Welt das andere falsche Ideal des schlauen, in Liebes-, Kriegs-, selbst Handelsabenteuern überlistenden Gottes verbreitet hat.

Im Priester (s. Abbildung, S. 51) wohnt körperlich die Geisterwelt, mit der er zu verkehren, die er zu bannen und beschwören hat. Seine Heranbildung ist die Vertreibung der gewöhnlichen Seele und der Einzug einer neuen; er eignet sich dazu am besten, wenn er geistig abweicht von der Menge, geisteskrank, fallsüchtig, zu Halluzinationen und lebhaften Träumen geneigt ist. Die Traditionen des Fetischpriestertums pflanzen sich durch Erziehung fort, die dafür passenden Jünglingen erteilt wird. Als Verwandlung aus einem Normalmenschen in einen zauberkräftigen Gebieter der Geister nimmt sie den Charakter des Wunderbaren, sogar einer Art von Seelenwanderung an. Wen der Fetisch liebt, den führt er weg in den Busch und begräbt ihn in dem Fetischhause, oftmals für eine lange Reihe von Jahren. Wenn der Entführte wieder zum Leben erwacht,

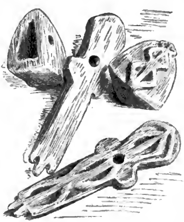
beginnt er zu essen und zu trinken wie zuvor; aber sein Verstand ist weg, und der Fetischmann muß ihn erziehen und selbst in jeder Bewegung unterweisen wie das kleinste Kind. Anfänglich kann das nur durch den Stock geschehen; aber allmählich kehren die Sinne zurück, so daß sich mit ihm sprechen läßt, und nachdem seine Ausbildung vollendet ist, bringt ihn der Priester seinen Eltern zurück. Die würden ihn oft nicht wiedererkennen, wenn er ihnen nicht frühere Ereignisse ins Gedächtnis zurückführte.

Der Kern seiner Kunst liegt in dem Verkehr mit den Geistern der Abgeschiedenen, aber als Zauberer ist er das Gefäß alles Wissens, aller Erinnerungen und aller Ahnungen. Manche Europäer haben die Wirksamkeit seiner Kräuter- und Wurzelarzneien schätzen können. Der Stand der Zauberer ist eine höhere Stufe des ärztlichen Standes. Einige Ärzte verstehen sich auf gewisse Krankheiten, z. B. Würmer, besser als andere, und zu diesen werden die Leidenden von den Zauberern geschickt. Bleek behauptet von den Natalkaffern, daß ihre Doktoren sonst Tiere sezierten, daß aber einige in Kriegszeiten im geheimen auch Menschen seziert hätten. Dies ist eine vereinzelte Behauptung. Jedenfalls begnügen sie sich ebensowenig wie ihre Kranken mit natürlichen Mitteln aus dem Pflanzen- und Tierreich, sondern wirken nach ihrer Meinung am tiefsten und sichersten durch Vermittelung übernatürlicher Kräfte, wodurch auch andere Übel als Krankheit, wie Liebesgram, Haß, Neid, ihre Heilung finden können. Die Hervorrufung von Sinnestäuschungen war den Priestern geläufig; indem sie solche ausführten, schufen sie nur von neuem Stützen des Glaubens. Die Geheimnisse der Suggestion, der Hypnose u. dgl. besaßen sie lange vor der Wissenschaft. Viel weiß das Volk selbst, aber das Beste hat eben der Zauberer als Geheimnis inne. Man bedenke die Macht in der bloßen Thatsache der Überlieferung. Oft ist ja die einzige Art der Geschichtskenntnis unter diesen Völkern die Überlieferung wichtiger Ereignisse, die sich heimlich unter den Priestern vererbt und die Rat heischenden durch den Schein eines übernatürlichen Wissens überrascht. Dieses Wissen kann natürlich



Zauberer von der Loangoküste. (Nach Photographie von Dr. Falkenstein.)

auch in den Dienst der Herrschenden, der Politik gestellt werden. Die Heiligung der Tradition hatte auch den Zweck der Befestigung; und in diesem Sinne kann man sagen: sie ersetzt die Schrift. Die Schrift und der Buchdruck haben den Priesterstand geschädigt. Die Kunst der Überlieferung wird also ganz besonders ausgebildet; es gehört dazu die Kenntnis überlieferter Zeichen und Bilder, auf höheren Stufen die Schreib- und Lesekunst, womöglich in besonderer Schrift, wie die der ägyptischen Priester. Besondere Priestersprachen kehren bei den verschiedensten Völkern der Erde wieder. Neben den Grundideen des Schamanentums finden sich überall ähnliche oder bis ins Kleine übereinstimmende Einzelheiten von zum Teil durchaus nicht selbstverständlicher Art. Pfeile, die zur Erlegung des „bösen Geistes" nach vollendeter Beschwörung abgeschossen werden, gehören am unteren Amur zum Zauberapparat, ebenso wie in Afrika, Amerika und Ozeanien.



Würfel und Amulette eines Bamangwatozauberers. (Ethnographisches Museum, München.)

Die Verwendung der **Maske** bei religiösen Zeremonien ist in allen Ländern polytheistischer Glaubensformen weit verbreitet; Tier- und Menschenmasken, Ungeheuer und komplizierte Kopfaufsätze, sie finden alle bei religiösen Handlungen ihre Verwendung. In China, Tibet, Indien, Ceylon, bei den alten Mexikanern und Peruanern (vgl. die Grabmasken auf der Tafel „Amerikanische Altertümer") kehren sie wieder, wie bei den Eskimo, Melanesiern (s. Abbildung, S. 53) und afrikanischen Negern. In Gräbern der Aleuten sind den Leichen Masken beigegeben, deren Züge komisch entstellt sind, so daß man geneigt ist, sie für Tanzmasken zu halten, die einst einem profanen Zwecke dienten und jetzt mit den ernsten Vorstellungen vom Leben und Wiederkehren nach dem Tode verbunden werden.

Die **Vorbedeutungen** setzen allein eine ganze Wissenschaft voraus. Ihre Menge ist so groß, daß sie alles durchwuchern und das Leben von allen Seiten her einengen. Hier nur einige Beispiele von den Kaffern: Das Milchessen bei Donner zieht den Blitz an. Wer Milch in einem fremden Krale ißt, wird dort ein Verbrechen begehen. Den Tag nach einem Hagelwetter darf das Feld nicht bearbeitet werden, um nicht noch mehr Hagel anzuziehen. Wer einen Habicht tötet, muß sterben. Wenn sich ein solcher Vogel in einem Krale niederläßt, ist es ein Zeichen von Unglück für den Besitzer. Hahnenschrei vor Mitternacht bedeutet Tod für Mensch oder Vieh. Dieselbe üble Bedeutung wird dem Hinaufspringen eines Hundes oder Kalbes an einer Hütte und der Erscheinung eines Kaninchens in einem Krale beigelegt. Der Schnurrbart eines Leoparden bringt dem, der unbewußt davon in seiner Speise genießt, Krankheit und Tod; wer ihn aber mit etwas von dem Fleische dieses Tieres genießt, wird mutig und hat Glück auf der Jagd. Hunde, die Schnäbel und Klauen von Vögeln fressen, werden stark und mutig. Wer in Dornen tritt, muß sie essen, um sich für das nächste Mal davor zu schützen. — Der schreckliche, weitverbreitete Glaube, daß kein irgendwie ungewöhnlicher Todesfall natürlich sein könne, erzeugt eine Menge von Zaubereien, die eine große Kenntnis von Persönlichkeiten und ihrem Einfluß voraussetzen. Die Gottesgerichte, in Afrika durch starke Gifte verschärft, sind von einem strengen Ritus umgeben, ebenso der Regenzauber, die Erneuerung des Feuers, die wiederkehrenden wichtigsten Abschnitte im Felde, Viehkral und auf der Jagd.

Dem raschesten Verfall sind stets die geistigen Elemente einer Kultur ausgesetzt. Da nun gerade diese die treibenden Kräfte in der Fortentwickelung sind, so erhellt allein daraus schon die große Neigung zum Stehenbleiben mit unvermeidlichem Rückgang. Die Geschichte der Religionen ist hier vor allem lehrreich. Fragen wir, in welchen Elementen das Christentum bei den Abessiniern und der Buddhismus bei den Mongolen die größten Umwandlungen erfahren hat, so lautet die Antwort: in den geistigsten. Alle Religionsstifter trugen höhere Ideale in sich als ihre Nachfolger, und die Geschichte der Religionen ist immer zuerst ein Herabsinken von einer Höhe, die reine Begeisterung erreicht hatte, und zu der spätere Reformatoren in großen Zwischenräumen sich und ihre Mitbekenner immer wieder zu erheben suchen. Im Monotheismus schmeckt man die Bitterkeit herber Lebenserfahrungen eines vorgeschritteneren Alters. Wer wundert sich, daß junge, naive Völker ihn nicht in seinem reinen Werte schätzen? Abstraktionen sind nicht für die Masse. Von der Dogmatik gilt dasselbe. Nicht der Reinheit der Dogmen gilt der Fanatismus



Neumecklenburgische Masken. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/8 wirkl. Größe. S. Text, S. 52.

der Menge, sondern der Ungestörtheit ihrer Glaubensgewohnheiten. Wie leicht bei der Ausbreitung über die Völker hin die tief verschiedenen Grundlagen der Religionen hinter den Formen verschwinden, lehrt nichts besser als die Gleichzeitigkeit der Buddha- und Brahmaverehrung in vielen Tempeln Birmas und Ceylons. Die großartigen Ruinen von Angkor Vât in Kambodscha sind ein einzig dastehendes Zeugnis dieses Herabgestiegenseins zur Religionsmengung.

Der Verfall zeigt sich äußerlich im Zwiespalt von Form und Wesen. Hier bilden sich die ersten Risse. Darin arbeiten dann zersetzende äußere Einflüsse (Machtverringerung, Verarmung, Verlust der Unabhängigkeit, Schwinden an Zahl) zerstörend weiter. Die künstlerischen Fertigkeiten halten nicht Schritt mit der geistigen Schöpferkraft. Man vergleiche die geistigen Gebilde der polynesischen Mythologie mit ihren hölzernen oder steinernen Darstellungen! Der Geist verschäumt, ohne Schöpfungen zu hinterlassen, die seiner Kraft und Größe ganz entsprechen. Die Formen aber bleiben. Daher stehen so oft bei den sogenannten Naturvölkern die Formen, auch die unvollkommensten, höher als das Wesen; und darin liegt allein schon ein Heruntergestiegensein. Verstümmelten Spuren höherer Vorstellungen begegnen wir in fast allen Religionen, und zwar nicht bloß geistigen, sondern auch rein materiellen; wie jenen buddhistischen Kultgegenständen, die in den schamanistischen Apparat übergehen, wohin sie besonders der lebhafte Handel zwischen den sich bereichernden Schamanen und Chinesen bringt, oder den christlichen Kreuzen, die zu Tuckeys Zeit am unteren Kongo als Fetisch getragen wurden. Das Christentum war in einzelnen Begriffen den Missionaren vorausgeeilt. Als Dobrizhoffer Guarani am Empalado bekehren wollte, antwortete ihm ein alter Kazike: „Pater Priester, Ihr seid umsonst gekommen, wir brauchen keinen Pater Priester. Der heilige Thomas hat unserem Lande schon lange seinen

Segen mitgeteilt." Die Auffassung von einem Teufel, dem hervorragendsten bösen Geist, ist durch ungebildete Europäer lange vor dem Christentum verbreitet worden und hat zu der Annahme von „Teufelsanbetern" und eines Dualismus guter und böser Geister geführt. Was dagegen die teilweise auch verdächtigen Schöpfungs- und Sündflutsagen mit ihren merkwürdigen Anklängen an die Genesis betrifft, so sind sie zu allgemein verbreitet und zu tief mit der ganzen Mythologie verflochten, als daß wir ihnen einen so jungen und zufälligen Ursprung zuweisen könnten; davon gehört ein Teil dem Weltmythus an, dessen Ursprünge vor dem Christentum liegen.

Haben wir in der Religion vereinzelte Entwickelungen oder ein Gewebe mit hier dichteren, dort lockereren Maschen? In der Antwort liegt mehr, als jede Klassifikation bieten kann; ja man wird erst recht zu klassifizieren vermögen, wenn man sich klar geworden ist, was Gemeineigentum der Menschheit, was Sonderbesitz eines Volkes sei. Was wir hierüber zu sagen haben, schließt sich an das oben über den Gemeinbesitz der Menschheit Ausgesprochene ergänzend an.

Vor allem sind Seelenglaube und Ahnenverehrung allgemein menschlich: Bastian nennt sie Elementargedanken. Wie die Begräbnisgebräuche lehren, stimmen sie oft bis in Einzelheiten überein. Man könnte daraus eine allgemeine Seelenlehre der Naturvölker rekonstruieren. Darin passen chinesische und indianische, germanische und australische Fragmente wunderbar zusammen und bilden eine einheitliche und in den Grundzügen folgerichtige Lehre. Die Allbeseelung der Natur haben wir hieran sich anschließen sehen. Zwar hat sie verschiedene Gegenstände in Grönland und Fidschi zu beseelen; aber sie schöpft aus der gleichen Quelle gleich freigebig abergläubische Gebräuche von absoluter Gleichheit. Daher sind auch die Menschen, denen Macht über diese Dinge gegeben ist, so außerordentlich übereinstimmend geartet und gestellt. Der nordasiatische Schamane und der afrikanische Regenmacher, der amerikanische Medizinmann und der australische Zauberer sind im Wesen, im Zweck und zum Teil sogar in den Hilfsmitteln gleich.

Alle Mythologie ist über die kleinen örtlichen Einflüsse, die einst mächtig in ihr gewesen sein müssen, hinausgewachsen. Wir meinen nicht, daß in der mythologischen Spiegelung regelmäßiger Naturerscheinungen im Volksgeist das Entscheidende nicht oft die kleine Abweichung nach einer oder der anderen Seite sei, die als Abweichung weit über das Maß ihrer Größe hinaus empfunden wird, wie Verzerrungen der Sonne am Horizont; wir übersehen nicht, daß die hohe Blüte des Sonnendienstes in Peru mit auf der Sicherheit ruhte, in dem regen- und wolkenarmen Lande das strahlendste aller Himmelsgestirne fast jederzeit unverhüllt zu erblicken; wir vergessen auch nicht die Einflüsse geschichtlicher Thatsachen, wie sie uns in der Sage von dem Ursitz der Irokesen und Algonkin entgegentreten, worin sie nicht bloß ihre Heimat, sondern auch die Stätte sahen, woher gütige, weiße, bärtige Männer zu ihnen gekommen wären. Es kann hier dem einen Element mehr Gewicht beigelegt werden, dort dem anderen: die Hauptsache bleibt, daß sie durch gleiche Grundgedanken verbunden werden, die daraus das aufbauen, was wir Weltmythus nennen.

Der größte Zug des Weltmythus ist der Gegensatz von Himmel und Erde. Der Himmel tritt bald als solcher, bald als Sonne uns entgegen, oder die Sonne ist das Auge des Himmels; beide ersetzen einander: so, wenn bei den Südamerikanern an die Stelle des deutlichen Glaubens der Nordamerikaner an die Sonne als künftiges Heim der Seele der Glaube an den Himmel tritt. In der Schöpfung ist die Sonne die Gehilfin des Himmels. Die Erde steht beiden immer gleich gegenüber; ihre Geschöpfe sind untergeordnet; sie ist immer nur das Eine Weib, mit dem der Himmel alles zeugte, was ist, besonders die Menschen. Um Sonne, Blitz (Donnergott), Feuer, Vulkane und Erdbeben gruppiert sich auch die Vorstellung eines Schöpfungsgehilfen, der der Erde

ebenso nahe kommt im Wandel der Sonne, im Zucken des Blitzes, im vulkanischen Ausbruch, wie der Himmel ihm ferne bleibt. Hephästos und Prometheus, Demiurg und bestrafter Feuerbringer, Beleber und Zerstörer, steht er im Mittelpunkt so manches Verehrungskreises, und der Himmel, der Allvater, tritt hinter ihm weit zurück. Die Maui-Mythen sind allgemein menschlich, nicht speziell polynesisch. Man könnte sie ebensogut nach Loki nennen, der auch ein gelähmter Unterirdischer ist, oder nach Daramulun, dem Donnergott südaustralischer Stämme, dessen Namen Ridley wörtlich übersetzt „Bein auf einer Seite" oder „lahm", oder nach dem hottentottischen Tsuigoab, dem „verwundeten Knie". Alle Mythen, und so auch sie, dürfen nicht entsprechend ihrer bald größeren, bald geringeren, bald dichteren, bald lockeren Verbreitung zur Grundlage von Schlüssen gemacht werden, die sich nur auf beschränkte Stammesverhältnisse beziehen: es wird genügen, wenn die charakteristischen Eigenschaften der Figur wiederkehren. Maui ist an einem Gliede gelähmt wie Hephästos und wohnt in der Erde; wenn die Südafrikaner an einen lahmen Gott im Boden glauben, so ist er es; vervielfältigt tritt er uns sogar in einbeinigen Gnomen entgegen, die den in einer Höhle wohnenden Feuergott der Araukaner umtanzen. Die Wolkenschlange mit den Blitzen ist den Nahua die Schöpferin der Menschen, wie der Donnergott den Tarasco, wie der Ndengeh den Fidschianern; und dieser ist wieder eine Schlange, die mit dem Grunde der Erde verwachsen ist, und deren Bewegungen Erdbeben erzeugen. Und diese Schlange ist endlich der endlos variierte heilige Drache Chinas und Japans.

Im Zusammenhang mit der Annahme vieler Völker, daß der im Osten wohnende Licht- und Himmelsgott ihr Schöpfer und Wohlthäter sei, verlegen sie ihren Ursitz nach Osten, wo die Mexikaner „Aztlan", das Land der Helle, dichteten, und noch öfter das Land der Seelen in den Abendhimmel, wo ihnen die Inseln der Seligen im Golde der sinkenden Sonne auftauchen. In der Beschreibung der Wege, die die Seele zurückzulegen habe, ihrer Gefahren und Rettungen liegt eine Summe von Gemeinsamkeiten, die viel zu groß ist, als daß sie der Missionar mit der ganzen Energie seines Wollens von Volk zu Volk hätte tragen können. Wir erinnern an die hawaiische Erzählung von der Zurückholung einer Seele aus der Unterwelt (s. oben, S. 38).

Kaum eine Schöpfungssage gibt es, wo nicht ein Baum hervorsproßte, der Hesperidenbaum, die Esche Ygdrasil, der Baum des Paradieses. Er steht zwischen Himmel und Erde, die Götter steigen auf ihm herab, die Seelen finden dort den Weg in den Himmel, für sie wird er auch ein rauher Balken, worauf sie hinüberschwanken, die ganze Schöpfung endlich ist von ihm ausgegangen. Der Kreis der Vorstellung von dem Hervorgehen der Menschen aus Bäumen umfaßt Hereró, Kaffern, Westafrikaner (vgl. Abbildung, S. 56), der verwandte der Entstehung aus Pflanzen Polynesier und Südamerikaner. Seine Verbindung mit der Seelenheimat hat sich als geographisches Märchen erhalten: eine der Kanarischen Inseln, die aus Eisen bestehe und daher wasserlos sei, werde durch einen Baum bewässert, „den stets ein dicker Nebel überschatte; davon bekämen die Blätter dieses Baumes ein Wasser, das beständig triefe, also daß Menschen und Vieh davon zu trinken genug haben". Dies glaubte noch das 17. Jahrhundert, wie man bei Schreyer, Neue Ostindianische Reisebeschreibung (1680), lesen kann.

Die heutigen Menschen sind in vielen Vorstellungen nur ein zweites, nachgeschaffenes Geschlecht, das von einem früheren, zu Grunde gegangenen durch eine große Katastrophe, den Einsturz des Himmels oder die Ertränkung der Erde, getrennt ist. Cameron hörte am Dilolosee, daß in seiner Tiefe Menschen lebten, sich regten und schafften wie am Licht, deren ganzes Dorf wegen der Unbarmherzigkeit versunken sei, womit sie einen alten Bettler abgewiesen hätten. Ein Einziger habe ihn freundlich aufgenommen, und dieser habe sich mit den Seinigen gerettet. Man könnte denken, daß dies eine Noachidensage arabischer oder abessinischer Überlieferung sei. Aber die Sage kommt mit örtlichen Abänderungen auch sonst vor. Das Wasser ist überhaupt bewohnt

gedacht; die Nilneger wissen von herrlichen Herden zu erzählen, die die Flußgeister nachts zur Weide treiben.

Diese ganze Mythologie, trümmerhaft und halb unverstanden zusammengefügt, mutet, wie sie vor uns steht, wie ein Bau aus alter Zeit und fremden Steinen an, worin sich die eigentlichen Götter der heutigen Menschen, die zurückkehrenden und umherwandernden Seelen der Verstorbenen, in tausend Formen umhertreiben, zu denen sie aber nur an wenigen Stellen eine innige verwandtschaftliche Beziehung gewinnen. Die Grundgedanken des Seelenglaubens, und was darum sich rankt, sind zu anderer Zeit und aus anderen Quellen über die Erde gewandert als die



Grabstätte und heiliger Baum von Mbinda. (Nach Stanley.) Vgl. Text, S. 55.

kosmogonischen Sagen, die Göttermythen und die Ausmalungen des Jenseits, jene wohl viel früher als diese. Beide zeigen in den entlegensten Gebieten die auffallendsten Übereinstimmungen; aber in jedem Gebiete sind sie zwei Gedankenwelten für sich, die sich nur an einigen Punkten inniger berühren, und zwischen die endlich noch Eigentümliches tritt, das man „freie Erfindung" oder mindestens „freie Variation" nennen könnte. Die Anschauung teilen wir nicht, daß jede Sitte, jeder Gebrauch dieser überlieferungslosen Völker an tiefen Wurzeln historischer Verbindungen hängen müsse. Manches wird spielend erzeugt: der Niambakult der Baluba ist nicht die einzige folgenreiche Eingebung einer Laune. Neben den großen Übereinstimmungen finden wir schließlich die kleinen, die jene erklären helfen, deren Reste, Wurzeln oder Sprossen sie oft sind.

Wie wir denselben Schutt- und Saatpflanzen begegnen in allen Teilen der Erde, wo Europäer Häuser gebaut und Äcker gepflügt haben, so sprießen einzelne, an sich wenig bedeutende abergläubische Gebräuche als Reste und Spuren allverbreiteter Gedanken hervor. Nicht nur der Glaube an den bösen Blick, sondern Hand und Hufeisen als Mittel gegen bösen Blick gehen

durch Indien, Arabien, Nordafrika und Europa. Daß in Marokko Frauen Bällchen aus ihrem Haar bei Trauer oder nach Krankheiten an bestimmte Bäume aufhängen, ist eine Sitte, der wir als „Haaropfer" in den verschiedensten Formen in allen Teilen der Erde begegnen; sie bildet nur einen Teil eines Komplexes von Gebräuchen, die auf die Werthaltung, Verbergung oder Opferung von Abfällen des Körpers zielen. Dazu gehört auch die Beschneidung, eine der in der Verbreitung am meisten wechselnden Sitten. Sulu üben sie, Betschuanen nicht; man findet sie auf Neukaledonien und nicht auf den Loyalitätsinseln. Dann geht sie wieder in der besonderen Form der Zirkumzision durch die verschiedensten entlegenen Länder.

Zum Schluß weisen wir auf einen jener Gebräuche hin, die etwas Äußerliches, Spielendes zu haben scheinen und mit ihrer weiten Verbreitung gerade dadurch auffallen. Gestelle aus leichten Rohrstäbchen, mit bunten Fäden in Fahnen- oder Sternform übersponnen, sind in Ancon wie Flores Grabmitgabe (s. die Farbentafel „Amerikanische Altertümer", Fig. 7, 8), bei den Pima kommt ihnen eine religiöse Bedeutung zu, und ohne nähere Bestimmung ihres Zweckes kennen wir sie aus Vancouver und Tschittagong; in Ägypten sind sie Pferdeschmuck, in Bolivia werden sie in die Dachsparren gesteckt.

Um einen allgemeinen Überblick über die **Verbreitung der verschiedenen Religionen** zu erhalten, pflegt man sie in wenige große Gruppen zu teilen, deren Statistik sich, wenn man nur Schätzungszahlen anstrebt, annähernd erlangen läßt. Soll sich die Gruppierung auf die tiefstgehenden Unterschiede gründen, damit die Menschheit nicht in zufällige Stücke zerschlagen, sondern nach der wahren Höhe und Tiefe der Entwickelung ihrer Religionsbekenntnisse unterschieden werde, so dürfen nicht immer nur herkömmliche, äußerliche Momente in Betracht gezogen werden, wie Christentum, Heidentum, Monotheismus, Polytheismus. Überblickt man die religiöse Entwickelung der Menschheit im Zusammenhang mit ihrer Gesamtentwickelung, so erkennt man, daß die großen Marksteine der religiösen Entwickelung an anderen Stellen liegen. Der Monotheismus tritt selbst im Polytheismus der Götzendiener als ein natürliches Streben auf Schaffung Eines Höchsten hervor, und in die monotheistischen Bekenntnisse drängt sich ein Trieb auf Zerlegung des Einen, Fernen, in mehrere oder viele Erreichbarere.

Wir finden am Grunde der religiösen Entwickelung der heutigen Menschheit:

I. **Religionen ohne hohe Erhebung des Göttlichen über Menschliches und ohne starkes moralisches Element.** Sie ruhen durchaus auf Seelen- und Gespensterglauben; Wahrsagung, Heilkunde, Regenzauber und anderer Aberglaube ist damit verbunden.

In einer Gruppe finden wir nur schwache Anknüpfung an die Naturerscheinungen, daher **starke Neigung zum Fetischismus**: viele Negervölker, Nordasiaten; in der anderen **höhere Entwickelung kosmogonischer und mythologischer Vorstellungen** zu ganzen Systemen: Ozeanier und Amerikaner.

II. **Religionen, die das Göttliche hoch über die menschliche Sphäre erheben** und sich von der Vermischung mit anderen geistigen Bestrebungen wissenschaftlicher, dichterischer Art ꝛc. fortschreitend loslösen, dafür aber immer mehr das moralische Element zur Ausbildung bringen. In der Annahme künftigen Lebens mit Lohn und Strafe kehrt der Seelenglaube geläutert wieder.

**Polytheismus** oder **Vielgötterei**, die mehreren örtlich wechselnden Göttern eine herrschende Stellung einräumt, ohne ihnen selbst immer etwas sittlich Überragendes zuzuerkennen: Brahmanisten und Buddhagläubige, die vorchristlichen Europäer, die alten Amerikaner.

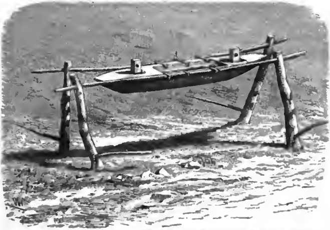
Monotheismus in verschiedenem Grade der Entwickelung, je nach Zahl und Bedeutung der zwischen dem Einen Gotte und den Menschen sich einschiebenden Gottesverwandten, Heiligen &c. Der einzige Gott erscheint in höchster moralischer Vollkommenheit: Juden, Christen, Mohammedaner.

Das Christentum legte im Beginn der innigen und vielfältigen Berührung mit außereuropäischen Völkern bald das Vorurteil ab, daß deren Seelen nicht zum Heil bestimmt seien; und die Missionare sind vom Anfang des 16. Jahrhunderts an die unvermeidliche Begleitung des Handels und der Eroberung, selbst des Sklavenhandels geworden. Nicht nur als eine Einrichtung religiösen Zweckes, sondern überhaupt als ein Wirken Fremder inmitten eines Volkes, von dessen Wesen jene oft sehr wenig wissen, in das sie aber kräftigst einzudringen streben, ist ethnographisch das Auftreten der Missionare bedeutungsvoll.

Die monotheistischen Religionen können sich zwar an eine so schwankende, unsichere Vorstellung wie die des Njambe oder Manitu nicht anschließen; in den meisten Fällen haben sie nicht einmal die Namen des höchsten Wesens, die sie vorfanden, für ihren Einen Gott benutzen können, weil die Mißverständnisse zu groß geworden wären. Aber in anderen Gedanken der Religionen der Naturvölker liegt die Möglichkeit des Anschlusses, ja fruchtbaren Weiterbauens auf dem vorgefundenen Grunde zweifellos vor; sie zu betonen ist ebensowohl theoretisch für die Erkenntnis des vielverachteten Religionswesens der Naturvölker als praktisch für die Schätzung der Aussichten des Christentums von Wert. Der Gedanke des Fortlebens der Seelen Gestorbener, worin zugleich der eines Jenseits ruht, ist grundverwandt mit der christlichen Seelen- und Unsterblichkeitslehre. Die Pflege der Erinnerung an die Ahnenseelen widerspricht nicht dem Christentum; aber es muß Halt machen vor der Vergöttlichung der Ahnen: damit beginnt der Götzendienst. Das Christentum findet in den kosmogonischen Mythen der Naturvölker Grundzüge seiner eigenen Schöpfungslehre wieder, manchmal in auffallender Übereinstimmung; an die Demiurgen kann endlich die christliche Auffassung von Gottvater und Gottsohn anknüpfen.

Die Kluft öffnet sich erst, wenn wir an die Moralgesetze herantreten, diesen wesentlichen Bestandteil der christlichen Lehre. Die Missionare müssen trotz Abrahams Opfer den Menschenopfern und der Geringschätzung des Wertes des Lebens schroff gegenübertreten; und, was schwerer ist, sie müssen ihre Einwirkung auf die Moral ihrer Schüler viel weiter über das Gebiet des rein Weltlichen ausdehnen als die Heidenpriester. Ihr Christentum muß eine soziale und wirtschaftliche Seite haben und damit revolutionär wirken. Polygamie und Sklaverei bilden zwei große Steine des Anstoßes. Die Missionare suchen ihr Ziel durch Reform der wirtschaftlichen Existenz ihrer Lehrbefohlenen zu erreichen, gehen aber darin leicht zu weit. Menschenfreunde, die mit Kapitän Fitzroy einen Missionar nach Feuerland, diesem vergessenen Fleck Erde, sandten, sagten in ihrer Instruktion: „In Ihrem Verkehr mit den Feuerländern müssen Sie im Auge behalten, daß die zeitlichen Vorteile, die Sie ihnen mitteilen können, am leichtesten von ihnen begriffen werden. Dahin rechnen wir die Erwerbung besserer Wohnstätten und die Beschaffung von besserer und reichlicherer Nahrung und Kleidung. Daher wird es Ihre erste Pflicht sein, diese im Anbau der Kartoffeln, des Kohles und anderer Gemüse, in der Zucht von Schweinen und Hühnern und im Bau behaglicher Wohnstätten zu unterweisen. Sie werden wahrscheinlich finden, daß darin, wie in wichtigeren Dingen, das Beispiel der beste Lehrmeister ist, und Sie müssen daher Sorge tragen, selbst eine bequeme Wohnung zu haben, die mit allem Notwendigen versehen und reinlich gehalten ist. Darum müssen Sie auch ein Stück Land umzäunen und darin die nützlichsten Nahrungsgewächse anpflanzen, endlich sich so schnell wie möglich mit einer reichlichen Zucht von Schweinen, Ziegen und Geflügel umgeben."

Das ist ein schöner Plan; warum waren seine Ergebnisse so schlecht? Eine solche Überleitung aus einem ärmlichen, aber bequemen Zustand in einen besseren, aber anspruchsvolleren kann nur eine wirtschaftliche Revolution sein, die nicht Segen allein bringen kann, sondern auch Schaden stiften muß; und diesen früher als jenen. Die Existenz der Feuerländer kann dem europäischen Auge schrecklich, ihrem eigenen trefflich erscheinen. Der Missionar wird allerdings von der Auffassung ausgehen müssen, daß die höhere Kultur ohnehin zersetzend auf die Lebensverhältnisse der Heiden wirkt, und daß er durch die praktische Schulung seiner Lehrbefohlenen den Übergang zu mildern habe. Er soll aber nicht den Handwerker oder Kaufmann spielen. Das widerspricht dem mystischen Element, das in dem Priestertum der Naturvölker mitsamt einer Masse von Aberglauben gelegen ist. Man unterschätze dieses nicht, sondern erinnere sich an die in Afrika weitverbreiteten Entsagungsgelübde, die unter besonderen Zeremonien abgelegt und streng gehalten werden, oder an die körperliche und seelische Selbstzerstörung des in Krämpfen seine Seele aussendenden Schamanen. In der gesunden Verbindung von Entsagung und praktischer Arbeit liegen die Erfolge der missionierenden Mönchsorden. Was die deutschen Missionare bei den Hereró erzielt haben, hat zur Grundlage eine wirtschaftliche und soziale Entwickelung, die so, wie sie war, das Christentum aufnehmen konnte. Mehr als die gesprochene Lehre wirkt die That, die in der Haltung des Missionars und vor allem in der sicheren Ruhe erscheint, womit er die Dinge der Welt anschaut und behandelt. In den Wust des Aberglaubens kann endlich nur der Priester Bresche legen, der zugleich auch Arzt sein kann.



Ein Bootsarg von Timorlaut. (Nach Modell im Ethnographischen Museum zu Dresden.) Vgl. Text, S. 43.

Die überall wiederkehrende Verbindung des Häuptlings- und Priestertums läßt nicht zweifeln, daß der Erfolg der Missionen auch von den politischen Verhältnissen und ihrer richtigen Würdigung abhängt. Wo sich die Missionare auf einen mächtigen Herrscher stützen können, wird die Lösung ihrer Aufgabe in den meisten Fällen geradezu erst möglich gemacht. Die mit so großen Hoffnungen gestiftete österreichische Mission in Gondokoró ging zu Grunde, ohne nennenswerte Spuren ihrer hingebenden Thätigkeit zu hinterlassen (ohne eine einzige Bekehrung vollbracht zu haben, wie Speke übertreibend sagt), hauptsächlich weil sie vollkommen auf sich selber stand. Dort war statt einer Regierung, die die politisch ganz zerfallene Bevölkerung der Bari im Zaume halten und ihren Besitz vor ihnen selber schützen konnte, eine ihrem Wesen und ihren Zwecken nach der Missionsthätigkeit entgegengesetzte Gesellschaft, nämlich die der Sklavenhändler. Ganz anders gestalteten sich die Ergebnisse, wo die Missionare auch nur geduldet von einem Häuptling ihre Wirksamkeit zu entfalten vermochten, wie Moffat bei Mosilikatse, oder wo sie sich des Schutzes

mächtiger Häuptlinge erfreuten, wie Livingstone bei den Basuto-Makololo unter Setscheli und Sebituane, oder die Missionare der verschiedenen Konfessionen in Uganda unter Mtesa und Muanga, wo sie aber leider nicht vermocht haben, sich über den Parteien zu halten.

Aus alledem dürfte klar werden, daß die Mission nur nach eingehendem Studium der religiösen Anschauungen und weltlichen Einrichtungen der Naturvölker mit Aussicht auf Erfolg ans Werk gehen kann. Vielen Missionaren, die das gefühlt haben, verdankt die Völkerkunde höchst wertvolle Beiträge. Sehr häufig war es das unvermeidliche Studium der Sprachen, das tiefer in das Verständnis des Volkslebens einführte. Aber auch das, was am Christentum das Tiefe und Wesentliche ist, muß verstehen, wer es „Wilde" lehren soll. Am erfolglosesten sind immer ungebildete, zur richtigen Auffassung ihres eigenen Glaubens nicht befähigte Missionare gewesen, wie sie besonders England und Nordamerika in Masse ausgesandt haben, Leute ohne Liebe, die oft mehr Kaufleute oder politische Agenten als Diener des Christentums waren.

Zum Schluß sei noch hervorgehoben, daß die Einpflanzung eines neuen Glaubens immer zugleich eine kulturliche Umgestaltung bedeutet und nicht Sache einer Generation sein kann. Die Mission duldet keine Eile, sie darf sich nicht der Mühe scheuen, Sandkorn auf Sandkorn zu häufen, sie muß sich nicht verführen lassen, Gelegenheiten, die rascheren Fortschritt zu gestatten scheinen, begierig zu ergreifen und sich damit von ihrem wahren Ziele auch nur vorübergehend zu entfernen.

Neben dem Christentum missioniert der Islam als zweite, in manchen Beziehungen dem Verständnis tiefer stehender Völker mehr entgegenkommende Eingottlehre. Der Islam ist in Afrika und Asien im Vorschreiten begriffen. Er mag sich oberflächlich ausbreiten, wie in den Negerländern Afrikas, wo bei den For unter seinem Firnis der Glaube an einen Gott Mola und die Verehrung des Himmels erhalten bleibt und in Westafrika seine Priester einen unmerklichen Übergang zu den Fetischdienern bilden; aber endlich wurzelt er sich tiefer ein als das Christentum. Er bietet keine logischen Schwierigkeiten, und was er praktisch gebietet, dem ist mit einer gewissen lockeren Breite nachzuleben. Die Gestattung der Vielweiberei und der Sklaverei verleiht ihm eine unvergleichliche Überlegenheit gegenüber dem Christentum. Das Verbot der Vielweiberei schließt vom Christentum, so lange, als nicht eine tiefgehende Erneuerung der Sitte Platz gegriffen, alle jene Besitzenden aus, deren höhere gesellschaftliche Stellung durch nichts so sehr bezeichnet wird als durch die Möglichkeit, mehrere Frauen zu unterhalten, und die ihres Besitzes auch in keiner anderen Weise so froh werden wie darin. An dieser Satzung, die selbst die Missionare nicht immer schroff zu vertreten wagen, die im südlichen Uralgebiet noch in den letzten Jahren unter den Augen russischer Beamten Hunderte von Tataren dem Christentum wieder entsagen ließ, hängt ein großer Teil des Einflusses des Islam. Es kommt aber hinzu, daß sich der Islam überhaupt der Gesellschaft und dem Staatsleben tieferstehender Völker besser anpaßt und mit einer Kultur verbunden ist, die diesen um so viel näher steht, als ihnen die Ursprungsstätte des Islam geographisch und klimatisch näher gelegen ist.

Noch nicht ein Drittel der Menschheit ist dem Christentum gewonnen. Man zählt 570 Millionen Eingottgläubige; davon bekennen 440 Millionen das Christentum. Unter den übrigen 900 Millionen Erdbewohnern bilden die Buddhisten mit 600 Millionen die größte, dem Christentum am schwersten zugängliche Masse. Wesentlich der Rest des niedersten Heidentums ist es, woraus die Mission, die heute über ziemlich 3000 ordinierte Männer gebietet, ihre Bekehrten gewonnen hat. Die sichtbarsten Erfolge sind in Ozeanien erreicht, wo eine ganze Anzahl von Inselgruppen dem Christentum gewonnen ist, das aus ihrer Mitte bereits Missionare nach den Nachbarinseln sendet. In Afrika steht Madagaskar fast ganz unter christlichem Einfluß; die Hottentotten und Hereró, die Leute von Liberia und Sierra Leone und zahlreiche Stämme in Angola, der

Goldküste, am unteren Niger sind Christen geworden. In Asien ist etwa der 400. Teil der Bevölkerung Indiens getauft worden; noch kleiner ist die Zahl im Verhältnis zur Volksmasse in China — 65,000! Dagegen umschließt der Indische Archipel eine größere Anzahl von Christengemeinden. In Amerika sind die Eskimo von Grönland und Labrador fast alle dem Christentum gewonnen, ebenso zahlreiche Indianer Nordamerikas und der größte Teil der Indianer und Neger Westindiens. In Süd- und Mittelamerika hat Kirche und Staat der Spanier schon seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts an der Bekehrung der Indianer gearbeitet, in den zugänglichen Gebieten mit großem Erfolg.

Es liegt auf der Hand, daß die Mission vollkommen verkennt, wer ihre Erfolge in diesen paar Zahlen ausgedrückt sehen will. Man muß sie immer nur verbunden mit anderen Kulturkräften denken, auf die sie fördernd oder zügelnd wirkt. Als geistige Macht wirkt sie viel, was seinem Wesen nach geistig ist. „Das Evangelium setzt allmählich neue religiöse Anschauungen und sittliche Begriffe in Umlauf, die auch den heidnischen Teil des Volkes mit einer neuen geistigen Atmosphäre umgeben. Überall, wo die Mission festen Fuß gefaßt hat, bleibt das Heidentum nicht, was es war; es beginnt ein Durchsäuerungsprozeß, der mit dessen Auflösung und dem Sieg des Evangeliums endigt." (Warneck.) Und außerdem strahlt das hinausgetragene Glaubenslicht Wärme zurück.

## 7. Wissenschaft und Kunst.

Inhalt: Die Entwickelungsbedingungen der Wissenschaft. — Die langsame Entfaltung des Wahrheitssinnes. — Religion und Wissenschaft. — Zeitalter der Furcht und der Mythologie. — Naturbefreundung. — Die Wissenschaft in der Halbkultur. — Wissenschaftskeime in den Naturvölkern. — Die Religion als gemeinsame Ahnin der Kunst und Wissenschaft. — Die Poesie der Naturvölker. — Lyrik und Musik. — Die Seelen- und Götterbilder. — Priester als Künstler. — Ursprung des Ornaments. — Menschen- und Tierornament. — Die Plastik. — Das Kunsthandwerk. — Farbensinn. — Verschiedene Stilrichtungen. — Das Material. — Die Spiele der Völker.

Indem Hand in Hand mit der grundlegenden Arbeit des Ackerbaues alle anderen wirtschaftlichen Thätigkeiten rascher und sich vervollkommnend ihren Weg gingen, erreichten sie in allem, was fleißige, geübte Hände, Geduld, Hingebung und endlich ein feiner Geschmack zu leisten vermögen, hohe Ziele, wohin in manchen Fällen die mit größeren Mitteln an Werkzeug und Einsichten arbeitenden späteren Geschlechter nicht mehr vordrangen. Aber sie blieben bei der Hand- und Einzelarbeit stehen und erstarrten, in Kasten gezwängt, in den hergebrachten Prozessen. Die Erfindungen, die Maschinen, die Großerzeugung wurden erst viel später erreicht, als ein schöpferischer Zug an alle diese Thätigkeiten das mächtig Fördernde heranbrachte, was wir heute Wissenschaft nennen. Schafft die Arbeit der Hände die Grundlage der Kultur, so gibt die Schulung des Geistes in Erhaltung und Neuschaffung geistiger Besitztümer die Kraft des Lebens und des Wachstums. In der Erschließung dieser zweiten Quelle liegt der große Fortschritt von dem, was man ohne bestimmte Definition Halbkultur nennt, zu dem, was uns Europäern des 19. Jahrhunderts Kultur heißt und ist. Im Jahre 1847 wurde in einigen Sitzungen der Pariser Ethnologischen Gesellschaft die Frage aufgeworfen: Worin liegt eigentlich der tiefere Unterschied zwischen Weißen und Negern? Gustav von Eichthal antwortete damals: „Im Besitz der Wissenschaft, die sich bei den Weißen von der Schrift, den Elementen des Rechnens 2c. an immer mehr vertieft und sich selbst Dauer verleiht, während ihr vollständiger Mangel den Neger charakterisiert und sein Stehenbleiben erklärt." Arithmetik, Geometrie, Astronomie, festes

Maß der Zeit und des Raumes fehlen vollkommen, und damit fehlt das, was bei jener Gelegenheit „initiative civilisatrice“ genannt wurde. Indessen muß man hoch hinaufsteigen, um das zu finden, was im höchsten Sinne Wissenschaft ist. Wir behaupten, im Zeitalter der Wissenschaft zu leben, und wenn es vielleicht auch dereinst wissenschaftlichere Zeitalter geben wird, so erfreuen wir uns doch mehr als alle früheren einer selbständigen Wissenschaft mit großen Leistungen. Vor ein paar Jahrhunderten noch finden wir die Wissenschaft in einer unselbständigen Stellung, als Dienerin der Kirche; wir können ihre unter großen Kämpfen vollzogene Befreiung aus diesen Banden verfolgen. Das ist aber nur der Abschluß eines langen, in der Menschheit ausgefochtenen Kampfes. Die Naturvölker zeigen uns die tiefste Stufe der Wissenschaft. Sie sind nicht wissenschaftslos, aber ihre Wissenschaft ist symbolisch, poetisch, steckt noch ganz in der Knospe der Religion: Zwei Blüten, die beide erst recht aufgehen werden, wenn sie sich nicht mehr zu nahe sind, sondern eine der anderen Raum zur freien Entfaltung gewährt.

Auf niederer Stufe schließt die Religion alle Wissenschaft ein; die Poesie der Mythenbildung ist ihr starkes Werkzeug. Es kommt nicht auf die Wahrheit, sondern auf die Gewinnung eines Bildes an. Der Wahrheitssinn ist bei Naturvölkern ungemein wenig entwickelt. Der milde Livingstone schrieb in Unyamwesi in sein letztes Tagebuch: „In diesem Lande darf man nichts glauben, was nicht schwarz auf weiß ist, und selbst davon nicht viel; die umständlichsten Berichte sind oft reine Hirngespinste. Die eine Hälfte von dem, was man hört, mag mit Sicherheit als falsch, die andere als zweifelhaft oder ‚nicht beglaubigt‘ genommen werden.“ Der Sinn für Wahrheit hat langsam entwickelt werden müssen, die höchstentwickelten Völker sind die wahrheitsdurstigsten; und selbst unter den heutigen Kulturträgern könnten wir eine Abstufung nach der Wahrheitsliebe vornehmen. Mit jeder höheren Stufe der Menschheit ist der Sinn für Wahrheit, und in jedem höheren Volke ist die Zahl der wahrhaftigen Menschen gewachsen.

Es gibt eine Zeit, wo die Allbeseelung der Natur einen Grundsatz von allgemeiner Gültigkeit bildet. Furcht oder Neigung, Schaden oder Nutzen teilen die ganze Natur. Das ist die im höchsten Grade subjektive Auffassung. Ihr folgt die mythologische Erklärung, die richtige Deutungen in eine bewußt entstellende Bildersprache kleidet. Über die öde Furcht hinaus, die den Negern am Nyassa verbietet, von Erdbeben zu reden — wie lange mag die mythen- und endgültig wissenschaftzeugende Wirkung einer solchen Erscheinung unter der Hülle der abergläubisches Schweigen gebietenden Scheu ruhen! — ragt die poetisch liebevolle Beschäftigung mit der Natur. Man kann von einer Aufeinanderfolge der Zeitalter des Gespensterglaubens und der Mythologie sprechen. In diesem werden die Grundlagen des Wissens von der Natur in einer Naturverwandtschaft und -Bekanntschaft entwickelt, die eine große geistige Eigentümlichkeit der Naturvölker ist. Die Vermischung des Menschen und anderer Geschöpfe in der Mythologie und Kunst ist nicht bloß äußerlich. Die Empfindung eines absoluten psychischen Unterschiedes zwischen Mensch und Tier, die in der zivilisierten Welt so verbreitet ist, fehlt den niederen Rassen fast gänzlich. Menschen, denen die Rufe der Vierfüßer und Vögel wie menschliche Sprache, ihre Handlungen wie von menschlichen Gedanken geleitet erscheinen, schreiben ganz logisch den Tieren so gut wie den Menschen eine Seele zu. Besonders in der Schöpfungsgeschichte und von dieser abgeleitet in der Tiersage tritt dieses Verwandtschaftsgefühl hervor. Eine Aufzählung der Tiere, an die sich Glaube und Aberglaube geheftet haben, würde dennoch ein bei allem Reichtum lückenhaftes Bild geben. In einigen Teilen von Afrika würde das Chamäleon hervortreten, in anderen der Schakal, im nordwestlichen Amerika die Otter, im östlichen der Biber. Der Nahualismus (nahual heißt im Quiché Tier), der Glaube an einen Spiritus familiaris in Tiergestalt, der dem Menschen befreundet ist, mit ihm leidet und stirbt, ist ein Weg, der Totemismus, der den Stamm von einem Tiere abstammen läßt, ein anderer, um sich mit der Tierwelt in Verbindung zu setzen. Die Konzentration der

mythenbildenden Schöpfungskraft des Geistes auf bestimmte ausgewählte Punkte ist Regel; darüber werden viele andere, dem mythenbildenden Geiste anscheinend nicht minder sich empfehlende Punkte vernachlässigt. Die Überlegenheit der Tradition über die Neuschöpfung zeigt sich nirgends so klar wie in dieser Beschränkung, der sogar etwas Launenhaftes anhängt.

Die Fesselung der geistigen Mächte durch Abschließung im Priesterstand und die besondere Richtung, die ihnen darin durch das Übergewicht der mystischen Neigungen im Dienste des Aberglaubens erteilt wurde, erklären viel von der Rückständigkeit vieler Völker und wirken nicht bloß bei den sogenannten Naturvölkern, sondern auch bei den Trägern der Halbkultur hemmend, ja geradezu versteinernd. Man muß die Stellung der Priester, Schamanen, Medizinmänner, oder wie man sie nun nennen mag, ins Auge fassen, um diese Wirkung zu verstehen. In Altmerikо empfingen sie eine bestimmte Schulung und erlangten Wissen und Können in folgenden Dingen: Gesängen und Gebeten, den nationalen Überlieferungen, den religiösen Lehren, Medizin, Beschwörungen, Musik und Tanz, Mischung der Farben, Malen, Zeichnen der ideographischen Zeichen und phonetischen Hieroglyphen. In der praktischen Anwendung mochte dieses ihr Wissen und Können geteilt sein, in seiner Gesamtheit blieb es Privileg ihrer Kaste. Die abergläubische Scheu vor ihrer Zauberkraft, ihrer Verbindung mit dem Überirdischen, die angeborene oder anerzogene Fähigkeit zu ekstatischen Zuständen, gesteigert durch Fasten, Keuschheitsgelübde, rückten sie in den Augen des übrigen Volkes in unerreichbare Höhen. Die künstlich unverständliche Priestersprache trug noch mehr zur Sonderung bei. Indem aber das Ziel all dieser Vorrichtungen und Arbeiten der Gottes- oder vielmehr Geisterdienst im weitesten Sinne war, blieben die fortbildungsfähigen wissenschaftlichen Elemente im Keime unverändert liegen. Diese religiöse Erstarrung bedeutet bei Völkern, deren geistiges Leben noch nicht von einer entwickelteren Arbeitsteilung der Klassen und Berufe getragen wird, wo Religion das ganze geistige Leben ist, Fesselung der Geister. Die Wissenschaft, für sich allein naturgemäß fortschrittsfähig, wird in dieser Verbindung lahmgelegt. Die Luschai nennen ihre Zauberärzte „die großen Wisser"; sie als Könner zu bezeichnen, wäre besser, denn aus ihrem Wissen geht nur Kunst, nicht Wissenschaft hervor.

In gewissen Richtungen kann der menschliche Geist in geraden Linien fortschreiten, die für uns praktisch unbegrenzt sind; in anderen muß er sich notwendig um gewisse Punkte herum bewegen, ohne sich viel von ihnen zu entfernen. Zu jenen gehören die wissenschaftlichen, zu diesen die religiösen Angelegenheiten. Die Schaffung der Wissenschaft macht daher eine der größten Epochen im Leben der Menschheit, und die Kulturvölker sind am tiefsten geschieden durch ihren Mangel oder ihren Besitz. Die Orientalen in ihrer Gesamtheit verstehen es nicht, die Wissenschaften um ihrer selbst willen zu schätzen; das reine Interesse an der Wahrheit prägt sich bei ihnen nur unvollkommen aus. Sie achten das Wissen, aber aus Gründen, die der Wissenschaft fremd sind. Wenn in der chinesischen Tradition ein und derselbe Fürst den Kalender, die Musik und das Maß- und Gewichtssystem erfindet oder regelt, während seine Gemahlin als die Erfinderin der Seidenzucht und Verarbeitung der Seide gilt, wenn jener seinem Minister Befehl gibt, Schriftzeichen zu erfinden, und dieser dem Befehl sogleich mit großem Erfolg nachkommt, wenn in demselben Zeitalter die astronomischen Beobachtungen mit solchem Gewicht vom Staate gewogen werden, daß zwei Staatsmänner bestraft werden, weil sie versäumten, eine Sonnenfinsternis gehörig vorauszuberechnen, so liegt gerade in diesem engen Anschluß der Wissenschaft an die Macht des Staates ein Beweis für die rein praktische Schätzung der Wissenschaft, vielmehr des Wissens und Könnens. Die modernsten wissenschaftlichen Werke der Chinesen muten uns ebendeshalb wie ein Überrest des Mittelalters an. Wir sehen die größten Geister dieses Volkes auf einem alten Wege fortgehen, wovon sich ein heilsamer neuer Weg schon vor Jahrhunderten abgezweigt hat. Ein Volk braucht Jahrhunderte, um sich aus solchen Irrungen herauszuwinden.

Den Chinesen haben Jahrtausende nicht gefehlt, aber sie erstickten in ihrem hierarchischen Prüfungssystem die Originalität der Geister. Gut beobachten und falsch schließen sind keine unvereinbaren Dinge. Die Chinesen, die, wie schon ihre Kunst bezeugt, gute Augen für das Charakteristische in der Natur haben, sind vor allem keine schlechten Beschreiber. Ihre Arzneibücher, in denen 2000—3000 Heilmittel beschrieben werden, sind reich an kenntlichen, treffenden, oft weitschweifigen Definitionen und mehr noch an trefflichen bildlichen Veranschaulichungen. Auch ihre Klassifikationen dürfen manchmal den Anspruch erheben, richtige Grundgedanken sorgfältigst durchzuführen. Aber die reine Wahrheit ist es nicht, die am Ziele aller dieser Bestrebungen steht, vielmehr führt eine Philosophie voll vorgefaßter Meinungen auf Abwege. Daß diese „physique mensongère“, wie Rémusat sie nennt, alle überirdischen Eingriffe ausschließt, alle Erscheinungen aufs einfachste zu deuten wähnt, verleiht den Irrtümern ein doppelt zähes Leben. Alles aus Ausdehnung und Zusammenziehung erklärend, ist die chinesische Physik leicht im stande, jeder Erscheinung gerecht zu werden; sie thront siegreich auf hohlen Worten.



Ornament auf einer Kokosschale von Isabel, Salomon-Inseln. (Nach Codrington.)

Alle Kulturvölker sind auch Schriftvölker. Ohne Schrift keine gesicherte Tradition; es fehlt die Festigkeit des geschichtlichen Bodens, von dem aus Fortschritte zu versuchen wären. Keine Chronik, kein Denkmal des Ruhmes oder gewaltiger Ereignisse, bestimmt die Geschichte der Vergangenheit zu verewigen, reizt zum Wetteifer und zu kühnen Thaten an. Was außerhalb der heiligen Tradition liegt, fällt in Vergessenheit. Bei der Begrenztheit des menschlichen Gedächtnisses ist es nicht anders möglich, als daß bei der Erlernung der Gedichte zur Verherrlichung eines eben verstorbenen Inka die zum Lobe eines früheren eingeprägten vergessen wurden. Wir lernen in den Schulen der indischen Brahmanen die Bedeutung kennen, die man dem Auswendiglernen beilegte, und die Mühe, die es machte. Dort wurden die Veda trotz Handschrift und Drucken bis heute mündlich fortgepflanzt, nach althergebrachter Methode jedem Schüler die 900,000 Silben eingelernt. Die Schrift war indessen dadurch nie zu ersetzen.

Eine allgemeine Übersicht über alle Keime der Wissenschaft der Naturvölker kann man nicht geben. Viel ist unkenntlich geworden, anderes verschollen und in Trümmer gegangen, der Besitz ist sehr ungleich. Bisher hat die Unterschätzung überwogen. Die Zeitrechnung und die Himmelskunde, beide dem Bedürfnis nahegerückt, sind wohl am weitesten gediehen, sowie sie ja auch tief am Stammbaum unserer Wissenschaft stehen. Wir verweisen auf die Sternsagen der Buschmänner oder die Orientierung der ozeanischen Schiffer, von denen später zu sprechen sein wird. Eine primitive Astrologie geht durch den Glauben der Naturvölker. Die Versuche, Finsternisse und Kometen durch Lärm aller Art zu vertreiben, deuten auf das Gefühl von Unbehagen über die Störung der Ordnung am Firmament; Sternschnuppen künden den Tod eines großen Mannes, nahe beisammenstehende Sterne Krieg. Jahreszeiten unterscheiden alle Naturvölker nicht bloß nach irdischen Vorgängen, wie Blühen, Reifen und dergleichen, sondern auch

nach dem Stande der Gestirne. Aber das Jahr ist eine vielen fremde Abstraktion, und wo Monde unterschieden werden, deckt sich ihre Reihe nicht mit dem Jahr. Der Schritt zur Wissenschaft wird gemacht, wenn an das Erscheinen bestimmter Sternbilder Abschnitte des Jahres, der Ackerarbeit und ähnliches geknüpft werden; denn dies setzt Beobachtungen voraus. Natürlich werden diese am ausgedehntesten und schärfsten bei den Schiffervölkern angestellt; bei den Salomon-Insulanern finden wir schon einen besonderen Namen für die Planeten wegen ihrer Rundheit.

Die höchsten Leistungen ihrer größten Geister sehen die Kulturvölker in ihrer poetischen Litteratur. Und gerade hier reichen die Naturvölker am höchsten heran. Hamann hat die Lyrik die Muttersprache der Menschheit genannt; von den Naturvölkern kennen wir fast nur lyrische Gedichte, die Liebe, Trauer, Bewunderung und religiöse Gefühle ausdrücken. Soweit die Poesie der Naturvölker in Worte gefaßt ist, wird sie auch gesungen. Die Poesie ist also mit der Musik eng verbunden. Wie in den Gedichten unserer Dichter, findet man auch hier Wörter und Sätze, die sich nur in der Poesie erhalten haben, und im Interesse des Versmaßes ungewöhnliche Dehnungen und Kürzungen. Alte und von Nachbarinseln entliehene Wörter in den Tanzliedern der Banks-Insulaner bilden eine eigene „Dichtersprache“. Kühnheit der Bilder fehlt nicht, und eine ganze Anzahl von Kunstgriffen in Wiederholung, Steigerung, Abkürzung und künstlicher Dunkelheit kommt zur Verwendung. Die Verbindung mit der Religion wird stets bewahrt. Auf Santa Maria wurde zu Ehren eines zur See Abwesenden gesungen: „Leale, ale! Ein Adler bin ich und schwebte bis zum äußersten dunkeln Horizont. Ein Adler bin ich und flog und landete auf Mota. Mit schwirrendem Geräusch habe ich den Berg umflogen. Ich bin Insel für Insel westwärts hinabgegangen bis zum Grunde des Himmels. Ich segelte, ich sah die Länder, ich segelte in Kreisen. Ein böser Wind hat mich fortgetrieben, hat mich von euch zweien fortgezogen. Wie soll ich meinen Weg zu euch zweien finden? Das rauschende Meer erstreckt sich leer und hält mich von euch fern. Du, Mutter, weinst um mich, wie kann ich dein Antlitz sehen? Du, Vater, weinst um mich“ ꝛc. Das Gedicht endet: „Frage, höre! Wer hat den Sang von Maros gedichtet[1]? Es war der Dichter, der am Wege nach Lakona sitzt.“ (Codrington.) In der Form dieser Lyrik liegt die Verbindung mit der Musik. Tanzlieder und religiöse Lieder werden mit Musik begleitet, und es gibt heilige Trommeln und Posaunen, die nur Eingeweihten ertönen. Mit langen Flöten wird bei den Tucano der Geist Jurupari herbeigerufen; Frauen dürfen ihn nicht erblicken und verstecken sich bei dem Tone dieser sonst im Wasser versteckten Instrumente.


Bambusstab mit Schnitzereien. Von den Neu-Hebriden. (Nach Codrington.) Vgl. Text, S. 68.

In der Poesie liegt aber noch mehr. Sie umschließt Sagen, die nicht bloß Dichtung sind, sondern das ganze geistige Besitztum des Volkes in sich fassen, also Geschichte, Sitten, Gesetz und Religion, und dadurch ein wichtiges Hilfsmittel werden, durch Geschlechter hindurch Wissen zu bewahren. Viele Sagen sind mythologische Fragmente, vom Mythus äußerlich unterschieden durch fragmentarischen Charakter und Mangel an Pointe. Viele Mythen sind nichts anderes als in Bilder gefaßte Beschreibungen von Naturereignissen und Versinnlichungen von Naturkräften. Diese schlagen die Brücke zur Wissenschaft; denn in ihnen wird die Mythologie Weg und Methode zur Erkenntnis der Ursachen der Erscheinungen wie die Wissenschaft. Der Zweck tritt zurück, die Bilder werden zu selbständigen Figuren, deren Zwiste und Listen interessieren: damit haben wir

[1] Wörtlich: „gemessen“.

das Märchen, besonders das so weit verbreitete Tiermärchen. Den unmittelbaren Wirkungen der Natur ist hier ein weiter Spielraum verstattet. So wie die heiligen Berge und Wälder, das heilige Meer und seine Klippen gegen die Leugnung des Naturgefühls bei den litteraturlosen Völkern eindringlich protestieren, zeigen ihre Mythen und Gesänge tiefe Eindrücke der Natur. Der Anschluß manches Gedichtchens an den Sang der Vögel ist nachzuweisen. Licht und Finsternis, Tag und Nacht erwecken Lust und Unlust; Weiß, Rot und Grün verkörpern wohlthätige, Schwarz gefürchtete Naturkräfte und Dämonen. Sonnenauf- und -Untergang, Gewitter, Regenbogen, Abendröte sind am meisten geeignet, lyrischen Widerhall zu finden, da Sonne und Feuer Gegenstand religiöser Anbetung sind. Was für das Auge Licht und Finsternis, ist für das Ohr Klang und Stille: das Grollen des Donners, das dumpfe Gebrüll der Raubtiere gegenüber dem hellen Rieseln der Quelle, dem Plätschern der Wellen und dem Sange der Vögel. In einer reichen, wenn auch durch die Gebundenheit des gewohnheitsmäßigen Ausdrucks beschränkten Reihe von



Geflochtener Hut der Nutka-Indianer. (Ethnographisches Museum, Stockholm.) Vgl. Text, S. 67.

Bildern bringt dies alles die Poesie und bildende Kunst der Naturvölker zum Ausdruck. Auf der einen Seite des mit religiöser Andacht betrachteten geheimnisvollen papuanischen Schwirrholzes der ruhende, auf der anderen der schwirrende Nachtfalter: welch einfache und eindringliche Bildersprache!

Die **bildende Kunst** hat auch da, wo sie noch ganz im Gewerbe aufzugehen scheint, ihren Zusammenhang mit der Religion. Die Herstellung von Schnitzereien gehörte zu den Aufgaben heiliger Männer, die in alle Einzelheiten mythologische Ideen legten. Wer das Werkzeug eines Priesters am Amur oder Oregon betrachtet, sieht den Zusammenhang zwischen Kunst und Religion so klar, wie wenn er in eine Dorfkapelle oder einen buddhistischen Tempel tritt. Polynesien überrascht durch reiche Schnitzwerke, die uns leider mit ihrer rätselhaften Phantasie Bücher mit sieben Siegeln sind. Wir wissen aber, daß einst die Äxte von Mangaia (Hervey-Inseln) nur mit Haifischzähnen geschnitzt werden durften, daß die Höhlungen Aallöcher, die Vorsprünge Klippen hießen und die ganze Ornamentik ein einziges Bündel von Symbolen ist. An den Thonschalen der Pueblo haben die treppenförmigen Ränder den Sinn von Stufen, über die der Geist in die Schale steigt. Die ewigen Wiederholungen derselben Miniaturfiguren sind gerade wie die 555 Buddhabilder des Tempels von Burubudor auf Java der Ausdruck eines religiösen Stammelns und künstlerischer Gebundenheit. Die Kunst der Naturvölker bevorzugt lange die räumlich kleinen Elemente und stellt daraus die größten Werke zusammen. Die Übereinanderſetzung gedrückter oder verschlungener Menschen- und Tiergestalten (s. Abbildung, S. 68) in den Thorpfeilern der Neuseeländer oder Neukaledonier, den Stammessäulen der Nordwest-Indianer läßt

kein Einzelnes zu seinem Rechte kommen. Die Freiheit zeigt sich erst in ihrer ornamentalen Vereinigung. Deshalb konnte sich in Altamerika die Bildnerei aus den vielen Tausenden großartiger Werke nie frei erheben. Das Traditionelle zieht nieder; hier ebenso wie in den viel roheren Werken jener westafrikanischen Fetischbildner, die in der Nähe von Beh, dem heiligen Dorf Togos, ein eigenes Industriedorf bewohnen. Wenn selbst in den Tapa-Mustern der Ozeanier (s. Farbentafel „Tapa-Muster") Symbole verborgen sind, dann erscheint die ganze Ornamentik, wie Bastian es einmal ausdrückt, als eine symbolische Vorstufe der Schrift: sie will etwas Bestimmtes sagen. Langsam entwickelt sich die Kunst im Ringen nach Ausdruck; frei tritt sie erst in dem Augenblick hervor, wo sie über sich selbst diese Absicht vergessen hat. Aus den Symbolen werden einfache Körper und Linien, die so gebildet, gefärbt oder aneinander gereiht werden, wie es dem Schönheitssinn entspricht. Aber auch dann ist das Ornament noch die Sublimation einer Kopie nach der Natur, meist nach einem menschlichen Gesicht oder Körper. Fast aus jedem persischen Teppich schaut uns mindestens das Auge an, weit aufgethan, dem bösen Blick zu wehren (vgl. die Abbildung, S. 68). Das Gesichtsornament ist in solcher Fülle und Mannigfaltigkeit vorhanden, daß es eigentlich in allen über das Einfachste sich erhebenden Verzierungen wiederkehrt und besonders durch das Hervorkehren des Augenfleckes (s. Abbildung, S. 66) seine Existenz auch da bezeugt, wo man es nicht vermuten würde. In den Funden von Ancon gruppieren sich um den Mittelpunkt großer Gesichter oder mit scharf hervortretendem Gesicht versehener Figuren die großartigsten Ornamente; auf dem Monoliththor von Tiahuanoco sind menschliche Figuren, willkürlichst stilisiert, selbst wieder aus kleinen stilisierten Menschenfiguren zusammengesetzt. Eine aufmerksame Vergleichung glaubt zuletzt mit vollem Rechte fast in jedem Ornament und jeder — Verzerrung Altamerikas die menschliche Gestalt wiederzufinden. Auffallend ist aber, wie verschieden die Gegenstände der primitiven bildenden Kunst sind. Die Australier schaffen fast gar keine Nachbildungen der menschlichen Gestalt, in Ost- und Südafrika sind sie sehr selten; Livingstone stellt darüber seine Betrachtungen an, daß erst nördlich von den Makololo die Götzenbilder häufiger werden; am oberen Nil, am Kongo in Westafrika, in Neuguinea treten sie massenhaft auf. Diese Bilder wurden auch verweltlicht. Können nicht die mit menschlichen Köpfen geschmückten Keulen der Kioko (s. obenstehende Abbildung) aus Idolen entstanden sein, die statt in die Erde gesteckt zu werden, in der Hand getragen wurden? Was wir als Gebilde scherzhafter Laune auffassen, jene knorrigen Birkenwurzeln von oft sehr sonderbaren



Geschnitzte Keulen aus Lunda. (M. Buchners Sammlung im Ethnographischen Museum zu München.)

Formen, die von den Chinesen durch ein paar Schnitte und Stiche zu menschlichen Figuren umgewandelt werden, führen auf die weitverbreitete Neigung zurück, in solchen „Spielen der Natur" mehr als Zufälligkeit, etwas für Zauberei oder Heilung geheimnisvoll Nützliches zu sehen.

Den allbeseelenden Zug der Religion finden wir in der Kunst wieder. Ein Grundelement aller primitiven Kunst liegt in der innigen Verbindung von Mensch und Tier im Ornament; das entspricht der religiösen Auffassung, die in jedem Tier eine Menschenseele fürchtet oder verehrt. Demgemäß sind in dem reichsten Formenschatz konventioneller Bildnerei, dem der Altamerikaner, am stärksten Gesichter und Gestalten von Menschen, am häufigsten aber Augen, dann Tiergestalten, Federn und Bänder vertreten; Pflanzenteile kommen selten vor. W. Reiß hebt ein vor einigen Jahren in Madrid ausgestelltes peruanisches Prachtgewand gerade deswegen hervor, weil seine Ornamente ausnahmsweise aus Pflanzenformen (vgl. aber die Abbildung, S. 65) abgeleitet sind. Federn, Schildkröten, Eidechsen, Krokodile, Frösche, Schlangen (s. Abbildungen, S. 69, 79 und 80) sind mit besonderer Treue dargestellt. Der Sonnenvogel mit ausgebreiteten Schwingen ist von Ägypten bis Japan und Peru ein beliebtes Symbol und Ornamentmotiv: in typischer Entfaltung zeigt ihn das Portal von Ocosingo. Die Menschen- und Tierfratzen, die, bis zur Unkenntlichkeit entstellt und verwickelt, selbst die Mayaschrift aufweist, sind oft mit großem Geschick und karikierender Kühnheit gezeichnet. Die vielbesprochenen Elefantenrüssel auf Denkmälern von Uxmal und an Goldfiguren

1


2


1) Eine Tabakspfeife aus Neuseeland. (Christy Collection, London.) — 2) Eine aus Schiefer geschnittene Tabakspfeife von den Charlotte-Inseln (Nordwestamerika). (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 66 u. 67.

menschlicher Gestalt lassen sich entweder mit Tapir- oder mit karikierender Verlängerung menschlicher Nasen erklären. Totenköpfe gehören zu den verbreiteten Motiven: in Stein gehauen bilden sie lange Friese und schmücken Tempelausgänge in Copan und anderwärts. Dem entspricht es, wenn der Tempel mit einem Schlangenrachenthor dem Beschauer entgegengähnt, wenn die ganze Vorderseite eines Hauses in Palenque ein schreckliches Ungeheuer darstellt, wobei das weite Thor das Maul und die Stäbchen des ausgehauenen Thürsturzes die Zähne sind!

Wenn aus dieser Fülle von Bildern so wenig Bedeutendes hervorragt, daß in Ländern, deren Klima viel mehr als das griechische die Entbehrung der Kleidung erleichterte, die Bildung des nackten menschlichen Körpers fast nie versucht ward, so erklärt sich dies nur aus der religiösen Gebundenheit der Kunst. Fast alles ist bekleidet, das Gesicht ist tättowiert (s. obenstehende Abbild.) oder mit der gottesdienstlichen Maske bedeckt. In diese für uns unwesentlichen Äußerlichkeiten

legte der mexikanische oder peruanische Künstler sein ganzes Können: prachtvoll bildete er die Federkleider, den Bänderschmuck, naturgetreu den Totenkopf oder den Frosch, kindisch roh dagegen und verhältnislos fast jede Menschengestalt. Selten sind die Ausnahmen davon. Wann begegnet man auch nur einer lebendigen Nase, einem sprechenden Mund? Der tiefe Unterschied zwischen dem höchsten Gipfel der Kunst der Naturvölker und der ägyptischen Kunst, aus der die griechische und alle naturgetreue Nachbildung hervorgegangen ist, liegt darin, daß jene nicht die menschliche Gestalt als solche zu bilden strebte, sondern in Hüllen und Symbolen erstickte. Bei der Betrachtung ihrer steifen, schematischen Gestalten hat man den Eindruck, daß die Ägypter auf dem Wege seien, große Bildhauer zu werden, in einigen Werken sind sie es fast schon; die Mexikaner, Peruaner, Inder waren auf einem ganz anderen Wege, der von diesem Ideal weit abführte. Während das höchste Ziel der Bildhauerkunst in der Darstellung des menschlichen Körpers zu suchen ist, besteht das Wesen ihrer Bildwerke bei Vernachlässigung des Körpers in übermäßiger Betonung nebensächlicher Dinge. Nur in der Technik verschnörkelter Darstellungen konnten sie Bedeutendes erreichen; aber das führte nur in eine Sackgasse, eine handwerkliche, unkünstlerische.

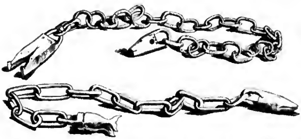


Zierbecher aus Westafrika. (Britisches Museum, London.) Vgl. Text, S. 68.

In dem, was man heute Kunsthandwerk nennt, war die Gebundenheit bei weitem geringer: hier finden wir tadellose Leistungen. Eine rote Thonvase der Peruaner, ein schön geglätteter, vollendet ebenmäßiger Bogen aus Guayana, ein mit Kupfer oder Messing eingelegtes Stahlbeil aus dem Kassailand, ein geschnitzter Löffel in Gestalt einer Giraffe von den Kaffern, eine Keule oder ein Federhelm der Ozeanier sind in sich vollendete Schöpfungen. Es gibt Dinge, die die höchste Kunst des Abendlandes nicht besser machen könnte. Im Flechten leistet sowohl technisch als künstlerisch die Industrie der Naturvölker besseres als die der Kulturvölker. Unterstützt von der nahe verwandten Stickerei, beherrscht das Aufnähen in den Arbeiten in Leder und Baumwollenstoffen die Ornamentierung in Nord- und Westafrika, teilweise auch in Nordamerika, wobei die Farbenskala häufig nicht groß, aber der Farbensinn wohl ausgebildet ist. Westafrikaner, besonders Haussa, zeigen in der Wahl der Farben ihrer Kleidung mehr Geschmack als viele Europäer; buntbedruckte Kattune, die Erzeugnisse einer kunstverlassenen Maschinenindustrie, lehnen sie überlegen ab.

Gerade in der Farbe liegt nicht selten das Merkmal einer geographischen Provinz. Das harte Rot, Weiß und Schwarz ist für Neupommern und Umgebung bezeichnend. Eins der farbenreichsten Gebiete ist der Nordwesten Nordamerikas: um so auffallender der Kontrast beim Übergang aus dem Gebiete Alaskas zu den Magemut und Kuskwogmut, deren flache runde Masken mit Federkranz alle weiß, grau und trübbraun von Farbe sind. Man wähnt sich aus einer bunten Frühlingswiese in den Winter zurückversetzt; die Lippenpflöcke aus grünem Stein, die dunkelbraunen Holzschüsseln mit weißen Knocheneinlagen, die dünnen Perlenreihen der Ohr- und Lippenschnüre geben dieser Schneelandschaft nicht viel Farbe.

Stilrichtungen gibt es mancherlei, und noch verschiedener sind die Höhenstufen der Entwickelung. An Eigentümlichkeit, Feinheit und Reichtum erreicht nichts die Werke einiger Völker des Stillen Ozeans, besonders der Nordwestamerikaner und ihrer hyperboreischen Nachbarn und einiger Gruppen der Ozeanier, besonders der Maori; wir schweigen hier von den höherstehenden Peruanern. Man erstaunt über den Reichtum der Polynesier trotz des beschränkten Materials der Muscheln, Kokosschalen, der wenigen Hölzer und Steine; in diesen mühsamen Zusammenstellungen kleiner Dinge steckt viel mehr Arbeit als in den meisten afrikanischen Sachen (s. Abb., S. 80), die mehr Talent als Fleiß verraten. Die von Asien her mit Eisen und anderen Dingen ausgestatteten Afrikaner und Malayen leisten im Verhältnis weniger als die isolierten Eskimo. Mit seinem Reichtum gelungenster Naturnachbildungen steht Japan nicht so isoliert da, wenn wir die Menge und Sorgfalt der Menschen- und Tierbilder bei den Stämmen des Stillen Ozeans (s. obige Abbildung u. S. 77) betrachten. Während durch ganz Afrika der maurisch arabische Stil, durch Malayenland der indische anklingt, verbindet alle Anwohner des nördlichen Stillen Ozeans bis zu den Eskimo dieselbe Stilrichtung mit Japan. Australien und Südamerika (ohne Peru) sind ärmere, aber eigentümliche Gebiete für sich. Auch die Materialien sind ungleich verteilt und benutzt. Der Afrikaner arbeitet in Eisen, Elfenbein und Leder oder Haut, der Australier in Holz und Stein, der Hyperboreer in Walroßzahn, der Ozeanier leistet das Höchste in der Bearbeitung des Steines und der Muscheln, einige amerikanische Stämme übertreffen alle anderen in der Formung des Thones. In seiner Rückwirkung aber auf die Kunst wird das Material oft überschätzt: im sprödesten Stein, wie Obsidian, hat die geduldige Hand des Altmerikaners die kunstreichsten Werke geschaffen. Das Material ist für die Höhe der Entwickelung der Künste und Handwerke bei den Naturvölkern von nur geringem Wert. Australien mit seinem Holzreichtum leistet in Arbeiten darin weniger als eine kleine Insel, die außer Kokos kein Holz besitzt. Das Material gibt der Technik oft die Richtung an, bestimmt sie aber nicht. Es erteilt gleichsam mehr die Färbung in leichten Nüancen; im Kern sitzt Geist und Wille des Menschen. Die Afrikaner leisten in Eisen, zum Teil in Verbindung mit Kupfer und Messing, Hervorragendes; mit naivem Scharfsinn und Schönheitsgefühl nutzen sie die Eigentümlichkeiten des Materials aus. Aber keine ihrer Leistungen erhebt sich an Vollendung über einen schön geglätteten, durchbohrten Steinhammer. Allem, was sie erzeugen, fehlt die feine Schönheit der letzten Vollendung, besonders aber das Maß.

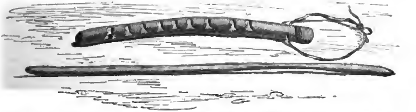

Ketten aus Walroßzahn, von den Aleuten. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.)

Die Spiele der Völker sind ein wertvolles Zeugnis für ihre Lebensweise und Lebensauffassung; manche gewinnen noch dadurch besonderes Interesse, daß sie sich unter kaum merklichen Abänderungen über sehr weite Gebiete hin ausgebreitet haben. Wer die Mannigfaltigkeit der Spiele kennt, woran sich bei einfachen Völkern Kinder wie Erwachsene mit immer neuer Lust beteiligen, und die Einfachheit vieler davon in Betracht zieht, wird die Bemerkung machen, daß im Leben dieser Völker etwas vorhanden sei, was an den Kindheitszustand erinnert: Sorglosigkeit, Vertändeln der Zeit, Geringfügigkeit des Anspruchs an das Leben. Auf dem kleinen Gebiete der Salomonen und nördlichen Neuen Hebriden (Banksinseln mit eingeschlossen) findet man Verstecken, Haschen, Fußball, Stockball, Zählspiele ähnlich der Morra, Reifenspiele, Übungen im Speerwerfen und Pfeilschießen. Drachen läßt man dort steigen, wenn die Felder abgeerntet sind, und an die Yamsernte schließt sich das von Dorf gegen Dorf mit Leidenschaft gespielte Tika. In Mondnächten lassen sich durch einen Schild gedeckte Glieder des Dorfes im Kreise der Plaudernden erraten.

## 8. Erfinden und Entdecken.

Inhalt: Wesen des Erfindens. — Primitive Wissenschaft. — Finden und Festhalten. — Schwierigkeit der Tradition auf niederen Stufen. — Verlorengehen von Erfindungen. — Töpferei in Polynesien. — Wichtigkeit einzelner Erfindungen in primitiven Verhältnissen. — Tapa. — Dunkle Abstammung der Kulturbesitztümer der Naturvölker. — Beispiele von Nachahmungen und anderen Anklängen. — Es gibt keine beziehungslosen Völker. — Ethnographische Armut und Verarmung. — Unterschiede der Entwickelungshöhe. — Mangbattu. — Merkwürdige Einzelentfaltungen. — Kingsmill-Inseln. — Schwierigkeit der Bestimmung der Kulturhöhe der Völker.

Der materielle Fortschritt der Menschheit beruht auf einem immer mehr sich vertiefenden und erweiternden Studium der Naturerscheinungen; daraus geht eine entsprechend wachsende



Feuerzeug der Kaffern, Holzstöcke zum Reiben. (Museum des Berliner Missionshauses.) 1/4 natürl. Größe.

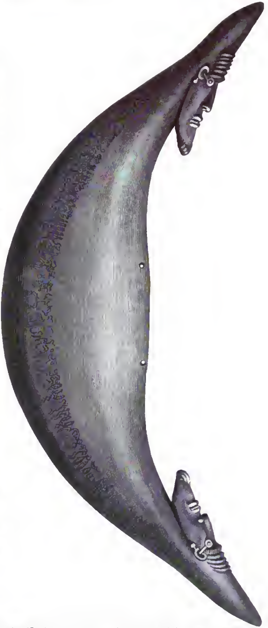
Bereicherung der Mittel hervor, die sich der Mensch zu seiner Befreiung und zur Verbesserung und Verschönerung seines Lebens aneignet. Die Erfindung des Feuermachens durch Reibung war eine geistige That, die auf ihrer Stufe ebensoviel Denkkraft erforderte wie die Erfindung der Dampfmaschine. Der Erfinder des Bogens oder der Harpune muß ein Genie gewesen sein, wenn ihn auch seine Zeitgenossen nicht dafür hielten. Und damals wie heute mußte das, was durch Naturanregung geistig erworben ward, im einzelnen Geist herangebildet werden, um sich unter günstigen Umständen zu mehreren oder vielen Bahn zu brechen. Nur Anregungen niederen, unentwickelteren Grades, die wir ganz allgemein Stimmungen nennen können, entstehen wie epidemisch gleichzeitig in vielen und vermögen so die geistige Physiognomie eines Volkes mitzubestimmen. Die geistigen Erwerbungen sind Einzelleistungen, und

die Geschichte auch der einfachsten Entdeckung ist ein Stück Geistesgeschichte der Menschheit.

Dem Menschen der ersten Urzeit, der nackt in die Welt hineingestellt war, kam auf zwei Wegen die Natur entgegen: sie lieferte ihm die Stoffe zur Nahrung, Bekleidung, zu Waffen ꝛc. und bot ihm die Anregung zur passendsten Verwertung dieser Stoffe. Mit diesen Anregungen haben wir uns hier zu beschäftigen. Im Erfinden spielt, wie in allem Geistigen des Menschen, die in seiner Seele sich spiegelnde Außenwelt eine Rolle. Man kann nicht zweifeln, daß ihr viel abgesehen wird. Die Übereinstimmung zwischen Vorbild und Abbild scheint sehr nahe zu liegen, wenn der Gnu- oder Elenschwanz als Fliegenwedel, wie einst von seinem Träger, so auch vom Buschmann des fliegenreichen Südafrikas verwendet wird, oder wenn, wie Peter Kolb erzählt, die Hottentotten nur nach jenen Wurzeln und Knollen suchen, die von Pavianen und anderen Tieren gefressen werden. Wir werden bei der Betrachtung der Entwickelung des Ackerbaues mehrere Fälle derartiger Anregungen kennen lernen, bei denen man immer auch daran wird denken dürfen, daß auf niederen Kulturstufen der Mensch selbst dem Tiere näher ist, leichter von ihm lernt, gleichsam noch mehr teil hat am tierischen Instinkt. Andere Erfindungen gehen auf die frühesten Beobachtungen über die Folge von Ursachen und Wirkungen in der Natur zurück; mit dem Erfinden reichen auch die Anfänge der Wissenschaft bis in die frühesten Zeiten der Menschheit. Dem Geiste des Menschen tritt irgend ein natürliches Geschehen entgegen, er wünscht es wiederholt zu sehen, er ist gezwungen, selbst Hand anzulegen, muß also nach dem Verlauf dieses Geschehens, nach seiner Ursache fragen.

Allein die Gewinne sind immer zunächst von dem Individuum und für das Individuum gemacht. Es gehört mehr dazu, damit sie Erfindungen im kulturgeschichtlichen Sinne, Bereicherungen des Kulturbesitzes werden. Denn zwiefach ist die Art der Ansammlung geistiger Errungenschaften: einmal haben wir die konzentrierte Schöpferkraft genialer Einzelner, die Besitz auf Besitz in die Schatzkammern der Menschheit einträgt, zweitens die Verbreitung durch die Massen hin, die zugleich Vorbedingung der Erhaltung ist. Die Erfindung, die der Einzelmensch für sich behält, stirbt mit ihm, nur in der Tradition ist Fortleben möglich. Das Maß der Lebenskraft der Erfindungen hängt also von der Traditionskraft ab und diese wiederum von dem inneren organischen Zusammenhang der Generationen. Da dieser Zusammenhang am stärksten in den Schichten eines Volkes ist, denen die Muße gegeben oder die Aufgabe gestellt ist, Geistiges, wenn auch in primitivster Gestalt, zu pflegen, so ist die Kraft der Erhaltung geistigen Erwerbes auch von der inneren Gliederung abhängig. Und da endlich eine Ansammlung geistigen Besitzes wieder anregend auf schöpferische Geister wirkt, die sonst verdammt wären, immer wieder von vorn zu beginnen, so wird alles, was die Traditionskraft eines Volkes verstärkt, günstig auf die Fortentwickelung seines Besitzes an Ideen, Entdeckungen, Erfindungen einwirken. Es dürften demnach als mittelbar begünstigende Naturbedingungen der geistigen Entwickelung hauptsächlich solche betrachtet werden, die auf Dichtigkeit der Gesamtbevölkerungen, auf fruchtbringende Thätigkeit der Einzelnen und damit auf Bereicherung der Gesamtheit hinwirken. Aber auch weite Ausbreitung eines Volkes und reichliche Möglichkeiten des Austausches sind in dieser Richtung wirksam. Wenn man beachtet, daß zum Erfinden nicht nur das Finden gehört, sondern auch das Festhalten des Gefundenen durch Ausbreitung in weite Kreise und Einreihung in den bleibenden Kulturbesitz, so begreift sich, daß nicht auf allen Kulturstufen diese für den Fortschritt so wichtige Funktion des Erfindens zu gleich wirksamer Ausprägung gelangen wird. Alles zielt darauf hin, ihre Wirksamkeit auf den niederen Stufen einzuschränken, da mit dem Sinken der Kultur auch der Zusammenhang der Menschen nachläßt; deswegen erwirbt sich auf der anderen Seite der Fortschritt der Kultur ein beschleunigtes Tempo.

Wie viele Erfindungen der Menschen mögen in den langen Jahrtausenden vor der Bildung größerer Gemeinschaften verloren gegangen sein! Sehen wir doch noch heute so manche Erfindung mit ihrem Träger in Vergessenheit geraten oder im günstigsten Falle mühselig wieder ausgegraben und konserviert werden! Und wer ermißt die schwere Masse zähen Widerstandes, die sich der Neuschöpfung von Ideen entgegenstellt! Wir erinnern uns hier an eine Schilderung, die Cook im Bericht seiner zweiten Reise von den Neuseeländern entwirft: „Die Neuseeländer scheinen vollständig zufrieden mit dem bißchen Kenntnis zu sein, das sie besitzen, ohne im geringsten den Trieb zu zeigen, sie zu verbessern. Auch sind sie nicht besonders neugierig, weder in ihren Fragen noch ihren Beobachtungen. Neue Dinge überraschen sie nicht so, wie man voraussetzen würde, ja sie fesseln oft ihre Aufmerksamkeit nicht einen Augenblick." Wir wissen heute, daß auf der fernen Osterinsel die epochemachende Erfindung der Schrift verbreitet war (s. nebenstehende Abbildung); sie scheint dort ausgestorben zu sein, ohne einen Sproß getrieben zu haben!



Ein Holzschild mit Bilderschrift, von der Osterinsel, angeblich Brustschild der Häuptlinge. (Christy Collection, London.) Vgl. auch S. 35.

Welche Perspektive von immer vergeblichen Anläufen eröffnet sich angesichts dieser geistigen Schwerbeweglichkeit und dieses Mangels an befruchtendem Zusammenhang! Man bekommt den Eindruck, daß sich aller Schweiß, den unser Zeitalter der Erfindungen im Ringen nach neuen Verbesserungen vergießt, nur wie ein Tropfen zu dem Meer der Mühen verhält, worin die Erfinder der Urzeit untergingen. — Die Kulturkeime gedeihen nicht in jedem Boden. Es steht

die Masse der Kulturmittel, die ein Volk aufnimmt, in geradem Verhältnis zu seinem gesamten Kulturstand. Dieser bestimmt die Grenze seiner Aufnahmefähigkeit. Was darüber hinaus geboten wird, bleibt, weil nur äußerlich aufgenommen, für das Leben dieses Volkes bedeutungslos und gerät mit der Zeit in Vergessenheit oder Erstarrung. Hierauf führt der größte Teil der ethnographischen Armut in den niederen Schichten ethnographisch reicher Völker zurück.

Wenn man aus gewissen Kulturerrungenschaften, die sich in Gestalt von Kulturpflanzen, Haustieren, Geräten und dergleichen bei einem Volke finden, auf dessen Berührung mit einem anderen Schlüsse zieht, vergißt man leicht diesen einfachen, aber einflußreichen Umstand. Manche Einrichtungen unserer Gebirgsbewohner verraten nichts davon, daß diese seit Jahrtausenden in der Nachbarschaft einer hohen Kultur leben, und die Buschmänner haben sich auffallend wenig aus dem reicheren Schatze der Waffen, Geräte und Fertigkeiten der BeTschuanen zugeeignet. Wie einerseits die Fortbildung des Kulturbesitzes, so ist anderseits die Rückbildung oder die Stagnation, worein diese von Natur offenbar nicht starke Bewegung leicht gerät, eine lehrreiche Erscheinung; besonders anziehend ist der Vergleich zwischen den verschiedenen Graden solchen Stehenbleibens. Wer von der Ansicht ausgeht, daß die Töpferei eine höchst primitive, dem natürlichen Menschen wie wenig andere nahegelegte Erfindung sei, der wird nicht nur in Australien, sondern auch in Polynesien mit Erstaunen wahrnehmen, wie sich inmitten nicht unbedeutender Ansprüche ein begabtes Volk ohne diese Kunst zu behelfen weiß. Und er wird vielleicht, indem er nur auf Tonga und der kleinen Osterinsel im äußersten Osten Polynesiens dieser Kunst wieder begegnet, ahnen, wieviel mehr der Verkehr zwischen Ländern und Inseln als die unabhängige Erfindung zur Bereicherung des Kulturschatzes der Menschheit beigetragen hat. Daß aber gerade der Verkehr auch darin wieder sehr launenhaft sei, das lehrt das Fehlen dieser Kunst bei den Assiniboin Nordamerikas hart neben den darin ausgezeichneten Mandanen. Man lernt hier, daß sich die Erfindungen nicht ausbreiten wie das Feuer auf einer Steppe, sondern daß der menschliche Wille mit ins Spiel kommt, der nicht ohne Laune manches träg ablehnt und anderes um so bereitwilliger aufnimmt. Die Neigung zum Stehenbleiben auf einer einmal erreichten Stufe ist um so größer, je niedriger die allgemeine Kulturstufe ist. Man thut das eben Hinlängliche und nichts darüber. Weil die Polynesier Flüssigkeiten erhitzen, indem sie glühende Steine hineinwerfen, wären sie ohne fremdes Zuthun nicht zur Töpferei fortgeschritten. Man muß sich hüten, selbst sehr einfache Erfindungen für notwendig zu halten. Vielmehr scheint es richtig, dem Geiste der Naturvölker eine große Sterilität in allem zuzutrauen, was sich nicht auf die nächsten Zwecke des Lebens bezieht. Auch Wanderungen mochten zu manchen Verlusten Anlaß geben, da das natürliche Material oft nur in beschränktem Maße vorkommt und jede größere Wanderung einen Riß in den Überlieferungen bedingt. Welche Rolle spielt Tapa bei den Polynesiern — und die Maori verloren die Kunst ihrer Bereitung!

Viel mehr als auf höheren Kulturstufen hängt auf diesen niederen das ganze soziale Leben von der Schöpfung wie vom Verlust einer einfachen Erfindung ab. Je näher das Leben der Natur steht, je dünner die Kulturschicht, worin es wurzelt, je kürzer die Fasern, die es bis zum Naturboden hinabtreibt, um so eingreifender, um so weiter reichend ist natürlich jede Änderung in diesem Boden. Die Erfindung der Zubereitung von Gewandstoffen, sei es in Form von gewebten Zeugen oder von geschlagenem Bast, ist gewiß einfach, und doch wie folgenreich! Jene ganze Verfeinerung des Daseins polynesischer Naturvölker, die auf der Reinlichkeit und der Schamhaftigkeit beruht und allein schon genügt, ihnen eine hohe Stelle anzuweisen, ist nicht denkbar ohne jene unscheinbaren Bastzeuge, die Tapa, die weißgelben oder braunen zunderartigen Fetzen unserer ethnographischen Sammlungen. Die Rinde wird zum Kleidungsstoff, der nicht nur eine ausgiebige Umhüllung des Körpers, sondern auch einen gewissen Luxus im häufigen Wechsel des

Kleides, eine Sorgfalt im Tragen, in der Auswahl der Farben und Muster, endlich eine Kapitalansammlung durch Aufbewahrung jederzeit umsetzbarer Massen dieses Stoffes gestattet. Man denke sich dagegen das Fellkleid eines Eskimo oder den Lederschurz einer Negerin, die Generationen hindurch mit dem Schmutze von Generationen beladen getragen werden! Die Tapa, diese ohne große Mühe in Massen herzustellenden Stoffe, drängte natürlich die Weberei zurück, die nur auf einem langen, mühsamen Wege aus der Flechterei hervorgegangen sein kann. Es gibt Erzeugnisse in den Pfahlbauten, die mit gleichem Recht einer und der anderen Arbeit zugewiesen werden. Wir denken dabei an die Beziehungen zwischen Korbflechterei und Töpferei: große Thongefäße wurden durch Beschlag von Körben mit Lehm geschaffen. Die ganze Töpferei ist deshalb noch nicht der Flechterei gegenüber mit William H. Holmes als „servile art" zu bezeichnen, aber dieses Hervorsprossen ist lehrreich.

Die Thatsache, daß die notwendigsten Kenntnisse und Fertigkeiten über die ganze Menschheit hin verbreitet sind, so daß der Gesamteindruck des Kulturbesitzes der Naturvölker der einer fundamentalen Einförmigkeit ist, läßt den Eindruck entstehen, daß dieser ärmliche Besitz nur der Rest eine größeren Summe von Besitztümern sei, aus welcher alles nicht absolut Notwendige nach und nach ausgefallen sei. Oder sollte die Kunst des Feuermachens durch Reibung für sich allein ihren Weg durch die Welt gemacht haben? Oder die Kunst der Herstellung des Bogens und der Pfeile? Diese Frage zu erörtern, ist wichtig nicht nur zur Abschätzung des Maßes der Erfindungsgabe der Naturvölker, sondern auch zur Gewinnung der richtigen Perspektive in die Urgeschichte der Menschheit. Denn im Kulturbesitz, wenn irgendwo, muß zu lesen sein, aus welchen Elementen und auf welchen Wegen die heutige Menschheit geworden, was sie ist. Mustert man nun den Besitz der Naturvölker an Kunstgriffen, Geräten, Waffen &c. und nimmt dabei aus, was ihnen jetzt zum Teil schon massenhaft durch den Handel mit modernen Kulturvölkern zugeführt wird und wurde, so glaubt man einen hohen Begriff von ihrer Erfindungsgabe zu erhalten (s. Abbild., S. 71, 78, 79 u. 80). Aber wo liegt die Gewähr für die selbständige Erfindung aller dieser Dinge? Ohne Zweifel hat es vor den Beziehungen zu den Europäern auch andere Völkerbeziehungen gegeben, die bis zu diesen tieferen Schichten reichten, und so mancher Brosam vom reichbesetzten Tische der alten Kulturen Ägyptens, Mesopotamiens, Indiens, Hinterindiens, Chinas und Japans ist hier herabgefallen und hat sich in verkümmerter, dem ursprünglichen Gebrauch vielleicht sogar entfremdeter Gestalt erhalten! Der Ethnograph kennt genug Fälle solcher Entlehnungen. Jedes einzelne Volk zeigt Beispiele davon. Auch ist die Einsicht in ihr Wesen und ihre Bedeutung nichts Neues. Es möge vor allem an eine originelle Bemerkung Livingstones erinnert werden, die, auf ein anderes Ziel gerichtet, doch so recht hierher gehört: „Das Dasein der mannigfachen Werkzeuge, die unter den Afrikanern und anderen teilweise zivilisierten Völkern üblich sind, weist auf die Mitteilung einer Belehrung hin, die zu irgend einer Zeit von einem über dem Menschen selbst stehenden Wesen ausging." Mag man von dem Schluß dieser Bemerkung denken, wie man wolle, ihr Kern ist vollberechtigt als Opposition gegen die sonst weitverbreitete Annahme, daß alles, was die Naturvölker Eigenartiges aufzuweisen haben, hier an diesem Orte, wo man es heute sieht, entstanden, von den Naturvölkern selbst erfunden sei. Wenn in Afrika alle Völker, von den Marokkanern bis hinunter zu den Hottentotten, Eisen nach derselben Methode erzeugen und verarbeiten, so ist es doch viel wahrscheinlicher, daß diese Kunst aus irgend einer gemeinsamen Quelle ihnen allen zugeflossen, als daß sie da und dort von ihnen selbständig entdeckt worden sei. Man verwies einst triumphierend auf den Truthahn als ein von Naturvölkern selbständig domestiziertes Tier, bis Spencer Baird den Stammvater dieses mürrischen Herrschers der Hühnerhöfe in Mexiko nachwies. Bei Geräten ist die Kulturentlehnung natürlich schwerer nachzuweisen, denn diese tragen nicht, wie Pflanzen und Tiere, Ursprungszeugnisse,

wenn auch verwischte, an sich. Aber der Indianer, der aus Mexiko den Mais erhielt, sollte er nicht vielleicht die Kunst der feinen Steinarbeiten von ebendaher gelernt haben? Uns will solche Herleitung nebst ihrer Folge möglichst weiter Verpflanzung natürlicher scheinen als die selbständige Erfindung eines und desselben Gerätes oder Kunstgriffes an einem Dutzend verschiedener Orte. Es ist in neuester Zeit die Aufmerksamkeit darauf gelenkt worden, daß die Salomon-Insulaner Bogen und Pfeil haben, die Neu-Mecklenburger und andere in der Nachbarschaft nicht, und da war man nun flugs bei der Hand, jene mit der Erfindung dieser sinnreichen Waffe zu beehren. Wie wir schon hervorhoben, ist man hierin von wunderbarer Inkonsequenz: auf der einen Seite drückt man die Naturvölker auf die Stufe des Tierischen hinab, auf der anderen mutet man ihnen Erfindungen zu, die mindestens nicht zu den leichten gehören. Immer wieder denkt man sich das Erfinden zu leicht, weil man nur an die für einen genialen Kopf geringen Schwierigkeiten des Findens denkt. Aber wie anders ist es mit dem Festhalten des Gefundenen! In einigen Fällen gelang es, zu dem höher gelegenen Ursprung von anscheinend ganz eigenartigen Erzeugnissen der Naturvölker vorzudringen. **Bastian** hat eine Anzahl schematischer Nachahmungen gewisser Bestandteile des Kulturschatzes der Europäer zusammengestellt. Es gehört hierher die für Fidschi bezeichnende Keulenform: eine Nachahmung einer Gewehrform des vorigen Jahrhunderts. Diese Wilden wollten die gefürchtete Waffe wenigstens in Holz besitzen und schufen eine Keule, die als solche sehr wenig zweckmäßig ist. Ein auf den Neuen Hebriden gebräuchlicher Kopfputz zeigt eine kolossale Übertreibung des Stürmerhutes eines Admirals. Etwas näher dem Zwecke kommt die merkwürdige Armbrust der Fan. Von den portugiesischen Entdeckern an der Westküste gelangte sie ins Innere zu den Fan, und diese bewahrten die Form, während sich an der Küste das Feuergewehr wie in Europa selbst ausbreitete. Nun kehrt nach vier Jahrhunderten die Armbrust wieder zurück; aber weil zur Herstellung eines Schlosses den Fan Geduld und Werkzeuge fehlen, so schlitzen sie den Schaft auf und versenden von der Armbrust vergiftete Pfeilchen, die geradeso von einem leichten Bogen abgeschossen werden könnten (s. Abbildung, S. 81).

Wären die Äußerungen des geistigen Lebens der niederen Völker nicht so schwer faßbar, so würde unter ihnen noch viel reichere Ernte zu halten sein. Die indischen Spuren gehen durch die Religion der Malayen und reichen vielleicht bis zu den Melanesiern und Polynesiern. Es gibt so schlagende Übereinstimmungen, besonders in den kosmogonischen Sagen der Buschmänner und Australier oder der Polynesier und Nordamerikaner, daß nichts anderes als Tradition zur Erklärung übrigbleibt. So kehren auch Anklänge auf politischem Gebiet wieder. Die Einrichtungen, die **Lacerda** und **Livingstone** aus Kasembes, **Pogge** und **Buchner** aus Muata Jamvos Reiche beschreiben, erinnern teils an Indisches, teils an Altägyptisches. Es sind die Gemeinsamkeiten auf dem Gebiete der sozialen und politischen Vorstellungen und Einrichtungen auffallend groß. Je tiefer man in diese Dinge eindringt, um so mehr überzeugt man sich von der Richtigkeit einer Äußerung, die **Bastian** zu einer Zeit gethan hat, wo die schärfste Völkersonderung ein Evangelium, die Einheit der Menschheit verpönt war. „Selbst zu den auf des Stillen Ozeans Busen schlummernden Inseln scheinen Meeresströme die Boten abstrakterer Errungenschaften getrieben zu haben, vielleicht bis an die Gestade des amerikanischen Kontinents.“ („Reise nach San Salvador.“) Wir gestatten uns, den Schluß hinzuzufügen, daß niemand die Naturvölker versteht, der nicht ihren manchmal freilich verhüllten **Verkehr und Zusammenhang untereinander und mit den Kulturvölkern** würdigt. Es gibt und gab unter ihnen mehr Verkehr, als man beim oberflächlichen Hinschauen glaubt. So gelangten, ehe die Nilstraße dem Verkehr geöffnet war, Waren europäischen Ursprungs, besonders Perlen, bereits bis zu den Sandeh aus Dar For über Hofrat el Nahas. Wo starke Ähnlichkeiten auftreten, möchte immer in erster Linie die Frage des Verkehrs, der Mitteilung von außen aufzuwerfen

sein, oft vielleicht eines sehr mittelbaren Verkehrs. Wir halten die Frage für berechtigt, ob nicht flüchtige Sklaven so manches Element des afrikanischen Kulturbesitzes durch Südamerika verbreitet haben. Die Japaner verkehren seit Jahrhunderten sehr wenig mit den Völkern des nördlichen Stillen Ozeans, doch möchten die Stäbchenpanzer der Tschuktschen, die den japanischen Panzern so ähnlich sind, auf einen solchen Verkehr zurückzuführen sein, der dann freilich nicht nur bereichert, sondern mit der Zeit immer auch zersetzt. — Aber so hingen auch schon früher die Völker zusammen, und so wenig wie heute gab es im Bereich unseres geschichtlichen Wissens auf der Erde jemals eine Menschengruppe, die man beziehungslos nennen konnte. Überallhin sieht man Übereinstimmungen, Ähnlichkeiten, Verwandtschaften ausstrahlen, die ein dichtes Netz über die Erde ziehen; selbst die entlegensten Inselvölker kann man nur verstehen, wenn man ihre Nachbarn, nahe und ferne, berücksichtigt.



Menschenfigur und Meduse in Walroßzahn aus Tahiti (?). (Ethnographisches Museum, Wien.) Vgl. Text, S. 70.

Daß die alten einheimischen Industrien überall zurückgehen, wo die Fabrikate Europas oder Amerikas hinbringen, zeigen selbst die entlegensten Inseln. Als *Hamilton* 1790 Kar Nikobar besuchte, trugen die Weiber eine Art kurzen Unterrockes, aus aneinander gereihten Büscheln Gras und Schilf gebildet, die einfach herabhingen; jetzt verhüllen sie allgemein mit Tüchern aus Zeug den Leib. So besteht also der Fortschritt von hundert Jahren in der Ersetzung des Grasunterrockes durch Gewebe. Die heimische Industrie stirbt damit ab, und keine neue Fertigkeit tritt an ihre Stelle. Am unteren Kongo findet man heute nichts mehr von den Rindenzeugen und feinen Geweben, die *Lopez* und andere Reisende des 16. Jahrhunderts so sehr priesen. Und wo ist die Kunst des Edelstein- und Obsidianschliffes, die im alten Mexiko so Hervorragendes leistete, wo die Goldschmiedekunst und Bildweberei der alten Peruaner?

Nichts ist für die Schätzung der Bedeutung der äußeren Anregungen lehrreicher als die Betrachtung der *ethnographisch ärmsten Völker*, von denen man sagen kann, daß sie immer *auch die verkehrsärmsten* waren. Warum denn sind die entlegensten Völker an den Spitzen der Kontinente oder auf den schwerst erreichbaren Inseln die ärmsten? Die ethnographische Armut ist nur zum Teil Folge der Not, der allgemeinen Armut, unter deren Druck ein Volk lebt. Man hat dies für manche Völker bereitwillig zugegeben, so zum Beispiel für die Australier, die in ihrem steppenhaft dürren, an nutzbaren Pflanzen und Tieren armen Kontinent im allgemeinen eins der ärmsten, bedrängtesten Leben führen, das irgend einem Volke der Erde zugewiesen ist. Aber selbst in den begünstigtsten Strichen des tropischen Nordens sind sie der bei ihren papuanischen Nachbarn so üppig aufgeblühten Neigung zum künstlerischen Schmuck des Daseins, der den Luxus der Naturvölker ausmacht, fast gänzlich bar. Man hat gerade in diesem Falle nicht weit nach den Ursachen der ethnographischen Armut zu suchen. Wohl zeigt jeder Blick in die Lebensbedingungen und Lebensweise dieser Völker die Schärfe ihres Kampfes um die Erhaltung des nackten Lebens, aber auch die verarmenden Wirkungen der Abgelegenheit von den großen Strömen des Verkehrs. Die exzentrische Lage Australiens, des südlichsten Südamerika, des Inneren von Südafrika und des östlichsten Polynesien übt auf die dort einheimischen Völker überall den gleichen verarmenden Einfluß. Wenn man darin auch eine Art von Ansteckung der Armut erkennen will, die auf eine geringere Menge geistiger Anregungen namentlich der Phantasie in dieser Natur zurückführt, so muß man sich vor zu raschen Schlüssen ängstlich hüten; die kleine, von Natur arme Osterinsel ist ethnographisch reich, und kaum Ein Naturvolk steht an künstlerischer Entwickelung über den Eskimo.

Wir wissen, wie sich die Geräte und Waffen der zivilisierten Völker zu den Völkern, die vorher keine Ahnung von ihnen besaßen, gleichsam stufenweise verbreitet haben und noch immer weiter verbreiten. Als Stanley auf seiner wunderbaren ersten Kongofahrt den dunkeln Kontinent durchquerte, verließ er die letzten Feuergewehre in den Händen von Eingeborenen im Osten in dem berühmten Marktflecken von Nyangwe und fand sie im Westen bei Rubunga, 6° nördlich von Nyangwe, in Gestalt jener vier alten portugiesischen Musketen wieder, die historisch bleiben werden, weil sie in der kritischsten Zeit dieser großen Reise seiner Mannschaft die ersten guten Zeichen waren, „daß wir die Straße nicht verfehlt hätten, daß der große Strom wirklich die See erreiche“. Nyangwe und Rubunga begrenzen einen Flächenraum von 10,000—12,000 Quadratmeilen, wo Feuergewehre, die schon vor 400 Jahren Afrikas Küsten erdröhnen machten, vor einigen Jahren unbekannt waren. Es ist wahr, daß andere Dinge sich rascher verbreitet haben, wie z. B. die erst seit dem 16. Jahrhundert hierher gebrachten Sprößlinge Amerikas:

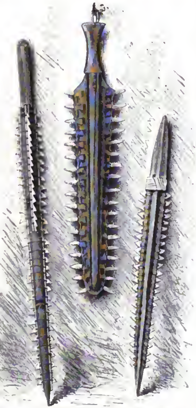


Fischangeln der Ozeanier, aus Muschelschalen und Knochen. Die größere Angel rechts dürfte aus Nordamerika stammen. (Ethnographisches Museum, Wien.)

Tabak, Mais und Maniok. Aber auch sie haben Etappen gemacht: die Damara haben den Tabak erst vor einigen Jahrzehnten kennen gelernt.

Dieser Bedeutung des Verkehrs schreiben wir es zu, wenn die Motive der ethnographischen Erzeugnisse auch in reichen Gebieten so auffallend einförmig sind, wenn selbst Melanesiens und Polynesiens Inselwelt in Bezug auf die Verbreitung der Geräte und Waffen das Bild einer Wiese bieten, wo dieselben Grundelemente der Vegetation überall hervorsprießen, hier dünner, dort dichter, hier höheren, dort niederen Stand zeigend und nur selten mit eigentümlichen Gewächsen untermischt, die das Bild merkwürdig beleben. Und wie wir nun oft auf sterilem Boden mitten in dem einförmigen Graswuchs einer Steppe plötzlich eine Pflanze vor anderen sich üppig entfalten sehen, so ist es auch hier. Der in der Verfolgung des Überkommenen so starre Geist der Völker erhält plötzlich eine Anregung zur freieren Entfaltung nach irgend einer Seite hin; es ist von großem Werte, gerade diese Sonderentwickelungen selbst im Bizarren (s. Abbildungen, S. 68, 80 u. a.) zu studieren. Es ist im höchsten Grade interessant, zu sehen, zu welcher Mannigfaltigkeit der Formen in den Sortimenten von polynesischen Fischangeln (s. obenstehende Abbildungen) die Bevölkerung kleiner Inseln durch die Hingabe an die Fischerei gelangt ist, oder wie sich eine andere durch konsequentes Fortschreiten in einer bestimmten Richtung für Waffen einen merkwürdigen Stil zu eigen gemacht hat, der sehr viel Fleiß und Geschick erfordert. Die Ausrüstung der Waffen mit Haifischzähnen (s. Abbildung, S. 79) in solcher Ausdehnung, daß man glauben könnte, es mit einem in beständigen Kriegen lebenden, weder an Zahl noch Macht

geringen Volke zu thun zu haben, erreichte auf den Gilbert- oder Kingsmill-Inseln (insgesamt 7,8 Quadratmeilen und nicht über 35,000 Einwohner) ihren Höhepunkt. Diese Waffen übertreffen an Grausamkeit die jedes anderen Volkes in Polynesien, und ihnen entsprechen Rüstungen, wie sie sich so ausgebildet nur wieder in Japan und Neuguinea wiederfinden. So birgt fast jede Inselgruppe unter der Einförmigkeit der Grundmotive ihre mehr oder weniger ausgebildeten Eigentümlichkeiten, und wenn es auch nur jene unvermeidliche kleine, leicht zu übersehende menschliche Figur auf tonganischem Schnitzwerk wäre (Abbildung s. u.). Bei den kontinentalen Völkern sind derartige Erscheinungen selbstverständlich von beschränkterem Vorkommen. Aber doch hat auch hier jeder Kulturkreis, so eng er sei, seine kleinen Besonderheiten, die sich mit einer gewissen Konsequenz auf den verschiedensten Gebieten einstellen. Wie man bei den Westafrikanern die Vorliebe für die Darstellung des Häßlichen als ein solches Charakteristikum bezeichnen kann (s. Abbildung, S. 80), so bei den Waldnegern die häufige Verwendung der Bananenblätter an Stelle von Leder, Fell oder Zeugen: ein Motiv, worüber die Mangbattu unendliche Variationen machen. Dieses Volk bietet gleichzeitig ein interessantes Beispiel allgemein hoher Entwickelung der Industrie unter günstigen Bedingungen. Wo die Stürme der Zeit eine friedliche Oase schonend umkreisten, wie einst das Mangbattuland, da entfaltete sich auf Grund des materiellen Besitzes und Könnens eine schöne Blüte, die freilich zu kurzem Dasein nur bestimmt war. Weit reichte einst ihr Ruhm in Afrika. Der eigentlichen Entdeckung der Mangbattu durch Schweinfurth waren bis nach Europa Gerüchte vorausgegangen, die außer ihrer braunen Farbe besonders den hohen Grad ihrer Zivilisation hervorhoben, und dieser



Waffen mit Haifischzähnen, von den Kingsmill-Inseln. (Ethnograph. Museum, München.) Vgl. Text, S. 78.



Eine Tabakspfeife der Mangbattu, aus Holz geschnitzt und mit Kupferdraht verziert. (Christy Collection, London.) 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 68 u. 80.

Reisende berichtet selbst, daß er schon im Gebiet des Gazellenflusses aus den Gesprächen mit den Elfenbeinhändlern entnahm, wie jene als ein eigentümliches und hervorragendes Volk angesehen wurden. Vor allem wurde aber die Geschicklichkeit der Bevölkerung in der Herstellung von Kriegswaffen und Geräten friedlichen Gebrauches gepriesen. Der hohe Stand der Anfertigung höchst mannigfaltiger musikalischer Instrumente bei den Negern Afrikas (s. untenstehende Abbildung) ist eine ganz einzige Erscheinung. Sie lieferten endlosen Stoff rühmender Schilderungen. Dabei bleibt freilich die Mangbattu-Industrie (s. Abbildung, S. 79) immer Negerindustrie, oft mit denselben Motiven, wie sie bei Nilnegern und Kaffern vorkommen.



Eine geschnitzte Figur aus Dahomey, farbig bemalt. (Ethnogr. Museum, Berlin.) Vgl. Text, S. 68 u. 79.

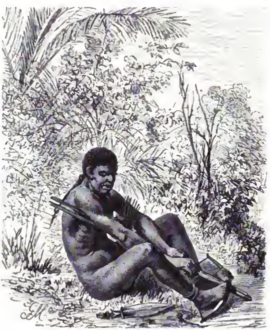
Eine der schwierigsten Aufgaben liegt vor, wo es sich, wie hier, um die Bestimmung einer Gradabstufung in der Höhe der Vollendung irgend eines Zweiges menschlicher Thätigkeit handelt, und gleichzeitig gehören solche Aufgaben zu den verantwortungsvollsten, wenn aus der Abstufung ein genealogischer Schluß gezogen werden soll. Wir bemerken einen Unterschied der Entwickelung des Schiffbaues zwischen den einander so



Sansa, Musikinstrument, in einem großen Teil von Süd- und Mittelafrika gebräuchlich.

nahe wohnenden Fidschianern und Tonganern; diese, polynesischen Stammes, übertreffen die zu den Melanesiern zu rechnenden Fidschianer darin um ein Merkliches. Der Unterschied ist nicht groß, aber sehr wichtig, weil er dazu beiträgt, unsere Ansicht zu befestigen, daß die länger

ansässigen Melanesier die hohe Entwickelung ihres Schiffbaues und ihrer Schiffahrtskunst von den später einwandernden Polynesiern empfingen und nicht umgekehrt. Aber doch ist es selbstverständlich immer schwer, in solchem Falle mit Sicherheit zu urteilen, und dies um so mehr, als ein in der Gesamtkultur höher stehendes Volk gerade in Bezug auf einzelne Kenntnisse und Fertigkeiten hinter solchen zurückstehen kann, die im ganzen einer tieferen Stufe angehören. Auf den ersten Blick erscheint die Überlegenheit der Djur im Eisenschmieden über die Nubier oder der offenbare Vorsprung, den die Musgu als Ackerbauer vor ihren sudanischen Herren besitzen, als eine Anomalie. Die Neger haben durch ihre Geschicklichkeit in diesen beiden Richtungen selbst Europäer in Erstaunen gesetzt. Wenn nicht die Thatsachen so klar vorlägen, würde jeder von vornherein geneigt sein, den im übrigen mit so manchen Kulturüberlegenheiten ausgestatteten Arabern, Bornuanern &c. auch die Erziehung der Neger zur Überlegenheit in diesen Künsten zuzuschreiben. So aber bezeugt eben die Thatsache, daß die Araber von den Negern im Acker- und Hausbau lernen konnten, das Alter einer ansässigen, auf Ackerbau begründeten Halbkultur in Afrika.



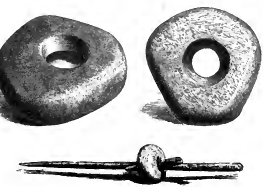
Fan-Krieger, Westafrika. (Nach Du Chaillu.) Vgl. Text, S. 76.

Es ist ganz falsch, zu glauben, daß die **Arbeitsteilung** erst auf einer höheren Stufe der wirtschaftlichen Entwickelung eintrete. Innerafrika hat seine Dörfer von Eisenschmieden, ja von solchen, die nur Wurfmesser fertigen; Neuguinea seine Töpferdörfer, Nordamerika seine Pfeilspitzenverfertiger. Daraus entstehen die merkwürdigen sozialen und politischen Sondergruppen, die aus Zünften Kasten und aus Kasten bevorrechtete Schichten in einem Volke werden. Jägervölker, die zu den Ackerbauern in einem altherkömmlichen Wechselverhältnis des Tausches der Erzeugnisse stehen, sind besonders in Afrika weitverbreitet. Neben diesen gesonderten Thätigkeiten gibt es andere, woran sich die beteiligen, die ihre Künste nur gelegentlich ausüben, je nach dem Bedürfnis. Die Art und Weise ihrer Arbeit erscheint daher oft in der Gestalt eines geschäftigen Müßigganges. Ein Mann, der gerade nichts Besseres zu thun hat, schleift sich einen großen Trochus zum Armbande oder feilt sich sonst eine Muschel zum Fingerringe zu, oder er nimmt die Gravierarbeit an einer Keule vor, der er schon Jahre seine „Muße" widmet. Dieses Arbeiten mit freigebigstem Zeitaufwande und Behagen erklärt viel von der Vollendung der Erzeugnisse. Freilich sind es meist Gegenstände unmittelbaren Gebrauches, nicht des Tausches; und der Handel gewinnt wenig aus dieser geringen, aber andauernden Arbeit, während mit jenen Industrien ein lebhafter Handel eng zusammenhängt.

# 9. Ackerbau und Viehzucht.

Inhalt: Ursprung des Ackerbaues. — Vorstufen. — Naturnachahmung. — Züchtung der Tiere. — Tierbefreundung. — Einfluß der Viehzucht auf das Schicksal der Völker. — Nomadismus. — Einfluß des Ackerbaues. — Niederer Stand des Ackerbaues bei den meisten Naturvölkern. — Die Ernährung.

Unter allen Anregungen der Natur auf den Menschen müssen bei seiner tiefgehenden Abhängigkeit von ihr am frühesten sich die heilsam erweisen, die diese Abhängigkeit dadurch mildern, daß sie soviel wie möglich von dem Bande, das ihn an die übrige Lebewelt fesselt, in seine Hand geben. Der Weg dazu liegt in der festen Aneignung nützlicher Pflanzen und Tiere durch Ackerbau und Viehzucht.



Grabstock zum Wurzelgraben und Beschwersteine der Buschmänner. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Mühelos zwar erwarb sich auch vorher nicht der auf die Gaben der Natur angewiesene Mensch seine Nahrung, sein Obdach, sein Leben. Die Natur bringt ihm nirgends die Nahrung bis an die Lippen und wölbt ihm nicht passend die Hütte über sein Haupt. Bringt der Australier zu seinem Nahrungserwerb auch nicht mehr hinzu, als daß er sich einen spitzen oder spatelförmigen Stock zurechtmacht, womit er Wurzeln ausgräbt, oder daß er mit dem Beile Kerben in die Bäume haut, die ihm beim Aufsteigen zur Stütze der Füße dienen, oder daß er Waffen, Fischgabeln, Netze, Angeln, Fallen für kleinere Tiere und Fanggruben für höhere herstellt: immer hat er von eigener Leistung etwas dazu zu bringen, und nicht bloß von körperlicher. Mancher Kunstgriff lehrt auch bei ihm eine gewisse Entwickelung der Fähigkeiten kennen, womit man die freiwilligen Gaben der Natur möglichst ausbeutet. Auch geschieht dies keineswegs in einer recht- und gesetzlosen Weise. Die Australier und alle anderen Jagdvölker, selbst die Eskimo, sind an bestimmte Gebiete gebunden. Nur innerhalb ihrer eigenen Jagdgründe wechseln sie mit den Jahreszeiten und dem Tierreichtum ihre Wohnsitze.

Aber es ist dennoch ein wenig fruchtendes Kapital, das in allen diesen Fertigkeiten und Vorrichtungen angelegt ist, die nur dem Augenblick dienen, aus denen keine bleibende Kulturerwerbung herauswächst. Aus dieser abhängigen, aber gerade deswegen bequemen Lage erhebt sich der Mensch zu einer höheren Stufe, indem er in gewissen Richtungen die Natur zu dauerhafteren Leistungen veranlaßt. Not ist dieser Aufrüttelung und Weckung günstiger als Überfluß. In manchen Beziehungen kommt ihm dabei die Natur zu Hilfe, die ja sehr verschieden die Länder mit Gewächsen ausgestattet hat, die dem Ackerbau dienstbar gemacht werden können. Man wird als ganz besonders günstig jene Gegenden mit scharf entgegengesetzten Jahreszeiten betrachten dürfen, wo die Natur in reichstem Maße schöpferisch in der einen auftritt und in der anderen

tot liegt und erstarrt: die Steppen. Einige Steppenländer umschließen eine nicht geringe Anzahl von Nahrungsgewächsen, denn die Natur hat in dem Bestreben, Nährstoffe und Feuchtigkeit für die Entwickelung der künftigen Keime über die Trockenzeit aufzusparen, gerade das in Körnern, Knollen, Zwiebeln, Kürbissen angesammelt, was auch der Mensch am besten brauchen kann. Diese Länder geben ihm dann den Antrieb zur Ansammlung, Aufspeicherung, und bieten ihm zugleich die passendsten Gewächse. Unsere Getreidearten dürften großenteils aus diesen Regionen stammen.

Wenn sich der Mensch ermannt, aus eigener Kraft etwas zu dem zu thun, was die Natur für ihn leistet, so wird das Problem einfach dadurch gelöst, daß er diese Quellen seiner Ernährung gleichsam zu fassen sucht. Verbieten doch schon viele Völker Australiens, die man auf der untersten Stufe der Kultur stehend glaubt, streng, die mit eßbaren Früchten gesegneten Pflanzen auszuraufen oder Vogelnester zu vernichten. Man läßt die Natur wohl auch einfach für sich arbeiten, indem man nur darauf bedacht ist, sie nicht zu stören. Wilde Bienenstöcke werden oft so regelmäßig entleert, daß daraus eine primitive Bienenzucht entsteht. So läßt der Mensch auch andere Tiere Vorräte anlegen, die er ihnen dann wegnimmt; dies führt ihn in anderer Richtung bis an die Grenze des Getreidebaues. Drege führt Arthratherum brevifolium, ein körnertragendes Gras des Namaqualandes, auf, dessen Früchte die Buschmänner gewissen Ameisen abzunehmen pflegen.



Loango-Negerin bei der Feldarbeit.
(Nach Photographie von Dr. Falkenstein.) Vgl. Text, S. 86.

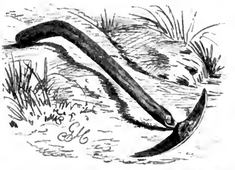
Hier schafft die Natur dem Menschen einen Rückhalt und lehrt ihn sparsam sein. Auf der anderen Seite nährt sie die Neigung zur Seßhaftigkeit. Wo sich große Vorräte von Früchten finden, kommen in der Zeit der Ernte ganze Stämme von allen Seiten und bleiben so lange ansässig, als die Nahrung dauert. So ziehen noch heute die Sandilleros in Mexiko zur Zeit der Melonenreife in die sandigen Niederungen des Goatzocoalco; so versammeln sich die Tschippewäh um die Sümpfe, wo Zizania, Wasserreis, gedeiht, und so halten die Australier eine Art Erntefest in der Nähe ihrer körnerspendenden Marsiliaceen. Von zwei Seiten ist auf diese Weise Bresche gebrochen in die wilde Natur. Der Sohn der Wildnis wird vorsorglich und will ansässig werden. Von hier bis zu der großen, epochemachenden

Erfindung, daß er den Samen der Erde anvertraute, um die Natur zu reicheren Leistungen anzuregen, mag es zeitlich sehr lange gewesen sein; aber unseren Gedanken erscheint der Schritt nicht mehr groß.

Die Anfänge der Viehzucht zeigen noch weiter, wie der Mensch dazu kam, ein wichtiges Stück Natur mit seinen eigenen Schicksalen zu verknüpfen. Der umherschweifende Naturmensch, der Menschlichem zeitweilig ganz entrückt ist, sucht in der Natur das heraus, was entweder ihm selbst am ähnlichsten oder was am wenigsten geeignet scheint, ihm seine eigne Schwäche und Kleinheit zur Empfindung zu bringen. Die Tierwelt nun, wenn auch durch eine tiefe Kluft getrennt vom heutigen Menschen, umschließt in ihren sanfteren, bildsameren Gliedern die Naturerzeugnisse, mit denen er sich am liebsten gesellt. Bekannt ist die große Vorliebe, womit Indianer, Dajaken und Nil-Neger Tiere der verschiedensten Art zähmen. Mit Affen, Papageien und anderen Spielgenossen sind ihre Hütten angefüllt. Der mächtige Geselligkeitstrieb des Menschen mochte beim ersten folgenreichen Schritt zur Gewinnung von Haustieren mächtiger wirken als die Rücksicht auf den späteren Nutzen. So sehen wir denn sowohl bei den niedrigststehenden Völkern der heutigen Menschheit als auch in den Kulturresten einer vor der Einführung der Haustiere und Kulturpflanzen gelegenen Periode den Hund als einzigen dauernden Gefährten, dessen Nutzen freilich gering ist. Überhaupt ist es schwer, aus dem Zweck, dem in unserer Kultur ein Tier dient, einen sicheren Schluß auf den zu ziehen, wozu es zuerst der Mensch an sich fesselte. Der Hund ist in Afrika und Ozeanien ein Masttier. Man kann sich denken, daß das Pferd und das Kamel nicht zuerst wegen ihrer Schnelligkeit, sondern vielmehr, um die Milch ihrer Stuten zu erhalten, gezähmt wurden. Eine gewisse Tierfreundschaft verbindet auch auf höheren Stufen der Kultur noch immer den Hirten mit den Gliedern seiner Herde. Die Viehzucht wird daher leidenschaftlicher betrieben als der Ackerbau, ist häufiger Sache der Männer und beeinflußt in viel tiefer greifender Weise alle privaten und öffentlichen Verhältnisse. Niemals werden irgendwo in Afrika die Früchte des Feldes in solchem Maße wie die Rinder Grundlage des Lebens, Quelle der Freuden, Maß des Besitzes, Mittel zum Erwerb aller anderen wünschenswerten Dinge, vor allen der Weiber, und endlich sogar Geld (pecunia). In gefährlichem Übermaß hat manches Volk seine Existenz mit der seines liebsten Haustieres verschwistert. Auch bei vorgeschrittener Kultur leiden diese Viehzuchtvölker immer an der geringen Breite ihrer Lebensgrundlage. Die Basuto sind alles in allem der beste Zweig des großen Betschuanenstammes, aber es brauchte nur des Raubes ihrer Rinder, um sie ohnmächtig zu machen; so hat die Rinderpest der letzten Jahre die Masai und Wagogo heruntergebracht.

Den tiefsten Einfluß aber übt die Viehzucht dadurch auf die Völker, daß sie sie unstet macht. Hirten- und Nomadenleben sind fast gleichbedeutend. Ist doch selbst noch unsere Alpenwirtschaft mit ihrem Wechsel der Thal- und Bergweide ein Stück Nomadentum. Das nach weiten Räumen verlangende Hirtenleben sagt unsteten Neigungen kräftigerer Völker zu. Die Wüste wird dem fruchtbaren Lande vorgezogen, wenn sie mehr Raum bietet. Die rheinischen Missionare haben es sich eigens zur Aufgabe machen müssen, einige Stämme der Namaqua an fruchtbaren Quelloasen anzusiedeln. Wie wenig den Nomaden an einer tiefer gehenden Ausnutzung der Naturschätze liegt, lehrt die Thatsache, daß sie in der Regel keine Wintervorräte einsammeln. In der Umgebung von Gobabis am Nusop-Flusse fand Chapman das Gras meterhoch und so dicht, daß Heumachen eine leichte und ausgiebige Sache wäre: die Namaqua ließen das Gras in der Regel ungenutzt abbrennen. Durch solche Gleichgültigkeit wird aber der Gegensatz zwischen Nomadismus und Ackerbau immer stärker und nimmt den Charakter eines großen Kulturgegensatzes an. Prschewalskij hat in seinem ersten Reisewerk diese so scharfe Natur- und Kulturgrenze zwischen Steppe und Anbauland, zwischen „der kalten und wüsten Hochebene und der

warmen, fruchtbaren, reichbewässerten und von Gebirgen durchschnittenen chinesischen Ebene" als ungemein scharf ausgeprägt geschildert. Er stimmt mit Ritter überein, daß diese Lage das historische Geschick der Völker entschied, die die beiden hart aneinander grenzenden Gegenden bewohnen. Bei seinem Eintritt in das Ordosland, jenes geschichtlich so wichtige Steppengebiet in der oberen Schlinge des Hoangho, sagt er von den Völkern jener Regionen: „Einander unähnlich, sowohl der Lebensweise als dem Charakter nach, waren sie von der Natur bestimmt, einander fremd zu bleiben und sich gegenseitig zu hassen. Wie für den Chinesen ein ruheloses Leben voller Entbehrungen, ein Nomadenleben, unbegreiflich und verächtlich war, so blickte auch der Nomade verächtlich auf das Leben voller Sorgen und Mühen des benachbarten Ackerbauers und schätzte seine wilde Freiheit als das höchste Glück auf Erden. Dies ist auch die eigentliche Quelle des Kontrastes im Charakter beider Völker: der arbeitsame Chinese, der seit unvordenklichen Zeiten eine vergleichsweise hohe und eigentümliche Zivilisation erreicht hatte, floh immer den Krieg und hielt ihn für das größte Übel, wogegen der rührige, wilde und gegen physische Einflüsse abgehärtete Bewohner der kalten Wüste der Mongolei immer bereit zu Angriffen und Raubzügen war. Beim Mißlingen verlor er nur wenig, aber im Falle eines Erfolges gewann er Reichtümer, die durch die Arbeit vieler Geschlechter angesammelt waren."



Eine eiserne Hacke aus Kordofan, deren Klinge auch als Münze benutzt wird. (Christy Collection, London.) 1/8 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 86.

Dies ist der Gegensatz des ausgeprägtesten Wandervolkes zum seßhaftesten Ackerbauer, ein Gegensatz, dessen geschichtlichen Folgen wir in manchen Abstufungen auf Schritt und Tritt in den völkerschildernden Kapiteln dieses Werkes begegnen werden. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß dieser Grad sedentären Lebens bei einem alten Kulturvolke gefunden wird. Anders ist es bei den Naturvölkern. Bei Betrachtung der Zustände ackerbauender Naturvölker wird man oft sogar geringeres Gewicht auf die sonst ethnographisch so wichtig gehaltene Unterscheidung nomadischer und seßhafter Völker legen; denn was will sedentäre Lebensweise bedeuten, wenn ihr großer Kulturvorteil, die Stetigkeit, die Sicherheit des Lebens und womöglich des Fortschrittes, ausfällt? Thatsächlich sind ja selbst die besten Ackerbauer unter den afrikanischen Völkern von erstaunlicher Beweglichkeit, und die meisten Dörfer wie auch kleinere Völker dürften selten einige Menschenalter an derselben Stelle bleiben. Da wird der Unterschied zwischen Hirten- und Ackerbauerleben viel kleiner. Der afrikanische Neger ist der vortrefflichste Ackerbauer unter allen Naturvölkern, vielleicht mit Ausnahme malayischer Stämme, wie etwa der Batta. Er kämpft gegen eine überwuchernde Natur, fällt Bäume und verbrennt das Dickicht, um Raum für Ackerland zu gewinnen. Man findet um eine Hütte eines Bongo oder Musgu mehr verschiedene Kulturgewächse als auf den Feldern und in den Gärten eines deutschen Dorfes. Er baut mehr, als er braucht, und bewahrt den Rest in eigenen Kornkammern über oder unter der Erde. Aber die volle Kraft des Bodens und der Menschen wird doch nicht ausgenutzt. Dieser Ackerbau behält etwas Kleines, Gartenartiges. Der Ausdruck „horticultural people", den Cobrington von den Melanesiern gebraucht, kann auf viele andere Naturvölker Anwendung finden. Abgesehen davon, daß sich der Mann in vielen Fällen überhaupt nicht dem Ackerbau widmet, so halten schon die

unvollkommenen Werkzeuge die niedere Stufe fest. Die Weiber und Kinder mit ihren unpraktischen Hacken (s. die Abbildungen, S. 83, 85 und untenstehende) ritzen den Boden nur oberflächlich auf. Der Pflug ist nirgends bei eigentlichen Naturvölkern üblich gewesen, geschweige denn die Egge, ebensowenig die Düngung, mit Ausnahme der mit der Asche des verbrannten Gestrüpps. Viel häufiger begegnet man dem Terrassenbau und der künstlichen Bewässerung.

Wie in den Tropen durch feindliche Naturgewalten, so ist im gemäßigten Klima der Ackerbau dadurch eingeschränkt, daß der Boden minder ergiebig und das Klima weniger günstig ist. Der Ackerbau wurde hier ursprünglich nirgends in der Ausdehnung betrieben wie unter den Tropen, sondern bildete mehr einen nebensächlichen Zweig der Wirtschaft, fiel meist ganz den Frauen anheim und sorgte gewöhnlich nur für die äußerste Notdurft. Im Gegensatz zu der raschen Verbreitung, die bei den Afrikanern neueingeführte Kulturpflanzen fanden, ist es bezeichnend, daß die Neuseeländer, trotzdem sie von Anfang an große Liebhaber der Kartoffeln waren, freiwillig doch keine einzige davon anpflanzten, sondern im Gegenteil fast das ganze Feld ausrodeten, das Kapitän Furneaux zu ihrem Besten angebaut hatte. Allein bei längerer Dauer sind aus dem Ackerbau gerade hier höhere Entwickelungen als aus der Viehzucht möglich. Er ist stetiger und zwingt dem Menschen die heilsame Gewohnheit der Arbeit auf. Die Kapitalansammlung und die Entwickelung der Industrie und des Handels folgt ihm in Mexiko und Peru und damit die Anlässe zu reicherer Gliederung der Stände. Der europäische Landbau ist ein ganz neues System; auch abgesehen von seinen wirksameren Werkzeugen und Methoden geht er viel mehr in die Breite. Er hat das Gartenartige aufgegeben, das der Ackerbau des Negers und Ozeaniers, ja selbst der des fleißigen Ost- und Südasiaten besitzt.



Eine Hacke aus Schildkrötenknochen, Mortlock-Inseln. (Britisch. Museum, London.) 1/3 natürl. Größe.

Die tägliche Nahrung ist durch diesen Ackerbau nicht sichergestellt. Auch Afrikas thätigste Ackerbauer entbehren der Sicherung gegen Wechselfälle. Unberechenbare Elementarereignisse, vor allen Dürre, verschonen auch die paradiesischen Tropenländer nicht; Hungersnöte bilden selbst in den fruchtbarsten Gegenden eine Geißel der Bevölkerung. Sie allein schon sind im stande, diese Völker nicht über eine gewisse Linie hinauskommen zu lassen, jenseit deren nur eine Entwickelung zu höherer Kultur möglich ist. Alles Gute der guten Jahre zertritt ein Hungerjahr mit seinen bis zum Kannibalismus und zum Kinderverkauf gehenden Folgen. Die Feuchtigkeit erschwert in den Tropen die Ansammlung der Vorräte. Auch die Verwüstungen der Ameisen und des Kornwurms lassen in Afrika das Hauptgetreide, die Hirse, schwer bis zur nächsten Ernte erhalten. Wieviel sie auch bauen, und wie reichlich die Ernte ausfallen möge, alles muß in einem einzigen Jahre aufgezehrt werden. Dies ist auch ein Grund, warum die Neger so viel Bier brauen. Unzweifelhaft liegt hier aber, soviel auch das Klima mit schuld sein mag, eine der Unvollkommenheiten vor, womit der Ackerbau notwendig bei einem Volke behaftet sein wird, in dessen Sitten die kaum entwickelte Vorsicht und Ausdauer nicht mit einem starken Faden notwendigen Zusammenhanges die einzelnen Thätigkeiten und die Thätigkeit der einzelnen Tage aneinander zu reihen vermag. Und die menschlichen Feinde, die allen Besitz ausgleichenden „Naturkommunisten“, sorgen auch hier, daß das stetige Gedeihen des Ackerbaues keine allzu große Kluft zwischen ihm und dem Nomadentum schaffe.

Die Ernährung strebt bei den Naturvölkern, auch wo sie Ackerbau treiben, auf animalische Zusätze begierig hin. Entgegen unseren physiologischen Voraussetzungen werden Fett und Blut in Menge auch von rein tropischen Völkern, wie den Polynesiern, verzehrt, und gerade in diesen Dingen wird Völlerei getrieben. Dem Vegetarianismus kommen am nächsten die reisbauenden Ostasiaten, die bananenbauenden Waldneger und kamen einst die amerikanischen Kulturvölker. Die Völker des hohen Nordens genießen zwar mehr wildwachsende Pflanzen, als wir glauben, sind aber doch auf Fett und Fleisch der Seesäugetiere hauptsächlich angewiesen. Einige Nomadengruppen nähren sich mit abergläubischer Ausschließlichkeit nur von Milch und Fleisch. Würzen werden eifrig gesucht. Salz wird in allen Teilen der Erde gern genossen, und die Vorliebe für Fleisch und Blut beruht zum Teil auf dem Salzbedürfnis. Durch schnelles, starkes Braten werden die Salze des Fleischsaftes in höherem Grade nutzbar gemacht. Auf koffeinhaltige und alkoholische Genußmittel sind die Völker in allen Teilen der Erde verfallen. Der Tabak ist nicht das einzige narkotische Kraut, das geraucht wird; Betel- und Kokakauen sind in der Methode schlagend ähnlich. Die Kenntnis vieler Gifte ist durch die Naturvölker den Kulturvölkern vermittelt worden.

## 10. Kleidung und Schmuck.

Inhalt: Völlige Unbekleidetheit als Sitte kommt nirgends vor. — Launenhaftigkeit in Bekleidung und Nichtbekleidung. — Bessere Bekleidung ist kein absolutes Kulturmerkmal. — Die Mode. — Hervorgehen der Kleidung aus Schmuck. — Natürliche Kleidungsstoffe. — Das Klima übt wenig Einfluß auf die Kleidung. — Beispiel der Feuerländer. — Eskimo. — Allgemeinheit des Schmuckes. — Ähnlichkeit der Schmuckmotive. — Schmuck und Waffen. — Verstümmelungen. — Verschiedenheit des Schmuckes nach den Geschlechtern. — Material des Schmuckes. — Der Schmuck und der Handel. — Edle Metalle. — Glasperlen. — Reinlichkeit.

Man spricht davon, daß es Völker gebe, denen die Bekleidung unbekannt sei; allein die wenigen gut beglaubigten Fälle dieser Art sind Ausnahmen, die eben durch ihr Entstehen unter bestimmten Bedingungen die Regel nur bestätigen. Freilich ist eine Verständigung über das, was wir als Kleidung zu bezeichnen haben, das erste Erfordernis, wenn wir die Grundlagen des ganzen Brauches entdecken wollen. Den Schmuck ohne weiteres als Kleidung zu bezeichnen, ist nicht wohl möglich; die Schutzmittel gegen die Kälte fallen bei den Stämmen tropischer Gebiete völlig weg, und es bleibt von der Überfülle unserer nordischen Tracht nichts übrig als eine kärgliche Schamhülle. Der Gedanke, daß die Verhüllung der Geschlechtsteile einfach ihren Schutz bezweckt, ist kaum ernstlich zu diskutieren; zum Schutze würde man noch eher Füße und Unterschenkel verhüllen. Weit entscheidender ist die Beobachtung, daß die Kleidung in unverkennbarer Parallele zum Geschlechtsleben steht, und vor allem, daß nicht der Mann, der als Jäger den Busch durchstreift, am ersten und am vollständigsten verhüllt ist, sondern das verheiratete Weib. Damit ist die tiefste Ursache der Verhüllung gegeben: Sie mußte entstehen, als sich aus dem regellosen Verkehr der Horde die Familie entwickelte, als der Mann begann, auf einzelne, bestimmte Weiber Anspruch zu erheben; er war es, der das Weib zwang, auf den geschlechtlichen Verkehr mit anderen Männern zu verzichten und auch äußerlich durch Verhüllung jede Anreizung zu meiden. Als weiterer Schritt in dieser Richtung ist die Verhüllung des Busens zu bezeichnen. Aus dieser Wurzel, aus der geschlechtlichen Sonderung, erwuchs das Schamgefühl; dies wiederum entwickelte sich kräftig und mit ihm die Bekleidung. Es war ein großer Schritt; denn je enger und ärmlicher das Leben eines Stammes ist, desto weniger ist Anlaß zu schroffer geschlechtlicher Sonderung und zur Eifersucht gegeben, desto leichter verzichtet man auf die lästige Hülle, die nur

in kümmerlichen Resten zurückbleibt. So sind es immer die kleinsten, verkommensten, weltentlegensten Stämme, bei denen überhaupt von gewohnheitsmäßiger Kleidung nicht mehr die Rede ist; es sind einige Völkchen der Australier, die ausgestorbenen Tasmanier, einige Waldstämme Brasiliens, auch die eine oder die andere Negerhorde. An „Überlebseln" der Kleidung fehlt es auch bei ihnen nicht. Mit der vollständigeren Bekleidung hatte das Weib an Reiz, Wert und sozialer Stellung unendlich gewonnen, und es hat alle Ursache, seinen Kleiderschatz hochzuhalten.



Ein Weib der Sandeh (Njam Njam). (Nach eigner Photographie von Richard Buchta.) Vgl. Text, S. 89.

Ganz anders zeigt sich jener Bestandteil der Tracht, der unmittelbar den Körper schützt. Allenthalben sehen wir da eine Schulterbedeckung in Form eines Mäntelchens auftreten, die bei tropischen Stämmen zunächst den Regen abhalten, in kälteren Klimaten wärmen und zugleich als Schlafdecke dienen soll. Diese mantelartigen Kleidungsstücke sind weit weniger verbreitet als die Schamhülle; auch dies beweist, daß letztere das ursprünglichere Kleidungsstück der Menschen ist.

Sicher wirkt bei der Entwickelung des Schamgefühls ein anderer Umstand mit, auf den Karl von den Steinen hinweist. Wie das Raubtier seine Beute in den Busch schleppt, um nicht gestört zu werden, so gilt es bei einigen Stämmen für höchst unschicklich, einem Essenden zuzuschauen; ähnlich mag es sich denn auch mit dem geschlechtlichen Verkehr verhalten. Allein dieser Umstand kann nur unterstützend wirken, die Entstehung einer Hülle dagegen nicht erklären. Endlich ist der Aberglaube nicht zu vergessen, der auch für diese Teile des Körpers von einem bösen Blick fürchten mag, den man aber mit Unrecht als den Kern aller Schamhaftigkeit auffassen wollte. Merkwürdigerweise erregt die Nacktheit ihrer Ahnenbilder das Schamgefühl der Neuguineer u. a. sowenig wie das

der Griechen, trotzdem alle ängstlich das verhüllen, was dort so bloß und oft übertrieben vor Augen steht. In ihrer weiteren Entwickelung bedingen und ergänzen sich dann diese Dinge wechselseitig. Übrigens steht die Vollständigkeit der Kleidung in keinem Verhältnis zur Höhe der Kulturstufe. Die mit peinlicher Sorgfalt in ihr Rindenzeug sich hüllende Waganda- oder Wanyoro-Frau (s. untenstehende Abbildung) steht im allgemeinen nicht höher als die NjamNjam-Negerin, die ihre Blöße kümmerlich mit einem Pflanzenblatt bedeckt (s. Abbildung, S. 88). Und jene, die die Entblößung in der Öffentlichkeit als todeswürdiges Verbrechen auffassen, stehen keineswegs höher als die Dualla, die bei der Arbeit am Meere alle Hüllen abwerfen. Endlich finden wir nirgends in dieser Beziehung starke nationale Unterschiede. Indem wir dies alles erwägen, dürfen wir sagen: das Schamgefühl ist allgemein in der heutigen Menschheit; wo es aber zu fehlen scheint, ist sein Mangel ein zufälliger oder vorübergehender Zustand.



Prinzessin von Unyoro, in Rindenstoff gekleidet. (Nach eigener Photographie von Richard Buchta.) Vgl. Text, S. 91.

Aber dieses Gefühl ist nicht das einzige, das der einfache Mensch zu befriedigen strebt, wenn er seinen Körper kleidet. Neben ihm steht die Befriedigung der Gefallsucht. Jenes wird als Gebot der Sitte rasch abgemacht, die andere mit Aufwand zu erreichen gesucht; von vielen Völkern kann man ohne Übertreibung sagen, daß der größte Teil ihrer Gedanken und ihrer Arbeit auf die Verzierung des Körpers ausgeht. Diese Völker sind in ihren Kreisen größere Modenarren als die in der Kultur höchststehenden. Die Kaufleute, die mit diesen einfachen Menschen Handel treiben, wissen, wie rasch die Moden bei ihnen wechseln, sobald eine reichliche Zufuhr verschiedenartiger Stoffe und Schmucksachen stattfindet. Welche Lasten legen sich die Naturmenschen auf, welche Schmerzen ertragen sie, um das Höchste an Schmuck zu leisten!

Offenbar würde es also ungerecht sein, wenn man die Mangelhaftigkeit oder das Fehlen der Kleidung ohne Rücksicht auf die übrigen Attribute beurteilen wollte, die die Naturvölker ihrem Körper beilegen. Faßt man sie alle zusammen, so gewinnt man auch hier den Eindruck der Herrschaft des Spieltriebes. Das Notwendige tritt hinter dem Luxus zurück. Der ärmste Buschmann macht sich ein Armband aus einem Streifen Fell, das er nie vergißt anzuziehen; es kann aber wohl vorkommen, daß er sein Schurzfell in einem schamlos durchlöcherten Zustande anzieht. Im Vergleich zu dem wenigen, was er besitzt, treibt der kulturarme Mensch viel mehr Luxus als der kulturreiche (vgl. Abbild., S. 93). So sehr tritt der Schmuck in den Vordergrund, daß es einige Völkerforscher als unmöglich bezeichneten, zwischen Bekleidung und Schmuck eine Grenzlinie zu ziehen. Alle Kleidung scheint ihnen aus Abwandelungen des Schmuckes hervorgegangen zu sein, und sie meinen, die Schamhaftigkeit habe in der frühesten Entwickelung der Bekleidung gar keine Rolle gespielt. Aus den Thatsachen ergibt sich wohl das Übergewicht der Lust zum Schmuck über das Schamgefühl, aber daraus folgt nicht auch ihr höheres Alter.

Die Schamhaftigkeit nimmt vor allem beim Weibe etwas von Koketterie in sich auf, wofür wir angesichts der dekolletierten Ballkleider nicht weit nach Beispielen zu suchen brauchen. Unmerklich verliert dadurch selbst die Schamhülle den Charakter des Notwendigen und nähert sich durch Zerfransung, Behängung mit klingenden und klirrenden Schellen, Ketten &c. dem Schmuck. Und hierher wäre wohl auch zum Teil die Sitte zu rechnen, den Penis in einer Muschel oder



Dorfhäuptling von der Loangoküste mit Frau und Würdenträger. (Nach Photographie von Dr. Falkenstein.)

sonst einer Hülle zu tragen, die ihn zugleich verbirgt und sichtbar macht; ebenso der Gebrauch der Weiber der Fan und einiger Kongostämme, Schellen an den Geschlechtsteilen zu tragen. Bei jenem Verbergen ist aber auch an religiöse Motive zu denken.

Die Art und Vollständigkeit der Kleidung hängt natürlich in großem Maße von dem ab, was Natur oder eigene Arbeit an Stoffen dazu bietet. Nicht alle Länder der Erde sind in dieser Hinsicht so wohltätig ausgestattet wie das tropische Brasilien, wo der „Hemdenbaum", eine Lecythis-Art, mit seiner schmiegsamen und leicht abzuziehenden Rinde wächst. Die Indianer teilen den Stamm in 4—5 Fuß lange Stücke, ziehen die Rinde ganz ab, weichen sie ein und klopfen sie weich, schneiden zwei Löcher für die Arme ein, und das Hemd ist fertig. Dieselben Wälder bieten in einer Palme eine bequeme Mütze, wozu die Blattscheide einfach, wie sie ist,

ohne jede weitere Präparation Verwendung findet (s. untenstehende Abbildung). Das paradiesische Feigenblatt findet sich in tausenderlei Variationen wieder und feiert seine Auferstehung in vervielfältigter Erscheinung sogar in dem weitverbreiteten Schilfmantel.

Die Verwendung der Rinde als Kleidungsstoff ist oder war von Polynesien bis zur Westküste Afrikas verbreitet und findet sich selbst in Amerika wieder, also in allen Ländern der Tropenzone; übrigens kommt Lindenbast als Kleiderstoff in älterer Zeit auch bei germanischen Stämmen vor. Manus Gesetz schreibt dem Brahmanen, der das Ende seines Lebens in religiöser Betrachtung inmitten des Urwaldes erwarten will, ein Kleid aus Rinde oder Fell vor. Wahrscheinlich wurde hier wie in Afrika die Rinde einer Ficus-Art zum Kleide (s. Abbildung, S. 89) benutzt. In Polynesien aber wurde die Herstellung eines Stoffes aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes zur höchsten Vollendung gebracht. Völker, die sich dieser Stoffe nicht mehr bedienen, suchen sie bei besonderen Gelegenheiten hervor. So werfen die Kayan von Borneo ihre Baumwollsarongs ab, wenn sie trauern, um sich in das Rindenkleid zu hüllen, und an der westafrikanischen Küste werden bei Festlichkeiten, die mit dem Fetischdienst zusammenhängen, statt der Kleider nur Felle getragen. Es liegt darin das richtige Gefühl, daß diesen selbsterfundenen, unmittelbar der Natur entlehnten Gewändern ein höherer Wert innewohne als dem Abfall europäischen Trödelkrams, durch dessen Eindringen Willkür und Erniedrigung in die Kleidung gekommen ist.



Mütze aus Palmscheide, Brasilien. (Ethnographisches Museum, München.)

Wie wenig die große Lehrmeisterin Not den Naturvölkern jenen Ernst einprägen kann, der unter dem Gebot härterer Umstände möglichst zweckmäßig handelt, zeigt der Vergleich der in rauhem Klima Lebenden mit den Bewohnern milderer Himmelsstriche. Die Südaustralier (s. Abbildung, S. 93) und Tasmanier waren kaum mehr bekleidet als die Papua. Die Ärmlichkeit der Kleidung bei dem Tierreichtum des Landes ist nur auf Trägheit zurückzuführen. Die äußerlich bestausgestatteten Feuerländer, die der Ostküste, tragen Guanakomäntel gleich den Patagoniern, und die der Westküste haben wenigstens Robbenfelle; aber bei den Stämmen in der Nachbarschaft der Wollaston-Insel bildet ein oft kaum taschentuchgroßes Fell von Otterfell den einzigen Schutz gegen das rauhe Klima: quer über der Brust durch Schnüre festgehalten, wird es, je nachdem der Wind bläst, von einer Seite auf die andere geschoben. Aber viele entbehren selbst dieses minimalen Schutzes (Darwin). Nur die Hyperboreer sind, findig und sinnreich wie immer, auch hierin den Forderungen ihrer Umgebungen, ihres Klimas besser nachgekommen, und ihre Pelz- und Vogelbalgkleider gehören jedenfalls zu den sinnreichsten und zweckmäßigsten Erfindungen auf diesem Gebiet (s. Abbildung, S. 92, unten). Sie sind überhaupt die einzigen Naturvölker der gemäßigten oder kalten Zone mit vollständig zweckmäßiger Kleidung. Ihre Ausläufer im nördlichen Stillen Ozean (Bewohner von

König Wilhelms-Sund und andere) erkennt man daher sofort neben den indianischen Nachbarn an ihrer Kleidung. Die Kleidung der Eskimo, die den Körper ganz einhüllt, schränkt selbstver-



Bawesba-Kinder aus einer Missionsschule. (Nach Photographie im Besitz des Missionsdirektors Dr. Wangemann in Berlin.)



Kleider der Aino, aus Pelz und Vogelbalg gefertigt. (Sammlung des Frhrn. v. Siebold in Wien.) Vgl. Text, S. 91.

ständlich auch den Gebrauch der Ornamente ein, so daß wir Arm- oder Beinringe niemals, Halsketten aus Tierzähnen oder europäischen Perlen selten finden, wogegen manschettenknopfartige Knöpfe aus Stein oder Knochen in den Lippen oder Ohren nicht selten sind. Aber die Tättowierung ihres Körpers deutet sicherlich auf einstiges Verweilen in wärmerem Klima.

Fußbekleidung ist auf Märschen allgemein; sie wird meistens aus Fellen, seltener aus Holz oder Bast hergestellt. Merkwürdigerweise geht eine wesentlich übereinstimmende Befestigungsweise der Sandalen durch die ganze Welt (s. untere Abbildung auf S. 94).

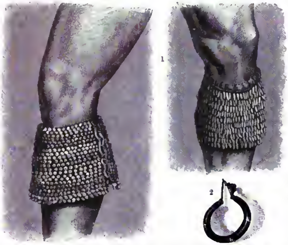
Bei den Naturvölkern ist niemand ungeschmückt. Wie viele Menschen wären dagegen unter Armen und Reichen der zivilisierten Völker zu finden, die sowohl am Körper als in ihrer Kleidung jeden Schmuck vermeiden! Aber die Allverbreitung des Schmuckes wird durch seine



Eine Frau aus Neusüdwales. (Nach Photographie im Besitz des Premierleutnants v. Bülow in Berlin.) Vgl. Text, S. 89 und 91.

Nebenzwecke erleichtert. Zuerst nehmen die fast nie fehlenden Amulette die Gestalt von Schmucksachen an. Hildebrandt sagt in seiner schönen Abhandlung über die Wakamba: „Die Amulette werden als eine Schutzwaffe angesehen, verdienen also in einer ethnographischen Abhandlung den Platz zwischen Schmuck und Waffe.“ Aber sie sind mehr Schmuck als Waffe. Der Fächer dient nicht bloß zum Tändeln und ist auch nicht nur Luftfächler, sondern er ist auch ein unentbehrliches Werkzeug beim Entzünden und Erhalten des Kohlenfeuers. Die massenhaften eisernen Armringe, womit sich die Neger bedecken, sind zum Parieren und Schlagen geeignet. Die Irenga im oberen Nilgebiete tragen Armringe von Messerschärfe, die im Frieden mit Lederscheiden umgeben werden, im Kampf als Schlagringe dienen (s. obere Abbildung auf S. 96). Ähnlich sind die

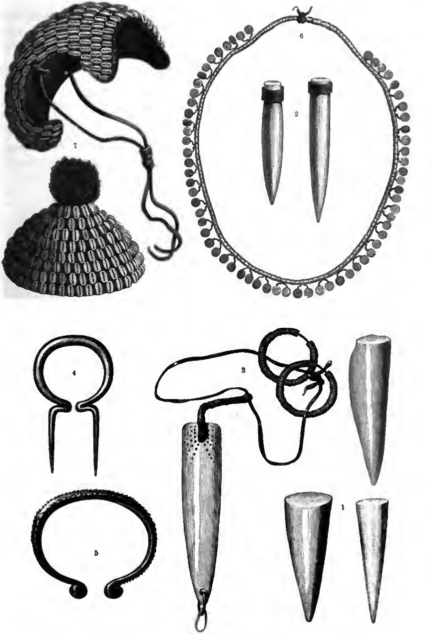
mit einem Paar Stacheln versehenen Armringe der Djur (s. Abbildung 4, S. 95) in derselben Region. Der verzierte Dolch am Oberarm (s. untere Abbildung 2, S. 96) oder um den Hals ist halb und halb Schmuck. Zu den eigentlichen Zierwaffen aber rechnen wir die schön geschnitzten Keulen der Melanesier und Neger, die Kommandostäbe, die verzierten Ruder (s. untere Abb. 1, S. 96). Schmuck gehört zu jedem wilder Krieger so gut wie die Waffe! Hat doch diese Verbindung eine so tiefe psychologische Begründung in der Erregung des Selbstgefühles und Mutes durch äußeren Glanz, daß sie sich bis in die Spitzen unserer militärischen Zivilisation erstreckt!



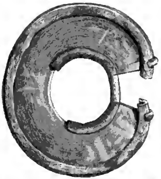
1) Beinschmuck aus Hundezähnen, 2) Armband aus Muschelscheibchen, aus Hawaii. (Ethnographisches Museum, Wien.)

Auch Schmuck und Auszeichnung gehen Hand in Hand. Nicht immer braucht es hierzu äußeren Glanzes oder großer Kostbarkeit. In Ost- und Innerafrika tragen die Häuptlinge Arm- und Beinringe aus den Schwanzhaaren der Giraffe, in Westafrika Mützen aus dem Fell einer bestimmten Antilope, in Tonga sind die Halsbänder aus Pottwalzähnen zugleich Schmuck, Auszeichnung und Geld, vielleicht sogar Amulett. Daß Schmuck und Geld leicht zusammenfallen, ist auf niederen Stufen der Zivilisation, wo auch große Kapitalisten ihren Besitz noch am Körper tragen können, selbstverständlich. Es gibt keinen sicheren Platz und keinen, wo das Auszeichnende des Besitzes so unmittelbar zur Wirkung kommt, als der eigene Körper des Besitzers. Zum Gelde eignet sich Wertvolles und doch nicht Notwendiges, und dies ist der Schmuck. Daher die weite Verbreitung von Wertzeichen, die gleichzeitig als Schmuck dienen können: Kauri-, Dentalium- und andere Muscheln (vgl. obere Abbildung 2), Pottwalzähne, Eisen- und Kupferringe, durchbohrte Münzen. Silber- und Goldwährung sind diesem Boden entwachsen, aber den Wert des Goldes haben vor den Kulturvölkern der alten Welt nur die Altamerikaner geschätzt. Die


Sandale aus Unyoro. (Nach Baker.) Vgl. Text, S. 93.



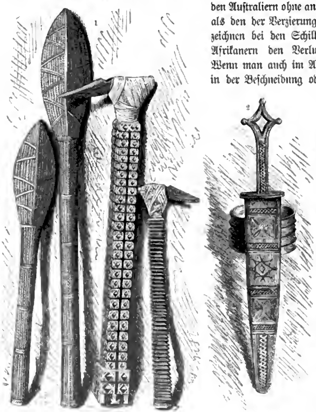

1, 2) Lippenquarze, 3, 6) Halsschmuck, 4) Armring der Djur, 5) Armring, 7) Kopfbedeckung der Schuli.
(Ethnographisches Museum, Wien.) Vgl. Text, S. 94.



Eiserner Armring eines Irenga, mit Scheide. (Ethnographisches Museum, Wien.) 1/3 natürl. Größe. Vgl. Text, S. 93.

großen Goldschätze Australiens, Kaliforniens und Afrikas haben erst die Europäer entdeckt. Noch heute spielt in den Gebieten von Jamaka und Fadasi, trotzdem fast jeder Chor Gold führt, das gelbe Metall keine Rolle im einheimischen Schmuck oder Handel.

Und endlich erwägen wir, wie beredt für einen Naturmenschen die stumme Sprache der körperlichen Verstümmelungen und Verunstaltungen ist, von denen Th. Gautier sagt: „Weil sie ihre Kleider nicht sticken können, besticken sie ihre Haut.“ Tättowierung ist Stammes- und Familienzeichen, bezeichnet oft die siegreichen Feldzüge und spricht den Eintritt in das mannbare Alter aus; ähnlich die verschiedenen Zahnverstümmelungen und künstlichen Narben. Die strahlenförmigen oder parallelen Narbenlinien auf Stirn oder Wangen, die von den Australiern ohne anderen anscheinenden Zweck als den der Verzierung angebracht werden, bezeichnen bei den Schilluk, Tibbu und anderen Afrikanern den Verlust naher Angehörigen. Wenn man auch im Abschneiden eines Fingers, in der Beschneidung oder in der Exzision einer Hode keinen Versuch sehen wird, den Körper zu verschönern, so sind doch in allen diesen Dingen Schmuck, Auszeichnung und Erfüllung religiöser oder sozialer Gebote nicht streng auseinander zu halten. Ohne Frage gehören manche der Verzierungen, die am Körper vorgenommen werden, zu den Äußerungen des primitiven Kunsttriebes, worauf am meisten Sorgfalt verwendet wird, und so sind denn in der That die in jahrelanger Arbeit, unter vielen Mühen und Schmerzen ausgeführten Tättowierungen der Neuseeländer zu den hervorragendsten Leistungen des Kunstsinnes und der Kunstfertigkeit




1) Ruderartige Keulen, wahrsch. aus Fidschi, und geschnitzte Äxte von den Hervey-Inseln, als Häuptlingszeichen. (Ethnogr. Museum, München.) 1/9 natürl. Größe. 2) Dolch aus Lagos, am Oberarm zu befestigen. (Christy Collection, London.) 1/5 natürl. Größe. Vgl. Text, S. 94.

dieses Volkes zu rechnen. Die Indianer zeichnen sich darin weniger aus; und unter den Negern widmen nur einige diesem Kunstzweig so große Aufmerksamkeit wie ihren Frisuren, worin sie freilich nur darum alle Völker übertreffen, weil sie die steife Beschaffenheit ihrer Perücke in diesem Bemühen wesentlich unterstützt.

Wie in aller primitiven Industrie, tritt uns auch hier die endlose Variation eines begrenzten Motivs als charakteristische Erscheinung entgegen. So werfen sich gewisse Völker auf Bemalung, andere auf Tättowierung, wieder andere auf Frisur. Sitten, die sich auf dieselbe Körpergegend beziehen, mögen oft in einer verwandtschaftlichen Beziehung stehen. So schlagen sich die Batoka die oberen Vorderzähne aus, wodurch die unteren hervorwachsen und die Unterlippe vordrängen. Ihre östlichen Nachbarn, die Manganja, tragen einen Pflock in der Ober-, oft auch in der Unterlippe und erreichen damit eine ähnliche Entstellung. Diese üppigen Entwickelungen des Schmucktriebes zeigen den angeborenen Kunstsinn der Völker in oft erstaunlicher

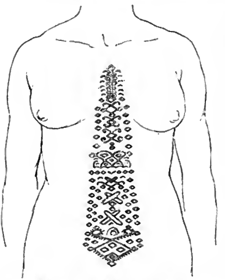


Haartrachten von Lovalé. (Nach Cameron.)

Entfaltung, und es ist nicht ohne Interesse, ihn von den rohesten Anfängen an zu verfolgen. Die Schmucksachen der meisten „Wilden" sind bestimmt, sich von einer dunkeln Haut abzuheben. Weiße Schalen, Zähne und dergleichen machen auf solchem Grunde einen ganz anderen Effekt als in unseren blassen Händen oder in trüben Sammlungsschränken. Daher finden wir Bemalung mit Weiß und Rot (Schminke gehörte auch schon zu den Grabmitgaben der alten Ägypter), Bedeckung des dunkeln Haares mit weißen Kalkmassen und dergleichen weit verbreitet. Den höchsten Gipfel der Bemalungskunst haben aber wohl die Mangbattu erreicht, die in ihren vielmusterigen Körperbemalungen die grellen Farben und die primitiven Striche und Flecke vermeiden. Nur Alte hören auf, sich zu schmücken, lassen die Bemalung verwischen; daß aber die Tättowierung unzerstörlich ist, macht sie nun erst recht wertvoll.

Bei einem und demselben Volke werden gewöhnlich bestimmte Schmuckmotive mit großer Zähigkeit festgehalten und innerhalb enger Grenzen variiert. Man hat sich aber vor der Versuchung zu hüten, zu viel Bewußtes in diese vielartigen Ornamente hineinzulegen. Gegenüber der Tendenz der vorgeschichtlichen Forschung, bestimmte Motive gleichsam zur Signatur der betreffenden Völker zu machen, ist der Spielraum der Willkür in diesen Dingen ganz besonders zu betonen. Es ist wahr, daß man eine tonganische Keule immer an den menschlichen Figürchen

erkennt, die aus dem mosaikartigen Schnitzmuster hervortreten; aber hier handelt es sich um einen eng beschränkten Kulturkreis, worin leicht eine große Festigkeit der Tradition erzielt werden kann. Wer möchte aber das Kreuzmotiv, das besonders den Flechtenden so ungemein nahe liegt, so, wie es auf den schön geflochtenen Schilden der Njam-Njam (s. Abbildung, S. 99, Fig. 2) vorkommt, für eine Nachahmung des christlichen Symbols halten oder den Halbmond auf polynesischen Schnitzwerken auf islamitischen Einfluß zurückführen?



Westafrikanische Rumpftättowierung.
(Nach einer Zeichnung von Pechuel-Loesche.) Vgl. Text, S. 96.

Die Männer pflegen auch darin bevorzugt zu sein, daß sie alle Arten Schmuck mehr kultivieren, mehr Zeit darauf verwenden. Bei den niedriger stehenden Gruppen der Wilden folgt der Schmuck dem Gesetz, das bei höheren Tieren fast allgemein ist. Es ist der Mann, der reicher geschmückt ist. Die Zivilisation hat bekanntlich dieses Verhältnis nahezu umgekehrt, und der Grad der Fortgeschrittenheit eines Volkes mag zum Teil an der Höhe der Opfer gemessen werden, die die Männer bereit sind, für den Schmuck ihrer Weiber zu bringen. Die Männer kehren übrigens zur Sitte des eigenen Schmuckes in hochzivilisierten Gemeinschaften besonders als Krieger oder Höflinge wieder zurück.

Eine praktische Konsequenz der Luxusneigungen mitten im Elend ist die Beschränkung des Handels mit den Naturvölkern auf eine geringe Summe von Gegenständen, deren Mannigfaltigkeit fast ganz innerhalb der Grenzen des Schmuck- und Spielzweckes und des sinnlichen Genusses liegt. Einen Handel mit den großen Bedürfnissen der Nahrung und Kleidung gibt es fast nicht. Der Handel tauscht nur Wertsachen, Geschmacksachen, ist vorwiegend Luxus. Sehen wir von den einigermaßen zivilisierteren Bewohnern der Küsten und der europäischen Kolonien in Afrika ab, so bleiben hier als wichtige Gegenstände des Handels Perlen, Messingdraht, messingene und eiserne Ringe, Branntwein, Tabak; die zwei einzigen nicht in diese Kategorie gehörigen Gegenstände, die eine erhebliche Bedeutung gewonnen haben, sind Baumwollzeuge und Gewehre.



Westafrikanische Zahnfeilung. (Nach einer Zeichnung von Pechuel-Loesche).

Endlich mögen auch noch in diesem Abschnitt jene Toilettenwerkzeuge eine Stelle finden, womit alle die Kunststücke verübt werden, auf die der primitive Mensch, hierin dem zivilisierten nicht nachstehend, seine Hoffnung, zu gefallen und zu siegen, gründet. Hören wir, wie Schweinfurth den „Bijouteriekram" einer Bongo-Frau schildert: „Zum Ausraufen der Wimpern und Augenbrauen bedienen sie sich kleiner Pinzetten. Ausschließlich bei den Frauen der Bongo finden sich die eigentümlichen elliptischen Messerchen, ‚Tibah' genannt, die oben und unten in einen Stiel auslaufen, an beiden Rändern geschärfte Schneiden haben und mit vielmusteriger Strichelung verziert sind. Solcher Messer bedienen sich die Bongo-Frauen bei allen wirtschaftlichen Arbeiten, namentlich dienen sie zum Schälen der Knollen, zum Zerschneiden der Kürbisse, Gurken und dergleichen. Ringe, Schellen, Glöckchen, Klammern und Knöpfe, die



Tättowierungsmuster von Negern.
(Nach Zeichnungen von A. Rugendas; Kupferstichsammlung in München.)

in die durchlöcherten Lippen und Ohrränder gesteckt werden, ferner lanzettförmige Haarnadeln, die zum Scheiteln und Abteilen der Flechten notwendig erscheinen, vervollständigen den Bijouterie kram der Bongo-Frauen." Ein Zängelchen für Dornen in eigenem Behälter an der Dolchscheide gehört fast durch ganz Afrika zur Ausrüstung. Eine Stachelschweinborste oder eine Elfenbeinnadel tragen viele zum Schlichten ins Haar gesteckt. Kämme (s. nebenstehende Abbild., Fig. 1) sind Polynesiern, Hyperboreern und Negern wohlbekannt.

Während dem europäischen Kulturmenschen Reinlichkeit als der beste Schmuck gilt, ist schon der Orientale weit entfernt, die Reinlichkeit hoch zu





1) Schildkrotkämme von Palau. (Museum für Völkerkunde, Berlin, Sammlung Kubary.) 1/3 wirkl. Größe. 2) Schild der Sandeh oder Njam-Njam. (Ethnographisches Museum, Wien.) 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 98.

stellen. Er übt sie, wo sie ihm keine große Mühe verursacht. Sie kann aber nach gewissen Richtungen hin so weit Sitte werden, daß z. B. im Reinhalten der Zähne die Neger höher stehen als der Durchschnitt der Europäer. Der Abscheu vor Exkrementen ist oft wahrhaft abergläubisch und trägt dann dazu bei, die Umgebungen der Hütten reinlich zu erhalten. Mit Erstaunen sah Furneaux Aborte bei den Maori. Was aber die Reinlichkeit in besonders hohem Grade fördert, ist der Mangel oder die Geringfügigkeit der Bekleidung. Im allgemeinen wird man den Schmutz hauptsächlich bei solchen Völkern antreffen, wo das veränderliche Klima oder die Sitte eine konstante

Bedeckung des Körpers erfordert. Tägliches Wechseln würde eine rasche Abnutzung verursachen, gewöhnlich trägt man deshalb Dschengis-Chans Vorschriften gemäß die Kleider, bis sie in Fetzen vom Leibe fallen. Mit Peinlichkeit wird wie ein eisernes Gesetz die Enthaltung des Mannes in der Reinigungsperiode des Weibes eingehalten. Die Polygamie muß die Befolgung solcher Gesetze erleichtern. Aber auch sonst herrscht bei Naturvölkern im intimsten Familienleben eine Zurückhaltung, die hochzivilisierte beschämt. Bei Negern, Malayen und Indianern ist die Sitte weit verbreitet, daß Eltern und Kinder nicht in demselben Raume schlafen.

## 11. Die Wohnstätten.

Inhalt: Die ersten Hütten. — Keime des Holz- und des Steinbaues. — Flüchtiger Charakter der meisten Hüttenbauten. — Geschichtlicher Wert des dauerhaften Bauens. — Klassifikation der Naturvölker nach ihren Bauten. — Das Schutzmotiv. — Pfahlbauten. — Zusammendrängung der Wohnstätten. — Die ethnographische Bedeutung der Städte. — Verschiedene Gattungen von Städten. — Städteruinen und Kulturruinen.

Den Keim der Baukunst, die erste Hütte, rief ein Bedürfnis hervor, das primitiv und allgemein ist. Kein Volk lebt auf die Dauer in hohlen Bäumen, wie zu Cooks Zeit gewisse Gruppen der Tasmanier, oder in Felsenspalten, wie die versprengten Betschuanen im Matabelereich. Jene erste Hütte war freilich sehr einfach und vergänglich. Was eigentliche Baukunst ist, d. h. dauerhaftes und dann verziertes Bauen, liegt näher der Jetztzeit zu. In der etwas vagen Behauptung de Laprades: „Die Geburt der Architektur, die Erbauung des ersten Tempels bezeichnen den Beginn der geschichtlichen Zeit“ wird der Ethnograph angesichts der Fetischhütten der Innerafrikaner oder Melanesier den Begriff des Tempels ziemlich eng gefaßt finden; für ihn beginnt der Schritt über den primitivsten Hüttenbau hinaus viel früher.



Buschmannhöhlen. (Nach G. Fritsch.) Vgl. Text, S. 101.

Das Schutzbedürfnis legt den ersten Keim, aus dem sich später die naturvergeistigende Herrlichkeit der Baukunst entfalten sollte. Wir erwähnen zuerst jene Anlehnungen an die

Natur, wozu das Bedürfnis zwingt. Wir werden von der nahezu tierischen Sitte des Baumwohnens bei mehreren Völkern zu sprechen haben. Die Benutzung herabhängender Zweige, die flüchtig verflochten und befestigt werden, wie es halbnomadische Buschmänner üben, steht ihr noch nahe. Das Abhauen von Zweigen oder Stämmchen, das Einstecken in den Boden im Kreise, das Verbinden der oberen Enden und das Bedecken dieses flüchtigen Baues mit Zweigen oder Fellen ist der nächste Schritt zum einfachen Hüttenbau, wie wir ihn bei Feuerländern und Hottentotten, bei Galla und Somal finden. Von hier aus führt nun eine lange Reihe von dauerhafteren und nach und nach verzierteren Bauten bis zu den reichverzierten Holzhäusern der Papua und Malayen, der Palau-Insulaner, den steinlosen Palästen der Mangbattu- oder Waganda-Könige. Den Schwesterkeim zur Steinbaukunst legte das Höhlenwohnen, in der Urzeit weitverbreitet und auch in der Jetztzeit noch geübt (s. Abbildung, S. 100). Einen Vorzug hat es in der Dauerhaftigkeit des Materials voraus, dafür den Nachteil, der Verzierung, der Ornamentierung weniger entgegenzukommen. Aber es überwiegt jener Vorzug diesen Nachteil, denn sobald das Schöne angestrebt wird, ist es hier im Ebenmaß, der Grundbedingung aller architektonischen Schönheit, leichter zu finden.


Südindische Baumwohnungen. (Nach Jagor.) Vgl. Text, S. 105.

Wie wenig der harte Druck der Notwendigkeit im stande ist, eine größere Thätigkeit zur Befriedigung des mit dem rauheren Klima, der ärmeren Pflanzen- und Tierwelt gebieterischer auftretenden Schutz- und Nahrungsbedürfnisses hervorzurufen, beweisen die Feuerländer, die, es mag unglaublich klingen, nicht mehr, sondern weniger thun als weniger ungünstig gestellte Völker. So durften die Tasmanier als die im Hüttenbau rückständigsten aller Australier bezeichnet werden. In Australien selbst ist es überraschend, zu sehen, wie gerade in den wärmsten Teilen der Hüttenbau am weitesten vorgeschritten, in den kältesten am kümmerlichsten ist; hier ist die Hütte thatsächlich mehr Schutz fürs Feuer als für die Menschen. Wenn sich eine solche Thatsache anderwärts wiederholt (wir finden es so in Südamerika und Südafrika), so gewinnt sie den Wert eines Experiments, das bestätigt, daß nicht die Lehrmeisterin Not es sei, die den wichtigen Fortschritt zur Kultur erzwingt, sondern daß nur in der ruhigen Entwickelung, die Friede und Überfluß gewähren, auch im Hütten- und Häuserbau höhere Stufen erstiegen werden.

Was vor allem anderen gefordert werden muß, ist die Stetigkeit. Tiefer, als man glaubt, greift der Nomadismus in das Leben auch der ackerbauenden Völker ein. Die vielgerühmte Kunst der raschen Herstellung von Wohnstätten im Bienenkorbstiel, jener Hüttenform der Hottentotten und Betschuanen, die die biegsamen, halbdicken Stämmchen der Mimosen voraussetzt, zeigt eben

nur, daß sich zwischen diesen Hütten und dem Zelte der Unterschied noch nicht herausgebildet hat. So rasch diese Gebilde entstehen, so rasch vergehen sie auch wieder. Die ebenmäßigsten und zierlichsten Hütten der Neger, wenn sie auch, wie im oberen Nilgebiet von Stamm zu Stamm andere Formen des Grundrisses, der Dachform, andere Größenverhältnisse aufweisen, sind doch oft flüchtig aus Rohr und Gras aufgebaut; und allein schon ihre Vergänglichkeit hindert die Entfaltung eines Kunststiles, der sich an Vorbilder anlehnt und neue Werke auf Grund der älteren schafft. Zu der Hinfälligkeit des Baues kommt die Zerstörungskraft der Natur. Überall in tropischen Breiten sind die leichten Behausungen raschem Verfall durch Bohrkäfer, Termiten-

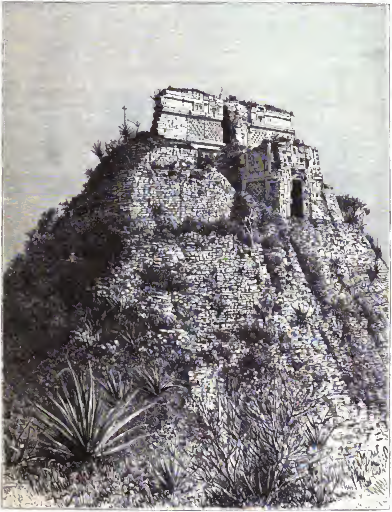


Fischerdorf am Mekong. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 105.

fraß, die tropischen Gewitter unterworfen. Außerdem kleben ihre menschlichen Bewohner keineswegs am Boden; sie haben im Gegenteil ihre Lebensweise ganz im Sinne dieser Natur geregelt, in der „alles fließt“, und statt zu renovieren, verlegen sie ihre Wohnungen schon, um bequem jungfräulichen Boden für ihre Kulturen zu gewinnen. Junker fand z. B. im Bahr el Ghasal-Gebiet fast keine der von Schweinfurth genau verzeichneten Seriben mehr. Nach einigen Jahren schon bezeichnen den Platz einer früher wohlgeordneten Niederlassung höchstens einige Pfähle im Kreise und immer wieder frisch aufschießendes „Unkraut“ aus den Samenkörnern einiger Kulturpflanzen.

Das Monumentale fehlt der Architektur der Neger, und doppelt scharf tritt gerade dadurch in diesem Lande des nomadenhaften Bauens die Bedeutung der Dauerhaftigkeit hervor. Der Granit von Syene und der schwarze Kalkstein von Persepolis, die die feinsten Skulpturen und die glatteste Politur bis auf unsere Zeit herab erhalten haben, sind als zuverlässige Stützen und Träger der Überlieferung von hoher geschichtlicher Bedeutung. Sie bezeugen die Wahrheit

eines Wortes von Herder: „Kein Kunstwerk steht tot in der Geschichte der Menschheit.“ Welchen Einfluß hat schon auf uns die Thatsache geübt, daß uns jene Reste, die räumlich und zeitlich der heutigen Kultur des Nilthales so fern stehen, unbeschädigt überliefert werden konnten!



Das sogenannte Haus des Zwergs in Tschitschen-Itza. (Nach Charnay.) Vgl. Text, S. 104.

Aber wieviel größer war der Wert dieser steinernen Zeugen der Größe, der Thaten, des Glaubens, des Wissens der Nation für das Volk, das unter diesen Denkmälern wandelte! Dieser harte Stein gab der Tradition gleichsam ein Knochengerüst, das vorzeitigen Verfall hintanhielt. Jedenfalls wirkt die Ansässigkeit in steinernen Häusern, die an Festigkeit mit „der Erde Grund“ wetteifern, bedeutend anders als die Ansässigkeit in Bambus- und Reisighütten.

In einer **Klassifikation der Völker nach ihrer Bauweise** würden an der untersten Stufe die nomadischen Jäger- und Fischervölker vom Typus der Feuerländer, Buschmänner, Tasmanier und vieler Australier stehen, die keine Hütten nach bestimmtem Plane und in regelmäßiger Zusammenstellung zu Dörfern bewohnen, sondern sich zeitweilig Schutzstätten aus Reisig oder Röhricht bauen. Die zeltbewohnenden Nomaden, seien ihre Zelte die Lederzelte der Araber oder die Filzjurten der Mongolen, Sifan ꝛc., erheben sich im Bauplan wenig über sie, aber allen prägt der Schutz der Herden die Notwendigkeit auf, sich im Kreise zu schließen; und so entstehen regelmäßigere Anlagen mit Kreiszaun oder -Wall und Thoren. Ihnen würden sich jene teils nomadischen, teils ackerbauenden Neger anschließen, die Hütten von Bienenkorb- oder Kegelform in den verschiedensten Stadien der Vollendung bauen. Jene Neger Zentralafrikas, die von den Wagogo bis hinüber zu den Fan und Dualla rechteckige Häuser mit mehreren Gemächern und mit ornamentierten Thüren bauen, bilden den Übergang zu den Malayen Madagaskars und des Indischen Archipels und den Völkern des Stillen Ozeans, deren reich ornamentierte, mannigfaltige, oft auch große Häuser das Vollkommenste leisten, was im Holzbau bei Naturvölkern vorkommt, bei


Ein Haus in Zentralsumatra. (Nach Veth.) Vgl. Text, S. 105.

denen sich aber gleichzeitig (auf der Osterinsel u. a.) Anfänge von Steinbau im Zusammenhang mit monumentalen Werken der Bildhauerkunst finden. In Steinbauten oder in Hütten, wo Schnee an die Stelle des Steines tritt, wohnen die Polarvölker. Eine Zone mehrstöckiger Steinbauten zieht sich durch Indien, Arabien und das berberische Afrika. Zusammenhängende Steinhäuser für Hunderte von Familien kommen bei den Indianern Neumexikos und Arizonas vor. Und an diese schließen sich dann die Errichter der größten Monumentalbauten der außerhalb der altweltlichen Kulturkreise stehenden Völker an, die Mexikaner, Mittelamerikaner (s. Abbildung, S. 103) und Bewohner der südamerikanischen Hochebenen.

Unabhängig von allen diesen Abwandlungen entfalten sich eigenartige Wohn- und Bauarten auf Grund des **Schutzmotivs**. Zur Begründung dauernder Wohnstätten im Wasser, aber nie in dem unzuverlässigen und gewaltthätigen Meere, sondern stets nur in ruhigen Landseen oder langsam strömenden Flüssen, trieb den Menschen offenbar der Wunsch an, sich zu schützen vor Raubtieren und vor Feinden des eigenen Geschlechts, dann auf höheren Kulturstufen der Zwang und Drang großer Menschenansammlungen auf beschränktem Raume, wie in dem übervölkerten China und an einigen Punkten in Hinterindien. Im ersteren Falle sind **Pfahl-**

und Stockwerkbauten das beliebte Mittel, sich mit dem schützenden Wasser zu umgeben; im anderen dienen breite Flöße, abgedankte Kanalschiffe zu Wohnstätten, oder es entwickeln sich daraus ebenfalls Pfahlbauten, aber in größerem Maßstabe als auf jener mehr durch Vereinzelung als Zusammendrängung gekennzeichneten Stufe. Pfahlbauten werden auch in unserer Zeit noch zahlreich bewohnt: die meisten Völker des Indischen Archipels (s. Abbildung, S. 102) und Melanesiens, die meisten Nordwestamerikaner, einzelne Stämme Afrikas, Mittel- und Südamerikas sind Pfahlbauer, und man hat hier Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß dies eine ebenso natürliche wie wenig seltene Erscheinung ist. So bedürfen auch unsere europäischen Pfahlbauten keiner künstlichen Hypothesen von eigenen Pfahlbauvölkern, etruskischen Handelspfahlbauten zu Warenniederlagen und dergleichen. Oft mag später der Schutz überflüssig geworden und in Vergessenheit



Ein Dorf auf einer Landzunge am Tanganjikasee. (Nach Cameron.)

geraten sein, während die Sitte bestehen blieb. Es braucht nicht immer der Pfähle, solche Wohnungen aufzubauen: viele andere Mittel werden angewandt, Wohnstätte und Vorräte zu isolieren, zu schützen. Wir erinnern an die Packwerkdörfer Altirlands, an unsere Pfahlroststädte Amsterdam, St. Petersburg und Venedig. Dem Streben nach möglichster Sicherheit zugleich mit dem nach gesünderer Lage entspringt auch die Sitte der an fremden Küsten ansässigen Kaufleute, ihre Wohnung auf den Schiffen (Hulks) zu nehmen, die in den Flüssen oder Häfen verankert sind und zugleich ihre Warenlager umschließen. Demselben Zwecke dient in geringerem Maße die Pfahlwohnung im Trockenen, bei den Malayen (s. Abbildung, S. 104) sehr allgemein, auch in Afrika zu finden, besonders überall bei Vorratshütten angewandt. Livingstone erzählt, daß die Batoka am unteren Sambesi ihre Hütten inmitten ihrer Gärten auf hohen Gestellen erbauen, um sich vor Raubtieren, besonders vor der gefleckten Hyäne, zu schützen. Das Baumwohnen der Batta auf Sumatra, vieler Melanesier, südindischer Stämme (s. Abbildung, S. 101) schließt sich hier an, denn es ist nicht etwa eine primitive Stufe des Wohnens, die dem Baumbewohnen des Orang-Utan nahestünde, sondern die Bäume dienen einfach als Pfähle; die Hütten aber, die sich darauf erheben, gehören zu den besseren Werken ihrer Art.

Die Wirkung des Schutzbedürfnisses geht weder weit noch tief, wo es wesentlich nur isoliert; es regt aber Entwickelungen von gewaltiger Tragweite an, wo es die Menschen zu-

sammendrängt. Die großen Städte, die zu den merkwürdigsten Entwickelungen der Kultur gehören, stehen am Ende dieser die Menschen mit ihren Wohnstätten um einen Punkt vereinigenden Wirkungen. Am besten läßt aber ein Blick auf die Städtelagen die Macht des Schutzmotivs erkennen. Wir finden die befestigten Dörfer auf den Gipfeln der Berge oder auf Inseln, in Flußbiegungen, auf Landzungen zusammengedrängt. Da die Anlage der meisten Wohnplätze erst in Zeiten beginnender Ausbreitung einer dünnen Bevölkerung stattfindet, wo die Gefahr feindlicher Überfälle noch lebhaft vor Augen ist, so findet sich die Rücksicht auf den Schutz der Lage häufig stark ausgeprägt. Man vergegenwärtige sich die Lage fast aller älteren Städte Griechenlands und Italiens auf oder an Hügeln oder Bergen, erinnere sich an die Thatsache, daß fast alle älteren Seehandelsstädte auf Inseln liegen. Die Zusammendrängung mag zuletzt ins Extrem gehen, wie bei jenen bald höhlen-, bald kastellartigen Wohnstätten der Indianer im Südwesten Nordamerikas, die auf engstmöglichem Raume zahlreiche Menschen beherbergen und oft nur vermittelst einer einzigen Felstreppe oder einer Leiter zugänglich sind.

Als dritter Grund kommen gemeinsame Interessen der Arbeit in Frage. Gerade diese wachsen mit fortschreitender wirtschaftlicher Arbeitsteilung immer weiter, bis sie die Lage eines Wohnortes hauptsächlich bestimmen. Schon auf primitiven Kulturstufen sammeln sich größere Bevölkerungen zeitweilig an Stellen, wo nützliche Dinge in größerer Menge vorkommen. Die Indianer eines großen Teiles von Nordamerika wallfahrten nach den Pfeifensteinlagern, andere versammeln sich alljährlich zur Ernte bei den Zizania-Sümpfen der nordwestlichen Seen, die so zerstreut lebenden Australier des Barku-Gebietes kommen von allen Seiten zum Erntefest bei den Sumpfbeeten körnertragender Marsiliaceen. Das sind vorübergehende Ansammlungen. Ist aber einmal der Schritt vom schweifenden Leben zur Ansässigkeit gemacht, so werden gerade derartige Stellen am frühesten dazu gewählt werden; und wenn sich bei seßhaftem Leben die Bevölkerung vermehrt und die wirtschaftliche Arbeitsteilung Platz greift, werden sich größere Wohnstätten herausbilden, bis die von Natur mit irgend einem besonderen Reichtum ausgestatteten Erdstellen auf den höchsten Stufen der Kultur jene ungewöhnlich dichten Bevölkerungen von 10,000 auf der Quadratmeile aufweisen, denen wir in den fruchtbaren Niederungen des Nils und Ganges, in den Kohlen- und Eisenrevieren Mittel- und Westeuropas, in den Goldfeldern Australiens oder Kaliforniens begegnen.

Vereinzelte größere Anhäufungen erzeugen sich dagegen an bestimmten Punkten, die der Verkehr zu Kreuzungs- oder Wechselpunkten seiner Strömungen macht. Erst der Wunsch nach Austausch schafft das Bedürfnis der möglichsten Annäherung: der Verkehr schafft Städte. Überall, wo die Natur den Verkehr erleichtert oder verstärkt, entstehen größere Ansammlungen von Menschen, seien es nun Weltstädte wie London oder Marktflecken wie Nyangwe.

Gewissermaßen instinktiv nehmen wir einen gewissen Zusammenhang zwischen Städten und höherer Kultur an und nicht ganz ohne Recht, da sich ja in den Städten unsere höchste Kulturblüte kundgibt. Aber daß auch die Chinesen gerade in der Städteentwickelung so bedeutend sind, beweist die Unabhängigkeit einer gewissen materiellen Kultur von der geistigen Kulturhöhe und lehrt eindringlich, wie wesentlich die Städte dem von der Kultur weniger abhängigen Verkehrsleben dienen helfen, ja ihm zumeist entspringen. Wenn die Städte organische Produkte des Völkerlebens sind, sind sie doch nicht immer bedingt durch die Kräfte des eigenen Volkes. Es gibt internationale Handelsstädte, wie Singapur oder in kleinerem Maße die Araber- und Suaheliplätze an der Küste Madagaskars, oder Kolonialstädte, die diesen nahe verwandt sind, wie Batavia, Sansibar oder Mombas. So mächtig ist der Verkehr, daß er mitten in ein fremdes Volkstum hinein die ihm nötige Organisation trägt. Darum führen aber auch wieder ganze Völker, die Organe des Verkehrs geworden, den Stempel des Städtetums an der Stirn. Am

allermeisten sind wohl die Wüstenbewohner Städtevölker, denn die Natur ihrer Wohnstätten drängt sie um die Quellen und zum Schutze zusammen und zwingt sie zu dauerhafterem Bauen, als es mit Holz oder Reisig möglich wäre. Auch macht die weite Zerstreuung der Oasen fast jede Ansammlung von Wohnstätten zu einem Verkehrsmittelpunkt in dem weitmaschigen Netz der Wüstenwege unmöglich. Zum Städtewohnen sind auch oft die ersten Eroberer eines bevölkerten Landes gezwungen, unabhängig vom Verkehr, da sie sich nur in dichten Ansiedelungen sicher fühlen. Später haben dann diese Zwingstädte, den natürlichen Bedürfnissen des Verkehrs folgend, ihre Lage verändert. Voreilige Städtegründungen sind ein Merkmal junger Kolonisationen: wir finden moderne Städteruinen in Nord- und Mittelamerika. Auch im chinesischen Kolonialgebiet sind die zahlreichen Städteruinen auf der Grenze der Nomaden und Chinesen, am oberen Hoangho, charakteristisch für die Berührungszone der Halbkultur und Halbwildheit.

## 12. Familie und Gesellschaft.

Inhalt: Herde und Familie. — Polygamie. — Stellung des Weibes. — Gynäkokratie. — Mutterrecht. — Exogamie. — Weiberraub. — Eltern und Kinder. — Sittlichkeit. — Die Gesellschaft. — Die sozialen Ungleichheiten. — Sklaverei. — Dienende Rassen. — Unterschied des Besitzes. — Größe des Unterschiedes in tropischen Ländern. — Grundbesitz. — Beispiele für die Verschiedenheit des Eigentumsbegriffes. — Kulturzeugende Macht des Besitzes. — Armut und Arbeit der Naturvölker.

Jeder Schritt zu höherer Entwickelung ist an Vergesellschaftung gebunden. Das Linnésche Animal sociale ist historisch berechtigt, die natürlichste Gesellschaft ist aber die Familie. Von ihr allein konnte die Entwickelung alles gesellschaftlichen und staatlichen Lebens ausgehen. Wenn es eine Vereinigung mehrerer gab vor der Familie, so war es eine Herde, aber kein Staat. Die Stabilität, die jeder politischen Gestaltung von Entwickelungsfähigkeit zukommen muß, ist erst gegeben mit der Familie. Mit ihrer Entwickelung geht die aller höheren Kultur zu Grunde liegende Sicherung der wirtschaftlichen Güter Hand in Hand.

Die Basis der Familie ist das Geschlechtsverhältnis im gemeinsamen Hausstand, in dem die Kinder aufgezogen werden. Innerhalb dieser weiten Grenzen ist die Ehe bei allen Völkern zu finden. Wo man den Mangel der Ehe behauptet hat, auch bei den proletarierhaftesten Wald- und Wüstennomaden hat sie sich später überall herausgestellt. Wiewohl die Vielweiberei außerordentlich verbreitet und bis zur Aufnahme von Tausenden von Weibern ausgedehnt ist und gelegentlich auch Vielmännerei vorkommt, beginnt doch in der Regel die Gründung der Familie mit der Verbindung Eines Weibes mit Einem Manne. Ein Weib bleibt auch das im Range erste, und seine Kinder haben in der Regel das Erstgeburtsrecht.

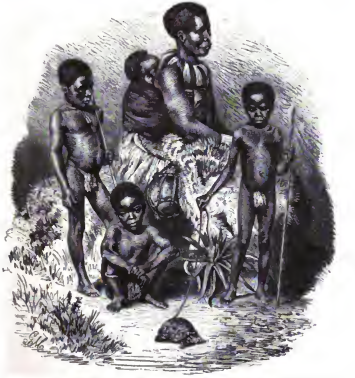
Die Ehe strebt, dem stärksten, durch die Kulturfortschritte noch kaum geminderten Triebe Zügel anzulegen, die auf allen Stufen und in allen Zuständen immer wieder gelockert oder gar zerrissen, dann in neuen Formen wieder geknüpft werden. Eine ungeheure Mannigfaltigkeit der Abwandlungen liegt daher zwischen den bestehenden Formen der Paarungsehe und jenen Resten älterer Formen, die man der Gruppenehe zuweist. Doch sind sie alle Variationen über dasselbe Problem: Mann und Weib zu dauernder Vereinigung zu verbinden.

Es gibt kleinere Gruppen in jedem größeren Gemeinwesen, denen die Ehe unmöglich oder verboten ist. Enthaltsamkeit als religiöse Pflicht nimmt keine großen räumlichen Dimensionen an, aber in allen Teilen der Erde finden wir die Ehelosigkeit als den Gipfel der Vollendung kriegerischer und priesterlicher Organisationen aufgefaßt. In viel höherem Maße hemmt aber die

ungleiche Zahl der Geschlechter die natürliche Entwickelung der Familie. Der mit der Sklaverei oft verbundene Weiberraub, der Kindermord, die Kriege und Wanderungen der Männer schaffen oft eine Mehrzahl von Weibern. Aus unseren Verhältnissen heraus, die auf der Gleichheit der Zahl der beiden Geschlechter beruhen, sind uns Zustände schwer verständlich, wo doppelt und dreimal soviel Weiber als Männer vorkommen. Und doch gibt es nicht bloß in Uganda (nach Felkin) zwei Männer auf sieben Weiber, sondern auch im halbzivilisierten Paraguay zählte man nach langen Kriegsjahren 1883 unter 345,000 Bewohnern zwei Drittel Weiber. Die Folge ist eine Hypertrophie des weiblichen Elements in den Familien, die nächste Ursache der Luxusehe, der Polygamie. Seltener tritt uns auf tieferen Stufen der Männerüberfluß entgegen, den die Kultur in den Einwanderungsgebieten und jungen Ländern kennt; wir finden ihn bei Sklaven, Ausgewanderten, an Handelsmittelpunkten. Die Vielmännerei (Polyandrie), die einst als eine besonders tiefe, alte Art der Familie betrachtet wurde, hat sich bei näherem Zusehen als eine Entwickelung aus zersetzten oder abnormen Verhältnissen ergeben. Die geringe Zahl der Weiber unter den eingeführten Arbeitern Fidschis hat eine wahre Polyandrie entstehen lassen, und unter denselben Verhältnissen ist sie bei einer Dinka-Sklavenkolonie im Lega-Lande aufgetreten. In Tibet und bei den Nair Indiens kann Ein Mann in mehrere Ehegruppen eintreten.

Unabhängig von diesen Auswüchsen der Ehe, wo doch immer das Weib dem Manne folgt, der ihr Herr und der Herr ihrer Kinder und ihres Erwerbes ist, steht jene ebensowohl in mono- als polygamischer Gestalt mögliche Eheform, wo der Mann in die Gemeinschaft des Weibes eintritt, der dann seine Kinder gehören. Hier gilt mit einem Worte das Mutterrecht, das den festen Punkt aller Verwandtschaftsverhältnisse, die Zugehörigkeit der Kinder zur Mutter, zum Eckstein der Familie und der Gesellschaft macht. Als Herodot bei den Lykiern die Sitte fand, daß die Kinder den Namen der Mutter annahmen, und daß der Stammbaum in der weiblichen Linie geführt ward, meinte er, dieses Volk sei allen anderen unähnlich. Nun wissen wir aber, daß diese Sitte, bewußt und vollständig oder nur in Spuren geübt, bei vielen Völkern wiederkehrt. Das Kind kann dem mütterlichen Stamme so fest angehören, daß bei Stammesfehden Vater und Sohn auf verschiedenen Seiten fechten. Die Vererbung der Häuptlingschaft in der mütterlichen Linie hat sich bei Völkern aller Rassen erhalten. Man ist geneigt, darin den Rest einer älteren Form der Ehe zu sehen, vielleicht einen Übergang zur Gruppenehe, weil sie die untrügliche Sicherheit des Ursprunges der Kinder nur in der Zugehörigkeit zur Mutter sucht, den Vater also gleichsam ignoriert. Es ist auch sicher, daß, wo das Mutterrecht herrscht, zwar bei weitem noch keine Weibergemeinschaft entsteht, aber die Weiber, die durch die Zugehörigkeit zu einer Gruppe dem Manne der anderen allein zugänglich sind, zu diesem doch sämtlich in einem viel näheren Verhältnis als die stehen, die ihm immer unzugänglich sein werden. Der Mann tritt dabei in den Stamm, sogar in das Haus seines Weibes ein, und eine ganze Reihe von teilweise sonderbaren Sitten führt darauf zurück, daß er in ihm trotz des Ehebandes als ein Fremdling angesehen wird. Tylor hat durch seine statistischen Zusammenstellungen nachgewiesen, daß die seltsamen Gebräuche der Vermeidung und Ignorierung zwischen dem Ehemanne und seines Weibes Eltern, besonders der Schwiegermutter, fast nur dort vorkommen, wo jener in die Familie seines Weibes eintritt. Und diese lästigen Gebote gehören zu den zwingendsten! Ein Australier weist mit Entrüstung die Zumutung zurück, den Namen seiner Schwiegermutter auszusprechen. Als John Tanner, der adoptierte Odschibwä, von einem befreundeten Assiniboin in dessen Hütte mitgenommen wurde, sah er, daß zwei Alte, Schwiegervater und Schwiegermutter, ihre Gesichter verhüllten, bis dieser vorüber war. Ja, es vermeiden die einen die Spuren, die die anderen im Sande des Strandes hinterlassen! Die Sitte, daß der Vater nach dem Kinde genannt wird — so wie Moffat „Mariens Vater“ hieß — findet sich ebenfalls dort,

wo der Mann in die Familie der Frau übergesiedelt ist. Man erklärt sie aus derselben Ignorierung; diese hört erst auf, wenn ein Kind ein Band zwischen der Familie und ihm herstellt. Auch die nachsichtige Erziehung, die der Vater seinem Sprößling angedeihen läßt, könnte auf denselben Grund hindeuten: die Kinder gehören nicht ihm, sondern der Mutter und ihrem Stamme. Als Rest der bevorrechteten Stellung der weiblichen Seite erscheint auch die australische Vorschrift (bei den Kurnai), daß von gewissem Wildbret der Gatte den Schwiegereltern bestimmte Teile



Eine Zulufamilie. (Nach Photographie im Besitz des Missionsdirektors Wangemann in Berlin.)

zuzuweisen hat. Man darf aber nicht in jedem unbedeutenden Gebrauch, z. B. darin, daß das Haus der Braut die Hochzeit feiert, matriarchalische Spuren finden.

Wir finden den Übergang aus diesem System zum **Vaterrecht** anscheinend spontan sich herausbilden, wo der Vater Besitztümer mit eigener Kraft erwirbt, die naturgemäß ihm zugehören. Durch räumliche Absonderung kann dann ein Mittelpunkt zur Ausbreitung der neuen Familie entstehen. **Powell** erzählt, daß ein Indianerstamm mit Mutterrecht, der in einer Zeit der Not mit seinen Weibern fortwanderte, im neuen Sitze Begründer einer patriarchalischen Familie wurde. Bei der Neigung, das vom Vater allein oder mit den Kindern geklärte Land vom Muttererbrecht auszunehmen, muß es z. B. geschehen, daß Siedelungen auf Neuland vollständig dem Vatererbrecht verfallen; das bewegliche Eigentum neigt ohnehin dazu. Die Wartung der Herden fordert am meisten harte Arbeit; folgerichtig ist das patriarchalische System bei den Hirtenvölkern zur

höchsten Entwickelung gediehen, und wohl mag die Einführung der Viehzucht in das Erwerbsleben der Menschen einen großen Anteil an der weiteren Verbreitung dieses Systems genommen haben.

Eng mit der Ehe nach Mutterrecht verknüpft, ragt eine merkwürdige Sitte in unsere Zeit hinein: die Exogamie. Manche Stämme verbieten ihren jungen Männern die Heirat eines Mädchens aus ihrer Mitte, zwingen sie also, aus einem anderen Stamme zu heiraten. So feste gesetzliche Gestalt nimmt diese merkwürdige Sitte an, daß viele Stämme in Australien, Melanesien, Afrika, Amerika ihre eignen „Weiberstämme" haben, aus denen sie immer wieder heiraten. Bis zu den brahmanischen Indern hinauf zieht sich die Exogamie, als Aberglaube findet sie sich auch noch bei den Chinesen; und so tief geht sie, daß selbst die Sprache eines Volkes nach väterlicher und mütterlicher Herstammung getrennt sein kann: nach L. Adam ist das Karibische eine Mischsprache, die väterlicherseits vom Galibi, mütterlicherseits vom Arauaki stammt. Die Bilinguität besteht darin, daß Männer wie Frauen gewisse Formen und Wörter nur im Gespräche unter ihresgleichen verwenden; auf dem neutralen Gebiete ist aber der arauakische Einfluß der Mütter überwiegend. Die Zweiteilung nimmt räumliche Gestalt an, wo sich ein Dorf in zwei exogamische Hälften teilt oder wo zwei exogamische Dörfer oder Stämme nebeneinander wohnen, die, sich vervielfältigend, gleichsam eine zweizählige Gesellschaft bilden. In weiten Gebieten, selbst in dem von fremden Einflüssen berührten Malayischen Archipel, steht die Stammesgliederung unter diesem Gesetz, dessen Strenge noch über die Ehe hinausreicht. Eine Volkshälfte, die die Heirat ihrer Mitglieder verbietet, ist ebenso abgeneigt, anderweitigen geschlechtlichen Verkehr unter ihnen zu dulden; er gilt als Blutschande und wird mit dem Tode des Mannes bestraft. So die Dieyerie Australiens. Die so viel besprochene exogamische Gruppenehe der Mount Gambier-Australier, wo innerhalb der beiden Stammeshälften Kroki und Kumite die Vermischung streng verboten, zwischen beiden aber so weit gestattet ist, daß man sagen kann, die beiden Gruppen seien als solche verheiratet, erscheint uns als eine proletarische Verlotterung. Merkwürdige Spuren vergangener oder nur in Bruchstücken erhaltener Zustände liegen in den Verwandtschaftssystemen der verschiedensten Völker zu Tage; sie kommen zwar alle unter irgend einer mono- oder polygamischen Form vor, lassen aber deutlich erkennen, daß es einst noch andere Ehen gab, und zwar nicht als beschränkte Sonderbarkeiten, sondern in weiter Verbreitung. Morgan lehrte zuerst in den Irokesen ein Volk kennen, das zwar schon im Zeichen der „Paarungsehe" stand, aber die Spuren eines früheren Systems in den Benennungen der Verwandtschaftsgrade erkennen ließ. Der Irokese nannte damals noch die Kinder seiner Brüder Söhne und Töchter, diese ihn Vater; dagegen nannte er Neffen und Nichten die Kinder seiner Schwester, sie ihn Onkel. Diese Beobachtung führte ihn zur Aufstellung der Regel: die Familie schreitet in dem Maße von einer niederen zu einer höheren Form vor, als sich die Gesellschaft von niederer zu höherer Stufe entwickelt; die Verwandtschaftssysteme dagegen registrieren nur in langen Zwischenräumen die Fortschritte und erfahren nur gründliche Veränderungen, wenn sich die Familie gründlich geändert hat. Es schien also möglich, in den Namen Spuren älterer Verwandtschaftssysteme zu finden, wovon vielleicht nichts mehr wirklich vorhanden war. Man hat die alten Verwandtschaftsnamen der Hawaiier auf ein dem irokesischen ähnliches, aber in der Verwendung der Namen für Kinder und Geschwister noch breiteres System zurückführen wollen, da dort alle Sprößlinge der Geschwister von diesen Kinder genannt werden, während sie sich untereinander Schwestern und Brüder nennen. Hierin einen Rest dessen sehen zu wollen, was Morgan und nach ihm mit tendenziöser Betonung Marx, Engels und Genossen die Blutsverwandtschaftsfamilie genannt haben, d. h. eine Familie, wo die Schranken der Vermischung nur zwischen den Angehörigen verschiedener Generationen (Großväter, Väter, Söhne, Großmütter 2c.) errichtet waren, ist durch-

aus nicht berechtigt. Mit den niedrigsten Formen der Ehe, von denen wir Kenntnis besitzen, ist schon die Vorstellung der **Blutschande** verbunden, die Schranken weit hinter unserer Auffassung der Ehe aufgerichtet hat. Ebensowenig folgt aus jenem Verwandtschaftssystem der Irokesen ohne weiteres die sogenannte Punalua-Familie, wo von der Vermischung auch noch die Brüder und Schwestern und in wahrscheinlich späterer Konsequenz die Geschwisterkinder ausgeschlossen wurden. Auf Hawaii gab es noch in diesem Jahrhundert diese Art der **Gruppenehe**, wo Schwestern die gemeinsamen Frauen ihrer Männer (Punalua) und Brüder die gemeinsamen Männer ihrer Frauen waren. Eine ähnliche Ehe dürften die alten Briten gehabt haben. Aber darüber hinaus führen keine Erfahrungen. Alle Versuche, die regellose Geschlechtsgemeinschaft nachzuweisen, sind als mißlungen zu betrachten. Was für **Bachofen** „Sumpfzeugung" bedeutete, führt uns höchstens bis zur Gruppenehe zurück. Die Spuren von Weibergemeinschaft, die als Opfer auftretende Preisgebung, jenes merkwürdige Mahl beim Abschluß der dreitägigen Klagen um den Verstorbenen, wobei sich die Witwe den Leidtragenden hingab (Kongo), und viele ähnliche Gebräuche können allerdings als Reste von Weibergemeinschaft gedeutet werden, sie erscheinen uns aber viel natürlicher als Rückfälle aus der oft versuchten, aber überall Widerspruch weckenden Monopolisierung der Weiber in mono- oder polygamischer Ehe in eine Sphäre freieren Waltens des Geschlechtstriebes. Dieselbe Sphäre unterlagert auch unsere Gesittung und erzeugt in anderen Formen und unter dichteren Schleiern dieselben Rückfälle. Die Fragen des Besitzes und der Gesellschaft werden uns auf diesen Punkt zurückführen.

Ebensowenig allgemein wie der väterliche Stammbaum ist das **Vorrecht des Erstgeborenen**. Ist es bei den meisten Völkern sehr stark ausgeprägt, so daß selbst die alternden Eltern dem ältesten Sohne gehorchen, während seine Geschwister wie Sklaven für ihn arbeiten müssen, so besteht doch ebenso das Vorrecht des Jüngstgeborenen; hier könnte man eine Bevorzugung der Interessen der Mutter und des Hauses sehen, da diese beiden den meisten Gewinn von der Herrschaft des jüngsten, am längsten in ihrer Hut verbleibenden Kindes ziehen können. Die „patria potestas" ist überall, wo das Familienband nicht sehr gelockert ist, schon einfach nach dem Rechte des Stärkeren sehr beträchtlich. Kinder lassen sich in Afrika ruhig von ihrem Vater verkaufen. Gerade bei den Negern ist dann aber auch wieder die Kindesliebe schön entwickelt, und diese angeblich tiefststehenden Völker haben manchmal ein durch väterliche Gewalt und kindliche Liebe ungemein fest gekittetes, schönes Familienleben.

Auch in der Form der **Eheschließung** sind manche Spuren älterer Zustände bis in die Gegenwart herein zu verfolgen. Ein Geschenk, das der Gründer einer Familie dem Schwiegervater darreicht, stempelt heute den Eheschluß bei den meisten Völkern zum **Kaufe**, der Spuren von Brautraub nicht ausschließt. Der Kauf der Frau findet häufig schon statt, wenn sie noch ein Kind, mitunter schon, wenn sie noch im Mutterleibe ist. Es kommt zwar öfters vor, daß auch die Neigung des Mädchens mit in Betracht gezogen wird; aber die unbeschränkte Verfügung der Eltern ist die Regel. Der Freier gibt seinen Wunsch meistens durch ein Geschenk zu erkennen, das er den Eltern seiner Erkornen darbringt. Annahme oder Nichtannahme entscheidet über sein Gesuch. Zwischenpersonen als Werber sind üblich. Auch ist die Probeehe häufig zu finden: bei günstigem Ausgange werden nach Verabreichung von Geschenken an das Mädchen der Hüttenbau und die Einrichtung des Hausstandes vorgenommen, danach erfolgt die Morgengabe an die Eltern der Braut. Die Vermählung wird darauf durch den Priester oder die Eltern oder die Großmütter der beiden jungen Leute oder, wenn diese fehlen, durch andere ältere Verwandte vollzogen. Die Feierlichkeit umschließt symbolische Andeutungen des Verlustes der Freiheit der Braut, des Verlassens des Elternhauses, des zu erwartenden Kindersegens ꝛc., besteht aber hauptsächlich aus Lustbarkeiten. Das religiöse Element ist häufig ganz ausgeschlossen; wo

es aber erscheint, tritt es als Anrufung der Ahnenseelen auf, denen fortdauernde Teilnahme an den Dingen der Familie überall zugemutet wird. Blutsverwandtschaft gilt bei den meisten Völkern als Ehehindernis; doch übernimmt der Erbsohn oft die Weiber seines Vaters. Leicht, wie die Schließung dieser Ehebündnisse, pflegt auch die Lösung zu sein, deren größtes Hindernis gewöhnlich nur in der Schwierigkeit liegt, den Kaufpreis zurückzuerhalten. Je größere Ausdehnung die Vielweiberei nimmt, desto lockerer wird natürlich das eheliche Verhältnis. Wir begegnen Zuständen der Zersetzung, die die weitestgehende Kulturfäulnis nicht erreicht. Nicht mit Unrecht hat man von den Polynesiern gesagt, daß der großen Lockerheit ihrer Familienbande selbst eine Rolle in ihren Wanderungen zuzuschreiben sei. Von vielen gilt, was Cook von dem Vater eines neuseeländischen Knaben sagte, der diesen ohne Hoffnung auf Wiederkehr verlassen wollte: „Er würde sich mit größerer Bewegung von seinem Hunde getrennt haben.“ Ebenso förderte den Sklavenhandel die Leichtigkeit, womit sich so manches Band zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern löste; auch die Adoption zerreißt den natürlichen Zusammenhang zu gunsten eines unnatürlichen tyrannischen Gesetzes.

Der Weiberraub wird als einziges Mittel zur Gewinnung von Frauen, zur Gründung von Familien heute nicht mehr geübt, wiewohl bei Kriegen wilder Völker oft nur die jüngeren Weiber verschont und als Beute der Sieger, wie einst Andromache, in die Häuser der Sieger geführt werden. Aber Sagen wie die vom Raub der Sabinerinnen oder vom Raub der Töchter Schilos durch Benjamins Leute sprechen deutlich aus, daß es einst anders war; und eine ganze Reihe von sonderbaren Sitten erklärt sich nur aus dem herkömmlichen Widerwillen, die Tochter, Schwester, Stammesgenossin ziehen zu sehen. Und wenn sich noch heute bei Arabern, Südslawen und anderen die Braut den Anschein gibt, als folge sie nur dem Zwange, nicht dem eignen Triebe, oder wenn den Hochzeitszug ein Gefecht zwischen den Leuten der Braut und des Bräutigams verschönt, das in der Wegnahme der Braut gipfelt, so haben wir darin offenbar Spuren eines einst anders gearteten Zustandes. Dabei spinnt die Symbolik ihre Ranken um so launenhafter, je wesenloser der Gebrauch geworden. In einem Teile Ost-Melanesiens erwarten die Knaben des Dorfes die Verwandten der Braut, die in des Bräutigams Dorf zum Mahle gekommen sind, und beschießen sie in unschädlicher Weise mit Pfeilen. Oder zum Scheingefecht erheben sich die Leute der Braut und des Bräutigams erst nach dem Hochzeitsmahl. Nicht bloß hat der Bräutigam die Braut zu kaufen, sondern diese muß ihren freien Abzug erkaufen. Vielleicht gehört in die gleiche Klasse die auf den Loyalitätsinseln herrschende Sitte, daß sich Neuverehelichte eine Zeitlang weder öffentlich sehen, noch in Einem Hause wohnen, sondern heimlich zusammenkommen.

Entgegen der Auffassung, daß ein Vergleich der verschiedenen Eheformen eine große Entwickelung, etwas wie einen Stammbaum, erkennen lasse, wo eine fortschreitende Verengerung des zuerst den ganzen Stamm umfassenden Vermischungskreises durch Ausschließung näherer, dann fernerer Verwandten stattfinde, bis nur noch ein Paar übrigbleibe, sehen wir in den Eheformen verschiedene Versuche, dem schwierigsten, praktisch überhaupt nicht rein auflösbaren sozialen Problem gerecht zu werden. Dem Motiv der Zuchtwahl durch Zurückdrängung der schwächenden Inzucht zu gunsten der die Rasse kräftigenden Kreuzung wird in dieser Entwickelungstheorie echt darwinistisch ein unberechtigter Einfluß beigemessen: seine Erkennung mußte bei den nicht viehzüchtenden Naturvölkern sehr fern liegen. Wir meinen hier eher einem der Fälle von konsequenter, verfeinernder Entwickelung einer beschränkten Ideengruppe gegenüberzustehen, wovon die Ethnographie der Naturvölker so manche Beispiele liefert. Was wir von Entwickelung über allen Zweifel deutlich in der Ehe wahrnehmen, das ist die Zunahme der Innigkeit mit wachsender Ausbildung des Individuums und die fester kittende Vervielfältigung der Berührungspunkte der Geschlechter mit steigender Kultur.

Das Weib nimmt in der primitiven Gesellschaft eine Stellung ein, die ganz ebenso voller Widersprüche ist wie seine Stellung bei den höchstzivilisierten Völkern. Nur treten hier die Ungerechtigkeiten oder Unbilligkeiten als natürliche Folge seiner Schwäche unverhüllter hervor. Die Polygamie erklärt nicht vollkommen seine niedere Stellung. Auch wo Monogamie verbreitet ist, die, wenn auch niemals ausnahmlos und noch weniger als Gebot, bei Negern und Malayen, Indianern und Hyperboreern vorkommt, ist es Gebrauch, daß die Weiber in gesonderten Abteilungen der Häuser wohnen, in der Regel nicht mit dem Manne aus Einer Schüssel essen, in jeder Beziehung erst nach ihm kommen. Die höhere Kultur hat wohl, indem sie die rohen Instinkte, die Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit besonders beim Manne milderte, die Stellung des Weibes verbessert, gleichzeitig ihm aber mit der Ehre der Arbeit eine Grundlage festerer Stellung in der Gesellschaft entzogen. Hat nicht dieselbe Kultur, indem sie eine Arbeitsteilung begünstigte, die dem Weibe die leichtere, beschränktere, an Ehren minder reiche Arbeit zuwies, sie von Krieg, Fehde, Jagd ausschloß, es noch ungünstiger gestellt, als die Natur es beabsichtigte? Wir finden, wenn wir die Kulturstufen von oben hinabsteigen, das Weib auf den unteren dem Manne körperlich und gemütlich ähnlicher werden. Könnte nicht einst die Macht- oder vielmehr Kraftfrage etwas anders gestanden haben? Auf den Stufen der Kultur, womit wir uns hier zu beschäftigen haben, hielt es nicht schwer, dem Weibe eine herrschende Stellung zuzueignen. Wir erinnern an die einflußreichen weiblichen Priesterinnen bei den Malayen, an die Häufigkeit weiblicher Herrscherinnen in Afrika und Amerika, an die weiblichen Truppen, die in Dahomey stärker und waffenkundiger als die männlichen sind. Despoten haben vielfach, wie noch jetzt der König von Siam, ihre Leibgarde aus Frauen gebildet, da sie der Treue weiblicher Sklaven sicherer zu sein glaubten.

Hat die Natur selbst dem Weibe Elemente von Schwäche in seine Körperorganisation gelegt, die durch die Kultur nur noch entwickelt werden konnten, so ist doch unstreitig die Thatsache des Gebärens und des Kinderaufziehens ein Grund der Stärke, der immer groß dastehen wird. Wenn die Kinder der Mutter gehören, und wenn nach exogamischer Sitte der Mann in das Haus der Frau eintritt, so ruht mit Besitz und Zukunft des Stammes auch der größere Einfluß auf der weiblichen Seite. Das hindert nicht, daß die Not des Lebens immer noch schwerer auf sie als auf die stärkeren Männer fällt; aber doch mochte nicht selten eintreten, was der Missionar Arthur Wright von den Seneka-Irokesen sagt: „Die Weiber waren eine große Macht in den Clans und auch sonst. Gelegentlich mochten sie wohl einen Häuptling absetzen und zum gemeinen Krieger degradieren.“ Die mannigfaltigen Formen der Gynäkokratie, auch die doppelte Spitze, männliche und weibliche, des Staates, wie wir sie in Lunda und spurenweise in Unyoro finden, deuten eine einst höhere Stellung des Weibes an.

Die vergleichende Betrachtung der Sitten des geschlechtlichen Verkehrs zeigt, daß auf allen Stufen der Kultur die Begriffe von Sittlichkeit sehr verschieden sind, aber nicht etwa am lockersten bei den ärmsten und elendesten der Naturvölker, sondern dort, wo häufiger Verkehr mit den niederen Klassen der Kulturvölker stattfindet. Die großen Unterschiede, die man außerdem findet, indem die einen den geschlechtlichen Verkehr in buntester Mischung als Recht der Ehelosen betrachten, es für ehrenvoll halten, wenn ein Mädchen Liebhaber und Kinder hat, oder ihre Weiber bereitwillig an Gastfreunde oder gegen Entgelt abtreten, während andere ein Mädchen töten, das ein uneheliches Kind gebiert, sind nicht zu erklären aus ursprünglichen Zuständen heraus, sondern hängen mit den verschiedensten Umständen des Lebens zusammen. Es gibt keinen schrofferen Gegensatz als die eifersüchtige Strenge, womit die Masai auf die Reinheit ihrer bis über den Busen hinauf in Felle gekleideten Jungfrauen achten, und die Lässigkeit, die in dieser Hinsicht die schlaffen Wakamba, ihre Nachbarn, gegenüber ihren splitternackt einherschreitenden Mädchen bekunden; aber

jene sind ein aristokratisch organisiertes, stolzes Volk mit harten Gesetzen, diese sind willfährige, zersplitterte, feige Unterworfene. Dieser Gegensatz kehrt häufig wieder: ein starkes Volk hält auch auf diesem Gebiet Gesetze hoch, ein schwaches neigt zur Ungebundenheit (Sparta — Athen!). Derselbe Masai legt aber keinen Wert auf die Keuschheit seiner Frauen. Thatsache ist, daß der Einfluß der moralischen Ideen überall bei Völkern dieser Stufe gering ist, und daß die Sittlichkeit seltener eine Forderung des Gefühls für Sitte erfüllen, als vielmehr Verletzungen des Privatrechts vermeiden soll. Der Ehebruch wird allgemein als ein Eingriff in das mit dem Weiberkauf erworbene Recht betrachtet. Deswegen verstößt der Mann, der sein Weib prostituiert, nicht immer gegen die Sitte, und die zeitweilige Abtretung der Weiber an Gastfreunde ist weitverbreitet. Wie sich die Herausbildung dieser Gebräuche zu der Stellung der Weiber in der mutterrechtlichen Gesellschaft verhält, bleibt zu untersuchen. Ohne Frage arbeitet der Einfluß der Weiber dagegen; ihm verdankt auch wohl die der leichten Ehescheidung bei den Indianern Nordamerikas ungünstige öffentliche Meinung ihr Dasein. Im allgemeinen erkennen die tieferstehenden Gesellschaften dem Geschlechtstrieb bereitwilliger Berechtigung zu als die höheren; daher finden wir dort weniger Verletzungen der Gesetze und Sitten. Das ändert sich mit der strammeren Anziehung des Bandes, das das Weib an den Mann fesselt. Die gewerbsmäßige Prostitution erscheint erst unter diesen Verhältnissen als ein Mittel, der drohenden Lockerung der Familienbande vorzubeugen. In der Form, wie sie bei den Njam-Njam erscheint, darf sie zwar als ein Zeichen höherer sozialer Entwickelung betrachtet werden, drückt aber zugleich den moralischen Wert dieser Gesellschaft entschieden herab. Die kultivierteste Gesellschaft kommt beim Nachlassen der Bande der Sittlichkeit auf demselben Niveau wie die der Naturvölker an. Die Zustände der Zersetzung gleichen sich hier und dort auffallend. Die tahitanische Gesellschaft, wie sie Cook und Forster fanden, war angefault, in Zersetzung begriffen, dem Untergang geweiht, so gut und so schlecht wie die römische des Heliogabal oder die französische vor der Revolution. Umgekehrt war der Zustand des Suluvolkes unter Dingan und Tschaka der einer jugendlichen, mit Roheit versetzten Gesundheit. Auf Züge des Familienlebens, die man geneigt ist, dem reicheren Gemütsleben der Kulturmenschen vorzubehalten, möchten wir besonders hinweisen. Die Trauer der Gattin um den Gatten und um die Kinder spricht sich in einer Stärke aus, die zwar teilweise auf Aberglauben zurückführen muß, aber als Opfer des Lebendigen an den Toten immer eine große Leistung bleibt. Man erinnere sich daran, daß Australierinnen die Leichen oder einige Knochen ihrer Kinder auf allen Zügen mitschleppen, daß Melanesierinnen den Mumienschädel ihres verstorbenen Gatten tragen, um nicht zu reden von der weitverbreiteten Sitte, daß Witwen und Sklaven ihrem Gatten und Herrn ins Grab folgen.

Die Mutterliebe ist ein zu natürliches Gefühl, als daß ihre Äußerungen der Belege bedürften; aber auch die Zärtlichkeit der Väter für ihre Sprößlinge wird oft hervorgehoben. Es gibt viele Fälle von Roheit; das sind Ausnahmen. Alle tiefergehenden Beobachter sind einig in dem Lobe des friedsamen und hilfreichen Zusammenlebens der Hausgenossen bei unzersetzten Naturvölkern, das auf dem Hintergrund dunkler, mit der Geringschätzung des Lebens zusammenhängender Gewohnheiten doppelt eindrucksvoll wirkt. Das salomonische Wort: „Wer sein Kind lieb hat, der züchtiget es bei Zeiten", findet bei den Naturvölkern durchaus keine Bewährung. Viel eher sind es die Kinder, die die Erwachsenen tyrannisieren. Aber sogar die Kinder streiten und zanken selten untereinander. Nansen schildert, wie groß die Gutartigkeit bei den Eskimo auf allen Seiten ist und möchte die Ruhe und Friedlichkeit des Familienlebens auf die Gewohnheit des nahen Beisammenseins vor allem der Mütter und Kinder zurückführen. Die erziehende Wirkung dieser festgeschlossenen Kreise auf jedes ihrer Mitglieder ist oft unterschätzt worden. Aber bei manchen Naturvölkern bewegt sich das Leben in festen Formen sicherer als bei höchstgebildeten.

Die Ehrfurcht vor Älteren, der Gehorsam gegen Höhergestellte, die Bereitwilligkeit der Unterordnung, die apathische Ruhe, die ihre Überlegenheit, nicht die geistige, aber die der Sitte, auch gegenüber den unerwartetsten Erscheinungen bewahrt, imponieren oft den Europäern. Die kalte, gemessene Rothaut der Indianergeschichten ist das Produkt dieser festgegliederten Gesellschaft.

Das Wort Familie hat schon in seinem römischen Ursprung den weiteren Sinn der Hausgenossenschaft, indem es auch die Sklaven des Hauses mit umfaßt. Es bedeutet also Gesellschaft. Bei den Völkern verschiedener Kulturstufen hat es noch reicheren Inhalt. Die Familie erweitert sich durch Zusammenhaltung von Generationen Blutsverwandter und Aufnahme Fremder im Sklavenstand zu einem großen Element der Gesellschaft. Wir finden bei den slawischen Völkern die Hausgenossenschaft (Zádruga, Befreundung, oder Bradstro, Brüderschaft), die mehrere Generationen der Nachkommen eines Vaters und ihre Frauen in Gemeinsamkeit des Besitzes und der Arbeit unter einem Haupte, das nicht immer das älteste sein muß, umfaßt. Ihre Spuren treten bei alten Deutschen und Kelten auf, wir finden sie in Indien, im Kaukasus, bei den Kabylen und bei vielen Völkern Afrikas und Ozeaniens. Wo wir ihre inneren Einrichtungen nicht kennen, zeigt uns das große Haus mit den zahlreichen Räumen für die Einzelgruppen, besonders das Langhaus (s. Abbildung, S. 119), ihre Existenz an. Wir stehen also hier in der Familie und der Gesellschaft. Die Familie hält ihre Glieder über die Zwecke der Ehe hinaus zusammen und schafft damit einen großen, festen Elementarorganismus der Gesellschaft. Am ausgesprochensten ist dieses Bestreben in der Gesellschaft des Mutterrechts und der Exogamie, wo die scharfe Sonderung nach Blutsverwandtschaft den ganzen Stamm in zwei große Hälften teilt, die zugleich Familie und Gesellschaft sind. Den Besitz halbieren sie, Einzelbesitz ist nicht vorhanden; also hält außer der Verwandtschaft auch der Besitz diese Gesellschaft zusammen. Zu politischen Zwecken verbinden sich einige Familienstämme zu Gruppen, die man den Phratrien der alten Griechen vergleichen kann; mehrere solche Gruppen bilden die höchste politische Einheit, die wir kurzweg Stamm nennen.

Frühe kommt ein weiterer Anlaß der Schichtung durch Sklaverei und Leibeigenschaft hinzu. Der älteste Anlaß zu Sklaverei ist der zwangsweise Eintritt von Fremden in die Gesellschaft, die in den meisten Fällen Kriegsgefangene sein werden. Die Kriegsgefangenen zu Sklaven zu machen, wenn man sie nicht töten mag, ist eine heute weitverbreitete Sitte, die nur bei den höchstzivilisierten Nationen aufgegeben ist. Die Masai in Ostafrika, Hirten, die von Herden einer bestimmten Größe leben und weder Arbeit noch Nahrung genug für Sklaven haben, töten ihre Gefangenen; ihre Nachbarn, die Ackerbau und Handel treibenden Wakamba, können Sklaven gebrauchen, töten sie also nicht; die Wanjamwesi, ein drittes Nachbarvolk, haben durch rege Verbindung mit den Arabern an der Küste guten Absatz für Sklaven, sie führen also Krieg, um Sklaven zu erwerben. Das sind drei Zustände von typischer Bedeutung. Der nach unten nivellierende Zug der primitiven Gesellschaft zeigt sich nirgends stärker als in der vergleichsweise freien Stellung, deren sich die Sklaven erfreuen. Hat man für Sklaven keine Arbeit, so sind doch Sklavinnen stets begehrt, und ihre Nachkommenschaft bildet eine tiefere Schicht in der Gesellschaft. Man kauft aber auch Sklaven zu Menschenopfern: in Zentralafrika ruft der Tod eines Häuptlings immer eine starke Nachfrage hervor. Wo diese Schichtung einmal anerkannt ist, wie bei allen nichtchristlichen Völkern der ganzen Erde, da bietet sie sich als willkommenes Mittel der Sühnung dar. Der Verlust der Freiheit ist das äußerste Opfer, das der Gläubiger seinem Schuldner, der Verletzte seinem Beschädiger abfordern kann. Eine bizarre Ausnahme nur ist es, wenn bei den Ewe den zahlungsunfähigen Schuldner die Todesstrafe trifft. Zwischen der Schuldsklaverei aber und der Freiheit des Herrn liegt die Abhängigkeit aller derer, die aus Armut fast zu Sklaven geworden sind, während ihnen die Form der Freiheit blieb. Auf diese findet der Satz keine Anwen-

dung, daß die endliche Aufhebung der Sklaverei der Schaffung beweglicher Werte durch Arbeit, d. h. des Kapitals, zu verdanken, und daß das Kapital die Schwester der Freiheit sei!

Es ist ein großer Unterschied zwischen der Sklaverei als innerer Einrichtung eines Volkes und als Mittel zur Bereithaltung von Waren für den Handel. Wenn Araber und andere Sklavenhalter ihre Sklaven gut behandeln, so liegt die Ursache darin, daß beide, Herr und Sklave, an der allgemeinen Indolenz teilnehmen. Solange keine großen kulturlichen Rangunterschiede bestehen, wird seine Arbeitskraft wenig in Anspruch genommen; aber mit dem Fortschritt der Gesellschaft vermehren sich die Bedürfnisse, sein Los wird härter. Das Los des Sklaven wird überhaupt nicht besser mit dem allgemeinen Fortschritt der Gesittung. Der Abstand vom Herrn und Sklaven vergrößert sich in dem Maße, als die Gewinnsucht zunimmt; „und so kann man keine Besserung in der Lage des Sklaven erwarten, wenn nicht der Sklavenhalter zur Barbarei zurückkehrt oder darin verharrt" (Livingstone). Sehen wir nach Afrika, so haben unter allen Waren Frauen und Sklaven die nächste Beziehung zu den Bedürfnissen und Wünschen des Negers. Ihre Domäne ist groß. Was nicht Handel, Krieg und Jagd betrifft, ist Sache der Frauen und Sklaven. Beide sind beliebtester Gegenstand des Handels, wichtigster Maßstab des Besitzes, beste Kapitalanlage. Vorzüglich sind sie die leichtest zu beschaffende Ware zum Eintausch begehrter Güter, denen gerade Afrika einst nichts als Elfenbein an die Seite stellen konnte.

Wenn Menschen Kapital werden, dann streben sie gleich dem Kapital zu wachsen; denn der Wunsch, Sklaven zu besitzen, wird ebenso unersättlich wie jeder andere Trieb nach Besitz und Reichtum. Darin liegt die große Gefahr dieser Einrichtung. Übermäßige Sklaverei gehört zu den staatzerstörenden Thatsachen: sie war das im alten Rom, ist es im heutigen Afrika und manchen Teilen Amerikas. Sie zerklüftet das Volk, von dem ein immer wachsender Anteil in die Sklaverei fällt, sie fördert Krieg, Verwüstung, Tyrannei, Menschenopfer und Menschenfresserei. Es wird als Vorteil des kräftigen Erobervolkes der Fan in Westafrika hervorgehoben, daß sie keine Sklaven haben, die ihre kriegerische Kraft lähmen könnten. Das letzte Ergebnis ist dann die Menschenleere und absolute Schwächung weiter Gebiete. Nimmt man mit P. Bauer an, daß vor dem Bartle Frereschen Vertrag (1873) jährlich 65,000 Sklaven in Sansibar eingeführt worden seien, so sind etwa 100,000 ihrer Heimat entzogen worden, wenn man die unterwegs Entflohenen und Zurückgelassenen hinzurechnet.

Den Sklaven nahe verwandt sind jene niedrig geachteten und niedrig gehaltenen Bevölkerungsteile, die wie scharf abgesonderte, tiefere Schichten das herrschende Volk unterlagern. Fast jedes zu höherer Entwickelung vorgeschrittene Volk Asiens und Afrikas umschließt solche. Da nicht immer ethnische Unterschiede vorhanden sind, wird die soziale Differenz um so schärfer festgehalten und führt häufig genug selbst wieder zu Sonderungen innerhalb dieser niederen Klassen. In Südarabien unterscheidet man in einigen Teilen vier, in anderen zwei Klassen Parias, wovon die einen geborene, die anderen durch unreine Gewerbe erniedrigte sind. Die Kastensonderungen Indiens zeigen dieselben Verschiedenheiten, denn in den niedersten Kasten finden wir teils durch ihren Ursprung, teils durch ihre Beschäftigung Degradierte. Beides fließt in unseren Zigeunern, in den Jeta Japans u. a. zusammen; und es ist interessant und traurig zugleich, wie in Nordamerika zahlreiche Reste der indianischen Bevölkerung auf ein ganz ähnliches Niveau herabgesunken sind. Hier ist das Eindringen eines fremden Volkes die Ursache der Erniedrigung. Eine besondere Form solcher Ungleichheit ist die Unterwerfung ganzer Völker unter eine erobernde, ausbeutende Schar. In einigen Teilen der Sahara betrachten die Araber und Tibbu gewisse Oasen samt deren Bewohnern als ihr Eigentum. Sie erscheinen dort zur Ernte, um ihren Tribut einzutreiben, d. h. zu plündern und zu rauben, und überlassen in der

Zwischenzeit die Unterworfenen ihrem Elend und ihrer Pflicht, für sie zu pflanzen. Mit der Zeit kann aus dieser Schichtung eine Assimilation hervorgehen, der sich allerdings die Familie als Verwandtschaftsgruppe durch Ablehnung der „Mesalliancen" spröde gegenüberzustellen sucht. Aber sie vermag auch durch Einfügung wirtschaftlicher Motive und räumliche Auseinanderlegung zu einer dauernden, so scharfen Sonderung zu führen, daß die Jäger der zentralafrikanischen Wälder, die sogenannten Zwerge, als eine besondere „soziale Rasse" neben ihren ackerbauenden Herren und Schützern erscheinen.

Durch ein besonderes Stammessymbol, das sich zum Schutzgeist erhebt (**Totem** der Indianer und **Atua** der Polynesier), verknüpft sich auch die Stammesgliederung mit dem Reiche des Übersinnlichen. Von den Stämmen Samoas erhielten die Atua die Schaufel, Aana die Lanze, Latuamafanga den Wedel, Manono das Fischernetz durch den Gott Pili zuerteilt. Insbesondere sind den Göttern Tiere, mit Vorliebe Reptilien, Fische, Vögel, heilig, und der Stammesangehörige trägt das Zeichen tättowiert als Wappen an sich, das ihn nicht bloß kenntlich macht und klassifiziert, sondern auch schützt und besonders deshalb in Ehren steht. Bei Indianern und Australiern finden wir den Einfluß des Totem auf die Namengebung. Schon G. **Forster** macht darauf aufmerksam, daß Personennamen der Polynesier oft von Tieren hergenommen sind, und vergleicht dies der entsprechenden Sitte nordamerikanischer Indianer. Ein Häuptling der Tahitier hieß Otu, der Reiher, einer der Markesaner Honu, Schildkröte. Fast sicher sind dies Clan-Namen, wie wir ihnen auch bei den Stämmen afrikanischer Völker, den Betschuanen, Aschanti u. a., begegnen. Das Verhältnis zu dem Stammessymbol ist sehr verschieden. Bald wird es gefürchtet, bald verehrt und geschont. Es gibt Stämme, bei denen der Tod auf der Verletzung des Stammessymbols steht. Aber in Aurora (Banks-Inseln) vermeidet eine „Veve", die den Tintenfisch zum Wappentier besitzt, keineswegs ihn zu essen, sondern glaubt vielmehr bei seinem Fang von besonderem Glück begleitet zu sein. Auch gleichbenannte Totems verschiedener Stämme leisten sich gegenseitig Hilfe; und gerade im Totemsystem liegt ein Grund des festen Zusammenhalts entlegener Stämme.

Eine besondere Gliederung durchsetzt die Gesellschaft in den **Geheimbünden**, die den Unterschied Wissender und Ausgeschlossener hervorrufen. Sie sind natürlich gegeben in einer an offenen großen Motiven der Standesgliederung Mangel leidenden Gesellschaft. Sie ziehen künstliche Grenzen, tragen Masken, deren Sinn nur ihnen bekannt ist, umgeben sich mit religiösen Formen, bemächtigen sich wichtiger Funktionen, wie der Weihen beim Übergang ins Mannesalter und der Ahndung von Rechtsverletzungen, wobei Ursache und Wirkung gleicherweise an die Feme erinnern. Ein Teil der Aufgaben der Geheimbünde und sonstigen Vereinigungen liegt auch immer in der Hochhaltung der Tradition. Wenn andere Organe dafür fehlen, werden ihre Glieder systematisch darin ausgebildet.

**Es gibt kein kommunistisches Volk**, aber so viel Kommunismus in den Einrichtungen der Naturvölker, daß seine Bekämpfung oft wichtiger als die Einführung des Christentums erschien. Zu voreilig haben wohl die Missionare in dem Kommunismus, der den Einzelnen nicht zwingt, seine ganze Kraft in seine Arbeit einzusetzen, den Grund übler Charaktereigenschaften (in Samoa des den Müßiggang erheiternden Intrigierens) gesucht. Wir werden Einrichtungen kennen lernen, die mit Bewußtsein auf die Verhinderung allzu starker Kapitalanhäufung gerichtet sind. Entschieden haben sie in Polynesien günstig gewirkt, wo sie die schädliche rasche Aufnahme europäischer Waren erschwerten. Die Besitzverhältnisse zeigen einen ebenso natürlichen Zusammenhang mit den Einrichtungen der Familie als der Gesellschaft: so wie neben oder über den Resten der Gruppenehe die Einzelehe besteht, so finden wir den **Einzelbesitz neben den Spuren des Gemeinbesitzes**. Das Glied einer Familiengemeinschaft, die das gemeinsame Land mit vereinten Kräften bearbeitet und den Ertrag verteilt, macht ein Stück Land urbar: dieses ist

sein nach eignem Recht zu vererbendes Eigentum. Ein Boot ist gemeinsamer, Waffen oder Angelhaken sind persönlicher Besitz. Besonders bei nomadisierenden und daher dünn wohnenden Naturvölkern ist der Eigentumsbegriff nicht nach allen Richtungen hin gleich entwickelt. Was dem Europäer bei den Hirtenvölkern Afrikas und den Jägern Nordamerikas sofort deutlich macht, daß er sich nicht mehr im Zwange europäischer Kultur befindet, ist das Totliegen der Eigentumsrechte in gewissen Richtungen. Sie pflegen bis zum Geize an ihren Herden zu halten, während sie auf dem Grundbesitz nur so weit bestehen, als er zur Weide notwendig ist. Viele respektieren das Eigentum in verschlossenen Truhen, während das frei liegende vogelfrei ist. Ist mein Zugvieh vom Reisen müde, so wird ausgespannt, wo ich will; ich lasse meine Ochsen weiden, wo ich Gras für sie gefunden zu haben meine, mit dem nächsten Holze koche ich mir meine Mahlzeit, ohne irgend jemand darum zu fragen, und auch ohne daß irgend jemand es für einen Eingriff in seine Rechte, für eine Schmälerung seines Besitztums hielte. Gefällt mir nun der Ort, wo ich ausgespannt habe, finde ich dort etwas, was mich besonders anzieht, eine reichlich fließende Quelle, ein gutes Weidefeld, ein fruchtbares Stück Gartenland, so kann ich ja dort bleiben, solange ich will, kann mir auch ein Haus bauen, so groß und so weit ich will. Allerdings muß ich, wenn ich mich an einem bestimmten Ort niederlasse, gestatten, daß auch andere die Quelle wasserreich und das Weidefeld üppig finden, daß auch sie mit ihren Herden ankommen, und muß mich mit ihnen über die Benutzung auseinandersetzen. „Die Praxis der Hereró, einem einen Platz trotz alles Kommunismus zu verleiden, besteht meistens darin, daß sie so viele Herden und Viehposten an den Wohnort des mißliebigen Einwanderers heranbringen, bis dieser der vielfachen Störungen überdrüssig wird und, weil der Ort faktisch verwüstet ist, den Platz räumen muß.“ (Büttner.) Ganz im Gegensatz hierzu werden im dicht bevölkerten Gebiet des oberen Nil die Seen und Weiher ebenso als wertvolles Eigentum respektiert wie bei uns Ackerländer und Weinberge; denn sie liefern im Überfluß Fische und Lotoskörner, fast die einzige Nahrung dieser Fischervölker. Die büffeljagenden Indianer auf den nordamerikanischen Prärien hielten sich an bestimmte natürliche Grenzmarken. Die Betschuanen zollen noch heute den Buschmännern von ihrem Jagdertrage, angeblich, weil diese die älteren Eigentümer des Jagdgrundes sind. Dieselben Hereró, von deren unentwickeltem Eigentumssinn eben ein Beispiel gegeben wurde, hüten sich sehr, dies Eigentum an Fremde förmlich abzutreten; ein vollständiger Verzicht auf die Benutzung des Landes ist ihnen undenkbar. Aus dem Stammesbesitz geht die besonders in Afrika verbreitete Auffassung hervor, daß der Stammeshäuptling Besitzer alles Bodens ist; daher zahlen ihm die Glieder des Stammes für Nutznießung nach Übereinkunft Steuern.

Wir lesen schon bei Spaniern des 16. Jahrhunderts, daß kein Indianer frei über Land verfügte, sondern nur unter Zustimmung seines Stammes. In Ozeanien scheint sich der Übergang der einen Eigentumsform in die andere unter unseren Augen zu vollziehen und zwar, gerade wie im Vordringen des weißen Settlers auf Indianerboden, auf Grund der Arbeit des Lichtens und des Anbaues. Die Jagd schafft nur Stammeseigentum; und selbst die Australier und Eskimo, von denen einer auf ein paar hundert Quadratmeilen kommt, nehmen stamm- oder familienweise gewisse Landstriche für sich in Anspruch und betrachten den als Feind, der ohne Erlaubnis diese ihre Gebiete betritt oder benutzt. Die in der Regel auf niederen Stufen dünne Bevölkerung wird meistens hinreichenden Spielraum lassen; aber es liegt auf der Hand, daß eine Familie, die sich von der Jagd nährt, mehr Boden braucht als eine den Acker bauende, und ebenso, daß die nomadisierenden Hirten weitere Flächen beanspruchen müssen als ansässige Viehzüchter. Zu allen Zeiten und in allen Ländern haben sich diese Gegensätze geltend gemacht, und wir werden bei der Betrachtung der Steppenvölker große geschichtliche Folgen dieser Landansprüche sich vor uns aufthun sehen. Die ererbte Abneigung der Indianer gegen die Zerteilung ihrer Länder in Einzel-

besitztümer, überhaupt gegen den Verkauf überflüssigen Landes, hat viel zur Erschwerung ihrer Stellung zu den Weißen beigetragen.

Die besitzschaffende Wirkung der Arbeit bleibt nicht bei der Einzäunung einer Waldrodung stehen. Je nachdem die Arbeit aber am Boden haftet oder nur leicht darüber hingeht, ist sie grundverschieden in Bezug auf ihre Ergebnisse. Jagd, Fischerei, nomadisches Hirtenleben schaffen meist nur rasch vergänglichen Besitz, der nicht die Quelle faßt und schont, woraus er schöpft. Im Ackerbau liegt dagegen Befestigung, Vertiefung, die nicht am wenigsten mächtig dadurch wirkt, daß sie auch andere Zweige menschlicher Thätigkeit zur Stetigkeit erzieht. Es ruht auf dieser stetigen Arbeit und der Anhäufung ihrer Früchte alle höhere Entwickelung der Kräfte der Menschheit.

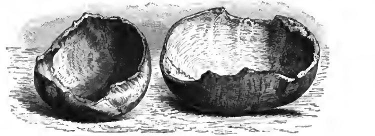


Das Innere eines Hauses in Koribo, Neu-Guinea. (Nach Raffray.) Vgl. Text, S. 115.

Gerade auf tieferen Stufen der Kulturentwickelung ist die Ansammlung des Reichtums eine Sache von der größten Wichtigkeit; denn ohne Reichtum gibt es keine Muße, ohne Muße keine Veredelung der Lebensformen, keinen geistigen Fortschritt. Erst bei einem erheblichen und dauernden Überschuß der Erzeugung über den Verbrauch entsteht ein Überschuß an Besitz, der sich nach den Gesetzen der Wirtschaftslehre selber vermehrt und das Aufkommen einer intelligenten Klasse ermöglicht. Ein ganz armes Volk entwickelt keine Kultur. Nun werden aber im Schutze der Kultur mehr Menschen geboren und erhalten, als Raum auf dem Boden ist, den das Volk bewohnt. Je rascher dieses Mißverhältnis wächst, desto größer wird die Kluft zwischen Besitzenden und Besitzlosen, zwischen Reichen und Armen. In heißen Ländern, wo der Mensch weniger Nahrung bedarf und doch die Produktion leichter ist als in kalten, wird die Bevölkerung rascher zunehmen. Der Menschen werden viele, der Arbeit ist wenig; darum sind die Arbeitslöhne abnorm gering, das Leben ärmlich, das Elend groß. In den kälteren Zonen braucht der Mensch kräftigere Nahrung, das Land erzeugt nicht soviel Nahrung wie dort, ernährt nicht soviel Menschen, der einzelne muß mehr arbeiten: die Folge ist mehr Leistung und höherer Lohn. Die Beziehung

zwischen angestrengterer Arbeit und höherem Lohne ist geeignet, den Unterschied zwischen Arbeitenden und Besitzenden zu verringern, während umgekehrt die Indolenz der Tropenbewohner diesen Unterschied, wo er sich einmal entwickelt hat, ins Ungeheure steigert. In Ländern wie Europa sehen wir die günstigen Wirkungen des Bodens und Klimas übertroffen von der ausgezeichneten Disposition der arbeitenden Menschen, deren Thatkraft einen sichereren Fortschritt der Kultur gewährleistet als der Reichtum der Natur. Die Naturkraft ist ihrem Wesen nach bei aller Großartigkeit begrenzt und stationär, die geistige Kraft des Menschen ist unerschöpflich. Der beste Boden wird zuletzt erschöpft, während an die Stelle einer erschöpften Menschengeneration immer neue voll Jugendkraft treten. Auf dieser Grundlage ward die Kultur der Bewohner gemäßigter Zonen die entwickelungsfähigste von allen. Diese Kraft aber mußte in langsamer, beständiger Arbeit entwickelt werden; und die Kulturentwickelung ist besonders auch eine fortschreitende Erziehung aller zur Arbeit.

Zweifellos muß jeder Mensch arbeiten, um zu leben; allein er kann elend leben, um wenig arbeiten zu müssen. Der Naturmensch leistet, im ganzen genommen, oft ein nicht geringeres Maß



Aus Menschenschädeln gebildete Trinkgefäße der Aschanti. (Britisches Museum, London.) Vgl. Text, S. 121.

von Arbeit als der Kulturmensch, aber er leistet sie nicht in regelmäßiger Weise, sondern gewissermaßen sprungweise und launenhaft. Das Leben des Buschmanns ist Wechsel zwischen Jagd, die ihn oft tagelang mit aller Mühe den Herden folgen läßt, dann Aufzehrung des Erjagten und zum Schluß Faulenzen, bis die Not zu neuer Anstrengung zwingt. Die angespannte regelmäßige Arbeit, das ist es, was der Naturmensch scheut; daher ein Zug unbezwinglicher Apathie in seiner Physiognomie: ein untrügliches Unterscheidungsmerkmal des echten vom falschen Indianer. Daher scheut er auch das Erlernen eines Handwerks. Der Handelstrieb des Negers, den die Thatsache illustriert, daß nahezu ein Fünftel der Bevölkerung Sierra Leones aus Krämern besteht, wurzelt gutenteils in der gleichen Abneigung.

Die Menschenfresserei, die in jedem Teil der Erde gefunden wird und einst noch verbreiteter war (auch Europa birgt prähistorische Reste und Überlieferungen, die darauf deuten), ist nicht eine Eigentümlichkeit der niedrigsten Kulturstufen und nicht eine Erscheinung von nur einer Ursache. Völker wie die Mangbattu, Batta, Maori gehören zu den höchsten ihres Kreises. Aber sie sind reich an Menschen und stehen nicht hoch genug, um vom Menschenüberfluß einen guten Gebrauch, z. B. durch Steigerung der wirtschaftlichen Produktion, machen zu können. Menschenleben sind bei ihnen wohlfeil. Nun setzt die Menschenfresserei Menschen voraus, die gefressen werden können; wir finden sie also in dichten Bevölkerungen oder dort, wo ein Volk die Macht hat, sich reichliche Sklaven zu verschaffen. Bei den Sandeh oder Bangala gibt es mehr Sklaven, als zur Arbeit nötig sind: es herrscht Überfluß an Fleisch. Dazu kommt die scharfe Absonderung von Volk gegen Volk, die den Fremden als Feind erscheinen und jede Verwendung, auch die

zur Nahrung, als erlaubt gelten ließ. Innerhalb eines abgeschlossenen Familienstammes oder einer Gruppe solcher Stämme wird die Menschenfresserei ebenso undenkbar gewesen sein wie die Blutschande. Wenn sich die Menschenfresserei noch in den letzten Jahrzehnten gleichsam durch Ansteckung auf Inseln der Salomon-Gruppe ausgebreitet hat, so ist das eine Thatsache derselben Art wie die in demselben Gebiet aus gleicher Richtung geschehene Lockerung der gesellschaftlichen Ordnung. Da dort die Träger beider Umgestaltungen die Polynesier sind, ist an einem tieferen Zusammenhang kaum zu zweifeln; ebenso ist die auffallend ungleiche, lückenvolle Verbreitung der Menschenfresserei, die schon vor den rasch ihr entgegenwirkenden christlichen und mohammedanischen Einflüssen bestand, mit ihr zu verbinden. Weitere Motive: Die Rachsucht verzehrt den Feind. Der Neid will seine guten Eigenschaften gewinnen. Die Idee einer lebenslänglichen Gefangenschaft kann einem Volk nicht kommen, dessen lockere Bauart Gefängnisse unmöglich macht, und die Todesstrafen nehmen wuchernd überhand. Außerdem liegt der Menschenfresserei nahe der ganze Komplex kannibalischer Sitten, der in erster Linie die Menschenopfer, dann die rituellen Verwendungen von Teilen menschlicher Körper bei Weihen und Zaubereien und endlich die Bewahrung menschlicher Reste und ihre Verwendung (Schädelschalen, Knochendolche, Ketten aus Menschenzähnen, s. die Abbildungen, S. 120 u. 121) umfaßt. Es liegt in dem Spiel mit menschlichem Fleisch und Bein schon die Überwindung eines natürlichen Abscheus. Die Menschenfresserei war doch auf den Gesellschaftsinseln noch nicht überwunden, wenn ein Häuptling bei festlicher Gelegenheit ein Menschenauge verschlang. Aus Völkernamen Schlüsse auf Menschenfresserei ziehen, wäre nicht immer richtig, denn sie wird vielen Völkern schimpfweise nachgesagt. Menschenfresserei aus Not, die ja auch bei Europäern vorkommt, ist bei Völkern, die alle paar Jahre eine Hungerzeit durchmachen oder dauernd, wie viele Stämme der Australier oder Arktiker, unter schwierigen Ernährungsverhältnissen leiden, ganz selbstverständlich und nur zu erwähnen, weil sie zur Erhaltung und Ausbreitung der Sitte beiträgt. Denn wo sie einmal eingebürgert ist, gewinnt sie an Reiz. Es gibt Völker, bei denen Menschenfleisch ein Handelsartikel ist, die kaum eine Leiche beerdigen.



Menschenknochen in einer Astgabel, ein kannibalisches Erinnerungszeichen aus Fidschi. (Museum für Völkerkunde, Leipzig.)

## 13. Der Staat.

Inhalt: Alle Völker leben in Staatsverbänden. — Entwickelung der Staaten. — Ackerbauer und Hirten als Staatenbildner. — Kennzeichen der primitiven Staatenbildungen. — Ursache der Willkürherrschaft. — Stärke der Häuptlinge. — Der Krieg. — Ursachen seiner Häufigkeit. — Verderbliche Wirkungen des beständigen Kriegszustandes. — Allgemeines Mißtrauen. — Seltenheit der Allianzen. — Scheinkriege. — Die Grenzen. — Lockerer Zusammenhang primitiver Staaten.

Kein Volk ist ohne politische Organisation, mag sie so locker sein wie bei den Buschmännern, deren kleine, zu Jagd oder Raub sich zusammenschließende Trupps zeitweilig ohne Führer sind, oder wie bei anderen heruntergekommenen, versprengten Stämmen, bei denen oft nur Aberglaube und Gewohnheit die Stämme zusammenhalten. Was die Soziologen „Individualismus“ nennen, hat man noch nirgends auf der Welt als Völkereigenschaft gefunden. Raich

bilden sich aus dem Zerfall alter Völker immer wieder neue. Stets ist dieser Prozeß im Gange: „Jeder einzelne Stamm ist gewissermaßen nur eine vorübergehende Erscheinung, er wird in der Folge entweder von einem anderen mächtigeren verschlungen, oder zerspaltet sich im glücklicheren Falle in mehrere kleinere Horden, wovon die eine hierhin, die andere dorthin zieht, die nach einigen Generationen nichts mehr voneinander wissen." (Lichtenstein.) Diese politischen Veränderungen tragen stets den Charakter einer Umkristallisierung, nicht einer formlosen Zersetzung. Die Organisation ist nur selten von langer Dauer. Es gehört zu den Merkmalen des Kulturmenschen, daß er sich an den Druck der Gesetze gewöhnt, an deren Erfüllung er auch praktisch interessiert ist. Wenn sich aber bei Negern ein verhältnismäßig geordnetes Staatswesen begründet hat, thut sich an seinen Grenzen immer bald ein anderes Gemeinwesen auf, aus Angehörigen desselben Stammes, die die Ordnung nicht ertragen; und dieser gesetzlose Auswurf zieht oft aus der Freiheit von jedem gesetzlichen Bande und jeder Rücksicht auf Stammbeziehungen und selbst aus der Ächtung, die ihm die Kühnsten und die Besitzlosen von allen Nachbarstämmen zuführt, eine Kraft, die aus dem Räuberstamm ein Volk von Eroberern, Staatengründern und Herrschern machen kann. Raub und Eroberung gehen leicht ineinander über. In allen Ländern, deren Geschichte wir kennen, haben Räuberstämme eine geschichtlich bedeutsame Rolle gespielt.



Ein Zuluhäuptling im Kriegsschmuck. (Nach Photographie im Besitz des Missionsdirektors Dr. Wangemann in Berlin.) Vgl. Text, S. 126.

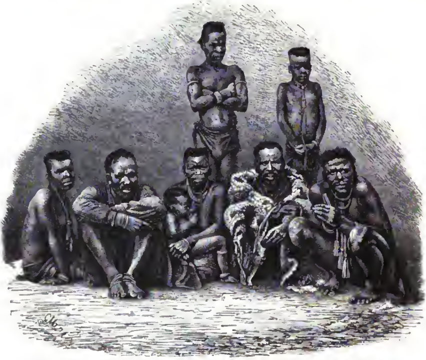
Das meiste, was wir von der Geschichte der Naturvölker kennen, ist Kriegsgeschichte. Die erste Einführung der Gewehre, die unbedeutende Mächte in die Höhe schnellen ließ, bezeichnet den schärfsten Abschnitt in der Geschichte aller Negerstaaten. Was Wissmann von den Kioko sagt: „Mit ihnen kam das Gewehr und damit die Bildung mächtiger Reiche", das gilt von allen. Ist nicht dieser beständige Kampf der Urzustand in niedrigster Erscheinung? Man kann hierauf antworten, daß bis heute ja auch unser Friede immer nur ein bewaffneter gewesen ist. Aber bei uns unterbrechen heftige Ausbrüche des Kampftriebes längere Ruhepausen, die durch die Kulturverhältnisse geboten sind; dort wird

sehr oft ein unserem mittelalterlichen Faustrecht ähnlicher Zustand dauernd. Dabei darf aber hervorgehoben werden, daß es auch friedliche Völker und friedliebende Herrscher unter Naturvölkern gibt. Vergessen wir nicht, daß die blutigsten und verderblichsten Kriege der Naturvölker nicht die waren, die sie untereinander, sondern die, die sie mit den Europäern führten, und daß nichts Gewaltthätigkeit und Grausamkeit in so hohem Grade unter ihnen angefacht hat als der durch die Gewinnsucht höher zivilisierter Fremden angeregte Sklavenhandel mit seinem schauderhaften Gefolge von Sklavenjagden. Wenn der liebevoll gerechteste aller Beurteiler der Naturvölker, der friedvolle David Livingstone, in sein letztes Reisetagebuch die Worte schreiben konnte: „Der Grundsatz des unbedingten Friedens führt zu Unwürdigkeit und Unrecht.... Der Kampfgeist ist eine der Notwendigkeiten des Lebens. Wenn Menschen wenig oder nichts davon haben, so sind sie unwürdiger Behandlung und Schädigungen ausgesetzt", so sehen wir, daß die Unvermeidlichkeit des Kampfes zwischen Menschen eine große, sich aufdrängende Thatsache sein muß.

Aber dieser Kampfzustand schließt staatliche Ordnungen nicht aus, sondern ruft sie hervor. Er ist nicht mehr bellum omnium contra omnes, sondern stellt vielmehr eine Entwickelungsphase des längst schon staatenbildenden Völkerlebens dar. Der wichtigste Schritt aus der Roheit zur Kultur ist die Loslösung der Einzelmenschen aus der gänzlichen oder zeitweiligen Vereinzelung oder Vereinsamung. Alles, was darauf hinwirkt, neben den Familien Gesellschaften zu schaffen, war von großartigster Wichtigkeit in den frühesten Stadien der Kulturentwickelung. Und hier bot die bedeutendsten Anregungen der Kampf mit der Natur im weitesten Sinne. Der Erwerb der Nahrung mochte in erster Linie Verbindungen schaffen in der gemeinsamen Jagd, noch mehr im gemeinsamen Fischfang. Bei diesem ist nicht der letzte Vorteil die Disziplinierung der Mannschaften, die sich in den größeren Fischerbooten einen Anführer wählen, dem unbedingt zu gehorchen ist, da vom Gehorsam jeglicher Erfolg abhängt. Die Regierung des Schiffes erleichtert dann die des Staates. Im Leben eines gewöhnlich völlig zu den Wilden gerechneten Volkes wie der Salomon-Insulaner ist unzweifelhaft das einzige kräftezusammenfassende Element die Schiffahrt. Der Ackerbauer wird wohl nie einen so großen Antrieb zur Vereinigung in sich empfinden, da er isoliert lebt. Allein auch er hat Motive der Zusammenschließung. Er hat ein Besitztum, und in diesem Besitztum steckt ein Kapital von Arbeit. Da diese Arbeit nicht wieder verrichtet zu werden braucht von dem, der dieses Besitztum erbt, so ergibt sich die Kontinuität des Besitzes und damit die Wichtigkeit der Blutsverwandtschaft von selbst. Wir finden zweitens mit dem Ackerbau die Tendenz zu dichterer Bevölkerung verknüpft. Indem nun diese Bevölkerung einander näher rückt, sich abgrenzt, erwirbt sie, wie jede Anzahl von Menschen, die auf demselben Fleck Erde lebt, gemeinsame Interessen, und es entstehen die kleinen, zwerghaften Ackerbaustaaten. Beim Hirten, beim Nomaden geht die Staatenbildung rascher vorwärts, in demselben Maße, als das Bedürfnis nach Zusammenschluß reger ist und weitere Räume umfaßt. Das liegt ja im Wesen seiner Beschäftigung. Während also hier sofort die Familie von größerer Wichtigkeit wird als dort, ist dagegen die Möglichkeit dichterer Bevölkerung ausgeschlossen. Aber der Besitz braucht hier größeren Schutz, und ihn gewährt der Zusammenschluß, zunächst der Familie. Es ist wirtschaftlich vernünftiger, wenn viele von einer großen Herde leben, als wenn diese Herde in viele Teile zerteilt wird. Eine Herde ist leicht zu zerstreuen, man muß sie mit Macht zusammenhalten. Es ist daher kein Zufall, daß nirgends die Familie zu so großer politischer Bedeutung gelangt wie bei den Nomaden. Das patriarchalische Element der Stämme- und Staatenbildung findet hier seine entschiedenste Ausprägung, und wie im Jägerstaat der Stärkste der Mittelpunkt ist, so wird es im Hirtenstaat der Älteste.

Man ist geneigt, dem Despotismus als einer im Vergleich zum Rechtsstaat niedrigeren Entwickelungsform ein sehr hohes Alter zuzuweisen, und glaubte einst die Anfänge staatlichen

Lebens in seinen Formen sich bilden zu sehen. Dem widerspricht aber von vornherein die Thatsache, daß der Despotismus im Gegensatz zu dem gentilischen oder patriarchalischen Ausgangspunkt dieser Staatenbildungen steht. Der Familienstamm hat allerdings einen Leiter, meist den Ältesten; aber außerhalb der Kriegszüge ist dessen Macht fast Null: seine Überschätzung ist eine der häufigsten Quellen von politischen Fehlern der Weißen. Die nächsten Angehörigen des Häuptlings stehen ja nicht tief genug unter ihm, um unterschiedslos in der Masse der beherrschten Bevölkerung aufzugehen. Sie allein schon drängen auf einen mehr oligarchischen Charakter der



Der Basuto-Häuptling Sikukuni mit Hofstaat. (Nach Photographie im Besitz des Missionsdirektors Dr. Wangemann in Berlin.)

Regierung hin. Der sogenannte „Hofstaat“ afrikanischer (s. obige Abbildung) oder altamerikanischer Fürsten ist wohl immer der Rat, der den Fürsten bei öffentlichen Anläßen umgibt. Die Willkürherrschaft, deren Spuren wir dennoch überall bei Völkern auf niederer Stufe begegnen, auch wo die Regierungsform republikanisch ist, hat ihren Grund nicht in der Stärke des Staates oder Häuptlings, sondern in der moralischen Schwäche des Einzelnen, der fast widerstandslos der über ihm waltenden Macht anheimfällt. Trotz der Tyrannei einzelner durchdringt ein *demokratischer Zug* die Staatseinrichtungen der Naturvölker. Vor allem konnte es nicht anders sein in einer Gesellschaft, die sich auf der blutsverwandten, gemeinbesitzenden Gens mit Mutterrecht aufbaute. Ohne Zweifel lag aber darin auch ein Grund der Rückständigkeit.

Eine mächtige Stärkung erfährt die Herrschermacht durch die *Verbindung mit dem Priestertum*. Neigung zur Theokratie ist allen Staatenbildungen eigen, und sehr oft über-

trifft die Bedeutung des Priesters die des Regenten im Häuptling. Die schwachen Häuptlinge Melanesiens stellen das mystische Duk-Duk-System in ihre Dienste, um nicht ganz machtlos zu werden, und in Afrika gehört es zu den Funktionen des Häuptlings, durch Zauber sein Volk zu entsühnen, wenn es der Zorn überirdischer Mächte getroffen, ihm Vorteile jeder Art herbeizubeten und herbeizuzaubern (vgl. Abbildung, S. 130); was nicht verhindert, daß ein im Besitz großer Fetische stehender Priester den Einfluß des Häuptlings in den Schatten stellt. Der Übertritt zum Christentum hat die Macht der einheimischen Häuptlinge fast immer zerstört, wenn sie nicht die Masse mit sich zu ziehen wußten. Aber gerade das religiöse Motiv hat sogar die Achtung vor Häuptlingskindern erhalten, die in die Sklaverei gefallen waren.



Ein Dakota-Häuptling. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 127.

Mit der Zauberkraft verbindet sich zur Steigerung der Macht des Häuptlings das *Monopol des Handels*. Indem der Häuptling der Vermittler des Handels ist, bringt er alles in seine Hand, was seinen Unterthanen begehrenswert ist, und wird der Spender guter Gaben, der Erfüller der heißesten Wünsche. Dieses System findet in Afrika seine höchste Entwickelung, wo der reichste und freigebigste der beste unter den Häuptlingen ist. In ihm liegt sicherlich eine Quelle großer Macht und manchmal auch wohlthätiger Wirkungen. Denn gerade hier ist nicht zu übersehen, daß eine der hervortretendsten Anregungen zu Fortschritten oder, sagen wir vorsichtiger, zu Änderungen im Kulturbesitz eines Volkes im Willen hervorragender Einzelnen zu suchen ist. Wir finden aber auch Häuptlinge, die ihre Macht auf der Grundlage einer überragenden Kenntnis oder Fertigkeit befestigen. Der von *Livingstone* so anziehend geschilderte Manyema-Häuptling Moenekuß ließ seine Söhne eifrig das Schmiedehandwerk lernen, und der Namaqua-Häuptling Lamert war selbst der tüchtigste Schmied seines Volkes. Selbstverständlich ist es aber die Kriegskunst, deren Verständnis am höchsten bei einem Häuptling geschätzt wird. Salomonischer Weisheit der Rechtsprechung bedarf er vielfach nicht, weil die Schuldigen in allen

schwereren Klagefällen durch Zauber ermittelt werden, und weil gewöhnlich in der Rechtsprechung der Volksrat mitwirkt. Wie indessen auch die Stellung der Häuptlinge sein mag, vergleichbar mit der aus dem Kulturreichtum eines europäischen Volkes hervorgehenden Macht ist sie niemals, und es wäre zu wünschen, daß die Reisebeschreiber mit mehr Diskretion Worte wie König, Palast u. dgl. verwendeten. Nur bei den Kriegshäuptlingen ist fürstlicher Prunk üblich (s. Abbildungen, S. 122 u. 125); die anderen unterscheiden sich oft kaum von ihren Leuten.

Rechtssatzungen hat jedes Volk, und zwar schwanken sie bei den meisten Naturvölkern auf der Grenze der Selbsthilfe und des Abkaufs der Schuld. Von der Majestät des Gesetzes ist nicht die Rede, sondern von der Entschädigung des durch das Verbrechen zu Schaden Gebrachten. Im malayischen Recht gilt z. B. die Selbsthilfe überall bei Ertappung auf frischer That, wo selbst die Tötung des Diebes gestattet ist, während darüber hinaus der Abkauf, d. h. die Geldstrafe, geboten ist; ähnlich bei den Negervölkern. Der Gewaltthätigkeit ist überhaupt ein großer Raum gelassen, bei Niederen wie Höheren, und je nach der Abwehr, die sie findet, engt sie die Einzelsphären ein. Die Blutrache ist in verschiedenen Graden bei allen Naturvölkern zu finden. Sie erreicht eine fürchterliche Ausdehnung bei den Polynesiern und Melanesiern. „Es scheint mir, daß die Neuseeländer in beständiger Furcht vor wechselseitigen Angriffen leben. Wenige Stämme sind, die nicht glauben, von irgend einem anderen Stamm Unrecht erlitten zu haben, und die nun beständig auf Rache denken.“ (Cook.)

Die Kriege der Naturvölker sind oft viel weniger blutig als die unsrigen, und häufig arten sie zu Karikaturen des ernsthaften Kriegswesens aus. Der dadurch verursachte Menschenverlust ist indessen doch nicht zu unterschätzen, da lange gekriegt wird, und da die von Naturvölkern bewohnten Länder ohnehin nur geringe Menschenzahlen aufzuweisen haben. Th. Williams schätzt für die barbarischen Zeiten die Verluste an Menschenleben in den beständigen Kriegen der Fidschianer auf 1500—2000 pro Jahr, „ohne die Witwen, die auf die Nachricht vom Tode ihres Gatten erwürgt wurden“. Diese Zahl reicht hin, zum Rückgang der Bevölkerung erheblich beizutragen. Das Feuergewehr hat die Kriege vermindert, weil es die Verluste vergrößerte. Aber zu diesem dauernden Kriege, den man als „kleinen Krieg“ bezeichnen könnte, gesellen sich jene Katastrophen der Überfälle, wo große Zerstörungen von Menschenleben den elementaren Ausbruch kriegerischer Leidenschaft begleiten. Das letzte Ziel eines ernsten Krieges ist bei den Naturvölkern nicht die Besiegung, sondern die Ausrottung des Gegners. Kann man nicht die Männer erreichen, so wirft man sich auf Weiber und Kinder; besonders dort, wo die Menschenschädel mit abergläubischer Leidenschaft gesammelt werden, wie bei den kopfabschneidenden Dajaken Borneos (s. Abbildung, S. 127). „Ganze Stämme sind mitsamt den Wurzeln aus ihren Sitzen herausgerissen worden und sind entweder von der Erde verschwunden, oder durchwandern, getrieben von dem unerbittlichen knochigen Arme des Hungers, unter wechselnden Schicksalen ungemessene Strecken. Hunderte von Meilen grüßt daher dort keine Spur einheimischer Industrie unser Auge, noch irgend eine menschliche Wohnstätte; endlose Strecken bieten das Bild einer einzigen menschenleeren Wildnis.“ (Harris, von Südostafrika.) Zum Morde gesellt sich Raub, um ein Kriegselend zu schaffen, wie es die zivilisierten Völker kaum erdenken können. Den Gipfel dieser verheerenden Macht bildet aber freilich das Auftreten höher begabter oder mindestens besser organisierter Krieger- und Räuberhorden, die sich Übung im Morden und in der Grausamkeit erworben haben. Das Abhauen der Hände und Füße und das Abschneiden von Nase und Ohren sind gewöhnlich. Oft haben die Mißhandlungen den Nebenzweck, einen Gefangenen zu „zeichnen“. Dahin gehört auch das Tättowieren der Kriegsgefangenen. Lichtenstein sah einen Nama, den die Damara als Gefangenen beschnitten und der mittleren oberen Vorderzähne beraubt hatten. „Er zeigte uns das und fügte hinzu, daß, wenn er zum zweitenmal von ihnen gefangen

worden wäre, diese sehr kenntlichen Zeichen ihm unfehlbar den Verlust seines Lebens zugezogen hätten."

Die Verluste an Leben und Gesundheit könnten einige Generationen des Friedens ausgleichen; aber was bleibt, das ist die tiefe moralische Nachwirkung. Es ist dies die Erschütterung alles Vertrauens in die Nebenmenschen und in die Wirksamkeit moralischer Mächte, der Friedensliebe und der Heiligkeit des verpfändeten Wortes. Ist die Politik der Kulturvölker nicht durch Treue und Vertrauen ausgezeichnet, so ist die der Naturvölker der Ausdruck der niedrigen Eigenschaften des Mißtrauens, der Untreue, der Rücksichtslosigkeit. Man sucht durch nichts anderes als durch Überlistung oder Schrecken zu wirken. Für die europäische Politik gegenüber den Naturvölkern hat dies den großen Vorteil gehabt, höchst selten einer starken Vereinigung eingeborener Kräfte gegenübertreten zu müssen. Das einzige sehr bemerkenswerte Beispiel ist die Allianz der „sechs Nationen" nordamerikanischer Indianer vom Stamme der Irokesen, die im 17. und 18. Jahrhundert den Europäern gefährlich wurde. Ein Versuch einer Verbindung, der sehr bedenklich hätte werden können, wurde nach dem sogenannten Sand-River-Vertrag von 1852 durch Griqua, Basuto, Baquena und andere Betschuanenstämme gemacht, kam aber nicht zur Vollendung; und die letzten Jahre haben zur Genüge wieder gezeigt, wie wenig doch die südafrikanischen Stämme mit ihrer Überzahl und ihrer zum Teil hervorragenden Kriegstüchtigkeit vermögen, weil ihnen das Vertrauen fehlt, das sie selbst zu einigen und ihren Bestrebungen Festigkeit zu geben im stande wäre.



Gegenstände der dajakischen Kopfabschneider: 1) Schild mit Menschenhaaren. 2) Schwert und Messer. 3) Schädel, mit eingeschnittenen Ornamenten und Metallplättchen verziert. 4) Korb zum Aufbewahren eines Schädels. 1 u. 2 wahrscheinlich aus Kutei, 3 u. 4 aus Westborneo. (Ethnogr. Museum, München.)

Beständige Furcht und Unsicherheit der Eingeborenen ist ein notwendiges Resultat des häufigen Verrats ihrer Feinde. Es ist bezeichnend, daß die große Mehrzahl der Naturvölker sich so sehr über Waffen freut und nie ohne Waffen geht (s. Abbildung, S. 129); und nichts charakterisiert besser den höheren Stand des staatlichen Lebens in Uganda, als daß dort Spazierstöcke an die Stelle der Waffen treten. Als auffallend wird es bemerkt, wenn

keine Waffen getragen werden, wie es Finsch von den Leuten von Parsi Point in Neuguinea hervorhebt.

Die Sitte, Fremde, von denen der Aberglaube Unglück und Krankheit fürchtete, als Feinde zu behandeln, schiffbrüchig Angetriebene als „angeschwemmte Kokosnüsse" zu erschlagen, war sicherlich ein großes Hindernis der Ausbreitung. Wir hören aber, daß bei den Melanesiern die Frage erörtert wurde, ob dies erlaubt sei, und daß sich auch Fremde durch Heirat an einen neuen Ort fesselten. Gehörten sie einer nahen Insel oder Inselgruppe an, so wurden sie nicht ganz als Fremde behandelt, weil sie nicht unheimlich waren. Polynesier, die nicht selten nach den Banks-Inseln getrieben wurden, sind auf denselben freundlich aufgenommen worden. Wenn kaum eine der zahllosen Forschungsexpeditionen in Australien ihren Weg gemacht hat, ohne Bedrohungen oder Angriffe von den Eingeborenen zu erfahren, so sind die unwillkürlichen Verletzungen der Grenzen der Eingeborenengebiete nicht zu übersehen, denn noch heute gilt in Zentral-Australien unbefugtes Betreten eines fremden Gebietes als ein schweres Vergehen.

Wie in der Familie und Gesellschaft tritt uns also die Neigung zur schärfsten Absonderung auch der politischen Gebiete entgegen. Wer sollte nicht in diesem latenten Kriegszustande eine große Ursache des Zurückbleibens der Naturvölker erkennen? Die Größe der Kulturstaaten, die sich zu einer freien Höhe der Entwickelung hinaufgearbeitet haben, liegt darin, daß sie durch gegenseitige Anregung aufeinander wirken und so immer vollkommenere Erzeugnisse hervorbringen. Aber gerade die gegenseitige Anregung fehlt im dauernden Kriegszustande, die von innen und außen wirkenden Kulturmächte werden gleichmäßig geschwächt, und die Folge ist Stillstand, wenn nicht Rückgang.

Im Wesen der Staatenbildungen der Naturvölker liegt Unbestimmtheit der Grenze, die mit Absicht nicht als Linie gezogen, sondern als freier Raum von wechselnder Breite offen gehalten wird. Bis hinauf zu den Halbkulturstaaten sind die Grenzen mit Unsicherheit behaftet. Nicht der ganze Staat hängt mit der Bodenfläche fest zusammen, die er bedeckt, besonders nicht seine peripherischen Teile; nur der politische Mittelpunkt, das Wesentlichste des ganzen Gebildes, liegt fest. Von ihm aus läßt die den Staat zusammenhaltende Macht ihre Stärke gerade in den peripherischen Strichen in wechselndem Maße kund werden. Grenzpunkte und Grenzräume kennt man auf allen Stufen. Die Grenzräume werden frei gehalten, dienen wohl auch als gemeinsame Jagdgründe, aber sie dienen auch staatsfeindlichen Mächten, Desperados jeder Größe zur Wohnstätte; nicht selten nehmen neue Staatenbildungen von hier ihren Ausgang. Scharfe Grenzen bildeten sich am ehesten dort aus, wo die beiden so grundverschiedenen Kultur- und Lebensarten des Nomadismus und Ackerbaues aufeinander trafen. Hier werden den Steppenvölkern mit Notwendigkeit scharfe Grenzen gezogen, und die Kunst sucht nachzuhelfen, indem sie Grenzwälle und sogar Mauern baut. Die Steppengebiete sind die Länder der chinesischen Mauern, der Türken- und Kosakenwälle.

Leopold von Ranke hat es als einen Erfahrungssatz ausgesprochen, daß sich einer allgemeinen Geschichtsbetrachtung überhaupt anfangs nicht große Monarchien, sondern kleine Stammesbezirke oder staatenähnliche Genossenschaften darstellen. Dies zeigt die Geschichte aller großen Reiche, selbst das chinesische kann auf kleinere Anfänge zurückgeführt werden. Freilich sind sie von geringer Dauer gewesen, mit einziger Ausnahme des römischen. Auch das chinesische hat seine Zeiten des Zerfalles durchgemacht. Am römischen Reiche haben die Völker gelernt, wie große Länder verwaltet werden müssen, um sie räumlich groß zu erhalten; denn seitdem hat die Geschichte so manche Reiche, die oft das römische an Größe noch überragten, sich erheben und durch Jahrhunderte sich erhalten sehen. Außer der Beherzigung geschichtlicher Lehren hat dazu ohne Frage die wachsende Zahl der Bevölkerungen und das damit zunehmende Gewicht ihrer materiellen Interessen beigetragen.

Es gibt aber tiefere Gründe für die Kleinheit ursprünglicher Staaten.

Die Familie und die Gesellschaft bilden bei den meisten Naturvölkern so große, häufig in eins zusammenfallende und so fest in sich geschlossene Vereinigungen, daß für den Staat nicht viel übrigbleibt. Der rasche Verfall der Reiche wird von dem zähen Leben der Stämme aufgewogen. Wenn jene zerfielen, erzeugten sich neue Reiche aus alten Stämmen. Die Familie von Blutsverwandten in ihrem gemeinsamen Langhaus oder Dorfe stellt zugleich eine politische Einheit dar, die sich von Zeit zu Zeit mit anderen ihresgleichen zusammenschließen kann, mit denen vielleicht entferntere Verwandtschaft sie verknüpft, die aber in sich befriedigt ruht, solange nicht eine von außen hereinwirkende Macht diese enge Befriedigung aufrüttelt. Das volkreiche Afrika der Neger umschließt keinen einzigen wirklichen Großstaat. Je größer dort ein Reich, desto kürzer war seine Dauer, desto lockerer sein Zusammenhang. Es bedarf der größeren Organisations- und Zusammenhaltskraft, wie sie uns in den Fulbe oder Wahuma entgegentritt, um Reiche wie Sokoto oder Uganda nicht bloß zu gründen, sondern auch, wenngleich mühselig, zu



Ein Geharnischter von den Kingsmill-Inseln. (Museum für Völkerkunde zu Berlin.) Vgl. Text, S. 127 und 139.

erhalten. Sogar die in kriegerischer Organisation so hochstehenden Sulu haben sich nie dauernd über ihre Naturgrenzen hinaus ausbreiten und dabei im Zusammenhang mit ihrem Lande bleiben können. Es fehlt ihnen der Plan und die Fähigkeit der friedlichen Organisation. Dieser Mangel eines festen inneren Zusammenhanges tritt uns selbst in den mohammedanischen Staaten des Sudan entgegen und ist nicht minder der Grund der Schwäche, an welcher die einheimischen Staaten Mittel- und Südamerikas zu Grunde gingen. Je näher man das wahre Wesen Altmexikos erkennt, desto weniger ist man geneigt, auf diesen lockeren Bund der Häuptlinge von Anahuac Namen wie Reich und Kaiser anzuwenden. Die Größe des Inka-Reiches wird ins Fabelhafte übertrieben. Man ist erstaunt, von dem vielgenannten und gefürchteten Stamme der Mandanen zu vernehmen, daß er nur 900 bis 1000 Köpfe zählte. Im Malayischen Archipel scheint sich erst mit dem Eindringen des Islam die Staatenbildung über die Abgliederung von Dorfschaften erhoben zu haben. Klarheit und Bestimmtheit in Sachen der politischen Zusammengehörigkeit mangelten noch in unserer Zeit selbst den großen Mächten Süd- und Ostasiens, denn sie sind ein Vorrecht der höchsten Kulturstufe.



Häuptling und Zauberer der Lango. (Nach eigner Photographie von Richard Buchta.) Vgl. Text, S. 125.

An die Stelle der Erweiterung Eines Staates tritt die Gründung neuer durch Auswanderung und Eroberung. Es ist die Vermehrung einer Zelle zum Zellenhaufen statt des Wachstums zum Organismus. Auffallend, wie oft dieselbe Sage oder Überlieferung in Afrika und anderwärts wiederkehrt! Ein Herrscher sendet einen Trupp Krieger aus, ein Land oder eine Stadt zu erobern; denen gelingt das nicht, sie lassen sich ruhig nieder und verheiraten sich mit den Töchtern derer, die sie unterwerfen wollten. So ist der Ursprung der Matabele, so angeblich der der

1) **Difuma dia Dikongo.** Eisernes Zepter (Hoheitszeichen des Baschilange-Häuptlings ManaKatembe).

2) **Hölzerner Schild der Baluba, durchflochten.**

3) **Eiserner Häuptlingsstock der Bassonge;** die Figur mit Kupferblech überzogen.

4) **Prunkspeer der Bassonge** (Zappu Zapp), mit Kupfer tauschiert.

5) **Prunkspeer vom Ruiki.**

6) **Speer der Bassonge.**

7) **Speer der Baluba.**

8) **Speer der Samba.**

9) **Doppeltrommel der Baluba.**

10) **Geflochtene Bastmatte der Baluba.**

11) **Große Festtrommel der Baluba.**

1) in 1/7, 2—4) und 6—9) in 1/10 und 5) in 1/8 wirkl. Gr. 1—10) Sammlung Wissmann, 11) Sammlung Pogge.



**Hoheitszeichen, Prunkwaffen und Trommeln aus dem südlichen Kongogebiet.**
(Museum für Völkerkunde, Berlin.)

naheverwandten Masitu, so werden Fulbe-Niederlassungen am unteren Niger erklärt, so chinesische Oasen in den Schan-Ländern. Man braucht nicht alle diese Überlieferungen zu glauben und kann doch darin einen Beweis zugleich für die große Rolle des Krieges in den Völkermischungen des Altertums und für die Schwierigkeit sehen, zusammenhängende Staaten zu gründen; an deren Stelle tritt die Loslösung von Kolonien in kriegerischer oder friedlicher Weise. Die Alfuren der östlichen Inseln des Malayischen Archipels haben bestimmte Regeln für die Verwaltung ihrer Kolonien, und die Koloniengründung muß im alten Polynesien ganz ebenso ein notwendiger Akt des Staatslebens gewesen sein wie einst in Hellas.

Weit zurück tritt natürlich bei Völkern auf niederer Stufe jene verkittende Kraft des Kampfes gegen Naturgefahren, deren Drohung die Gesamtheit eines Volkes zu gemeinsamer Abwehr verbindet. Eine starke vereinigende, die Schätzung gemeinsamer Interessen fördernde Macht wirkt günstig auf die Gesamtkultur. In den tief gelegenen Küstenstrecken der Nordsee in Deutschland und den Niederlanden wird durch die allgemeine Gefahr des Dammbruches und der Überschwemmung durch wütende Sturmfluten ein folgenreiches Zusammenstehen der Menschen hervorgerufen. Mit tiefem Sinne hat der Mythus den Kampf gegen diese Naturgewalten der vielköpfigen Hydren und der greulichen, vom Meere ans Land kriechenden Seeungeheuer mit der Erringung der höchsten Güter der Völker in Staatengründung und Kulturerwerb innig verbunden, bei keinem Volke mehr als dem chinesischen, das in seinem strom- und sumpfreichen Lande seinen dämmenden und austrocknenden Schem, Schun, Jao und dergleichen freilich mehr als genügende Arbeit darzubieten hatte. In Ägypten liegt eine derartige Wirkung der Sorge für die jährliche Bewässerung und Neuabgrenzung des Landes historisch offen.

Kulturfördernd müssen aber überhaupt gemeinsame Bedürfnisse wirken, die die Menschen aus der unfruchtbaren Isolierung herausreißen. Sie befestigen vor allem auch das Staatswesen, das die Leistungen zur Befriedigung dieser Bedürfnisse organisiert. Gemeinsame Beherrschung und gemeinsame Interessen schaffen Staaten. Zuerst kommt aber die Beherrschung. In fast allen Staaten außerhalb des europäischen Kulturkreises regieren eingedrungene Eroberer, Fremde. Das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit erzeugt sich erst später und bricht sich als staatenbildende Kraft Bahn, wenn die geistigen Interessen der Völker mit ins Gewicht fallen. In fast allen Ländern der Erde, die größere politische Einheiten darstellen, finden wir daher von je verschiedene Nationalitäten erst über-, dann nebeneinander; nur in kleinen Staaten bildet ein einziger Stamm von Anfang an das ganze Volk.

# II.

# Der pazifisch-amerikanische Völkerkreis.

# A. Die Ozeanier.

## 1. Der pazifisch-amerikanische Völkerkreis.

„Sind weder Weiße noch Schwarze ... Wohlgewachsen, hübsche Gesichter, Haare fast so grob wie Roßhaar ... Sie haben kein Eisen."
Columbus von den Bewohnern Guanahanis.

Inhalt: Die geschichtliche Stellung des Stillen Ozeans. — Die Indier des Columbus. — Amerikas Lage in der Ökumene. — Rassenähnlichkeit der Ozeanier mit Malayen und Indianern. — Ethnographische Verwandtschaften. — Die Stellung Japans und Nordweslamerikas. — Die großen Gruppen der Ozeanier, Malayen samt Madagassen, Australier und Amerikaner. — Die malayisch-polynesische Sprachverwandtschaft. — In welche Zeit fallen die amerikanisch-ozeanisch-asiatischen Beziehungen? — Der leere Raum zwischen der Osterinsel und Peru und die amerikanisch-polynesischen Beziehungen.

Da der Stille Ozean zwischen dem Westen und Osten der bewohnten Erde liegt, erscheinen die Bewohner seiner Inseln einem allgemeinen Überblick als Träger einer wichtigen ethnographischen Verbindung. Vom Westrande an verfolgen wir im allmählichen Übergang asiatische Spuren auf den Inseln weit hinaus gen Osten; sie vermindern sich, aber einige bleiben bis zu den östlichsten kleinen Eilanden Polynesiens, und einzelne finden sich am entgegengesetzten Ufer, besonders in den durch polynesische Anklänge ausgezeichneten nordwestamerikanischen Gebieten, wieder. Wie eng die der Osthälfte der Menschheit gemeinsame Grundlage der Steinkultur sowie die für weitaus den größten Teil gültige Zugehörigkeit zur mongoloiden Rasse die Bewohner der Inseln des Stillen Ozeans mit den Amerikanern verbindet, ist im ersten Kapitel der Einleitung betont worden. Dieser Zusammenhang ist eine der größten Thatsachen in der geographischen Verbreitung der heutigen Menschheit. Man hat gesagt, daß in Amerika der Schlüssel zu den größten Problemen der Ethnographie liege. Gelingt es, die Bewohner dieser größten und isoliertesten Weltinsel mit der übrigen Menschheit in Verbindung zu bringen, dann ist allerdings die Einheit des Menschengeschlechts festgestellt. Die Verbindung kann aber nur über den Stillen Ozean gesucht werden, denn das Antlitz des alten Amerika ist dem Westen zugekehrt. Von hier aus mußte Amerika längst entdeckt sein, ehe von Osten her die Normannen den Weg zu seinen Gestaden fanden. Zu den Eigenschaften der Bewohner Guanahanis, die Columbus am meisten in Erstaunen setzten, gehörte der Mangel des Eisens, wie er schon am 13. Oktober 1492 in seinem Tagebuch verzeichnet. Keine spätere Entdeckung hat diese bezeichnende Thatsache der altamerikanischen — und zugleich ozeanischen — Ethnographie in anderem Lichte erscheinen lassen. Mit Ausnahme eines Streifens im Nordwesten, der von Asien her mit dem Eisen bekannt geworden, stand Amerika im Steinzeitalter, als es entdeckt wurde. Auch seine Kulturvölker bereiteten zwar kunstvolle Werke aus Gold, Silber, Kupfer und Bronze, benutzten aber Steine als Waffen und Werkzeuge. Als Afrika von den Europäern entdeckt ward, bereitete es Eisen bis hinab ins Hottentottengebiet, die Völker des Malayischen Archipels bearbeiteten in kunstvoller Weise das Eisen, in Nordasien war nur ein verkehrsarmer Streifen an der Küste eisenlos. Das Gebiet der eisenlosen Völker liegt also am Ostrande der bewohnten Erde; es umfaßt Australien, die

Inseln des Stillen Ozeans, die Arktis und Amerika. Eisenlosigkeit bedeutet Beschränkung auf den Gebrauch der Steine, der Knochen, des Holzes zu unvollkommenen Waffen und Geräten, bedeutet Abgeschnittensein von der Möglichkeit der auf Eisen und Stahl beruhenden industriellen Fortschritte. Innerhalb der Linie, die die eisenlosen Völker umschließt, wohnt auch der Mangel der wertvollsten Haustiere: Rind, Büffel, Schaf, Ziege, Elefant, Kamel sind hier unbekannt, damit die Viehzucht.

Es deuten auch die Rassenverwandtschaften der Amerikaner nicht über den Atlantischen, sondern über den Stillen Ozean hin. Indem schon Columbus von den Westindiern sagt: „Es sind weder Weiße noch Schwarze“, will er sie weder mit Europäern noch mit Negern vergleichen



Mann und Frau der Araukaner. (Nach Photographie.)

wissen; späterhin ist oft der Unterschied der Amerikaner von den Negern und ihre Ähnlichkeit mit den Völkern am Westrande des Stillen Ozeans deutlicher bezeichnet worden. Wieviel einzelne Merkmale wir auch noch heranziehen möchten, unter allen Völkern ähnlicher Kulturstufe stehen die Amerikaner am nächsten denen, die westlich von ihnen wohnen. Wenn wir uns mit der Erde auch ihre Völker auf einer Karte in Mercatorprojektion aufgerollt vor Augen bringen, finden die Amerikaner ihren Platz am östlichen Flügel, entgegengesetzt und am weitesten entfernt von jenen, die am Ostrand der trennenden Kluft des Atlantischen Ozeans ihre Wohnsitze haben.

Amerika ist als östlicher Teil des pazifisch-amerikanischen Gebietes der Steinländer zugleich der Orient der bewohnten Erde. Ganz Amerika teilt mit Polynesien und einst wohl auch mit Nordasien alle Merkmale der Steinländer, die bald mehr polynesischen, bald mehr nordasiatischen Charakter tragen; doch ist es in mehrfachen Beziehungen ärmer als beide, indem es z. B. weder das Schwein und die Taro der Polynesier, noch die Renntierherden der Nordasiaten besitzt. Diese Armut der Entlegenheit bestärkt uns in der Auffassung, daß in Amerika das

Endglied einer Verbreitungskette vorliegt, deren Anfang am Ostgestade des Atlantischen Ozeans zu suchen ist. Mit der üblichen Auffassung, daß Amerika eine isolierte, fast inselhafte Selbständigkeit der Entwickelung zeige, steht unsere Ansicht nur scheinbar im Widerspruch. Im Rahmen seiner Zugehörigkeit zu den Ostländern der Ökumene ist Amerika allerdings ein Gebiet von großer, in seiner Lage zwischen den größten Ozeanen geographisch wohl begründeter Selbständigkeit. Ihren Ausdruck findet sie aber weniger in einzelnen ethnographischen Eigentümlichkeiten als vielmehr in der übereinstimmenden Geschlossenheit des Ganzen. Es ist das nicht eine Besonderheit des Wesens, sondern des Grades. Fassen wir die körperlichen Merkmale ins Auge, so ist die Übereinstimmung der Indianer unter sich sehr groß, wenn wir Haut, Haar und Physiognomie betrachten; sie fehlt aber, sobald wir den Schädel mit hereinziehen. Hier stehen wir demselben Widerspruch gegenüber, der in der inneren Verschiedenheit der Insulaner des Stillen Ozeans hervortritt, und können nichts anderes thun, als mit A. von Humboldt, dem Prinzen von Wied, Morton an der äußeren Einheitlichkeit der Rasse festhalten. Die Ergebnisse der Schädelforschungen werden allem Anschein nach nur nachweisen, daß sich unter der Decke der heutigen insularen Einförmigkeit eine ältere Verschiedenheit der amerikanischen Rassenelemente verbirgt. Unzweifelhaft bleibt aber die Zugehörigkeit der Amerikaner zur großen mongoloiden Rasse, und zwar zu demselben Zweige, dem auch die östlichen Ozeanier angehören. Die Ähnlichkeit beider weist die Vergleichung von Farbe, Haar und Skelett nach.

Was in der Rasse die Ozeanier am tiefsten von ihren östlichen Nachbarn sondert, das ist das deutliche Hineinreichen der indo-afrikanischen Völkergruppe bis mitten in ihr Inselgebiet. Unzweifelhaft sind Einzelne und kleinere Gruppen dieser negroiden Menschen über alle Archipele hin zerstreut worden und haben da und dort dem malayischen Grundton eine dunklere polynesische Färbung erteilt; aber ihre Spuren fehlen auch in Amerika nicht. Die auf den Inseln des Südmeeres vorhandene Menschengattung wurde schon von den Forster unter zwei Hauptabteilungen gebracht: die eine von hellerer Farbe, wohlgebildet, von starkem Muskelbau, ansehnlicher Größe und sanftem, gutherzigem Charakter; die andere schwärzer, mit kraus und wellig werdendem Haar, dürrer, kleiner, fast noch lebhafter als jene, aber zugleich mißtrauischer. Es sind die Polynesier und Melanesier der neueren Ethnographen. Nicht immer sind beide auseinander zu halten: wo man nur Glieder der letzteren Gruppe vermutete, sind hellhäutige und straffhaarige Versprengte, ja ganze Stämme hervorgetreten. Selbst für die Samoaner nimmt Virchow negroide Zumischung bestimmt an. Finsch schildert die Bewohner von Port Moresby folgendermaßen: „Hier finden Sie alle Variationen, von ganz schlichtem bis gedrehtem Papuahaar, Lockenköpfe, darunter rotblonde, sind häufig, japanische und Judenphysiognomien, Männer mit Adlernasen, die an Rothäute erinnern, nicht selten. Ebenso verhält es sich mit der Hautfärbung." Das mindeste, was man thun kann, ist, die Möglichkeit einer verschiedenen Abstammung offen zu halten, wie Wilkes bei den Paumotu-Insulanern gethan hat. Die Frage des Ursprungs wird dadurch verwickelter, aber statt des rein polynesischen Ursprungs aus Nordosten auch eine Verwandtschaftslinie in nordwestlicher Richtung zu ziehen, ist immer noch besser, als mit Crozet u. a. das verbrauchte Motiv von der dunkeln „Urbevölkerung" wieder hervorzuholen. Wenn im Stillen Ozean zwei Rassen wohnen, können dort auch zwei Rassen wandern, besonders wenn sie see- und schiffsgewohnt sind.

Mit stärkerer Betonung pflegt die Rassenverwandtschaft mit den Bewohnern des Malayischen Archipels hervorgehoben zu werden, da darauf die Sprachverwandtschaft so deutlich hinweist. Halten wir beide Verwandtschaften getrennt! Die Völker des Malayischen Archipels, die in hellerer Haut oder chinesischen Augen asiatische Anklänge zeigen, sind vielleicht auf einigen mikronesischen Inseln stärker vertreten; die eigentlichen Polynesier schließen sich näher an die östlich

von Java und den Philippinen wohnenden Völker mit negroiden Elementen an. Physisch sind die Polynesier nicht so ähnlich den Bewohnern des Malayischen Archipels wie etwa die Hova Madagaskars. Seit dem älteren Lesson ist es üblich, die Polynesier von den Dajaken, Batta, Maori, Alfuren abstammen zu lassen, da die geringe Ähnlichkeit mit den eigentlichen Malayen zu auffallend ist. Topinard führt sogar die Masse der Polynesier auf Nordamerika zurück und läßt eine kleine Zahl von Eroberern aus Buru gekommen sein. Man muß die tiefere anthropologische Begründung dieser Ansicht von der Vervielfältigung der Messungen erwarten. Bei ihm ist an die Stelle der künstlichen, weder linguistisch noch ethnographisch genügend begründeten



Mädchen der Bakalri vom Kulischufluß. (Nach Dr. K. von den Steinen, 2. Xingu-Expedition.)

Theorie einer einmaligen Wanderung und einfachen Abstammung eine Durchdringung und Schichtung der Völker gesetzt, die in unserem zweiten Abschnitt, über die Wanderungen der Polynesier, eine Reihe von Stützen finden wird.

Gegeben die Existenz einer schiffahrenden Völkergruppe, die allmählich verschiedene Gestade- und Inselgebiete des Stillen Ozeans vermöge ihrer ununterbrochenen freiwilligen und unfreiwilligen Wanderungen besetzt hatte, so folgt unter Voraussetzung langer Zeiträume notwendig eine weitere Ausbreitung in dem großen Gebiet; und damit entsteht jene ethnographische Übereinstimmung, die die Länder am Ost- und Westrande des Stillen Meeres verbindet. Der meteorologische Grund Zuñigas für den südamerikanischen Ursprung der Tagalen, die Unüberwindlichkeit des Südostpassates ist ebensowenig aufrecht zu halten wie die von ihm behauptete sprachliche Ähnlichkeit zwischen dem Tagalischen und Chilenischen. Die Ethnographie der Amerikaner hat seitdem Fortschritte gemacht, und wir sehen, wie im Osten und Westen des Stillen Ozeans der Glaube und die religiösen Gebräuche auf demselben Seelenglauben und auf einer Ahnen-

verehrung ruhen, die nicht nur auf gleichem Boden steht, sondern sich auch in oft genau übereinstimmenden Formen ausprägt; ebenso umfassen die Behandlung und Verehrung der Leichen und die Prozeduren der Priester eine Menge ähnlicher Thatsachen. Die Grundlagen der Kosmogonie, die Hochhaltung der Stammessymbole, auch unbedeutendere Sagen, wie die von der Lebensquelle — kürzlich hat Boas auf die merkwürdige Übereinstimmung nordwestamerikanischer Sagen mit Sagen der Aino und Mikronesiens hingewiesen —, und unbedeutende Hilfsmittel des Lebens, wie die Anwendung betäubender Mittel und der Angel beim Fischfange, die Zubereitung der Fische durch Dämpfung, die Herstellung gärender Getränke, sind gleich in beiden Gebieten. Wertvoll sind die Übereinstimmungen der Tättowierung, der Körperbemalung und einzelner schmückender Verunstaltungen, besonders der Halsketten aus geschliffenen roten, weißen und schwarzen Muschelscheibchen. Die Benutzung des Steines, der Knochen und der Muscheln konnte auch der Metallreichtum Amerikas nicht verbannen. Im Zusammenhang mit diesem wichtigen Merkmal haben wir schon auf die Gemeinsamkeit eines bestimmten Typus des wirtschaftlichen Lebens hingewiesen. Wir erinnern noch an die Waffen, an das Übergreifen des asiatischen Bogens nach Nord- und Mittelamerika, an die Ähnlichkeit südamerikanischer und melanesischer Bogen. Auf Nissan (Salomon-Inseln) hat man erst kürzlich ein Steinbeil mit fast ringsum laufender Rille, ähnlich amerikanischen, gefunden, das gleich diesen in gabelig gespaltenem Holze befestigt ist. Solche Funde werden noch öfters kommen. Stäbchenrüstungen und Panzer mit Nackenschutz sind am meisten an den asiatischen und amerikanischen Rändern des Stillen Ozeans verbreitet, reichen aber tief in die tropische Inselwelt hinein (vgl. Abbild., S. 129). Die Wurfbretter glaubte man einst nur bei Australiern und Eskimo zu finden; heute kennt man sie auch aus Mexiko und Brasilien. In Nordwestamerika wie in mehreren Teilen Ozeaniens, besonders im Bismarck-Archipel, sind Tanzmasken im Gebrauch, deren seltsamen Ornamenten stilisierte Tiergestalten zu Grunde liegen. Dort sind Otter und Frosch, Biber und Habicht, hier Schlangen, Eidechsen, Fische, Käfer, Vögel zusammengefügt. Die Masken von Neu-Mecklenburg erinnern ganz auffallend an die der Haidah. Weniger Gewicht ist darauf zu legen, daß hier wie dort die Augen und augenförmige Ornamente (s. Abbildungen, S. 66 u. 68) Muscheleinsätze sind, als auf die auffallende Übereinstimmung der Verbindung zwischen dem oberen, einen breiten Tierkopf darstellenden Teile mit einem zweiten Tiere durch die herabhängende Zunge. Diese Aneinanderreihung von Tierköpfen in der Mittellinie des Ganzen erinnert nicht minder wie das Augenornament, das wesentlich pazifisches und amerikanisches Stilelement ist, an Nordwestamerika. Es ist wohl zu beachten, daß nicht immer zwischen den räumlich Nächstliegenden die engsten Beziehungen herrschen. Anderseits treten uns Übereinstimmungen nicht bloß vereinzelt, sondern auch gruppenweise entgegen. So gleicht nicht bloß der Webstuhl der Dajaken dem der Indianer des nordwestlichen Amerika, sondern auch die Kopfjagd, der Schädelkult und die ornamentale Verwendung von Menschen-



Mädchen der Maori. (Nach Photographie im Besitz des Dr. Max Buchner.)

haaren. Die Ornamente malayischer Gewebe gleichen auffallend denen altamerikanischer. Bei den Calchaquis im nördlichen Argentinien findet man Bemalung der Thongefäße mit linearen Zeichnungen, Vögeln, Reptilien und menschlichen Gesichtern, die an die Peruaner, in der Wahl und Stilisierung der Motive zugleich an malayische Arbeiten erinnern. Auch in den Sitten kehrt manche Äußerlichkeit auffallenderweise wieder, wie gewisse Grußformen, die Erklärung einer Einstimmung durch Überreichung eines Stäbchens, die Methode der Mitteilung durch Holzpauken 2c. Über alles aber erhebt sich wie ein großer gemeinsamer Bau die Übereinstimmung der auf Mutterrecht und Exogamie gegründeten gesellschaftlichen Ordnung (s. oben,



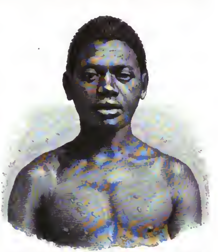
Männer von der Karolinen-Insel Ponapé. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.)

S. 108 u. f.). Am deutlichsten finden wir sie in Australien und Melanesien und dann wieder in Amerika, während dazwischen in Polynesien ein Gebiet der Zersetzung und des Verfalles liegt. In Süd- und Nordamerika tritt uns dieselbe Verfassung, sogar oft kleine Einzelheiten wiederholend, entgegen.

Die Verarmung, die wir in der Pflanzen- und Tierwelt Ozeaniens gegen Osten zu immer deutlicher eintreten sehen, gilt durchaus nicht in der Welt der Menschen. Die jüngere Entwickelung hat im Stillen Ozean den Osten inne; Westen und Süden stehen zurück. Die Melanesier sind wie eine Senkung des Kulturstandes zwischen Malayen auf der einen und Polynesiern auf der anderen Seite. Am südamerikanischen Gestade aber betreten wir ein Gebiet noch höherer Kultur in Peru. Wenn wir zu den sogenannten Artefakten jenen ethnographisch bedeutenderen geistigen Besitz, die religiösen Vorstellungen, sozialen und politischen Einrichtungen rechnen, so steht der Osten über dem Westen und nicht bloß über Melanesien, auch über Mikronesien. Daß von

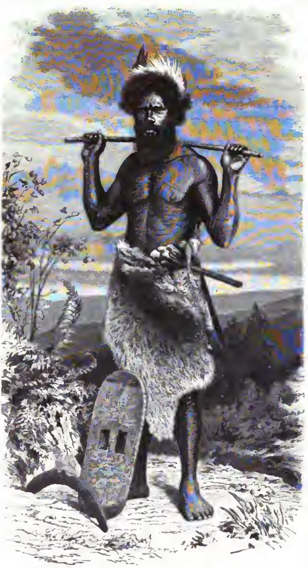
später ausgebeuteten, weniger gründlich durch den Einfluß der Weißen zersetzten Inseln mehr Dinge in unseren Museen liegen, darf darüber nicht täuschen. Die allgemeine Stellung der beiden großen Völkergruppen der pazifischen Inselwelt zu einander läßt eine große Abstufung erkennen. Die Melanesier stehen im ganzen unter den Polynesiern; sie repräsentieren eine ältere Entwickelung, die vieles erhalten hat, was sich bei diesen schon zersetzt. Wir können aber heute noch nicht entscheiden, ob die Nähe Amerikas oder selbständige Entwickelung die Ursache dieser Überlegenheit der östlichen Ozeanier ist. Für Amerika sprechen nicht bloß die Anklänge, sondern auch die viermal kleinere Entfernung.

Sondern wir die Völkergruppen des weiten Gebietes in die am Ostufer des Stillen Ozeans wohnenden Amerikaner und die Bewohner der Inseln am Westrand, im Süden und im Inneren, so bezeichnen wir diese als Ozeanier, weil der Stille Ozean der einzige ist, der eine weit verbreitete Bevölkerung von selbständigen Eigenschaften besitzt. Besitz und Mangel einer Menge wichtiger Dinge bindet gegenüber den Malayen im Westen, den Australiern im Süden die Ozeanier zusammen. Streng sind sie von den Australiern getrennt; mit den Malayen dagegen verbinden sie Übergänge, die teils auf einen tieferen Zusammenhang des Ursprungs, teils auf langdauernde Einwirkungen zurückführen. Indem sie aber mit den Amerikanern die Steinkultur und anderes teilen, nehmen sie zu den im Eisenkreis wohnenden Malayen auch eine ganz andere Stellung ein als deren westlicher Ableger, die Madagassen. Während die Ozeanier und Australier mit den Amerikanern zusammen auf der Stufe der Steinkultur stehen blieben, sind Malayen und Madagassen durch die asiatisch-afrikanischen kontinentalen Einflüsse bereichert worden. Die Australier aber verarmten in ihrer Isolierung. Die Bedeutung der Malayen liegt zu einem großen Teil darin, daß sie zu Organen der Verbreitung dieser Einflüsse nach Osten hin geworden sind. Der Zusammenhang der Ozeanier mit ihnen führt aber auf eine frühere Zeit zurück. Als sich im 16. Jahrhundert den Europäern die ozeanischen Gebiete entschleierten, war das Eisen im Vordringen nach Neuguinea begriffen, und der indische Einfluß hatte sich in Sprache und Kunststil in Einzelheiten bis ebendahin ausgebreitet; getragen von den handelsthätigen und schiffahrtskundigen Malayen, würde er sich langsam weiter verbreitet haben, unterstützt von der ostasiatischen Seite her, die die Abschließung noch nicht zum Regierungsgrundsatz erhoben hatte, sondern einen lebhaften Verkehr nach Süden unterhielt. Nach der Angabe Georg Spilbergs setzte sich die Bemannung der Flotte, die 1616 gegen die Niederländer in Manila ausgerüstet wurde, aus Indiern, Chinesen und Japanern zusammen. Im Inneren Neuseelands ist eine indische Bronzeglocke mit tamulischer Inschrift gefunden worden, die Schiffsglocke eines mohammedanischen Tamulen, die höchstens in das 14. Jahrhundert zurückreicht. An die Stelle dieser schwächer und zerstreut wirkenden Einflüsse hat sich der massig auftretende europäische gesetzt, der im Verlaufe von 300 Jahren fast alles Eigenartige zum Absterben und einen großen Teil der Völker zum Aussterben gebracht hat.



Knabe aus Neu-Mecklenburg. (Nach einer in Berlin gefertigten Photographie.)

Die Malayo-Polynesier sind heute das ausgesprochenste Inselvolk der Erde; nur auf der Malakka-Halbinsel hat es noch einen Halt am Kontinent. Wir können aber einzelnen Stämmen, die heute auf Inseln wohnen, wie die Malayen und Atschinesen Sumatras, den festländischen Ursprung nachweisen, ohne von dem Motiv geleitet zu sein, für alle Völker der Erde einen festländisch-asiatischen Ursprung, eine sogenannte Wiege der Menschheit, zu finden. Auf Grund von Wortvergleichungen nimmt H. Kern an, daß die Heimat der Malayo-Polynesier, einschließlich der Madagassen, in einem tropischen Lande gelegen habe, wo Zuckerrohr, Kokospalme, Banane, Reis, Rotang, Taró und andere Pflanzen der warmen Zone gediehen, wo ihnen Hund, Schwein, Huhn, verschiedene Affen, die Seeschildkröte, wahrscheinlich auch der Büffel und das Krokodil, vielleicht sogar der Elefant und das Pferd bekannt waren, wo das Meer nicht ferne lag. Am meisten ist er geneigt, das Ursprungsgebiet in kambodschanischen, annamitischen, siamesischen Landen zu suchen. Den malayischen Ausgangspunkt der polynesischen Wanderung hat man mit dem Worte Bolotu in Verbindung gebracht, das von den Polynesiern für das Jenseits, den Wohnsitz der Götter, gebraucht wird. Man will darin die Erinnerung an Buru sehen. Trotz verschiedener Hindeutungen darauf, kann man sich nicht mit der Auffassung befreunden, daß eine einzige, wenig



Ein Mann aus Neusüdwales. (Nach Photographie.)

bedeutende Insel des großen Archipels den weit zerstreuten Völkchen des zentralen Stillen Ozeans Ursprung gegeben habe, und das um so weniger, als malayo-polynesische Verwandtschaften bis nach den Melanesischen Inseln und Madagaskar deuten. Der kontinentale Ursprung der Malayo-Polynesier ist für ihr Verständnis von besonderem Belang, weil er uns die Möglichkeit einer einst weiteren Verbreitung der Malayo-Polynesier an den westlichen Gestadeländern des Stillen Ozeans eröffnet. Ihre Anwesenheit in Formosa, ihre Spuren in Japan führen an dieser Seite bis zu einem Punkte, von dem an die Kette der Beziehungen zu Nordwestamerika deutlicher sichtbar wird. Ob diese Völker damals eine weite kontinentale Ausbreitung besessen haben, diese Frage kann hier übergangen werden: Zwischen Japan, wo nordwestamerikanische Einflüsse erkennbar sind, und Formosa, bis wohin heute Malayo-Polynesier hinauf reichen, bleibt eine so schmale Lücke, daß Übertragung fast sicher ist. Wichtiger ist aber, daß mit einer so viel größeren randlichen oder insularen Ausbreitung gegen Norden die Möglichkeit direkter Verbindungen durch freiwillige und unfreiwillige Wanderungen vermehrt wird. Jene inselreiche Küste nördlich von der Mündung des Columbia, besonders die Strecke zwischen Puget-Sund und Kap Spencer, der „Bienenstock“ Dalls, wo beständig Menschenschwärme herangezogen und ausgesandt werden, ist etwa 800 Meilen in gerader Linie vom Japanischen Archipel entfernt. Auch auf dieser Seite und von hier an nordwärts bis zur Beringstraße erstreckt sich ein Gebiet hochentwickelter Schiffahrtskunst. Die amerikanischen Anklänge, die unter der eigenartigen und hohen Kultur Japans noch hervorschimmern, verdichten sich von hier nach Norden, bis im Beringmeer die Identität des auf dem asiatischen und amerikanischen Ufer wohnenden Volkes erreicht ist. Gerade jene jüngere Verbreitung asiatischer Merkmale über Nordamerika, die es bewirkt hat, daß in Einzelheiten südamerikanische Völker Anklänge an südwestpazifische, nordamerikanische deutlichere an nordwestpazifische aufweisen, bezeugt die Bevorzugung des nördlichen Weges.


Eine Dojakfrau von Borneo. (Nach Photographie im Damann-Album.)

Die pazifischen Inseln sind in den Tropen durch einen insel- und menschenleeren Raum von 40—60 Längengraden von dem amerikanischen Gestade gesondert. Die einzige größere Gruppe, die Galápagos, die man in drei Tagen von der südamerikanischen Küste her erreicht, scheint vor dem Besuche der Europäer keine Menschen gesehen zu haben. Erwägen wir, daß dieser leere Raum ein Drittel so breit ist wie der zwischen der Osterinsel und den östlichsten Eilanden des Malayischen Archipels, und daß die Oster-Insulaner von der Samoagruppe, dem angeblichen gemeinsamen Ausstreuungsmittelpunkt der Polynesier, nach ihrem Eiland einen viel weiteren Weg zurückzulegen hatten, als jener Raum beträgt, so erscheint uns die Lücke weniger bedeutend. Im

Verhältnis zum inselreichen bewohnten Teile des Stillen Ozeans ist diese Kluft nicht breit genug, um uns zu verhindern, diesen, ähnlich wie den Indischen Ozean, als bewohntes Meer im Gegensatz zum unbewohnten Atlantischen aufzufassen. Geschichtliche Nachrichten über Fahrten, freiwillige oder unfreiwillige, in dem Gebiet östlich von der Osterinsel fehlen. Die peruanischen Annalen verzeichnen Küstenfahrten und weitere Seezüge zu Eroberung oder Entdeckung, Pizarro begegnete Handelsschiffen, und die Chincha wie die Chimu hatten Traditionen von einer entfernten Heimat über dem Meere; aber nichts Geschichtliches deutet auf einen unmittelbaren Verkehr zwischen Polynesien und Südamerika. Vielmehr halten sich die Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten im Rahmen der allgemeinen Zugehörigkeit beider Teile zu dem großen pazifischen Völkerkreis. Auch die Vorstellung der Chinesen von einem großen Land im Osten kann nur auf Nordwestamerika gedeutet werden, und die goldreichen Inseln, die die Japaner in den Osten versetzten — Tasman wurde zu ihrer Entdeckung ausgesandt und fand dabei die Bonin-Inseln — gehörten der Sage an. Über die Ableitung der altamerikanischen Kulturen von Asien werden wir im amerikanischen Abschnitt zu sprechen haben.

---

## 2. Die Völker des Stillen Ozeans und ihre Wanderungen.

„Es läßt sich den Völkerwanderungen von Asien her durch eine Inselreihe nachspüren, von denen selten zwo auf hundert Seemeilen voneinander entfernt liegen.“ Joh. Reinhold Forster.

Inhalt: Die Inselgruppen, ihr Klima und ihre Kulturpflanzen. — Die Volkszahl, ihre Abnahme und Verschiebung. — Spuren dichterer Bevölkerung und Kultur. — Ruinen. — Die Wanderungen. — Unfreiwillige Wanderungen im Stillen Ozean. — Schiffahrt und Schiffbau. — Orientierung. — Handelsreisen. — Hungersnot, Krieg und andere Gründe der Ein- und Auswanderungen. — Wandersagen. — Die Wanderungen in der Mythologie. — Die polynesische Wanderung. — Polynesische Sprachgemeinschaft und Übereinstimmung der Sitten. — Die Sage von Hawaiki. — Polynesien in Melanesien und Mikronesien. — Unbewohnte Inseln. — Zeit der Wanderungen. — Die ethnographischen Gruppen im Stillen Ozean. — Die Abstammung der Australier.

Durch den westlichen und mittleren Teil des Stillen Ozeans sind viele Tausende von Inseln in zahlreichen Gruppen zerstreut (s. die beigeheftete „Völkerkarte von Ozeanien und Australasien“). Sie schließen sich im Westen mit größeren Inseln an Australien und den Malayischen Archipel an: es ist zuerst Neuguinea mit der inneren Kette der Melanesischen Inseln, die im Osten mit der Fidschigruppe endigen; isoliert liegt im Südosten die Gruppe von Neuseeland. Über Fidschi hinaus nach Osten und über Neu-Mecklenburg nach Norden liegen zahllose kleinere Inseln, Polynesien. Sie erstrecken sich von den Karolinen bis zur Osterinsel, die durch einen Zwischenraum von 500 Meilen von der südamerikanischen Küste getrennt ist, und von der Südinsel Neuseelands bis Hawaii. Durch die Marianen gegen Japan und durch die Palau gegen die Philippinen zu gerückt, liegt im Winkel zwischen den beiden eine zweite Gruppe von noch kleineren Inseln, Mikronesien. Die Sonderung der drei Gruppen geht nicht tief; viel natürlicher sind kleinere Gruppen darinnen abgeschlossen. Gemeinsames in Naturcharakter und Entstehungsweise ist den einzelnen Ländern und Ländchen in reichem Maße eigen. Früher schon hat man die Zweiteilung in hohe und niedere Inseln als natürlich erkannt; jene umfassen die vulkanischen, diese die Koralleninseln. Zwar entspricht diese einfache Klassifikation nicht ganz dem Erscheinungsreichtum; vulkanische Erscheinungen und heftige Erdbeben sind in dem ganzen weiten Gebiet verbreitet, und die Korallenbauten haben in dem tropischen inselreichsten

# VÖLKERKARTE



'ON OZEANIEN UND AUSTRAL

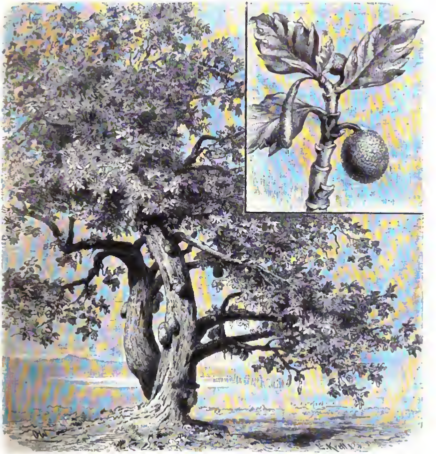



Bibliographisches Institut in Leipzig



Kokospalmen und Sagopalmen.

Gürtel des Stillen Ozeans eine Entwickelung gefunden wie nirgends sonst. Nur einige Inseln, an ihrer Spitze Neuguinea und die zwei größeren Inseln Neuseelands, bieten Raum zu größeren Entwickelungen, wodurch besonders in dem an größeren Inseln reicheren Melanesien die Entfaltung des Unterschieds zwischen Küsten- und Binnenstämmen begünstigt wird. Daß Neuguinea durchaus



Brotfruchtbaum (Artocarpus incisus). a) Blüte, b) Frucht. Vgl. Text, S. 146.

nicht eine seiner Größe entsprechende Stellung in Melanesien einnimmt — es ist dünner bevölkert als die meisten vorgelagerten Inseln — ist ein Beweis für die Trägheit, die Unausgiebigkeit echt papuanischer Arbeit und Entwickelung. Anderseits verbot in Polynesien die Entfernung Neuseelands jede tiefere Einwirkung, die von dem größten Lande der Inselflur hätte ausgehen können. So haben wir fast überall nur die Bevölkerungen kleiner und zahlreicher, einseitig ausgestatteter, weit getrennter Räume vor uns. Gerade der Ethnograph muß das wohl im Auge behalten! Dazu kommt, daß sich die dichteren Bevölkerungen auf den Küstensaum beschränken; das Innere ist menschenarm. Rascher Wechsel zwischen bewohnt und unbewohnt ist unter diesen Umständen

häufig; die Zahl unbewohnter Inseln mit Spuren früherer Bewohntheit ist nicht gering. Die Mehrzahl der pazifischen Inseln liegt zwischen den Linien gleicher Jahreswärme von 20°, nördlich und südlich vom Äquator, in Gebieten vorwaltend westlich gerichteter Meeresströmungen und Winde. Oft ist darauf hingewiesen worden, wie die vorwaltende Ostweströchtung des Passates eine Zuwanderung aus der Neuen Welt erleichtere. Der Einfluß der Winde und Strömungen auf den Verkehr in kleinen Gebieten ist wohl groß; aber die Thatsachen der Wanderungen und Verschlagungen (s. S. 150 f.) beweisen, daß sie die Verbreitung der Menschen zwar oft, aber nicht immer bestimmen konnten. Die neuere Meteorologie zeigt uns ebenso Luftströmungen aus Westen, wie die Meereskunde einen äquatorialen Gegenstrom in gleicher Richtung kennen lehrt. Im regelmäßigen Verkehr warten die Polynesier Westwind ab, um nach Osten zu fahren, und haben ganz entsprechend die Überlieferung, daß ihre Haustiere aus Westen gebracht worden seien. Schon in der Hervey- und Tubuai- oder Austral-Gruppe machen sich auch jenseits 20° die vorwaltenden Westwinde der Südhalbkugel fühlbar.


Die Taròpflanze (Caladium esculentum). 1/12 natürl. Größe.

**Pflanzen- und Tierwelt** dieses Gebiets, deren ausgesprochen asiatischen Charakter zuerst **Chamisso** zu den Ostwanderungen der Ozeanier in Beziehung gesetzt hat, vermochten den Menschen wenig zu bieten: einige der wichtigsten Kulturpflanzen und Haustiere sind von außen eingeführt worden, wie Schwein, Hund und Huhn, Taró und vielleicht auch Banane. Aber der am engsten mit der Inselwelt verknüpfte und ihren landschaftlichen Charakter hauptsächlich bestimmende Baum, die **Kokospalme** (s. die Tafel bei S. 145), macht auch auf den fernen und niedrigen Inseln die Existenz der Bewohner möglich. Die Nuß enthält, solange sie grün ist, eine Flüssigkeit, die in frischem Zustande kühlt, in gegorenem berauscht. Der fette, älter gewordene Kern ist nahrhaft und gibt reichliches Öl. Die innere Schale der Nuß liefert Gefäße, die Faser der Außenseite dauerhafte Geflechte, mit den Blättern deckt man Dächer, flicht man Matten, Segel, Körbe, der Stamm dient zum Hütten- und Schiffbau. Die weit wurzelnden Kokospalmen tragen endlich zur Befestigung und Vergrößerung der Koralleninseln bei, zu deren frühesten und häufigsten Bewohnern sie gehören. Nächst der Kokospalme ist die **Brotfrucht** (s. Abbild., S. 145) das ertragreichste aller polynesischen Kulturgewächse: bekannt ist das Wort **Cooks**, daß sechs Brotfruchtbäume eine Familie zu ernähren vermöchten. Dazu kommt in dritter Linie der Hauptgegenstand des eigentlichen Ackerbaues, die **Taròpflanze** (s. obige Abb.). Sie und die Brotfrucht haben das Leben dort fast zu leicht gemacht. Von Westen her reicht die **Sagopalme** (s. die Tafel bei S. 145) nach Melanesien hinein: ein großer Teil der Bevölkerung Neuguineas ist auf sie angewiesen.

So sind trotz ihrer weiten Verbreitung fast allen Bewohnern der Inseln des mittleren Stillen Ozeans wichtige Lebensbedingungen gemein. Und dazu kommt nun der gemeinsame Besitz einer Summe von ethnographischen Merkmalen, die trotz bedeutender Rassenunterschiede aus Polynesien, Mikronesien, Melanesien ein einziges ethnographisches Gebiet machen. Die Inselnatur macht die Bewohner zu Schiffern und zu Wanderern. Daher haben wir hier ein Gebiet ausgedehnter Koloniengründung, und Niederlassungen der einen Völkergruppe finden wir im Gebiet der anderen. Aber merkwürdiger Gegensatz: auch da, wo so großer Raum für Ausbreitung ins Innere vorhanden ist, wie in Neuguinea oder Neuseeland, bleiben sie vorwiegend an der Küste haften. Ihre Werkzeuge und Gebräuche bei Schiffahrt und Fischfang stimmen nahe überein. Sie entbehren alle des Eisens und sind dafür geübt in der Bearbeitung des Steines, des Holzes und der Muscheln. Eine hohe Stufe haben sie in der Herstellung von Flechtwerk erreicht: der Webstuhl greift von Westen herein, während der Osten und Süden Rinden und Bast verarbeiten. Die wenigen Haustiere, die gebräuchlichsten Früchte des Feldes und die berauschende Kawa oder Awa sind in allen drei Gebieten verbreitet. Im sozialen Leben ist das Übergewicht des Stammes oder der Gemeinde über die Familie kaum irgendwo so scharf ausgesprochen, und im Reiche religiöser Vorstellungen erhebt sich aus einer großen Zahl gemeinsamer Ideen in Polynesien eins der durchgebildetsten mythologischen Systeme primitiver Völker, das diesen weiten Raum und wohl noch entlegenere mit seinen Sagenblüten überstreut hat.

Heute zählen die Inseln des Stillen Ozeans auf dem Raume zwischen der Westspitze Neuguineas und der Osterinsel, zwischen den Archipelen von Hawaii und Neuseeland nicht über anderthalb Millionen, ohne die Weißen. Zwar tritt uns auch heute auf einigen der polynesischen Inseln eine Menschenzahl entgegen, die an Übervölkerung grenzt. Die Kingsmill-Gruppe zählt auf 8 Quadratmeilen 35,000 und die der Marshall-Inseln gegen 12,000 Einwohner auf 7 Quadratmeilen. Es handelt sich dabei immer um die Bewohner einiger kleiner Inseln, die die Kokoshaine und Fischgründe eines ganzen Archipels ausbeuten. Auch Tonga, als einer der weniger günstig ausgestatteten Archipele, die Salomon-Gruppe und der Bismarck-Archipel zeigen verhältnismäßig schon keine dünne Bevölkerung mehr. Im allgemeinen neigen überhaupt kleinere Landräume zur dichteren Zusammendrängung der Bevölkerung. Aber die große Mehrzahl der pazifischen Inseln trägt heute viel weniger Menschen der ursprünglich heimischen Völker als vor der Zeit der europäischen Einflüsse. Man muß nicht bloß die Zahlen betrachten, sondern auch den geographischen Aspekt: Die Südinsel von Neuseeland und Chatham haben nur noch eine verschwindend kleine Eingeborenen-Bevölkerung, die in die letzten Winkel zurückgedrängt ist, während alle natürlichen Vorteile in die Hände der durch Zahl und Thätigkeit überwältigenden weißen Bevölkerung übergegangen sind. 100,000 gab man auf guter Grundlage 1835—40 als die Zahl der Maori an, heute sind es 42,000, darunter zahlreiche Mischlinge, die bald allein übrig sein werden. Ähnlich steht es mit Hawaii, ähnlich auf den kleinen Inseln. Fragt man nach den Ursachen dieser Erscheinung, die bereits zu so großen Verschiebungen der Rassen- und Völkergebiete Anlaß gegeben hat, so sind es dieselben wie überall. Wir fassen sie nach den Bemerkungen im einleitenden Teil (s. oben, S. 10 f.) in die Worte zusammen, womit sie 1888 Pennefather für die Maori bezeichnete: Trunksucht; Krankheiten; Bekleidung mit schlechten europäischen Stoffen anstatt ihrer dichten Matten; friedliche Zustände, die sie in Trägheit versinken und die gesunden Wohnstätten auf befestigten Hügeln gegen feuchte Plätze in der Nähe ihrer Kartoffelfelder vertauschen ließen; Wohlstand, der ihnen Müßiggang und schädliche Genüsse brachte. Dem Fortschritt in Bahnen europäischer Gesittung stehen ihre angeerbten Gebräuche, vor allem die politische Zersplitterung und der Mangel des Einzeleigentums an Land gegenüber. An der Zerstörung

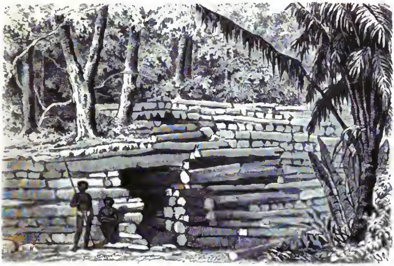
des Volkes der Moriori der Chatham-Insel hat aber auch ganz besonders die Menschenfresserei der Maori gearbeitet.

Die Einschleppung europäischer Krankheiten hat in vielen Gebieten den Rückgang beschleunigt. Kubarys Untersuchung über das auffällige Aussterben der Palau-Insulaner, die vollständigste und unbefangenste, die für irgend einen Teil Ozeaniens vorliegt, führt auf eine Reihe von inneren Ursachen. Wichtige Erscheinungen im sozialen Leben der Insulaner, wie die Adoption in den verschiedenen Formen, das Erben der Titel auf Söhne, das Eingehen großer Häuser, deuten auf ein höheres Alter des beklagenswerten Rückganges hin. Die Eingeborenen schreiben ihn fälschlich der klimatischen Krankheit, der Influenza, zu, während die Hauptursache in der Verwüstung der Menschenleben, besonders der weiblichen, gesucht werden muß. Die Unterbilanz der Geburten ist so groß, daß man das Aussterben nahe vor sich zu sehen meint. Frühe Ausschweifungen in beiden Geschlechtern, Eigenart der Ehe, die die jungen Frauen soviel wie möglich festen Verbindungen entzieht, die übrigen mit der schweren Arbeit des Tarobaues belastet, die Gatten voneinander trennt, Nützlichkeitsrücksichten in den Vordergrund rückt, endlich das immer noch nicht ganz beseitigte Kopfstehlen (Kubary sagte 1883: in den letzten 10 Jahren wurden im ganzen nur 34 Köpfe abgeschlagen!) geben die Erklärung. Die ganze Bewohnerschaft erhält im Lichte der Schilderung Kubarys einen pathologischen Charakter: Neigung zu Dysenterie infolge der ausschließlichen Taronahrung, Vorkommen von Oxyurus vermicularis, Befallensein aller älteren Personen mit chronischem Gelenkrheumatismus, verursacht durch das Klima und die Aussetzung des nackten Körpers, geringe Ausdauer der Männer im Ertragen körperlicher Anstrengungen.

Dieser Rückgang hängt eng zusammen mit dem Herabsinken von früher erreichten Höhen sozialer und politischer, auch technischer Entwickelung. In Mikronesien hat der Bau großer Gesellschaftshäuser aufgehört. Damit ist eine Quelle von Anregungen zu Arbeit der Phantasie und der Hände versiecht, die Völker leisten weniger als früher, ihre Originalität ist abgestorben, sie sind im Begriff, ethnographisch zu verarmen. Der Blick in die Vergangenheit dieser Völker findet Reste vergangener Geschlechter, die von anderen Zuständen erzählen, von größerer Menschenzahl, beträchtlicherer Arbeitsleistung, dauernderen Werken. Auf den kleinen Louisiaden ist das Wegnetz des Inneren viel zu dicht für die heutige Bevölkerung. Auf dem verlassenen Pitcairn liegen die Unterbauten von Morais aus Stein, Steinbeile und in Grotten Skelette, neben Zeichenbildern von Mond, Sternen, Vögeln ꝛc.; auf den Hügeln der Insel Rapa ragen alte Festungen, und neben einem kyklopischen Steinweg findet sich in Huaheine ein Dolmen, an einen Morai in Terrassen angebaut. Die Ruinen von Nanmatal auf Ponapé bestehen aus viereckigen Räumen, die mit Basaltsäulen umzäunt, durch Kanäle voneinander getrennt sind. Es sind 80 derartige Steininseln; auf einigen davon befanden sich einst ohne Zweifel Grabmäler. In diesen Ruinen erhebt sich das Grabmal der Könige von Matalanim auf einem fast 2 m hohen, 89 m langen und 70 m breiten Fundament zu einer Höhe von 8—10 m bei 3 m Wanddicke. Die Wände bestehen aus Basaltsäulen (s. Abbildung, S. 149).

Klassische Beispiele für diesen Reichtum an Resten eines zahlreicheren und thätigeren Geschlechts birgt vor allen die Osterinsel. Merkwürdig sind dort die riesigen Steinbilder. Ihre große Zahl setzt ebenso in Erstaunen wie ihre Größe und der hohe Stand der Arbeit. Ihre Zahl beträgt noch heute mehrere Hundert, und ihre Höhe steigt bis zu 15 m, während die Schulterbreite in einem Falle nicht weniger als 3 m mißt. Manche von ihnen sind umgeworfen und halb im Schutte vergraben, andere aber stehen auf breiten Plattformen, die aus behauenen Steinen aufgebaut sind. Ursprünglich sollen viele auf dem Kopf eine Bedeckung aus rötlichem Stein getragen haben, nach Cooks Beschreibung einen Cylinder von 1½ m Durchmesser. Auf dem Rücken sind bei einigen Hieroglyphen eingegraben. Diese Steinbilder, von vielen Zentnern

Gewicht, mußten einst an Tauen den Berg herabgelassen und in Gruben unten aufgestellt, d. h. eingegraben werden. Natürlich ist es, daß diese Steinbilder, deren Zahl und Größe mit der Kleinheit der Insel, deren geschickte Arbeit mit dem höchst einfachen Zustand, worin schon die ersten Europäer die Insulaner fanden, kontrastieren, zu Spekulationen über ihre Entstehung aufforderten. Ein so besonnener Beurteiler wie Beechey erklärte es kurzweg für unmöglich, daß die Osterinsulaner diese Arbeiten gemacht haben könnten; sowohl die Bildnerei als auch die Aufrichtung dieser Werke gehe weit über das hinaus, dessen sie fähig seien. Was die Schwierigkeit der Beantwortung dieser Fragen noch vergrößert, ist die Unkenntnis, worin wir uns über ihr Alter, über den Grund, warum so viele gestürzt sind, und endlich über ihren Zweck befinden. Umgestürzt



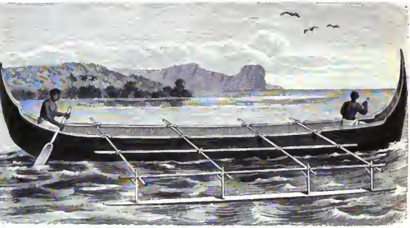
Ein Grabmal auf der Karolinen-Insel Ponapé. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.)
Vgl. Text, S. 148.

können sie die Erdbeben haben; ihr Zweck ist weder alten noch neuen Beobachtern klar geworden. Mauerwerk verschiedener Bestimmung, wie es die Osterinsel teils in Form von aufgeschichteten Plattformen, teils von ober- und unterirdischen Hütten, mit oder ohne inneren Farbenschmuck, bietet, verstärkt noch den Eindruck des Rückgangs, den man angesichts so großer Werke und so weniger, schwacher und verarmter Menschen empfindet.

Ozeanien, das inselreichste, landärmste aller Wohngebiete der Menschen, auf den ersten Blick ein sehr günstiger Boden für das Studium isolierter Kulturentwickelungen, ist doch ein Gebiet reichen Verkehrs und bietet nirgends einer dauerhaft selbständigen Kulturentwickelung breiten und fruchtbaren Boden. Es liefert interessante Belege für die besonderen Richtungen, in denen sich unter isolierenden Einflüssen einzelne Elemente des Kulturschatzes eines Naturvolks entwickeln, aber es zeigt uns nicht die Konstanz eines einzigen Völkertypus und einer besonderen Kultur. Statt der tiefen Abstufungen vom buschmann- und tasmanierartigen Feuerländertum bis zu den in vielerlei Künsten erfahrenen, reichen, Sonnenglauben hegenden Inka von Peru zeigt uns

Ozeanien im Kulturgebiet die leichten Abwandlungen Eines Grundthemas. Sein großes Problem ist nicht die ruhige Entwickelung örtlicher Besonderheiten, sondern die ausgleichende Wanderung von Archipel zu Archipel, und endlich auch von Erdteil zu Erdteil.

Die Ausbreitung malayo-polynesischer Völker über einen Raum von 210 Längen- und 80 Breitengraden ist eine erstaunliche Thatsache. Sie gewinnt noch an Bedeutung, wenn man sich erinnert, daß weite Meeresstrecken von großer Tiefe diese Inseln trennen, Inseln so klein, daß sie selbst forschende Seefahrer nur spät und schwer entdecken konnten. Keine Ursache schien zu groß, eine solche Erscheinung zu erklären, und man versteht, daß nicht nur ältere Forscher, wie Quiros, Seeleute, wie Crozet und Dumont d'Urville, sondern selbst ein Broca dem Gedanken Raum geben konnte, es lägen in dieser Inselwelt die Reste eines untergegangenen Kontinents zu Tage. Selbst die Hypothese einer gesonderten Schöpfung gesondert wohnender Völker



Ein Auslegerboot von Neupommern. (Nach Modell der Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig.) Vgl. Text, S. 156.

fand hier Anwendung. Aber schon Forster und Cook sprachen von Wanderungen der Insulaner. Immer mehr sind sie als die große Thatsache der Ethnographie des Stillen Ozeans erkannt worden. Wie zahlreich liegen Nachrichten über zufällige, unfreiwillige Wanderungen im Stillen Ozean vor! Als Cook 1777 nach Watiu kam, fand sein tahitanischer Begleiter Mai dort 3 Landsleute, den Rest von 20, die zwölf Jahre vorher von dem 1200 km entfernten Tahiti verschlagen worden waren. Beechey fand 1825 auf der Insel Byam-Martin 40 Männer, Weiber und Kinder, den Rest von 150, die einige Zeit vorher von Maiatea, 400 km östlich von Tahiti, von einem zu früh eintretenden Monsun nach der 1000 km entfernten Barrow-Insel verschlagen worden waren, und diese wegen ihrer Sterilität verlassen hatten, um nach Byam-Martin überzusiedeln. Dabei ist bemerkenswert, daß der Weg von Maiatea nach der Barrow-Insel gegen die Richtung des Passates liegt. Im Jahre 1816 fand Kotzebue auf der Radak-Insel Aur einen Eingeborenen von Ulie, der mit drei anderen, beim Fischfang verschlagen, einen Weg von 2700 km gegen den Passat zurückgelegt hatte. Bewohner von Ulie trieben 1857 auch nach den Marshall-Inseln; Ralik-Insulaner trieben nach den Gilbert-Inseln, Gilbert-Insulaner nach den Marshall- und westlich nach den Karolinen-Inseln, und eine neuere Verschlagung von Jaluit nach Faraulap auf den westlichen Karolinen, 1500 Seemeilen, berichtet Finsch. Bei

seinem kurzen Aufenthalt auf Yap und dann auf Palau begegnete Miklucho-Maclay öfters Leuten, die nach anderen Inseln verschlagen worden und zurückgekehrt waren. Kubary bezeichnet es in seiner Schilderung der Palau-Inseln als eine bekannte Thatsache, daß die Bewohner der Karolinen nicht selten nach den Philippinen verschlagen werden; sie erreichen dann jedesmal die Insel Samar oder den südlichsten Teil von Luzon: gerade hier bricht sich der nordäquatoriale Strom an der philippinischen Inselmauer. Dagegen scheinen niemals Bewohner der Philippinen nach den Palau-Inseln gekommen zu sein, wohl aber solche von Celebes und den in der Celebesstraße liegenden Inseln.

Ein zweites Gebiet häufiger Verschlagungen liegt um den Fidschi-Archipel: als die Grenzpunkte können Ticopia, Lifu, Savaii, Vavau bezeichnet werden. Wie lebhaft auch der regelmäßige

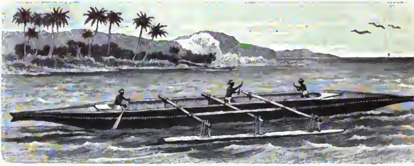


Ein Boot von den Mortlock-Inseln, mit Ausleger und Schilfsegel. (Nach Modell der Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig.) Vgl. Text, S. 157.

Verkehr zwischen Tonga und Fidschi sein mag, so würde doch die Anwesenheit der zahlreichen Tonganer und Tonga-Fidschi-Mischlinge gerade auf der Windseite des Fidschi-Archipels für Verschlagungen in westlicher Richtung auch dann sprechen, wenn wir nicht die Verschlagungen aus Tonga und Savaii nach den weiter westlich gelegenen Inseln der Banks-Gruppe, Uwea, Lifu, Vate, Tanna, sicher bezeugt hätten. Bis in die mittleren Salomon-Inseln scheinen sie vorzukommen. Gerade innerhalb der melanesischen Gruppen gewinnen diese Bewegungen ein erhöhtes Interesse durch die große Zahl der hier zu findenden Polynesier oder der oft so deutlichen Spuren polynesischen Einflusses.

Noch wichtiger ist ein drittes Gebiet durch den örtlichen Zusammenhang mit den polynesischen Wandersagen. Es umfaßt die Cook- und Austral-Inseln, die Paumotu- und Gesellschafts-

Inseln. Zur Ergänzung der bereits gebrachten Beispiele: die unfreiwillige Reise des Engländers Williams in einem Boote von Rarotonga nach Tongatabú und die mehrerer Eingeborenen von Aitutaki nach Niua; in beiden Fällen wurden in westlicher Richtung Wege von 1600 km zurückgelegt. Jene Eingeborenen von Manihiki, die 1861 durch Sturm nach der Ellice-Gruppe verschlagen wurden, wo sie die ersten Lehren des Christentums verbreiteten, hatten einen noch längeren Weg hinter sich. Zwischen den Gesellschaftsinseln, besonders Tahiti, und den Paumotu knüpfen häufige Verschlagungen mit dem und gegen den Passat ein besonders enges Band. Auch



Ein Boot von Niue (Savage-Insel). (Nach Modell der Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig.) Vgl. Text, S. 157.

Abtriebe in südlicher Richtung sind hier bekannt, aber keiner über den Wendekreis hinaus, also auch keine Verbindung nach Neuseeland. Endlich bezeugen die unfreiwilligen Reisen von Tahiti nach Byam-Martin und der Bow-Insel, daß gegen Passat und Strom, besonders im südhemi-



Ein Boot von den Hermit-Inseln. (Nach Modell der Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig.) Vgl. Text, S. 157.

sphärischen Sommer, Abtriebe in östlicher, d. h. jener Richtung möglich sind, in der die Osterinsulaner ihr weit entlegenes Eiland erreicht haben müssen.

Seltener sind die Nachrichten über Verschlagenwerden vom asiatischen Kontinent oder Japan her. Abgesehen von einigen historisch feststehenden Fällen sei hier auf die wiederholten Verschlagungen von Japan nach Norden und Osten bis Lopatka, Kadjak, Vancouver-Insel hingewiesen, die ebenfalls geschichtlich beglaubigt sind. Auch von China sollen Schiffe an die ameri-

kanische Nordwestküste verschlagen worden sein. Auf den entgegengesetzten Weg deuten aber Dinge von unzweifelhaft nordwestamerikanischem Ursprung, die an der Küste der hawaiischen Inseln antreiben. Beziehungen zum südamerikanischen Kontinent eröffnen sich durchaus keine, wie entschieden auch die Westwinde und Strömungen in höheren Breiten auf Südamerika hin-, die östlichen in äquatorialen Breiten von ihm wegführen. Nur Schlüsse auf Grund des ethnographischen Besitzes sind hier möglich und sollen später erörtert werden.

Fassen wir nur die unfreiwilligen Reisen ins Auge, so erscheint uns der Stille Ozean nicht mehr als eine Wasserwüste, wo Insulaner in Abgeschlossenheit leben, sondern es eröffnen sich



Eine hölzerne Schöpfkelle von Neuseeland. (Britisches Museum, London.) 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 157.

Beziehungen der verschiedensten Art zwischen den Inseln untereinander und zwischen diesen und den Festländern. Die Verschlagungen sind keine Ausnahme, sondern Regel, und führen nach allen Seiten hinaus. Diesen Fällen von Beziehungen, die in der Perspektive der Jahrtausende ein dichtes Netz von Land zu Land spannen, hat die Ethnographie Rechnung zu tragen, indem sie die scharfen Sonderungen der Völker Ozeaniens aufgibt und bei aller Beachtung des Auseinandergehenden und Eigentümlichen dem Vereinigenden sein Recht läßt.



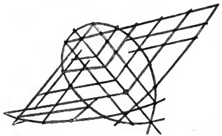
Eine hölzerne Schöpfkelle von Neuseeland. (Britisches Museum, London.) 1/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 157.

Dieser Auffassung kommt aber auch das Leben und Treiben der Ozeanier, ihr Denken und ihre Überlieferung entgegen. Ein ausgesprochener Wandersinn lebt in ihnen. Nicht selten werden Reisen von mehreren Hundert Meilen unternommen, um entweder benachbarte Inselbewohner zu überfallen und Köpfe für die Kanoehäuser zu holen, oder auch an einem bestimmten Tage des Jahres zu einem gemeinsamen Warenaustausch zusammenzutreffen. Durch derartige Fahrten sind namentlich die Bewohner von Yap, Simbo und die Tonganer bekannt. Auch die seeräuberischen Bewohner von Biak legen in ihren Kähnen Hunderte von Kilometern zurück. Ein Hauptgrund der Wanderungen

ist natürlich der **Handel**. Daß er auf den polynesischen Inseln wesentlich durch die Häuptlinge oder für sie betrieben wurde, konnte den Unternehmungen nur günstig sein, da allein diese mit ihrer Autorität und ihren Kenntnissen die Führer größerer Expeditionen sein konnten. Als echte Handelsvölker können die Tonganer, die den Handel zwischen Fidschi und Samoa beherrschten, die Bewohner von Sikiyana, von Peleliu und andere bezeichnet werden. Die Arbeitsteilung in den Gewerben nötigt zum Tausch. Besonders ist hervorzuheben, daß die höhere Entwickelung einer Industrie, wie der Töpferei auf Bilibili, Teste oder Moresby, alles Inselchen vor Neuguinea, immer auch alle Werkzeuge zum Reisen und Warentransport, also die Schiffahrt vor allem auf eine höhere Stufe hebt. Zahlreiche Motive zu Wanderungen schuf ferner die **politische Unruhe**. Angriffe von Insel auf Insel, Flucht auf entlegene Inseln sind gewöhnliche Erscheinungen. Die Bewohner der Marianen flüchteten bei der spanischen Eroberung nach den Karolinen; die vor einem kannibalischen Häuptling fliehenden Tonganer bevölkerten die Insel Pylstart (Ata); von Kamehamehas Einfall bedroht, ließ Kaumualii auf Kauai ein Schiff vorbereiten, um in Zeiten der Gefahr mit seiner Familie nach einer der Inseln im Ozean zu flüchten. Schließlich trieb auch **Hunger** zur Wanderung; Hungersnöte sind nichts Seltenes. Die beständige Berührung mit dem Meer hat einen **Geist des Wagens** erzogen, dem die aristokratische Gliederung der Gesellschaft Nahrung und Werkzeuge gibt. Die Tonganer können uns wohl als die kleinen Phöniker von Südostpolynesien gelten: die Samoaner und Fidschianer wagten nicht anders als in Booten, die mit tonganischen Schiffern bemannt waren, die Reise nach Tonga. Übrigens fehlt es auch nicht an eigentlichen Wanderstämmen. Vergessen wir endlich nicht jene in zu Übervölkerung neigenden Inselländern immer heimische **Geringschätzung der Menschenleben**. Kindesmord, Menschenopfer, Menschenfresserei, permanenter Kriegszustand erläutern diese zur Genüge; und mit ihnen sprießt aus derselben Wurzel die Auswanderung.



Eine hölzerne Schöpfkelle von Neuguinea. (Britisches Museum, London.) 1/5 wirkl. Größe.) Vgl. Text, S. 157



Eine Stäbchenkarte von den Marshall-Inseln. (Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig.) 1/8 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 158.

Nirgends ist unter Naturvölkern eine **höhere Entwickelung der Schiffahrtskunst** so allgemein wie bei Polynesiern und Melanesiern. Ihre meisten Stämme sind echte Seevölker. Zieht man die Entlegenheit der Ozeanier von den großen Kulturvölkern des asiatischen Kontinents in Betracht, so steht die Technik des Schiffbaues bei ihnen nicht tiefer als bei den Malayen. Man beachte, daß sie Völker ohne Eisen sind. Natürlich bestehen in lokaler Beschränkung auch hier Ungleichheiten im Schiffbau, in den Fahrten und wohl auch in den Wanderungen der Völker. Es ist Thatsache, daß die Fidschi-Insulaner heute selten über die Grenzen ihrer Gruppen hinausgehen, während die Tonganer, vom Winde begünstigt, häufig zu ihnen kommen. Aber auch die Schiffahrtskunst mag ebenso wie der Schiffbau mit der Zeit Änderungen erfahren. Glückliche Fahrten heben den Unternehmungsgeist, Unglück läßt ihn sinken. Die Samoa-Inseln haben einst ihren Namen Schiffer-Inseln von der Schiffahrtskunst ihrer Bewohner erhalten; heute

ist diese sehr vermindert. Manche von den Niedrigen Inseln sind so holzarm, daß der Schiffbau erschwert oder auf Treibholz hingewiesen wird; und an der Küste Neuguineas bauen in Port Moresby die Motu wegen Holzarmut überhaupt keine Schiffe, beziehen sie aber von ihren hierin geschickteren Nachbarn. Anderseits bauen dann wieder die Insulaner der holzarmen Paumotu-Inseln bessere und größere Schiffe als die der Markesas. Die Kleinheit und Armut ihrer Inseln treibt sie eben zu friedlichem und kriegerischem Wandern und Erobern, und nur zur See ist ihnen dies möglich.

Von dem einfachen Floß an bis zum Segelschiff mit Ausleger und zum Doppelkanoe findet sich eine reiche Mannigfaltigkeit von Fahrzeugen in diesem Gebiet. Wir sehen davon ab, daß für die Beschiffung eines Binnensees die Palau-Insulaner Flöße aus Bambusrohr herstellen, weil Gelegenheiten zur Binnenschiffahrt in dem ganzen Gebiet selten sind. Indessen kommen Flöße auch im Dienst der Küstenschiffahrt zur Verwendung. Cook fand bei den Familien, die er in der Duskybai traf, keine Kähne, sondern nur ein Floß aus Holzstämmen zum Übersetzen. Einfache Baumkähne schließen sich hier an, sie sind untereinander verbunden und werden durch darübergelegte Planken zu floßartigen Fahrzeugen vereinigt. Solche Kahnflöße verführten manchmal zu der Ansicht, als befuhren z. B. die Neukaledonier das Meer mit Flößen. Thatsächlich gibt es bei diesen nur eine Art rohes Floß, das auf zwei ausgehöhlten Baumstämmen ruht und einen Mast mit dreieckigem Mattensegel hat. Auch die Kunaier haben Doppelkähne und zwar von netter Arbeit; minder gut sind die Kanoes der Loyalitäts-Insulaner. Doch auch diese sind gedoppelt, mit einer Plattform, zwei dreieckigen Mattensegeln und 2 m langen Rudern versehen, die durch Löcher in der Plattform hindurchgehen; ein langes Ruder dient zum Steuern, und so fahren sie bis Neukaledonien. An der Hoodbai in Neuguinea werden Flöße, die auf fünf Einbäumen ruhen, benutzt; sie tragen auf einer einzigen Plattform bis 100 Menschen und eine Menge Waren. Sie führen ein oder zwei Masten, einen Steinanker und Mattensegel.

Daß einzelne Einbäume ausschließlich zur Schiffahrt gebraucht werden, ist nicht gewöhnlich; aber neben größeren, zusammengesetzten Fahrzeugen dienen sie den lokalen Bedürfnissen der Küstenfahrt und Fischerei. So finden wir sie in Tahiti unter dem Namen Buhu, Muschel, gewöhnlich einseitig zugespitzt und selten mehr als zwei Menschen führend. Aber so hoch ist der Schiffbau entwickelt, daß, wo nötig, auch die kleinsten Bote sorgfältig aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt werden. Die Paumotu-Insulaner haben auf Waituhi eine größere Zahl kleinerer Boote, die aus Kokospalmenholz zusammengefügt, höchstens 5 m lang, für zwei Personen tragbar sind und nur zwei oder drei Personen fassen; sie tragen besonders angesetzte Spitzen hinten und vorn, einen Ausleger und zwei rückwärts gebogene Ruder.

Die Tahitier bauen ihre Boote schon darum aus mehreren Stücken, weil so große Stämme, wie sie den Maori die Kaurifichte liefert, auf ihrer Insel nicht wachsen. Auf den Gesellschaftsinseln wird ein elegantes Doppelkanoe, Zwilling genannt, aus zwei Einbäumen zusammengesetzt, die völlig gleich sein müssen. Und auf den Palau-Inseln ist der Kabekel ein 20 m langes Fahrzeug, das gewöhnlich aus einem großen Baumstamm ausgehackt wird; man richtet es bis auf 40 Ruder ein. Die Breite und Tiefe sind im Vergleich zu der großen Länge sehr gering. Das ganze Fahrzeug ist ein ausgehöhlter Kiel, der auf dem Wasser durch den auf der Seite angebrachten Ausleger gehalten wird. In der Mitte des Kahnes ist über ihm ein mit Bambusrohr gedecktes Gerüst angebracht, worauf die Anführer und das Gepäck ihren Platz haben.

Diese Einbäume liefern auch die Grundlage für die größeren zusammengesetzten Schiffe; ihr Kiel besteht aus einem durch Feuer ausgehöhlten Baumstamm, bei den großen Fahrzeugen

aus mehreren. Große Schiffe gibt es vor allem in Fidschi, Tonga, Samoa und Neuseeland. Entsprechend groß ist dann auch die Zahl der Boote. Forster sah bei Tahiti eine Flotte von 159 großen Doppelkähnen und 70 kleineren Schiffen. Die kleinen Schiffe fuhren teilweise sehr schnell und besorgten den Botendienst zwischen den größeren.

Der Baum oder die Bäume zu einem Schiff werden unter religiösen Sprüchen gefällt und zunächst mit Feuer ausgehöhlt. Während zu dieser Arbeit viele Eingeborene fähig sind, steht der eigentliche Schiffbau nur einer privilegierten Klasse zu: so eng war das Interesse der Staaten und Gesellschaften mit diesem Handwerk und dieser Kunst verbunden! Nicht nur früher in Polynesien, auf Fidschi bilden noch heute die fast nur Schiffbau treibenden Zimmerleute eine besondere Kaste, führen den hochklingenden Titel „des Königs Handwerker" und haben das Vorrecht eigener Häuptlinge. Von diesen hochgeehrten Handwerkern wird der Schiffbau mit besonderer Sorgfalt betrieben. Dem Kiel werden Planken aufgesetzt, Stern und Vorderteil mit geschnitzten Aufsätzen ausgestattet, von besonderen Handwerkern die Segel und Taue verfertigt und angepaßt, von anderen die Ausleger hergestellt. Alles geschieht nach altem Herkommen; das Legen des Kieles, die Fertigstellung des Ganzen, der Stapellauf finden unter religiösen Zeremonien und Festen statt. Tangaroa war der Patron der Schiffer; seinen Kult trugen sie durch den ganzen Ozean. Bauen doch die Götter selbst gern Schiffe und unternehmen kühne Fahrten!

Die Schiffe der Fidschianer (s. Abbildung, S. 8) nahmen lange Zeit die erste Stellung unter den Fahrzeugen der pazifischen Inseln ein. Als Cook 1772 zum erstenmal Tonga besuchte, traf er dort Fidschianer an, die einen tonganischen Edlen in ihrem Schiff nach seiner Insel zurückgebracht hatten. Damals hatten die Tonganer ein im Vergleich zum fidschianischen schwerfälliges Fahrzeug und nahmen deshalb jenes mit seinen Segeln an. Sie haben nur insofern das fidschianische Muster verändert, als sie mit Geschicklichkeit die einzelnen Stücke sorgfältiger, feiner ausgeführt haben. Diese fidschianisch-tonganischen Fahrzeuge gehören einem durch ganz Mikronesien verbreiteten Typus an, der durch Versetzung des Segels das Hinterende zum Vorderende macht. Nun beschäftigten fidschianische Häuptlinge mit Vorliebe tonganische Zimmerleute; daher die Angabe, die Tonganer bauten wegen des besseren Holzes ihre Schiffe auf Fidschi. Gehen wir von Fidschi nach Westen, so finden wir, daß nördlich von Vate, in den Neuen Hebriden, Doppelkanoes mit Segeln gebraucht werden, nicht aber im Süden, wo es nur schwache Fahrzeuge gibt. Die neukaledonischen Schiffe sind den samoanischen ähnlich, aber schlechter gebaut und viel langsamer. Ebenso plump sind die Fahrzeuge der Loyalitäts-Insulaner. Das ist umsomehr zu verwundern, als beide Inselgruppen in ihren Riesenfichten prächtiges Material besitzen. Auf den Salomon-Inseln ist der Schiffbau hoch ausgebildet, doch kommen auch hier Abstufungen vor. Die elegantesten und leichtesten Fahrzeuge des Archipels werden auf Ulakua gebaut. Außerordentlich reich geschmückt mit phantastischen Schnitzwerken, rot und gelb gefärbten Feder- und Bastwerkkronen, Muscheln &c. sind die Kriegsboote der westlicher gelegenen Inseln. Die neumecklenburgischen Boote unterscheiden sich bedeutend von den neuhannoverschen; nicht so lang bestehen sie zwar auch aus einem Baumstamm, sind aber nicht oben in ihren Seitenwänden umgebogen. Das Boot der Neupommern (s. Abbildung, S. 150), meist aus einem Holzstamm, vielfach aber auch mit zwei niedrigen Planken, je eine an jeder Seite, ist durchschnittlich größer als das neumecklenburgische und mit hohen und dünnen Schnäbeln verziert.

Die größeren Schiffe der Neuguineer sind 5—6 m lang und 60—70 cm breit. Der Rumpf, aus einem Stück, ist aus einem tadellosen Baumstamm, nicht stärker als 2 cm, gehöhlt, Strebebogen verhindern, daß er sich wirft. Die beiden Enden sind aufwärts gebogen und durch Holzsporen festgehalten, deren vorderer aufsteigt und mit Arabesken &c. geschmückt oder angestrichen

ist. Um den Bord über die Schwimmlinie zu erheben, bedient man sich nach alfurischer Sitte der Rippen von Sagopalmblättern, die sich vorzüglich ineinander fügen und, an die Strebebogen ziegelartig festgebunden, eine wasserdichte Oberfläche bilden. Über dem Bord befestigt man leichte, auf jeder Seite 1½ m darüber hinausragende Querhölzer, an deren Ende ein anderes, rechtwinkelig gekrümmtes Holz die Wasserfläche streift; dieses steckt in einem starken Baumast, der so leicht wie Kork ist und als Schwimmer dient. In der Mitte des Schiffes erhebt sich auch hier auf den Querstangen ein viereckiger Kasten aus Bambus, den ein kleines Dach von Kokosblättern gegen die Unbilden der Witterung schützt. Übrigens findet man auf Neuguinea alle Arten Fahrzeuge vom Floß an. Die Verzierung ist reich, vor allem die der Kriegskähne.

In Mikronesien, dessen Schiffe (s. Abbildungen, S. 151 u. 152) denen von Fidschi und Tonga am nächsten stehen, kommen Doppelkanoes, wie sie bei den Polynesiern üblich sind, nicht vor; selbst die größten Kriegsamlais, in denen 60—80 Personen Platz haben, besitzen nur einen Ausleger. Von Insel zu Insel beobachtet man Unterschiede. Die Palau-Kanoes unterscheiden sich von den Kanoes aller Südsee-Insulaner dadurch, daß sie im Verhältnis zur Länge des Fahrzeuges und zur Größe des Segels niedrig und flach sind. Sie eignen sich deshalb auch nicht zu weiten Seereisen, wie sie die Einwohner von Yap, der Mackenzie- und Ralik-Inseln unternehmen, leisten aber bei kurzen Fahrten Außerordentliches. Das leichte und scharfe Kaep, durch ein großes, dreieckiges Segel gezogen, gleitet bei dem leisesten Windhauch mit Blitzesschnelle über die Wogen; auch gewaltige Wellen finden nirgends Widerstand, heben das Kanoe, zerschneiden sich an seinen Spitzen und Kanten und können seinen Lauf nicht hemmen. Der Schmuck mikronesischer Boote mit Büscheln von gespaltenen Fregattvogelfedern und die Vermeidung der Schnitzereien ist polynesisch.

Ein wichtiges Element des polynesisch-melanesischen Schiffes sind die Ausleger (s. Abbildungen, S. 150, 151 u. 152) von verschiedener Gestalt, Anfügung und Größe. Zu Auslegern werden leichte, dauerhafte Hölzer genommen, im östlichen Ozean meistens von Pisonia, die noch auf den Paumotu gegen 20 m Höhe erreicht, im westlichen von dem korkleichten Hibiscus oder einer Erythrina. In der Regel ist der Ausleger an das Schiff durch zwei Pfähle von 1½—2 m Länge befestigt, deren vorderer gerade und stark, deren hinterer gebogen und elastisch ist. Die Fidschianer unterscheiden vielerlei Schiffsarten allein nach den Auslegern.

Das immer nur in der Einzahl vorhandene Segel ist dreieckig, aus geflochtenen Matten zusammengesetzt oder aus dem Bast der Blattbasis der Kokospalme auf einem Bambusgestell zusammengenäht und wird mit einem über oder um die Spitze des Mastes laufenden Tau festgehalten (s. Abbildungen, S. 8 u. 151). Es kann nicht gerefft werden. Entsprechend seiner Wichtigkeit bildet es einen gesuchten Handelsgegenstand. Bei großen Schiffen ist das Steuerruder 6 m lang, mit einem über 2 m langen Ruderblatt, und braucht deshalb bei starker See 2—3 Männer zu seiner Führung. Die gewöhnlichen Ruder sind häufig der wenigst zweckmäßige Teil des Schiffes. Die Form des Blattes ist spitzlanzettlich, sie sind häufig am unteren, spitzen Ende verziert, am Griff geschnitzt und zeigen Tiernachbildungen oder Ornamente. Als Zierruder sind sie mit Perlmutter ausgelegt. Wo sie so kräftig sind, wie auf den Salomon-Inseln, mögen sie gelegentlich als Keulen benutzt werden. Selbst die Schöpfkellen zeigen in ihrer oft elegant geschnitzten Form den Wert, der auch den letzten Werkzeugen des Seefahrers beigelegt ward (s. die Abbildungen, S. 153 u. 154). Die Schöpfkelle der Admiralitäts-Inseln mit horizontal eingesetztem einfachen Stab als Griff wird als praktisch von Konteradmiral Strauch über die europäischen gestellt. Konserven von langer Haltbarkeit werden aus Pandanus- und Brotfrucht für die Reisen hergestellt; auch dienen Kokosnüsse und deren mit Wasser gefüllte Schalen als Proviant. Die Zahl der Ruderer ist in den großen Kriegsbooten weit über 100. Forster spricht

von 144 Ruderern und Wilson von 300 Menschen in einem einzigen Boot. Gesang regelt das Eintauchen der Ruder. Bei gemeinsam unternommenen Fahrten steht einer im Stern des vordersten Schiffes und gibt mit einem Bündel trockenen Grases die Richtung an.

Von doppelter Wichtigkeit ist die Orientierung in diesem Meere, dessen einzelne Eilande oft so weit auseinander gezogen und so niedrig sind, daß man staunt, wie sie dennoch gefunden werden konnten. Noch in unserem Jahrhundert sind mehrfach Inseln im Stillen Ozean neu entdeckt worden. Diese Völker sind eifrige Beobachter der Sterne und besitzen Namen für eine große Anzahl davon; sie unterscheiden acht Himmelsgegenden und Winde. In ihrer Weltvorstellung erscheint das Meer überall inselreich; dies hilft die Waghalsigkeit ihrer Fahrten erklären. Auf Karten zeichnen sie zwar auch ihre geographischen Kenntnisse ein, doch sind darauf nur die Richtungen einigermaßen treu, die Distanzen dagegen sehr ungenau angegeben. Auf Ralik ist die Verfertigung von Karten aus kleinen, geraden und gebogenen Stäbchen, die Routen, Strömungen und Inseln darstellen, Geheimnis der Häuptlinge. Auch die Marshall-Insulaner besitzen eine eigene, aus Stöckchen und Steinen verfertigte Karte der ganzen Marshall-Gruppe (s. Abbild., S. 154). Sie gehen in ihren größeren Unternehmungen zur See vollkommen systematisch vor. Größere Reisen von 500 bis 1000 Seemeilen werden nur im Geschwader unternommen, wozu wenigstens 15 Kanoes gehören. Die Leitung hat ein Häuptling, dem einer oder mehrere Lotsen als Ratgeber zur Seite stehen. Ohne Kompaß und Karte, ohne Lot, mit geringer Kenntnis der Gestirne wissen diese ihr weites Ziel zu finden. Auf ihren Seefahrten beobachten sie ununterbrochen den Winkel, den das Kanoe mit der Dünung bildet, die der stetig (nördlich vom Äquator) wehende nordöstliche Passatwind verursacht. In der Benutzung dieser auch bei wechselnden Winden beständigen Dünung haben es die eingeborenen Lotsen zu großer Virtuosität gebracht. Da ihnen nicht minder die Meeresströmungen erfahrungsmäßig bekannt sind, so wissen sie auch diese bei der Kursgebung zu berücksichtigen. Im allgemeinen bewegt sich das Geschwader, damit ein möglichst großer Gesichtskreis gewonnen wird, in Querlinie auf sein Reiseziel zu. Die einzelnen Kanoes sind dabei so weit auseinander gezogen, daß sie noch miteinander durch Signale kommunizieren können. Durch diese Fortbewegung in breiter Front wird vermieden, an der gesuchten Insel vorbeizusegeln.



Ein Boot der Tagalen von Luzon. (Nach Modell in Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) Vgl. Text, S. 159.

Während der Nacht sammelt sich das Geschwader. Diese ganze Art von Schiffahrt widerlegt die Behauptung, es habe vor dem Kompaß überhaupt nur Küstenschiffahrt gegeben.

Polynesier und Mikronesier fahren häufig auf europäischen Schiffen, wo sie sich, abgesehen von ihrer geringeren Körperkraft, als tüchtige Schiffer bewähren. Die beim Walfischfang häufig erprobten Hawaiier oder Kanaken sind nach **Wilkes** anstellig, aber nicht für Kriegsschiffdienst geeignet. In kleinen Partien sind sie brauchbarer als in großen, wo sie gern die Arbeit einander zuschieben. Sie sind furchtsam, wenn es sich darum handelt, ins Takelwerk zu gehen. Ihr bester Platz ist im Ruderboot, aber auch hier ziehen sie es vor, beim Durchschneiden einer Brandung aus dem Boot zu springen, um zu schwimmen. An das Kommando der Kriegsschiffe gewöhnen sie sich schwer, zeigen sich dagegen willig, arbeitsam und furchtlos auf den Walern.

Die **Schiffahrt** der Malayen schließt sich in den östlichen Teilen an die mikronesische an. Die weiten Handels- und Piratenzüge der Malayen, woraus zuletzt Völkerwanderungen wurden, gingen auf Ausleger- und Doppelbooten unter dreieckigem Rohr- oder Mattensegel vor sich (s. Abbild., S. 158), und noch heute haben viele malayische Prauen (s. nebenstehende Abbildung) von anerkannter Güte kein Lot Eisen an sich. Binnenvölker in Malakka, in Borneo, Luzon und anderen Inseln haben gar keine Fahrzeuge, auch gibt es Fischerstämme, die sich mit Bambusflößen (Catamarans) nach chinesischem Muster und Einbäumen behelfen. Aber die geschichtlich wirksamsten Völker dieser verbreiteten Gruppe, seien es echte Malayen oder Alfuren, Tagalen oder Goramesen, zeichnen sich durch ihre Vertrautheit mit der See aus: ihr verdanken sie zum großen Teil ihre hervorragende Stellung. Das sind die Völker, von denen man gesagt hat, sie bauten kein Haus ans Trockene, wenn sie eine Stelle im Wasser fänden. Ihre Schiffahrtskunst genügt selbst europäischen Ansprüchen. Die Prauen des früheren Piratendorfes Sounsang an der Küste von Palembang führten viele Jahre die Post zwischen Müntok und Palembang, und niemand erinnerte sich eines Falles, daß in der stürmischen Bankastraße eins dieser leichten Fahrzeuge auffallend verzögert worden wäre. Die niederländisch-indische Regierung verwendet auf ihrer großen Flotte von Kreuzer-Prauen nur Eingeborene, meist echte Malayen. Unter den Reedern befinden sich dagegen zahlreiche Chinesen und Araber. Die malayische Prau ist ursprünglich ein einsegeliges, ziemlich flaches Kielboot. Als Schiffbauer sind die Key-Insulaner, deren durch Holz, Pflöcke und Rotang gefügte Boote durch den ganzen Archipel von Neuguinea bis Singapur gehen, dann die Badjo und die Bugi von Südcelebes, die Malayen von Biliton, Palembang und Atschin berühmt. Die **Madagassen** müssen viel von der Schiffsbaukunst



Eine **sumatranische Prau.** (Nach Modell im Ethnographischen Museum, München.)

eingebüßt haben, die sie einst auf ihre Insel gelangen ließ. Ihr gewöhnliches Boot ist ein „Einbaum" mit rundem Boden ohne Kiel, der, wenn er in See geht, mit Auslegern versehen ist (die Hova-Boote kennen die Ausleger nicht) und große viereckige oder lateinische Segel aus Palmstrohmatten oder Zeug führt. Bei einer zweiten Art von Booten besteht nur der Boden aus einem behauenen Baumstamm. Darauf ist aus kaum zollstarken Brettern der schlanke Körper von elegantester Form gefügt. Der scharfe Schnabel läuft in einen durch eigentümliche Ausschnitte verzierten, hochaufstehenden Hals aus, auch der schmal zulaufende Stern ist erhöht und ähnlich ornamentiert. Auch diese Boote sind mit Auslegern versehen, 6—8 m lang und kaum 1 m breit.

Zu den interessantesten Erscheinungen des malayischen Lebens gehört der rege Handel zur See. Er ist nicht bloß Küstenhandel, den einige schiffahrtskundige Völker des Archipels, besonders die eigentlichen Malayen von Sumatra und der Halbinsel Malakka und ihre Kolonisten auf Borneo und anderen Inseln treiben. Für Handel wie für Spiel haben die Malayen eine angeborene Neigung. Sie schrecken vor der Konkurrenz mit den im Handel geradezu fürchterlichen Chinesen, die sie sich offenbar zum Muster genommen haben, nicht zurück, sind in der Regel deren geschickte Unterhändler und dringen ins Innere der Inseln ein, durch die einheimischen Gewalten bevorzugt, ebenso wie sie weiter als jene nach Osten ausgreifen. Sie bedienen sich übrigens auch der europäischen Kommunikationen. Die Piraterie konnte diesen einheimischen Handel, der zu transigieren versteht, nie ganz lahmlegen. Und obgleich kein Jahr vergeht, ohne daß eine goramesische Prau von den ungastlichen Papua in Neuguinea überfallen wird, lähmt dies den Handel ebensowenig, wie sich die Leute von Tidor abhalten lassen, in ganzen Flotten diese sklaven- und trepangreichen Küsten zu besuchen. Ganze Völkerschaften sind durch den Handel gleichsam verflüssigt, so vor allen die sprichwörtlich geschickten, eifrigen, allgegenwärtigen Malayen sumatranischer Abkunft und die ebenso gewandten wie verräterischen Bugi von Celebes, die von Singapur bis Neuguinea auf keinem Platze fehlen und neuerdings besonders in Borneo auf Aufforderung einheimischer Fürsten in Massen eingewandert sind. Ihr Einfluß ist so groß, daß man ihnen gestattet, sich nach ihren eigenen Gesetzen zu regieren, und sie fühlen sich so stark, daß es an Versuchen, sich unabhängig zu stellen, bei ihnen nicht gefehlt hat. Die Atschinesen nahmen ehemals eine ähnliche Stellung ein: nach dem Sinken des von sumatranischen Malayen zum Emporium gemachten Malakka war einige Jahrzehnte lang in der weltgeschichtlichen Wendezeit um den Beginn des 17. Jahrhunderts Atschin die lebhafteste Reede dieses fernen Ostens.

Faßt man alles zusammen, so erscheint die Leistungsfähigkeit der Malayo-Polynesier in der Schiffahrt hervorragend. Nur weil diese Schätzung nicht immer gegolten hat, gewann die Verbreitung der Malayo-Polynesier den Schein eines Rätsels, wovon sie in Wirklichkeit gar nichts an sich hat.

Zu der Zerstreuung der pazifischen Völker über die Inseln des Ozeans hin, erst durch Stürme und Strömungen, dann durch freiwillige Wanderung, gesellte sich in neuerer Zeit der Menschenhandel, den der wachsende Bedarf an Arbeitskräften in wirtschaftlich fortgeschrittenen Gebieten, wie Hawaii, Samoa, Queensland, ins Leben rief. Er glich in seinen Anfängen aufs Haar dem Menschenraub; die Männer und Knaben wurden zwangsweise oder durch Vorspiegelungen aus ihrer Heimat heraus und in Gegenden geführt, wohin sie sich niemals gewünscht hatten. Die Regelungen, die später von einigen Regierungen verfügt wurden, blieben aus Mangel an Aufsichtsbehörden meist wirkungslos. Auch wenn die Pflanzer gezwungen wurden, sie nach drei Jahren zurückzusenden, landeten die Kapitäne diese Kuli oft aus Bequemlichkeit auf irgend einer Insel, wo die Armen nie zu Hause waren, wo sie von den Einwohnern schlecht behandelt, wohl gar getötet wurden. Seit dem Auftreten der Europäer hat außerdem der Rückgang der Bevölkerung auf den meisten Inseln Verschiebungen veranlaßt. Nach Hawaii wurden Einwanderer aus weitem

Umkreise, von den Markesas bis Neuseeland gezogen. Anderseits gehört gerade Hawaii zu den Inselgruppen, die zahlreiche eingeborene Missionare der christlichen Religion bis tief in das melanesische Gebiet ausgesandt haben.

Wanderungen aus den verschiedensten Motiven treten auch in der **Mythologie und Sagenwelt** der Polynesier überall auf. Alles Wichtige und Eigentümliche ist über das Meer gebracht, der weite Horizont des Meeres wie der enge dieser Inselwelt schimmern in die Wandersagen von den Himmlischen hinein, fernere Inseln sind nur Zwischenstationen zwischen der Erde und dem Jenseits. „Einst ward auf langer Seefahrt ein Schiff nach fremder Küste verschlagen, die den Anlandenden gar seltsam ausschaute; sie erwies sich ihnen als unheimliches Gespensterland, als sie durch Bäume und Häuser hindurchgingen, ohne sie zu fühlen. Eine entgegenkommende Gestalt kündete ihnen an, daß sie sich im Geisterreiche befänden. Sie folgten dem Befehl unverzüglicher Heimkehr und wurden von günstigem Winde rasch fortgetrieben, hatten aber nur Zeit, von ihrer Irrfahrt zu erzählen, da sie dann dem Leben entschieden. Seitdem wird jene Todesküste gemieden." (**Bastian**.) Auf Raiatea wurde von Tangaroa erzählt, daß er sich nach Bevölkerung der Welt in ein Kanoe verwandelte, das, nachdem es die Menschen herbeigeführt und aus ihrem Blut das Himmelsrot bereitet hatte, das Modell für den Tempel abgab. Zuwandernde halfen bei der Schöpfung der Inseln; das sollte wohl nachträglich ein Anrecht begründen. Als die Savage-Insel aus der See erhoben war, wurde sie durch zwei Männer, die von Tonga herüberschwammen, in Ordnung gebracht; die steilen Küsten der einen Seite werden der zu geringen Sorgfalt des dort Arbeitenden zugeschrieben. Andere ließen die Insel durch diese Helfer aus dem Meere stampfen. Einfacher heißt es auf Hawaii: Als Hawaii aus dem Ei des Seevogels entstanden war, kamen Einwanderer aus Tahiti, Mann und Frau, mit Hund, Schwein und Huhn im Kanoe. Von Ulu wurde die gleichnamige Brotfrucht eingeführt und von seinem Bruder die Zeuge aus Maulbeerbaumbast. Die Götter, von denen allein diese Inseln ursprünglich bewohnt waren, wurden von den neuen Ankömmlingen um Erlaubnis zur Niederlassung angegangen. Das Land der Herkunft, **Hawaiki**, erschien bald nur noch als ein Land des Jenseits, der Geister; was dorther stammte, war geheiligt. Nach Neuseeland brachte Tamatekapua, Sohn der Wolken, Rongomai als seinen Schutzgott aus dem Geisterlande mit; dort wurde auch das aus Hawaiki mitgebrachte Steinidol Matua-Tonga, Sohn des Südens, als Gott der Kumara bewahrt. Wenn die Tradition auch weiße Priester nach Hawaii kommen und ihre Götter mitbringen läßt, so leitet dies auf andere westliche Beziehungen, deren Richtung vielleicht die Verschlagungen der Ostasiaten nach diesen Gestaden andeuten.

Die Überlieferungen leben nicht bloß in der Erinnerung: politische und soziale Beziehungen ziehen noch heute die Linien **alter Verbindungen**, die weit voneinander entlegene Inselgruppen aneinander ketten. Wandersagen leben in einzelnen Dörfern und Familien, wo man sich noch der alten Heimat erinnert, und nicht selten wird die Verbindung mit ihr durch eine besondere Verehrung fester: die Tonganer grüßten lange ehrerbietig die Leute von Tokelau als ihre Vorfahren. Die 1788 die Insel Guayam besuchenden Karoliner von Ule folgten noch den in alten Gesängen niedergelegten Wegebeschreibungen; seitdem ist aber der Verkehr lebhafter geworden, und gegenwärtig sammeln die Karolinen-Insulaner Kokosnüsse auf den Marianen für fremde Unternehmer. Auch an zurückgebliebene oder mitgenommene Gegenstände knüpft sich häufig die politische Verbindung: die Uluthi-Inseln sind Yap unterworfen, weil eine große Zerstörung durch Überschwemmung der See eintreten würde, wenn ein hier vergrabenes Götterbeil ausgegraben werden sollte. Indem sich diese Zug- und Verbindungslinien durchkreuzten, konnten Streitigkeiten über Besitzrechte nicht ausbleiben. So erzählten die Samoaner, einer ihrer Häuptlinge habe Rotuma aufgefischt und Kokospalmen dort gepflanzt, habe aber bei späterer Wanderung den

Häuptling Tukunua mit einem Kanoe voll Männer dort getroffen und sich mit ihm über das ältere Besitzrecht gestritten. Die Maori gerieten aus anderem Grund in Streit: von landarmen kleinen Inseln kommend, nahm jeder sogleich zu große Gebiete in Neuseeland in Anspruch.

In der Seltenheit der Wandersagen in Melanesien hat man wohl nur dieselbe Armut an Überlieferungen zu sehen, die ein allgemeines Merkmal melanesischen Lebens ist. Fidschi liefert uns seltene Beispiele von Sagen von binnenländischen Wanderungen, die von Nordwesten nach dem noch später unbewohnten Südosten gerichtet sind. Damit hängt wohl zusammen, daß im Nordwesten jenseits des Meeres das Seelenheim liegt, und nach Nordwesten alle Orte schauen, von denen Seelen ins Jenseits gehen, d. h. schwimmen.

Wenn sich aus diesen zahllosen, durch verschiedene Gründe veranlaßten Hin- und Herwanderungen eine Gruppe durch die große Ausdehnung ihrer ethnographischen Wirkungen hervorhebt, jene nämlich, die das Gebiet zwischen Neuseeland und Hawaii und zwischen Fidschi und der Osterinsel mit einer auffallend übereinstimmenden Bevölkerung besetzt hat, so ist auch diese doch nur ein Teilergebnis des großen Wandertreibens im zentralen Stillen Ozean. Mit Unrecht stellt man sie dar wie ein einziges Ereignis oder gar eine Ausnahme, sie ist vielmehr ein Stück der Regel; denn alle diese Völker ruhten nie, sondern wanderten in die Nähe und Ferne, und zwar mit Bewußtsein und Absicht kolonisierend, wie einst Phöniker und Griechen. Allerdings ist diese Reihe letzter großer Wanderungen und Besiedelungen eine einzig dastehende Thatsache auf der Stufe der Kulturentwickelung, die man die „Steinzeit" nennt. Darum ist sie nicht leicht zu verstehen: es fehlt die Möglichkeit der Vergleichung mit Leistungen ähnlicher Art. Der Raum, den diese Kolonisationsthätigkeit befruchtet hat, übertrifft um vieles das Reich Alexanders oder Roms. Auf dem Gebiete der Raumbeherrschung ist es die größte Leistung vor der Entdeckung Amerikas.

Man hat zuerst mit Staunen den engen sprachlichen Zusammenhang der Ozeanier erkannt. Die allgemeine ethnographische Ähnlichkeit konnte ebensowenig übersehen werden; nur war in ihr schwer ein Maßstab der Verwandtschaft, noch schwerer der zeitlichen Entlegenheit zu finden. Ohne Zweifel steht uns von Neuguinea bis zur Osterinsel und von Neuseeland bis Hawaii wesentlich Eine Kultur gegenüber; ein besonderer Zweig davon hat sich in dem engeren Gebiet Polynesien entwickelt. Wenig gleichmäßig sind die Elemente dieser Kultur über die Inseln hin verteilt. Die Möglichkeit ist nicht abzuweisen, daß engere Verwandtschaftsbeziehungen durch die Verbreitung bestimmter Gegenstände bezeichnet seien; nur ist bisher kaum der richtige Weg zu ihrer Erkenntnis betreten worden, am wenigsten von denen, die den Ausgangspunkt der polynesischen Wanderungen in Neuseeland vermuten. Denn die Verbreitung einiger Waffen, worauf diese Hypothese in erster Linie beruht, ist überall so ungleich und launenhaft, daß sehr weittragende Schlüsse darauf nicht zu gründen sind. Daß in Neuseeland die Heimat des Maui-Mythus zu sein scheine, daß der Titel Ariki hier Priestern, im übrigen Polynesien aber weltlichen Häuptlingen zukomme, und daß die Heimat der über Polynesien zerstreuten Nephritsachen nur Neuseeland sein könne, das sind alles keine Thatsachen, worauf die wichtige Folgerung aufgebaut werden könnte, daß Neuseeland der Ausgangspunkt gewesen sei.

Nur auf Grund der Traditionen geht die Ansicht der großen Mehrzahl unter den Kennern heute dahin, daß nicht nur die Neuseeländer, sondern auch andere Polynesier aus irgend einem Teil des südäquatorialen Polynesien nach ihren heutigen Wohnsitzen gewandert seien. Die Maori haben die Überlieferung, daß sie von einem Orte Hawaiki nach ihren Inseln gekommen sind; sie scheinen ein größeres und ein kleineres Hawaiki oder ein näheres und ein entfernteres zu unterscheiden. „Der Same unseres Kommens ist von Hawaiki, der Same der Nahrung, der Same des Menschen." Dieser Name Hawaiki klingt an eine ganze Anzahl von polynesischen Ortsnamen

an: Savaii in der Samoagruppe, Hawaii in der gleichnamigen Gruppe, Hapai in der von Tonga, Hevava in den Markesas u. a. Am meisten Wahrscheinlichkeit für sich hat Savaii, eine der Samoa- oder Schifferinseln, die als Hawaii den Ausgangspunkt auch der Einwanderung nach Raiatea und Tahiti bildet; auf Tahiti aber weisen wieder die Sagen von den Markesas und Hawaii zurück. In einem Gesange werden Rarotonga, Waerota, Waeroti, Parima und Manono als Nachbarinseln von Hawaiki genannt; die Rarotonganer selbst haben die Überlieferung, daß sie aus „Awaiki" stammen. Waerota und Waeroti sind heute unbekannt, aber Parima und Manono sind kleine Eilande der Samoagruppe, deren Einwohner von Savaii gekommen sein wollen. Wilde Hunde, die denen Neuseelands gleichen, die nämliche Art Ratten, die Batate, die Taröfrucht, derselbe Kürbis finden sich auf den Schifferinseln. Dafür, daß von dem etwas mythischen Hawaiki die Fahrt zunächst nach Rarotonga (wohl das „nähere Hawaiki" der Tradition) ging, sprechen ebenfalls wieder Überlieferungen der Maori, die diese Insel den Weg nach Hawaiki nennen und einige der Kähne der Neuseeländer in Rarotonga gebaut sein lassen. Möglich ist es, daß ein größerer Teil der Maori von Rarotonga stammt.

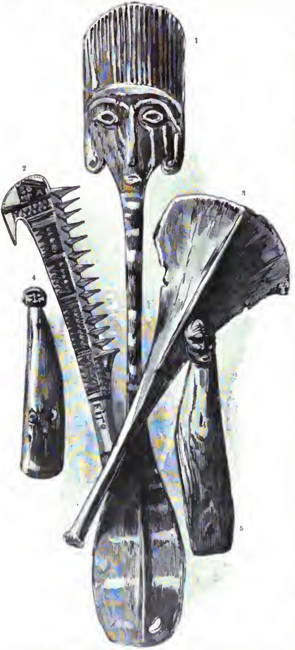


Geschnitztes Boot aus Neuseeland; Länge 2,8 m. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Aus den Gesängen der Neuseeländer hören wir noch heute den Grund ihrer Auswanderung und ihres Weiterwanderns. Ein Bürgerkrieg, der Hawaiki zerfleischte, trieb einen Häuptling mit Namen Ngahue zur Flucht; nach langer Reise erreichte er Neuseeland und kehrte nach Hawaiki mit Stücken Grünstein und den Knochen eines Riesenvogels zurück. Mit ihm, dem andere Sagen den Namen Kupe beilegen, wanderte dann die schwächere Partei der noch immer im Kriege befindlichen Insulaner nach Neuseeland. Man bewahrt in der Überlieferung die Namen von Doppelkähnen, worauf die Überfahrt bewerkstelligt ward. Noch immer erinnert sich die Sage, wie Samen von Bataten, Taró, Kürbis, Karakabeeren, Hunde, Papageien, Ratten und heilige Rotfarbe in die Kähne gebracht wurden, und wie, als die Auswandererflotte abfuhr, ein alter Häuptling zum Frieden ermahnte. Nicht vergessen ist der Sturm, der sich in der Nacht erhob und die Flotte zerstreute, nicht der Zweifel, ob man gen Morgen oder Abend steuern solle, nicht kleine Streitigkeiten, die unter der Mannschaft einzelner Kähne hauptsächlich über die Weiber entstanden. Unterwegs auf Inseln wurden die Kähne ausgebessert. Endlich erreichte der Rest der Auswanderer Neuseeland in der Sommerzeit; und noch ehe die Häuptlinge den Ort zum Landen bestimmt hatten, landeten einige Familien, wo ihnen liebliche Buchten entgegenlachten, alle auf der Nordinsel; erst später empfingen die Mittel- und Südinsel ihre Bevölkerung. Noch heute heißt die Nordinsel unten, die Südinsel oben. Die verschiedenen Stammesgruppen führen ihren Ursprung auf Kähne zurück; deren Namen haben sie behalten, wie nicht minder die Namen der Häuptlinge und die genaue Örtlichkeit, wo der Kahn landete. Ein Kahn segelte um das Nordkap, ein anderer drang durch die Cook-Straße: beide brachten die ersten Ansiedler nach der Westküste. Mit Neuseeland zusammen dürfte auch das gegen 60 Seemeilen von Neuseeland entfernte Warekauri,

die Chatham-Insel, bevölkert worden sein.

Einen zweiten Ausgangspunkt bezeichnet die Tradition in den **Tonga-** oder **Freundschafts-Inseln**. Die Bewohner von Nukahiwa in den Markesas lassen ihre Vorfahren mit Brotfrucht und Zuckerrohr aus Vavau im Tonga-Archipel kommen. Aber bei den Bewohnern der südlichen Teile dieses Archipels kommt die Hawaiki-Sage wieder zum Vorschein, wiewohl Sprache und Gebräuche eher auf Tahiti verweisen; man erinnert sich dabei, daß es auch auf Raiatea einst eine als Hawaii bezeichnete Örtlichkeit gab. Die **Hawaii-** oder **Sandwich-Inseln** bieten dieselbe Schwierigkeit. Sprache und Sitten verbinden ihre Bewohner mit Tahiti, wohin, wie nach den Markesas, Reisemythen der Hawaiier deuten; anderseits beweisen Ortsnamen die lebendige Erinnerung an die Samoagruppe. **Tahiti** scheint Auswanderer nach Hawaii, Nukahiwa, Rarotonga abgegeben zu haben; doch läßt die ausführliche Tradition der Rarotonganer ihre Insel fast gleichzeitig von Samoa und Tahiti aus besiedelt werden. Aus Rarotonga aber kamen dann wieder die Kolonisten für die Gambier- und Australinseln mit Rapa und wohl auch ein Teil derer, die die großen Reisen nach Neuseeland machten.



1) Gott des Tanzes in Gestalt eines Doppel- (Tanz-) Ruders, Osterinsel; 2) gezähnte Keule von Tutuila, 1/10 wirkl. Größe; 3) alte Keule aus Tonga, 1/8 wirkl. Größe; 4, 5) Handkeulen, Osterinsel, 1/7 wirkl. Größe. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Es erweckt Bedenken, daß der immer wiederkehrende

Name Hawaiki eine einzige Insel eines kleinen Archipels bezeichnen soll, von der sich nach Hawaii wie nach Neuseeland, nach Tahiti wie nach Tonga Auswandererströme zu den verschiedensten Zeiten ergossen hätten. Warum gerade sie und warum nur sie? Besitzt doch dieser Name eine allgemeinere und, gleich anderen Ortsnamen, eine mythische Bedeutung, womit sich viele von den Attributen der Sage leichter vereinigen lassen als mit jener nicht ganz ungezwungenen geographischen Deutung. Es muß uns von vornherein zur Vorsicht mahnen, daß diese Hawaiki-Sage eine von den wenigen Ursprungssagen ist, die ein Volk selbst erzählt und die trotzdem die Wissenschaft ganz aufgenommen hat. Sonst lehnen wir streng derartige Überlieferungen ab, weil sie nie ohne mythische Elemente sind! Hawaiki liegt nicht in allen Überlieferungen geographisch vollkommen sicher; seine Lage schwankt vielmehr ganz beträchtlich. Es tritt uns sogar als Geisterland, als Land des Westens, wo die Seelen mit der Sonne in die Unterwelt gehen, entgegen, als Land der Seelen, daher als Land der Väter, als Ahnenland. Es wird nun verständlich, daß die Markesas-Insulaner glauben, ihr ganzes Land hätte einst in diesem Hawaiki gelegen und sei von dort emporgestiegen. Zugleich ist es das Land, wo einst die Menschen ihre Unsterblichkeit verloren, aus Geistern zu Menschen wurden. Daß ein Name in weiter Verbreitung vorkommen kann, ohne übertragen zu sein, belegen zahlreiche Ortsnamen. Endlich sollte auch das Schwankende der einzelnen Überlieferungen nicht übersehen werden. Wenn auch die allgemeine Annahme der Hawaiier die Herstammung aus Tahiti ist, so deuten doch auch Überlieferungen auf die Markesas und Samoa; und von den Markesas laufen die Fäden auf Tahiti, Samoa und selbst Tonga zurück. Die alten Hawaiier sollen unter Tahiti die Fremde überhaupt verstanden haben. Die Sagen der Maori[1] bezeugen auch, daß nicht eine einzige, sondern mehrere Einwanderungen von Norden her stattfanden. Eine viel spätere Nachwanderung wird von allen Sagen betont. Man weiß also, warum diese Wanderer angebliche Ureinwohner auf diesen Inseln antrafen, von denen uns die geologische Geschichte Neuseelands und seine Versteinerungen bisher keine Spur enthüllt haben. Auf eine andere Kultur



Kakobau, der letzte Beherrscher des Fidschi-Archipels. (Nach Photographie im Besitz des Herrn Max Buchner in München.)

[1] Maori, Eingeborener, im Gegensatz zu Pakeha, Fremder, kehrt in gleicher Bedeutung als Maoï und Maoli auf anderen Inseln Polynesiens wieder.

als die, die den ersten die Maori besuchenden Europäern entgegentrat, deutet allenfalls die noch bestrittene Thatsache, daß der Hund nicht als Gefährte des Menschen, sondern als Jagdtier auftrete. Die Sage der verschiedenen Einwanderungen nimmt auch verschiedene Formen an. In Neuseeland finden die Ankommenden Fußspuren, die sie als die eines Gefährten erkennen, der aus dem Boote geworfen worden war. Eine Sage spricht von hellen Eingeborenen und von Entstehung eines dunkleren Stammes durch Mischung mit älteren Bewohnern, sowie von Menschen, die „nach dem großen Ungeheuer" auf diesen Inseln lebten und die großen Muschelhaufen zurückließen. Schon ganz auf mythischem Boden stehen die Pua-Reinga, die, unter der Erde lebend, erst besiegt werden konnten, als der Häuptling ein Loch in die Erde machte, wodurch die Sonnenstrahlen eindrangen. In selteneren Fällen, z. B. für Narotonga, Mangarewa, Kingsmill und Tubuai, gibt die Sage Unbewohntheit bestimmt an.

Die Zeitpunkte der polynesischen Wanderungen müssen ganz verschieden sein. Solange es Polynesier im Stillen Ozean gab, wurde auch gewandert. Die Tradition über die Kolonisation von Narotonga nimmt 30 Generationen, die der Maori 15—20 in Anspruch. Freilich hören wir auch von 88 Generationen auf Nukahiwa und 67 Ahnen Kamehamehas. Auf diese Zahlen ist nichts zu geben. Wir haben aber das Recht, von einem nicht hohen Alter der polynesischen Kolonisation zu sprechen. Die Polynesier haben nicht die Zeit gehabt, starke Besonderheiten ihrer Kultur zur Entfaltung zu bringen. Nur um Jahrhunderte dürfte das Datum ihrer Ankunft in Neuseeland und den anderen Einwanderungsgebieten zurückzusetzen sein. Tahitis Besiedelung fällt wohl in eine frühere Zeit. Viele einzelne, zufällige Wanderungen mögen den großen, bewußten Bewegungen vorausgegangen sein. Festzuhalten ist jedenfalls, daß es einen Zeitraum gab, wo die Aussendung von Kolonien durch die Bevölkerungszunahme geboten und durch die politische Organisation möglich war. Auch in den neubesetzten Gebieten begann die Entwickelung der neuen Völker noch auf einer hohen Stufe und stieg dann herab; wo sie auf den entlegensten Inseln: Neuseeland, Hawaii, Osterinsel, am wenigsten durch störende Einflüsse bedrängt wurde, bewahrte sie die meisten Spuren eines einst höheren Standes. Der Niedergang der Maori bietet ein hervorragendes Beispiel einer raschen Verarmung in Kulturgütern. Einmal zersplitterten die größeren Staaten in kleine sich befehdende und aufreibende Gemeinschaften, denen das Bewußtsein stärkeren Zusammenhangs und seine kulturerhaltende Macht abging. Der Volkscharakter verlor an Haltung und Disziplin, wurde immer wilder und grausamer. Damit ging Hand in Hand der Zerfall des Glaubens an die alteinheimischen Götter; diese verwandelten sich in Wald- und Seedämonen, gespensterhafte, grausam und willkürlich verzerrte Fratzen. Aus der Staats- und Volksreligion wurde ein abergläubischer Dienst des Individuums. Selbst in den Künsten gingen sie zurück: schon zur Zeit Cooks bewahrten sie als Heiligtümer Werke der Vorfahren, deren Herstellung ihnen nicht mehr bekannt und möglich war.

Diese Wanderungen blieben nicht auf das polynesische Gebiet beschränkt. Polynesische Kolonien traten in allen Inselgruppen Melanesiens auf (s. die Karte bei S. 144). Im ganzen gewinnt man den Eindruck einer Durchdringung mit polynesischen Elementen von Osten her. Sie behaupteten sich auf den kleineren Inseln, auf den größeren gingen sie in der Masse der Ansässigen unter, aber nicht ohne eine Spur zu lassen. Ethnographische Unterschiede werden nun klar, wenn wir uns erinnern, daß ein oder das andere der beiden Elemente ihr Träger sei. So haben polynesische Kolonisten in das Gebiet der nach Mutterrecht lebenden Neuhebriden- und Salomons-Insulaner das Vaterrecht, jenem gegenüber eine revolutionäre Einrichtung, hineingetragen. Selbst neuseeländische Anklänge tönen uns aus der Formensprache des neukaledonischen Hausbaues, der ostneuguineischen Handkeulen und anderen entgegen (vgl. Abbildung, S. 164). Noch häufiger sind die polynesischen Beziehungen in Mikronesien. Manches in den Sitten der Mikronesier erinnert

in besonders hohem Grade an die westlichen Polynesier und damit zugleich an die Fidschianer. Es sind aber nicht bloß Polynesier nach Melanesien hinübergewandert, sondern es **gibt auch geschichtliche Beweise für melanesische Kolonien in Polynesien**.

Nichts spricht deutlicher für die Häufigkeit und Ausdehnung dieser Wanderungen als **die geringe Zahl von ganz unbewohnten Inseln**. Selbst kleine und ferne Eilande haben die pazifischen Wikinger zu finden verstanden. Im ganzen Stillen Ozean gibt es keine einzige größere Insel, deren Bewohnbarkeit erst durch die Europäer nachgewiesen worden wäre. Viele davon werden nur zeitweilig ihrer Palmen oder Fischgründe wegen besucht; dann sind sie immer sicher weniger fähig, bewohnt zu werden als die anderen. Von den Inselchen, die von gemeinsamem Riffboden flach über das Meer ragen und eine Atollgruppe bilden, ist oft nur eine, die größte oder nahrungsreichste, bewohnt. Unbewohntheit wird in ihren heutigen Grenzen noch durch unzweifelhafte Spuren früherer Bewohntheit eingeschränkt. Diese sind nachgewiesen in jenen zentralpazifischen Sporaden, die eine so wichtige Stelle zwischen den Gruppen des östlichen Polynesien und Hawaii einnehmen, den Guano-Inseln des mittleren Stillen Ozeans, der Penrhyn-Gruppe, den südöstlichsten Eilanden der Paumotu-Gruppe und anderen. Einzig Norfolk kann im südlichen Stillen Ozean als eine Insel bezeichnet werden, die nach ihrer Beschaffenheit und Ausstattung eine bleibende Ansiedelung verdient hätte. Aber sie liegt in ihrem australisch-polynesischen Winkel fern von allen Wanderungen, und ihre Größe übersteigt nicht $^3/_4$ Quadratmeile.

Die räumliche Anordnung zerlegt das weite Gebiet in geographische, durch ethnographische Merkmale auseinander gehaltene Gruppen. An Neuguinea legt sich **Melanesien** an; nördlich davon, durch einen inselarmen Streifen gesondert, zieht sich **Mikronesien** gegenüber den Molukken und Philippinen nach Osten. **Polynesien** reiht sich als ein großer dreieckiger Raum an, die Ostflanken der beiden genannten Gebiete im Süden und Norden überragend, und zerfällt durch ein inselärmeres Meer in eine westliche Gruppe, Tonga-Samoa-Tokelau mit Fidschi, und eine ausgedehntere östliche, die von Hawaii bis Neuseeland reicht.

Angesichts der mannigfaltigen inneren Unterschiede der Bevölkerungen ist es fast aussichtslos, neben dem großen, aber nicht rein abzugrenzenden Unterschiede der Polynesier und Melanesier nach Körpermerkmalen kleinere Gruppen auszusondern: sie sind höchstens anzudeuten. Möglicherweise wird einmal ein schärferer Rassenunterschied zwischen West- und Ostpolynesien betont werden können. Nach **Finsch** haben unter allen Polynesiern die Hawaiier die größte Ähnlichkeit mit den Samoanern, ihnen schließen sich am nächsten die Maori an; die Sprache bestätigt diese nähere Verwandtschaft. Das ist dann eine ähnliche Erscheinung, wie die Auftönung der helleren Hautfarbe der Malayen ins Dunklere nach Osten hin. An greifbarere Dinge uns haltend, wollen wir es nun versuchen, den polynesischen Kulturkreis in kleinere Bezirke zu zerlegen. Dabei zeigen sich die großen einflußreichen Gruppen von **Samoa** und **Tonga**, wie zu erwarten, mit dem räumlich nahe gelegenen Fidschi verwandt. Dies prägt sich in unseren ethnographischen Museen am deutlichsten durch die Fülle und Mannigfaltigkeit der wundervoll geschnitzten Keulen aus. Tonga zeigt auch sprachliche Eigentümlichkeiten, teilt Bogen und Töpferei mit Fidschi und baut seine Schiffe anders als Samoa. Auf den östlich davon liegenden **Hervey-Inseln** hat sich die Schnitzerei in der Herstellung von Beilen mit zierlichen, symbolisch formenreichen Schäften vertieft (s. Abbildung, S. 96). Die **Gesellschafts-Inseln** zeigen in ihren Federarbeiten und Ärten Anklänge von Hawaii. Die **Markesas** schnitzen Ruder, zugleich Keulen und Tanzstelzen mit konventionellen Ornamenten, von denen jedes seinen Namen und seine Bedeutung hat; sie erinnern schon etwas an die Schrift der Osterinsulaner. Die **Hawaii-** oder **Sandwich-Inseln** zeichnen sich durch schöne Federmasken und -Helme aus und haben Waffen aus Holzheften mit messerartig eingesetzten Haifischzähnen, die aber ihre reichste Entwickelung auf den **Gilbert-**

oder **Kingsmill-Inseln** finden. **Neuseeland**, das klimatisch eigentümlichste Wohngebiet der Polynesier, die Spitze und das Füllhorn der Kunstentwickelung der Ozeanier, fertigt mit Vorliebe kleine Handkeulen, die Mere, gleich manchen Schmucksachen, aus Nephrit; sodann reich geschnitzte Stäbe, Grünsteinsachen, ruderartige Ehrenzeichen, Schiffe (s. Abbildung, S. 163), Hauspfeiler ꝛc., dabei bewahrt es aber doch im ganzen Übereinstimmung mit dem übrigen Polynesien. Man möchte schließen, die Besiedelung habe erst spät stattgefunden, aber in der Entlegenheit dieser Inseln zu einer ruhigen Entwickelung unter Festhaltung mancher alten Formgedanken geführt. Wenn der Maoridialekt in manchen Beziehungen reicher und ursprünglicher ist als andere polynesische Dialekte, so hat man dies der reicheren Berührung der Stämme auf breiteren Räumen zuzuschreiben.

Am eigenartigsten steht die **Osterinsel** da; sie stellt unter den Inseln das dar, was der Pflanzen- und Tierkundige eine aberrante Form nennen würde. Kein Teil der Erde zeigt in eindringlicherer Deutlichkeit die Macht der Isolierung wie dieser kleine Fleck von 2¹/₇ Quadratmeilen. Die vertrauenswertesten Schilderungen machen auf Abweichungen der Osterinsulaner vom rein polynesischen Typus aufmerksam: dunklere Hautfarbe und Kleinheit der Augen deuten vielleicht auf eine Zumischung melanesischen Blutes. In einer Bevölkerung, die in den höchsten Schätzungen 3000 erreichte und vor der Zeit der Blattern und des Menschenraubes von dem ersten französischen Missionar auf nicht mehr als 1500 angeschlagen wird, waren auch kleinere Zumischungen von Einfluß. Aber diese unter allen Umständen nicht bedeutenden Besonderheiten verschwinden, wenn man die ethnographischen Eigentümlichkeiten ins Auge faßt, die positiven wie die negativen. Es haben die Osterinsulaner vor den übrigen Polynesiern voraus den Besitz der Kunst der Töpferei, einer verschollenen Schrift (s. Abbildung, S. 73), der Herstellung menschlicher Figuren durch Holzschnitzerei und riesenhafter Steinbilder, den Bau steinerner Hütten; auf der anderen Seite aber mangeln ihnen die kunstreicheren Keulen, Bogen und Speere.

Die **Mikronesier** stehen räumlich und ethnographisch dem Malayischen Archipel und Ostasien zunächst. In körperlicher Hinsicht zeigen manche von ihnen die mongoloiden Merkmale besonders deutlich. In ethnographischer Beziehung scheinen sie eine von höherer Stufe herabgestiegene Völkergruppe zu sein; sie zeigen Spuren reicherer Entwickelung des äußeren Lebens in gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen, Geld, Webstuhl, Schiffahrt ꝛc. Ein weiteres Motiv muß aber in der geringeren Geschlossenheit der ganzen mikronesischen Entwickelung gesucht werden, auf die die asiatische Nachbarschaft fördernd und störend gewirkt hat. Manche Gegenstände gleichen zum Verwechseln malayischen von bestimmten Örtlichkeiten, so Speere der Karolinen solchen von Zentralcelebes. Im Osten überwiegen polynesische Einflüsse, besonders bei den Gilbert-Insulanern. Die Tättowierinstrumente stimmen genau überein. Die melanesisch-mikronesischen Übereinstimmungen liegen in einer Masse von Kleinigkeiten. In dem hahnenfedergeschmückten, grasumwundenen Stäbchen, das die jungen Leute der Astrolabe-Bai neben dem Kamm im Haar tragen, wiederholt sich der seltsame Kopfputz der Ruk-Insulaner; der Webstuhl von Santa Cruz, ein Unikum im melanesischen Gebiete, steht dem der Karolinen sehr nahe ꝛc.

Im Gebiete der dunkleren Rassen stehen sich natürlich die Gegensätze schärfer gegenüber. In jedem Archipel und in Neuguinea kann man hellere und dunklere Gruppen unterscheiden. Die Papua des **westlichen Neuguinea** sind von der Humboldt-Bai an im allgemeinen dunkler als die des östlichen; hellen, straffhaarigen Leuten, die mit Polynesiern zu verwechseln wären, begegnet man westlich davon nicht mehr. Ethnographische Merkmale deuten teilweise nach den östlichsten Inseln der Sundaketten hinaus, so der kürzere Bambusbogen mit Fasersehne, auch die Steinkeulen und die Rüstungen (s. Abbildung, S. 169); selbst ganz besondere kleine Merkmale z. B. an den Pfeilen, die ganz denen von Ceram gleichen. Die kriegerischen, unternehmenden Stämme sitzen im östlichen Neuguinea; sie stehen hoch über den Binnenbewohnern, den stumpfen Doresen

und den gutmütig-schlauen Papua der Südwestküste. Dieser Charakter greift auf die Bewohner der nördlichen und östlichen Nachbarinseln über. Auch zwischen Bismarck- und Salomon-Insulanern besteht eine große Übereinstimmung des kräftigen, rohen, kriegerischen, aber zugleich arbeits- und erziehungsfähigen Charakters. In bezeichnenden Einzelheiten, wie der Verwendung farbigen Bastes und Grases zu Schmuck, klingen die Salomon-Inseln an Neuguinea an. Eine eigene ethnographische Provinz bilden mit dem östlichsten Neuguinea die Insel Trobriand, die D'Entrecasteaux- und übrigen Inseln bis Teste hin. Man begegnet hier schon in höherem Maß als in Neuguinea teilweise straffhaarigen und hellfarbigen Bevölkerungen, denen die Lendenmatte aus Pandanusblatt, die Verarbeitung roter Spondylusplättchen zu Schmuck, die eigentümliche Einsetzung der Axtklingen (s. Abbildung, S. 170), hochentwickelte Schiffahrt und der Kannibalismus eigen sind. Einige von diesen Merkmalen bilden den Übergang vom östlichen Neuguinea zu den westlicheren Gebieten. Sowohl in Ost-Neuguinea als auf den östlichen Nachbarinseln entwickelt sich ein Stil der Darstellung menschlicher Gesichter, der den unteren Stirnrand mit der Nase als zwei rechtwinkelig aufeinander stehende Gerade und entsprechend den Mund darstellt. Das schematisch Langweilige in dieser Physiognomie hat sie als Nachbildung des „langweiligen Engländers" bezeichnen lassen. Es erinnert aber auch an den durch das Material bedingten „Schildkrotstil" der Torres-Inseln. Bei der vermittelnden Stellung der Admiralitäts-Insulaner zu den übrigen Melanesiern ist es von Interesse, daß ihr Eigentümlichstes negativ ist. Außer dem Speer fehlen ihnen alle Waffen: Pfeil, Bogen, Wurfstock, Schleuder und Keule. Pfeil und Bogen mangelt auch anderen Melanesiern und Australiern, aber dafür kommen dann bei diesen andere Waffen, zum Teil in auffallender Fülle und Mannigfaltigkeit vor; in der Armut dieser Insulaner mag man



Panzer aus dunkelm Rotang, Wurfhölzer aus Bambus und Rindenleibgürtel. Aus Kaiser Wilhelms-Land. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

eine Wirkung ihrer Isoliertheit, einen Beleg für geringen Verkehr sehen. Doch weisen manche andere Merkmale auf nähere Verwandtschaft mit diesen oder jenen hin, den Bewohnern der Humboldt-Bai, der Salomon-Inseln, Neuhannovers &c.

Die östlicheren Inseln **Melanesiens** zeigen in Fidschi und den Neuen Hebriden das größte Maß polynesischer Einflüsse. Fidschi kann getrennt von Tonga überhaupt nicht verstanden werden: Fidschi ist „oben“, Tonga „unten“. Die Beziehungen zwischen den beiden Gruppen

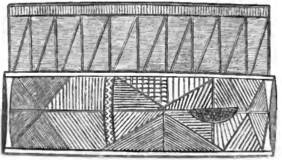


Äxte von den D'Entrecasteaux-Inseln. (Christy Collection, London.) 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 169.

sind höchst innig. Körperlich sind die Fidschianer als Mischlinge zwischen Mongoloiden und Negroiden aufzufassen; sprachlich steht unter allen polynesischen Dialekten der tonganische dem von Fidschi am nächsten. Mit Samoas Erzeugnissen hat Fidschi im Stil die größte Ähnlichkeit. Aber auch die verbreiterten Ruder mit starkem Mittelkiel Neuhannovers erinnern lebhaft an diese Gruppe. **Neukaledonien und die Loyalitäts-Inseln** bilden ein Gebiet für sich. Die Bewohner sind auf jener Insel ausgesprochenere Negroiden als auf dieser, wo Mare eine festbegründete polynesische Kolonie umschließt; aber auf beiden treten die polynesischen Einflüsse deutlich hervor. Ziehen wir die Wirkung des Bodens und des ungünstigen Klimas ab, so bleiben noch immer manche Eigentümlichkeiten, die der Abgeschlossenheit der Lage entsprechen. Dazu gehören die runden Hütten, die eigentümlich gestalteten Speere und Keulen, der Mangel des Bogens, die Verwendung des schön braunen Fledermaushaares zu Zieraten aller Art. Neukaledonisch ist die

Umwindung der Handhabe mit Schnur (s. Abbild., S. 172), Zeug, die Anbringung von wollenen Troddeln und dergleichen, sind die breite Nephritklinge, die schnabelförmige Keule, der Mangel oder die Roheit der Skulptur. Die nördlichen Neuen Hebriden sind Neukaledonien nächst verwandt.

Während sich über die Ostgrenze der Melanesier die polynesischen Einflüsse so massenhaft ergossen, daß sie ganze Inseln gewannen, sind die malayischen an der Westgrenze viel unthätiger gewesen. Nur im westlichen Neuguinea herrschen sie entschieden vor. Von der Ostküste bis gegen Tagai lebten die Neuguineer noch vor zehn Jahren vollkommen in der Steinzeit, während im Westen die Bearbeitung des Eisens längst bekannt, eiserne Speerspitzen, kurze Schwerter und Messer in den Uferorten der Geelvink-Bai gewöhnlich waren. Die aus Osten gekommenen Kolonien, die sich auf den Küstenstrichen des östlichen Neuguinea niederließen, scheinen tiefer eingewirkt zu haben als die Eroberer und Beherrscher aus Westen. Daß aber trotzdem ein älterer Zusammenhang angenommen werden muß, das zeigen sowohl die negroiden Rassenelemente, die durch den ganzen Malayischen Archipel zerstreut, in dessen östlicher Hälfte besonders stark vertreten sind, als auch ethnographische Merkmale ganz deutlich. In dem Gebiet, das durch eine Linie westlich von Halmahera und Flores begrenzt wird, treten beide Elemente so stark auf, daß es als ein malayisch-melanesisches Übergangsgebiet erscheint. Hier kommen Bogen- und Pfeilformen vor, die eine merkwürdige Ähnlichkeit mit melanesischen zeigen; ebenso haben sich hier ältere Speerformen, Zahnfeilung und Tättowierung in größerer Ausdehnung erhalten.



Geschnitzte Holzplatten, als Druckmotrizen gebraucht, von den Fidschi-Inseln. (Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig.) 1/10 wirkl. Größe.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß von dem aus Westen in den Stillen Ozean einbrechenden Wanderungsstrom auch Bächlein nach dem australischen Festland abgelenkt wurden. Wir haben auch hier eine gemischte Rasse: die Grundelemente sind hellere, straffhaarige und dunklere, kraushaarige Menschen. Altweltliche Bezüge sind unbedingt anzunehmen. Die Grundgedanken und viele Einzelheiten der Knaben- und Mädchenweihen sind ganz ozeanisch und lassen wenigstens den Norden Australiens in Ein Verbreitungsgebiet mit dem nahen Neuguinea und dessen Nachbarinseln einbeziehen. Auch Spuren des Tabu sind vorhanden; wenn dieser Gebrauch nicht so scharf wie in Polynesien auftritt, so liegt das an dem roheren, elenderen Leben der Australier. Früher mögen konsequenter und höher ausgebildete Sitten gewaltet haben. Für den Rassendualismus, den die rasch fortschreitende Mischung aufzuheben bestrebt ist, stehen innerhalb der heutigen Erfahrung nur Papua und Malayen zur Verfügung. Es ist Thatsache, daß Malayen zeitweilig oder dauernd unter nordaustralischen Stämmen leben und einen nicht geringen Einfluß auf sie üben; ebenso ist anderseits nicht an zeitweiligem Verkehr der Torres-Insulaner mit Papua und Australiern zu zweifeln. Malayischer Einfluß ist an der Nordwestküste Australiens bestimmter als jeder andere nachzuweisen. Die Ausbreitung der Bambuspflanze in Arnhemland, die voreuropäische Existenz der Pocken, die Abneigung gegen den Genuß des

Schweinefleisches zeugen davon. Vielleicht gehört auch das Fehlen des Bumerang im nördlichen Australien hierher. Ohne Frage haben diese Völker schon lange vor der geschichtlichen Zeit begonnen, ineinander überzufließen. „Die malayische Fischerei an der nordaustralischen Küste ist eine feste Einrichtung, die auf längere Dauer hinweist." (Campbell.) Das Beispiel Tasmanias läßt eine kraushaarige Rasse als Bewohnerin Australiens voraussetzen; denn die Bevölkerung von Tasmania war entschiedener wollhaarig als die australische. Die scheinbar einförmigen Verhältnisse Australiens komplizieren sich durch „die Schatten, die der große Kontinent Asien über diese ozeanischen Inselgruppen hinwirft" (Bastian). Daß malayo-polynesische Elemente auch von Osten her Australien erreichen konnten, so gut wie sie nach Neuguinea gelangt sind, ist zwar nicht abzuweisen, aber Beweise dafür liegen nicht vor. Die Insel Norfolk fanden die Europäer unbewohnt. Der Zusammenhang mit Neuguinea ist keineswegs innig. Mag der Dingo im Postpliocän Australiens wirklich vorkommen oder nicht, die größte Wahrscheinlichkeit spricht für seine Einführung durch einwandernde Menschen; der neuguineische Hund ist von ihm verschieden. Die ethnographischen Gegenstände gleichen auf beiden Seiten der Torres-Straße einander nicht.



Jadeit-Streitäxte und Jadeit-Beile, zugleich Häuptlingszeichen, von Neukaledonien. (Christy Collection, London.) Vgl. Text, S. 171.

## 3. Körperbeschaffenheit und geistiges Leben der Polynesier und Mikronesier.

„Die Leute, welche uns umgaben, hatten so viel Sanftes in ihren Zügen als Gefälliges in ihrem Betragen. Sie waren ohngefähr von unserer Größe, blaß mahagonibraun, hatten schöne schwarze Augen und Haare." (Schilderung der Tahitier bei G. Forster.)

Inhalt: Körperliche Eigenschaften. Rassenmerkmale. Hautfarbe. Kopf. Haare. Albinismus. Körperkraft. Sinnesschärfe. — Seelische Anlagen. Ein Volk der Widersprüche. Die optimistischen Beurteiler. Stumpfheit. Leichtsinn. Lüge und Verstellung. Komödie des Königs Finu. Zügellosigkeit. Menschenopfer, Menschenfresserei und Kindesmord. — Geistige Fähigkeiten. Einfluß der Christianisierung. Schöpferische Kraft des polynesischen Geistes. Erfindungen. Mythologie. Weltvorstellung. Weltkenntnis. Heilkunde. Zeitrechnung. Zahlensystem. Musik. Tanz. Ring- und Faustkämpfe. Spiele. Kinderspiele.

Verbreitung über ein weites, in zahlreiche Inseln zerteiltes Wohngebiet von verschiedenartiger Naturbeschaffenheit und tiefgehende soziale Gliederungen lassen an den polynesischen Stämmen Rassenunterschiede deutlich hervortreten. Es ist fast überflüssig, besonders zu betonen, daß auch in dieser Rasse keine vollkommene Einheit zu finden ist. Mischungen haben stattgefunden, deren einzelne Elemente wir nicht mehr bestimmen können; sicherlich sind negroide Bestandteile darin aufgegangen. Welches aber auch die Geschichte der Polynesier sein mag, sie bilden eine besondere Gruppe der Menschheit. Sie besitzen im engen Anschluß an die malayische Rasse eine in vorwiegend hellen Abstufungen braune Haut (als Durchschnittsbezeichnung dürfte „olivenbräunlich" passen, doch kommt bei Mikronesiern das Gelb der Chinesen, bei Samoanern das Lichtbraun der Südeuropäer vor) und ein schwarzes, schlichtes bis lockiges Haar. Innerhalb dieses Rahmens läßt Finsch die Mikronesier von den eigentlichen Polynesiern nicht mehr abweichen als Schwaben von Norddeutschen. Polynesische Kolonien sitzen in mikronesischem Gebiet, aber manche Mikronesier stehen dem melanesischen Typus näher.

Unter den Körpermerkmalen von Bedeutung nennen wir die vorwaltende Brachykephalie, die in vielen Fällen durch künstliche Verunstaltung erhöht wird; die niedrige, aber meist gut gebildete Stirn, die nicht selten einen Gesichtswinkel von europäischer Größe bedingt; die öfter abgeplattete als gebogene Nase; die kleinen, lebhaften, meist horizontal gestellten Augen mit auffallend weiter Öffnung und sprechendem Ausdruck; die mehr nach vorn als nach der Seite vorspringenden Backenknochen; endlich den trotz dicker Lippen wohlgebildeten Mund. Im allgemeinen gleichen die hellsten Polynesier, vor allen die Maori und Tonganer, am meisten dem europäischen Typus auch im Ausdruck, während sich die etwas dunkleren Mikronesier den Melanesiern nähern. Sanfte Züge, gefälliges Betragen ist ihr Gesamtcharakter. Da man oft den Ausdruck „edel gebildete Völker" von den Polynesiern gebraucht, ist es nicht überflüssig, hervorzuheben, daß nur der Wuchs mit europäischem Maßstabe zu messen ist; „die schönste Samoanerin", sagt Hugo Zöller, „würde immer nur mit einem hübschen deutschen Bauernmädchen verglichen werden können". (Vgl. Abbildung, S. 174.) Die Haare entfernen sich von der mongolischen groben, straffen Form durch die feinere Beschaffenheit und die Neigung, wellig oder selbst lockig zu sein. Am besten spricht man von „kräuslichen" Haaren. Gelegentlich kommen auch weit abstehende, aufgezauste Perücken nach papuanischer Art vor. Die Haarfarbe ist schwarz bis kastanienbraun. Ein hellerer Ton, besonders Durchsetzung der dunkeln Haare mit rostbraunen Strähnen und rötliche oder gelbliche Färbung der Spitzen des Haares, kommt vom häufigen Baden und von der Puderung mit Kalk her. Albinismus scheint selten zu sein. Bei straffem Haar sind Bart und Körperhaar schwach, bei lockigem stärker.

Die Polynesier sind **körperlich** nicht sehr **stark**; die geringe Arbeit vieler von ihnen ist wenig geeignet, ihren Körper durchzubilden. Selbst die am robustesten erscheinenden Maori haben durchschnittlich nur einen Bruchteil von der Hebekraft der Engländer; auch im Wettlauf bleiben sie zurück. Arme und Beine sind mehr fettreich als muskulös. Beträchtliche Korpulenz als Folge von Trägheit ist häufig. Das Durchschnittsgewicht der Männer auf den Gilbert-Inseln beträgt nach Finsch 75 kg, das Höchstgewicht 95 kg. In der **Körpergröße** nehmen die Polynesier einen mittleren Stand ein: in Finschs Messungsergebnissen finden wir als höchste Zahl 1,79 m für einen Mann der Gilbert-Inseln und 1,61 m für eine Frau von Upolu, eine der kräftigsten und dicksten Polynesierinnen. Die Minima sinken auf 1,50. Von den in verkümmernden Umständen lebenden Bewohnern der Osterinsel sagt schon G. Forster: „Wir fanden keinen einzigen unter ihnen, den man hätte groß nennen können.“ Im Marshall-Archipel sind die Eingeborenen der nördlicheren Inseln, die weniger von Fremden besucht werden und mehr Nahrungsmittel produzieren, ein größerer, stärkerer Menschenschlag (s. Abbild., S. 175), während die große Mehrzahl der Eingeborenen im südlichen Archipel aus schmächtigen, früh alternden Menschen besteht. Der schwächlichere Typus wiegt vor; die Trägheit, die sich vor der Anstrengung des Fischfanges scheut und auf vegetabilische Nahrung beschränkt, mag ihren Teil daran haben. Nach Finsch wären die Gilbert-Insulaner (s. Abbild., S. 175) als die kräftigsten zu bezeichnen; sie sind zugleich durch



Eine Samoanerin. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.)

starke Vermehrung ausgezeichnet, die eine starke Auswanderung nährt. Rassenunterschiede lehnen sich an die sozialen Gliederungen gleichsam an. Die hellen Leute der oberen Klassen sind von Japanern, Chinesen und Spaniern abgeleitet worden; die dunkeln in den unteren Klassen sind gewiß nicht alle nur sonnenverbrannt. Ellis hörte sagen, wenn ein Dunkelfarbiger vorüberging: „Wie dunkel er ist, gut müssen seine Knochen sein!" Die Dunkeln sind jedoch auch nicht bloß in den unteren Klassen zu finden, und die helle Haut der Aristokratie erleidet hier und da Ausnahmen.

Die Schärfe der Sinne ist bedeutend. Das gilt nicht bloß von dem Geschick, verlorene Sachen wiederzufinden oder kleine Vögel im Versteck aufzuspüren. Eine findige Intelligenz ist ihnen eigen. Die Polynesier sind nicht kindlich-naiv wie die Neger, aber sie sind auch nicht so verschlossen wie die Malayen, nicht so berechnend wie die Chinesen. Sind sie auch in Hingabe an



Eine Frau von den Gilbert-Inseln und eine Frau von den Marshall-Inseln. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.)

die Triebe ihrer Natur echte Naturvölker, so sind anderseits die Schranken des Herkommens starr, die sozialen Gliederungen mannigfaltig; und obwohl sie mit primitiven Werkzeugen und Waffen einander und der Natur gegenübertreten, haben sie auf anderen Gebieten Zeugnisse von einer nicht geringen geistigen Begabung abgelegt. Wenn alle Naturvölker in dem Verhältnis zwischen Begabung und Ausbildung etwas Widerspruchsvolles erkennen lassen, so sind die Polynesier so recht ein Volk der Widersprüche. Die Tahitier und Gesellschaftsinsulaner erschienen Cook und seinen Gefährten als weiche, gefällige, in vielen Beziehungen beneidenswerte, glückliche Menschen, als Kinder von äußerst glücklicher Anlage. Und doch waren die Tonganer vor 100 Jahren noch Menschenfresser. Und wer in der Geschichte der Beziehungen der Tahitier zu den Weißen zurückblättert, findet ihre Begegnung mit der Wallisschen Expedition verzeichnet; der waren sie ganz anders entgegengetreten und hatten eine blutige Zurückweisung erfahren. Die Weißen hatten sich gefürchtet gemacht. Wo sie solche Lehren noch nicht empfangen hatten, erschienen die Eingeborenen als echte Wilde. Cook hat seinen Tod auf Hawaii durch übergroßes Vertrauen mitverschuldet. Von den kleinen außen liegenden Inseln, wie Paumotu, Savage, Penrhyn, kennt man eine Anzahl heimtückischer Überfälle; mehr noch davon hat die Geschichte Neuseelands aufzuweisen. Ohne Wilde im Stile der Buschmänner oder Australier zu sein, sind



Ein Tonganer. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.)



Ein Mann aus Rotuma. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.)

die Polynesier doch von unberechenbarem, wechselhaftem Charakter. Die Mikronesier haben meist ein schüchternes Auftreten: sie sind aber auch häufig in kleiner Zahl auf eine einsame Insel beschränkt und den Fremden gegenüber fast schutzlos.

Unter großer äußerer Beweglichkeit liegt die Stumpfheit des ungebildeten Gemüts. Die Unempfindlichkeit gegen schimpflichen Tod durch Henkershand fällt selbst bei den christlichen Polynesiern auf; die Ruhe der Kinder beim Tode ihrer Eltern ist besonders im blutgetränkten Neuseeland bemerkt worden. Menschenopfer und Kannibalismus mußten Spuren im Gemüt hinterlassen. Das Gewand dieser übeln Gabe ist kindischer Leichtsinn. Die Schwatzhaftigkeit erleichtert in hohem Grade ihre Strafrechtspflege: sie können kein Geheimnis behalten, und wenn sie sich selbst aufs Schafott liefern. Überall in Polynesien hört man viel Wortgefechte und sieht wenig Streit; auch im ernsthaften Kriege spielen Worte eine Hauptrolle. Mit vielen Worten gehen viele Unwahrheiten zusammen. Eine ergötzliche Probe polynesischer Verstellungskunst liefert das Auftreten des falschen Königs Finu bei Cooks zweitem Besuch der Freundschaftsinseln im Jahre 1777. Um seine Rolle durchzuführen, mußten viele andere nicht minder Theater spielen als er selbst, und doch faßte der viele Tage getäuschte Cook nicht eher Verdacht, als bis sich dieser Usurpator vor dem wahren König beugte.

Die Polynesier zeigen sich gegenüber den Anforderungen eines Wirtschaftslebens im europäischen Stile nicht verschlossen. Sind die Zuckerpflanzungen, die den Hauptreichtum Hawaiis bilden, auch heute vorwiegend in den Händen von Weißen oder Mischlingen, so hat doch an der Förderung des Zuckerrohrbaus Kamehameha III. ein wesentliches Verdienst. Die ersten Christen in Maui leisteten Wunderbares im Bau einer 30 m langen Kirche, zu der sie Steine, Kalk und

Sand auf dem Rücken, Holz mit den Händen herbeischleppten. Zweimal brach der Dachstuhl, unverdrossen bauten sie ihn zum drittenmal auf. Allerdings werden gerade die tüchtigen, arbeitsamen, fortschreitenden Polynesier von den Europäern als geizig und hart verschrieen; Samoaner oder Tahitier gelten für hilfsbereiter. Belehrend ist der tiefgehende Unterschied zwischen den verwöhnten, trägen, helleren Bewohnern des fruchtbaren Tahiti und den fleißigeren, geschickten, nüchternen, muskulösen Bewohnern der ärmeren Tonga-Inseln. Ist es nicht bezeichnend, daß die Tonganer von der faulen Adelsherrschaft Tahitis verschont waren? Will man die Zügellosigkeit der Polynesier im Verkehr der Geschlechter richtig beurteilen, so erwäge man, daß die Ausschreitungen von Besuchern, die nur die Oberflächenschicht der Bevölkerung kennen lernten, übertrieben dargestellt werden. Viel davon entfließt freilich dem gesamten Kulturstande dieser Völker.



Ein Mann von den Palau-Inseln und ein Mann von der Karolinen-Insel Yap. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.)

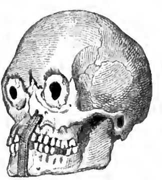
Leichtsinn und Müßiggang lassen die geschlechtliche Zügellosigkeit stellenweise in den oberen Schichten ins Unglaubliche ausarten; in Neuseeland, Samoa und besonders Tonga nimmt dagegen das Weib eine hervorragende Stellung ein.

Auf Menschenopfer, Menschenfresserei, Kindesmord und kannibalische Spuren werden wir im sozialen Kapitel zurückkommen.

*

Bei dem ersten Lichtstrahl, der mit der Erschließung des zentralen pazifischen Gebietes in das Leben der Polynesier fällt, erblicken wir eine starke Bewegung von kulturgeschichtlichem Gehalt. Wenn auch die Annahme zu weit geht, daß sich in ihrer Religion eine auf monotheistische Läuterung gerichtete Entwickelung schon vor den christlichen Einflüssen angebahnt habe, so ist doch eine mächtige götterschaffende Triebkraft darin zu erkennen. Etwas mehr Raum, etwas mehr Stabilität, und wir hätten in Polynesien eine indische Mythologie gefunden. Die Polynesier standen und stehen sittlich nicht hoch, und doch liegt ein gutes Stück selbsterziehender Entwickelung

in der Aufgabe der Menschenfresserei und der Menschenopfer. Das ist ein Fortschritt zur Menschlichkeit, den nicht alle Beurteiler voll gewürdigt haben. Überhaupt haben die Polynesier eine seltene Erziehungsfähigkeit gezeigt. Wir reden hier nicht von der Schnelligkeit ihrer Nachahmung europäischer Trachten und Sitten. Die Mission konnte aber nirgends so früh wie hier zur Aussendung eingeborener Lehrer übergehen. Schon vor Jahren fanden sich auf ganzen Gruppen, wie Tonga, Samoa, Hervey, in allen Dörfern Kirchen und Schulen mit Geistlichen und Lehrern, die zum allergrößten Teil Eingeborene sind. Dabei sind diese Gemeinden früh selbständig geworden: die Londoner Missionsgesellschaft braucht schon seit Jahren für die Samoaner keine Geldunterstützung mehr zu senden; sogar für Missionszwecke auf anderen Gebieten werden namhafte Beisteuern von diesen selbst entrichtet. Zu den bemerkenswerten Erscheinungen gehören die selbständigen Ableger des Christentums. So begründete der eingeborene Savaiier Siovedi auf Upolu die Gimbletreligion, in der er, mit Gott redend und Wunder wirkend, bei Krankheiten die Sünden gegenseitig beichten ließ; seinen Gottesdienst machten Gewehrschüsse besonders eindrucksvoll. Ebenfalls in Samoa führte ein vom Walfischfang zurückgekehrter Eingeborener, der den Gott des Himmels anrufen lehrte, eine alte Frau mit sich, die hinter einem Vorhang Krankheiten durch Berührung heilte, da ihr Jesus Christus innewohnte.



Ein präparierter Schädel von den Markesas-Inseln. (Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig.)

Ein philosophierendes Element tritt mit erstaunlicher Fruchtbarkeit in allen Abwandlungen der polynesischen **Mythologie** hervor. Nirgends bestätigt es sich mehr, daß die Mythologie auf dieser Stufe die Wissenschaft ganz in sich einschließt. Es ist abstrakt, wenn auf den Gesellschaftsinseln dem Hervorgehen Rus aus der Seite der Mutter Papa sogleich die Schöpfung geistiger Kräfte folgt; dann erst wird die materielle Welt durch Vermählung Tangaroas mit den verschiedenen Naturkräften geschaffen. Es macht den Eindruck embryonaler Naturwissenschaft, wenn Tangaroa mit der Göttin des Außen Wolken und Regen, mit der Göttin des Innen die Keime der Bewegung, mit der Luft den Regenbogen, das Licht, den Mond und mit einer in der Erde wohnenden das vulkanische Feuer zeugt. Dieser Gedankenbau, das Erzeugnis denkender Geister, war nicht zu weiter Verbreitung geeignet, und die allgemeine polynesische Mythologie bequemte sich daher auch nicht zur Auseinanderlegung ihres einfachen Schöpfungsgedankens, der die Welt aus der Umarmung des Himmels und der Erde hervorgehen läßt, in diese abstrakten Begriffe. Aber aus den großen einfachen Bildern des Meeres, der Inseln, der als feste Insel gedachten oder im Meere schwimmenden Erde, aus ihrem Bedürfnis der Orientierung durch Sonne, Mond und Sterne schöpften die Polynesier Anregung zur schärferen Beobachtung der Himmelserscheinungen und zur Schaffung kosmogonischer Vorstellungen. Ihrer Weltvorstellung, an deren Schaffung mehr die Phantasie als der Verstand beteiligt gewesen ist, liegt doch eine Masse von Beobachtungen zu Grunde. Der Mond ist ein Weib: ihm wohnt die Fähigkeit der Erneuerung inne. Der Mann im Monde ist Rona, der nächtlich wandelnd strauchelte und vom Monde mit dem Zweige des Baumes, woran er sich halten wollte, hinaufgenommen ward. Wie die Sonne, verjüngt sich auch der Mond in einer Quelle des Lebenswassers. Während Mond und Sterne in einem der Erde näheren Himmel, dem dritten, sind, scheint die Sonne erst aus dem fünften, da sie sonst alles verbrennen würde. Sonne und Mond wohnten einst beisammen und zeugten das feste Land der Erde. Und während die Sonne einerseits durch Maui an den

Mond befestigt wurde, ist sie anderseits durch ihre Strahlen an die Erde gebunden. Diesem doppelten Zusammengebundensein entspringen auch die Finsternisse. Die Sterne sind von den Vorfahren des heutigen Polynesiergeschlechts geschaffen. Als Volk des Himmels sind sie in zwei Gruppen geteilt, zwischen denen die Milchstraße, der „große Hai", die Grenze bildet; durch die Sternschnuppen senden sie Botschaften an ihre einstigen Erschaffer. Unter den Konstellationen erfreuen sich die Plejaden als „Bugspriet des Kahnes" und Orion mit dem Südkreuz und den Nachbarsternen als „Kahn des Tamarereti" besonderer Beachtung. Im Regenbogen sieht man auch den Pfeilbogen, oder die flimmernde Sehne, oder die Leiter, worauf Häuptlingsseelen in den Himmel steigen.

Die häufigen Wanderungen der Polynesier von Insel zu Insel schufen mit der Zeit eine gewisse Summe von Kenntnissen. Man kann aber von eigentlich geographischen Kenntnissen kaum sprechen. Der begabte Tupaia hatte Cook eine Art von Karte gezeichnet, worauf zahlreiche Inseln Polynesiens verzeichnet waren. Die Namen fand man ziemlich richtig, nicht aber Lage und Größe. Einsichtige Leute hatten ziemlich gute Kunde von ihren Nachbarinseln, sie unterschieden flache (Korallen-) und hohe (Vulkan-) Inseln, wußten, ob sie dauernd oder zeitweilig bewohnt seien, u. s. w. Der Bruder des Häuptlings von Naraka zeichnete für Wilkes alle Inseln der Paumotu, die er kannte, mit Kreide richtig auf das Verdeck und nannte ihm drei, die dann später in der That entdeckt wurden.



Bambus-Flöten von Hawaii. 1/4 wirkl. Größe. (Brit. Museum, London.) Vgl. Text, S. 181.

Das Wissen der Polynesier ruhte auf einer großen Festigkeit der Überlieferung. Was ohne Schrift, und fügen wir hinzu: in „der Steinzeit" ein begabter Volksstamm leisten kann, zeigt ihr Kulturschatz. Mythologie, geschichtliche Überlieferung und Sternkunde zusammen lehren bestimmte Leute, und dazu ein wenig Heilkunde. Ein Teil dieses Schatzes wird geheimgehalten. Die Genealogien werden den begabten Knaben nachts gelehrt. An dem Geschichtsholz finden sie die bedeutenden Namen mit besonderen Verzierungen in den Einkerbungen ausgezeichnet (s. Abbildung, S. 281). Wenn sie Priester geworden sind, erkennen sie sich an geheimen Worten. Die traditionellen Gesänge, die bei Festlichkeiten zu Reinigungen recitiert werden, stehen unter der Hut der Priester. Neben der heiligen gibt es eine profane Tradition, deren Träger seltsamerweise oft in die untersten Schichten der Gesellschaft eingereiht werden. Diesen sind die geschichtlichen Erinnerungen, die Heldengesänge und die zu Ammenmärchen gewordenen Mythen anvertraut. Unter den Priestern hatte sich eine Art von Heilkunde entwickelt, deren gesunde Grundsätze unter dem Hokuspokus des übersinnlichen Verkehrs erstickten. Der Tahitier verlegt den Sitz des Lebens und des Gemüts in den Bauch und bezeichnet, was wir durch Herz ausdrücken, durch Eingeweide. Dagegen gilt auch hier der Kopf als der Sitz des menschlichen Denkvermögens und erhält deshalb vorzüglich eine besondere Verehrung, die allerdings kannibalisch gefärbt ist. Unter den rationellen Behandlungsweisen der Kranken nahm das Kneten die erste Stelle ein. In dem Apparat der Ärzte findet man Flaschenkürbisse zum Klystieren und die Scheren einer Squilla zum Aufstechen der Pusteln.

Die polynesische Sprache besitzt Zahlwörter, die die Nennung von Tausenden gestatten. Lehu, Asche, bezeichnet die Grenze der Zählmöglichkeit. In der Regel sind 5 und 10 die natür-

lichen Abschnitte des Systems; aber Tou-Ia, d. h. „Rechnung 4“, bildet mit 40 eine besondere Einheit auf den Markesas und auf Hawaii. Zur Erleichterung des Zählens gebrauchte man in Hawaii, Ulea, Palau und anderen das in Peru zu hoher Ausbildung gelangte System, in Schnüre Knoten zu binden: die Tahitier banden Streifen von Kokosblättern in Bündel, und die Neuseeländer benutzten Kerbstäbe.

Die Zeitrechnung zählt nach Mondmonaten. In Tahiti gab es deren 14, von denen schon Forster zwei als Schaltmonate auffaßt. Die Monatsnamen beziehen sich in vielen Fällen auf Ackerbau und Erscheinungen des Pflanzenlebens. Auf Neuseeland findet man 13 Monate, und außerdem wird der zehnte Monat doppelt gezählt. Monatsnamen und Jahresanfang sind von Insel zu Insel um so mehr verschieden, als noch Spuren eines zweiten chronologischen Systems, das das Jahr nach dem Sichtbar- oder Unsichtbarsein der Plejaden halbiert und nur sechs Monate zählt, vorhanden sind. So fällt auf einer Reihe von Inseln der Jahresanfang in das südhemisphärische Wintersolstitium. Man rechnet ferner nach Generationen; und zwar geht diese Zählung in Rarotonga um 29, in Mangarewa um 27 Generationen zurück, also eine ansehnliche Zahl von Jahrhunderten, läuft aber natürlich mythisch aus.


Tanzstelzen von den Markesas-Inseln. (Ethnograph. Museum, München.)

Gesang und Tanz füllen einen großen Teil des Lebens der Bewohner der glücklichen Inseln im Tropengürtel. Auch die Maori singen zu jeder Arbeit, jedem Tanze, beim Rudern, beim Spiele, beim Auszug in den Krieg. Sie lieben besonders Wechselgesänge, worin Chöre mit den Liedern Einzelner abwechseln. Aber der Charakter ihrer Gesänge ist nicht heiter, einer wie heiteren Stimmung sie auch entquellen mögen, sondern feierlich. Für Silbenmaß und auch Reim haben die Polynesier entschiedenen Sinn. Bei größeren Vorstellungen werden zwischen Solotänzen Monologe, Dialoge sowie Anfänge eines Dramas, etwa bestehend in mimischer Darstellung eines Zwistes, der in Schlägerei ausartet, aufgeführt. Dabei werden Tanzstäbe oder Tanzstelzen (s. Abbildungen, S. 180 u. 181) benutzt, die oft schön geschnitzt sind. Cooks Begleiter Anderson schildert eine Musikaufführung Tongas folgendermaßen: „Achtzehn Männer setzten sich in den Kreis der Zuschauer, vier oder fünf hatten lange Bambusrohre, unten geschlossen, oben offen, die sie in fast senkrechter Richtung in langsamem Takt beständig auf den Boden stießen; dadurch entstanden bei der verschiedenen Länge der Rohre verschieden dumpfe Töne. Ein anderer Musiker schlug mit zwei Stäben ein langes, gespaltenes Bambusrohr, das vor ihm auf den Boden lag, und erzeugte damit helle Töne. Der Rest sang eine weiche Melodie, die die rauheren Noten der einfachen Instrumente so milderte, daß niemand umhin konnte, die Kraft und den angenehmen Wohllaut dieser Musik anzuerkennen.“ Bei anderen Gelegenheiten werden hohle Baumstämme mit zwei Stäben gleich Trommeln geschlagen:

die Tonganer schenkten von den mannigfaltigen Musikinstrumenten der Europäer nur den Trommeln einige Beachtung, stellten indessen selbst auch diese hinter die ihren zurück. Mikronesische Trommeln zeichnen sich durch extreme Sanduhrform aus. Bestimmte Trommeln werden zu gottesdienstlichen Zwecken benutzt und gelten für heilig. Bambusflöten und Muscheltrompeten sind nirgends selten (s. Abbildung, S. 179).

Zu den Tänzen gehören auch die Kriegs- und Waffenspiele, die beliebten Wett-, Ring- und Faustkämpfe; in Hawaii nahmen zu Cooks

1



2



1) Tanzruder von der Osterinsel. 1/13 wirkl. Größe. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 187.
2) Tanzstelzen aus Bambus, von den Markesas-Inseln. 1/10 wirkl. Größe. (Christy Collection, London.)

Zeit sogar Mädchen daran teil. Die Neigung zum Spiel ist bei den Polynesiern groß. Eins ihrer Spiele hat viel Ähnlichkeit mit unserem Brettspiel, scheint aber verwickelter zu sein, da das Brett in 238 Felder, 14 in einer Reihe, geteilt ist. Ein anderes besteht darin, daß unter ein Stück Zeug ein Stein versteckt wird, der durch einen Schlag mit einem Stäbchen richtig getroffen werden muß; die Wetten dabei sind die Hauptsache. Ballspiele sind weit verbreitet. Bei dem Spiele „Lala" werfen die Hawaiier einen radförmigen Stein, Maika, so weit wie möglich und setzen ihre Habe, ihre Frauen, Kinder, ihre Arm- und Beinknochen nach dem Tode, ja endlich sich selbst auf einen einzigen Wurf. Außerdem vertreiben sich die Polynesier die Zeit mit Wettrennen zwischen Knaben und Mädchen. Gewissermaßen auch ein Glücksspiel ist das Schwimmen in der Brandung mit Hilfe eines Brettes oder einer Stange, das von beiden Geschlechtern mit Mut und Geschicklichkeit besonders auf Hawaii geübt wird. Den Kindern sind kleine Schiffchen ein häufiges Spielzeug, auch spielen sie gleich den Erwachsenen gern mit Bällen. Für Drachensteigen haben die jungen Neuseeländer eine besondere Vorliebe. Einen aus Blättern zusammengebundenen Ball werfen sie in die Luft und fangen ihn abwechselnd mit den beiden zugespitzten Enden eines Stabes auf. Außerdem sind Fingerspiele häufig; die Geschicklichkeit darin ist groß. Vgl. auch oben S. 71.

---

# 4. Tracht, Waffen und Geräte der Polynesier und Mikronesier.

„Ihre Tracht übertraf unsere Erwartungen gar sehr und dünkte uns der menschlichen Bildung ungleich vorteilhafter als jede andere, die wir bis jetzt gesehen." G. Forster.

Inhalt: **Tracht und Schmuck.** Tättowierung. Verunstaltungen des Körpers. Federschmuck. Haartracht. Schmucksachen. Rindenzeuge. Tapa. Matten. — **Waffen und Geräte.** Mangel des Eisens. Steinbearbeitung. Verarbeitung des Holzes zu Waffen. Speere. Keulen. Beschränkte Verbreitung von Bogen und Pfeil. Schleudern. — Gewerbthätigkeit.

Die Kulturstufe der Polynesier spricht sich mit großer Klarheit in ihrer äußeren Erscheinung aus, d. h. in ihrer **Tracht**, ihrem **Schmuck**, ihrer **Bewaffnung**. (S. die beigeheftete farbige Tafel „Polynesische Waffen und Schmucke".) Unter glücklichem Himmel lebend und von Wasser umgeben, sind die Polynesier und Mikronesier ein oft badendes und daher reinliches Volk. Leider vernichten sie aber die Wirkung dieser Tugend oft durch übertriebenes Salben mit Kokosöl oder mit gekauten Kokoskernen. Sie baden lieber in Süß- als in Salzwasser und halten beides für ein gutes Mittel gegen Krankheiten: Wöchnerinnen mit dem Neugeborenen, selbst Sterbenskranke gehen ins Bad.

Künstliche Verunstaltungen und Verzierungen des Körpers sind weit verbreitet. Mißformung des Schädels, Abplattung von hinten ebenso wie Zuspitzung zur Wirbelgegend, kommen auf Tahiti, Samoa, Hawaii, auf den Paumotu in vereinzelten Fällen vor, finden sich aber nirgends so wie auf dem neuhebridischen Malikollo, wo der Schädel in ausgezeichneter Weise flach gedrückt wird. Plattdrückung der Nase findet sich in Tahiti und bei den Yap-Insulanern, Exstirpation eines Hoden wird zur Verhütung von Krankheit vorgenommen; vielfach wird die Nasenscheidewand durchbohrt, um Blumen oder Federn darin zu tragen. In die durchbohrten Ohrläppchen werden Stücke Grünstein, Menschen- und Haifischzähne, Federn und Blumen zum Schmucke gesteckt, und auf der Osterinsel wie in Mikronesien werden die Ohrläppchen durch schwere Holzpflöcke zu langen Lappen herabgezogen. Bei den Mikronesiern kommt auch mehrfache Durchbohrung des oberen Ohrrandes vor. Die **Tättowierung** ist nirgends zu solcher Vollkommenheit gelangt wie hier.




1. *Lanze, Viti-Inseln.*
2. *Federtanzszepter, Sandwich-Inseln.*
3. *Haifischschwert, Kingsmill-Insel.*
4. *Fächer, Sandwich-Inseln.*
5. *Tanzkappe, Cook oder Gesellschafts-Inseln.*
6. *Federhelm* } *Hawai.*
7. *Federhelm* }
8. *Kultusstab, Cook-Inseln.*
9. *Federkopfring, Sandwich-Inseln.*
10. *Schmuckplatte, Tahiti.*
11. *Idol, Tahiti.*
12. *Vanikoro, St. Cruz.*
13. *Tapa, Tonga.*
14. *Federmantel, Hawai.*
15. }
16. } *Federmasken, Hawai.*
17. }
18. *Wasserflasche, Fidschi.*
19. *Haifischlanze, Kingsmill-Insel.*
20. *Keule, Neuseeland.*

*1/10 der wirklichen Größe.*

Nr. 1, 2, 4, 9, 12, 13, 18 *aus dem Museum für Völkerkunde, Berlin; alle andern aus British Museum und Christy Collection, London.*



POLYNESISCHE WAFFEN UND SCHMUCKE.

In Polynesien sind im allgemeinen die Männer mehr tättowiert als die Weiber (s. untenstehende Abbildungen), an einigen Orten tättowieren sich beide Geschlechter gleich, und auf Nukuor nur die Weiber. Die Sitte, das Gesicht zu tättowieren, war keineswegs allen Polynesiern, speziell nicht den Rarotonganern eigen, wohl aber den Maori, die mit diesen in nächste Beziehung gebracht werden. Besonders furchterregende Arten von Tättowierung sollen seit der Einführung der europäischen Kampfweise aufgehört haben. Außerdem rühmt man der Tättowierung den Vorzug nach, die Altersstufen zu verwischen. Und endlich ist die Verschönerung nicht zu vergessen; wie es denn in einem Liede heißt, das während des Tättowierens gesungen wurde:

Jede Linie werde gezogen!
Am Körper des großen, reichen Mannes
Laß die Figuren sich hübsch gestalten.

An dem Manne, der nichts zahlen kann,
Mache sie krumm, lasse sie offen.

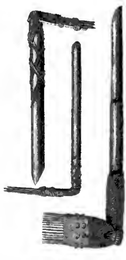




Tättowierte Maori. (Nach Photographien im Besitz des Herrn Max Buchner in München.) Vgl. Text, S. 184.

Ohne Zweifel ist aber die Tättowierung im letzten Grunde, gleichwie bei anderen Polynesiern, aus religiöser Anschauung hervorgegangen; denn sie gilt als heiliges Geschäft, das vom Priester unter Gebeten und Gesängen geübt wird. Die Figuren, die man eingräbt, sind oft Schlangen und Eidechsen, heilige Tiere. Auf Samoa liegt die Lehre vom Atua, d. h. dem Schutzgeist in Tiergestalt, zu Grunde; darum fanden es gerade hier die Missionare so schwer, den Brauch abzuschaffen. Im mikronesischen Gebiet ist vielfach die Tättowierung bloßer Schmuck geworden, aber noch nicht überall. Die Frauen auf Nukuor leben drei Monate im heiligen Hause abgeschlossen, baden darauf im Meere und erleiden dann die auf einen kleinen Teil des Unterleibes sich erstreckende Operation. Auf Radak bringt der zu Tättowierende die Nacht vorher im Hause des Häuptlings zu, der um günstige Zeichen betet. Auf den Gesellschaftsinseln, den Paumotu, Markesas, den Karolinen liegt darin ein Standesunterschied: gemeine Leute sind nur auf den Lenden

tättowiert, während sich die Erii oder Ariki durch große, runde Tättowierungen über den ganzen Körper auszeichnen. Auf den Gilbert-Inseln wohnt dem armen tättowierten Manne mehr Einfluß in der Ratsversammlung bei als dem reichen Untättowierten. Auf Rotuma werden durch Tättowierung die Kasten unterschieden. Doch drückt sich die Häuptlingswürde nicht immer in der Tättowierung aus; viele Häuptlinge sind wenig tättowiert, während gewöhnliche Freie diesen Schmuck am ganzen Körper aufweisen. Auf den Marshall-Inseln ist die Wangentättowierung den Häuptlingen vorbehalten, auf den Mortlock zeigt sich in der Beintättowierung der Rangunterschied. Beide Körperhälften sind oft ungleich tättowiert; dann ist wohl die rechte Seite reicher geschmückt. Die Tättowierung der Samoaner wird genau an der Stelle vorgenommen, die wir beim Baden mit der Badehose bedecken und die Zeichnung macht den Eindruck eines umgeschlagenen Tuches in Linien und Flächen. Bei den Maori dauerte es Jahre, bis der Körper so ausgeschmückt war, wie es sich der Künstler in seiner Tättowierphantasie dachte; aber hier sind thatsächlich die Gesichtszüge in Arabesken aufgelöst (s. Abbildung, S. 183). Die Tättowierung der Lippen, Augenlider und der Nase war sehr schmerzhaft, besonders vor Einführung des Eisens; bei den Hervey-Insulanern sah Forster selbst die zartesten Partien der männlichen Geschlechtsteile sorgfältig tättowiert. Die Tättowierung geschieht in der Weise, daß die Figur auf den Körperteil gezeichnet und dann ein Stäbchen mit Stein-, Knochen- (Menschenknochen-!) oder Eisenspitzen durch einen hölzernen Hammer in fortlaufenden Punkten längs der Linie eingetrieben wird. Die Tättowierwerkzeuge bestehen aus einem einer diminutiven Haue vergleichbaren Instrument aus hartem Holz (in Samoa in vier verschiedenen Formen vorkommend), dessen flache Klinge in eine Anzahl spitzer Zäckchen ausläuft, während zum Einschlagen ein ruderförmiges, aus demselben Holze gefertigtes Hämmerchen dient (s. nebenstehende Abbildung). Als Färbemittel reiben die Maori Ruß der Kauri-Fichte in die Wunden.



Tättowierungswerkzeuge von den Freundschaftsinseln. (Brit. Museum, London.) 1/3 wirkl. Größe.

Außerdem hatte bei Trauerfällen die Haut im Gesicht, an Armen und Beinen Zerschneidung mit scharfen Muscheln zu erleiden, und bei Festen war rote und schwarze Bemalung üblich. So hatten sich die Oster-Insulanerinnen bei Cooks Besuch das Gesicht mit Rötel und einige darüber gelb mit Kurkuma, einige weiß mit querlaufenden Kalkstrichen bemalt. Hierher ist zu rechnen, daß nach dem Worte „Kein Weib dem haarigen Manne" jede Spur von Haar im Gesicht entfernt wird; nicht so in Mikronesien. Auch an anderen Teilen des Körpers werden die Haare mit einer Zange aus Muschelschalen ausgezogen. Die Beschneidung ist als Aufschlitzung der Vorhaut weit verbreitet; in großen Gebieten, wie Hawaii und Neuseeland, wird sie nicht geübt, in anderen, wie den Markesas, nicht allgemein. Auch diese Verstümmelung wird durch den Priester ausgeführt und hat einen religiösen Charakter.

Die Haartracht ist dem straffen Haarwuchs angepaßt und deshalb einfach. Man trägt die Haare entweder offen und herabfallend, oder schneidet sie ab. Letzteres scheint auf den Gesellschaftsinseln und der Nachbarschaft allen Weibern, mit Ausnahme der königlichen Familie, geboten gewesen zu sein. Auf den Freundschaftsinseln tragen Männer und Weiber die Haare geschoren und borstenartig aufwärts gekämmt. Puderung der Haare mit Kalkpulver färbt die Spitzen rot, die mit Kurkuma gibt einen goldenen Schimmer. Das Haar in einen Zopf gebunden zu tragen

könnte recht wohl eine Nachahmung sein: ein tahitischer Häuptling ahmte schon am ersten Tage den Haarbeutel Cooks nach. Das Rasieren der Köpfe war bei der Unvollkommenheit der Schneidewerkzeuge nichts Kleines; wenige Errungenschaften der Kultur wußten die Polynesier so zu schätzen wie die Scheren und die Rasiermesser. In Mikronesien besteht der Kopfschmuck fast überall aus langen, schmalen Kämmen aus Holz, zehn- bis zwölfzähnig, am Griffe verziert und bisweilen mit reichem Federschmuck versehen (s. Abbild., S. 189, 190 u. 191). Lange Haarnadeln haben auch zur Dämpfung der Stiche häufiger Insekten zu dienen. Das lockige Haar der Gilbert-Insulaner wird durch ein Stäbchen zu einer abstehenden Krone aufgezaust. Während auf Mortlock der Kopfring bürstenartig mit Pflanzenfasern bekleidet ist, trägt auf Nukuor der Kopfputz eine lange, nach oben hin sich verbreiternde Holzplatte. Derartiges wird indessen wohl nur als Tanzschmuck oder als religiöses Emblem zu betrachten sein. Öfters tragen auch Ahnenbilder solchen Schmuck. Eigentliche Kopfbedeckungen sind nicht üblich oder werden nur bei Nacht und außerhalb des Landes gestattet. Auf den Karolinen wie einst auf Hawaii werden europäische Hüte direkt nachgeahmt. Auf Fakaafo (Tokelau-Inseln) sah Hale bei Schiffern Augenschirme aus dichtem Geflecht, die an die Stirne gebunden waren, ähnlich wie bei unseren Schwachsichtigen (s. Abbild. S. 209).


Ein Mann von der Karolinen-Insel Ponapé. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.)

Ähnlich wie die Tättowierung reicht der Federschmuck der Polynesier (s. die Tafel bei S. 182) von dem profanen Gebiete der Mode auf das des Glaubens hinüber. Vögel gehören zu den heiligen Tieren; besonders gilt dies von dem Vogel, der in seinen roten Schwanzfedern die gesuchtesten Schmuckartikel Polynesiens liefert, vom Tropikvogel. Kein Handelsartikel war einst auf den Gesellschaftsinseln so gesucht wie er. Man klebte die Federn auf Bananenblätter, die vor die Stirn gebunden wurden, und selbst auf die Kokosfaserschürzen der Tänzerinnen. Aus Federn wurden die wertvollsten Kopfbedeckungen hergestellt. Weitverbreitet waren auch die biegsamen, aus Schnüren zusammengedrehten Halsringe, worein bunte Federn gewunden wurden. Federdiademe trug man auf den Markesas und auf der Oster-

Insel. Die größte Entwickelung nahm aber der Federschmuck und sein Wert auf den hawaiischen Inseln. Rote Federn von Melithreptes pacifica galten für Kostbarkeiten, die noch vor 40 Jahren nur den Vornehmsten gestattet waren. Mit gelben Federn wurden helmartige Kopfbedeckungen ausgeschmückt (s. Abbildung, S. 191, und die Tafel bei S. 182), deren Form und gelbe Farbe ganz an die Kopfbedeckungen buddhistischer Priester erinnern.

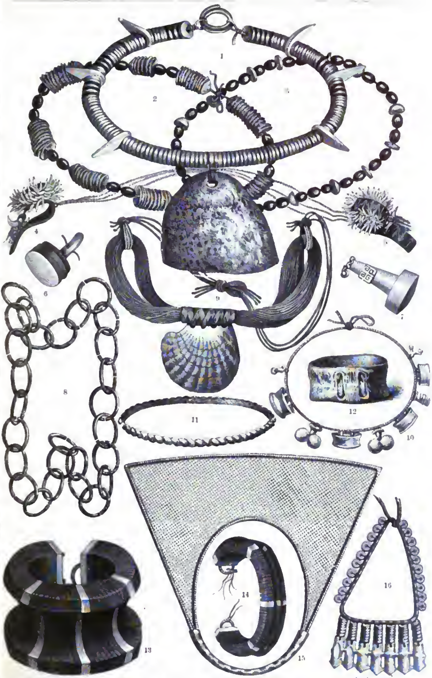
Die verschiedensten Kleinigkeiten finden außerdem zum Schmucke Verwendung. Das Meer bietet in seinen vielfarbigen Muscheln reiches Material, daneben werden Blumen und Ranken in geschmackvoller Weise um den Hals, im Haar, in den Ohren und selbst in der Nase getragen. Knotenschnüre aus Pandanusblättern oder Kokosfasern dienen nicht bloß zum Wahrsagen, sondern auch, z. B. auf Ulea, zur Zeitberechnung; darum wohl werden sie von Häuptlingen um den Hals getragen. Oder ist darin die Erinnerungsurkunde (Duj) zu sehen, ähnlich der, die die Häuptlinge auf Palau führen? Der Aberglaube bringt Muscheln und Knochen von bestimmter Form, Menschenknochen, Menschenzähne hinzu, selbst Tausendfüße werden zu Halsketten aufgereiht. Perlen aus Vogelknochen und Ohrenschmuck aus Albatrosfell waren Lieblingsschmuck der Neuseeländer. Auf Tongatabu gebrauchten die Eingeborenen die von Cook als Handelsartikeln gebrachten eisernen Nägel (ein großer Nagel = ein Huhn) als Schmuck. In Tonga wurden aus dünnen, langen Röhrenknochen, die mit kleinen, braunen Schneckenhäusern abwechselten, Ketten gefertigt, die eine große Perlmuttermuschel trugen. Auch einzelne Zähne, aus Physeterzahn geschnitzte Vögel, schwarze und weiße Perlen aus Muschelschalen werden umgehängt. Kämme aus Pflanzenstielen, am oberen Ende durch fein geflochtene Fäden fest und ebenmäßig verbunden, gehören zu den schönsten Arbeiten der tonganischen Kunstindustrie (s. Abbild., S. 190 u. 234). Hawaiische Schmucksachen sind Fußzierden, die dicht mit Hundszähnen, Schneckenhäusern oder Bohnen besetzt sind (s. Abbild., S. 94), ferner Armbänder aus ebenmäßig geschnittenen Knochen- und Schildpattstücken, die durch doppelt durchgezogene Fäden zu einem biegsamen Ganzen aneinander gefügt sind (s. d. beigeheftete Holzschnitttafel „Polynesische Schmucksachen", Fig. 13 u. 14). Ähnliche Schnüre mit dicht gereihten Muschelscheibchen und zwischengereihten Scheibchen einer schwarzen Nußschale wurden als Geld benutzt und kommen auch als Arm- und Fußschmuck vor.



Eine Brustplatte aus Perlmutterschale mit Halsband aus Menschenhaaren und eiserner Einfassung, von Hawaii. 1/4 wirkl. Größe. (Christy Collection, London.)

Auch in Mikronesien spielen frische Blumenkränze von gelber und roter Farbe eine Hauptrolle im Schmucke der Weiber. Eine Muschel, ein kreisrundes Stück Perlmutter oder Schildkrot, kleine, aus einer Conus-Muschel geschliffene Scheibchen, alles an einer Schnur von Menschenhaar aufgereiht, bilden den beliebtesten Schmuck der Gilbert- und Marshall-Insulaner. Auf Pingelap liebt man Stücke von roten Spondylus-Muscheln zu Halsgehängen; Armgelenkringe aus Conus- und Nautilus-Schalen werden auf Yap getragen.

Ein Polynesier, der seinen ganzen Schmuck an sich trägt, macht einen überladenen, bunten Eindruck (s. Abbildungen, S. 189 u. 191). Aber der Farbensinn war früher beim Mangel schreiender Mineralfarben wohl entwickelter als heute, wo europäische Kaufleute diese Völker in ihre Dutzendfabrikate kleiden. Die Polynesier haben in beiden Geschlechtern Grazie, aber auch Koketterie. Die Samoanerinnen legen Sonntags ein weites, langes, hemdartiges und immer



## Polynesische Schmucksachen:

1—3) Halsbänder aus Muscheln, Hülsenfrüchten und Patella-Muscheln. 4 u. 5) Ohrgehänge mit Delphinzähnen. 6 u. 7) Ohrknöpfe aus Walzahn. 8) Halskette aus Schildpatt. 9) Halsschmuck. 10) Halsband. 11) Ohrknopf aus dem Wirbel eines Haies. 12) Hölzerner Stirnreif. 13 u. 14) Armbänder aus schwarzem Holz und Walzahn. 15) Halsschmuck. 16) Halsband aus Muschelscheibchen und Walzähnen. (1—7: Markesas-Inseln; 8 u. 15: Freundschafts-Inseln; 9: Hervey-Inseln; 10 u. 11: Gesellschafts-Inseln; 12: Oster-Insel; 13 u. 14: Hawaii; 16: Nuknor.)

hellfarbiges Gewand an, das ihnen vortrefflich steht; dazu setzen sie aber, wenn sie zur Kirche gehen, ein ganz kleines Strohhütchen, mit bunten Blumen und Bändern geschmückt, möglichst schief auf eine Seite des Kopfes. Beim Tanze werden Masken, besonderer Ohrschmuck, Tanzstäbe in Form




1) Eine Frau von der Karolinen-Insel Ponapé. 2) Eine Frau von den Paumotu-Inseln. (Nach Photographien im Godeffroy-Album.) 3) Frauen von den Gesellschaftsinseln. (Nach Photographie im Tammann-Album.)

geschnitzter Ruder (s. Abbildungen, S. 180 u. 181) und Lendenkleider aus so trockenen Blättern getragen, daß bei den taktmäßigen Bewegungen ein raschelndes Geräusch entsteht; dabei kommt wohl noch rote Bemalung zur Anwendung.

Die **Polynesier** gehören zu den **besser bekleideten Völkern**; sie gingen über die erste Verhüllung hinaus und schritten sogar zum Luxus fort. Daher gehören auch ihre Rindenstoffe, Tapa und Gnatu (Verfertigung s. S. 227), und ihre Matten zum größten und wertvollsten Besitz: Matten waren in einigen Gegenden anerkannter Tauschartikel. Ein Lendentuch, mitten um den Leib getragen, fällt oft bis auf die Füße herab. Ein Tuch um die Schultern trugen die Tahitierinnen, durch das sie in der Mitte den Kopf steckten, und darüber das aus feinerem Stoff gefertigte Lendentuch; von beiden Geschlechtern wurde ein anderes Tuch turbanartig um den Kopf gewunden. Auf den Freundschaftsinseln trug man sich einfacher. Das am Rücken in einen großen Bausch zusammengeschlungene Lendentuch der Männer, oft sehr kurz, und der Weiber, unter der Brust geknüpft, blieb hier in der Regel ohne Schultertuch; ähnlich besteht auf Samoa und den Nachbarinseln die Bekleidung bei Männern und Frauen aus einem um die Hüften geschlungenen Stücke Baumwollenzeug, das bis ans Knie reicht. Häufig sieht man noch Blätter für denselben Zweck verwendet. Die Rindenzeuge ersetzt man bei Regenwetter durch einen Mantel aus langen, breiten Blättern, die fransenartig herniederhängen. Bei feierlichen Gelegenheiten und Festen legen die Eingeborenen eine feine, aus Fasern geflochtene Matte um. Ärmlich sind in der Bekleidung die Bewohner der östlichen Inseln: die ersten Oster-Insulaner sah **Forster** ganz nackt oder doch nur mit ungenügender, am Gürtel hängender Schambedeckung. Im Gegensatz dazu gewinnt auf den Gesellschaftsinseln der Kleiderluxus eine symbolische Bedeutung. Das Kriegskleid bestand dort aus drei ponchoartig übereinander gezogenen Röcken, einem langen weißen zu unterst, darüber einem roten, zu oberst einem kurzen braunen; dicke Einwickelung des ganzen Körpers in möglichst viele Tücher galt als Zeichen eines friedlichen Empfangs. Tahitische Tänzerinnen trugen zu **Cooks** und **Forsters** Zeit ein Stück braunen Zeuges dicht um die Brust zusammengeschlagen, um die Hüften war ein Wulst von vier übereinander liegenden Reihen Zeuges, wechselweise von roter und weißer Farbe, mit einem Stricke festgegürtet, und von da hing eine Menge weißen Zeuges bis auf die Füße herab. Die Tracht der Neuseeländer setzte sich aus Lendentuch und Matte zusammen. Diese ward bei den Männern auf der rechten, bei den Weibern auf der linken Schulter befestigt, und dazu trugen die Männer noch einen Flachsgürtel, von dem Meri und Schlachtbeil herabhingen. Füße und Haupt blieben in der Regel unbedeckt, doch gab es Flachssandalen bei einigen Stämmen der Mittelinsel. Was für die Industrie des Mannes das



Eine Samoanerin mit hoher Frisur. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.)

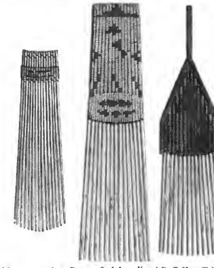
Grünsteinbeil, das ist für die des Weibes die Matte: aus Flachs allein verfertigte es zwölf verschiedene Matten. Außerdem wurden Decken aus Hundsfellen und Vogelhäuten hergestellt oder damit besetzt. In den Matten zeigte sich der einzige Standesunterschied, außer der Tättowierung. Jeder Stamm hatte einst irgend eine besondere Art von Matte. Die Unterschiede liegen in der Zubereitung der Faser und in der Ausschmückung.



Ein Mann von den Ruk-Inseln. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.)

Die Bekleidung der Mikronesier ist weniger reich. Vollständiges Nacktgehen der Männer kommt auf den nördlichen Palau-Inseln vor. Über den Schamgürtel hinausgehende Bekleidung wird auf Nukuor nur bei Nacht und außerhalb des Riffes gestattet. Am anderen Ende der Stufenleiter stehen die Mortlock- und Ruk-Insulaner mit ihren aus Musa- und Hibiscus-Fasern gewobenen, an dem Kopfloch mit Muschelschmuck umrandeten ponchoartigen Mänteln. Dagegen erhält auf Ruk der Knabe erst, nachdem das Mädchen schon mit dem Schamgürtel bekleidet worden ist, den Mantel und damit die Rechte der männlichen Gesellschaft. Das Inventar einer Häuptlingskleidung bilden hier Mantel, Gürtel, Ohrschmuck aus Nußringen, zwei Halsketten, Armbänder und Brustschmuck. Ein Karolinen-Insulaner von alter Art trägt zunächst einen Lendenschurz aus schmalen Streifen von Kokosblättern, der fast bis ans Knie reicht (s. Abbildung, S. 185), darüber legt der Mann bei festlichen Gelegenheiten einen zweiten schön gelben, breitfaserigen und längeren als Staatskleid an. Manchmal

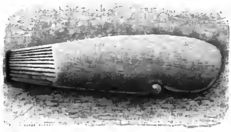
sieht man bei europäisierten Karolinern unter dem Hemd noch den Lendenschurz. Außer diesem war früher bei beiden Geschlechtern ein suspensoriumartiger Schamgürtel aus bunt gefärbten Bananenfasern üblich, bei den Bewohnern Kuschais die einzige Bekleidung. Dieses Erzeugnis karolinischer Industrie wird auf einem Gerät gewebt, worauf die Kette durch mühsames Aneinanderknüpfen der verschiedenfarbigen Fäden hergestellt wird, während als Schuß teilweise dieselben Fäden, teilweise auch rote Zupfwolle zur Anwendung kommen. Auf Mortlock und Ruk werden breitere Gurte aus 15—25 Schnüren getragen, worauf Nußplättchen gereiht sind, nach **Kubarys** Schätzung bei einem zwanzigschnürigen Gurte nicht weniger als 12,500 (s. Abbildung, S. 189)! Daher ist diesen Insulanern der Gurt das geschätzteste Kleidungsstück. Ähnlich wertvoll waren einst die nur auf Bestellung gemachten Gürtel der Palau-Leute aus den Schloßteilen einer seltenen Tridacna-Muschel und die als Klilt bezeichneten Ketten von 64 Schildkrotplatten.



Kämme von den Tonga-Inseln. 1/4 wirkl. Größe. (Britisches Museum, London.) Vgl. Text, S. 186.

Während die Männer der Überlieferung oft noch treu geblieben sind, ist die Tracht der Weiber viel mehr durch den Einfluß des Verkehrs mit Weißen verändert worden. Sie tragen farbige Baumwolltücher, Taschentücher, sowohl um die Lenden als auch ponchoartig über Brust und Schultern (s. Abbild., S. 187, Fig. 1); die Zeuge aus Palmblattstreifen und Baumbast sind fast verschwunden.

*



Ein Knochenkamm von Neuseeland. (Britisches Museum, London.) 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 185.

**Waffen und Geräte der Polynesier** sind durch Reichtum und Mannigfaltigkeit ausgezeichnet. (S. die Tafel „Polynesische Waffen und Schmucke" bei S. 182.) Man begegnet nur bei Melanesiern einer noch reicheren Entfaltung der Kunstfertigkeit und der Erfindung. Vor allem ist der **Mangel des Eisens** hervorzuheben. Als die Europäer mit den Polynesiern zum erstenmal in Berührung kamen, mußten diesen Stein, Knochen, Muschelschalen die fehlenden Metalle ersetzen. Die meisten Inseln der Polynesier sind ohne Erz: bei den Koralleninseln versteht sich das von selbst, bei den vulkanischen trifft es in den meisten Fällen zu. Aber die Kulturstufe dieser Völker ist so, daß man glauben muß, sie hätten zur Metallbenutzung schreiten müssen, wenn sie den Rohstoff gefunden hätten. So haben sie mit Stein, Knochen, Zähnen, Holz das Möglichste geleistet. Die Geräte zur Schiffahrt und Fischerei, die Kähne und Angeln sind in ihrer Art vollendet und zeugen nicht bloß von Geschicklichkeit, sondern auch von Erfindungsgabe. Als sie einmal Eisen empfangen

hatten, wußten sie es, ungleich den Australiern oder Buschmännern, sogleich zu benutzen. Eisen ward natürlich auch Schmuck; und als Glasperlen schon tief im Werte gesunken waren, blieb alles Eiserne an der Spitze sämtlicher europäischer Handelsartikel. Sie verwerteten es zuerst in den altgewohnten Formen (s. Abbildung, S. 117). An Stelle der Tridacna-Muschelschalen setzten sie in ihre Beile Stücke von eisernen Faßreifen, im übrigen wurde die gebräuchliche Form des Geräts beibehalten. Auf Ponapé, wo man das Ende der Steinzeit in den Anfang der zwanziger Jahre setzen kann, werden die eisernen Klingen noch immer wie Steinklingen in die Stiele aus Zitronenholz eingesetzt; die alten steinernen aber verwahrt man als Heiligtümer in den verborgensten Winkeln der Häuser.



Ein Mann von den Ruk-Inseln. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.)

Stein war das wertvollste Material für alle schwereren Geräte, vor allen für Hämmer und Schlachtbeile, weniger für Speere; und steinerne Pfeilspitzen kamen gar nicht in Gebrauch. Bei polynesischen und melanesischen Steinärten fällt sofort in die Augen die Undurchbohrtheit und die einfache Bearbeitung des äußeren Umrisses; sorgfältige Glättung aber und Abrundung sind nicht ausgeschlossen. Diese Äxte (s. Abbildung, S. 193) wollen sich selbst beim trefflichsten

Material und der sorgfältigsten Bearbeitung nicht vom einfachen Keil entfernen; es fehlt daher der eingeschliffene Hals zur Befestigung, und selten ist die angeschliffene Biegung. Am einfachsten sind im ganzen die neuseeländischen Äxte: oft einfache Rechtecke, denen die Schneide nicht rund, sondern winkelig angeschliffen ist. Die Behauung ist auch bei sehr schönen, großen Äxten aus Hawaii so weit roh, wie die Fadenschichten reichen, womit das Beil festgebunden wird. Am einfachsten sind aber jedenfalls die bloß aus Obsidian oder Lava geschlagenen, bei vorwiegender Breite und sehr kurzem Stiel mehr messer- als beilartigen Beile der Oster-Insulaner (s. untenstehende Abbildung). Die Äxte von Neuguinea und den Nachbarinseln stehen diesen an Größe oft nicht nach, sie haben aber mehr Rundung, weil sie nicht wie die polynesischen auf, sondern in dem Schafte befestigt wurden. Die Äxte der Hawaiischen Inseln mit 20—40 cm Länge der

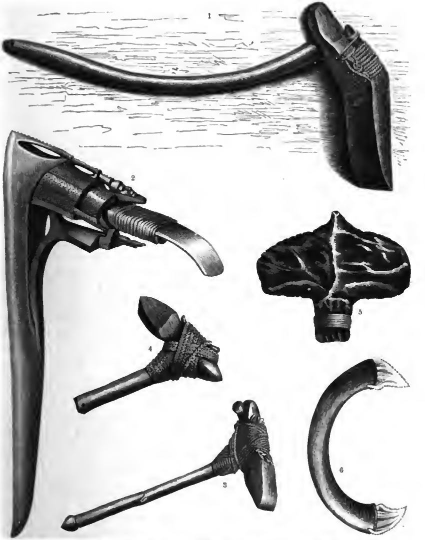


Obsidianbeile von der Oster-Insel. (Britisches Museum, London.) 1/2 wirkl. Größe.

Klinge sind den neuseeländischen in Größe und Form ähnlicher, zeigen jedoch eine Abflachung, wo sie dem Schaft aufgesetzt wurden. Lange, schmale, meißelartige Steinklingen gehören ebenfalls diesem Gebiet an; dagegen tragen die großen Zierbeile der Hervey-Inseln (s. Abbildung, S. 96) spatenförmige, dünne, oft etwas gebogene Basaltklingen. Die Fassung der Beile war überall im wesentlichen gleich. Die von Cook mitgebrachten Äxte aus Tahiti bestehen aus einem Holzstiel mit fersenartig hinten ausspringendem Fortsatz; auf dem vorderen, schräg abfallenden Teile ist die oben flache, unten zweikantige Steinaxt mit einer Schnur befestigt, die erst um den Stiel, dann kreuzweise um Axt und Fortsatz gewunden ist. Auf das Winden dieser Schnur wird viel Sorgfalt verwandt, am meisten bei den Hervey-Insulanern; der Stiel ist dagegen wenig geglättet, wo es sich nicht um Zieräxte handelt. Die Mehrzahl der mikronesischen Beile trägt Klingen aus Muscheln, besonders aus Terebra maculata und Tridacna gigas; auch breite Schildkrötenrückenknochen finden Verwendung. Auffallenderweise vernachlässigten die Mikronesier das trefflichste Steinmaterial (so auf Ponapé), um bei der Muschel stehen zu bleiben. Die Axt mit halbkreisförmiger Muschelklinge aus Tridacna wurde von den Marshall-Insulanern zur Aushöhlung der Kähne selbst der eisernen Axt vorgezogen. Das Glätten der Klingen mit Sand Bimsstein oder ist Sache der alten Männer.

Als ihre Hauptwaffe scheinen die Polynesier einst Stoßspeere betrachtet zu haben. Sie bestanden teils aus Holz mit brandgehärteter Spitze, teils waren sie durch Steinklingen, den

Schwanzstachel des Rochens, Knochensplitter oder Haifischzähne verstärkt (s. Abbildung 3, S. 195). Lang waren sie bis zu doppelter Manneshöhe; wo Kasuarinenholz fehlte, nahm man Kokospalmen-



Polynesische Geräte: 1) Eine Axt von Hawaii, 1/6 wirkl. Größe; 2) eine geschnitzte Axt, wahrsch. aus Neuseeland; 3, 4) Beile von den Markesas- und den Gesellschafts-Inseln, 1/6 wirkl. Größe; 5) eine Speerspitze aus Obsidian, von der Oster-Insel, 1/3 wirkl. Größe; 6) ein Zirkel von den Gesellschafts-Inseln, 1/4 wirkl. Größe. (1, 3, 4 und 6 Christy Collection, London; 2 und 5 Britisches Museum, London.)

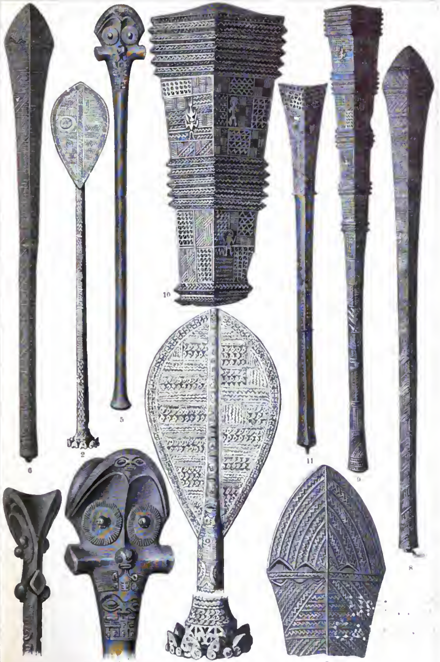
holz. Speere werden höchst ungern hergegeben; sie werden mit besonderer Sorgfalt gearbeitet, auch geschmückt. Ebenso sind die Hauptwaffen der Mikronesier Speere (s. die Tafel „Melanesische



Häuptlingszeichen und Zierstäbe der Maori.
(Christy Collection, London.) 1/8 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 196.

Äxte, Keulen und Hämmer" bei S. 216), mit Widerhaken aus Rochenstacheln, Menschenknochen, dem Schnabel des Hornhechts oder Haifischzähnen bewaffnet. So kunstreich wie in Melanesien sind sie aber nie. Diese Waffen dienen zum Stechen im Nahkampf; stabartige Speere, hinten und vorn zugespitzt, werden zum Werfen benutzt. Von Palau wird ein Speerwerfer aus Bambus erwähnt. Als reine Holzwaffen schließen sich das Schwert der Palau-Insulaner (s. Abbildung 1, S. 196), und der Pahu, der Dolch (s. Abbildung 2, S. 195) aus hartem Holz, auf Yap aus Rohr, an, 1/2 m lang oder etwas länger, im Griffe spatelförmig, von da sich allmählich verjüngend, in einem Futteral aus Pflanzenfaser getragen. Auch kantige Steinklingen von 20—40 cm Länge gaben wuchtige Handwaffen.

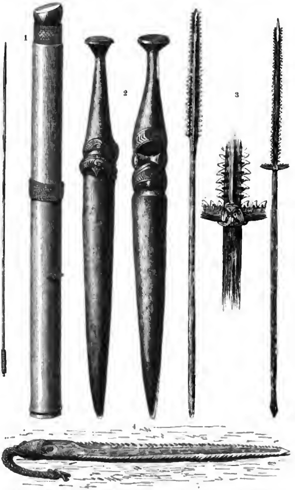
Neben dem Speer ist Hauptwaffe die meist aus schwerem Eisenholz gefertigte Keule, durch ihre Verzierungen ein interessantes Erzeugnis polynesischer Kunstfertigkeit (s. die Abbild., S. 164, und die beigeheftete Tafel „Polynesische Keulen und Hoheitszeichen"). Darin lag vor allem die Stärke der Tonganer. Der am schönsten durchgeführte Typus ist die Ruderform, die schon zu Cooks Zeit veraltet gewesen zu sein scheint: am Griffe rund, nach oben zu sich verflachend, durch starke Hervorhebung der Mittelkante manchmal gedrückt vierkantig, entweder oben quer abgeschnitten oder spitzelliptisch zulaufend. Die ganze Keule ist vom Griffe bis zur Spitze mit Schnitzereien bedeckt, die entweder spiralig in einem Bande umlaufen, oder in Querfeldern, durch Seitenkanten und Mittelrippen geteilt, aufeinander folgen, oder auch in einfachen Querbändern übereinander liegen. Die Ornamente setzen sich aus dicht gedrängten geraden oder Zickzacklinien zusammen, worin fast nie eine roh angedeutete menschliche Gestalt fehlt. Auch Stern und Halbmond tauchen manchmal daraus hervor, desgleichen Fisch- und




Polynesische Keulen und Hoheitszeichen:

1 u. 2) Hoheitszeichen (Ruder) von den Hervey-Inseln. 3—5) Hoheitszeichen (Keule) von den Markesas-Inseln. 6 u. 7) Keule von Tonga, 8) desgl., 9 u. 10) desgl., 11) desgl.

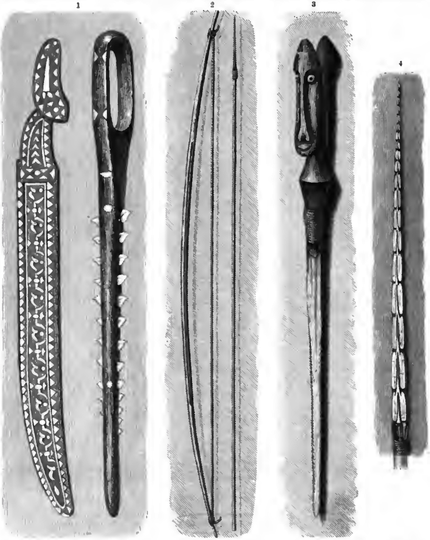
Schildkrötengestalten. Zum Aufhängen haben sie eine Öse. Neben diesen reichgeschnitzten sind auch glatte Keulen, ganz platt ruderförmige mit einem Querringe unter dem Ruderblatt und einfach schlegelartige, kurzstielige vorhanden. Als „Ehrenruder" sind bis zu 2 m hohe, ruderförmige Gebilde zu bezeichnen, die entweder ähnlich wie die Keulen in quergebänderter Art geschnitzt oder in einer an Feuersteinklingen von zierlichem Bruch erinnernden Weise skulptiert sind. In der Anfertigung solcher schönen Keulen zeichnen sich auch die Markesas-Insulaner aus, die das Blatt ihrer ruderfömigen Keule wie fast jedes Erzeugnis ihrer Kunstfertigkeit mit einem Menschengesicht in phantastischer Ausführung versehen (s. Abbildung 4 u. 5 der Tafel „Polynesische Keulen und Hoheitszeichen). Die schönsten Keulen in Ruderform lieferten aber jedenfalls die Hervey-Insulaner (s. Abbildung 1 und 2 der Tafel „Polynesische Keulen und Hoheitszeichen"), die die feine Zellenschnitzarbeit der Tonganer ins Nippsachenartige übertreiben. Die Tahitier und Nächstverwandten verwendeten große Mühe auf die Glättung ihrer Waffen.




1) Köcher und Pfeil, angeblich von den Gesellschafts-Inseln. (Christy Collection, London.) 1/9 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 198. 2) Holzdolche aus Neuseeland. (Britisches Museum, London.) 2/7 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 194. 3) Mit Haifischzähnen besetzte Speere von den Gilbert-Inseln. (Ethnographisches Museum, München.) 1/12 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 193 und 197. 4) Eine Säge (angeblich auch Dolch) aus Rochenstachel, von den Palau-Inseln. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/3 wirkl. Größe.

Die mit durchbrochenen Stielen versehenen Beile der Hervey- oder die überzierlichen Keulen der Tonga-Insulaner sind offenbar als **Zepter**, als **Zeichen der Würde** in erster Linie gedacht, nur ausnahmsweise mögen sie einmal zum Kampfe gedient haben. Die Zeremonial Äxte von Narotonga und Tahiti dürften auch teilweise früher im Gebrauch gestanden haben und nach dem Tode ihres Besitzers mit dem symbolisch gebildeten Stiele zur Erinnerung aufbewahrt worden sein. Auch aus Speeren gingen

Würdezeichen hervor. Unter ihnen sind die Ehrenstäbe von Neuseeland ausgezeichnet durch Länge und Verzierungen. Sie schwanken in der Form zwischen Stab und Ruder. Cylindrische Stäbe




1) Holzschwerter von den Palau-Inseln und Hawaii (?). (Britisches Museum, London.) 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 194. 2) Bogen und Pfeil von den Freundschafts-Inseln. (Christy Collection, London.) 1/12 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 198. 3) Ein Sägemesser aus Rochenstachel, angeblich von den Palau-Inseln. (Britisches Museum, London.) 1/3 wirkl. Größe. 4) Eine Speerspitze aus Knochen, von den Gambier-Inseln. (Christy Collection, London.) Wirkl. Größe.

mit gezackten Längslinien sind die einfachsten; sie endigen in einem mehr oder weniger verwickelten Knopfe, aus dessen Spiralen und Windungen man stets Augen oder selbst eine menschliche Figur herausfinden wird (s. Abbild., S. 194). Äxte, Pfeifen, Dolche, Flöten geben diesen Zierdingen in

der Ausschmückung oft nichts nach und müssen doch im Gebrauch gewesen sein. Sie zeigen das ganze polynesische Thun und Leben würdevoll mit religiösen Bildern, Symbolen und Zeremonien durchtränkt.

Von Werkzeugen kennen wir in einen Holzstiel gefaßte Haifischzähne, die als Grabstichel dienten, sowie Holzbogen mit denselben Zähnen an beiden Enden, die zirkelartig wirken (s. Abbildung 6, S. 193).



Helm aus Hawaii, Flechtwerk, altes Stück. 1/4 wirkl. Größe. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Der grausamen Wollust der Menschenquälerei dienten die zum Zerfleischen der Gefangenen bestimmten Handwaffen aus Haifischzähnen; damit verletzten sich auch Trauernde und Grollende zum Zeichen ihres Grames. Vielleicht ist ihnen der als Feile wie als Dolch zu verwendende Rochenstachel anzureihen (s. Abbildung 4, S. 195, und 3, S. 196). Die **Haifischzahnwaffen** fanden eine große Entwickelung auf den Gesellschafts-Inseln und in Hawaii; das aus einem drei- bis viergabeligen Zweige der Kasuarine gefertigte und mit Haifischzähnen besetzte Gabelschwert wurde als die furchtbarste Waffe betrachtet. Aus Yap liegt im Berliner Museum eine Keule aus Walfischknochen, die mit Rochenstacheln besetzt ist. Die Bevölkerung der Gilbert- oder Kingsmill-Inseln hat sich durch konsequentes Fortschreiten in dieser bestimmten Richtung einen eigentümlichen Stil in der Herstellung von Waffen zu eigen gemacht, der viel Fleiß und Geschick erfordert (s. Abbildung 3, S. 195, u. S. 79). Man könnte glauben, es mit einem in beständigen Kriegen lebenden und mächtigen Volke zu thun zu haben. Die Ausrüstung ihrer Waffen mit Haifischzähnen, die durch mit



Handwaffen mit Haifischzähnen aus Tonga, Dolch u. Schöpfer von den Hawaiischen Inseln und Kürbisflasche von Neukaledonien. (Ethnographisches Museum, Wien.)

Menschenhaaren durchflochtene Kokosschnüre befestigt sind, erscheint wie eine Weiterbildung der auch bei Malayen vorkommenden Waffe aus der Säge des Schwertfisches. Das notwendige Gegenbild dieser Waffentechnik sind ihre Panzerkleider. Aus Schnüren dicht geflochten, grob und dick, sind sie am Körper schmerzhaft und schwer, aber sie sind notwendig, um nur die moralischen Wirkungen dieser Haifischwaffe abzuschwächen. Ein Helm aus der stachligen Haut eines Diodon oder Igelfisches vollendet die originelle Rüstung. (S. Abbildung, S. 130.)

Der Bogen und Pfeile bediente man sich zu Cooks Zeiten nur noch zur Jagd und zum Spiel, und heute fehlen sie fast allen Mikronesiern und Polynesiern. Der Bogen der Freundschafts-Inseln (s. Abbildung 2, S. 196), der nur zum Schießen der Ratten benutzt wird, ist zwar noch immer eine stolze Waffe: manneshoch, aus festem Holz schön geglättet, mit starker gedrehter Sehne bezogen; aber sein treuer Gefährte, der Köcher, ist gänzlich verschwunden (s. Abbildung 1, S. 195), und die Zahl der Pfeile ist auf einen herabgesunken. Palau besitzt einen Bogen aus Mangroveholz mit Fasersehne zur Taubenjagd. In Neuseeland deutet wenigstens die Sprache auf frühere Bekanntschaft mit diesen Waffen.

Gänzlich mangeln aber Bogen und Pfeil den Gilbert-Inseln, Paumotu, der Oster-Insel, und auf der Hawaiischen Gruppe scheinen sie erst im Laufe unseres Jahrhunderts wieder eingeführt worden zu sein. Dennoch ist es nicht richtig, wenn man sagt, es fänden Waffen für den Fernkampf in der polynesischen Strategie keine Stelle, weil die Jagd auf diesen tierarmen Inseln nach und nach vergessen worden sei. Denn neben Speer und Lanze ist die Schleuder die häufigste Waffe der Mikronesier: Schleudern aus Schnüren geflochten, ähnlich den melanesischen, kennt man von den Mortlock- und Karolinen-Inseln; daneben kommen kurze Wurfkeulen vor. Auf den Markesas gehört die aus Kokosfasern gefertigte Schlinge mit den hühnereigroßen, glatten oder kantigen Schleudersteinen zu den gefürchtetsten Waffen. Geschickte Schleuderer waren hochgeschätzt und bildeten in der tahitischen Armee eine eigene Truppe, die in günstigen Momenten vor den Heerhaufen trat und unter Zurufen den Gegner bewarf.

In manchen Teilen Polynesiens tritt der Mannigfaltigkeit der Angriffswaffen die Sorge für die Abwehr in Rüstungen und anderen Schutzmitteln zur Seite; bei dem zeremoniellen Charakter der Kämpfe dienten sie auch dazu, die Krieger stolzer oder fürchterlicher erscheinen zu lassen. Leider sind uns die Rüstungen der Tahitier nicht genauer beschrieben. Der größte Wert wurde auf die Kopfbedeckung gelegt: bei den Hawaiiern ein mit Federn besetzter, eleganter Helm (s. Abbildung, S. 197, oben), bei den Stämmen der Australinseln phantastisch geformt. Den Träger eines solchen weithin sichtbaren Kopfschmucks anzugreifen, galt als besondere Heldenthat: mit seiner Erlegung war oft die Schlacht entschieden. Ein weiteres Uniformstück der Tahitier war ein mit Federn und Muscheln besetzter Halskragen, der wie ein Brustschild angelegt ward (s. Abbildung, S. 187). Parkinson sah kampffertige Gilbert-Insulaner, die unter der Kokosfaserrüstung um Brust und Bauch die harte getrocknete Haut des Rochens gewickelt hatten und über den Rüstungen so viel Tauwerk, wie aufzutreiben war. Mit ihren 20 Fuß langen Rochenstachelspeeren gingen sie aber nicht selbst vor, sondern feuerten nur die Kämpfenden an. Auf Tongatabu fand Forster ein großes, flaches Brustschild aus einem runden Knochen, vermutlich von einer Walfischart; es war $\frac{1}{2}$ m breit und schön poliert. Bei den Markesas-Insulanern besteht dieser Kriegsschmuck aus Stücken leichten, korkartigen Holzes, die zu einem Halbringe zusammengebunden, mit Harz aneinander befestigt und mit roten Abrusbohnen besetzt sind. Die Muschelschale scheint bei Ärmeren diesen Brustschild zu vertreten; in seiner reduziertesten Gestalt ist er vielleicht in der flachen Muschel zu erkennen, die viele Polynesier, oft zahnförmig zugeschliffen, auf der Brust hängen haben (vgl. auch die Abbildungen, S. 186).

## 5. Die negerähnlichen Völker des Stillen und des Indischen Ozeans.

„Ich lebe der festen Überzeugung, daß einst der Tag kommen werde, wo Erörterungen über einen etwaigen ehemaligen Zusammenhang der schwarzen Rassen selbst von wissenschaftlicher Seite als zulässig betrachtet werden dürften.“ R. Hartmann.

Inhalt: Verbreitung. Spuren der einst weiteren Verbreitung im Indischen Ozean. - Hautfarbe. Schädel. Haar. Körperbau. Negerähnlichkeit. — Die angebliche Zwergrasse. — Verhältnis der Papua und Negritos. — Mißverständnis des Namens Alfuren. — Charakter und Geist der melanesischen Bevölkerung.

Wenn wir von Osten her die Grenzen Melanesiens überschreiten, tritt uns zuerst auf den Fidschi-Inseln eine negerähnliche Rasse deutlich entgegen; von ihren östlichen Spuren ist bereits die Rede gewesen (vgl. S. 137 f.). Sie wohnt über das als Melanesien umgrenzte Gebiet bis in das Innere Indiens und Ceylons hinein. Im Malayischen Archipel erstreckt sie sich von Osten her bis Timor; Lombok ist bereits malayisch. Einer besonderen Gruppe, den Negritos (s. S. 201), ist eine einst größere Verbreitung nach Norden und Osten mit großer Wahrscheinlichkeit zuzusprechen. Ihr gehören die Bewohner des Inneren der Philippinen an, die mit den von den Küsten her eindringenden Malayen im Kriege leben. Die Mincopie der Andamanen stehen ihnen nahe, und man will ihre Spuren auf den Marianen und in Mikronesien nachweisen. Quatrefages findet sogar in einem japanischen Schädel seinen „Mincopie-Typus“ (s. S. 201), „wenn auch verdünnt“, wieder. Man kennt auch Reste negroider Stämme im Inneren von Malakka und Indien. Dieses zerstreute und versprengte Vorkommen des dunkeln Elements hat vielen Beobachtern die Ansicht nahegelegt, daß darin eine ältere menschliche Bevölkerung dieser und benachbarter Gebiete zu erblicken sei, für die das festländische Südasien die Brücke zwischen indopazifischen und afrikanischen Negergebieten bildete. Darüber hätten sich die helleren Menschen in breiter Schicht gelegt, wobei sich auf dem Festlande die Mischungen mannigfacher gestalteten. Indessen muß man sich auch hier vor schematischer Auffassung ewig beweglicher Völkerverhältnisse hüten. Die Papua machten Raubzüge gegen Aru, als Sklaven gelangten sie massenhaft nach Ceram und dem östlichen Malayischen Archipel: so kann ein Teil jener nicht woll-, aber kraus- bis lockenhaarigen Völker erklärt werden, die von Ceram an in die straffhaarige Bevölkerung eingesprengt sind. Der Name Alfuren hat nichts mit diesen papua- und negritoähnlichen Elementen zu thun. Ohne also die dunkeln überall sofort als Urbevölkerung anzusprechen, darf man sie im ganzen als die wahrscheinlich älteren bezeichnen.

In der Hautfarbe walten dunkle Töne vor, ohne daß die Tiefe mancher Negerfärbungen erreicht wird; am nächsten kommt ihr vielleicht die Hautfarbe mancher Salomon-Insulaner. Vielfache Zumischungen hellerer Elemente sind Ursache der Häufigkeit mannigfaltiger Schattierungen. Die Schädelform ist vorwaltend dolichokephal im westlichen Fidschi, auf den Neuen Hebriden, Malicollo, Neupommern; die dunkelfarbige, kraushaarige, äußerlich negerähnliche Bevölkerung des Malayischen Archipels in Neuguinea soll brachykephal sein, ebenso die Mincopie der Andamanen. Groß ist nach Krause die Prognathie des fidschianischen Schädels. In dem angeblich büschelartig wachsenden Haar wollte man einst einen Unterschied von den afrikanischen Negern sehen. Jetzt hat man gefunden, daß das Haar ziemlich gleichmäßig über die Kopfhaut verteilt ist und erst, wenn es länger wird, ein büschelförmiges Aussehen annimmt. Das einzelne Haar ist grob, drahtartig und von elliptischem Querschnitt. Bart und Körperbehaarung scheinen stärker als beim Neger zu sein.

Eigentümlich ist der negroiden Bevölkerung des indisch-malayischen Gebietes das häufige Auftreten kleinerer Individuen. In manchen Stämmen bilden sie entschieden die Mehrheit und heben sich von den anderen deutlich ab. Die Durchschnittshöhe der Papua von Neuguinea und den Nachbarinseln liegt zwischen 1,64 und 1,72 m, die Fidschianer überragen sogar häufig die Weißen, besonders in den höheren Ständen; dagegen liegen für die Andamanen-Insulaner die Maße 1,37—1,48 m vor, für die Negritos im Durchschnitt 1,50 m (Quatrefages). Die Kanikari Südindiens messen 1,533—1,610 (bei Männern), die Wedda Ceylons 1,467—1,480, die Pulayer von Travancore 1,570—1,587, die Kader aus den Anamalai-Bergen von 1,528—1,621 m.

Die überwiegende Negerähnlichkeit der Gesamterscheinung wird immer mehr betont, so wie sie vor 260 Jahren Tasman aussprach, der nur die Haare nicht so wollig wie die der Kaffern



Mädchen von Neuguinea. (Nach Photographie im Besitz des Herrn Wilhelm Joest in Berlin.)

fand. Die besondere „papuanische Rasse" weisen Beobachter wie Finsch und d'Albertis bei jeder Gelegenheit zurück; der vorwaltende Typus der Melanesier ist bloß eine leichte Abwandlung, durch seine Bärtigkeit und Behaarung einzelner Körperstellen sowie durch Eigentümlichkeiten der Gesichtsbildung kenntlich. In den größeren Archipelen bieten die Eingebornen mancherlei Abweichungen dar, die teilweise von malayo-polynesischer Beimischung, teilweise von Einflüssen der Lebenslage herzuleiten sind. Von Fidschi, dem völkerbunten, zu schweigen, entrollen uns die Neuhebriden eine wahre Musterkarte. Auf den südlichen Inseln sind die Bewohner besser entwickelt als im Norden, auf Tanna schöner, kühner und ehrlicher als anderswo, auf Api mager, häßlich und sehr groß, auf Erromango klein. An der Küste Neuguineas erscheinen schon auf Karten des 16. Jahrhunderts neben „Islas de mala gente" auch „Islas de ombres blancos". Es kann also von einer scharfen geographischen Sonderung dieser dunkeln Völker in eine östliche, dolichokephale (Papua) und eine westliche, brachykephale Rasse (Negritos) nicht die Rede sein; denn diese wohnt unter Verhältnissen, die der Ausprägung reiner Merkmale noch weniger günstig sind.

Bei der weiten Verbreitung ist das Auseinandergehen in verschiedene Unterrassen vorauszusetzen. Zunächst ist die Frage nach dem Verhältnis zu den Australiern berechtigt. Gewisse

Anklänge sind vorhanden: dunkle Haut, starke Behaarung, Bart. Dazu kommt die Sprachverwandtschaft. Die Mehrartigkeit der australischen Rasse und die Wahrscheinlichkeit des Eindringens neuguineischer und polynesischer Elemente in Australien wird zugegeben. Daß die wollhaarigen Australier auf den Norden oder Nordosten beschränkt seien, trifft nicht zu: es gibt viele Australier, die den gemischten Polynesiern näher stehen als den Papua. Unabhängig von den durch polynesische Einwanderung hervorgerufenen Unterschieden und Übergängen werden Magerkeit der Arme und Beine, schlechte Proportionen, schlechter Ernährungszustand als Annäherungen an die Australier hervorgehoben. Daneben gibt es auch Physiognomien, die an Indianer, Juden oder Europäer erinnern.

Es hat zu großer Verwirrung geführt, daß man den Namen Negritos besonders den gemischten dunkeln, straffhaarigen Bewohnern der Philippinen beigelegt hat. Die Wahrheit über diese Negritos läßt sich dahin zusammenfassen, daß es meist braune, locken- (selten woll-) und sogar straffhaarige, kurzköpfige Menschen sind, die als Berg-, Wald- und Jagdvölker stärker abweichen vom malayischen Rassentypus durch ihre soziale und geographische Lage als durch ihre anthropologischen Merkmale. Als die Spanier nach den Philippinen kamen, fanden sie an der Küste Malayen, weiter innen Tagalen, in den Bergen die zurückgedrängten und heruntergekommenen Aëta. Daß negroide Elemente gerade dieser sozial niedrig stehenden Völkergruppe beigemengt sind, ist bei ihrer Verbreitung nicht erstaunlich: man findet sie auch in anderen Gebieten, die negroide und malayenähnliche Elemente umschließen. Die dunklere Bevölkerung im östlichen Malayischen Archipel erinnert wenigstens in einem gewissen Mischlingscharakter an die Negritos, so in Halmahera und im Inneren von Groß-Nikobar; auf der Halbinsel Malakka treten die Negrito-Elemente wieder deutlicher hervor. Auch auf anderen Inseln dieses Gebietes trifft man ein Volk, das schwärzlicher als die anderen Einwohner, schlank und hoch von Wuchs ist, wolliges oder krauses Haar hat und in den inneren Gebirgsgegenden wohnt. Man kannte es unter dem Namen Harafara oder Alfuren. Wenn aber die Unterschiede zwischen den ins Innere zurückgedrängten und den an der Küste wohnenden Stämmen oft selbst auf kleinen Inseln so groß sind wie zwischen Buschmännern und Hottentotten, so liegen auch Wirkungen sozialer und politischer Verschiedenheiten neben Rassenunterschieden vor. Die Orang Panggang und Orang Semang im Inneren von Malakka werden als klein gewachsene, vorwiegend dunkelfarbige, kraushaarige Menschen beschrieben. Maclay vergleicht sie den Negritos der Philippinen und spricht von „Menschen reinen melanesischen Blutes" unter ihnen.



Ein Mann aus Neu-Mecklenburg. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.)

Den Anspruch, eine eigene Gruppe zu bilden, erheben auch die Mincopie, in mehreren Richtungen sich vom papuanischen Typus entfernende, kleine Völker im westlichen Teil dieses Verbreitungsgebietes. Als ihr Typus können die Bewohner der Andamanen gelten: das Gesicht hat einen wohlwollenden, sanften Ausdruck, die Stirn ist gewölbt, die Augen stehen horizontal und sind rund, die Nase ist klein und gerade, und die Lippen springen nicht auffallend vor.

In Indien wohnen zahlreich dunkelfarbige Menschen hoch nach Norden hinauf. Die Annahme, daß es sich in früher Zeit hier um einen großen Rassenkampf gehandelt habe, wird durch die poetische Übertreibung der Überlieferung gestärkt, die scharf die kämpfenden Völker wie schwarz

und weiß gegenüberstellt, die flachen Gesichter und die Nasenlosigkeit der Gegner verspottet und aus den dunkeln Feinden sogar Affen macht. Aber eindringende Forschung hat das Dunkel dieser Rasse immer heller gemacht und die Stufe ihrer Kultur erhöht. Gehört doch das wichtige und begabte Volk der Tamilen dieser Gruppe an! Man hat das zusammengeschmolzene Völkchen der Wedda auf Ceylon zu den niedrigststehenden Völkern der Erde rechnen wollen: je mehr aber Zeugnisse einlaufen, desto klarer wird es, daß sie nicht einmal so dunkel wie viele Tamilen sind, daß im Gesicht der Unterschied von den hochzivilisierten Singhalesen gering, daß ihr Haar keineswegs das Wollhaar der Neger, daß ihre Sprache ein indischer Dialekt voll Sanskritwörtern und mit drawidischen Elementen versetzt ist.


Eine Fidschi-Insulanerin. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.)

Hat man nun das eigentliche Negerelement vielleicht in den „kleinen, kraushaarigen Menschen oder schwarzen Zwergen" zu suchen, die in den Athrumally-Bergen Südindiens auf Bäumen leben sollen? Jagor hat diese Baumwohnungen gezeichnet (s. Abbildung, S. 102): sie dienen aber nur als Zufluchtsstätten. Im übrigen leben diese verrufenen Leute in ordentlichen Dörfern. Wenn in ihren Beschreibungen immer wieder hervorgehoben wird, daß sie von „Dschangel-Erzeugnissen" leben, Mäuse essen, unter Zweigen wohnen, Dämonen verehren, so bleiben doch soziale Niedrigkeit und anthropologische Abstufung zwei ganz verschiedene Dinge. Und wenn die Kader, die Nair und andere Bergstämme Südindiens als dicklippige Zwerge geschildert werden, so zeigt uns das Beispiel der Wedda, was von solchen rasch hingeworfenen Beschreibungen zu halten ist. Auch daß einige dieser Stämme ihre Zähne spitz feilen, andere polyandrisch leben und das (tamulische!) Muttererbrecht bewahren, daß Männer und Jünglinge in einem großen Hause abgesondert wohnen, kann sie in unseren Augen nicht tiefer stellen. Spuren dieser Sitten gehen durch die ganze Menschheit. Auch die Spuren von Anthropophagie bei Bergstämmen Assams sind nicht erstaunlich. Wichtiger ist, daß einige bis in unsere Zeit herein Steinwaffen und Steingeräte gebrauchten; dabei erinnern wir uns, daß Spuren der Steinzeit, und wahrscheinlich junge Spuren, in dem ganzen, heute vom Eisen eroberten Gebiet des östlichen Indischen Ozeans gefunden werden. Von den dunkeln Völkern Indiens haben einige noch neuerdings Fortschritte gemacht, die sich mit Resten des einstigen wilden Waldlebens verbinden. Die Santal von Unterbengalen haben nicht nur den Acker bebauen gelernt, sondern den Pflug angenommen und sind in 100 Jahren aus Jägern und Räubern ein friedliches Volk von mehr als einer Million Seelen geworden. Und wenn auch die südlicher wohnenden Khand ihren Ackerbau noch in halb nomadischer Weise betreiben und einzelne Gemeinden alle 11 Jahre wandern, so sind sie doch friedlich geworden und haben ihren

Menschenopfern entsagt. Die 46 Millionen Drawida Südindiens umschließen neben einzelnen ärmlichen Wanderstämmen eine überwiegende Zahl von Völkern, die fast in demselben Sinne wie die Arier als Stützen der indischen Kultur gelten können.

Der Unterschied des melanesischen Charakters vom polynesischen ist oft betont worden: er liegt wesentlich auf der Seite des Negercharakters. Der körperlichen geht eine seelische Ähnlichkeit parallel. Der Melanesier ist impulsiver, offener, geräuschvoller und gewaltthätiger als der Polynesier. Wo er in ungünstigem Licht erscheint, liefert ein bald sich aufblähender, bald sich verletzt windender Stolz den Schlüssel mancher Widersprüche. Den Fidschianer schildern seine besten Kenner als den eitelsten aller Menschen. Eine abfällige Äußerung veranlaßt ein Weib, an dem öffentlichen Platze des Dorfes niederzusitzen, endlose Thränen zu vergießen und die Luft mit Klagen und einem mächtigen Strom von Schelt- und Drohworten zu erfüllen. Von der Höhe eines Hügels herab tönt der Ruf: „Krieg! Krieg! Will niemand mich töten, damit ich zu dem Schatten meines Vaters gelange?“ Alles stürzt zu dem Orte und findet dort einen Mann im tiefsten Schmerz darüber, daß sein Freund von dem gemeinsamen Stück Rindenzeug einige Ellen abgeschnitten hatte. Selbstmord ist nicht selten. Mit dem Stolz hängt das Prahlen eng zusammen, vor allem in dem Aufbau phantastischer Stammbäume. Diplomatische Künste gedeihen in diesem Boden. Man würde schwerlich in diesen heißblütigen Naturen so viel Fähigkeit vermuten, sich in ein undurchsichtiges Zeremoniell zu kleiden. Anstandsformen werden streng gewahrt.



Ein Fidschi-Insulaner. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.)

Die Häufigkeit des Diebstahls ist bekannt, er richtet sich meist gegen Fremde; den Eingeborenen sind ihre Pflanzungen unverletzlich. So mächtig ist aber die Begierde des Besitzes, daß die Beraubung eines Grabes eine keineswegs seltene Sache ist, und wenn nicht mehr als ein Lappen gewonnen werden sollte. Wohl kommt es aber vor, daß, wenn dieses Laster überhandgenommen hat, ein Ertappter verbrannt oder lebendig begraben wird.

Die Rache kann die wichtigste Lebensaufgabe eines Melanesiers werden. Ist einer beleidigt, so stellt er in seinem Gesichtskreis einen Stock oder Stein auf, der ihn beständig an die Pflicht der Rache erinnert. Wenn einer sich Nahrung entzieht oder vom Tanze wegbleibt, ist es ein schlimmes Zeichen für seine Feinde. Wer mit halbgeschorenem Haupt umhergeht oder gar dazu einen langen, gedrehten Büschel Haare den Rücken hinabhängen läßt, sinnt auf Rache.

Dann hängt vom Hausgiebel ein Bündel Tabak, das erst über dem Leichnam des Feindes geraucht werden wird, und die blutige Kleidung eines erschlagenen Verwandten über dem Bett erinnert an die ungesühnte That. Es fehlt auch nicht an Mahnern, die mit klagenden und tadelnden Gesängen an die Pflicht erinnern. Nicht offene Gewalt allein dient zur Stillung der Rache: man benutzt gedungene Meuchelmörder und greift zu Zaubermitteln aus Stäbchen, Blättern oder Rohren. Ein Sterbender reißt oft ein ganzes Geschlecht mit sich: seine Weiber werden erdrosselt, manchmal teilt seine Mutter das gleiche Schicksal. Verräterische und blutdürstige Thaten, die besonders die Salomon-Insulaner berüchtigt gemacht haben, führen oft nur auf Vergeltung für erlittenes Unrecht zurück. Ein abstraktes Wort, das unserem „Dank" gliche, gibt es nicht; es wird sogar für anständig gehalten, daß der Beschenkte keine Gemütsbewegung verrate. Begegnende begrüßen sich mit Worten wie „Ihr bleibt", „Geht weiter". Nasenreiben kommt nur bei den Polynesiern vor, Küssen ist ursprünglich unbekannt. Die Banks-Insulaner haben als vertraulichen Gruß eine Art schnalzenden Handschlags.



Eine Frau von den Anachoreten-Inseln.
(Nach Photographie im Godeffroy-Album.)

Zahlreich sind die Abstufungen von **Thätigkeit und Gedeihen**. Ärmlich und träge sind die Leute von Malicollo und Neukaledonien; stolz auf Besitz dagegen und begierig, ihn zu gewinnen, sind die Fidschianer und die Neupommern, die Fremden gegenüber zwar bettelhaft, aber geschickt im Handel sind. In unseren ethnographischen Museen liegt von einzelnen begünstigten Orten ein erstaunlicher Reichtum an kunstvollen Arbeiten. Wir nennen nur die Astrolabe-Bucht oder die kleinen D'Entrecasteaux-Inseln. Es gibt, obwohl äußerlich nicht unterscheidbar, Arme, Bemittelte, Reiche, Schwerreiche, ganz ähnlich wie bei uns; es heißt hier: „Der ist zehn oder mehr Ringe Diwarra wert." (**Finsch.**) Wir haben oben schon die unbegründete Annahme widerlegt, daß die Melanesier eine durchgehends schwache, zurückgedrängte Völkergruppe seien, und möchten hier nur noch an eine Bemerkung d'**Albertis** über die wenig von der Kultur berührten Bewohner vom Hall-Sund in Neuguinea erinnern: „Mögen sie auch aus manchen Gründen von uns Wilde genannt werden, so leben sie doch in einem verhältnismäßig behaglichen und glücklichen Zustand, den man fast als Kultur bezeichnen dürfte."

Dumpfe, unfruchtbare Stupidität ist nicht die Art der geistigen Begabung der Melanesier. Deutsche Beobachter haben die Erziehungsfähigkeit der Bismarck-Insulaner besonders hervorgehoben. Man übersehe in der Beurteilung des geistigen Wesens weder die Schärfe der Sinne noch die Findigkeit; Handwerkszeug, Bindfaden, Packmaterial findet dieser „Wilde", wo der Weiße hilflos dastände. Die Natur scheint vor seinem scharfen, praktischen Blick nur ein Magazin voll nützlicher Dinge, wo das, was er gerade braucht, beständig zur Hand ist. Allgemein üblich ist bildliche Sprache; sie erhebt sich durch veraltete oder entlehnte Worte zu eignen Gesangsdialekten. Auf den Banks-Inseln hat fast jedes Dorf seinen Dichter oder seine Dichterin, deren Leistungen nicht unbelohnt bleiben. Der Tod wird häufig als Schlaf angesprochen, fest gewordene

Flüssigkeiten werden als schlafend bezeichnet; vom Sterben sprechen sie wie vom Untergange der Sonne; Unwissenheit bezeichnen sie wie wir als „Nacht des Geistes“. Für Bescheidenheit gebrauchen sie dasselbe Wort, womit sie das milde, abgetönte Licht des Abends bezeichnen. Das Reffen der Segel ist ihnen das Falten der Flügel. Mag auch ihr Naturgefühl im Vergleich zu ihren herrlichen Landschaften und dem prächtigen, belebten Meer wenig rege sein, so macht doch ihre Poesie und Kunst Gebrauch davon zu Schilderungen und Bildern (s. S. 65 und Abbildungen, S. 64, 65, 207).

Von den didaktischen, sprichwortartig kurzen Redensarten abgesehen, die mehr scharfe Beobachtung und Witz als Phantasie verraten, prägt sich die fidschianische Poesie vorzüglich in den sogenannten Meke aus, deren Name gleichzeitig Gesang und Tanz bedeutet. Es sind wenige

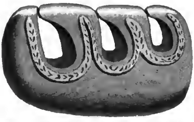


Frau von den Anachoreten-Inseln. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.) Vgl. Text, S. 210.

Auserwählte, denen es beschieden ist, sie zu erfinnen; diese geben nun vor, daß sie im Schlaf in die Geisterwelt entrückt würden, wo göttliche Wesen sie einen Gesang samt dazu passendem Tanz lehren. Das Ideal des fidschianischen Dichters: Gleichmaß und Endigung aller Verse auf denselben Vokal, wird durch willkürliche Kürzungen und Verlängerungen, Ausfüllungsworte, Auslassung von Artikeln und andere poetische Lizenzen zu verwirklichen gesucht; aber selten gelingt doch ein Gedicht wie das von Th. Williams mitgeteilte, das aus 18 Versen auf au bestand! In den historischen und sagenhaften Gesängen nimmt die Neigung zu Übertreibungen oft einen grotesken Charakter an. Aber fast nie fehlt ein Einschiebsel, das außer allem Zusammenhang irgend eine Derbheit bringt, worin für das große Publikum der Hauptreiz des Gedichtes liegt. Die Lieder werden hauptsächlich nächtlicherweise zu den unvermeidlichen Tänzen gesungen, aber die Liebe der Melanesier zum Gesang ist so groß, daß sie auch bei der Feldarbeit, beim Rudern, beim Wandern singen; gewöhnlich singt einer den Vers vor, der Chor wiederholt.

Die Musik der Melanesier entspricht im ganzen der polynesischen. Nur auf kleinsten Inseln fehlen Musikinstrumente. Das Vorherrschen der Trommeln in allen Formen erinnert an Afrika. Die kleine Trommel, aus einem mit Spalt versehenen Bambusrohr, das mit einem Stäbchen

geklopft wird, tragen besonders die Frauen, um ihr Nahen bei Gelegenheiten zu verkünden, von denen sie ausgeschlossen sind. Eigentümliche Holzinstrumente, denen durch Bestreichen mit der flachen Hand ein vibrierender Ton entlockt wird, sind uns von Neumecklenburg bekannt (s. nebenstehende Abbildung). Die Neupommern haben Pansflöten von verschiedener Größe und Anzahl der Röhren; Maultrommeln aus Bambus kommen auch auf den Salomonen vor. Dort treten bei festlichen Gelegenheiten Musikbanden von 20 Mann auf. Mehr als die Hälfte entlocken Blasinstrumenten (23 aneinander befestigten Rohrpfeifen und etwa 85 cm langen, 6 cm dicken, geraden Flöten aus Bambusrohr) 2—3 Töne mit Terz- oder Quintakkorden; die übrigen schlagen große, dicke Bambustrommeln mit einem Stocke. Das Prinzip der melanesischen Trommel ist ein Bambusrohr oder ein ausgehöhlter Stamm mit einer schmalen Spalte, deren dünne Ränder geschlagen werden. Jede dieser Trommeln ist einen Grad kleiner als die andere und gibt einen Ton, der eine Oktave von dem der vorhergehenden differiert. Die Flöte ist für die Frau verboten; der Aberglaube sagt sogar, sie sterbe, wenn sie sie sehe. Ebenso das Schwirrholz. Eine Signalpfeife aus einer vielfach durchbohrten kleinen Kokosnuß kommt bei den Tugeri vor.



Ein Musikinstrument aus Neumecklenburg. (Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig.) 1/3 wirkl. Größe.

Die Tänze stimmen oft bis ins einzelne mit den polynesischen überein. Bei Totenfesten wird um eine Trommel mit Menschengesicht (s. nebenstehende Abbildung 3), die den Verstorbenen darstellt, getanzt, manchmal denken sich die Tänzer als Geister: der Tanz ist auch ein Vergnügen der Geister. Die einzelnen Bewegungen sind Beugungen und Biegungen oder ein Springen auf dem Platze. Doch hat man auch mimische Kriegstänze, die von zwei mit Speer und Schild bewaffneten



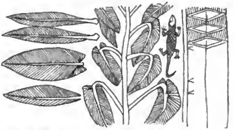

1) Ein Spatel für Betelkalk von Neuguinea. (Christy Collection, London.) 1/3 wirkl. Größe.
2) Eine Trommel von Pigville in Neuguinea. (Christy Collection, London.) 1/8 wirkl. Größe.
3) Trommeln von Ambrym, Neue Hebriden. (Nach Codrington.)

Reihen ausgeführt werden. Masken kommen dabei zur Verwendung; und wenn es Tiermasken sind, liegt der Gedanke an die Totentänze nahe (s. Abbildung, S. 53).



Eine geschnitzte Kokosnuß von Neuguinea. (Christy Collection, London.) 1/3 wirkl. Größe.

Die Melanesier werden oft unter den Völkern genannt, die nicht über 3 oder 5 zählen könnten. Aber Zahlwörter für 10 sind allgemein vorhanden und die großen Geldrechnungen der Neupommern lassen größere Zahlen als 100 erwarten. Eine Art Knotenschrift zur Einprägung von Zahlen und ähnliche Hilfsmittel fehlen auch hier nicht.



Vergrößerung eines Ornaments von den Neuen Hebriden. (S. Abbildung, S. 65.)

In Zeitrechnung und Himmelsbeobachtung verfügen einige Gruppen der Melanesier ungefähr über dieselben Kenntnisse wie die Polynesier. Auf Neuguinea wird das Jahr nach dem Wechsel der Monsune eingeteilt; Monate und größere Zeiten unterscheidet man nach den Feldarbeiten. Aber es kommt auch Einteilung nach dem Stande der Plejaden vor: ihr Wiedererscheinen am nördlichen Himmel bezeichnet die Wiederkehr des Frühlings. Eine größere Anzahl von Sternbildern, die als Kahn mit Ausleger, Bogenspanner, Vogel, jagende Brüder bezeichnet werden, dient zur Orientierung bei der Schiffahrt und zur Bestimmung der Nachtstunden. (Über die Schiffahrtskunde dieser Völker s. den Abschnitt über die Wanderungen, S. 144 f.)

Von Schrift kennen wir nur Spuren in der Bilderschrift, wie sie die Neukaledonier auf Bambusröhren ritzen oder die Fidschianer, ähnlich den Tonganern, in Gestalt von kleinen Figürchen mitten in die Ornamente ihrer Keulen eingraben (s. Tafel „Polyn. Keulen" bei S. 194).



Stück einer eingeritzten Zeichnung auf einer Kokosschale, von Isabel, Salomon-Inseln. (Nach Codrington.)

## 6. Tracht und Waffen der Melanesier.

Unstreitig gehören die Geräte und besonders die Waffen Melanesiens zu den vorzüglichsten Leistungen der Handfertigkeit und des Geschmackes niederer Völker.

Inhalt: Tracht: Kleidung. Tättowierung und Bemalung. Haartrachten. Schmuck. — Waffen: Große Zahl und Mannigfaltigkeit. Speere. Keulen. Steinkeulen. Äxte. Bogen und Pfeile. Kleinere Waffen. Schutzwaffen.

Die Kleidung der Melanesier scheint den Satz Peschels zu rechtfertigen, daß die Bekleidung im Verhältnis zur Körperfarbe von den dunkleren zu den helleren Menschen hin zunehme. Die dunkleren Melanesier sind im allgemeinen weniger bekleidet als die helleren Polynesier. Ihr Schmuck ist dafür um so reicher und mannigfaltiger; vor allem bringt das wollige Haar mannigfaltigere Haartrachten mit sich. Wir finden sehr dürftig bekleidete Menschen in Melanesien, an unanzweifelbaren Nachrichten über völlig Nackte fehlt es nicht. Das adamitische Kostüm der Männer der Banks-Inseln, das in einem scharfen Gegensatz zu ihrer Kunst im Mattenflechten steht, stellt sie aber tief in der Achtung der Nachbarn; doch ist auch bei diesen, soweit sie Melanesier sind, geringe Bekleidung Regel. Wo die Bekleidung vollständiger wird, fehlen wohl nie Spuren polynesischer und malayischer Einflüsse. Die Elemente der Tracht sind beim melanesischen Mann ein geflochtener oder aus Rinde hergestellter Gürtel, der von den Hüften zwischen den Beinen durchführt, und beim Weib eine oder zwei Faserschürzen aus Gras, Palmen- oder Pandanus-Blättern. Diese Elemente kehren überall wieder, und der Begriff des Schicklichen, des Anständigen in der Kleidung konzentriert sich wesentlich auf sie. Die Begriffe von Schamhaftigkeit sind aber doch noch sehr verschieden. Die Männer von Malikollo umwickeln die Geschlechtsteile mit Zeug und binden sie in ihrer natürlichen Form aufwärts an den Gürtel; die erwachsenen Admiralitäts-Insulaner bedecken die Spitze des Gliedes mit einer schmal geöffneten und deswegen sehr unbequemen Muschelschale (Ovulum ovum). Ihr Zweck ist nicht, wie einige glaubten, plötzliche Äußerungen des Geschlechtstriebes in der Öffentlichkeit zu verhüten; wenn sie die eine Hülle entfernen, ziehen sie sofort in großer Eile eine andere an, und die unbenutzte Muschel wird in einem Täschchen um den Hals getragen. Man wird an den Schutz gegen den bösen Blick denken müssen; auch bei den Tugere (Neuguinea) kommt die Penismuschel vor. Ein Strick um den Leib hat die Funktion, zur Befestigung des Penisfutterals zu dienen; besitzt aber außerdem irgend einen abergläubischen Bezug, da er auch ohne jeden Zweck gefunden wird. Hohe, zweimal den Leib umgürtende Rindengurte tragen die Leute von Massilia an der Finschküste (s. Abbildung, S. 169).

Von einer Tracht höherer Art, die man die der polynesischen Kolonien nennen könnte, bietet Fidschi die besten Beispiele. Hier bedingt der Tapa-Gewandstoff eine reichere Bekleidung. Die zwischen den Schenkeln durchlaufende Binde wird so breit und lang zugemessen, daß sie bis zu 100 Ellen Länge erreicht; 6—10 Ellen sind das gewöhnliche Maß. Sie wird mehrmals derartig um die Lenden gewunden, daß die Enden vorn bis aufs Knie, hinten noch tiefer herabhängen. In Westmelanesien wird zwar auch Tapa gemacht (auf den südlichen Salomon-Inseln aus dem Papiermaulbeerbaum, auf den Neuen Hebriden und in Neuguinea aus dem heiligen Feigenbaum), aber roher und weniger. An die Stelle des Matrizendruckes der Tapa (s. Abbildung, S. 171) tritt hier Befeuchtung des mit Farbstoff bestrichenen Zeuges mit der Zunge oder den Zähnen.

Die Tättowierung kommt in Melanesien nur vereinzelt so kunstvoll wie bei den Polynesiern vor; sie schließt sich mehr dem australischen Typus der Hautnarben als dem polynesischen

der Punktierung an, und oft wird erst im Alter der Mannbarkeit die Tättowierung angebracht. Bei den hellfarbigen Motu Neuguineas gibt es echte Tättowierung in Mustern, die an Mikronesien erinnern. Auf der Südküste Neuguineas hat Miklucho-Maclay bei Weibern sogar die rasierte Kopfhaut mit Tättowierung bedeckt gefunden. Wo Anzeichen vorliegen, daß Melanesier mit Polynesiern gemischt sind, glaubt man nach den beiden Tättowierungsmethoden die Völker unterscheiden zu können; so auf den Inseln vor der Ostspitze Neuguineas, auf den Salomon-Inseln, wo die Narbentättowierung nur auf Bougainville, Isabel und den südlichen Inseln beobachtet worden ist, in Neumecklenburg. Mann und Weib sind oft verschieden tättowiert. Es verkündet bei den Mädchen die Tättowierung die erreichte Mannbarkeit; bei Männern wird unter anderm die Tötung eines Kindes in einer einseitigen Brusttättowierung gekennzeichnet. Auch in der Tättowierung stellen West- und Ostmelanesien die Extreme dar, die sich inmitten durcheinander schieben. In Fidschi beschränkt sich die Punktierung mit dem vier- oder fünfzähnigen Hacken-instrument (s. Abbild., S. 184) auf die Weiber und auf bestimmte Teile des Körpers: Schamgegend und Schenkel, Mundwinkel und Finger. Sie hat einen religiösen Anstrich, ist von Ndengei befohlen. Mit ihr zusammen kommen aber auch hier schon Narben vor, in der Regel durch Muscheln erzeugt; in einzelnen Teilen von Westmelanesien schließen sie dann die übrigen Arten von Tättowierung fast aus oder schwächen sie jedenfalls stark ab. Von anderweitigen Verstümmelungen des Körpers wird die **Beschneidung** bestimmt angegeben nur von Neukaledonien, den südlichen Neuen Hebriden und von Fidschi, das der Ausgangspunkt einer nicht sehr alten Ausbreitung nach Westen zu sein scheint. In sehr festlicher Weise wird sie bei Finschhafen vollzogen, wo die Weiber bis zur Heilung der Wunden



Kriegsperücken aus Menschenhaaren, von Vanua Levu. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.)



Eine augenschirmartige Kopfbedeckung von Neuguinea. (Britisches Museum, London.) 1/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 211.

ihrer Knaben in den Wald verbannt sind, den später die Beschnittenen bewohnen. Die Sitte des Abschneidens von Fingergliedern in Trauer und bei Krankheiten ist fast allgemein. Mit rotem Thon das ganze oder halbe Gesicht und die Brust bemalt zu tragen, ist meist Sache der Männer, ebenso wie sie den Körper mit einer Erde schwärzen, die einen graphitartigen Glanz gibt; auch alte Weiber sieht man gelegentlich geschwärzt. Bei den Motu soll dies Trauer anzeigen. Bei kriegerischen Unternehmungen werden Gesicht und Körper mit weißen, gelben, roten und schwarzen Streifen bemalt. Auf Fidschi ist dieser Gebrauch zu einer hohen Kunst ausgebildet. Lehmbeschmierung des Körpers wird von den wenig reinlichen Maclure-Papua berichtet.


Ein Krieger (mit Perücke) von den Fidschi-Inseln. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.)

Während das Körperhaar sorgfältig ausgerissen wird, ist die Behandlung des Haupthaares mit Ätzkalk in Melanesien ebenso allgemein wie in Polynesien, teilweise noch stärker. Auf Fidschi wird das krause, schwarze Haupthaar aufgezaust und unter Aufwendung großer Mühe mit Kohle oder Kalk gefärbt. Es umgibt dann den Kopf bald als ein mächtiger, turbanähnlicher Wulst (s. nebenst. Abbild.), oder erinnert an eine Allongeperücke (s. Abbild., S. 209, oben), auch in Neuguinea, bald hängt es in Form zahlreicher dünner Stränge oder Büschel lang herab. Bei den Anachoreten- und Salomon-Insulanern dagegen wird das Haar auf einigen Inseln geschoren (s. Abbild., S. 205), auf anderen in Zöpfe geflochten, mit Gummi zusammengeklebt und oft rot, schwarz, gelb oder weiß gefärbt, stets aber mit Federn, Blumen, Muscheln, geschmackvoll verzierten Bambuskämmen geschmückt. Weiße Papageienfedern ganz oben auf dem Scheitel sind Ehrenzeichen. Auf Malicollo wird das Haar à la Stachelschwein frisiert, indem Haarbüschel, von der Dicke eines Taubenfederkieles, mit dem Bast einer Windenart umwickelt werden. Auch aus gefärbten Pflanzenfasern werden Perücken künstlich

hergestellt. Auf Fidschi haben höhere Persönlichkeiten eigene Haarkräusler, die jeden Tag stundenlang mit der Herstellung der Perücken beschäftigt sind. Oft hat man die geometrische Genauigkeit der einzelnen Abschnitte, die „rundliche Weichheit der Umrisse“, die gleichmäßige Färbung in Glanzschwarz, Schwarzblau, Grau, Weiß, Rot, Gelb lobend hervorgehoben. Neben den Haartrachten kommen Kopfbedeckungen verschiedener Gattung vor. Die Hattamer Neuguineas tragen ein Käppchen mit eingeflochtenen bunten Federn; aus Matten geflochtene kleine Mützen fand Cook bei den nackten Neuhebriden-Insulanern. Auf Fidschi ist ein Turban aus weißem Masi, der ein Stück Zeug nach hinten oder zwei Zipfel über die Ohren herabfallen läßt, einem Manne von Stellung unentbehrlich. Offene Mützen aus einem mit dunkeln Baststreifen verzierten Stück Matte sind auf Neumecklenburg und Neuhannover Brauch. Geflochtene Augenschirme kommen in Neuguinea vor (s. Abbildung, S. 209, unten).


Nasenschmuck, Brustschild und Armband aus Eberzähnen, von Neuguinea. 1/5 wirkl. Größe. (Christy Collection, London.) Vgl. Text, S. 221.

Im Schmuck liegt ein großer Teil des Reichtums dieser Völker, und der Handel vermehrt noch den einheimischen Schmuck, der als Tauschmittel ausgedehnte Verwendung findet. Die Männer nehmen den größten Teil des Schmuckes vor, die jungen Weiber tragen weniger, und die alten Weiber sind häufig fast schmucklos. So schätzen viele Melanesier besonders die Eckzähne des Hundes als Schmuck; aber während der Mann seine ganze Brustplatte damit besetzt, trägt das Weib höchstens einige im Ohr. Ohren, Nase und Lippen werden durchbohrt, um Schmuck aufzunehmen. Die Papua von der Hood-Bai tragen statt dessen ein Bund Perlen an beiden Enden eines Fadens, der um den Kopf herumläuft. In Makira sah Rietmann als Ohrschmuck bei einer Frau sogar einen jungen fliegenden Hund, dessen einer Fuß an das Ohrläppchen der Schönen gefesselt war, und bei den Tugere werden Schweinsknochen von 20 cm Länge in der Nase getragen. Wenn auf Sikiyana angeblich weder Nasen- noch Ohrenornamente im Gebrauch sind, sollte hierin polynesischer Einfluß zu sehen sein? Im allgemeinen nimmt die Verwendung der Muscheln zu Schmuck von Westen nach Osten zu ab; in Fidschi wie teilweise auch schon in Neupommern tritt der Wal- oder Kaschelotzahn als gesuchtester Schmuck- und Wertgegenstand oft in ganzen Halsketten auf. Dem entspricht die Verwendung des Muschelgeldes in Neupommern und anderswo zu riesigen Ohrgehängen; vgl. die Angaben S. 229 u. f.

Melanesier tragen weiße, bis zu 10 cm dicke **Armringe** aus Trochus-Schalen; in Neuguinea haben sie den Nebenzweck, zum Einstecken des Kasuarknochen-Dolches zu dienen. Mühsam werden sie auf spitzigen Korallenklippen ausgeschliffen. Die Salomon-Insulaner tragen Spiralgewinde aus Lianen, die aus Buka stammen, am linken Arm als Schutz gegen die rückprallende Bogensehne, doch auch als Häuptlingszeichen, und **Kämme** aus starren, rotbraunen Grashalmen, die mit Fäden in hübschen Mustern zusammengeflochten sind. Der Federschmuck entfaltet in Neuhannover einen großen Luxus; in der Zusammenstellung der Formen und Farben mit

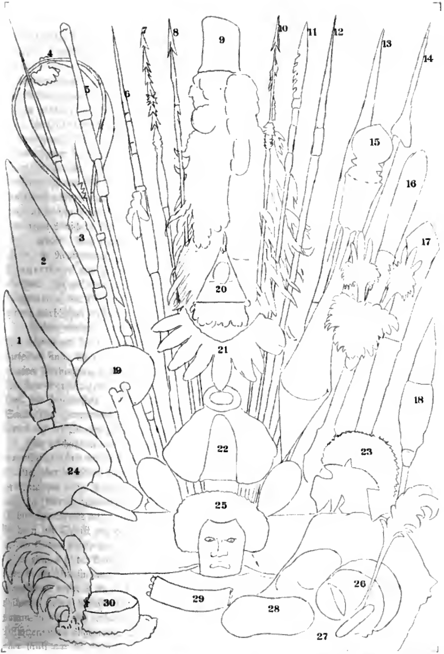



Muschelplatten als Schmuck der Brust und Stirn. 1) Von den Salomon-Inseln. 1/3 wirkl. Größe; 2) Von den Admiralitäts-Inseln. 1/4 wirkl. Größe. (Christy Collection, London.)

Pflanzenfasern und Perlenstäbchen äußert sich Geschmack. An der Spitze einer Haarnadel aus Holz ist z. B. ein feines Gesichtchen in Federmosaik zu sehen. In Neuguinea wird er größer und verliert an Zierlichkeit, auch wenn er aus einem ganzen, auf einen Stab gesteckten Paradiesvogel besteht, wie es an der Astrolabe-Bai vorkommt. In Tagai gibt es eigene Taschen aus gefirnißtem Palmblatt zur Aufbewahrung dieser kostbaren Schmucksachen. Ein auf Simbo, Ulakua, Choiseul und Guadalcanar beliebter Schmuck sind geflochtene **Stirnbänder** mit großen weißen Muscheln oder Stirnketten von Zähnen des Meerschweines oder Hundes. Als Zierde und als Schutz dient eine runde, an der Stirn angebundene **Rosette** von gelben und roten Kakadu- und Papageienfedern, häufig mit Muscheln geschmückt; oft besteht sie auch aus einem dünnen geschliffenen Stück der Tridacna gigas, mit einem durchbrochen gearbeiteten Stück Schildpatt darauf. Bei den Admiralitäts-Insulanern erscheinen kleinere Muschelscheiben in großer Zahl als Brustplatten, die vom Halse herabhängen (s. obenstehende Abbildungen). Form und Material dieses Schmuckes zeugen von großer Sorgfalt, der seine Hochhaltung entspricht. Er ist von



MELANESISCHE UND MIKRONESISCHE WAFFEN UND GERÄTE.




1. *Obsidianlanze, Admiralitäts-Inseln.*
2. *Ruder, Salomon-Inseln.*
3. *Häuptlingsspeer, Neukaledonien.*
4. *Menschenfänger, Neuguinea.*
5. 6. *Lanzen, Neubritannien. 5. mit Griff aus Knochen (wahrscheinlich Kasuarknochen).*
7. *Pfeil* } *Humboldtbai.*
8. *Pfeil* }
9. *Kriegsmaske, Neukaledonien.*
10. *Pfeil, Humboldtbai.*
11. *Pfeil, Humboldtbai.*
12. *Lanze* } *Neuhannover.*
13. *Lanze aus Bambus* }
14. *Speer mit Kasuarknochenspitze, Neuguinea.*
15. *Tanzstab, Bougainville.*
16. *Schwertkeule, Neubritannien.*
17. *Grasbeflochtene Keule, Salomon-Inseln.*
18. *Obsidianlanzenspitze, Admiralitäts-Inseln.*
19. *Jadeïtaxt, Neukaledonien.*
20. *Brustschmuck, Neubritannien.*
21. *Halsband aus Zähnen vom Pottwal, Neuirland.*
22. *Brustschmuck, Humboldtbai.*
23. *Stachelhelm, Kingsmill-Insel.*
24. *Maske* } *Neuirland.*
25. *Maske als Tempelschmuck* }
26. *Maske, Neu-Irland (?).*
27. *Matte mit Flechtmuster, Mortlock-Inseln.*
28. *Kalebasse für Betelkalk, Admiralitäts-Inseln.*
29. *Stirnband, Neuguinea.*
30. *Mütze, Neukaledonien.*

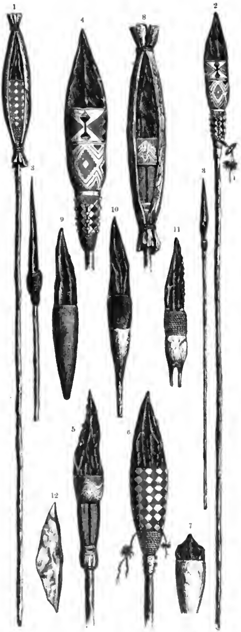
*1/10 der wirklichen Größe.*

*No. 7. 8. 9. 10. 11. 18. 22. 23 aus British Museum und Christy Collection, London; alle andern aus dem Museum für Völkerkunde, Berlin.*

Madagaskar bis Hawaii verbreitet und hat seinen Weg bis tief ins Innere von Afrika gefunden. Welche Kombinationen entwickelt ein Geschmack daraus! (S. Abbildung, S. 212.) Einfache Halsbänder aus verschiedenfarbigen Stroh- oder Bastfasern geflochten, aus Zähnen, auch Menschenzähnen, aus Beeren, Früchten kommen vor, aber auch kostbarere. Im Schmuck der Nord-Neuguineer spielen die Eberzähne die hervorragendste Rolle. Natürlich rund gebogene Eberzähne gehören zu den gesuchtesten Gegenständen im nördlichen Neuguinea. Im Vergleiche dazu sind die Halsschnüre aus geflochtenem Gras, auf die wohl auch kleine Muscheln oder Samenkörner gereiht sind, unscheinbar; aber die Halsketten aus Menschenzähnen, Schneidezähnen von Hunden oder beschnittenen Muscheln machen öfters einen ganz zierlichen Eindruck. Auf den Salomon-Inseln werden Ketten sehr geschätzt, die aus ca. 20—25 Stück verschiedenfarbigen Muscheln, untermischt von (Menschen-?) Zähnen, bestehen, oder aus kleinen, auf einer Kokosfaserschnur in bestimmten Entfernungen angebrachten Muscheln. Der Übergang vom Schmuck zum Wertmesser liegt in solchen Fällen nahe. Auf Florida (Salomon-Inseln) steht eine aus roten, weißen und schwarzen Muscheln bestehende Schnur von 7 m Länge so hoch im Werte, daß man dafür ein Weib erhält! Aus kleinen Schneckenhäusern geschliffene Perlen werden in Finschhafen um den Hals, in Neupommern um die Hüfte, auf den Admiralitäts-Inseln als Schürzen getragen. Fingerringe aus Silber, Tombak, vergoldetem Messing sind durch den Handel eingeführt worden. In geflochtenen Armbändern tragen die Salomon-Insulaner Tabak und andere kleine Gegenstände; der Betelkalk wird von den Insulanern von Nissan in einer kleinen Kokosnuß oder einem Kürbischen an kurzer Schnur beständig am linken kleinen Finger getragen.

Selten werden melanesische Männer ohne Waffen gesehen. Jede einzelne Inselgruppe hat ihre besonderen Waffenformen, wenn auch die Grundwaffen: Speer, Bogen und Keule überall dieselben sind. Aber sie sind nicht gleichmäßig verbreitet, oder es kommen noch andere Waffen von engerer Verbreitung hinzu. Unstreitig gehören die Waffen Melanesiens zu den vorzüglichsten Leistungen der Handfertigkeit und des Geschmackes niedrigerer Völker (vgl. die beigeheftete farbige Tafel „Melanesische und mikronesische Waffen und Geräte"). Sauberkeit, Formenreichtum und Zahl sind bewundernswert. Eine unerklärte Abnormität ist es, wenn auf der einzigen Insel Api oder Tasika der Neuen Hebriden keine Waffen getragen werden.

Die geschätzteste und verbreitetste Waffe ist auch in Melanesien der Speer, dessen Formen „so mannigfaltig sind wie die Physiognomien der Bewohner" (Strauch von den Admiralitäts-Inseln). Glatte, aber sorgfältig gearbeitete Wurfspeere von Neukaledonien kann man als die einfachsten Repräsentanten dieser Waffe bezeichnen; aus Tapa geflochtene Wurfriemen dienen zu ihrer Handhabung. Ebenso gehören aber auch die vollendetsten Erzeugnisse neukaledonischer Waffentechnik dem Gebiet der Speere an; auffallenderweise wird aber nicht die Hauptsache der Waffe, die Spitze, sondern der Schaft mit der größten Aufmerksamkeit behandelt. Der Grundtypus bleibt ein an beiden Enden zugespitzter langer Stab, der bis zu 3 m lang sein kann. Die Modifikationen bestehen einmal in der Anbringung eines geschnitzten Menschenkopfes bis zur Vierzahl unter der Spitze oder in der Umwindung des Schaftes mit weißlicher Tapa unterhalb der Spitze oder mit Fledermaushaar: darin ist ein übersponnenes Stäbchen, in eine lange Schnur auslaufend, eingeflochten, während neben der Holzspitze ein Rochenstachel als sekundäre Spitze eingefügt ist. In Neupommern wird mit einfachem Bast umwunden und eine mit Vogelfedern geschmückte Trodbel aus Pflanzenfasern angebracht. Das Griffende ist auch wohl mit einem sechskantigen Knopfe versehen oder läuft gar in einen Kasuar- oder Menschenknochen aus. Von diesen Speeren gibt es zwei Größen, beide zum Werfen bestimmt. Auf Neumecklenburg sind die braun polierten, geschnitzten häufiger als auf Neuhannover, und bei Port Sulphur treten den neupommerschen ähnliche, mit Federn und Menschenknochen geschmückte Speere auf. Während sonst die Speere schlank,



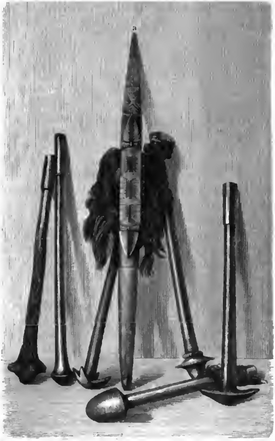
Waffen von den Admiralitäts-Inseln: 1, 2) Lanzen mit Obsidianspitzen, 3) Wurfspeere mit Obsidianspitze, 4—8) Lanzenspitzen, 9—11) Messer aus Obsidian, 12) Messer aus Perlmuttermuschel. (Christy Collection, London.) 1—3) 1/10 wirkl. Größe, 4—12) 1/6 wirkl. Größe.

dünn und schwank sind, kehrt eine Verbreiterung der Spitze nebst Durchbohrung besonders auf den Fidschi-Inseln in mannigfachen Mustern wieder. Aber im ganzen bleibt die Spitze bei geschmückten Speeren einfach. Die Salomon-Inseln zeigen auch hierin die höchste Entwickelung. Neben Speeren, die mit in Mastix eingedrückten Perlmutterstücken verziert sind, hat man dort kunstvoll aus menschlichen Armknochen und dem Unterschnabel eines Nashornvogels geschnitzte Speerklingen. Neuguinea besitzt Speere mit Kasuarknochenspitze und einfach zugespitzte Schäfte; jene sind schwere, bis über 3 m lange Kriegswaffen zum Stoß, diese sind leicht und dienen hauptsächlich zum Fischfang. Ungeschmückte Speere mit sägeförmig zwei- oder vierkantig ausgezahnten Spitzen stellen mehr Jagd- oder Fischerei- als Kriegsgeräte vor und bilden den Übergang zu den **Fischspeeren** mit 4—5 widerhakenbesetzten Spitzen, die an einem schweren, roh gearbeiteten Schafte durch geflochtene Palmfaserschnur befestigt sind. Speere mit Reihen einander entgegenstehender Widerhaken kommen nur auf Fidschi und den Neuen Hebriden vor. Dort wird die Spitze durchbrochen, gegabelt, gezackt, gewellt, geblättert, kurz in einer Fülle von Variationen gearbeitet. Häufig bestehen sie von einem Ende bis zum anderen aus feinem Holz, das gerade an den schwierigsten Stellen in einem zusammenhängenden Stück geschnitzt ist: sie schmeicheln als Zierwaffen mehr dem Stolz des Trägers, als daß sie den Feind zu treffen bestimmt wären.

Der Reichtum an **Obsidian** und an Erdpech bietet den Admiralitäts-Insulanern die Mittel zu einer Ausbildung der **Steinwaffentechnik**, die die allgemeine Höhe, auf der hierin die Bewohner Neuguineas und der Nachbar-

inseln stehen, in einer bestimmten Richtung ergänzt. Es sind auch hier die Speere außerordentlich entwickelt; ihnen schließen sich speerklingenartige Messer an (s. Abbildung, S. 214). Die Klingen bestehen stets aus den schönsten Stücken eines körnig-streifigen Basaltes; mit dem Stiele sind sie durch eine kräftige Lage Erdpech und sorgfältig dicht gewickelte Schnüre verbunden. Diese Lage, die sich allmählich in den Stiel zuspitzt, ist entweder in einfach geometrischen Linien und mit schwarzen, roten und weißen Feldern verziert, mit kleinen Muscheln besetzt oder mit einer rautenförmigen Öffnung durchbrochen. Der Schaft ist immer roh, so wie er am Busche gewachsen ist, häufig auch schwach. Wurfspeere mit langen Spitzen aus hartem Holz oder Knochen kennt man von Neukaledonien, von den Neuen Hebriden, den Fidschi-Inseln und von Neuguinea. Am Schafte bemerkt man öfters Ansätze, die zum Schleudern dienen mögen; Neuguinea hat Wurfstöcke (s. Abbildung, S. 169) an der Venusspitze, am Hatzfeld-Hafen, im Inneren am Kaiserin Augusta-Fluß. Der Wurfriemen Neukaledoniens entspringt demselben Gedanken.

Die **Keulen** gehören in Melanesien zu den bevorzugten Waffen. Gleich den Speeren erfahren sie ihre größte Entwickelung auf den östlichen Inseln, besonders der Fidschi- und Salomon-Gruppe; einzelne Teile Neuguineas, wie der Maclure-Golf, haben gar keine Keulen. Diese Waffen dienen zum Schlag, zur Abwehr von Pfeilen und Wurfspeeren, im allgemeinen zur Begleitung bei jedem Ausgang. Daher die Doppelstellung von Ehrenzeichen und Waffen. Sie sind oft so schwer und unförmlich und mit einem solchen Aufwand von Fleiß, Geduld und Geschicklichkeit gearbeitet, daß sie noch zu etwas mehr als nur zum Kampf bestimmt sein müssen (s. Abbildung 1 auf Tafel „Melanesische Äxte, Keulen und Hämmer" bei S. 216). Die Keulen berühmter Krieger in Fidschi trugen Ehren- und Kosenamen. In den Formen schließen sich einige an den vierkantigen tonganischen, andere an den ruderförmigen tonganisch-samoanischen Typus an. Eigentümlich ist die Nachahmung eines Flintenkolbens samt Schloß und einer aus einer Dornenfrucht hervorragenden Spitze. Die in Neukaledonien häufigste Keulenform



Neukaledonische Keulen und eine bemalte Tanzkeule (a), von den Neuen Hebriden. (Ethnographisches Museum, Wien.) Vgl. Text, S. 216.

ist die einfachste: ein Knüppel, kurzerhand einem knolligen Aste entnommen. Die erste Vervollkommnung liegt in der Ausschärfung eines Randes rund um die Anschwellung, die zweite in kindlichen Strichornamenten; auch sternförmige Auszackung ist beliebt (s. Abbildung, S. 215). Eigentümlich ist die vogelkopfförmige Keule, die hier die auf Mota zur Öffnung der Brotfrucht gebrauchte vertritt (s. Abbildung 6 auf beigehefteter Tafel „Melanesische Äxte, Keulen und Hämmer“). Für alle aber bildet einen leicht erkennbaren Unterschied von den Fidschi- und Tonga-Keulen die durch scharfen Rand am untern Ende abgesetzte Verdickung, der Handgriff. Damit geht Hand in Hand die Umwindung des Griffes mit Schnüren, Bändern, Palmfasern, selbst dürrem Farnkraut; im Falle reichsten Besitzes oder größter Auszeichnung sind Schleuderstricke mit rotbraun gefärbten Knollen angefügt. Dies hat schließlich zu dem rotbraunen Zottelknopfornament geführt, wie man es an den Speeren (s. Abbild., S. 214) wiederfindet. In neuester Zeit ist es durch importierte rote Wolle, ja sogar ärmliche Kattunfetzen nachgeahmt worden: ein trauriges Symbol des Verfalls der alten Kanakenherrlichkeit. Die Keulen der Salomon-Inseln entfernen sich nur wenig von der Ruderform, haben eine hervortretende Mittellinie, die der Rippe eines Blattes gleicht, und einen abgesetzten Griff; anderweitige Verzierungen, wie die Ohren an den Seiten des Ruderblattes, ein schärferer Absatz bei dessen Übergang in den Schaft, sind bescheiden. Ein anderer Typus ist daraus durch Umbiegung des Blattes hervorgegangen, wobei entweder nur die Mittelrippe stark hervorgehoben, oder eine feinere Ornamentierung durch Zackenlinien bewirkt wird, oder ein stachelartiger Winkel scharf vom Scheitel der Umbiegung herausspringt. Am Griffe sind sie durch allerlei Verzierungen, Schnitzereien von hockenden Götzen, prächtige Flechtereien aus farbigem Bast in geschmackvollen Mustern geschmückt, während das Blatt der flachen, geraden Keulen glatt poliert, an den beiden Seiten geschärft und der Stiel beflochten ist. Keulen von den Neuen Hebriden haben eine geflochtene Schlinge, woran sie über der Schulter getragen werden, und an neupommerschen Keulen finden sich Faser- und Flechtringe, die angeblich an erschlagene Feinde erinnern. Auf Neuguinea und Neupommern tritt uns eine morgensternartige Waffe, halb Keule, halb Beil, entgegen: an einem zugespitzten Stabe von Meterhöhe ist in der Nähe des oberen Endes ein scheibenförmiger Stein angebracht, darüber ein Büschel roter und gelber Federn (s. auch Abbildung 4 der beigehefteten Tafel). Man denkt hierbei an die sternförmigen, durchbohrten Steine von Peru. Daneben kommen Keulen ohne Stein vor; andere haben einen dreieckigen, scharf geschnittenen Kopf; runde sind aus schwarzem, schwerem Holze poliert und am Kopfe mit eingeschnittenen Verzierungen versehen, flache sind aus einem bräunlichen, schweren Holze in der Form eines Löffelstieles geschnitzt.

Die melanesischen Äxte sind undurchbohrt und erinnern auch in der Form der Steinklinge an die polynesischen. Sie sind häufig schön geschliffen. Auf oder an dem Stiele sind sie oft durch regelmäßige kreuzweise Lagen Rohr oder Schnur (s. Fig. 4, 5, 12 u. 13 der beigehefteten Tafel) befestigt; manchmal aber, besonders in Westmelanesien, ist der Stiel selbst durchbohrt, so daß eine neue Form entsteht, wobei auch in der Regel die Klinge schmäler und gerundeter ist (s. Abbild., S. 170, u. Fig. 3 der beigehefteten Tafel). Neben Stein kommt auch Muschelschale in gleicher Form als Material für die Klinge auf Santa Cruz, den Torres- und Banks-Inseln, in Neuguinea vor. Eisen ist wohl vor der europäischen Zeit gelegentlich eingeführt worden; im westlichen Neuguinea hat der malayische Verkehr Eisen gewöhnlich gemacht. Wie rasch es Platz greift, lehrt die Thatsache, daß von Neuguinea bis Fidschi bis auf den heutigen Tag kein Handelsartikel so gesucht ist. Interessant ist auch, daß die erst seit einigen Jahren mit Europäern in regere Berührung getretenen Eingeborenen das eiserne Beil in Holz nachmachen, bis auf die Fabrikmarke, während ihre Steinäxte, des Stieles beraubt, zu Mörserkeulen erniedrigt wurden. Ebenso werden die gewehrartigen Keulenformen und ähnliches entstanden sein. (Vgl. S. 76.) Bei einigen Äxten ist die Klinge schief eingesetzt, um bei dem Behauen des Inneren der Kähne günstigere Wirkungen

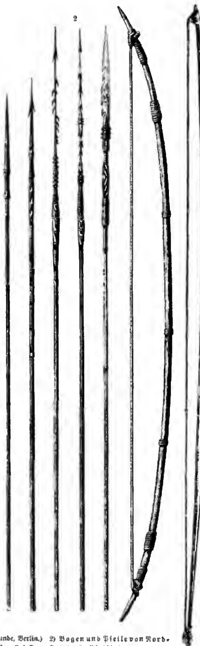


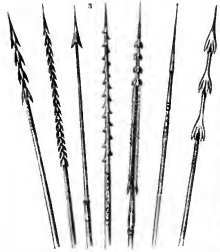

## Melanesische Äxte, Keulen und Hämmer:

1 u. 2) Keulen von den d'Entrecasteaux-Inseln. 3—5) Äxte aus Ost-Neuguinea. 6) Vogelkopfkeule von Neukaledonien. 7) Keule von den Moresby-Inseln, Neuguinea. 8—10) Hämmer von West-Neuguinea. 11) Keule mit Scheibe aus grünem Stein, von Ost-Neuguinea. 12—14) Äxte mit Stein-, Muschel- und Eisenklingen, von den Anachoreten- und Admiralitäts-Inseln. (1, 2 u. 7—14 Christy Collection, 3—6 Britisches Museum, London.)

zu erzielen (s. Abbild. 5 der beigehefteten Tafel). Die fidschianischen Äxte sind von polynesischer Art, wenn sie auch weniger groß sind. Die Neuen Hebriden und Salomon-Inseln haben kleinere, keilförmige, abgerundete Steinbeile, die hier schmäler, dort breiter sind, hier zur Ei-, dort zur Dreiecksform neigen; auf Isabel und San Christoval (Salomon-Inseln) sind die Klingen 7—20 cm lang, von grünlichgrauer Farbe, dreieckig oder zungenförmig mit angeschliffener Schneide. Die zungen- und die eiförmige Form erscheint im Extrem in Neukaledonien; zu den breiten, geradezu kreisrunden Beilen lieferte Jadeit das Material (s. Abbildung, S. 172). In die obere Umwindung der Griffe werden künstlerisch schöne Muster eingestickt oder eingeflochten. Neumecklenburg hat Zeremonialäxte mit schön geschnitztem Stiel.

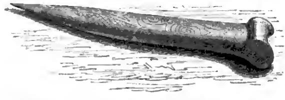
Bogen und Pfeil sind häufig, aber nicht allgemein. Wenn ihre Verbreitung auch Lücken hat, so unterscheidet doch der Besitz der Bogen und Pfeile die Melanesier von ihren Nachbarn im Norden, Osten und Süden, ohne daß man das Recht hätte, den Bogen als Merkmal der papuanischen „Rasse" anzusprechen. Die For-





1) Bogen von den Salomon-Inseln. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 2) Bogen und Pfeile von Nordwest-Neuguinea. (Christy Collection, London.) 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 218. 3) Pfeilspitzen von den Salomon-Inseln. (Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig.) 1/10 wirkl. Größe.

men gleichen denen des östlichen Indonesien: es sind Langbogen mit starkem, leicht gebogenem, häufig geriefstem Stab aus Bambus oder Palmholz, die pflanzliche Sehne (meist Rotang) ist an dem verzierten Ende fest eingehängt und wird in Neuguinea durch Rotangwülste (s. Abbildung 1, S. 217), auf den Salomon-Inseln durch Harz befestigt. Bogen und Pfeil werden auf Neumecklenburg und in Neukaledonien nicht benutzt; in Neupommern, Port Sulphur, auf den südlichen Inseln der Salomon-Gruppe, auf den Königin Charlotte-Inseln, auf den Neuen Hebriden, den Banks- und den Loyalitäts-Inseln sind sie bekannt und teilweise häufig. Man findet sie in hoher Entwickelung besonders auf den Neuen Hebriden. Die Pfeile der Salomon-Inseln, die schönsten von allen, bestehen aus Rohr und einer harten Holzspitze, die entweder einfach nach vorn zugespitzt ist, oder in Widerhaken aus Holz, Knochen und Zähnen die Speerspitzen in kunstvoller Schnitzerei nachahmt (s. Abbildung 2, S. 217). Der Schaft ist durch schöne Schraffierungen verziert, die in ihrem Ansatz die Knoten des Rohres kunstvoll auszeichnen. Die Verbindungsstelle des Schaftes mit der Spitze ist mit Bast umwunden, der Endpunkt der Spitze häufig und angeblich zum Zeichen der Vergiftung gelb bewickelt. Ein merkwürdiger Fall von Arbeitsteilung: alle die schöngearbeiteten Pfeile von den Salomon-Inseln werden von der kleinen Insel Nissan im äußersten Westen der Salomon-Gruppe nebst Schweinen nach Buka und von da weiter gegen Kähne, Pfeile und Thongeschirr verhandelt. Auf Ugi und Biu (bei San Christoval) benutzt man

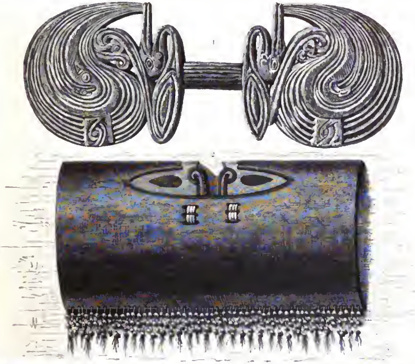


Ein Dolch aus Kasuarknochen, von Nordwest-Neuguinea. (Christy Collection, London.) 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 219 u. 221.

Pfeile, die am unteren Schafte Palmblattstreifen tragen, während eine Kerbe am Ende zur Aufnahme der Sehne fehlt. Auf den Admiralitäts-Inseln werden kleine pfeilähnliche Wurfspeere mit einer Schlinge geworfen. Ein melanesischer Bogen des Wiener Museums von unsicherer Herkunft ist gegen beide Enden mit etwas Bast umwunden, um das Abrutschen der in der Mitte durch Rinde verstärkten Sehne aus gedrehter Liane zu verhüten: ein Anklang an die Rotangwülste des Neuguinea-Bogens.

In der Regel ist die Pfeilspitze glatt, doch kommt sie auch mit mehrfachen Widerhaken vor, bei Fischpfeilen sogar mit vier Spitzen. Von hier aus ist der Weg zu Fischspeeren nicht weit. Pfeile, mit einer Muschel an der Spitze, werden auf Malaita zum Betäuben von Vögeln gebraucht. Auf den Banks-Inseln dienen zierliche Pfeile als Tauschmittel. Eine seltene Erscheinung ist ein Köcher von Rinde und Rotanggeflecht aus Neuguinea. Vergiftung der Pfeile soll vorkommen. Auf den Neuen Hebriden verwendet man Leichengift oder Euphorbiensaft. In Neuguinea bestreichen die Hattamer ihre Pfeilspitzen mit dem dunkelbraunen Pflanzengift Umla. Man verwechsele damit nicht den Überzug hölzerner Pfeilspitzen mit schützendem Harz. Versuche mit vergifteten Pfeilen blieben öfters ergebnislos, und oft ist die Vergiftung bloß als Verzauberung zu denken. Man legt auch Pfeilspitzen aus Menschenknochen tötende Wirkung bei und läßt sie zum Überfluß noch besprechen. Auf den Neuen Hebriden gehört zum Bogen ein 12 cm weiter Handschutz aus Holz, der, wie ein Ring über das Gelenk gestülpt, die Hand vor der zurückschnellenden Bogensehne schützt. Auch das „fußlange, spiralförmige Lianengewinde“ von Buka und die geflochtenen Stulpen für den halben Vorderarm vom Fly River haben wohl diese Bedeutung, während die aus Bast geflochtenen Arm- und Beinschienen der Anachoreten-Insulaner ebensosehr Schmuck als Schutz darstellen.

Die Neupommern, Neuhebriden-Insulaner, Neukaledonier und Fidschianer brauchen für den Fernkampf die **Schleuder**. Die spitz-eiförmigen, sorgfältig gearbeiteten Schleudersteine werden in Neukaledonien und auf Niue in einem unten zusammengeknüpften und daher leicht zu entleerenden Netzbeutel getragen. Die Schleuder ist eine einfache Schnur mit einer Doppelung in der Mitte zum Einlegen des Steines. Bei den Neumecklenburgern und Salomoniern ist sie unbekannt; auf Tanna gebrauchen die Jüngeren Schleudern, wo die Erwachsenen Bogen und Speere anwenden. Bei den Fidschianern kommen auch kurze **Wurfkeulen** mit stark abgesetztem



1) Ein geschnitzter Tanzschild von Ost-Neuguinea. (Christy Collection, London.) 1/5 wirkl. Größe. 2) Ein Schild von Teste, Neuguinea. (Christy Collection, London.) 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 221.

Kopfe vor, dem Induku der Kaffern ähnlich. Verstärkte Waffen dieser Gattung sind Totschläger von Malaita, deren geschnitzter Stiel am unteren Ende eine in einem Bastgeflecht befindliche Schwefelkieskugel enthält. Hierher gehören stabartige, über 1 m lange Geräte der Neukaledonier, eigentlich nur zugespitzte Prügel mit Handgriff.

Als Waffen des Nahkampfes sind **Messer** und **Dolche** schon vor der Eisenzeit gebräuchlich gewesen. Entweder waren sie abgebrochene Speerspitzen oder Knochenstilette. Unter jenen zeichnen sich aus die der Admiralitäts-Insulaner durch den breiten Übergang von der Klinge in das kunstvoll gravierte Heft (s. Abbild., S. 214). Angebliche Dolche aus Rochenstacheln sind in Wirklichkeit Feilen. Nicht selten ist das Heft selbst dolchartig zugespitzt. Die in Neuguinea und den Nachbargebieten häufigen Dolche aus Vogelknochen, meist aus der Tibia des Kasuars, sind einfach: das dicke Gelenkende dient als Griff, das andere ist aufgeschlagen und zugespitzt. Verzierungen



1) Rotangumflochtener Holzschild mit schwarzen und gelben Mustern, Friedrich-Wilhelmshafen; 2) geschnitzter Holzschild, Hatzfeldhafen, 3) Kampfschild aus Holz (Astrolabe-Bai); 4) Kampfschild aus Holz, Trobriand-Inseln; 5) Schild der Motumotu, Freshwater-Bai. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) $^1/_{12}$ wirkl. Größe.

sind nicht häufig und wegen der Härte des Knochens immer sehr einfache Einritzungen (s. Abbildung, S. 218). Eine bei Völkern dieser Stufe seltene Vervollkommnung liegt in der Umhüllung der Speer- und Messerklingen mit Palmblattscheiden (s. Abbildung, S. 214, Fig. 1 und 8). Zum Schluß nennen wir Fidschis und Neuguineas Fußangeln aus spitzen, in die Erde gesteckten Bambusstäbchen.

Schutzwaffen werden beschränkt angewendet. Schilde fehlen ganz auf Fidschi, den Neuen Hebriden, Neumecklenburg, Neuhannover und den Admiralitäts-Inseln. Bei den Salomon-Insulanern begegnet man zuerst länglichen, aus Rohr oder Bambus geflochtenen Schilden, deren längsliegende Rohrstäbe durch Fasern verbunden sind, während Verzierungen aus schwarz gefärbten Fasern eingeflochten, häufig auch Perlmutterstückchen in regelmäßigen Mustern angebracht sind. Die Handhaben und Schutzdecken auf der Rückseite für die Hände sind aus Palmblattstreifen gefertigt. Eine wundervolle, an Zentralafrika erinnernde Entwickelung finden die Schilde in Ost-Neuguinea und auf den östlichen Nachbarinseln (s. Abbildungen, S. 219 u. 220), wo große, bis 10 kg schwere, schön verzierte Exemplare, sowohl kreisrunde und ovale als rechteckige, flache und gewölbte, aus Holz geschnittene und geflochtene neben malayischen, schmalen aus Salwati vorkommen. Originell sind die bald symmetrischen, bald einseitigen Ornamente. Schmale Alfurenschilde mit Muschelbesatz sind eingeführt worden, ohne sich weiter zu verbreiten. Panzer kommen an der Nord- und Südostküste Neuguineas vor (s. Abbildung, S. 211).

Bei keinem Volke ergreift eine solche Üppigkeit der Phantastik in die in enge Grenzen des Zweckes gebannten Waffen und waffenartigen Gegenstände. An Zeremonialäxten von Neumecklenburg verschwindet die Steinklinge unter dem an die Masken gleicher Herkunft erinnernden Beiwerke von Gesichtern, Vögeln, Eidechsen. Die sozialen Verhältnisse, der Glaube und die Feste machen dies zum Teil erklärlich: sie setzen Ehrenzeichen in größerer Zahl voraus, und man versteht, daß dazu in erster Linie Waffen gewählt werden. Wieviel Formensinn und Fleiß gehört dazu, Zierbeile von den D'Entrecasteaux-Inseln (s. Abbildung, S. 170) mit ihren großen, fein geschliffenen Steinklingen herzustellen! Ohne die vergleichende Überschau verwandter Erscheinungen wäre es oft unmöglich, zu bestimmen, ob diese Waffen aus Keulen, Rudern oder Schwertern hervorgegangen sind, selbst jene, die durch Einbuchtungen oder schärfere Einschnitte wie flammende Schwerter oder grausame Marterwerkzeuge aussehen. Wenn aber der Trieb des Ornamentierens solche Dimensionen annimmt, wie man sie in der Abbildung eines geschnitzten Holzschildes aus dem östlichen Neuguinea (s. Abbildung 1, S. 219) sieht, wird man an die überquellende Phantasie der Natur in der Gestaltung der Meeresungeheuer oder der Schlinggewächse erinnert. Es liegt ein wahrhaft tropischer Geschmack darin.

## 7. Arbeit, Haus und Nahrung der Ozeanier.

Inhalt: Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen in Arbeit und Werkzeug: Jagd und Fischfang. Ackerbau. Ackergeräte. — Nahrungs- und Genußmittel: Betel. Kava. Tabak. — Hausbau und Dorfanlagen.

Die Mikronesier stehen als gute Holzschnitzer manchen von ihren ostpazifischen Inselgenossen voran. Sie wissen mit Geduld ihren Schüsseln durch wiederholte Lackierung mit Harz einen haltbaren Überzug zu geben. Als Holzgeschirre dienen Teller, Schüsseln und große Platten, alle schön rot bemalt und mit Perlmutter ausgelegt (s. Abbildungen, S. 231 u. ff.); flache Teller und tiefe Schüsseln finden sich auch in dem ärmsten Hause. Die Fakaafo-Leute

schnitzen aus einem Holzstück cylindrische Büchsen mit Deckel, der in ein Lid paßt; sie bewahren ihr Fischgerät darin auf. Jeder Eingeborene von Palau ist geschickt in der Handhabung seiner kleinen Axt; aber das Bauen der Häuser und Kanoes wird durch Meister ausgeübt. Gerade diese vielseitige Geschicklichkeit der Mikronesier hat durch die Einfuhr europäischer Waren einen entschiedenen Rückgang erfahren.

Aber auch die polynesischen Erzeugnisse zeugen von großer Fertigkeit, und geschickte Handwerker nehmen eine bevorzugte Stelle ein. In Tonga und in Samoa bildeten die Zimmerleute als Künstler eine Zunft mit priesterlicher Bedeutung. Die Vervollkommnung der Arbeitsweise bewirkte Teilung der Arbeit. So gab es in Hawaii Hausbauer und Hausdecker, Kahnbauer und Schnitzer, deren Erzeugnisse Handelsartikel wurden. Auch Waffen- und manchmal Netzmacher bildeten besondere Handwerke. Als die merkwürdigsten Stücke unter den Schnitzwerken der Hawaiier bezeichnete Cook die Avaschalen der Vornehmen: sie sind vollkommen rund, haben



Eine Holzschüssel aus Hawaii. (Britisches Museum, London.)

20—30 cm im Durchmesser, sind vortrefflich geglättet und haben geschnitzte menschliche Figuren in verschiedenen Stellungen als Träger (s. obenstehende Abbildung). Eine ganz eigentümliche Technik zeigt ein hermenförmiges Idol aus Hawaii im Berliner Museum, das aus dem Holz des Brotfruchtbaumes fast in Lebensgröße geformt und mit eingeschlagenen Stiften aus hartem Holze punktiert ist. Die Töpferei wird mit Unrecht den Polynesiern ganz abgesprochen. Die Osterinsulaner besitzen diese Fertigkeit, auf Namoka fand Cook irdene Töpfe, die lange im Gebrauch gewesen zu sein schienen, und die Tonga-Inseln erzeugen poröse Töpfe. Auch in Mikronesien war die Töpferei nicht von jeher unbekannt.

Von der Zubereitung des Rindenstoffs Tapa oder Gnatu gibt Mariner folgende Schilderung: Mit einer Muschel wird über der Wurzel die Rinde kreisförmig eingeschnitten, der Baum abgebrochen und nach einigen Tagen Rinde und Bast von dem halb trockenen Stämmchen abgelöst. Nachdem dann der Bast gereinigt und in Wasser maceriert ist, wird er mit dem gerippten Schlägel aus hartem Holz auf einem Holzblock geschlagen. Dieses Klopfen belebt ein tonganisches Dorf wie das des Dreschflegels ein deutsches. Nach einer halben Stunde hat das Stück seine Streifenform in eine nahezu quadratische verwandelt. Mit Muscheln werden die Ränder beschnitten, und eine größere Anzahl davon wird einzeln über eine hölzerne halbcylindrische Druckform gezogen, worauf das mit Kokosfasern gestickte Muster ausgespannt ist, und mit einer klebenden und zugleich färbenden Flüssigkeit bestrichen. Darüber wird eine zweite und dritte Lage gelegt; dies drei Lagen dicke Stück ist auf den durch die ungleiche Unterlage hervortretenden Stellen stärker gefärbt. Andere werden in der Breite und Länge angefügt und es entstehen Stücke von 2 Ellen Breite und

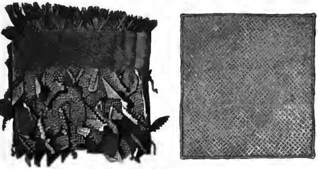


MUSTER POLYNESISCHER TAPA

(Cook's Sammlung im ethnographischen Museum, Wien)

40—50 Ellen Länge. Die Hawaiier benutzten zum Bedrucken ihrer „Kapa" Stäbchen (s. Abbild., S. 226, Fig. 5), deren verbreitertem Ende die Figuren erhaben eingeschnitten sind, und zogen mit hölzernem Kamme parallele Linien auf den Stoff. Die bemerkenswertesten Stücke der Wiener Sammlung aus Cooks Nachlassenschaft sind auf der beigehefteten Tafel „Muster polynesischer Tapa" nach Muster und Farbe dargestellt. Die Farben sind Schwarz, Weiß und Rotbraun, die Muster geradlinig, mit Ausnahme der selten vorkommenden Tupfen. Der europäische Einfluß hat diese Muster leider nicht verbessert. Die Matten der Gilbert- und Marshall-Insulaner zeigen für jede Insel besondere Muster. Ein verhältnismäßig guter Geschmack spricht daraus. Die Frauen der Mikronesier verfertigen auf Ruk, Mortlock, Nukuor Gewebe aus den Fasern einer Musa und eines Hibiscus. Die Webstühle oder vielmehr Webgerüste ähneln den malayischen Webstühlen.

Im Flechten von Matten sind die Gilbert- und Marshall-Insulaner geschickt, die Einwohner von Ponapé nähen ihre Matten. Körbchen verstehen die Weiber von Ponapé zu flechten, und ihre Männer machen berühmte Seile aus Kokosfasern. Von den Gilbert-Inseln kommen reizende Deckelkörbchen mit verschiedenen Fächern. Die langen zähen Fasern des 2—3 m hohen Phormium tenax regten die Maori zum Flechten von Matten an, das zum Ersatz der Tapa sehr viel und Mannigfaltiges leistete. In Samoa werden Bastmatten mit eingeflochtenen Federrändern angefertigt. Von den Tonga-Inseln brachte schon Cook die hübschesten Flechtarbeiten (s. Abbild., S. 228) mit: Taschen, mit Flechtwerk überzogene Holzgefäße und dergleichen. Große Matten sind durch Streifen dunkelfarbigen Bastes oder einfache Figuren gezeichnet und werden mit angeflochtenem Besatz geschmückt (s. obenstehende Abbildung und S. 228). Charakteristisch tonganisch ist der Fliegenwedel, zugleich Hoheitszeichen des Königs (s. Abbildungen, S. 228 und 229). Auch die aus Bast geflochtenen Fächer zeigen hübsche Formen (s. Abbildungen, S. 229 und 230): sie gehören zur polynesischen Toilette bei jung und alt. Eine große Mannigfaltigkeit von Strohgeflechten wird auch heute in Hawaii erzeugt (s. Abbildung, S. 226). Interessant sind auch die Schützen oder Netznadeln, deren eine in der Cookschen Sammlung in Wien noch mit dem Netz aus Menschenhaar umwunden ist; eine 38 cm lange starke Holznadel mit Öhr diente ähnlichem Zwecke. Für Schmucksachen wird als Lieblingsmaterial Perlmutter verarbeitet, die einen besonders lebhaften Eindruck macht, wo sie in glitzernden Rohperlen verwendet ist, oder in breiten Platten auf der Brust liegt. Schildkrot wissen sie in auffallend dünne Scheiben zu teilen; aus farbigen Schloßteilen gewisser Muscheln werden wertvolle Ketten und Gürtel zusammengestellt (s. S. 191). Die mühsame Zusammensetzung aus zahlreichen kleinen Teilen wird besonders gern geübt. Die Federgeflechte erreichen in Hawaii ihren höchsten Punkt. Man möchte sagen, den gräßlichen befiederten Götzen der Sandwich-Insulaner (s. die farbige Tafel bei S. 182, „Polynesische Waffen und Schmucke", Fig. 15—17) liege eine im Vergleich zur Häßlichkeit viel zu feine Arbeit zu Grunde. Der rot befiederte Kopf mit dem breiten, zahnreichen Rachenmaul



Matten von Tongatabu. (Ethnographisches Museum, Wien.)

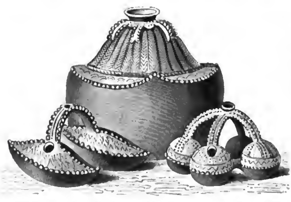
und den Glotzaugen besteht aus einem Geflecht von Rohr und Schnüren, worauf die Tausende von roten und gelben Federchen büschelweise so geschickt angebracht sind, daß sie sich vollkommen decken. Die roten Federn an den Helmen griechischer Form stammen von Depranis coccinea, die gelben von Moho fasciculatus.



Steinerne Pistille, Hawaii. (Cooks Sammlung, Ethnographisches Museum, Wien.) ¼ wirkl. Größe.

Zum Hausrat der Hawaiier gehören 12—20 cm hohe Pistille, Penu (s. nebenstehende Abbild.), aus Basalt mit flacher Reibfläche und verschiedenförmigem Griffe, glatt und schön gearbeitet; damit werden auf einem vierfüßigen Block mit flach ausgehöhlter Oberseite Brotfrucht, Taro und Bananen zerrieben. Primitive Öllampen sind in Lava gehöhlte, kegelförmige Näpfe (s. Abbild., S. 226, Fig. 6).

Schließlich sei noch die Bereitung des Gelbwurzelpulvers erwähnt, dem eine bis zur Heiligkeit gehende Wichtigkeit als Verschönerungsmittel für Körper, Kleider und Geräte beigelegt wird. Auf Nukuor zerreiben in besonderen öffentlichen Gebäuden 4—6 Frauen die Wurzel und lassen sie mit Wasser stehen, am anderen Morgen werden drei junge Kokos- und drei alte Somanüsse unter Gebet durch eine Priesterin geopfert; nun erst wird das abgesetzte Farbepulver gesammelt, in Kokosnußformen zu Kuchen gebacken, in Bananenblätter eingewickelt und in den Hütten zum weiteren Gebrauch aufgehängt.



Thongefäße von den Fidschi-Inseln. (Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig.)

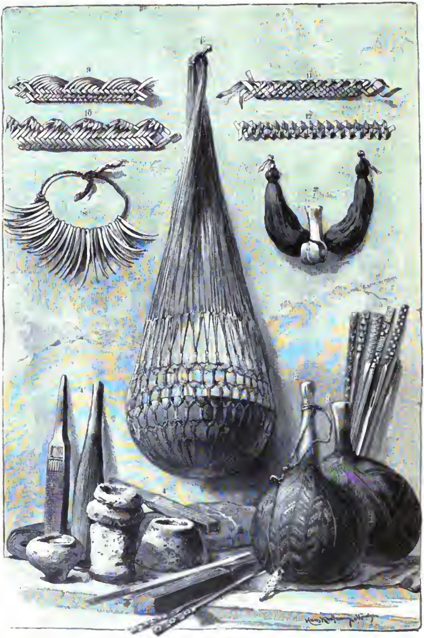
Die Gewerbthätigkeit der Melanesier steht in einigen Punkten hinter der polynesischen zurück, in vielen anderen übertrifft sie diese. Waffen erreichen auf den Salomon-Inseln ihre höchste Entwickelung; mit vollem Recht wird von „künstlerisch schönen Speeren" auf Fauro gesprochen. Neukaledonien, Teile von Neuguinea und die Admiralitäts-Inseln stehen in manchen Beziehungen tiefer. Während viele Insulaner des südlichen und mittleren Stillen Ozeans die Thonindustrie nicht kennen, werden von Neuguinea bis zu den Fidschi-Inseln Gefäße aus sandgemischtem Thon frei geformt. Diese Kunst fehlt in Neumecklenburg und Neupommern, erreicht aber ihren Höhepunkt in Fidschi. Auf Neuguinea nennt Finsch Dörfer im Hallsunde, wo ein Stamm die Töpferei versteht,

der andere nicht. An der Nordküste entfaltet Bilibili als Zentrum dieser Industrie in der Astrolabe-Bai durch die Ausfuhr seiner Erzeugnisse eine schwungvolle Handelsthätigkeit. Auf den Neuen Hebriden soll die Kunst der Töpferei ausgestorben sein; man finde keinen einzigen vollständigen Topf, auf Vate nur noch Topfscherben. Dieser Rückgang wird den einwandernden Polynesiern zugeschrieben, die das Kochen mit heißen Steinen einführten. Neuguinea und die Fidschi-Inseln, gerade die äußersten Punkte des Verbreitungsgebietes, bilden die Höhepunkte der Entwickelung der Thonindustrie. Die Melanesier kennen nicht die Drehscheibe, sie brennen aber geschickt die Gefäße im Freien mit trockenem Gras und Röhricht. Der Fidschianer Handwerkszeug ist ein kranzartiges Kissen, in Neuguinea ein altes Oberteil von einem Topfe, ein platter runder Stein und vier Holzschlägel; damit stellen sie Gefäße her, die ebenso ebenmäßig geformt



Geschnitzte Spatel für Betelkalk, von Dore, Neuguinea. (Christy Collection, London.) 2/7 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 227.

sind wie die auf der Drehscheibe. Abreiben mit Harz, solange sie noch heiß sind, verleiht Glanzglasur. In Neuguinea werden Töpfe schwarz, weiß und rot mit Vogel- und Fischfiguren bemalt. Die Formen sind ungemein mannigfaltig. Die Kochgefäße sind einfache, aber elegante Urnen, mitunter beträchtlich groß. Verzierte Deckel sind nicht selten; seitliche Henkel kommen nie vor. Unter den kleineren Trinkgefäßen findet man zu zweien oder dreien verbundene Gefäße mit Ausguß, die in dem hohlen Henkel noch einen gemeinsamen Ausguß haben; man hat ei- und spindelförmige Flaschen mit einer und kahnförmige mit zwei Öffnungen (s. Abbildung, S. 224, unten). Die Verzierung besteht in eingedrückten Punkt- und Zickzacklinien und Rippen, die Finsch nach seinen Erfahrungen in Neuguinea als Handelsmarken bezeichnet. Töpfe von Faßgröße dienen dort zur Aufbewahrung des Sago. Dem merkwürdigen Formenreichtum liegt wohl weniger die Erinnerung an die sehr ähnlichen südamerikanischen Formen als unmittelbare Nachahmung der Natur zu Grunde. Wie bei fast allen Völkern ist auch hier die Töpferei den Weibern überlassen, und nur die Weiber der Fischer und Schiffer scheinen sich ihr zu widmen: haben wir hier vielleicht wandernde Gewerbstämme vor uns, vergleichbar den Schmieden Afrikas?



Geräte von Hawaii (Arningsche Sammlung im Museum für Völkerkunde, Berlin): 1) Kalebassenträger aus Kokosfasern; 2, 3) Kalebassen mit eingebrannten Mustern und Verschluß durch eine Konusschnecke; 4) Schlegel aus Kanilaholz; 5) Druckstäbchen für Tapa (Kapa); 6) Öllampen aus Lava; 7) Auszeichnung für Häuptlinge: Anhänger aus Menschenhaar mit einem geschnitzten Potwalzahn; 8) Halsband aus Potwalzähnen von Fidschi; 9—12) Strohflechtereien, wahrscheinlich moderner Einführung. Fig. 1—8) 1/5—1/6 und 9—12) 1/2 wirkl. Größe.

Rindenzeug wird in allen Inselgruppen Melanesiens verfertigt. Außer dem angebauten Papiermaulbeerbaum liefern Bast Ficus prolixa, Ficus tinctoria und Artocarpus incisus. Der Webstuhl ist unbekannt; Gewebe aus Neuguinea, die in unseren Sammlungen liegen, scheinen malayische Einfuhr zu sein. In Neuguinea wird nur der abgeschälte Bast des Gummibaumes weichgeklopft; Fidschi aber erzeugt unter Anwendung von Druckmatrizen (s. Abbildung, S. 171) farbiggemusterte Stücke bis zu 130 m Länge. Wie weit sich die polynesisch-fidschianische Methode der Tapabereitung nach Westen ausbreitet, ist schwer zu sagen; Tapa ist Handelsartikel. Auf Neupommern ist die Tapa dicker, offenbar roher dargestellt, auch nicht bedruckt, sondern bemalt. Daher sind, wie in Neuguinea, die Tapamuster größer und bedecken das Zeug im Zusammenhang, da sie nicht aufgedruckt, sondern gezeichnet werden; dabei werden mit dem Lineal erstaunlich regelmäßige Quadrate und dergleichen erzeugt.

Die Kunst des Flechtens wird eifrig geübt. Man verwendet zu den gröbsten Matten Kokosfasern, zu den feineren Pandanusblätter und Binsen. Auf den Fidschi-Inseln vermag ein intelligenter Eingeborener von jeder Matte zu sagen, welcher Insel sie entstammt. Grobe Matten dienen zur Bedeckung des Bodens und Verhängung der Hütten, feinere als Segel-, Schlaf- und Kindermatten. Bodenmatten sind 5—8 m, Segelmatten bis 100 m lang. Von Schlafmatten gibt es dickere zur Unterlage und feinere zum Zudecken; eine der geschätztesten hat in der Mitte jedes Flechtstreifens eine durchlaufende Falte. Ränder mit Mustern aus dunkleren Bändern werden an-, weiße Federn und Fetzen europäischer Zeuge eingeflochten. Eins der schönsten Erzeugnisse der Flechtkunst ist der Liku der Weiber, ein Gürtel, aus Baststreifen vom Wau-Baum (einem Hibiscus), der Faser einer wild wachsenden Wurzel und Grashalmen gewoben. Weiche Matten fertigt man, indem man die Stengel einer Faserpflanze zu einem Geflecht vereinigt und durch Brechen und Klopfen die Holzteile daraus entfernt. Taschen und Körbe werden trefflich geflochten; auch Fächer werden entweder aus Palmblättern, die am Rande verstärkt und ausgezackt sind, oder aus Bastgeflecht hergestellt. Aber über all diesem stehen die Schnüre und Taue, die besseren aus Kokosfasern, die gemeineren aus dem Baste des Wau-Baumes. Auf den Fidschi-Inseln werden sie geschmackvoll als Kugeln, Ovale, Spindeln rc. aufgewickelt. Ein Vergleich mit Neukaledonien zeigt, wie hoch Ostmelanesien in diesen Künsten steht. Man vergleiche einen neukaledonischen Fächer mit einem von Fidschi! Aber in Neuguinea werden wieder sehr zierliche geflochtene Geräte aller Art hergestellt.

Auch die Holzschnitzerei, wovon wir bei den Waffen Proben gesehen haben, steht hier am höchsten, bietet jedoch auch in Westmelanesien noch Bemerkenswertes. Vgl. die geschnitzten Spatel, S. 225, und Fig. 1, S. 206. Vereinzelte Gebiete sind arm darin: auf den Banks-Inseln sieht man kaum eine menschliche Figur geschnitzt. Jede größere Gruppe hat ihre besonderen Motive. Am wunderbarsten ist die Phantastik ihrer Haus- und Kahnaufsätze. Die Phantasie dieser einfachen Künstler hat einen ausgesprochenen Hang, von der Naturnachahmung rasch zur Stilisierung überzugehen; daher steht die Naturnachahmung auf schwachen Füßen, besonders wo die Menschengestalt so selten nachgebildet wird wie in Fidschi und auf den Neuen Hebriden. Es zeigt sich das an der Nachahmung des menschlichen Gesichts, wo die Nase als eine von der vorspringenden Stirn herablaufende, hervortretende Linie mit stark ausgebreiteten Flügeln erscheint und mit dem Munde als scharf absetzende Querlinie aufhört; bei Masken aus Neuguinea hat dies die Erinnerung an den rüsseltragenden Ganera wachgerufen. Diese Phantastik fließt auf Fidschi schon mit den viel maßvolleren, geometrischen Motiven Tongas zusammen. In San Christoval werden Figuren besser gezeichnet als sonst irgendwo, und auf Isabel kommen wahrhaft künstlerische Gravierungen vor (vgl. Abbildungen, S. 65 u. 207). Eines charakteristischen Erzeugnisses melanesischer Kunst möchten wir noch gedenken: des überall wiederkehrenden Fratzenkopfes

der Neukaledonier. Der ausgeschnitzte Kopf mit gewaltiger Nase und einer Art Bischofsmütze darauf (s. Abbildung 2, S. 235) ist ein Typus, dem wir in größerer Gestalt als selbständigem Götzenbild begegnen. Diese religiöse Skulptur zeigt eine sehr nahe Verwandtschaft mit Idolen aus anderen Teilen der Südsee. Hierbei darf auch an die Ähnlichkeit der Speerköpfchen mit den „Kopfquirlen" der Hervey-Insulaner (s. Tafel „Polynesische Keulen", Fig. 1, 2) erinnert werden.

Demselben Kunstzweig sind die aus Holz geschnitzten Masken (s. Abbildung, S. 53, und Tafel bei S. 213, Fig. 25, 26) zuzuweisen. Oft haben sie einen Besatz roter Bohnen um die Lippen, echte Wollhaarperücken und werden mit Federkleidern bei Tänzen getragen. Alle diese



Flechtarbeiten (Körbe, Taschen und Fliegenwedel) aus Tongatabu. (Cooks Sammlung, Ethnographisches Museum, Wien.) Vgl. Text, S. 223.

Schnitzereien werden mit sicheren, großen Schnitten aus dem Holz einer Monokotyledone ausgeführt. Die hervortretenden Linien werden schwarz, die großen Massen rot gefärbt und die vertieften Stellen weiß gelassen. Aus Neumecklenburg kennt man Masken aus abgesägten Gesichtsschädeln, genau wie in Peru; und an sie schließen sich in Neupommern Schädel an, die mit Rötel gefärbt sind. Einst war das biegsame Schildkrott im südöstlichen Neuguinea und auf den Inseln der Torresstraße das bevorzugte Material für Masken mit verwegenen Arabesken, rüssel- und kammartigen Aufsätzen. Früher wurde es überhaupt mehr, selbst für Hüte, verarbeitet; jetzt hat man in Neuguinea, wo besonders in Kaiser Wilhelms-Land ein mit den übrigen Holzschnitzwerken übereinstimmender strenger Stil in den Masken herrschte, schon blecherne Masken.

Die Handelsthätigkeit der Melanesier ist nicht unbedeutend. Der Handel der Malayen auf Neuguinea oder der Tonganer auf Fidschi mag sie genährt und gelehrt haben. Es ist dieser Fremdhandel, der die Bewohner der Hoodbai unbewaffnet an M'Farlanes Schoner herankommen ließ, der die Papua von Ansus zu ehrlichen Maklern zwischen Malayen und den

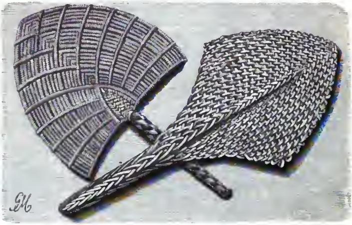
Bergstämmen gemacht hat. Vielleicht ist er es auch, der auf Fidschi an günstigen Stellen der Küste Marktplätze bestimmen und ebnen ließ; und am Beispiel der Tonganer mögen sich die fidschianischen Handelsvölker von Levuka, Mbotoni und Malaki herangebildet haben. Es gibt jedoch auch im Zentrum Melanesiens einen lebhaften Verkehr. Die einzelnen Inseln der Neuen Hebriden erzeugen verschiedene Waffen: so kommen die zugeschärften Waffen Tannas von Immer; im Salomon-Archipel fertigt Malaita Kähne, Bougainville Muschelgeld, Guadalcanar Ringe und Holzschüsseln; durchbohrte Kuskuszähne zu Stirn- und Halsbändern bilden einen wertvollen Ausfuhrartikel aus Neumecklenburg. Alle diese Völker waren mit dem Tauschhandel bekannt, als Europäer sie zuerst besuchten; bei einigen fand sich Eisen, das nur auf diesem Wege zu ihnen hatte kommen können. Nur zu rasch haben sie sich in den Verkehr mit den Weißen gestürzt. Als die



Polynesischer Fächer und Fliegenwedel als Häuptlingszeichen, wahrscheinlich aus Tongatabu. (Cooks Sammlung, Ethnographisches Museum, Wien.) Vgl. Text, S. 223.

„Gazelle" 1877 die Blanche-Bai besuchte, wurde sie von Kanoes tauschlustiger Eingeborenen umschwärmt; 1889 fand Konteradmiral Strauch die Bai fast leer: die Leute hatten nichts mehr zu tauschen. Geldgeschäfte spielen eine große Rolle, nach Geld stuft Stellung und Würde sich ab. Auf Neupommern dienen dazu auf Faserschnüre aufgereihte Muschelplättchen, auf den Banksinseln aufgereihte Spitzen von Muscheln, in den nördlichen Neuen Hebriden lange schmale Matten, die um so wertvoller sind, je älter und rauchgeschwärzter sie geworden. Die als Schmuck wert gehaltenen Kaschelotzähne repräsentieren in Fidschi große Kapitalien, ebenso auf den Salomon-Inseln Halsbänder aus Delphinzähnen und Armbänder aus Muschelringen. Santa Cruz schätzt rote Papageifederchen, und Meralava (Banksinseln) die Federchen um das Auge des Huhnes. Ebenso wurde früher auf den Loyalitätsinseln das rote Haar unter dem Ohr des fliegenden Fuchses als Geld benutzt. Kapitalanhäufungen liegen auch in den Massen von Tapa, worauf die fidschianischen Häuptlinge so stolz sind, daß sie sich bei Festen davon bis zur Länge von 200 m umlegen lassen. Was aber mehr ist: wir hören durch Codrington von den Banks-Insulanern, daß sie ein förmliches Borgsystem ausgebildet haben.

In Mikronesien wird Steinen, Glas- und Porzellanscherben, Emailstücken oder Perlen die Bedeutung von Geld beigelegt. Auf den Palau-Inseln, wovon dies auszustrahlen scheint, unterscheidet man sieben Arten: 1) Brack oder Barak, wovon es zu Sempers Zeit nur 3—4 Stück auf der ganzen Inselgruppe gab. Das wertvollste ist aus gebrannter Erde gefertigt, in Form eines gebogenen Prismas mit etwas konkaven Flächen geschliffen, hart, feinkörnig und von fast glasartigem Glanz. Da sein Wert 15,000 Mark übersteigt, ist es außer Kurs. Kubary bildet eine Sorte Brack im Werte von 45 Mark ab, die aus einem vierzehnflächig geschliffenen Polyeder besteht. 2) Pangungau oder Bungau, ein roter Stein, ebenso geschliffen wie Brack, vielleicht Jaspis. Er wird in der Schatzkiste des Königs von Korror aufgehoben oder wegen seines Wertes vergraben; in Aibukit tragen ihn die Weiber der Vornehmen am Halse. 3) Kalbukub oder Kalebukub, Achat in bestimmter Form, in einigen Stücken hartes Email. Kubary sagt



Geflochtene Fächer von den Gilbert- oder Marshall-Inseln. (Britisches Museum, London.) Vgl. Text, S. 223.

davon: „Nur wenige Häuptlinge besitzen einen einzigen Kalebukub, und kein Weißer war vor mir im Besitz eines solchen." Während diese drei Geldsorten nur zwischen den Häuptern des Landes gangbar sind, kursieren die vier anderen: Kaldoir, Kluk, Adelobber, Olelongl unter dem gemeinen Volke. Man kann für ein Stück der beiden letztgenannten, die aus weißen oder grünen Glasbrocken bestehen, kaum eine Handvoll Bananen oder ein Bündel einheimischer Papierzigarren kaufen. In der Sorte Kluk finden sich geschliffene Emailperlen, die das Erzeugnis eines viel höheren Könnens sind, als man heute dort für möglich halten kann; indessen stufen sich die verschiedenen Sorten nicht scharf voneinander ab: große Kluks wiegen einen schlechtem Kalbukub auf. Mit Ausnahme der allerwertvollsten, die nie ans Licht kommen, sind sie alle zugleich Schmuck und daher durchbohrt. Auch Ehrenzeichen werden Maß des Besitzes. So tragen die Reichen auf Palau an der linken Hand als Armband Klilt, den Atlaswirbel der seltenen Halicore Dugong; der Ankauf des Klilt ist eine politische Notwendigkeit, deren Erfüllung von jedem neuen Häuptling gefordert wird. Da ihn außerdem nur der König verleihen kann, nennt ihn Semper den „Knochenorden". Ein hübsches Märchen wurde Semper in Aibukit auf Palau erzählt. „Eines Tages kam ein Boot angeschwommen, dessen Insassen, jene sieben Geldsorten, von ihrer Insel Ngarutt ausgezogen waren, neue Länder zu suchen. Lange waren sie schon im Ozean herumgeschwommen, ohne das Ziel ihrer Wünsche finden zu können; endlich kamen sie hier bei Palau an. Vor

dem Hafen befahl Brack, der als der Vornehmste auf der Plattform des Bootes ausgestreckt lag, dem nächsten im Range, Pangungau, ans Land zu gehen und sich die Insel anzusehen. Pangungau, ebenso faul wie sein Fürst, befahl dasselbe dem ihm zunächst Untergebenen, dem Kalbukub; doch auch der trug es Kaldoir auf, dieser wieder Kluk, bis endlich der vielgeplagte Olelongl gehen mußte, der niemand zu schicken hatte. Er kam aber nicht wieder. Nach einiger Zeit wiederholte Brack seinen Befehl; Adelobber ging murrend und kam nicht wieder. Nun ward Kluk nachgeschickt, die beiden zu holen: auch er blieb auf der Insel; und so ging das fort, bis endlich Brack von seinem gemeinen Volk wie seinen Vornehmen verlassen war. Nun ging er selbst, sie zu holen; aber auch ihm gefiel unsere Stadt. So blieben sie alle sieben da und setzten ihre Lebensweise fort. Brack thut nichts als essen, trinken und schlafen; immer schickt der Höhere den niedriger Stehenden; und so kommt es", setzte der Erzähler mit feinem Lächeln hinzu, „daß, gerade wie



Eine hölzerne Speiseschale von den Admiralitäts-Inseln. (Christy Collection, London.) ⅕ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 221.

bei uns Menschen, das große Geld ruhig zu Hause sitzt, das kleinere dagegen tüchtig herumlaufen und für sich und die vornehmeren Sorten zugleich arbeiten muß."

Auf den Karolinen begegnen wir einer ähnlichen Entwickelung des Geldwesens. Hier besteht die häufigste Einheit, Fe genannt, aus großen Stücken von weißlichgelbem, körnigem Kalkstein, in Mühlsteinen von ⅓—2 m Durchmesser und bis zu einigen Tonnen Schwere. Ihr Wert hängt von der Größe, Bearbeitung ꝛc. ab und schwankt zwischen einigen bis zu 1000 und mehr Dollars. Alljährlich reisen viele Leute in Abteilungen auf europäischen Schiffen nach Palau; dort findet sich das Rohmaterial. Weil die Bearbeitung viele Hände und der Transport große Ausgaben verlangt, bleiben diese steinernen Münzen meist Eigentum der ganzen Gemeinde; nur wenige gehen in Privatbesitz über. Wegen der Unhandlichkeit dieses Steingeldes gelten im Verkehr noch andere Geldsorten, zunächst die auf Schnüre aufgezogenen Perlmuscheln (Sar) und dann Mattenrollen (Ambul) von grober Arbeit und verschiedenem Wert, die größten etwa von 150—220 Mark. Eine weitere Geldsorte, Gau (offenbar dasselbe wie Bungau bei den Palau-Leuten), verschieden geschliffene Steine und abgedrehte Muscheln, die mitunter als Halsschmuck aufgereiht werden, existiert nur für die Häuptlinge. Auf lange Kokosschnüre gereihte, abwechselnd weiße und schwarze Platten aus Nuß- und Muschelschalen — solche Aufreihungen gleicher oder

gegen die Enden sich verjüngender Platten liebte die Kunst der Ozeanier, wie einst die der Altamerikaner — sind Halsschmuck und Geld der Gilbert-Insulaner; aus Kokosnußschalen geschliffene Perlen, Schildkrotarmspangen und Spondylusarmbänder sind auf Mortlock Tauschartikel. Wie notwendig die Tauschmittel sind, mag die eine Thatsache versinnlichen, daß die Mortlock-Insulaner, trotzdem daß sie selbst weben, bestimmte Gewebe von den Ruk-Inseln einführen.

Die Bedeutung dieser Geldarten ist nicht nur wirtschaftlich: ihr Alter und ihre Seltenheit geben einigen fast etwas Heiliges, anderen verleiht die Schwierigkeit, sie zu erlangen, und die Macht, die sie erteilen, den politischen Einfluß des Plutokraten. Verbrechen gegen Häuptlinge können oft nur durch das Opfer eines den ganzen Familienreichtum darstellenden Stückes Geld gesühnt werden; die Familie aber, die damit den darauf begründeten Kredit verliert, steigt eine



1) Bambusbecher aus Nordwest-Neuguinea. 1/3 wirkl. Größe. 2) Ein geschnitzter Kürbis als Betelbehälter, von den Trobiand-Inseln. (Christy Collection, London.) 1/3 wirkl. Größe.

Reihe von Stufen in der sozialen Leiter herab. Das Geld ist also, kurz gesagt, neben der religiösen Tradition die Grundlage des politischen Einflusses und der Maßstab der sozialen Stellung. Auch bei den intertribalen Festen spielen die Geldsorten eine große Rolle. Jedes Land Palaus gibt von Zeit zu Zeit einen Ruk, wobei die Vertreter einer gewissen Anzahl befreundeter Länder der Regierung einen festgestellten Betrag in einheimischem Geld darbringen; die besuchenden Häuptlinge bezahlen die Empfänger nach ihrem Rang. Neben diesem „Mulbekel" bestehen noch andere Ruks, wozu sich bloß die kleinen Orte eines Distrikts zum Beweis freundschaftlichen Zusammenhaltens vereinigen.

Im allgemeinen gewährt das **wirtschaftliche Leben** der Melanesier den Eindruck einer mäßigen Thätigkeit unter günstigen Naturbedingungen. Ostmelanesiens Bevölkerung hat da, wo sie auf europäischen Plantagen oder Schiffen arbeitet, eine Tüchtigkeit gezeigt, die über die der Polynesier hinausgeht. Unerfreulich sind die Verhältnisse der Neukaledonier, deren Trägheit und Armut oft an Australier erinnert. Die Arbeit wird an beide Geschlechter verteilt. Von der Lebensweise der Neuguineer entwirft d'**Albertis** ein Bild, worauf das Motto passen würde: „Eile mit Weile". Die Eingeborenen pflegen frühzeitig aufzustehen, schlafen aber bisweilen einige

Stunden am Tage. Nach der Toilette beschäftigen sich die Männer während der kühlen Morgenstunde damit, Stricke für ihre Netze zu drehen. Die Weiber reinigen die Hütte, holen Wasser und kochen die erste Mahlzeit, die gemeinsam verzehrt wird. Das Fleisch richten die Männer mit ihren Bambusmessern geschickt zu. Dann verlassen die meisten das Dorf und bestellen das Feld, die Männer mit ihren Speeren bewaffnet, die Frauen mit beutelartigen Netzen und mit geschnitzten Keulen, trockenes Holz von den Bäumen abzuschlagen. Sie essen viermal täglich. Ihre Mahlzeiten bestehen aus Bananen, Yams, Taró, Sago und Brotfrüchten, Känguruh- und Emufleisch und Fischen; doch verzehren sie auch Schlangen, Leguane, Frösche, Larven verschiedener Insekten, Süßwasserschildkröten und schließlich mit großer Vorliebe die Süßwassermuschel Ebe, deren Schalen sie zu den verschiedensten Zwecken benutzen und deshalb stets bei sich tragen.

Polynesier und Melanesier zeigen künstlerische Anlagen in ihren einfachsten Gebrauchsgegenständen. Hugo Zöller sagt mit Bezug auf Neuguinea: „Wer von einem wahren und wirklichen Kunstgewerbe der Papua spricht, macht sich keiner Übertreibung schuldig." Sie haben beide ähnliche Höhepunkte erstiegen; aber die Verzierungen der Melanesier sind reicher und phantasievoller. Es ist anziehend, zu verfolgen, wie und worin ihre Werke die typischen Unterschiede zeigen, die in der Volksseele oder vielmehr Rassenseele wurzeln. Das vorherrschende Element in der Ornamentik der Papua ist die Bogenlinie, und zwar die parallele und vielfach sich verschlingende. Sie ergeht sich hauptsächlich in Spiralen, aber auch in Wellen, Halbmonden, Ellipsen u. s. f.; durch Zacken und Gerade werden die einzelnen Ornamentgruppen voneinander getrennt. Die konzentrische Bogenlinie kehrt immer wieder in den phantastischen Schnäbeln der Schiffe, den geschnitzten Schilden, Rudern, Schlegeln; sie triumphiert entschieden über die Tendenz zur Naturnachahmung. Am ähnlichsten ist ihnen darin Neuseeland. Anläufe zu geometrischer Anordnung sieht man dann und wann an Rudern, deren Blätter durch zwei gerade Linien in vier gleiche, verschiedenfarbige Teile geteilt werden; entschiedener treten sie hervor in den Holzmodellen für die Verzierung von Thongefäßen. Sie feiern aber ihre höchste Entwickelung im Osten der Inselwelt, besonders in den auch darin verwandten Gruppen Tongas und Samoas.

Die Werkzeuge, womit kunstvolle Arbeiten gemacht wurden, sind vor Einführung des Eisens überaus einfach gewesen. Die Steinaxt war das einzige Werkzeug zum Behauen der Pfosten und Planken, zum Fällen der Bäume; mit scharfen Muscheln diente sie zur Herstellung der größeren Ornamente, Bildwerke, Holzschüsseln 2c. Mit Muscheln sowie mit Rattenzähnen, die man



Eine geschnitzte Büchse aus Bambus, aus (dem westlichen) Neuguinea. (Christy Collection, London.) 3/4 wirkl. Größe.

in hartes Holz einsetzte, wurden Schnitz- und Gravirarbeiten gemacht; zum Bohren dienten Muscheln (s. untenstehende Abbildung), Seeigel- oder Rochenstacheln, zum Glätten die Feilen aus Rochenhaut, die Pilzkoralle und der Bimsstein. Die Muschelaxt war im allgemeinen verbreiteter im Westen, die Steinaxt im Osten; aber das Eisen hat überall die gleiche Umwälzung hervorgerufen. Als geübte Arbeiter erkannten die Insulaner sogleich den Vorteil eiserner Werkzeuge; aber sie zogen zuerst das Flacheisen (Hobel- und Reiseisen) jedem anderen vor, weil sie es gerade wie ihre alten Steinärte einsetzen und befestigen konnten. Nur in den von den Malayen Ternates und Holländern besuchten Umgebungen der Geelvink-Bai hat die Schmiedekunst in voreuropäischer Zeit eine Stätte gefunden. Sonst waren in dem ganzen weiten Gebiet bis Hawaii und Rapanui das Eisen und die anderen Metalle entweder nicht bekannt geworden oder wieder verschollen. Schouten und Tasman nennen es nie.

Während die Jagd in Melanesien wegen der größeren und nach Westen hin zunehmenden Zahl von Landtieren noch eine Rolle spielt — auf Neuguinea nähren sich viele Dörfer vorwiegend davon; in Bezirken, wo gewisse Paradiesvögel vorkommen, ist die Jagd darauf den Häuptlingen vorbehalten — begegnet uns in den Polynesiern ein Zweig der Menschheit, dem nicht nur alle Einflüsse des Hirtenlebens, sondern auch die stählenden Wirkungen der Jagd fern geblieben sind. Auf Hilo werden zwar Enten an schwimmenden, mit Ködern versehenen und mit Steinen beschwerten Stäbchen gefangen und auf Tahiti kleine Vögel; aber im übrigen ist die Jagd belanglos. Wer weiß, ob nicht der Mangel aller Möglichkeit, im Weidwerk der Mordlust und Grausamkeit, dem Ehrgeiz und Thatendrang Auslaß zu verschaffen, die Unaufhörlichkeit der Kriege, die Grausamkeit des Menschen gegen den Menschen ebenso mitverschuldet hat, wie der Mangel am Fleisch großer Tiere seinen Anteil am Kannibalismus haben mag? Der Rückgang der weithin treffenden Waffen hängt jedenfalls damit zusammen. Dagegen wird die Fischerei in dem ganzen Gebiet mit Eifer und Sorgfalt betrieben. Sie nimmt eine bestimmte Stelle in der Arbeitsverteilung über die Woche hin ein. Auf Neuguinea wird an bestimmten Tagen abteilungsweise gefischt und die Beute gleichmäßig unter alle Stammesmitglieder verteilt. Das Erscheinen eines Haies bringt ganze Dörfer in Bewegung. Hervorragende Leute führen im Frieden Fischerei-Expeditionen an, wie zu Kriegszeiten Heereszüge. Es gibt eigene Fischerstämme, wie es besondere Schifferstämme gibt, und auf Fidschi haben größere Häuptlinge beständig eine Schar von handwerksmäßigen Fischern zur Verfügung. Dazu dienen die vervollkommnetsten Werkzeuge, die die Polynesier überhaupt besitzen. Die Neuseeländer flochten Netze von 1000 Ellen Länge, die Hunderte von Händen brauchten, um gehandhabt zu werden. Aus Vogelknochen, Schildkrot, Muscheln und hartem Holz verfertigt man Angelhaken verschiedenster Größe (s. Abbildung, S. 78) und versieht sie mit künstlichem Köder aus Federn oder glänzenden Muschelschalen (s. untere Abbild., S. 237); $^1/_2$ m lange dienen zum Fange der viel gegessenen Haifische. Nur in Neukaledonien und einigen Teilen des westlichen Melanesien beschränkt sich der Fischfang auf den Gebrauch der Pfeile, Speere und Netze. Auch die Angelhaken der melanesischen Inseln sind ausgezeichnet; selbst Weiße ziehen sie dort den stählernen europäischer Fabriken vor. Wenn die Kahnbauer heilig waren, so galten die Verfertiger von Tauen, Angelschnüren und Angelhaken wenigstens für wichtige Persönlichkeiten.


Meißel und Muschelbohrer aus Neupommern. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Dabei besaß man diese Dinge in so großer Zahl, daß sie in der ersten Zeit einen häufigen Tauschartikel gegen europäische Waren bildeten. Die stärksten Angeln setzen sich aus drei Stücken zusammen: der Körper besteht aus einem halbrunden fingerförmigen Knochenstück von Physeter macrocephalus, dessen flache Hinterseite mit Perlmutter belegt ist; an seiner Vorderseite ist mit Schnüren der aus Schildkrot gefertigte Haken befestigt, dessen Spitze bei den größeren Exemplaren mit einer Schnur für den Köder durchzogen ist. Sind die Schildkrothaken stumpf geworden oder gebrochen, so werden sie wohl in Halsketten eingefügt. Hierbei sei auch die sinnreich einfache tahitanische Vorrichtung zum Tragen von Fischen erwähnt: ein starker Strick mit Eberzähnen an beiden Enden. Zum Haifischfang benutzt man große Köderballen, zu dem fliegender Fische ein stumpfwinkeliges, scharf gespitztes Knochenstück. In Neupommern verwendet man auch stehende Fischfallen aus Flechtwerk und Handreusen, die von einem fahrenden Boot mit dem griffartigen Ende ins Wasser gehalten werden; zu gleichem Zweck verfertigen die Fidschianer aus den langen Stengeln von Schlingpflanzen, die sie mit Kokosblättern durchflechten, eine Art von schwimmender Reuse. Ein Rasselreif mit halb durchschnittenen Kokosschalen dient auf Frobriand zum Anlocken des Haies. Zur Betäubung der Fische werden pflanzliche Gifte, besonders von einer windenden Glycine, verwandt; schläfrige Fische, wie z. B. Haie, sollen auf Fidschi mit Schlingen (s. untere Abbildung, S. 236) gefangen werden. Eine große Anzahl von Zeremonien und Festen ist mit dem Schildkrötenfang verknüpft. Er geschieht mit beschwerten Netzen, die im tiefen Wasser hart außerhalb des Riffes derart ausgeworfen werden, daß sie einen halbkreisförmigen Zaun bilden und der vom Lande zurückkehrenden Schildkröte den Weg verlegen. Mit Geschrei wird das Tier in dieses Netz getrieben.





1) Schwimmer, Netzsenker, Schöpfer und Kriegsspeere aus Neukaledonien. (Ethnographisches Museum, Wien.) 2) Angelschwimmer von den Salomon-Inseln. (Christy Collection, Britisches Museum, London.) 1/8 wirkl. Größe.

Die Hauptarbeit ist aber, es an Bord zu bringen; es bedarf dafür Leute von hervorragender Geschicklichkeit und Stärke, die im kritischen Augenblick untertauchen, um das Tier an die Oberfläche

zu treiben. Liegt es schließlich im Schiff auf dem Rücken, so verkündigen laute Stöße des Muschelhorns die frohe Kunde. Als Weihgeschenke sah d'Albertis im Tempel von Tawan die Schädel von Schildkröten aufgehängt. Zum Delphinfang fahren die Hawaiier mit ihren kleinen Fischerbooten bei stürmischem Wetter hinaus: mancher Fischer ist verschollen, der zu weit dem Rudel nachfuhr, das sich durch Vögel in der Luft anzeigte.



Ein Schleppnetz aus Neuseeland. (Ethnographisches Museum, München.)

In der Tierzucht steht obenan das Schwein, das überall, wo es vorkommt, eine bevorzugte Stellung einnimmt; es wird gehätschelt, seine Jungen auf Tahiti und Neupommern von Frauen gesäugt, von alten Frauen gefüttert, ja nach Art der Kapaune mit Brotfruchtteig geradezu gestopft; es ist das Schlachttier der Feste und ausschließlich der Vornehmen. Neben dem Schwein ist der Hund, eine kleine, an den Negerhund erinnernde Rasse, die nicht bellt, das einzige größere Haustier. Man züchtete ihn auf Neuguinea, Neuseeland, Samoa, den Gesellschafts-Inseln als Fleischtier. Auf der Jagd war er unbrauchbar. Das Huhn ist am weitesten verbreitet. Auf Tonga lief es scharenweise wild umher, und auf der Osterinsel war es das einzige Haustier. Von den einheimischen Vögeln ist keiner eigentlich Haustier geworden. Zwar fand man auf der Osterinsel die Meerschwalben (Sterna) so weit gezähmt, daß sie den Menschen auf den Schultern saßen, auf Tongatabu trugen die Insulaner auf Stöcken Tauben oder Papageien, an der Südküste Neuguineas werden fast in jedem Dorfe Kakadus gehalten; doch hat dies alles natürlich keine wirtschaftliche Bedeutung.



Eine Haifischfalle mit hölzernem Schwimmer; von Fidschi. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 235.

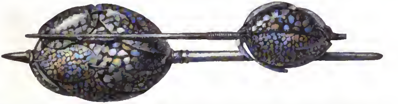
Der Ackerbau ist fast überall heimisch; selbst auf dem dürrsten Koralleneiland werden wenigstens ein paar Kokospalmen gepflegt. Am höchsten steht er auf Inseln wie Tonga, wo Boden

und Klima nicht allzu günstig, aber nicht karg sind, wo sie die Arbeit lohnen, aber nicht erschlaffen lassen; etwas tiefer auf den von der Natur verschwenderisch ausgestatteten Gesellschafts-Inseln und Samoa, wo die Menschen träger sind; am tiefsten auf einer armen Insel wie der Osterinsel oder den kleineren Paumotu mit engem Raum und kargem Felsenboden: und doch fand man Pisang, Zuckerrohr, Bataten, Yams, Taró, Solanum selbst dort angebaut. Die dürftigen Gebiete bilden die Ausnahmen, die begünstigteren die Regel. Man findet hier umzäunte Felder, Terrassenbau mit künstlich



Geräucherte Fische aus Massilia, Ost-Neuguinea. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/6 wirkl. Größe.

aufgehäufter Erde an steilen Abhängen, Bewässerungsanlagen, besonders zum Bau des Taró (s. S. 238), Schattenbäume und Zierblumen, wohl abgeteilte Beete: alles Zeichen einer hochgesteigerten Bodenkultur. Selbst auf der Osterinsel fand G. Forster um jede Pisangpflanze einen Bewässerungsgraben von 1/3 m Tiefe; auf Tonga wandelte er in einer 2000 Schritt langen vierfachen Allee von Kokospalmen.



Ein Angelköder aus Muschelschalen für den Fang des Tintenfisches, von den Gesellschafts-Inseln. (Britisches Museum, London, Christy Collection.) 3/5 wirkl. Größe.

Es wird fleißig gejätet und gedüngt. Dem entsprechend ist die Kultur auch räumlich dicht verbreitet. Pritchard hebt es als einen Vorzug von Samoa hervor, daß man alle halbe Stunden auf einen Kokospalmen- oder Brotfruchthain stoße; die ersten Besucher bezeichneten Tongatabu als einen großen Garten. So konnten ihre Beschreibungen die Sehnsucht der Zeitgenossen nach diesen glücklichen Inseln auf das lebhafteste anregen. — In Mikronesien, wo die Fischerei vorwiegt, wird nur auf den größeren Inseln, wie den Palau, Ackerbau zur Beschaffung des Hauptnahrungsmittels, Taró, getrieben. Männer bauen Betel, Tabak und Kurkuma, und die Weiber der Ärmsten wie der Vornehmsten, ja selbst der Könige, halten es für eine Ehrensache, ihre Taróspflanzung in einem glänzenden Zustande zu erhalten. Die Männer bearbeiten nur den Grund der Pflanzung mit künstlicher Bewässerung in niedrigen, schlammigen Orten und setzen die Sprößlinge; die Frauen müssen sie von Unkraut rein halten und je nach Bedarf aus dem Boden heben. Die Neuseeländer kultivieren außer dem Taró von

ursprünglich aus Norden mitgebrachten Gewächsen die Batate unter religiösen Feierlichkeiten und den Flaschenkürbis, von einheimischen das Farnkraut mit eßbaren Knollen und den neuseeländischen Flachs. — Im westlichen Melanesien steht der Ackerbau im ganzen tiefer: ein großer Teil von Neuguinea liegt unbebaut. Einzeln steht er auch hier hoch: im Südosten bei den Kerepunu, im Norden in der Astrolabe-Bai sind die Äcker in gartenartigem Zustande; der Boden wird von einer langen Reihe Männer mit zugespitzten Stöcken umgeworfen, hierauf von den Frauen geebnet und mit Bananen, Zuckerrohr, Yams &c. auf langen Beeten bepflanzt. In musterhafter Ordnung wird gemeinsam gelichtet und eingezäunt. Sind die Ackerstücke entlegen, so werden kleine Hütten zu zeitweiliger Bewohnung errichtet. Unter den westlichen Inseln verdienen Neupommern und die Neuen Hebriden das meiste Lob. Dort und auf den Salomon-



Polynesische Töpfe und Geräte (die beiden Kalebassen für Betelkalk von den Admiralitäts-Inseln) und ein Muschelhorn. (Britisches Museum, London, Christy Collection.) 1/5 wirkl. Größe.

Inseln liegen die ausgedehnten Pflanzungen stets in der Nähe der Wohnstätten und nicht selten behufs künstlicher Bewässerung stufenförmig übereinander. An den steilen Abhängen von Meralava, in Aurora und anderen Inseln steigt Acker über Acker empor und die künstliche Bewässerung nutzt jeden Fleck aus. Wie in Neuguinea ist auch in Neukaledonien die fleischreiche Brotfrucht des Ostens nicht bekannt, was ein entschiedenes Minus in der Volksernährung bedeutet; dagegen führt Codrington von dem kleinen Mota allein 60 Namen für Brotfruchtspielarten und 80 für solche des Yam an. Dem Ackerbau auf den Fidschi-Inseln aber erteilt man den Preis selbst vor dem polynesischen zu. Hier ist mehr als anderswo der Taró oder Talo, „der Stab des Lebens“, ohne Frage die nahrhafteste aller melanesischen Nährpflanzen. Eine Art wird auf trockenem Boden gezogen, aber die normale ist die polynesische, wobei das Erdreich in eine mörtelartige Konsistenz gebracht und mit tiefen Furchen durchzogen wird, ehe es die Setzlinge aufnimmt. Neben dem Yam ist als dritte Wurzelfrucht die Anai oder Masawe, die süße Wurzel des Ti-Baumes (Dracaena terminalis), zu nennen. Die Banane bildet nur in beschränkten

Gebieten, z. B. Leper-Eiland, die Hauptfrucht; doch kennen die Fidschianer 30 Spielarten davon. Zuckerrohr und die Yakonapflanze, die das berauschende Getränk Kava aus ihrer zerkauten Wurzel bietet, werden in Menge angepflanzt. Und nicht minder findet man ganze Baumschulen von Papiermaulbeerbäumen, Masi oder Malo, aus deren Rinde der Kleidungsstoff Tapa hergestellt wird. Blüten- und Duftpflanzen fehlen auf den Neuhebriden und Banks-Inseln keinem einzigen Dorfe. Eine der wichtigsten Pflanzen ist in allen Archipelen des äquatorialen Stillen Ozeans die Kokospalme. Selbst auf unbewohnten Inseln wird sie mit Sorgfalt gepflegt; mit den Pandanusfrüchten bildet sie die Hauptnahrung auf pflanzenarmen niedrigen Inseln, wie den Paumotu.



Ein Deckelgefäß in Vogelgestalt mit Muscheleinlage, von den Palau-Inseln. (Britisches Museum, London.)

Wie schwankend aber doch die Lebensgrundlage dieser Insulaner ist, zeigen die nur zu häufigen Notstände. In der **Nahrung** stehen Erzeugnisse des Pflanzenreichs und Ergebnisse des Fischfanges allen anderen voran, große Gruppen dieser Völker sind Vegetarianer. Speisegesetze verbieten den Genuß von Tieren oder Pflanzen, die Atua (s. unten, S. 258) des Stammes sind; wo es Schweine und Hunde gibt, sind diese den Vornehmen und den festlichen Gelegenheiten vorbehalten. Entgegen unseren Vorstellungen von der Nahrungsweise dieser Völker gehören Fett und Blut des Schweines bei den Symposien der Vornehmen zu den Leckerbissen. „Kein Grönländer war je eifriger auf Thrangenuß bedacht als unsere Freunde hier", sagt **Cook** von den Maori, „die mit Wollust den stinkenden Abfall beim Aussieden von Seehundsfett verschlangen." Ratten essen gewöhnlich nur gemeine Leute, auf Tahiti nur Weiber; die meisten Vögel gelten für heilig. Unter den pflanzlichen Nahrungsmitteln steht die Brotfrucht, dann Taró, Yam und Batate den anderen voran. Die Brotfrucht wird teils frisch gebacken, teils gegoren verzehrt: in Melanesien letzteres nur auf Fidschi. Vom Taró wird das Satzmehl, das nach dem Auswaschen der Schärfe übrigbleibt, geknetet; und indem man diesen Teig gären läßt, gewinnt man das Poi, die

breiartige säuerliche Lieblingsnahrung der Polynesier, die sehr lange aufzubewahren ist. Auch die gebackene Yamswurzel hält sich ein Jahr lang. Die Batate ißt man auf Tahiti nur, solange es noch keine reife Brotfrucht gibt. Der Kokosnuß und ihres großen Nährwertes ist bereits Erwähnung gethan worden. Auf den kleinen Inseln Polynesiens liefern Kokos- und Pandanuspalmen und Taró alle pflanzlichen Nahrungsmittel. Das getrocknete und geröstete Pandanusmehl Kababo ist zusammengestampft eine wichtige Konserve. Hier mag auch das berühmte Erdeessen der Neuguineer und Neukaledonier erwähnt werden, das darin besteht, daß jene große Mengen eines grünlichen Specksteines, dieses eines magnesia- und eisenhaltigen Thones verzehren, der in trockenen durchbohrten Kuchen aufbewahrt wird; dies thun sie nicht aus Hunger, sondern als Leckerei nach reichlichen Mahlzeiten.

Für die Art, wie alle diese Stoffe zur Nahrung zubereitet werden, ist bezeichnend die Thatsache, daß die meisten Polynesier und viele Melanesier keine irdenen, noch weniger metallene Gefäße besitzen. Zwar sieden sie Wasser in hölzernen Gefäßen, indem sie rotglühende Steine hineinwerfen; aber sie verwenden es nicht zum Kochen, sondern zum bequemeren Öffnen der Muscheln. Das Kochen mit heißen Steinen wurde einst häufiger geübt, ist aber selten geworden, und Kokosmilch siedet man in den frischen Schalen über Feuer. Die gewöhnlichste Methode besteht darin, daß die Speisen zwischen heißgemachte Steine gelegt werden. Einen Fortschritt bedeutet es, wenn die Speisen zwischen erhitzte und mit Wasser bespritzte Steine gelegt, mit Laub und Erde zugedeckt und so sich selbst überlassen werden. Seit Cook und Forster haben viele Europäer das so gedämpfte Fleisch weit über unseren Braten gestellt. Das einfache Braten oder Rösten am offenen Feuer wird für eine nur in der Eile oder für Sklaven passende Zubereitungsweise erklärt. Auf Palau liegt den Männern, auf den Mortlock-Inseln den Weibern das Kochen ob. Europäische Reisende erstaunten auf Hawaii, als sie sahen, wie die Eingeborenen ein Huhn mit einigen heißen Steinen in ein Bündel banden, um es am nächsten Rastplatz gekocht hervorzuziehen. Man ißt im Freien auf dem Boden, den man mit frischen Blättern bedeckt; die warmen Speisen werden in Bananenblätter gewickelt aufgetragen. Die Polynesier benutzen kein Salz, sondern Seewasser zur Würze ihrer komplizierten Fisch- und Fleischspeisen. Einsalzen des Schweinefleisches wird aus Hawaii berichtet. In vielen Teilen Melanesiens ist Salz nur als Delikatesse bekannt. Das Zerlegen und Austeilen der Speisen ist der höchststehenden Häuptlinge nicht unwürdig. Beim Essen werden bestimmte Förmlichkeiten beobachtet; doch findet in diesem Rahmen auch eine unschöne Gier Platz An den meisten Orten dürfen weder Frauen und Männer zusammen essen, noch jene das essen, das diese bereitet haben. Fast ebenso ängstlich scheint es vermieden zu werden, mit einem anderen aus dem gleichen Gefäße zu essen. In gewöhnlichen Zeiten ißt man zweimal des Tages; ist aber der Vorrat von Nahrung groß, so bleibt man dabei sitzen, mit Unterbrechungen durch Tanz, Spiel rc., bis alles aufgezehrt ist.


Ein Deckelgefäß mit Muscheleinlage, von den Palau-Inseln. (Britisches Museum, London.)

An der Spitze der Ackerwerkzeuge steht der primitive Stock, der an einem Ende schief abgeschnitten ist wie eine Schreibfeder und die Länge einer Heugabel erreicht. Den Männern, die

damit den Boden aufbrechen, folgen Knaben mit Stöcken, die gelockerten Erdbrocken zu zerkleinern, und endlich wird die Erde, wenn nötig, noch mit der Hand zerrieben und zu kleinen Hügeln geformt, worein die Samen oder Steckwurzeln gelegt werden. Bei den Motu Neuguineas stehen 6—7 Männer hintereinander an einem zugespitzten leichten Balken, rennen ihn in den Grund und heben dann auf Kommando eine große Erdscholle heraus. Vorher wird an manchen Stellen mit einem schmal ruderförmigen, scharfkantigen, etwa ellenlangen Werkzeug aus hartem Holz Unkraut und Gebüsch weggeräumt. Nach einigen Wochen wird mit einer Art Haue gerodet, die der Arbeiter in gebückter Stellung fast flach am Boden bewegt.

Das einzige ursprüngliche Genußmittel auf den östlichen Inseln ist die **Kava** oder **Ava**, der gegorne Saft von gekauten Wurzeln des Piper methysticum. Die ersten Europäer meinten, ihr Gebrauch habe rasch zugenommen. Sie richtete schon damals große Verwüstungen an, indem sie blödäugig machte und das Gedächtnis schwächte. Doch gibt es auch Inseln, wo Mäßigkeit herrscht. Auch in Melanesien findet der Genuß in verschiedenem Maße statt. Einige trinken sie wie Kaffee, andere gelageweise aus riesigen, mit Perlmutter eingelegten Bowlen. Die Ava wird so bereitet: Eine flache, auf drei kurzen Füßen ruhende Schale aus hartem Holz wird auf den Fußboden gestellt, junge Mädchen und Frauen lagern sich im Kreise darum, brechen kleine Stücke der getrockneten Avawurzel ab, stecken sie in den Mund und speien sie gut durchgekaut als Brei in die Schale aus. Wasser hinzu, das Gemisch umgerührt, und das Getränk ist fertig. Auf Fidschi bezeichnet man diese Bereitung als polynesisch und will früher die Stückchen geschnitten haben. Kokosnußschalen oder, wie auf Tonga, viereckig gefaltete Becher aus Pisangblättern dienen als Trinkgefäße und werden mit großem Behagen geleert. Das Getränk ist eine dunkelgraue, schmutzig aussehende Brühe von einem keineswegs angenehmen, bittern Geschmack. Bei den Ava-Gelagen der Arii auf den Gesellschafts-Inseln waren alle Ausschweifungen der Betrunkenheit zu bemerken bis zum Mord und Totschlag. Das Zusammenrufen der kauenden und der anderen, die den Trank genießen sollen, die Gesänge, die das Auspressen der gekauten Wurzel begleiten, die Gebete beim Aufgießen des Wassers, endlich der Gesang, der den ersten Trunk des Häuptlings begleitet, alles das deutet auf Heiligung dieses Genusses hin. So trinken denn die Vatesen die Kava nur bei der Verehrung der Geister, die Gesundheit spenden; in Tanna trinkt man sie wie in Polynesien mit Ausschluß der Weiber und auf einem bestimmten Platze. Die Kava nimmt nach Westen zu ab: also polynesische Herkunft? Wahrscheinlich ist diese Pfefferart wenigstens nach einigen melanesischen Inseln von Osten her eingeführt. Auch die Neuguineer trinken Kava oder Keu, aber der Gebrauch ist nicht allgemein und findet nur bei festlichen Gelegenheiten statt.

Auch in Mikronesien ist die Ava nicht unbekannt, wird aber nicht durch Kauen, sondern durch Stampfen der Wurzel gewonnen, wobei die befeuchtete Masse in Hibiskusstreifen gepackt und ausgewunden wird. Auf Ponapé trinkt man jetzt die einst „heilige“ Ava wie Wasser. Auch in Melanesien kommt die Bereitung durch Stampfen vor. Bei manchen polynesischen Völkern lieferte die Ava die Unterlage giftiger Getränke; ein Gifttrank der Hawaiier war Ava, gemischt mit den Blättern von Tephrosia piscatoria, Daphne indica und des gewöhnlichen Kürbisses Lagenaria. Daß der Genuß geistiger Getränke ursprünglich wenig oder nicht bekannt war, wird von Neuseeland, Neukaledonien, den Loyalitäts-Inseln, Waigiu, der Humboldt-Bai bestimmt angegeben. An wenigen Orten, z. B. auf Guadalcanar und Neugeorgien, wird eine Art Palmenwein fabriziert, indem man der unentfalteten Blüte durch Einschnitte den Saft abzapft. Ähnliches findet man in Mikronesien, wo die Ponapesen sogar einen Branntwein aus Palmwein brannten. Die Branntweinpest europäischer Einführung hat sich unter dem Einfluß der Missionen auf den kleineren Inseln glücklicherweise weniger ausgebreitet als in Australien und Neuseeland.

Als gewöhnliches Getränk dient der Saft der Kokosnuß, der aus der hochgehaltenen Nuß in den Mund gegossen wird. Ebenso wird aus andern Gefäßen nicht getrunken, sondern gegossen. Ein Berühren der Nuß mit dem Munde gilt als unanständig.[1]

So, wie die Kava von Osten, greifen Tabak und Betel von Westen herein. Man kann Neuguinea und seine Nachbarschaft als die Brennpunkte beider bezeichnen. Beide gehen nebeneinander her, da sich der Tabak ungemein rasch, z. B. in wenigen Jahren über die Admiralitäts-Inseln und Neu-Mecklenburg, verbreitet hat: Ende der achtziger Jahre schnitt die Tabaksgrenze genau durch Normanby. Der Tabak wird nun auf allen größeren Gruppen pazifischer Inseln gebaut und ist an manchen Stellen schon verwildert. In Ost- und Südost-Neuguinea wird aus einem Stück Bambus geraucht, aus dessen kleiner Öffnung der hineingezogene Rauch der Tabaktüte langsam ausgeschlürft wird: Baubau heißt diese berauschende Methode. Auf den Inselgruppen Woodlark, Tobriand und Laughlan wollen die Eingeborenen schon vor dem Eintreffen der Europäer aus einem Rohre geraucht haben, das mit dem Rauch der Blätter eines Strauches gefüllt und dann, im Kreise herumgehend, leergesogen wurde. Irrtümlich hat man dies Rohr für eine Waffe angesehen. A. B. Meyer hebt als Eigentümlichkeit der stark rauchenden Papua hervor, daß sie, nachdem sie den Rauch aus Nase oder Mund ausgeblasen haben, durch den zugespitzten Mund mit Geräusch Luft einziehen, so daß er immer hören konnte, wenn ein Papua in seiner Nähe rauchte. Thonpfeifen werden schon längst an verschiedenen Stellen der Inselwelt hergestellt; die Maori haben sie aus Stein in derselben kunstreichen Weise (s. Abbildung, S. 68) zu schnitzen verstanden, wie ihre ureigensten Geräte. Der Betel geht bis Tikopia; weiter östlich ist er erst in neuester Zeit durch die auswandernden oder ausgeführten Arbeiter bis Fidschi verbreitet worden, findet sich aber noch nicht auf den Neuen Hebriden, den Banks- und Torres-Inseln. Wo er nicht zu erlangen ist, z. B. auf Isabel, gebraucht man eine würzige Rinde. Die West-Melanesier sind alle Betelkauer. So weit er vorkommt, sind die Zähne schwarz, und die Spuren des roten Speichels sprachen selbst im menschenleeren Finisterre-Gebirge vom Dasein Eingeborener. Betelnüsse sind Gastgeschenke. Sie benutzen die Arekanuß, das Pfefferblatt und den Kalk ganz wie die Malayen und tragen den Betelpfeffer in länglichen, verzierten Kürbissen, durch deren kleine Öffnung der lange, schmale Spatel eingeführt wird. Betelbüchse und Spatel gehören zu den mit größter Sorgfalt gearbeiteten Geräten der Neuguineer und ihrer Nachbarn. (S. Abbildungen, S. 230 u. 237.) Es ist eigentümlich, daß die Worte für diese Requisiten auf den Admiralitäts-Inseln weit abweichen von den malayischen Benennungen, während die der Yap-Insulaner, die zu den wenigen betelkauenden West-Mikronesiern gehören, an die der Admiralitäts-Inseln erinnern.

An das malayische Haus (s. Abbildung, S. 104) sich anschließend, ist das ozeanische Haus viereckig, am häufigsten rechteckig, lang und niedrig: ein langes Dach aus Palmblättern, Schilf, Zweigen, das oft einem umgestürzten Kahn oder einem länglichen Bienenkorbe gleicht. Sein First wird von hohen Pfählen getragen, während seine Seiten auf niederen Pfählen ruhen. Die Wände bestehen aus Rohr- oder Matteneinsätzen. Bei sorgfältig gebauten Häusern ist das Dach aus Sparren und runden Balken gebildet und mit Matten aus Bananenblättern bedeckt. Steinfundamente in Form von erhöhten Plattformen liegen größeren Häusern zu Grunde. In Polynesien und im östlichen Melanesien, im Osten und besonders auf Fidschi stehen die Häuser häufig auf 1—2 m hohen Erdhügeln. Je größer der Anspruch auf Ansehen, desto höher ist diese Grundlage. Bei der samoanischen Hütte ruht ein aus gebogenen runden Hölzern hergestelltes und mit Zuckerrohr oder Maisblättern gedecktes Dach auf einer Anzahl niedriger Pfosten, deren Zwischenräume durch Jalousien aus geflochtenen Palmblättern ausgefüllt werden. Auf den Freundschafts-Inseln weicht der Bauplan in besonderer Weise vom Rechteck ab, indem unter den kahnförmigen Dächern im

Querschnitt ein Fünfeck entsteht; ähnlich auf der Osterinsel. In Hawaii bedingt die veränderte Beschaffenheit des Rohmaterials eine Abweichung insofern, als unter Beibehaltung der Kahnform und des Unterbaues das Dach aus dicken Graslagen bis auf den Boden herabgeführt wird, so daß eigentliche Grashütten entstehen. Auf den melanesischen Inseln wird diese Form mit wenigen Ausnahmen festgehalten. Wir finden sie in Neuguinea, wo die Hütten ein längliches Viereck von 4—10 m Länge und 4—7 m Breite auf Pfählen bilden; im Salomon-Archipel, wo die durchschnittliche Länge der viereckigen Familienwohnstätten 15—22 m bei 12 m Breite beträgt, das vorspringende, auf Pfosten ruhende Dach mit Sago- oder Kokosblättern gedeckt ist und die 1 m hohen Seitenwände aus schwarzem und hellem Bambus in hübschen Mustern geflochten sind. Häufig sind vor den Eingängen der Schmalseiten Veranden angebracht, die dem ganzen Bauwerk etwas Zierliches geben; noch sorgsamere Arbeit verrät das aus dicht zusammengesteckten Blättern geformte Dach. Auch die fidschianischen Bauten sind teilweise auf diesen Rechteckstil zurückzuführen. Neben diesem, dessen Signatur das lange Firstdach ist, finden wir noch einen zweiten, dessen Grundform der Kreis oder das Oval, und dessen äußeres Kennzeichen das Kegeldach oder selbst die Bienenkorbform ist. Er ist hauptsächlich in Neuguinea, auf einigen Inselgruppen in der Torresstraße, auf Neukaledonien und den Admiralitäts-Inseln heimisch; auch auf Fidschi und den Salomonen. Das Ganze sieht oft nicht anders aus als ein Heuschober. Der Tempel ist von der Hütte nur in Größe und innerer Einrichtung verschieden. Ein Anlauf zu Verschönerung ist in der Anpflanzung einer brennendroten Dracäne neben den Hütten zu erkennen.



Neukaledanische (heilige?) Hütte, nach einem Modell; die Thürpfosten und der Dachaufsatz nach Originalen im Museum für Völkerkunde in Berlin ergänzt. Vgl. Text, S. 244.

Das polynesische Haus

erhebt sich nicht gern in die Höhe, sondern wächst, auch wenn es mehrere Hundert Fuß groß wird, nur in die Länge. Es gewinnt daher bei aller Zierlichkeit der Ausstattung nie etwas architektonisch Bedeutendes; und wenn es auch mit Sorgfalt und unter Zeremonien aufgerichtet wird, so ist es immer ein leichter und nicht dauerhafter Bau. Nur da, wo Steinfundament gelegt ward, sieht man Reste der Wohnstätten. Die Hawaiier gaben zwar ihre elenden Grashütten am spätesten auf, nachdem sie mit dem Christentum längst europäische Kleider und Geräte aufgenommen hatten; doch ihre Häuptlinge ließen sich schon vor 70 Jahren steinerne Häuser bauen. Das Verharren des polynesischen Hauses in niederen Formen erklärt die Wertschätzung des Daches: wenn in Kriegszeiten eine samoanische Dorfschaft einen Überfall befürchtet, hebt sie ihre kostbaren Dächer ab und bringt sie in Sicherheit. Reich ist das Dach des neukaledonischen Hauses mit Blätterbüscheln und Muscheln geschmückt (s. Abbildung, S. 243). Unter besonderen Verhältnissen erfuhr der polynesische Baustil die größten Variationen bei den Maori. Der Grundplan ist derselbe; aber das Haus hat feste Holzwände, nur eine kleine Thür und schmale Fenster in der nach Osten gerichteten Vorderfront, der Firstbalken trägt eine Vorhalle, und das Dach ist mit Binsen oder rauhem Gras gedeckt. Dieser einfache Typus kann wesentlich bereichert werden durch Schnitzereien, die in erster Linie den Hauptpfeiler (in Menschengestalt), dann auch die Träger der Vorhalle, den Giebel und manchmal jedes einzelne Holzteilchen im Inneren und Äußeren verzieren. In den rauheren Gegenden hat man halb unterirdische Winterwohnungen. Im Winter wird darin Feuer angemacht und, wenn die Kohlen verglüht sind, jede Öffnung luftdicht verschlossen, so daß oft bei — 10° C. außen die Temperatur des Innern über + 30° beträgt. Das trägt gewiß seinen Teil zu den Krankheitsursachen bei; denn außer der Ausdünstung der Menschen kommen Tabaksqualm und die Düfte trocknender Fische, der „Nationalgeruch“ der Neuseeländer, hinzu. Dagegen sind die Umgebungen der Hütten rein gehalten: ein Dorf machte in der guten Zeit der Maori immer den Eindruck der Ordnung und Wohlbehäbigkeit.


Dachzieraten und Hausstützen aus Neukaledonien. (Ethnographisches Museum, Wien.)

Da und dort hat man in Polynesien Steinbauten gefunden, die für Wohnstätten erklärt wurden. Die Höhlen in Steinhaufen auf der seltsamen Osterinsel sind vielleicht Zufluchtsstätten für den Fall des Krieges gewesen. Sie fehlten auch nicht auf anderen Inseln. Auf der Insel

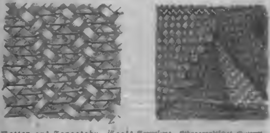


PFAHLDORF SOWEK AN DER NORDKÜSTE VON NEUGUINEA.

(Nach Raffray.)

...bel sind zur Aufnahme Flüchtiger auf der Höhe schwer zugänglicher Berge durch Palissaden ...e Dörfer angelegt, „Tei-Taihi“ genannt, die von der See aus den Eindruck kleiner Forts ...chen. Auf Hawaii waren die Gemarkungen der Dörfer in meterhohe Mauern eingeschlossen.

Ist es auch an und für sich für die Form des Hauses nebensächlich, ob es am Boden oder ... Pfählen, im Trockenen oder im Wasser steht, so ist doch der Pfahlbau in den melanesischen ...hnstatten in so ausgedehntem Maße durchgeführt wie nirgends und wird, auch ohne die häu... extreme Ausbildung, zu einem charakteristischen Zuge des Lebens und der Landschaft. Ob im Trockenen oder im Wasser, das Haus wird auf Pfähle gestellt. Von dem Dorfe Sowek an der Geelvink-Bai, wo ungefähr 30 Häuser auf Pfählen stehen, die miteinander durch Baumstämme, aber nicht mit dem Ufer verbunden waren (s. beigeheftete Tafel „Pfahldorf Sowek an der Nordküste von Neuguinea“), meint Raffray: „In der That ein vollkommenes Pfahldorf, ... es die Wissenschaft für die vorhistorischen Zeiten rekonstruiert hat.“ Ähnlich ruhen die sauberen Hütten in der Humboldt-Bai auf Pfählen 1 m über dem Wasserspiegel, sind aber untereinander durch Brücken verbunden. Das Dach steigt bis zu 12 m empor und ist steil-pyramidal ... bis achteckig. Auch die ... im Innern liegenden Häuser der Neuguineer sind nach gleichem Plane gebaut und ...chen, wenn auch im Trockenen, doch auf sehr hohen ...len, die mit ihren langen, ...n Stützen einen äußerst ...en Bautypus repräsentieren. ...ie Adlernester hängen sie, als ob sie von jedem Windstoße hinweggefegt werden müßten, ... hoch in der Luft, auf dünnen und schwanken, gekreuzten Stangen. Man besteigt diese ...ti...en Wohnungen auf schräg stehenden Baumstämmen mit stufenförmigen Abschnitten (s. Abbildung, S. 246).



Matten aus Tongatabu. (Cooks Sammlung, Ethnographisches Museum, Wien.) S. auch Abbildung S. 2...

...e Feindseligkeiten haben auf Neuguinea und den Salomon-Inseln eine eigne Baukunst ...gerufen. Zur Aufnahme von etwa 12 Personen bestimmte Hütten, „Vako“ genannt, sind ... dem Geäste gewaltiger Bäume in einer Höhe von 25—30 m angebracht. Der Stamm ist ...ler entbehrlichen Zweige beraubt und völlig glatt. Aus Lianen oder Bambus gefertigte ...ern, die emporgezogen werden können, dienen zum Besteigen dieser Baumhütten mit ihrem ... von Sch...nen und Speeren. Am Fuße eines jeden Baumes ist eine zweite Hütte errichtet, ... Aufenthalt bei Tage dient.

In der Größe der Bauten spricht sich eine soziale Beziehung aus. Sie sind klein, wo Eine ...ilie ein Haus bewohnt, wie in Polynesien, und werden um so größer, je mehr die Familien... an der alten Sitte des gemeinsamen Wohnens (s. Abbildung, S. 120) festhalten. Große ...er einzelner sind selten. Auf Fidschi, das großartige Häuser aufweist, waren vor der englischen ...sitzung die alten Gebräuche durch den Wohlstand der Häuptlingsaristokratie sehr gelockert; ... Salomon-Inseln schließen sich, auch was Größe anbelangt, am nächsten an die fidschianische ...ektur an. Die Neuen Hebriden stehen schon eine Stufe tiefer. Dort sind die Häuptlingshäuser, ...angreichen Versammlungs- und Fremdenhäuser mit Kanoeschuppen sorgfältig gebaut und ...nitzwerk, Malerei, Schädel verziert; geschätzten Schmuck bilden große Töpfe, verzierte ... Flechtereien und hier und da Gewehre. Auch auf Neuguinea sind die Gemeindehäuser,

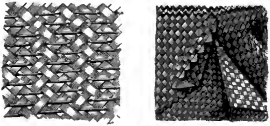


PFAHLDORF SOWEK AN DER NORDKÜSTE VON NEUGUINEA.

(Nach Raffray.)

Isabel sind zur Aufnahme Flüchtiger auf der Höhe schwer zugänglicher Berge durch Palissaden geschützte Dörfer angelegt, „Tei-Taihi" genannt, die von der See aus den Eindruck kleiner Forts machen. Auf Hawaii waren die Gemarkungen der Dörfer in meterhohe Mauern eingeschlossen.

Ist es auch an und für sich für die Form des Hauses nebensächlich, ob es am Boden oder auf Pfählen, im Trockenen oder im Wasser steht, so ist doch der Pfahlbau in den melanesischen Wohnstätten in so ausgedehntem Maße durchgeführt wie nirgends und wird, auch ohne die häufige extreme Ausbildung, zu einem charakteristischen Zuge des Lebens und der Landschaft. Ob im Trockenen oder im Wasser, das Haus wird auf Pfähle gestellt. Von dem Dorfe Sowek an der Geelvink-Bai, wo ungefähr 30 Häuser auf Pfählen stehen, die miteinander durch Baumstämme, aber nicht mit dem Ufer verbunden waren (s. beigeheftete Tafel „Pfahldorf Sowek an der Nordküste von Neuguinea"), meint Raffray: „In der That ein vollkommenes Pfahldorf, wie es die Wissenschaft für die vorhistorischen Zeiten rekonstruiert hat." Ähnlich ruhen die saubereren Hütten in der Humboldt-Bai auf Pfählen 1 m über dem Wasserspiegel, sind aber untereinander durch Brücken verbunden.


Matten aus Tongatabu. (Cooks Sammlung, Ethnographisches Museum, Wien.) S. auch Abbildung S. 223.

Das Dach steigt bis zu 12 m empor und ist steil-pyramidal sechs- bis achteckig. Auch die mehr im Innern liegenden Häuser der Neuguineer sind nach gleichem Plane gebaut und stehen, wenn auch im Trockenen, doch auf sehr hohen Pfählen, die mit ihren langen, schrägen Stützen einen äußerst originellen Bautypus repräsentieren. Wie Adlernester hängen sie, als ob sie von jedem Windstoße hinweggefegt werden müßten, 15 m hoch in der Luft, auf dünnen und schwanken, gekreuzten Stangen. Man besteigt diese luftigen Wohnungen auf schräg stehenden Baumstämmen mit stufenförmigen Abschnitten (s. Abbildung, S. 246).

Häufige Feindseligkeiten haben auf Neuguinea und den Salomon-Inseln eine eigne Baukunst hervorgerufen. Zur Aufnahme von etwa 12 Personen bestimmte Hütten, „Vako" genannt, sind in dem Geäste gewaltiger Bäume in einer Höhe von 25—30 m angebracht. Der Stamm ist unten aller entbehrlichen Zweige beraubt und völlig glatt. Aus Lianen oder Bambus gefertigte Leitern, die emporgezogen werden können, dienen zum Besteigen dieser Baumhütten mit ihrem Vorrat von Steinen und Speeren. Am Fuße eines jeden Baumes ist eine zweite Hütte errichtet, die zum Aufenthalt bei Tage dient.

In der Größe der Bauten spricht sich eine soziale Beziehung aus. Sie sind klein, wo Eine Familie ein Haus bewohnt, wie in Polynesien, und werden um so größer, je mehr die Familiengruppen an der alten Sitte des gemeinsamen Wohnens (s. Abbildung, S. 120) festhalten. Große Häuser einzelner sind selten. Auf Fidschi, das großartige Häuser aufweist, waren vor der englischen Besitzergreifung die alten Gebräuche durch den Wohlstand der Häuptlingsaristokratie sehr gelockert; die Salomon-Inseln schließen sich, auch was Größe anbelangt, am nächsten an die fidschianische Architektur an. Die Neuen Hebriden stehen schon eine Stufe tiefer. Dort sind die Häuptlingshäuser, die umfangreichen Versammlungs- und Fremdenhäuser und Kanoeschuppen sorgfältig gebaut und durch Schnitzwerk, Malerei, Schädel verziert; geschätzten Schmuck bilden große Töpfe, verzierte Näpfe, Flechtereien und hier und da Gewehre. Auch auf Neuguinea sind die Gemeindehäuser,

Marea genannt, ausgezeichnet vor den anderen. Sie finden sich selbst in den Pfahldörfern in kleinem Format. In Neuhannover und Neumecklenburg sind sie Häuser von mäßiger Größe, 4 m breit, 7—10 m lang; ähnlich in Neupommern, wo das wenig über die Außenwände hervortretende Dach von Palmenblättern an beiden Seiten eine Art Türmchen hat, auf dessen Spitze sich ein Rohrbüschel befindet. Am meisten treten in Mikronesien die Gesellschafts- oder Klubhäuser in den Vordergrund. Man unterscheidet allgemein zwei Arten von Häusern, die Familienhäuser oder Blais und die großen Häuser oder Bais auf Yap und Palau, Mancape auf den Gilbert-Inseln. Der Bau der großen Häuser ist als politische Sache den geheiligten Handwerkern anvertraut.



Ein Haus im Arfak-Dorfe Memiwa, Neuguinea. (Nach Raffray.) Vgl. Text, S. 245.

Es sind rechteckige Bauten, frei auf einem Steinfundament (Karolinen) oder Balkengerüst (Palau) stehend, dem der fein geglättete Fußboden unmittelbar aufliegt. Das Prinzip des Pfahlbaues ist hier aufs Trockene angewandt. Im Gegensatz zu der Sorgfalt, womit Fundament, Boden und Wände behandelt sind, erscheint das hohe und steile Dach vernachlässigt, wohl weil heftige Stürme häufig die Dächer abdecken. Das Gemeindehaus hat in der Regel sechs gleichartige Öffnungen von Wandhöhe und 1—1½ m Breite, die, gleichzeitig Thüren und Fenster, durch leichte Schirme aus Rohr oder Bambus geschlossen werden können.

Vorbauten tragen zum wohnlichen Charakter der Häuser bei; bei den Gesellschaftshäusern Neuguineas sind sie durch herabhängende Reihen von Blattfasern verhüllt. Die niedrige Thür ist oft eigens überdacht.

Im Innern der polynesischen Hütten werden Abteilungen hergestellt durch Flechtwerk und Matten, die man von Wand zu Wand spannt; in kleineren Häusern wird wenigstens eine Schlafstelle abgesondert. Die Schnitzereien an Sparren und Pfeilern, die Rohreinsätze oder Matten-

vorhänge der Wände, die von der Decke herabhängenden verschiedenfarbigen Stricke, womit die Balken gebunden werden, verleihen dem Innern der besseren Häuser einen heiteren, behaglichen Charakter. Der Boden ist mit Matten belegt. In der Nähe des Mittelpfeilers befindet sich eine Vertiefung, wo das Herdfeuer brennt. Dieser Mittelpfeiler ist der bevorzugte Ort, wo der Herr des Hauses und die Hauptfrau schlafen, wo Waffen und Geräte in geschmackvoller Anordnung aufgehängt werden. Weniger bequem ist die Einrichtung melanesischer Häuser, insonderheit der Pfahlbauten, deren Fußboden kaum armdicke und oft einen halben Meter voneinander getrennte Querbalken bilden, über deren Lücken man geschickt springen muß. In den eigentlichen Wohnräumen zu beiden Seiten des Korridors bilden dichtere Lagen von Bambusstäben den Flur. Fenster gibt es nicht, weil man glaubt, Gespenster kämen nicht durch Thüren, wohl aber durch Öffnungen im Dache. Mit einer Matte bedeckte Bretter bilden das Bett, ein Flechtwerk mit einer dicken Schicht Erde den Herd, lange und dicke Bambusrohre mit durchbrochenen Scheidewänden als Wasserbehälter, Säcke aus Matte, Wurfspieße, Bogen, Pfeile, Lanzen haben ihre bestimmten Stellen.



Ein Stuhl aus Dore, Neuguinea. (Christy Collection, London.) 1/7 wirkl. Größe.

Für Geräte gab es auf Tahiti eigne Ständer, ferner Laden, und ein über 3 m langes, kahnförmiges Gestell, worauf beim Mahle die Speisen gestellt wurden. In samoanischen Hütten steht heute auf dem Boden ein Kasten, worin Kleider und Kleinigkeiten aufbewahrt werden; bei Häuptlingen wohl noch eine Kommode; ähnliche Möbel haben auch anderwärts mit der Europäisierung ihren Einzug gehalten. In dem Hausgeräte der Tonganer fehlen nicht die Kopfschemel aus hartem „Speerholz“; die Samoaner bedienen sich als Kopfunterlage eines 1/2 m langen Stückes Bambus von Armstärke mit kurzen Füßen. Ein Stammstück dient auf Yap, auf den Marshall- und Salomon-Inseln und wohl auch auf anderen als Nackenstütze. Auf den Fidschi-Inseln ist daraus, wie auf Tonga, Samoa und Tahiti, ein echter Nackenschemel geworden. Nackenschemel von Yap tragen geschnitzte Gesichter an beiden Enden (s. Abbild., S. 248). Sitzmöbel sind europäische Einführung und haben sich nur in den Häuptlingshütten eingebürgert. Selbst in den christlichen Kirchen sitzen Männer und Frauen mit untergeschlagenen Beinen auf großen Matten.



Kopfschemel der Neukaledonier. (Ethnographisches Museum, Wien.)

Auch im Hausbau zeigt sich die künstlerische Anlage, die in den bis 12 m hohen Giebeln der tief herabragenden, oft nach der Mitte des Firstes zu eingebogenen und sorgfältig geflochtenen Dächer malerische Formen hinstellt. Die Wände aus Rohr, außen oft ganz vom Dach verdeckt, zeigen im Innern hübsche Muster. Wo drei Rohrlagen vorkommen, liegt die innere horizontal, und die Kreuzungen werden zu hübschen Mustern ausgebeutet. Ein „Meister schwieriger Muster" ist ein gesuchter Mann. Viel Mühe wird in Mikronesien auf den Schmuck der Gesellschaftshäuser verwendet: im Äußern Bemalung und Auslegung mit Muscheln, im Innern roter Ocker an den Wänden, der Fußboden mit Pflanzenlack gefirnißt. Hauptschmuck sind Umstrickungen der Rohrstäbe mit Schnüren sowie an Balken (s. obenstehende Abbildung) und Wänden angebrachte Schnitzereien in Bilderschrift von mythisch-historischer Bedeutung.



Geschnitzte und bemalte Dachbalken von Gemeindehäusern (Bais) von Ruk. (Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig.)



1) Kürbisflasche von den d'Entrecasteaux-Inseln (Ost-Neuguinea). 1/3 wirkl. Größe. 2) Kopfschemel aus Yap. 1/4 wirkl. Größe. (Sammlung Finsch im Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Auf die Art des Schmuckes in Schnitzereien und Malereien, vielleicht auf den ganzen Stil, übt die Beziehung zwischen Haus und Schiff einen merkwürdigen Einfluß: die Wände des Hauses werden gern aus den Borden älterer Fahrzeuge genommen und bauchen aus; das Dach ist schiffähnlich, das ganze Haus gleicht einem umgekippten Boot auf Stützen. Ahnenbilder am Giebel oder zur Seite des Hauses erinnern daran, wie das ganze Haus von der Grundlegung an geheiligt war. Kleine Grabmäler in der Nähe stellen Miniaturhäuser dar. Wenn man erwägt,

daß ein großes Haus nur durch Schnüre in sich selbst befestigt ruht, daß die 15 cm dicken Bretter und die massigen Balken mit Muschelbeilen behauen, fein geglättet, die Bretter des Fußbodens sogar poliert sind, daß die Löcher mit Bohrern aus Haifischzähnen gemacht werden, so hat man einen Begriff von der Masse der Arbeit, die in einem solchen Bau aufgewendet wird. Diese Werke sind beredte Zeugen der Höhe, die in der „Steinzeit“ Technik, Kunst und Behagen erreicht haben.

Eine kleine Anzahl Häuser, etwa 20—30, bilden ein Dorf an günstiger Stelle am Strande, mit Vorliebe an einer Flußmündung, wo süßes und Salzwasser nahe sind. Selten sind Dörfer tiefer im Innern, und dann auf Höhen. Am Ufer verstecken sie sich gern hinter einen Waldsaum. Die Lebensweise weist ja auf das Meer hinaus. In früheren Zeiten mag es anders gewesen sein: in den Bergen findet man überall Spuren verlassener Dorfschaften; aber die heutigen Bewohner wissen davon nichts. Vielleicht waren einst ihre Ansammlungen überhaupt größer; jetzt ist ein Dorf von mehr als 500 Einwohnern eine seltene Ausnahme. Diese Dörfer sind mannigfaltig belebt, oft idyllisch: jede Wohnstätte steht für sich allein, von Gärten und Feldern umgeben, oder im Schatten hoher Bäume. Häufig sind gepflasterte Straßen. Auf Yap sind sie 1—2 m breit mit Steinplatten gepflastert und erweitern sich in der Nähe der Klubhäuser zu einem gepflasterten Versammlungsplatz. Flache Steine sind als Sitze hier und an jedem alten Hause eingegraben. Von wohlangelegten Wegen und anderen öffentlichen Werken hören wir besonders auf Fidschi: hier ist von Bau zum Wainiki-Fluß sogar ein Kanal, Kelemusu genannt, durch das Delta geschnitten, um zu strategischen Zwecken die Passage zu kürzen. Neukaledonien zeigt Reste alter Wasserleitungen, und in Espiritu Santo sind noch heute die Dorfstraßen mit Kieseln ausgelegt und mit Wasserleitungen versehen. Ein leiser Hauch geschichtlichen Lebens umschwebt melancholisch diese Dörfer und die Einsamkeit der überflüssigen Ringwälle auf den Hügeln und der mannshohen Steinpyramiden in den Steinkreisen der Nangas (s. S. 149).

---

## 8. Familie und Staat der Ozeanier.

„In Rücksicht des Ranges genießt die Geburt ein besonderes Vorrecht, aber Armut macht keinen Menschen verächtlich.“
James Wilson.

Inhalt: Die Familie. Geburt. Weihen. Erziehung. Freien und Hochzeit. Stellung des Weibes. Die Ehe. Mutterrecht. Stammesgliederung. — Der Staat. Klassen und Stände. Aristokratischer Typus des öffentlichen Lebens. Der Fürst und die Edlen. Beschränkungen der Herrschergewalt. Hofzeremoniell. Kriegerischer Charakter. Kriegsursachen. Die kriegerischen Organisationen. Kampfesweise. Belagerungen. Seeschlachten. Friedensschluß. Das „Malo“. Hochhaltung der Gesetze. Tabu-Gesetze. Bestrafung der gegen die Tabu-Gesetze Verstoßenden. Aufhebung der Tabu-Gesetze.

Die Geburt erfolgt bei den polynesischen Völkern unter Anrufung der Götter durch den Gatten oder Vater, während die Mutter oder eine andere der Gebärenden Nahestehende des Amtes als Hebamme waltet. Zuerst wird der Familiengott angerufen; wenn aber die Wehen länger dauern, auch der Gott des Mannes oder der Mutter der Gebärenden. Schon während der Schwangerschaft waren Weihen vorangegangen. Während der Geburt selbst ruft man die Namen aller Götter nacheinander, und der Gott, der gerade gerufen wird, wann das Kind erscheint, wird als sein Schutzgott gehalten. Ähnlich warten auf Neuseeland die Tohunga nach der Besprengung auf Bewegungen des Kindes und wählen das damit zusammenfallende Wort ihrer Anrufung als Geheimnamen. Nach der Geburt ist die Hauptzeremonie das Abschneiden des Nabelstranges, das in Samoa beim Knaben auf einer Keule geschieht, um ihn mutig zu machen,

beim Mädchen auf einem der Bretter, die zum Tapaklopfen dienen, damit es eine fleißige Hausarbeiterin werde; in Fidschi wird er feierlich begraben. Wie in Neuseeland die Kinder acht Tage nach der Geburt unter Anrufung des Schutzgottes und unter Besprengung mit Wasser gereinigt



Eine Häuptlingsfrau aus Puapua, Samoa. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.)

und benannt werden, erteilen auch die Moriori unter Gesang der Priester und Wasserbegießung den Namen und pflanzen einen Maheubaum, damit das Kind gleich ihm wachse und blühe. Bei den Melanesiern herrschen einfachere Gebräuche. Sie bauen der Wöchnerin eine Hütte, ein Weib aus der Verwandtschaft säugt das Neugeborene. Enthaltungs- und Reinigungsgebräuche dehnen sich auch auf den Mann aus. Auf Fidschi und den Neuen Hebriden werden von beiden Gatten nach

der Geburt weder Fleischspeisen noch Fische gegessen, da sie das Kind krank machen könnten; ebensowenig darf der Vater nach der Geburt des ersten Kindes im Laufe eines Monats schwere Arbeit verrichten. Die ausgesprochene Couvade kommt in San Christoval — beim Vaterrecht — vor. Kindesmord ist weit verbreitet, Abtreibung wird ausgedehnt geübt; oft ist nur eine Beleidigung, oft auch Eitelkeit die Ursache: die Frau ist abgeneigt, früher als im dritten Jahr der Ehe Kinder zu haben. An einigen Orten der Salomonen und Neuen Hebriden werden sogar



Frauen von den Tonga-Inseln. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.)

alle Kinder getötet und durch gekaufte ersetzt. Ist das Kind ein Mädchen, so hat es überall da mehr Aussicht, am Leben zu bleiben, wo es bei Vererbung in der weiblichen Linie die Stammhalterin der Familie ist. Zwillingsgeburten werden nicht gerade als verderblich betrachtet, wenn man auch geneigt ist, Geisterhaftes darin zu sehen. Wenn die Kinder einmal am Leben gelassen sind, so wird mit Sorgfalt alles für sie vorgesehen. Nicht nur die Eltern, auch die Verwandten beschenken sie. Nach dem Tode der Eltern werden hinterlassene kleine Kinder von anderen adoptiert; sind sie älter, so werden die natürlichen Bande wie auch das Erbrecht in herkömmlicher Weise aufrecht erhalten.

Die Hauptabschnitte im Leben des Kindes erhalten religiöse Weihe. Oft näher als bei uns Christen begleiten die Götter den Menschen. Eine Woche oder zehn Tage nach der Geburt werden auf Saa und der Lepers-Insel Kinderbogen für den Knaben geopfert, der stark, Mattenfasern für das Mädchen, das fleißig werden soll. Indem dabei auch väterliche Verwandte hervortreten, wird in bedeutsamer Weise das sonst so eifersüchtig gehütete Mutterrecht durchbrochen. Wenn in Hawaii das Kind aus Noa, dem Mutterhause, beim Entwöhnen nach Mua, dem Vaterhause, gebracht wird und damit unter den Hapu (s. S. 257) fällt, opfert die Mutter ein Schwein vor dem Gott ihrer Familie; der Vater bringt Ava dar und betet um Heil für den neuen Sproß. Diese Weihe wiederholt sich in strengeren Formen und mit abhärtenden Gebräuchen beim Eintritt in das mannbare Alter. Dann unterrichtet unter allgemeinem Fasten des Stammes der Großvater, zwischen dessen Seele und der eines Enkels eine engere Verwandschaft angenommen wird, in besonderer Hütte die aus dem Schlafe geweckten erstgeborenen Enkel in den Geheimnissen der Überlieferungen, und die Tohunga des Stammes lehren den Anfang der Traditionen die, die sich dafür fähig zeigen, besonders Söhne von Ariki; sie bewohnen dabei im Wald ein Blätterhaus. Die Fasten werden durch Essen des Toia-Toiamarkes, um „die Geheimnisse zu stopfen", beendet, worauf die zweite Wasserbesprengung stattfindet. Nun ist der Jüngling zur Heirat fähig. Auch später findet noch eine Weihe statt, wenn der zum ersten Feldzug reife Jüngling unter Anrufung Tus und unter Ausschluß von Frauen und Knaben nackt am Fluß von dem Priester mit Wasser besprengt wird.

In der Erziehung ist die Familie von geringerem Einfluß als die Gemeinde oder der Stamm; man denke an die fürchterliche Ausdehnung des Kindesmordes in vorchristlicher Zeit, die diese forderten. Ihn begünstigte die leichte Lösbarkeit der Ehe und die übertriebene Anschauung von der Vererbung der Stellung des Vaters auf den Sohn: der erstgeborene Knabe wird bald nach der Geburt mit Namen und Würde des Vaters bekleidet und steht von da an über ihm. Solange der Knabe minderjährig ist, hat dies keine praktischen Folgen: der Vater übt alle Autorität im Namen seines Sohnes. Aber das Kind muß doch als Last empfunden werden; deshalb wollten die Arie oder Ehri Tahitis, diese Freiesten der Freien, keine Kinder anerkennen. Mehr noch tragen die in die Familie einschneidenden und sie zerschneidenden Verbände zur Entfremdung zwischen Eltern und Kindern bei, besonders die Adoption. Auf den Gilbert-Inseln wählen die Eltern den Adoptivvater oder die Adoptivmutter, die sich, wenn jene bemittelt sind, andrängen, noch ehe das Kind geboren ist. Es ist der Adoptivvater, der die in ein Pandanusblatt gewickelte Nabelschnur seines Adoptivenkels als Armband trägt, bis sie ins Meer versenkt wird; dann ist er es, der die Ehe vorbereitet, er, in dessen Haus das junge Paar wohnt. Auf diese Weise finden vollständige Verschiebungen innerhalb der Familien statt. In sittenlosen Gemeinschaften gibt ja allerdings die Adoption eine größere Sicherheit über die Herkunft der Kinder als die Anerkennung eigner, in zerrütteter Ehe erzeugter. Tief ist die Wirkung der Ungleichheit der Zahl der Geschlechter auf das Leben der Familien und die Vermehrung des Volkes. Als Gründe für die Minderzahl der Weiber werden angegeben der Mord weiblicher Kinder und die größere Sterblichkeit der erwachsenen Weiber durch frühes Mutterwerden, Überarbeitung, Entbehrung, durch Gewaltthätigkeit der Männer und Zügellosigkeit. Vielfach ist das Verhältnis ganz abnorm; es steigt bis zu 1 Weib auf 4—5 Männer in Hawaii.

Beschneidung findet in Melanesien gewöhnlich beim Erscheinen des Bartes statt. Der Jüngling verläßt von der Mannbarkeit an oder schon früher zur Nacht die elterliche Hütte und meidet Mutter und Schwestern, um im Gemeindehaus zu schlafen, das kein Weib zu anderer Zeit als bei Hochzeitsfeierlichkeiten betreten darf. Einfach sind die Weihen der mannbaren Mädchen. In Samoa sind sie bereits auf ein Geschenkfest reduziert. Das ganze Leben verläuft

anders, wo Mädchen schon mit der Geburt verlobt und von Jugend auf im Haus ihres Verlobten erzogen werden. Auf Isabel soll es sogar Sitte sein, daß die Mädchen bis zur geschlechtlichen Reife in der Familie des Bräutigams leben. Dann kommt auf Fidschi der Bräutigam, bietet ihren Eltern einige Walzähne zum Geschenk und erhält seine Frühverlobte zur Frau. Hier wie auf den Banks-Inseln wird mit großem Eifer darüber gewacht, daß er das Mädchen in jungfräulichem Zustand erhalte. Begeht sie einen Fehltritt, so wird sie hart bestraft, selbst ermordet; das gleiche Schicksal erfährt, wenn man ihn fassen kann, ihr Verführer. Schwer erklärt sich die Sitte der Salomon-Inseln, Neupommerns und Neumecklenburgs, die Mädchen, die die Pubertät erreicht haben, während einiger Monate in eignen kleinen Hütten einzusperren und nur alten Frauen den Zutritt zu gestatten.

Die Zeremonien des **Freiens** bewegen sich auf den bekannten Linien: für den Jüngling freien Verwandte oder Freunde, die symbolische Geschenke ins Brauthaus bringen: in Samoa Speisen, in Neupommern schwere Schnüre Geld, an Speeren getragen. Ihre Annahme bedeutet günstigen Bescheid. Dieses Freien richtet sich nicht an die Familie, sondern an den Stamm, dessen Haupt die letzte Entscheidung gibt. Bei der Hochzeit findet Austausch von Geschenken statt; ihre Festsetzung gibt oft Anlaß zu unzartem Schacher. Der Bräutigam schenkt einen Kahn, Waffen, Schweine, die Braut Matten und Rindenzeug. In Samoa versammelten sich zum Hochzeitsfeste beide Stämme auf dem öffentlichen Platz des Dorfes; die Braut, gefolgt von ihren Freundinnen und einigen reichgeölten, Blumen tragenden und in feine Matten gekleideten Gespielinnen, ging auf einem mattenbelegten Pfad bis zum Mittelpunkt, wo sie der Bräutigam sitzend erwartete, und nahm auf einer schneeweißen Matte ihm gegenüber Platz, während unter Gesängen die jungen Weiber die Hochzeitsgeschenke brachten. Zur Zeit, als die Keuschheit ihrer Töchter noch der Stolz der Häuptlinge war, folgte nun die Probe darauf, und reicher Beifall ertönte dem Häuptling und dem Stamm, wenn sich die Braut unbefleckt erwies. Freunde des Bräutigams führen die Braut in ihr zukünftiges Heim, wo sie mehrere Tage in Verborgenheit zubrachte. Da erst fünf oder sechs Monate später ein erneutes festliches Zusammentreffen und wiederholter Austausch von Geschenken die Heirat besiegelt, scheint die erste Feier nur provisorisch, die dazwischenliegenden Monate eine Probezeit zu sein. Auch in Melanesien kann der Geschenktausch den Weiberkauf nur notdürftig verhüllen. Söhne zahlen ihren Vätern den Brautpreis zurück, den diese vorstreckten; auf den Salomon-Inseln ist die Witwe der Willkür der Verwandten ihres verstorbenen Mannes ausgesetzt,



Eine alte Frau von den Tonga-Inseln. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.)

wenn nicht ihr Brautpreis zurückgezahlt wird. Er ist gar oft der einzige Grund, von leichter Lösung der Ehe abzustehen. Ausnahmsweise kommen in den besseren, wohlhabenden Klassen fortgeschrittener Stämme, wie der Fidschianer, Fälle von Neigungsheiraten vor. Anderseits deutet eine Anzahl von Zeremonien auf einstigen Weiberraub (s. S. 113). Daß sich Männer durch Raub ihre Frauen erwerben, kommt auch noch heute vor und der Raub kann durch Entschädigung der Verwandten gut gemacht werden, sofern es nur der Frau bei ihrem Manne gefällt; aber die Gefechte zwischen Freunden der Braut und des Bräutigams finden zum Schein auch dort statt, wo keine Spur von Zwang ist: ein leises Widerstreben der Braut gehört zum guten Ton.


Prinzessin Ruth von Hawaii. (Nach Photographie, im Besitz von Professor Max Buchner in München.)

In verschiedenen Teilen von West-Melanesien wird die Ehe mit Zeremonien gefeiert, die religiösen Charakter tragen. So in Dore und der Geelvink-Bai. Die Verlobten setzen sich vor einem Ahnenbild nieder, indem sie sich die Hand geben, und unter Ermahnungen und Segenswünschen der Anverwandten essen sie gemeinschaftlich Sago; ebenso reicht sie ihm Tabak, er ihr Betel. In der ersten Nacht müssen die Neuvermählten wachend nebeneinander sitzen, während die Verwandten ein großes Mahl feiern; danach führt der junge Ehemann seine Frau heim. In Neupommern wird das Paar mit der Milch einer Kokosnuß bespritzt, die über seinen Köpfen zerbrochen wird. Der Hochzeitsschmaus mit Musik und Tanz wird fast nirgends vergessen.

Häufig nimmt der Mann zwei Frauen, unter günstigen Wirtschaftsverhältnissen auch mehr. Bei armen Stämmen, wie den Motu, ist dagegen Monogamie allgemein; doch wird daraus bei der Leichtigkeit der Lösung leicht eine „Nacheinanderpolygamie": das Weib wird, wenn es ausgenutzt ist, abgelegt und vertauscht. Auf den Gilbert-Inseln kann ein Mann die Schwestern seiner Frau zur Ehe begehren und hat die Witwen seiner Brüder zu heiraten. Die Überzahl der Frauen bei den Naiabei in Neuguinea, ebenso wie die häufigere Überzahl der Männer greifen bestimmend mit ein. Durch die eigentümlichen Familiengliederungen scheinen Anklänge an Polyandrie nicht selten. Auf den Neuen Hebriden z. B. ist es bei der Witwenschaft eine Art Übereinkommen, daß zwei Witwer mit einer Witwe leben; beiden gehören auch die Kinder. Die Weiberarmut hat noch jüngst in den Arbeiterdörfern Fidschis ähnliches hervorgerufen. Man wird hier an die Beschränkung der Heiratsgelegenheit durch das Veve- oder Veitasystem (s. S. 258) erinnert. Auf Neupommern und Neulauenburg werden die

Witwen als gemeinsamer Besitz von allen Männern beansprucht. Der Wiederverheiratung eines Witwers aber widersetzen sich alle weiblichen Verwandten der verstorbenen Frau, zuerst im Scherz, wobei sich die Männer fernzuhalten haben, da ihnen alles mögliche Üble zugefügt wird, und dann im Ernst, indem sie Haus, Habe und Feld des Neuvermählten, soweit sie können, zerstören.

Die Ausartung der Männergesellschaft neben der Prostitution, wie wir sie in Tahiti (s. S. 115) oder Palau finden, war in den einfacheren Verhältnissen der meisten melanesischen Inseln unbekannt. Überhaupt ist vielfach der Stand der geschlechtlichen **Sittlichkeit** in Melanesien höher als in Mikronesien. **Finsch** sagt von Neupommern: „Die musterhafte Keuschheit und das anständige Betragen der Frauen und Mädchen fällt dem aus Mikronesien kommenden Reisenden besonders wohlthuend auf und scheint sich kaum mit der allgemeinen Nacktheit zu vertragen.“ Auf einigen Inseln, z. B. Florida, unterhielt der Häuptling öffentliche Frauen, deren Ersparnisse ihm zuflossen; aber auf anderen war jede Art von Prostitution unbekannt. Ehebruch wurde auf vielen Inseln mit dem Tode bestraft, später mit Geld. Eifersucht ist eine Hauptursache öffentlicher und privater Streitigkeiten. Aber zu gewissen Zeiten lockert eine alte Sitte jedes Band: bei dem Nangafest auf Fidschi wird thatsächlich jedes Weib das Opfer dessen, der sie im Wettlauf ergreift, und mit Willen; zugleich fallen alle Tabuierungen der Nahrungsmittel weg, so daß „es an Weibern und Schweinen kein Eigentum mehr gab“.



Frauen von der Karolinen-Insel Ponapé. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.)

Wenn es auf die Verteilung der Arbeit ankäme, so wäre die **Stellung der Frau**, besonders im polynesischen Gebiete, höher als bei vielen anderen Völkern. Wo die Arbeit selbst höher geschätzt wird, ist auch ihre Verteilung unter die Geschlechter gerechter. In Tonga lag fast alle Arbeit, selbst das Kochen, den Männern ob, und die Frauen verfertigten nur zur Unterhaltung die Tapa im Kreise der Nachbarn, wobei sie durch das Taktschlagen der Männer begleitet wurden; ähnlich in Hawaii. Feldbau treiben beide gemeinsam, Fischfang dagegen ist wieder Sache der Männer, wiewohl sich auch die Frauen daran beteiligen: im Tauchen nach Muscheln. Bei ärmeren Stämmen wächst die Last des Weibes, bei wandernden wird es Tragtier. In Neuseeland war sonst die Stellung der Frauen höher. Sie war nicht von der Beratung der öffentlichen

Angelegenheiten, nicht von den Kriegsräten ausgeschlossen; selbst in den Kampf ging sie mit. Mann und Weib aßen gemeinschaftlich, die Mutter fand bei den Kindern denselben Gehorsam wie der Vater; nur das Elend einzelner Stämme schuf Ausnahmen. Die Geltung des Mutterrechts ändert nichts an dem allen; denn folgen auch die Kinder der Mutter, so ist doch der Vater das Haupt der Familie, und die angeheiratete Frau gehört nicht zu „seiner Seite des Hauses", sondern bleibt „an der Thür". Wie in den Dingen des täglichen Lebens, so liegen auch auf höheren Stufen zwei Auffassungen von der Stellung der Frau im Streit: die höhere finden wir auch hier bei einigen Gruppen der Polynesier. Aber auch auf den melanesischen Inseln begegnen wir beiden oft nicht weit auseinander: die Frauen erscheinen freier auf den nördlichen Neuen Hebriden als auf den südlichen, aus einigen Teilen Neuguineas wird ihre Stellung in der Familie als sehr geachtet geschildert. Die Auffassung, daß sie verunreinigend wirke, schließt sie aber auch in Polynesien von der engeren Gemeinsamkeit mit dem Manne beim Mahl, bei den gottesdienstlichen Handlungen und den Festen aus. Auf Tahiti haben Männer und Weiber zweierlei Priester; auf anderen Inseln haben die Weiber gar keine, selbst das Leben im Jenseits an der Seite der Männer ist ihnen versagt. In Melanesien darf kein Weib die tempelartigen Männer- und Bootshäuser betreten. Und doch schrieben dann wieder die Maori der ältesten Frau des Stammes eine Sehergabe zu, und auf Tonga gab es Priesterinnen, die beim Avatrinken besessen weissagten. In Mikronesien ist die soziale Stellung in zweifelloser Weise erhöht. Hier verstößt es gegen die Sitte, wenn ein Ehemann seine Frau schlägt oder mit Worten öffentlich beleidigt. Wenn auf Palau die Beleidigte eine Ajbitfrau ist, so ist die Geldstrafe gleich der auf Tötung gesetzten; kann sie nicht bezahlt werden, muß der Beleidiger fliehen. Die größte Beleidigung für einen Ehemann ist ein übles Wort über seine Frau; niemand darf öffentlich den Namen der Frau eines anderen nennen. Der sozialen Gliederung der Männer entsprechend besteht hier eine fast parallel damit gehende bei den Weibern. Gleichwie der Häuptling der Männer von Palau aus dem Familiensitz Ajbit stammen muß, so ist die Königin der Frauen die älteste dieser Familie. Ihr stehen eine Anzahl Frauenhäuptlinge zur Seite, mit denen sie die Ordnung unter den Frauen überwacht, Gericht hält und urteilt, ohne daß sich die Männer einmischen dürfen. So sind auch die Weiber in Bünde, Klöbbergöll, geteilt. Fehlen ihnen die wichtigen Attribute der Männervereinigungen: gemeinsame Arbeit und Teilnahme am Krieg und gemeinsames Wohnen in den Bais, so haben sie dafür das Recht von Steuern bei Festen und beim Tode des Kriegskönigs. Zu ihren Pflichten gehört der Schmuck der Feste, die Tänze dabei nicht zu vergessen, wovon die Männer offen zugeben, daß nur die Weiber ihren Sinn erklären können. Von dem Badeplatz der Weiber werden die Männer streng ferngehalten; doch gerade deshalb werden diese Orte gern zu verliebten Zusammenkünften gewählt. In diesem Fall steht der Mann unter dem Schutz seiner Geliebten und ihrer Freundinnen. Was diesen in so verschiedenen Gebieten zur Geltung kommenden Tendenzen auf Höherstellung der Frau, der ja das noch weitverbreitete Mutterrecht zu Hilfe kommt, den gesunden Boden der Weiterentwickelung entzieht, ist die bis zur Zersetzung der Gesellschaft fortgeschrittene Lockerung der Ehebande.

Das Band der Ehe zeigt sich als eins der schwächsten im ganzen Leben der Polynesier. Kleine Gründe genügen, es zu lösen; beide Teile nehmen es leicht damit. Das geht bis zur einfachen Knechtschaft des Weibes, wo es ohne weiteres als Eigentum des Mannes behandelt wird; wenn sich Europäer in Polynesien der Gunst eingeborener Weiber versichern wollen, müssen sie erst deren Männern ein Geschenk geben, worauf diese ihre Frauen nötigenfalls mit Zwang den Fremden überliefern. Auf Hawaii bestand durch Zufügung eines Cicisbeo, Punula genannt, eine Art beginnender Vielmännerei. So konnten sich auf Tahiti die Buhlerinnen Tedua nennen, was auch der Titel der Frauen königlichen Stammes war. Vielfach erscheint als Hauptzweck der

Ehe nicht einmal die Erzeugung von Nachkommenschaft, sondern die Bequemlichkeit des Mannes, höchstens noch der Schutz der Frau oder eine Geldfrage. Außerdem kommen, wenigstens in den höheren Klassen, außer dem Zwang der Exogamie, politische Zwecke stark in Betracht. Zu den Schädigungen der Ehe gehört die Ansicht, daß es nicht passend sei, vor der Welt zu zeigen, daß die Ehefrau in vertrautem Verhältnis zu ihrem Mann stehe. Nie lassen sich Männer mit ihren rechtmäßigen Frauen auf der Straße sehen, wohl aber mit den Geliebten. Wenn ein Fremder im Hause weilt, entfernt sich die Frau. Bis auf die Kinderzahl, die man möglichst niedrig zu halten sucht, erstreckt sich dieser zerrüttende Einfluß. Ein großer Teil dieser Zersetzung der Ehe entspringt der Stammesorganisation mit ihren Männervereinigungen. Dazu gehört notwendig die Ausschließung der Familien, und wenn auch die Familie daneben besteht, wird ihr Boden doch davon durchlöchert. Je entwickelter das System der Männerhäuser ist, desto schwächer sind die Bande der Familie. Hat ein Mädchen mit zehn oder zwölf Jahren noch keinen Mann gefunden, so geht es als Armengol, Dirne, in ein Bai und wird die Geliebte eines Mannes, der sie ernährt. Bis sie einen Ehemann gefunden, was auf dem Wege einfacher Verständigung geschieht, kann sie von einem Bai zum anderen gehen. Oft führt die Gegnerschaft der Interessen der Frauen und der Dirnen zu Zwistigkeiten; daher werden für die Geliebten auch eigne Hütten, wohin sie sich zur Reinigung zurückziehen, in der Nähe gebaut. Nichts zeigt aber deutlicher die Durchbrechung der natürlichsten Schranken durch die Übermacht sozialer Organisation als die Thatsache, daß sich die verheirateten Frauen nicht weigern, die Dirnen des Bai zu ernähren. Es liegt darin die schon in der Brautwerbung ausgesprochene Unterordnung der Interessen der Familie unter die des Stammes. Schon das äußere Leben der Familie ist nicht Familien-, sondern Dorf- und Stammesleben. Die Polynesier sind gesellig, aber ihre Geselligkeit ist vorwiegend die der Männer untereinander. Das häusliche Glück bleibt davon nicht unberührt. Die Neger sind hierin doch vielfach besser als die Polynesier.

Aus der zweiteiligen Organisation der exogamischen Gesellschaft in Hapus oder Beves heraus verzweigt sich durch die Familien eine Fülle von Hemmungen, Verboten, Bedrohlichkeiten, die das Leben dieser Völker tief beeinflussen. Das Band, das sich um alle Weiber und alle Männer zweier verschiedener „Seiten" schlingt, ist fester als das Eheband. Verletzungen werden hart bestraft und sind selten. Geschlechtlicher Verkehr zwischen Leuten „von uns" steht auf einer Linie mit Blutschande. Sogar auf Neugeborene erstreckt sich das harte Gesetz: Zwillinge verschiedenen Geschlechts fallen ihm zum Opfer. Das Verhältnis zu den Schwiegereltern ist eigenartig beengt. Der Mann spricht den Namen seines Schwiegervaters niemals aus, vermeidet es, über dessen Haupte befindliche Gegenstände herabzunehmen oder über seine Beine zu steigen. Die Schwiegermutter wird möglichst gemieden, wie sie selbst es meidet, den Schwiegersohn anzusehen; nur gegenseitige Unterhaltung aus Entfernung bei abgewandten Gesichtern ist erlaubt. Begegnet man sich zufällig, so geht man sich aus dem Wege. Schwiegermutter und Schwiegersohn, oft selbst Bruder und Schwester meiden es, gegenseitig in ihre Fußstapfen zu treten. Ist eins am Strande gegangen, geht das andere erst, wenn die Welle die Spuren verwischt hat. Das Verhältnis zum Schwager ist ähnlich dem zum Schwiegervater; nie wird sein Name genannt, ebensowenig der der Schwiegertöchter oder -Söhne, doch ist die gegenseitige Unterhaltung nicht verboten. Auf Lepers-Eiland wie auf Fidschi dürfen selbst Bruder und Schwester nicht miteinander reden. Was Wunder, wenn das häusliche Leben der melanesischen Familien von Mißtrauen, Argwohn und Scheu beherrscht ist? Noch anderes strebt dahin, das Familienleben zu lockern. Weiber trennen sich in der Schwangerschaft von ihren Männern; der Kindesmord, die Vielweiberei, die Adoptionen wirken verderblich. Die Volksweisheit Fidschis nennt den Haß des Weibes gegen seinen Gatten gewöhnlich, den Haß des Gatten gegen die Gattin seltener, am seltensten den Haß eines Weibes gegen

den Mann, von dem es ein Kind hatte, ehe es verheiratet war. Oberflächliche Freundlichkeit ist gewöhnlich; tiefer gehende Gefühle kennen nur wenige. Nur Ein natürliches Gefühl lebt auch hier kräftig und durchbricht oft genug die Schranken: die Mutterliebe. Und auch dieses knickt in Fidschi früh schon die üble Erziehung der Knaben: der Vater lehrt sie, die Mutter zu schlagen, damit sie nicht von einem Weibe bezwungene Feiglinge seien.

Die Geschlossenheit einer Stammesgruppe durch die Ausschließung oder Unterordnung der Fremdheirat hat zwar politisch ihre Bedeutung, auf die Familie wird sie nie günstig gewirkt haben. Wo sich die Muttergenossenschaften in einfacheren Verhältnissen klar auseinanderhalten können, gründen sie sich auf eine Zweiteilung des Volkes, wie bei der Exogamie. Typisch dafür ist das Hapusystem der Maori, das Vevesystem der Ostmelanesier. Hapu bedeutet Gebärmutter in dem Sinne, daß sie die Familien in sich trägt. Jeder Hapu hat seinen Schutzgott, der als ein Bündel Rohre beschrieben wird; er bebaut das Land gemeinsam, verschwägert sich und erbt nach Mutterrecht. Der Älteste repräsentiert streng seine Rechte, besonders für den Fall einer Verteilung oder Abtrennung des Landes. Ungeachtet der Hapu wieder in Whanau oder Familien zerfällt, nennen sich doch alle Glieder Verwandte ihres Häuptlings und tragen einen gemeinsamen Namen, der sich angeblich von dem ältesten Vorfahren herleitet. Die Hapu-Gliederungen sind schon wegen der Verschwägerung der Hapu untereinander und wegen des Mutterrechts nicht der Dorfeinteilung parallel: in demselben Dorfe, Pah, finden sich gewöhnlich mehrere Hapu zusammen, während wieder derselbe Hapu in verschiedene Pah verteilt sein kann. Eine andere Einteilung, Iwi, umfaßte bei den Maori alle, die in demselben Boote angekommen waren; der Name bedeutet „Knochen“, und so ist eine tiefere Begründung, ähnlich dem Hapu, nicht ausgeschlossen. Dasselbe wie Hapu bedeuten in Melanesien die „eine Seite des Hauses“, die zwei Veve („Mutter“), in die der ganze Stamm zerfällt, und die „Wurzel“, Veita, auf Fidschi. Immer gehören die Kinder zur Familie der Mutter; die Kinder der Schwester sind die nächsten Verwandten des Mannes, sie setzen seine Familie fort. Ein Mann muß stets eine Angehörige der anderen Gruppe heiraten. Ferner gliedern sich die zwei Familien wieder in je vier Zweige und diese wieder in mehrere Unterabteilungen. Alle, die den gemeinsamen Namen tragen, betrachten sich als Blutsverwandte, deren Vermischung als Blutschande gilt. Dieses Band hält oft allein zusammen und gewinnt dadurch politische Bedeutung. Wie überall, besitzen auch hier die exogamischen Gruppen Kennzeichen, Geschlechtswappen könnte man sie nennen; vorwiegend sind es Tiere oder Pflanzen, mit denen sie in engem Zusammenhang zu stehen glauben (s. S. 118). Das Symbol trägt den Namen Tamanin oder Ponto, Gleichheit bei den Melanesiern, Atua bei den Polynesiern, die es sowohl in der Tättowierung wie in den Ornamenten ihrer Waffen (s. Abbild., S. 197) tragen. Auch tote Dinge, wie Ruder, Netz, Wedel, gehören zu diesen angeblich von den Göttern gebotenen Zeichen, worin etwas Schützendes in feierlichen Tänzen verehrt wird. Jagd- und Speiseverbote schließen sich an. Daß ähnliche Beziehungen noch immer neu entstehen können, beweist das plötzliche Aufhören alles Pflanzens von Bananen auf Ulawa, weil ein einflußreicher Mann vor seinem Tode geäußert hatte, er werde in der Banane sein.



Ein Fliegenwedel von den Gesellschafts-Inseln. (Christy Collection, London.) 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 269.

Die Aufopferung der Familie, gleichsam als einer vorübergehenden Erscheinung an der Oberfläche des unveränderlichen Stammes, tritt am schärfsten in der Ordnung des **Eigentums** und der **Vererbung** hervor. Der Mann darf nichts von dem Eigentume seiner Frau nehmen; diese behält, wenn er stirbt, nur das, was er ihr geschenkt, der Bruder des Verstorbenen ist der rechtmäßige Erbe; sie verliert in der Ehe nur ihren Namen. In der **Erbfolge gilt das Recht der weiblichen Linie.** Das Recht der männlichen Linie hat sich aber da und dort bereits geltend machen wollen oder schon größere Geltung erlangt. Besitz und Rang werden von der Mutter erteilt: die männlichen Kinder der Schwester des Königs folgen auf dem Throne. In den Häuptlingsfamilien Tongas kam daher der älteren Schwester oder Tante ein hoher Rang, in der regierenden Familie sogar ein höherer als dem Tuitonga selbst zu. In Fidschi folgten die Brüder und erst, wenn diese fehlten, der Sohn. Keine angeheiratete Fürstin konnte diesen Rang erreichen. So ist auch auf Palau die Frau des Königs nie eine Königin der Frauen, denn Heiraten in derselben Familie sind verboten, die Titel der Frauen aber wie bei den Männern an die ältesten gebunden. Um also ein Ineinandergreifen der beiden Herrschaftssphären zu vermeiden, darf der Häuptling keine Häuptlingstochter heiraten.



Ein Fliegenwedel und Häuptlingszeichen von den Gesellschafts-Inseln. (Christy Collection, London.) 1/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 269.

Die Kinder erben die Heimat ihrer Mutter: daher oft wahrhaft chaotische Verwickelungen. Die Verwandtschaft in der Mutterlinie, worauf die **Familienstämme** beruhen, verschmilzt mit dem Atuasystem, indem alle die angeblichen Söhne einer Mutter einander nicht schädigen, aber sich auch nicht vermischen dürfen; es ist ja eine Gabe der Götter. **Kubary** schildert von Palau solche wunderliche Verhältnisse: „Der König von Molegojok, des Landes, dessen Erbfeind Korror ist, ist ein Eingeborener von Aremolunguj, der von Korror stammt von Molegojok; beide bekämpfen ihre eigne Heimat. Ngogor, der wichtigste Häuptling von Korror, ist der Sohn eines Eingeborenen von Ngiwal; Karaj, der Premier von Angarard, und Iraklaj, der König von Molegojok, sind alle vier Geschwisterkinder, und doch geteilt in vier politische Lager."

Die **Volksklassen** sind bei den **Polynesiern** durch die Anwendung des Tabu gegliedert wie in dem schroffest durchgeführten Kastensystem. Sie zerfallen in solche, die Anteil am Göttlichen haben, und in davon völlig Ausgeschlossene. Das aristokratische Prinzip ist selten so auf

die Spitze getrieben worden wie hier, wo eine harte Seelenlehre selbst über den Tod hinaus unerbittlich bleibt. In Tonga gilt den eingewanderten Edlen gegenüber das eingeborene Volk als seelenlos nach dem Tode, während diese aus dem Jenseits zurückkehren und ihresgleichen zu Priestern begeistern, so daß der Zusammenhang der tabuierten Klasse mit den Göttern nie unterbrochen wird. Die Grenze zwischen diesen beiden Klassen ist nicht überall gleich. Doch geht die Scheidung in Häuptlinge, Freie und Sklaven durch ganz Polynesien. Auf den Markesas begreift die Klasse der Nichttabuierten alle Frauen, ihre männliche Bedienung sowie die Sänger und Tänzer; auf Rapa waren sogar alle Männer heilig und mußten durch die Frauen gefüttert werden. Der größte Teil der Vornehmen ist durch Bande der Verwandtschaft verknüpft, die durch Kenner der Genealogie, unterstützt durch Geschlechtsstäbe, im Gedächtnis bewahrt wird. Diese Erinnerung ist weit gegangen: bei der Einweihung des Königshauses auf Hawaii wurden nur solche zugelassen, die sich bis zum zehnten Geschlecht mit dem Fürsten verwandt erwiesen. Der Adel erhält reale Bedeutung durch hohe Staatsämter. Es gibt Oligarchien, in denen sich die kleinen Häuptlinge in niedrigeren Diensten als diplomatische Boten, Vermittler der „flüsternden" Ratsverhandlungen und dergleichen an der Regierung beteiligen. Die mit niederen Frauen von den Häuptlingen unter den Ehri geborenen Kinder wurden getötet. Doch sind für Männer die Schranken nicht völlig unübersteiglich; denn in Tonga werden geschickte Handwerker aus dem Volke als Tahuna zum tabuierten Range erhoben. Und öffentlich zeigt sich ein Zusammenleben in behaglichen Formen. Die Ständescheidung kennt auch in Mikronesien Adlige, Freie und Sklaven. Die einflußreichsten sind die ersteren mit den Priestern, die zahlreichsten die Freien; beide fallen oft zusammen oder scheiden sich wieder in bestimmte Klassen. Da indessen manchmal Besitz höheren Rang als Geburt zu verleihen vermag, gibt es Adlige, die sich als Eigentümer eines Distrikts zu Kleinkönigen erheben. Wo sich eine Bevölkerung von 3500 Köpfen in 10 Stämme und 16 Staaten teilt, wie auf den Mortlock-Inseln, ist natürlich der Weg vom Häuptling zum Adligen ebenso kurz wie von der Despotie zur Oligarchie.



Ein Fliegenwedel und Häuptlingszeichen von den Palau-Inseln. (Britisches Museum, London.) 1/8 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 269.

Im östlichen Melanesien entsprechen die Stände der polynesischen Sonderung. In Fidschi finden wir auch die tonganische Einteilung nach Beschäftigungen. Es gibt hier einzelne „Stämme", die ein bestimmtes Gewerbe treiben: Schiffer, Fischer und Zimmerleute. Es finden sich sogar eigne Dörfer für Krieger, Fischer, Zimmerleute, Ärzte, Haarkünstler, Töpfer. Die verachtetste aller Klassen sind die Köche. Selbst auf Neuguinea ist jedes Dorf der Motu in einer Industrie ausgezeichnet, eins durch feine Weiberkleider, ein anderes durch Muschelschmuck, andere durch Töpferei oder den Anbau der Kokospalme. Über den Bestand der Sklaverei in diesen Gebieten kann man Zweifel hegen. Sie ist immer leichthin angenommen worden. Im Westen, wo die schwachen politischen Gebilde Kriegführung im großen nicht ermöglichen, fehlt die Sklaverei vielfach; wir begegnen ihr aber auf den Salomon-Inseln zugleich mit einer kräftigeren Entwickelung der Häuptlingsmacht. In großer Ausdehnung herrschte sie auf Fidschi, wo sogar siegreiche Sklavenaufstände vorkamen.

Einen wesentlichen Teil des Staates, wenn nicht seinen Kern, haben wir in Gesellschaften zu suchen, die den größten Teil der durch gemeinsame Interessen oder geheimbünd-

lerische Gebräuche zusammengehaltenen Freien umschließen. Mit ihrem geheimen Einfluß und ihren öffentlichen Festvereinigungen sind sie einer der bezeichnendsten Züge im Leben dieser Völker, besonders der Melanesier. Ihre Zwecke sind teils politischer, teils wirtschaftlicher Art, und das religiöse Gewand ist oft dicht, oft auch recht fadenscheinig. Auf den Banks-Inseln und den Neuen Hebriden treten geradezu an die Stelle der Häuptlinge Glieder der Bünde Supwe oder Suque. Ihre Bedeutung steht in umgekehrtem Verhältnis zur Stärke des Staatswesens. Der Einfluß, den ein jeder ausübt, richtet sich dabei nach seiner Rangklasse. Die obersten bestimmen, wer (für Geld) in eine andere Klasse steigen, wer ausgeschlossen werden soll 2c., und sind so im Wesen von den Häuptlingen um so weniger verschieden, als auch auf anderen Inseln die Häuptlingschaft häufig auf Wahl beruht und durch einen Rat der Ältesten beschränkt ist. Im Märchen ersteigt hier der vom Glück begünstigte arme Waisenknabe, der sonst die Königstochter freit, die höchste Stufe im Suque. So kommt auf verschiedenen Wegen ein mächtiger aristokratischer Zug zur Geltung. Die bekannteste Gesellschaft dieser Art waren die Ehri (Areoi) Tahitis, die einen auf göttliche Stiftung zurückgeführten Bund bildeten. Zwölf Großmeister standen an der Sitze der zwölf Rangklassen, die sich nach der Tättowierung in sieben Graden unterscheiden; alle verband eine enge Kameradschaft. Sie müssen als Krieger im Cölibat leben und, wenn sie Kinder haben, diese töten; ihr Land wird von Sklaven besorgt. Die ersten Europäer fanden schon den Bund entartet: er zog wie eine Schauspielerbande umher, ein Beispiel niedriger Sittenlosigkeit. In festgefügte Gesellschaften zerfällt jedes mikronesische Volk. Im Adel nimmt dies den Charakter der Gefolgschaft an; gelegentlich läßt sie einen Zusammenhang mit der Erbschaft in weiblicher Linie erkennen. So gehören auf den Ralik-Inseln die herrschenden Häuptlinge zu einem Clan, ihre Söhne zu einem anderen; der Häuptling muß in den Clan seiner Söhne heiraten, und die Abstammung wird nach der Mutter gerechnet. Die mikronesischen Bais der Freien und der Hörigen erscheinen zugleich als Phalansterien zum Zwecke der Organisation der Arbeit. Man hat sie mit Regimentern und die Verpflichtung zum Eintritt mit allgemeiner Wehrpflicht verglichen. Alle Knaben müssen vom fünften oder sechsten Jahre an eintreten; eine Vereinigung umfaßt aber immer nur 35—40 wesentlich gleichalterige Individuen, so daß ein älterer Mann drei oder vier Bais angehört. Steigt jemand in eine höhere Rangstufe, so muß er jedem Angehörigen eine Summe zahlen. Unter den Frauen besteht auch eine Verbindung; ein eignes Haus besitzen sie jedoch nicht. Auch diese Einrichtung findet sich in ähnlicher Form in Melanesien wieder. Ihre ursprünglicheren Formen finden wir im Westen: Neupommern hat seinen Duk-Duk, Neuguinea und Neukaledonien etwas Verwandtes 2c. Überall ist etwas Gespensterhaftes mit dabei; es liegt schon in den Namen. Die Vermummungen sollen Geister



Ein Ruder und Häuptlingszeichen aus Neuseeland. (Christy Collection, London.) 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 269.

darstellen, und die seltsamen Rufe aus streng abgeschlossenen heiligen Orten wirken furchterregend. Von dem zuletzt sozial und öffentlich gewordenen Suqne hieß es früher, er sichere den Seinen ein Leben an einem schönen Orte, während die Seelen der Nichtmitglieder wie fliegende Hunde an den Bäumen hängen blieben. Die Eingeweihten lernen weiter nichts als Tänze und Gesänge und wie sie sich zu maskieren und zu betragen haben. Obscönes scheint weniger in diesen Konventikeln vorzukommen, als die Gerüchte murmelten. Ausgeschlossen sind Weiber und Kinder; nur in die fidschianischen Nanga sind natürlich Weiber zugelassen. In dem Tamata der Banks-Inseln hatte sich das entwickelt, was wir „ein reges Vereinsleben" nennen würden. Früher war der Beitritt an harte, mit körperlichen Schmerzen verbundene Proben geknüpft; jetzt scheint alles viel milder und heiterer geworden zu sein. Im neupommerschen Duk-Duk hat ein Geheimbund den Charakter einer Feme angenommen und übte zuletzt einen wahren Terrorismus aus mit Erpressung und Hinrichtung.



Ein Häuptling von der Mortlock-Insel Tae. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.)

Unter den von dem zweizeiligen System der Hapu, Veve, Kema ꝛc. unabhängigen und ihm entgegenwirkenden Gestaltungen steht die Familie obenan. In Mikronesien erkennt sie als gemeinsamen Mittelpunkt aller noch so weit zerstreuten Glieder ein Haupt an, nach dessen Wohnsitz sich alle benennen. Dieser wird mit seinem Namen und Titel als Majorat von dem Ältesten verwaltet und von dem Nächstältesten geerbt. Der Schutzgott des Häuptlings wird an dieses Haus gebunden gedacht, so daß dies oft mehr verehrt wird als er selbst; bei Lebzeiten noch läßt er ein anderes Haus für seine Frau und Kinder bauen; denn nach seinem Tode müssen diese dem nächstältesten Bruder oder dem ältesten Sohne eines früheren Familienoberhauptes Platz machen.

Die pazifische Inselwelt bietet in der Güterverteilung ein buntes Bild. Zwischen Gemeinbesitz und Privateigentum liegt die merkwürdige Verteilung liegender Güter, die im Mutterrecht kollektiv bis zu der rohen Form hinab vererben, daß die „Kema" auf Florida nach dem Tode eines Gliedes seine Habe aufzehren. Im allgemeinen bietet Melanesien auch auf diesem Felde die einfacheren Verhältnisse; in Polynesien haben die umgestaltenden Kräfte der politischen Entwickelung in der Richtung auf die Monarchie und der selbständige Erwerb des Mannes gewirkt, und zwar mehr wieder im Norden und Osten als im Süden. Schon vor den europäischen Eingriffen hatte der Sinn für Eigentum Unterscheidungen getroffen: in kleinen Gebieten, wie den Gilbert-Inseln, sind Besitz- und Erbrecht des Individuums nicht weit von den unsrigen verschieden, abgesehen von den Eingriffen der Adoption, und die Gliederung der Gesellschaft ist wesentlich durch den Landbesitz bestimmt. Aber eine Anzahl von Einrichtungen sorgt für die Ausgleichung der Unterschiede, so der Einkauf in die höheren Grade der Geheimbünde, die jährlich wiederholten Lösungen aller Eigentumsrechte bei großen Festen (s. oben, S. 255), in Samoa die Vergnügungsrundreisen bei Verwandten und Freunden, wobei das Spanferkel eine große Rolle spielt und so viel Verschwendung, bis zur Verschuldung, zum Vorschein kamen, daß sie König Tamasese 1888 verbot.

Das Eigentum am Boden wird innerhalb der geschlossenen Gemeinschaft, des Dorfes, Stammes oder Volkes, respektiert, nicht immer jedoch darüber hinaus. Der Boden zerfällt überall in die Dorfgründe, die Felder oder Gärten und das unbebaute Land. Jene sind genau nach jeder Parzelle bekannt, auf dieses gibt es kein klares Anrecht; doch scheint in Fidschi seine Weggabe durch die Häuptlinge als eine Verletzung des Gemeinbesitzrechts empfunden worden zu sein. Landverkauf ist vor der europäischen Zeit vielfach gar nicht üblich gewesen; er ist auch angesichts der Thatsache, daß das Land der „beiden Seiten" in oft kleinen Grundstücken durcheinander liegt, daß sich erarbeitetes Land des Vaters zwischen ererbtem der Mutter befindet, daß das Recht auf die Fruchtbäume einem anderen zustehen kann als das auf den Boden, ein fast unlösliches Problem. Es gibt keinen Privatbesitz an Land, sondern nur eine Nutznießung durch die Familie, die ihr Stück bebaut. Nur was ein Mann mit eigner Hand oder mit Hilfe seiner Kinder geklärt und bearbeitet hat, bleibt ihm zu eigen und wird von diesen geerbt. Ansprüche der Häuptlinge auf Bodenzinsen scheinen nicht ursprünglich zu sein. Unterläßt es aber heute der Unterthan auf den Salomon-Inseln, dem Häuptling von dem Ertrag der Ernte, des Fischfangs, der Beute einen Teil abzugeben, so begeht er ein Unrecht. Die Hauptleistung auf Fidschi lag im Kriegsdienst, der bei siegreichem Ausgang zu neuer Schenkung von Land samt den darauf Wohnenden als Sklaven und damit zur Übernahme neuer Verpflichtungen führte. Vielfach ist das ganze Verhältnis der Unterthanen zum Fürsten ein einseitiges Geben der ersteren geworden. Einem ursprünglichen Zustand entsprachen vielleicht am meisten die Besitzverhältnisse der Maori. Man darf behaupten, daß hier kein individueller Besitz gegolten habe, indem jeder einzelne das gemeinsame Land als sein betrachtete. Anderwärts erlangte ein Kind Anrecht auf das Land, wo die Nachgeburt begraben wurde, ein Verwundeter dort, wo Tropfen seines Blutes fielen ꝛc. Die Gründe für Jagd und Fischfang blieben Gemeinbesitz. In Melanesien konnten die Söhne als Erben des vom Vater hinterlassenen Besitzes dadurch eintreten, daß sie dessen Neffen durch Schweine, Zähne, Muscheln entschädigten. Wenn er nur Töchter hatte, erbten jedoch die Neffen in Bevorzugung der männlichen Seite; dabei war der Besitz der Kinder individuell, während der der im Mutterrecht erbenden Neffen ꝛc. kollektiv blieb. Bei den Maori scheint die strenge Regel dadurch durchbrochen worden zu sein, daß das Gut des Stammes unentäußerbar ist; je nachdem nun der Mann mit dem Stamme der Frau oder die Frau mit dem Stamme des Mannes lebte, folgten die Kinder. Aber immer erhebt der mütterliche Stamm Anspruch auf das Kind seiner Angehörigen, auch wenn diese auswärts verheiratet sind. Den Verlust, den ein Stamm dadurch erleidet, daß die in ihm geborenen Kinder nebst ihrem Gute dem Stamme der Mutter zufallen, sucht dieser durch Landschenkungen auszugleichen. Da indessen die Kinder



Ein Federzepter von Hawaii. (Christy Collection, London.) Vgl. Text, S. 260.

gewöhnlich in demselben Stamme heiraten, kommt doch das Land nie aus dem Besitz des Stammes heraus. Die Stände- und Stammesgliederung der Polynesier verbietet eine Verteilung des Bodens unter die Familien, konnte aber nicht hindern, daß bei der Entwickelung einer starken Häuptlingsmacht das Recht des Stammes von einem einzelnen gehandhabt wird. So ist in Hawaii das Eigentumsrecht vom Stamm auf den Häuptling übergegangen, dessen Unterthanen entweder einen Teil des Landes für ihn anzubauen oder die Erstlinge jeder Ernte ihm zu reichen oder von je sieben Tagen zwei in der Fron zu arbeiten haben. Bis auf die jüngste Zeit empfing er sogar ein Viertel des Lohnes seiner „Unterthanen". Das Land besaß sie: die unteren Klassen wurden als an die Scholle Gebundene behandelt. Daß diese Abhängigkeit patriarchalisch war und nicht drückte, geht daraus hervor, daß ihre plötzliche Lösung durch das Christentum als ein Grund des Rückgangs der Volkszahl bezeichnet worden ist. Auch in Tonga hatte sich ein ähnliches System herausgebildet, und auf den Gilbert-Inseln sondert sich das Volk in Tokker, Landbesitzer, Torro, Leute, denen Land zur Nutznießung überlassen war, und Bei, landlose Knechte, die ihr Herr durch eine Schenkung zu Torro machen konnte. Die Besitzer regieren fast allein, auch wo nominelle Könige sind, und überhaupt üben in Polynesien die größeren Landbesitzer fast überall Einfluß auf die Regierung. Weder im Kleide noch in der Lebensweise verschieden, wird dennoch nur selten ein Bei in die höhere Klasse heiraten.

Die Tabu-Gesetze (Tapu, Tambu in Melanesien) sind vorzüglich in Polynesien so einseitig entwickelt, daß sie aus dem Rahmen eines religiösen Bannes heraustreten und jede freie Bewegung so einengen wie das Kastenwesen indischer Völker. Nur schied das Tabu-Gesetz nicht die Menschheit allein durch unübersteigliche Klüfte: es schnitt einfach die ganze Welt entzwei, und so scharf, daß dieses ganze ausgeschlossene Stück Menschheit beständig in Gefahr war, die heilige Grenze zu verfehlen. Alles auf Erden, mit Ausnahme der Menschen, zerfällt in die zwei Klassen: moa (heilig) und noa (gemein); zu der ersten gehört das, worauf die Kraft des Tabu als von selbst ruhend gedacht wird, weil es Eigentum der Götter und der bevorrechteten Menschen oder diesen jederzeit vorbehalten ist, zu der zweiten alles, was vom Tabu frei, also allen Menschen zu benutzen gestattet ist. Aber auch darauf kann das Tabu durch bloße äußere Berührung übertragen werden; es ist jedoch möglich, durch gewisse Zeremonien tabu Gewordenes und so auch die Menschen davon wieder zu befreien. Wenn dadurch die politische und soziale Bedeutung des Tabubegriffs seinen religiösen Kern verhüllt, so ist er nichtsdestoweniger vorhanden: wir haben hier eine aus religiöser Sphäre herausgewachsene Vorstellung vor uns, deren Nutzen für die Regierungskunst ihr früh eine ebenso spitzfindige wie rücksichtslose Ausdehnung auf politisches Gebiet gesichert hat. Die Kraft des Tabu kommt außer den Göttern auch den Menschen zu, die göttlichen Geistes sind, obwohl, wie es scheint, nicht in gleichem Grade; alle übrigen, auch fast alle Frauen, waren davon ausgeschlossen.

Man sieht leicht ein, daß bei diesen Völkern, die das Göttliche mit dem Menschlichen in eine äußerst enge Beziehung bringen, die Wirkungen der ursprünglich göttlichen Kraft des Tabu auch alle irdischen Verhältnisse auf das innigste durchdringen mußte, so innig, daß sich in unhistorischen Geistern die Meinung festsetzen konnte, das Tabu sei eigentlich nur zu politischen und sozialen Zwecken erfunden worden. Die Verführung liegt allerdings nahe. Durch das Tabu wird persönlicher Besitz gesichert: einmal darf das einem Edlen, also Tabuierten, Angehörige, von anderen nicht gebraucht werden, zum anderen ist dieser als Tabu-Träger im stande, das Eigentum anderer zu tabuieren. Wohlthätig wirkt es, wenn bei zu fürchtendem Mißwachs die Ernte tabuiert wird, um einer Hungersnot vorzubeugen, bis der Häuptling das Tabu der Felder wieder entfernt. Es war in Tonga wie in Hawaii Sitte, wenn große Festlichkeiten mit maßloser Verschwendung gefeiert waren, auf gewisse Erzeugnisse ein Tabu zu legen. Jeder Grundbesitzer kann seine Grundstücke,

auch die als Privateigentum geltenden Fischplätze, dadurch vor niedriger stehenden schützen. Daß das Tabu gerade auf Nahrungsmittel so häufig gelegt wird, hat noch die andere Ursache, daß alles, was mit dem Schutzgott in Tiergestalt (Atua) eines Stammes zusammenhängt, nicht von dessen Angehörigen berührt werden darf. Das Seelen-Essen der Götter, ein heiligendes Anstaunen des rätselhaften Verdauungsprozesses, spielt ebenfalls hinein. Und endlich ist der Eigennutz nicht unwirksam. So gab es auf den westlichen Inseln Wälder, Wege, Sträude, die „tambu" waren. Sicherlich wurde in den späteren religiös zerrütteten Zeiten das Tabu zu egoistischen Zwecken der Priester oder Häuptlinge schamlos gemißbraucht. So belegte einst der König Kamehameha I., der mehr als irgend ein anderer diese Gewalt für seine politischen Zwecke ausgebeutet hat, einen Berg nahe bei Honolulu mit dem Tabu, weil er dortige Quarzkristalle für Diamanten hielt. Regierungsmaßregel wurde es 1840, als Hawaii alle Rinderherden, die unbarmherzig dezimiert worden waren, für fünf Jahre tabuierte. Das altheilige Tabu Polizeiverordnung auf Zeit! Früher konnte sein Einfluß nicht so ausgedehnt gewesen sein, weil die göttliche Natur doch nur auf die Könige beschränkt war; jetzt wurde es auf alle Geschäfte des Lebens verbreitet.



König Lunalilo von Hawaii. (Nach Photographie im Besitz des Herrn Max Buchner in München.)

Die Strafen für Tabu-Bruch haben auch da, wo sich die Sitte selbst von ihrem religiösen Ursprung entfernt hat, einen religiösen Charakter beibehalten. Ebenso lagen die stärksten **Vergehen gegen das Tabu** offenbar auf der religiösen Seite: Entheiligungen der Tempel waren die größten Sünden. Freilich trifft die Strafe des Tabu-Bruches meist die niederen Stände und die Frauen, für die Vornehmen gibt es Mittel, die schlimmen Folgen abzuwenden: der alte Glaube verfällt. Im ungebrochenen Zustand forderte der polynesische Glaube oft Unmögliches. In Tahiti durfte nicht mit den Füßen gegen den Marai gekehrt geschlafen werden; in Neuseeland tabuierte der einfache Anblick einer Leiche; Kranke waren tabu, weil ein Atua die Krankheit verursacht hat, Neugeborene, weil sie den Göttern gehören, Wöchnerinnen durch die Neugeborenen, und Leichen, weil von der Seele umschwebt. Wer einen Toten angefaßt hatte, durfte Speisen nicht berühren, ehe er nicht durch die Recitation des Schöpfungsgesanges von den Priestern entsühnt war. So waren Verletzungen des Tabu durch unerfahrene Europäer leicht möglich, und darin lag ein Hauptgrund schwerer Konflikte. Man stelle sich vor, wie sich nun von den geistlichen und weltlichen Mittelpunkten dieser Völker das Tabu als lästige und bedrohliche Epidemie ausbreitete. In Neuseeland übertrug es sich schon, wenn ein Gegenstand das Eigentum eines Vornehmen genannt wurde. Herrschte in einem Dorfe ein starkes Tabu durch Tättowierung einiger Jünglinge, so wurde das ganze Dorf tabu. In Tahiti wurde beim Erkranken eines Vornehmen der ganze Bezirk, der unter seiner Leitung stand, von den Priestern für tabu erklärt: es mußte allgemeine Stille herrschen, kein Boot durfte fahren, keine Speise gekocht, kein Feuer angezündet werden. Das Tabu durchkreuzt das Leben der niederen Volksklassen in so lästiger Weise, daß ein allgemeiner Druck entsteht, dessen politische Verwertung die Priester und Häuptlinge wohl verstanden haben.

Abweichungen im einzelnen deuten an, daß man hier und da das Beschwerliche durch stillschweigende Übereinkunft zu mildern wußte. Zu tabufreien Leuten, deren man bedarf, die

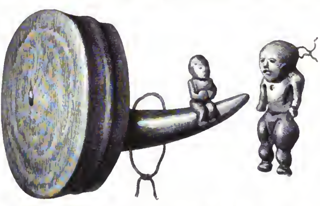
Tabuierten zu füttern, sind kriegsgefangene Slaven sehr brauchbar, weil sie aus dem Banne des Schutzgeistes ihres eignen Stammes herausgetreten und in den neuen nicht aufgenommen sind. Sie gelten einer Tabu-Verletzung nicht für fähig. Es muß auch Mittel geben, ein Tabu wieder wegzunehmen, da sonst durch weiter greifende Ansteckung der freie Wille, das unbefangene Thun eines ganzen Volkes ersticken würden. Die Aufhebung ist mit verschiedenen Zeremonien verknüpft. Manche seiner Wirkungen sind freilich nicht mehr wegzunehmen und flechten sich in das Leben der kommenden Geschlechter ein, wenn sie auch von diesen gar nicht mehr verstanden werden. So die Namen gestorbener Häuptlinge, der Orte, wo diese gestorben sind, größere Begräbnisplätze rc.; das bietet eine Erklärung dafür, daß viel unbewohnte Strecken selbst auf den dichter bevölkerten Inseln gefunden wurden. Auch das Christentum konnte vom Tabu in dem Bedürfnis nach demütigen und gehorsamen Herzen Gebrauch machen.



Ein samoanischer Krieger im Tapakleide. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.) Vgl. Text, S. 272.

In der durch Mutterrecht, Kasten und Geheimbünde zerklüfteten Gesellschaft der kleinen Inseln und neben der mächtigen Priesterschaft treten uns Fürsten im Sinne der Europäer, wie Kamehameha I. einer war, selten entgegen. Die Europäer fanden sie, weil sie sie suchten, und manchen haben ihre Geschenke und ihre Verehrung erst groß gemacht. In Neuseeland stand

der Ariki oder der göttliche Häuptling, vom Großvater oder Vater in den heiligen Traditionen belehrt, hoch über weltlichen Häuptlingen und Priestern; er faßte beider Macht in sich zusammen, konnte Tabu auferlegen und abnehmen, die Zeiten des Feldbaues, die Plätze des Begräbnisses bestimmen ꝛc. Dagegen hing die geistige Macht, das Mana des Häuptlings, wenn er nicht zugleich Ariki war, von seinem persönlichen Ansehen ab; und dem Mana des Priesters, wenn dieser nicht zugleich Ariki war, wurde nur im Hinblick auf seine Beziehungen zu den Göttern gehorcht. Auch die Erblichkeit der Häuptlingschaft fand nur dort Anerkennung, wo an Übertragung des Mana geglaubt wurde. Das Mystische in dieser Vorstellung übt eine große Macht auf die Gemüter. Als ein mächtiger Häuptling der Neuen Hebriden seinen Sohn christlich erziehen ließ, galt es sofort als ausgemacht, daß damit jene geistige Kraft schwinde, die ihn zur Nachfolge befähige. Und so ist auf den Salomon-Inseln die Würde eines Häuptlings überhaupt nicht erblich, sondern nur der Tapferste wird von den Ältesten zum Häuptling gewählt. Auch auf einigen anderen Inseln haben die Ältesten den Haupteinfluß, während die Häuptlingswürde nur nominell ist; sie sind zugleich die Priester, die Vermittler zwischen den Lebenden und Toten, und was von ihnen mit dem Tabu belegt wird, das ist heilig. Die praktische Erfahrung der Weißen hat gelehrt, daß in Neupommern und Neumecklenburg auch nur jenes Maß von Häuptlingsmacht, das sie im Interesse der Ordnung herbeiwünschen, künstlich kaum zu schaffen ist. Ähnlich in Neuguinea. Überall da, wo kriegerische Zustände vorwalten, wuchs dagegen die Häuptlingswürde an Bedeutung. So vor allem auf Fidschi; hier haben wir geradezu eine kriegerische Organisation, die die einem Häuptling tributären Dörfer, die unter Unterhäuptlingen standen, in Bezirke teilt. Auch die Benennungen der Häuptlinge deuten hier auf ihren kriegerischen Charakter hin. Oft hat man nichts anderes als tüchtige Krieger darin zu sehen, die, wenn sie nicht der Häuptlingsfamilie entstammen, von ihr wegen ihres Mutes adoptiert worden sind. Ein Auseinanderfallen in Friedens- oder Schattenkönig und Kriegsfürst liegt bei der religiösen Durchtränkung dieses Lebens und seinem kriegerischen Charakter nahe. So ragt wohl neben der Hauptspitze des Staates öfters eine zweite empor, sei es als Kriegshäuptling oder, wie auf Radak, als Befehlshaber des großen Bootes. In Samoa hat das Häuptlingstum eine aristokratische, in Hawaii eine monarchische Entwickelung erfahren. In den samoanischen Parteikämpfen, die seit 1876 an die Kreise der europäischen Politik rühren, traten immer die wahlberechtigten Häuptlinge in den Vordergrund, der König erwies sich abhängig von ihnen. Übergewicht der Landbesitzer hat auf den naheverwandten Gilbert-Inseln eine Art Plutokratie geschaffen. Als Alii kehren sie auf Hawaii wieder, wo sie in dem monarchischen Staate Kamehamehas als Versammlung der Häuptlinge in verschiedenen Rangstufen des Tabu eine bescheidene Stellung einnahmen. Nirgends



Ohrknopf und Kriegsamulett aus Walzähnen, von den Markesas-Inseln. (Christy Collection, London.) ⅔ wirkl. Größe.

fehlt ganz eine repräsentative Vermittelung zwischen Fürst und Volk: der Fono Samoas, die Aha-Alii Hawaiis zeigen sie auf verschiedenen Stufen der Entwickelung. Sie hat die starke Neigung, den Charakter eines Geheimbundes anzunehmen. Besondere Versammlungen werden in wichtigen Fällen, namentlich bei drohendem Kriegsausbruch, durch den Häuptling oder seinen Vertreter berufen; diese beraten unter vielen Zeremonien und langwierigen Reden oft tagelang. Von hier aus war der Übergang zum modernen Konstitutionalismus oder zu dessen Nachäffung nicht schwer. Die Verfassung Kamehamehas III. bestimmte, daß der Kronerbe von König und Häuptlingen gemeinsam bestimmt werden solle; fehle dies, so sollten die Häuptlinge zusammen mit der Volksvertretung das Nötige veranlassen. Das aristokratische Prinzip korrigiert also auch hierin das patriarchalische. Daher beruht der hochgesteigerte Despotismus mehr auf Klassen- und Kastendruck als auf dem übermächtigen Willen eines Einzelnen. Seine tiefgehenden Wirkungen erklären sich nur dadurch, nur so vermochte er alle Lebensverhältnisse zu durchdringen. Jedenfalls sind es der Bevorrechteten viel weniger als der Rechtlosen, Unterdrückten; daher auch der traurig rasche Verfall dieser Gesellschaft.



Ein Krieger von den Salomon-Inseln. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.) Vgl. Text, S. 272.

Ein oft übersehenes Element der Staatseinrichtungen der Ozeanier ist die geringe Größe ihrer Länder. Auf der untersten Stufe der Staatenbildung finden wir kleine Gemeinden oder durch Verwandtschaft verbundene kleine Gruppen von Gemeinden, die unter eignen Dorfhäuptlingen oder Ältesten so vegetieren. Sogar diese Würdenträger fehlen im größten Teil von Neuguinea, wo Gesellschaft und Familie auch das Politische umfaßt und im Grunde genommen jedes Dorf einen Staat für sich bildet. In der Ruk-Gruppe spricht man von 39 Stämmen und 73 Staaten.

Da der Raum für die Entwickelung einer auf ausgedehntem Besitz an Land und Leuten begründeten Macht fehlt, sind in den Inselgruppen weniger die realen Machtverhältnisse als die Traditionen, persönliche Beziehungen und politische Intrigen ausschlaggebend. Von alter Zeit her ist eine gewisse Rangordnung der Länder traditionell. Nur ein einziger größerer Archipel: Hawaii, bildete Einen Staat; und wie oft zerfiel dieser! Gerade die größten Inseln, Neuguinea und Neuseeland, besaßen keinen einzigen Staat von einiger Bedeutung.


Ein Krieger von den Fidschi-Inseln. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.) Vgl. Text, S. 272.

Es weht ein patriarchalischer Zug, wie durch die Ständegliederung, so in der Regierung. Das Volk empfindet wohl, ob sein König sorgt oder eigennützig die Vorteile seines Amtes ausbeutet. So wurde der König von Korror zu Zeiten Kubarys wegen seiner Habgier abgesetzt. Die Fremden sahen in Tahiti den König in seinem Kahne Hand ans Ruder legen; der geringste Mann konnte frei mit ihm sprechen. Das sind die mildernden Wirkungen der reich und arm gleich freigebig beschenkenden Natur und der kleinen Verhältnisse. Stärker aber als die patriarchalischen drängen sich die anarchischen Spuren hervor: vor der Ernennung eines Nachfolgers pflegt ein Interregnum in Abwechselung der vermeintlich harten Zeiten des Zwanges vor- und nachher alle Zügel des Staates zu lockern. Es ist eine „legale Anarchie“.

Die Erhabenheit des Fürsten spricht sich in einer Menge von Zeremonien aus, die ihn den Göttern gleichstellen. Zunächst sind ihm äußere Abzeichen (vgl. die Abbild., S. 258—263) vorbehalten: Federmäntel und Halsschmuck aus Walfischzähnen auf Hawaii, auf den Admiralitäts-Inseln doppelte Muschelketten, auf den Salomon-Inseln Armringe aus Muschelschale, Muscheltrompete, Fliegenwedel und andere. Vorübergehende hatten sich in den Staub zu werfen, die Schulter zu entblößen oder gar sich zu entkleiden. Der König durfte nur sitzend angeredet werden

und antwortete durch einen besonderen Redner. Seine Begrüßung geschah durch Beriechen der Hände und Füße. Um den Fürsten herrschte in Hawaii eine eigne Hofsprache, die dem Volke unbekannt bleiben mußte, anderenfalls sie von den Häuptlingen abgeändert wurde; auch Samoa hatte seine Rangsprache. Da in Mikronesien der Name des Häuptlings nicht ausgesprochen werden darf, nimmt er mit dem Antritt seiner Würde einen Namen als Titel an. In Kusaie bedeutet dieser nichts geringeres als „Gott". Anklänge an den früheren Namen werden ängstlich vermieden. Ein Häuptling kann weder aus der Schale eines anderen essen oder trinken, noch dürfen seine Gefäße von anderen gebraucht oder sein Haus von jemand uneingeladen betreten werden. Nicht bloß die Gemeinen haben dies alles gegenüber den Häuptlingen zu beobachten, sondern auch diese im Verkehr mit Höherstehenden. Wer auf den Salomon-Inseln in den Schatten eines Häuptlings tritt, verfällt dem Tod oder wenigstens einer hohen Vermögensstrafe: ein Anklang an die polynesische Übertreibung des Tabu-Gesetzes! Polynesisch ist auch die Sitte fidschianischer Häuptlinge, Barbiere am Hofe zu halten, auf welche sich für das Recht, die heiligen Haare zu berühren, das Tabu ausdehnt, so daß andere sie ernähren müssen. Die Herolde der Fürsten sind selbst im Kriege unverletzlich. Manche dunkle Gebräuche hängen wohl mit der priesterlichen Stellung des Häuptlings zusammen. Warum empfängt der erste Häuptling auf Erromango einen Stein mit runder Aushöhlung? Warum besteht auf Anaiteum die Weihe des Häuptlings darin, daß er in der Krone eines frischgefällten Baumes umhergetragen wird?

Die ganze Anwesenheit der Fürsten und Edlen auf dieser Erde wird oft nur als etwas Vorübergehendes, als eine irdische Episode dieser Göttergeborenen betrachtet. Sie kommen vom Himmel her, ein Schicksal hält sie fest, nur als Seelen kehren sie wieder nach Bolotu zurück. Der Faden ihrer Existenz knüpft hoch an. Was Wunder also, daß man den Königen denselben Grad von Heiligkeit zuschrieb wie den Göttern und eine dem Range nach abnehmende den übrigen Vornehmen? Der König ist als Träger des Tabu von einer ihm selbst gefährlichen Hoheit. Ursprünglich konnte er kein Haus seiner Unterthanen betreten, da es ihm sonst verfallen wäre; er ließ sich in Tahiti über Land, das zu berühren er zu heilig war, tragen. Die Südseevölker haben indessen schon Mittel gefunden, die Übelstände, die daraus hervorgehen mußten, wenigstens einigermaßen abzustellen. Vgl. S. 264.

In seiner Umgebung stehen dem Fürsten die Brüder am nächsten; aber zeitweilig erteilt er wohl bei Botschaften seinem Sohne Stab und Wedel zur Beglaubigung. Sonst trägt der Bote des Königs einen grünen Zweig. Ein Premierminister, in kleineren Verhältnissen wahrscheinlich der Kriegshäuptling, bildet eine notwendige Ergänzung des geheiligten Hauptes. Diese Stelle wurde auch von einem Priester eingenommen; so auf den hawaiischen Inseln. Dann nahm das Königtum, ohne daß es direkt beabsichtigt ward, einen doppelgesichtigen Charakter an, der auch in den höfischen Zeremonien Ausdruck fand. So konnte es auch beim Eindringen europäischer Staatsbegriffe geschehen, daß den Hawaiiern der konstitutionelle Begriff des führenden und verantwortlichen Ministers nicht fremd erschien. Zum Gefolge des Königs gehören ferner die Verwahrer der Reichsinsignien. Auf Tahiti wurden der Federgürtel und die Federbinde von Beamten bewacht. Auf Nukuhiva mußte der Feueranmacher den Häuptling begleiten. Kamehameha zwang die Häuptlinge der unterworfenen Inseln, neben seiner Residenz zu wohnen und ihn zu begleiten. Bei dem Werte, der auf Genealogie gelegt ward, waren die Aufbewahrer der Tradition ein wichtiges Element des Hofstaates: in Neuseeland wurden Bucklige damit betraut, damit, wenn die Häuptlinge, Vater und Sohn, etwa beide in der Schlacht fallen sollten, die Bewahrung der Sagen unter den Krüppeln, die zu Hause blieben, gesichert sei.

Die wuchernde Entwickelung des Handels und des Geldwesens, besonders auf den östlichen melanesischen und den mikronesischen Inseln, verband sich mit der Politik um so eher, als der

König die beiden einzigen Reichtumsquellen, die Geldfabrikation und den Handel, als Monopole zu wahren pflegte. Wie an der Westküste Afrikas hat hier der Handel den Häuptling bereichert und weit über die Stufe erhoben, die er sonst eingenommen hätte.

**Rechtsverletzungen** sind selten: sie hatten im tieferen Grund einst den Charakter von Verletzungen göttlicher Gesetze. Darum sind die Strafen außerordentlich schwer; Gottesurteile jeder Art spielen die größte Rolle im Gerichtsverfahren. Später verwandelte sich die Härte in das Gegenteil, Geldstrafen wurden allgemein und bildeten den größten Einnahmeposten des Königs und der Häuptlinge. Aber außerdem hat ein Verstoß gegen die Gesetze etwas Entehrendes; nur Knaben und alte Männer werden als „dumme Menschen“ nicht gestraft. Neue Gesetze werden beim Schall der Kriegstrompete dem Volke mitgeteilt; Betreten von Grundstücken, Abpflücken von Früchten wird durch in die Erde gesteckte Speere oder an Zweige gebundene Laubbüschel verboten. Bei Privatbeleidigungen übt auf den Salomon-Inseln jeder das Strafrecht auf eigne Faust aus; legt sich die Verwandtschaft ins Mittel, so wird der Streit zuweilen nach langen Reden und wilden Gesten durch — Geldbuße beigelegt. Auf Neukaledonien wird die Ehebrecherin von einem Verwandten und einem ihres Mannes erdrosselt; der Zauberei Überwiesene müssen sich schwarz gefärbt und blumengeschmückt ins Meer stürzen.

Der **Verkehr** von Stamm zu Stamm ist unverletzlichen Herolden übertragen, mit Vorliebe alten Weibern. Diese vermitteln auch den Handel im Tauschmarkt. Dabei gibt der Häuptling Knotenschnüre von Rotang und so viele Schilfe mit, als die Botschaft Gegenstände umschließt, und die Länge der Schilfstücke bezeichnet die Wichtigkeit. Weiß und Grün, in Wimpeln und Zweigen, sind Friedenszeichen, Schwarz und Rot, in Farben und Federn, bedeuten Krieg und Tod. In Neuguinea werden von einem Kokosblatt die Fiedern teilweis abgelöst, dann der Stiel halbiert und die Hälfte den Parteien als Friedenszeichen übergeben (s. nebenstehende Abbildung). Zu anderen Zwecken schließen die einzelnen Stämme Bündnisse. Die Allianzen der Fidschianer sind sehr kostspielig; denn die Verbündeten müssen nicht bloß gefüttert werden, sondern haben auch das volle Recht, in dem ganzen Gebiet ihrer „Freunde“ als Herren zu schalten. Streng förmlich ist der Verkehr im täglichen Leben. Auf Palau ist das Wort mugul, d. h. was sich nicht schickt, so allmächtig, daß ihm nur der Ersatz für tabu den Rang streitig macht. Wie bei den Malayen und anderen Völkern ist es hier mugul, jemand zu fragen: Wie heißt du? Wohl aber darf die Begrüßung lauten: Wer bist du? Die stehende Frage bei Einleitung einer Unterhaltung ist: Nicht eine Neuigkeit? oder: Gib deine Neuigkeit! Beim Auseinandergehen sagt man einfach: Ich gehe. Im allgemeinen sind diese Sitten den polynesischen vielfach ähnlich und waren es vielleicht früher noch mehr; so findet sich die alte Grußform der Palau-Insulaner, sich mit Hand oder Fuß des zu Grüßenden das Gesicht zu reiben, neben dem polynesischen Nasenreiben auf den Hervey-Inseln wieder; so auch der Empfang von


Kokosblatt als Friedenszeichen, von Venus Hook, Neuguinea, und Rührlöffel in Form eines Ruders, für festliche Mahle, von den Normanby-Inseln, mit Maori-Motiven geschnitzt; 2,56 m hoch. (Sammlung Finsch, Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Fremden durch gesangartig im Chor recitierte Worte. In allen Verhältnissen ist die Sitte mächtiger als die Sittlichkeit. Es ist Optimismus, es für Sittlichkeit zu halten, wenn mikronesische Mädchen bei leichten Verletzungen der Sitte Entrüstung zeigten.

Die Menge der Waffen vereinigt sich schwer mit dem sanften Charakter der Mehrzahl der polynesischen Stämme. Doch nicht überall herrscht nur der Schein kriegerischen Wesens. Der Fidschianer ist im Grunde nicht als eine kriegerische Natur zu bezeichnen; doch ist der ganze Archipel selten frei von Krieg: er liegt in den Verhältnissen und Gewohnheiten, er ist die einfache Folge der zahlreichen unabhängigen Herrschaften. Eine so wenig seltene Erscheinung wie das nächtliche Gackern der Hühner wird als kriegerische Vorbedeutung betrachtet; bei uns läßt man sich doch wenigstens von einem Kometen zum anderen Zeit. In Polynesien gab es kriegerischere Völker; die Maori möchte man die Sulu oder Apaches Polynesiens nennen. Krieg zieht sich als eine Notwendigkeit wie ein roter, aber sehr roter Faden durch das ganze Leben der Markesaner, Tahitier und Gilbert-Insulaner. Der Kriegsruhm der kleinen Paumotu-Inseln war so groß, daß sich tahitische Häuptlinge dort Söldlinge holten. Gerade die Enge des Raumes trug dazu bei, solche Zustände zu entwickeln: je kleiner die Staaten, desto gehässiger und unversöhnlicher ihre Politik. Unversiegliche Quelle der Anfeindungen ist die Beschuldigung einer Familiengruppe, daß die andere ihren Toten gekränkt oder beschädigt habe, und der Bruch der Eheversprechen. Darunter leidet natürlich die allgemeine Wohlfahrt nicht bloß der Eingeborenen, sondern auch der fremden Ansiedler; darum war es immer das Bestreben der Missionare, eine Einigung der verschiedenen Distrikte einzuführen. Aber es war vergebens: die Kleinstaaterei hat das Verderben Polynesiens besiegelt, lange ehe man an europäische Kultur und Hyperkultur gedacht hat. Hier liegt eins der Hemmnisse, die die Wurzeln der polynesischen Kultur gezwungen haben, in die Breite statt in die Tiefe zu gehen; man denke an die Zersplitterung der Neuseeländer.

Zur Häufigkeit der Kriege trugen auch bleibende Organisationen von militärischem Charakter bei. Kamehameha I. gründete eine eigne Armee, deren Name „Im Stehen essend", d. h. „Stets zum Kampfe bereit", war. Auf den Gesellschafts-Inseln und anderwärts bestand eine Kriegerkaste als ständiges Gefolge der Häuptlinge. In jedem Bezirk findet sich ein Dorf, dessen Bewohner das Recht der Vorkämpfe im Kriege besitzen. Die Vorhutstelle wird als Ehrenstelle hoch gehalten, da sie ein besonderes Gewicht in Friedenszeiten und einen hervorragenden Teil aller Festgenüsse sichert. Besonders kriegerische Stämme gibt es auf allen größeren Inseln: an der Nordküste Neuguineas die Mansuari, in Fidschi Männer, die unverheiratet zu bleiben geloben. Es bedingt schon die Häufigkeit der Seekriege eine gewisse Organisation, da die Führung der Kriegsboote nur Geübten anvertraut werden kann. In Seetreffen zeichnen sich zusammengehörige Kähne durch ein gemeinsames Merkmal aus: ein Büschel Palmblätter, einen Streifen Tapa oder ein Tierbild auf Tapa. Ebenso tragen die am Lande Kämpfenden Erkennungszeichen, die aber, um Kriegslisten vorzubeugen, alle zwei oder drei Tage geändert werden: sie malen sich bestimmte Figuren auf den Körper in Schwarz, Weiß oder Rot, tragen eine Muschel um den Hals oder am Arm oder legen sich eine seltsame Haartracht bei.

Jeder Krieg hat aber nach ihrer Meinung einen hinreichenden Grund. Der Kampf ist ihnen die beste Lösung einer Menge von strittigen Fragen, ihr letzter Richter der Kriegsgott. Verletzungen von Besitzrechten, Anbau von Land, Fischen und Jagen in bestrittenen Bezirken führen zu Kriegen, mehr noch Verletzung von Tabus, Heiraten zwischen Angehörigen feindlicher Stämme, Mord, Ehebruch, Hexerei, am allerhäufigsten persönliche Beleidigungen und Blutrache. Generationen arbeiten daran, Flecken von der Ehre ihrer Vorfahren abzuwaschen; Nährung des Rachegefühls wird eine der ersten Pflichten eines Häuptlings. Die Schifferinseln bezeugen, daß auch Neid auf die Blüte eines im Frieden arbeitenden Stammes seinen guten Teil zur Entfachung immer

neuer Kriege beitragen kann. Daß Weiber unter den Kriegsursachen nicht fehlen, versteht sich um so mehr, als der Grundsatz gilt: einmal des Häuptlings Weib, immer sein Weib. Es werden auch Erbfolgekriege erwähnt.

Ein weiterer Grund der Fehden liegt endlich in den verwickelten Vasallenverhältnissen. Es hängt dies damit zusammen, daß bei der Kleinheit der Reiche alle persönlichen Beziehungen hier höheren Wert erhalten als in größeren, und wird noch gesteigert, weil auch die geselligen Bande so mit der halb monarchischen, halb oligokratisch-republikanischen Staatsform verquickt sind, daß die Lösung der persönlichen auch die politischen Beziehungen der Staaten zu einander lockern muß. (Semper.) Es liegt in der Natur dieser Menschen, weder ganz zu brechen, noch sich rückhaltlos anzuschließen; es herrscht weder offener Krieg noch unzweifelhafter Friede. Kleine Gründe genügen, ein Neigen nach der einen oder anderen Seite hervorzurufen.

Wie der friedliche Verkehr in Polynesien, so ist auch der Krieg auf strenge Formeln gezogen, innerhalb deren er sich aber oft ziemlich harmlos bewegt. Als chronisches Übel verwandelte man ihn in eine feste Institution. Teils Zweck, teils Symbol des Krieges ist das Kopfstehlen. Es kann nie in ein unzweckmäßiges Morden ausarten: selten wird mehr als ein Mann getötet. Beide Seiten wissen genau, was vorgeht, und die Schlauheit auf der einen Seite findet eine unermüdlich wachende Vorsicht auf der anderen. Diese Art der Kriegführung wird von den Mikronesiern auch darum als eine Hauptinstitution ihres politischen Lebens anerkannt, weil sie unentbehrlich ist zur Beschaffung der Mittel für die Bestreitung der Staatsausgaben. Der oberste Häuptling zahlt mit seinem eignen Geld, er hat große Ausgaben beim Regierungsantritt, und alle Muis, Ruks (s. S. 232) und andere Festlichkeiten muß er bestreiten. Da die Länder aber keine Steuern bezahlen, so müssen die Ausgaben auf andere Weise gedeckt werden. Und dazu dient der Kriegstanz. Der oberste Häuptling bereist mit einem durch seine Krieger erbeuteten Kopf die befreundeten Distrikte, führt den Kriegstanz aus und empfängt dafür eine der Größe des Landes entsprechende Geldsumme. Damit aber kein allzu starker Geldabfluß nach irgend einer Seite stattfinde, ist es Regel, daß, wenn ein Dorf einen Kopf ausgenutzt hat, ein anderes an die Reihe kommt. So wird durch ein höchst ungewöhnliches Mittel der sehr gewöhnliche Zweck erreicht, das Geld rollend zu erhalten. In Neuguinea ist die Kopfjagd z. B. bei den Tugeri, die den Kopf mit dem Bambusmesser abschneiden, wie im Malayischen Archipel üblich. Nur der Motu Neuguineas darf die Schnabelhälfte des Nashornvogels im Haare tragen, der einen Menschen, sei es auch ein Weib und durch Hinterlist, getötet hat.

Leider artet in noch kleineren Verhältnissen, wie auf den Marshall-Inseln, der Krieg in eine unaufhörliche Zerstörung der Äckerfelder und Pflanzungen aus. Dadurch wird die Verdrängung der Holz- und Strohhütten durch kugelsichere Steinhäuser verständlich. Die Götter werden in kein anderes Thun so eifrig und mit so großen Opfern verflochten wie in den Krieg. Erst setzt man sich mit den Göttern auseinander, ehe man sich mit den Menschen schlägt. Tempel, die halb im Unkraut vergraben waren, werden gesäubert und neue erbaut. Je größer das Opfer, desto fester das Vertrauen. Bei den Maori mußten die Priester entscheiden, ob der Krieg siegreich sein werde oder nicht; blieben Stäbe, die sie in die Erde steckten, aufrecht stehen, so bedeutete es Verlust, und der Krieg wurde verschoben. Im anderen Falle wurde Speise für die Götter und Krieger gekocht; dann brach der Trupp auf, gefolgt von Sklaven und Weibern, die für Transport und Verpflegung sorgten. Alle Krieger waren tabu. Die Führung stand dem mutigsten Krieger zu; auch mußte er über jene Art von Beredsamkeit verfügen, die unmittelbar vor dem Kampfe die Herzen der Krieger erheben konnte: er sprang vor die Reihen und pries mit glühenden Worten die Größe und den Ruhm des Stammes, die Gunst der Götter, den Mut ihrer Vorfahren und zählte die ungerächten Kränkungen auf, vermied aber, die augenblickliche Gefahr hervorzuheben. Die

Aufregung steigerte sich bis zur Wut. Entflammt von der Rede warfen die Krieger ihre Matten ab, beschmierten ihren Körper mit Kohle und der „heiligen" Roterde, schmückten ihr Haar mit Federn und stürzten sich dann in den Kriegstanz, worin sie einen guten Teil körperlicher Kraft ausgaben, um Kampfesleidenschaft in ihren Herzen zu entfachen: sie hockten in Reihen hintereinander nieder, schnellten plötzlich auf Befehl des Häuptlings auf, sprangen, in der erhobenen Rechten den Mere, auf einem Beine nach der einen, auf dem anderen nach der anderen Seite und dann, die Waffe schwingend, mit beiden Füßen in die Luft und brüllten dazu kurztaktige Lieder. Vor der Front tanzten alte Weiber, mit Roterde beschmiert. Dann eilten die berühmtesten Krieger den übrigen voran und riefen mit Scheltworten ihre Gegner heraus. „Ihr Bananenfresser von Manuno", hörte Pritchard auf Samoa rufen, „möge Moso eure Gurgeln umdrehen!" — „Ihr Kokosnußfresser von Aana, möchten eure Zungen herausgerissen, verbrannt werden!" — „Hier ist meine Keule, um die Schweine von Savaii zu erschlagen. Wo ist das Schwein von Savaii, das seinen sicheren Tod sucht?" — „Röste diesen Atuakönig, der durch meinen Speer sterben soll!" — „Sieh' hier die männerfressende Flinte!" — „Wo ist jene schmutzige Herde, die Männer sein wollen?" Endlich stürzten die beiden Parteien voll Wut aufeinander, und es entspann sich eine Anzahl von Einzelgefechten, woraus sich bald die Entscheidung ergab, indem der Fall oder Sieg eines großen Kriegers zum Vordringen oder zur Flucht aufrief. Eine Sammlung der Flüchtigen war selten möglich; einmal den Rücken gewandt, raunte jeder, um sein Leben zu retten. Von der Verfolgung kehrten die Sieger auf das Schlachtfeld zurück und markierten mit ihren Speeren die Stellen, wo Krieger gefallen waren. Die Maori untersuchten vor allem, ob sie ihre Fäuste geballt hielten; dann waren sie siegreich gefallen. Ihre Verwundeten trugen sie weg. Dann brachten sie einen der toten Feinde für die Götter beiseite und legten die Häupter der übrigen Erschlagenen den Häuptlingen zu Füßen; die Verwundeten aber quälten sie und schlugen sie schließlich tot.

Flinten und Pulver haben die Gefechtsweise geändert. Die Gefahr scheuend und nur angreifend, wenn sie einen Vorteil sehen, haben sich die Insulaner sehr bald an das Ferngefecht, an das tagelange Herumschießen aus Hinterhalten gewöhnt. Die Kunst der Deckung ist höher entwickelt als die des Angriffs. Man kämpfte in Fidschi um Festungen aus Holzpalissaden, nachdem vor der Belagerung Weiber und Kinder nach einem sicheren Orte gesandt worden waren. Man warf Speere und Schleudersteine herüber und hinüber, glühende Steine, um das Holzwerk zu entzünden; die Belagerung ging aber nicht leicht zu offenen Angriffen über: Verrat, List, Hunger, Furcht waren die hauptsächlichsten Belagerungswerkzeuge. Scharfsinnige Benutzung der natürlichen Vorteile des Geländes, Palissaden, steinverkleidete Wälle mit Schießscharten, bei befestigten Dörfern in der Ebene außerdem Schlammgräben erhöhen die Verteidigung; der Haupteingang ist von bastionartigen Wällen flankiert, das Thor von Schiebebalken gebildet. Dornenhecken bilden für die nackten Eingebornen einen fast undurchdringlichen Wall. Im Inneren der Feste ist auf erhöhter Stelle ein Wachtposten aufgestellt; Trommeln geben Zeichen bei Gefahr oder drohendem Angriff. Mit Fahnen und mit drachenartigen bunten Dingen, die sie bei günstigem Winde gegen den Feind fliegen lassen, fordern sie ihn heraus; doch endet oft ein solcher Krieg völlig unblutig. Spuren eines Völkerrechts, das selbst diese Art von Krieg noch abzuschwächen sucht, lassen sich darin erkennen, daß beide Parteien, solange ihre Geduld nicht erschöpft ist, die Fruchtbäume ihrer Gegner schonen. Dagegen hat man keine Spur von der Anschauung, daß Sieg im offenen Kampfe ehrenvoller ist als durch List und Schlauheit; für Kriegslist gibt es daher keine Schranke. Dann verschont die Wut der Sieger oft selbst Weiber und Kinder nicht; die größten Grausamkeiten werden dabei begangen. Darum hat auch Fidschi seine Sage vom „Häuptlingssprung": von einem Felsen der Insel Wakaia soll sich ein verfolgter Häuptling in der Verzweiflung herabgestürzt haben.

Die Abneigung der Polynesier gegen offenes Vorgehen prägt sich auch in der geringen Verwendung der Kähne zu eigentlichen Seekämpfen aus. Die weitberühmten Kriegskähne dienten hauptsächlich zum Transport der Krieger, und nur wenn feindliche Kriegskähne zufällig aufeinander stießen, fanden Angriffe auf dem Wasser statt, wobei man den feindlichen Kahn umwarf und dann die hilflos schwimmenden Insassen leicht totschlagen konnte.

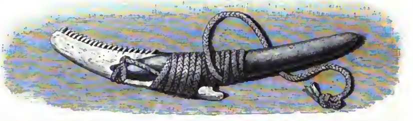
Zum Frieden schreiten die Heere, wenn die Kriegslust auf beiden Seiten erschöpft ist, und das genau geführte Soll- und Haben-Konto sagt, daß sich nun Gewinn und Verlust aufwiege. Neutrale vermitteln die Kunde des Friedensbedürfnisses, und eine der beiden Parteien sendet als Herold einen mit beiden verwandten, beredten alten Mann. Schmäuse beschließen die kriegerische Epoche. Allein im Grunde des Herzens bleibt der verborgene Wunsch rege, zu gelegener Zeit wieder anzufangen. Die Friedensschlüsse sind eigentlich nur Waffenstillstände. Das samoanische System Malo, das bis zur Hinmordung der mit dem Zeichen der Unterwerfung nahenden Besiegten, der Wegführung ihrer Weiber und Kinder und der Verwüstung ihrer Felder und Häuser oder bis zur allmählichen Auspressung ging, zwang nicht selten die Flammen des Aufstandes zu erneutem Aufflackern. Wir kennen auch Auswanderungen ganzer Stämme, die sich solchem Druck entzogen: 1848 siedelte die ganze Bevölkerung des westlichen Upolu in den östlichen Teil der Insel über.

Erst die Geringschätzung des Menschenlebens macht viele Züge im Dasein der Ozeanier verständlich. Sie hängt mit der Übervölkerung insularer Räume zusammen, und mächtig hat sie zur Kolonienbildung beigetragen; aber sie führt auch wieder zur Entvölkerung und wirft einen blutigen Schimmer auf das ganze Leben der Gesellschaft. Menschenopfer wurden vor der europäischen Zeit in Polynesien allgemein gebracht und Menschenfresserei in ausgedehntem Maße geübt. Eng sind sie mit Religion und Krieg verbunden. Zunächst schlossen sich Menschenopfer an die Totenfeste an. Bei gewissen heiligen Handlungen forderte sie der Priester. So wurden in die Fundamente von Tempeln Menschen oder Teile von Menschen, z. B. das für gottgefällig gehaltene Auge, eingegraben; auch beim Bau von Kriegsbooten waren Menschenopfer unbedingt nötig. Der Götter, denen Menschen geopfert wurden, waren verschiedene, hauptsächlich Tangaroa und Oro; in Oros Tempel tötete man und legte dann das Opfer in Tangaroas Tempel nieder. Wie überall ging die größte Zahl der Menschenopfer aus den Kriegsgefangenen hervor und aus den Sklaven. Die Wahl des zu Opfernden hing hier und da von dem Priester ab, der nach einigem Verweilen im Tempel vor das Volk trat und den bezeichnete, den die Gottheit zum Opfer wünschte. Die Maori sammelten nach der Schlacht die Leichen der Feinde, schnitten Skalp und rechtes Ohr für die Götter ab und gruben Kochlöcher in zwei Reihen; in einem wurde nur für die Götter gekocht. War das Mahl gar, so verschlang zuerst der Häuptling das ungekochte Hirn und die Augen eines der Gefallenen; dann folgten die Söhne oder nächsten Verwandten des Häuptlings, und nach ihnen stürzte sich die ganze Gesellschaft auf das grausige Mahl. Dabei war Völlerei die Regel. Das nicht Verzehrte wurde in Körbe gepackt und zu benachbarten Stämmen gesandt, die sich dadurch, daß sie das Geschenk annahmen und verzehrten, als Freunde der Sieger zu erkennen gaben.

Der heimkehrende Trupp trug die Häupter seiner erschlagenen Häuptlinge wie Heiligtümer, während die Köpfe der Feinde an Speeren aufgespießt wurden. Für jeden, der gefallen war, mußte einer seiner Sklaven das Leben hingeben. Nun wurden die Köpfe der Feinde auf die Pfähle des Dorfzauns gesteckt und verspottet. Dann folgte die Zeremonie der Entfernung des Tabu von der siegreichen Horde. Skalplocken wurden an Rohrstäbe befestigt, damit führten die Krieger unter Gesang des Priesters einen Tanz aus. Den Beschluß machte die langwierige Arbeit der Mumifizierung der Häuptlingsköpfe: Kochen, Räuchern und Trocknen an der Luft, Gehirn, Zunge und

Augen herausgenommen, Tättowierung und Haare erhalten; selbst die Form der Gesichtszüge war öfters noch kenntlich. Einige Stämme in der Nähe des Ostkaps sollen sogar ganze Körper mumifiziert haben; andere setzten den Schädeln Augen aus glänzenden Steinen ein (s. Abbildung, S. 178), in Neupommern werden sie als Masken bei großen Gelegenheiten von den Jüngeren getragen, um den Mut ihrer früheren Träger zu erwerben. Sicher ist die Menschenfresserei der Maori stets an Rache gebunden und sind ihre Kriege immer Rachekriege gewesen. Dieser Zug verdient Hervorhebung, er unterscheidet ihre Menschenfresserei von der, die entweder einen alltäglicheren oder einen entschieden religiösen Charakter angenommen hat.

Wenn Überlieferungen übereinstimmend erzählen, daß Menschenfresserei in den ersten Geschlechtern der Einwanderer nicht geübt worden sei, so kann man daran denken, daß sie in die Gruppe jener Erscheinungen gehöre, die einem Rückgang des gesamten öffentlichen Lebens durch innere Zwiste entsprechen; dann aber auch daran, daß sie mit der Zunahme der Bevölkerung auftrat, die auf manchen Inseln unzweifelhaft zur Übervölkerung geführt hätte. Auftauchen und Wiederverschwinden beweist, daß immer ein günstiger Boden dafür übrigblieb. Zu demselben

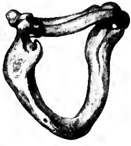


Ein Opfermesser und Marterwerkzeug von der Osterinsel. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/2 wirkl. Größe.

Schluß führt auch die Betrachtung ihrer geographischen Verbreitung: als unzweifelhafte Stätten der unverhüllten Menschenfresserei sind weit auseinander liegende Punkte wie Neuseeland, die Markesas, die Palliserinseln und die Paumotu zu bezeichnen. Frei davon waren in der Zeit der häufigeren Besuche der Europäer am Ende des vorigen Jahrhunderts die Gruppen von Hawaii, Tahiti, den Gesellschaftsinseln und zeitweilig Tonga. Aber durch ganz Polynesien lebten die Reste ihrer einst weiteren Verbreitung in Dingen und Sagen. Wenn auf den Markesas den menschenfresserischen Festmahlen das Abschneiden der Haare der Opfer vorherging, woraus man Arm- und Halsringe von magischer Wirkung fertigte, so gewinnt der häufige Gebrauch der Menschenhaare zu Speer- und Helmzierden, menschlicher Knochen und Hirnschalen zu Trinkgefäßen 2c. ebenfalls eine kannibalische Bedeutung, nicht minder die Sitte auf Hawaii, das Auge eines geopferten Menschen in das zum Salben des Königs bestimmte Öl zu legen. Knochen starker Menschen galten als Talisman. Angeln der Neuseeländer waren (nach Forster) mit einem ausgezackten Stück Menschenknochen versehen, außerdem besaßen sie Halsbänder aus Menschenzähnen; und in Hawaii galt ein Knochen, an einer Schnur aus Menschenhaaren um den Hals getragen, als hohe Auszeichnung (s. Abbildung, S. 226, Fig. 7).

Der Gedanke des Seelen-Essens der Götter geht durch alle polynesische Mythologie: Gott Terongo auf Aitulaki hieß Menschenfresser, Tangaroa fing die Seelen mit dem Netz oder mit der Schlinge und verzehrte sie, die Seelen plötzlich Gestorbener waren vom Gott gefressen. Wie leicht mochte sich diese Auffassung zum Seelen- und Körperessen erweitern! Damit war das Menschenopfer und, bei der Undeutlichkeit der Grenze zwischen Menschlichem und Göttlichem, die Menschenfresserei mit göttlicher Berechtigung gegeben.

Die **Menschenfresserei** ist für die meisten melanesischen Stämme festgestellt, häufig in einem ausgedehnten Maße. An manchen Orten ist sie aus verschiedenen Gründen verschwunden; auf Teste zwischen den Besuchen **Moresbys** und **Finschs** 1872 und 1885; an anderen ist das Menschenfleisch so gesucht, daß selbst die eines natürlichen Todes gestorbenen Verwandten verspeist werden. Wir haben auch Beispiele neuer Ausbreitung der Unsitte durch eine Art von seelischer Ansteckung: nach Saa von Christoval, nach Florida von Westen (Savo?). Die Torres-Insulaner backen in ihren Öfen die erbeuteten Köpfe und verzehren die Augen und Stücke von den Wangen. Die Fidschianer gebrauchten lange Holzgabeln dazu; sie fraßen nicht nur Kriegsgefangene auf, sondern es wurden bestimmte Stämme zur jährlichen Lieferung eines Mitgliedes für das Kannibalenfest verurteilt. Auf den Salomon-Inseln soll sogar Verkauf von Gefangenen zu kannibalischen Zwecken vorkommen. Dem Missionar **Brown** erzählten die Neupommern, daß sie die Sitte nur zur Einschüchterung ihrer Feinde beibehielten. Menschenschädel mit zertrümmertem Hinterhaupt, aus dessen Öffnung das Gehirn herausgeschlürft wurde, deuten sicher auf Kannibalismus; solche wurden auf den D'Entrecasteaux in Menge gefunden. Oft drückt die Menschenfresserei nur den Haß und die Wut gegen einen getöteten Feind aus, ähnlich, wie wenn ein gefangener Feind lebendig verbrannt wird. Der Fleischhunger kann selten als Ursache angegeben werden, bei den ärmlichen Neukaledoniern am ehesten noch; doch auch diese greifen auf die Mythologie zurück und erklären die Menschen für Fische und daher für eßbar. Menschenopfer mit nachfolgender Aufzehrung der Leichname oder einzelner Teile bilden auch in Ozeanien eine Hauptstütze des Kannibalismus. Man hat den Eindruck, das Leben stehe dort stets unter der Drohung, geopfert zu werden. Gerade durch die Verbindung mit der Schädelverehrung wird der Kannibalismus auch da noch gehalten, wo er sonst verschwunden wäre. Die Hattamer, die die Sitte haben, ihre Wohnhäuser mit Totenköpfen zu verzieren, schänden feige die Gräber ihrer Nachbarn, und bei jedem Fest zu Ehren eines neugewonnenen Kopfes flammt der Kannibalismus neu wieder auf.



Ein menschlicher Unterkiefer als Armband, aus Neuguinea (Südkap?). (Christy Collection, Britisches Museum, London.)

**Kindesmord** war im vorchristlichen Polynesien eine anerkannte Institution. Die Sprache hatte eigne Ausdrücke geschaffen für das Lebendigbegraben, für das Erstechen mit einem Bambussplitter und für das Erwürgen. Auf Tahiti hatten einzelne Mütter zehn Kinder getötet. Der einzige Lichtschimmer in der Nacht dieses Verbrechens war das streng befolgte Gesetz, daß ein Kind dem Tod entronnen war, wenn es einmal eine kurze Spanne Zeit gelebt hatte. Glücklicherweise gab es Fälle genug, wo das natürliche Gefühl der Mutter den Sieg über die Konvenienz davontrug. Missionar **Williams** behauptet, daß mit jedem Mord einer Frucht aus Mesalliancen die Mutter höher im Rang gestiegen sei, bis sie zuletzt eine der Anzahl ihrer Kindesmorde entsprechende Höhe erreichte, die ihr gestattete, von nun an ihre Kinder leben zu lassen. Die Not führte in nicht wenigen Gegenden dieses gesegneten Gebietes zum Kindesmord, mehr noch die Trägheit: oft streiften die Eingebornen bei der Verteidigung des Mordes an Malthussche Prinzipien. Die Unlust, mehr Mädchen als notwendig aufzuziehen, trug ebenfalls zum Kindesmord bei; da nun Krieg, Gottesdienst, Fischfang und Schiffahrt als Thätigkeiten betrachtet wurden, wofür es sich lohnte, Knaben heranzuziehen, so war das Mißverhältnis der Geschlechter so groß, daß oft 4—5 Männer auf ein Weib kamen (vgl. oben S. 252).

# 9. Religion der Ozeanier.

„Das Volk zeigt viel Neigung, etwas sowohl die höchste Gottheit als auch die untergeordneten Götter Betreffendes anzuhören, und hierin und in der Befolgung einiger allgemein anerkannter Vorschriften zur Tugend besteht das Wesentliche ihres Gottesdienstes.“ Joh. Reinhold Forster.

Inhalt: Die Allbeseelung. Die Begriffe Atua, Mana, Ani, Kalit und dergleichen. Götterschöpfung. Heroenkultus. Atua und Oromatuo. Götler des Meeres, der Luft, des Landes, der täglichen Beschäftigungen. Tier-, Pflonzen- und Steinbeseelung. — Kosmogonie und Mythologie. Noturanschauung. Die metophysischen Anfänge. Soge von Papa und Koka. Die Scheidung des Himmels von der Erde. Rangi-Ru und Maui. Moui als Erdbeben-, Feuer-, Sonnengott und -Seele. Der Moui der Hawoiier und der Maori. Wakea. Tangaroo, der polynesische Zeus und Gott der Sonne, der Himmelsfernen, des Horizonts. Tii ols seine Abwandlung. Tane, der Himmelsgott. Hina, die Mondgöltin. Götter des Olymps und des Hades: Hikuleo, Milu, Pele. Die Heroengötter Meru, Moso, Oru, Maru. — Die Priester. Allgemeinheit des Priesteramtes. Priester und Häuptling. Priesterkönige. Priesterweihe. Funktionen des Priesters. — Tempel und Opferstätten. Verschiedenortigkeit der heiligen Orte. Die Gräber ols Verehrungsplätze. Tempel. Mangel eigentlicher Götzenbilder. Verkörperungen der Götter. Die Tii. Steinbilder. Federgötzen. — Gräber und Leichengebräuche. Verweilen der Seele beim Leichnom und am Grabe. Verschiedene Arten der Beisetzung. Schädelkultus. Totenopfer. Lebendigbegrabenwerden.

Allbeseelung ist die breite Grundlage aller Religion bei Polynesiern wie bei Melanesiern. Alles war hier beseelt oder der Beseelung fähig, sogar Geräte. Man muß dabei nicht ausschließlich an veredelnde Beseelung denken. Die Worte Geist oder Seele bedeuten Lebensäußerungen überhaupt. Das Quieken der Ratten, das Sprechen der Kinder im Schlafe heißt in Tahiti Geist. Mit Bewußtsein wurden aber durch das System der verkörperten Schutzgeister Seelen in die Dinge hineingebracht. Darum wird, wie den Seelen der Menschen, Tiere, Pflanzen und Steine, auch den Gerätschaften zu aller Art Handarbeit ein Fortleben in Bolotu zugeschrieben; und so führte dieses System zu dem primitiven Pantheismus, der in dem allgemein ozeanischen Begriff des Atua, Akua, Hotua seine charakteristischste Ausprägung fand.

Atua bezeichnet in Polynesien im weitesten Sinne das Geistige, und tua scheint hier im Sinne von jenseits zu stehen; es ist Gott, vergötterter Mensch, Geist, Seele, Schatten, Gespenst. Bewußt wird das Wort in generischem Sinne gebraucht, gerade so wie Mana in Melanesien, nach Codrington „eine Macht oder ein Einfluß, der in gewissem Sinne übernatürlich ist, sich aber in irgend welcher Art von Kraft oder Vorzüglichkeit äußert, die ein Mensch besitzen mag“. Es hängt nicht fest mit irgend etwas zusammen und kann in fast alles übertragen werden; aber Geister, seien es entkörperte Seelen oder überirdische Wesen, haben es und können es mitteilen. Alle religiösen Gebräuche der Melanesier bestehen darin, Mana zu erlangen oder es sich zum Vorteil zu wenden. Praktisch wird das Jenseits für den Lebenden wirksam entweder durch die Vermittelung der Seelen Verstorbener, die zwischen Himmel und Erde wandern, oder dadurch, daß ein Gott in einen irdischen Gegenstand, sei es zeitweilig, sei es für immer, einging. Dadurch entstanden die Schutzgeister, im praktischen Gottesdienst außerordentlich wichtig; ihre Inspiration wird gewünscht, weil sie das in dem Verkehr mit den Göttern Bolotus Aufgenommene zur Kenntnis bringen. Wenn sie nicht freiwillig kommen, sucht man sie durch Bitten, Opfer, im äußersten Falle durch den Bann des Wahnsinntaumels herbeizuzwingen. Der polynesische Atua kehrt im Ani oder Hani von Ponapé, Kasingl und Kalit von Palau, Anut von Kusaie und Jaris von Tobi wieder. Diese Geisterverehrung, die sich an beseelt gedachte Geschöpfe richtet, scheint an manchen Stellen zu einer reinen Tierverehrung ausgeartet zu sein. So wird auf Mortlock die Bastardmakrele (Caranx) als Kriegsgott verehrt, so sehen die Kurnau in Stipiturus und Malurus Schöpfer der Geschlechter. Daß auch unter Kalit das beseelende Element verstanden wird, geht daraus hervor,

daß toten Gegenständen ein Kalit beigelegt wird: Semper fragten die Palau-Insulaner nach dem Kalit, der in seiner Uhr ticke.

Auf den Neuen Hebriden hausen die Vui in einer Panoi genannten Gegend; sie stehen in Verbindung mit göttergewordenen Vorfahren und werden in Gefahr angerufen. Alle ernstlichen Krankheiten werden dagegen von Zauberei oder dem bösen Einfluß der Atai oder Tamate hergeleitet, die die Seelen der Verstorbenen und als solche von den Vui weit verschieden sind. Kaum hat die Seele den Körper verlassen, so beginnt sie ihre Wanderung, die je nach Stand und Verdienst verschieden endigt. Sie entfernt sich anfangs nicht weit und kann mit vereinten Kräften oft zurückgerufen werden, weshalb die Verwandten am Sterbelager laut und eindringlich den Namen des Verscheidenden rufen; man glaubt, die Seele könne gleich nach dem Tode wieder gefangen werden. In einer Totenklage von den Gilbert-Inseln wird der Tote von seiner Gattin als Vogel angerufen, der seiner Heimat und seinem Adoptivvater zu und immer weiter fliegt.



Ein Ahnenbild (Korwar) aus Neuguinea. (Britisches Museum.) 1/4 wirkl. Größe.

Wo beide, Seelengeister und andere Geister, die nie Menschen waren, auseinander gehalten werden, wie im größten Teile Melanesiens, da bildet sich aus dem allgemeinen Seelenkult die göttliche Verehrung bestimmter Persönlichkeiten leicht heraus. Die Fidschianer unterschieden daher ursprüngliche und deifizierte Götter. Sie beteten zu Bildern verstorbener Verwandten oder verabredeten mit Verwandten, sie, wenn sie zuerst stürben, zu Gottheiten zu erheben. In Gefahr ruft einer den Geist seines Vaters und Großvaters an mit voller Sicherheit, daß er ihn höre. Die Seelen alter Häuptlinge werden nach dem Tode vergöttert und unter Opfern beim Namen angerufen. In diese Geister- und Seelenschar bringt also schon der Rangunterschied ihrer einstigen irdischen Hüllen eine gewisse Abstufung. Das nachirdische Geschick der Häuptlings- und Priesterseelen ist ja hauptsächlich darum höher als das der niedrigen Schichten, weil jenen schon im Leben höhere Kräfte innegewohnt hatten; nun werden sie ohne körperliche Hülle wohl noch kräftiger wirken. Weil die Häuptlingsseelen zu den Sternen gehen, während die anderen an oder in der Erde verharren, werden die Sterne einfach als die Seelen der Abgeschiedenen bezeichnet. Freilich werden sie auf dem Wege aufwärts im Dunkel leicht von bösen Geistern ergriffen und umhergeschleppt. Der Ursprung göttlicher Verehrung reicht oft bis hart an die Erinnerung der Jetztlebenden heran. Krieger verehren den Geist eines Vorkämpfers, dessen Knochen und Haare amulettartig wirken, als Kriegsgott. Große Werke, z. B. die Steinterrassen von Waieo in den Markesas, wurden auf Götter zurückgeführt, und Menschen, die solche erzeugt hatten, zu Göttern erhoben. Vergöttlichung heldenhafter Menschen lag oftmals völlig offen da. Tabuarik, der angesehenste Gott der Gilbert-Insulaner, war früher ein Häuptling; jetzt erscheint er bald als Hai, bald wohnt er über den Wolken und donnert, wobei man das Gesicht seiner Gattin durch die Wolken leuchten sieht. Tamatoa, Häuptling von Raiatea, wurde sogar lebend als Gottheit verehrt. Selbst in die Sagen von den großen kosmogonischen Göttern spielt die Vorstellung herein, daß

sie Menschen gewesen oder wieder werden könnten, und Herabsteigen aus Götterhöhen kommt immer wieder vor.

Die Geister, die nie Seelen waren, erscheinen auf einer höheren Stufe. Von einem Banks-Insulaner der älteren Generation wird ein Vui folgendermaßen erklärt: „Es lebt, denkt, hat mehr Verstand als ein Mensch, kennt Dinge, die geheim und unsichtbar sind, ist übernatürlich stark mit Mana ausgerüstet, hat keine Gestalt, in der es gesehen werden könnte, und keine Seele, weil es selbst wie eine Seele ist." (Codrington.) Vollständig gestaltlos können sie sich aber selbst einen Geist nicht denken; und so behaupten doch manche, sie hätten einen Geist gesehen als Dunst, Rauch oder sonst in einer unbestimmten Form. Solche Geister fahren auch in Menschen. Auf Mota heißt Nopitu sowohl der Geist als ein vom Geist Besessener. Unter Nopitu Vui denkt man sich auf den Banks-Inseln elfen- oder gnomenartige gute Geister. Sie beschenken Redliche und ernähren Arme; ihre Gegenwart verrät ein zarter Gesang wie von Kindern. Die Plätze, wo sie gern verkehren, sind Rongo, also geheiligt, als ob sie tabu wären (s. S. 264). Und wenn sie nun auch selber unsichtbar sind, so gibt dieser Zusammenhang mit irgend etwas Körperlichem die Handhabe, um körperlich mit ihnen zu handeln. Alle auf solchen Plätzen sich vorfindenden Steine, Bäume und Tiere sind ebenfalls Rongo. Der Begriff erstreckt sich auch auf solche Tiere, die häufig in der Wohnung erscheinen, z. B. Eidechsen, Schlangen, Eulen. Auch bestimmte Flußteile können aus irgend welchem Grunde Rongo sein.


Ein Fidschi-Insulaner. (Nach Photographie im Godeffroy-Album.)

Nach dem Gegenstand, wo er wohnt, beurteilt man den Geist, und wer diese Beurteilung versteht, gilt als Vermittler anderer Menschen mit den guten Geistern. Er darf allein die Rongo-Orte betreten und dort opfern. Er thut dies, indem er betet und das Opfer auf einen Stein legt, den man mit dem Geiste verbunden glaubt. Bei einem Feste riefen die Fidschianer die Kinder des Wassers, lockten sie mit Spielzeug, das sie ans Ufer legten, zum Land und bauten hier kleine Dämme, um ihnen das Ansteigen zu erleichtern; aus gleicher Rücksicht durften auf Anaiteum heilige Wege, die von den Natmasenhainen zum Strande führten, nie durch Zäune abgeschlossen werden. Wird aber ein Vui gebeten, einem Feinde Krankheit oder ein anderes Übel zu bringen, so kann er wohl dem Bittenden die Mittel und Wege dazu verschaffen, führt aber selbst das Unheil nicht herbei, weil er ein guter Geist ist.

Bei solchem Überfluß geistiger Wesen bleibt kein auffallendes Naturgebilde ohne Beziehung. So entstanden Tausende von Naturgöttern, die nichts weiter als lokalisierte Geister oder Seelen sind. Gegen 20 Götter regieren allein das Meer (s. Abbildung, S. 37), und unter ihnen

bedienten sich einige des großen, blauen Haies als Werkzeug ihrer Rache. Haie, mit Fischen und Schweinen gefüttert, gewöhnen sich daran, der Küste zu gewissen Zeiten zu nahen; so konnten die Eingebornen versichern, daß sie auf des Priesters Geheiß herbeikämen. Ein berühmter Seegott ist auch Hiro, ursprünglich ein kühner und gewandter Raiatea-Insulaner, der noch so jung in der grauen Götterschar war, daß sein Schädel bis zur Zerstörung des Heidentums zu Opoa gezeigt wurde.

Unter den Luftgöttern, die oft in der Gestalt von Vögeln verehrt werden, stehen obenan zwei Kinder Tangaroas, Bruder und Schwester. Sie wohnen in der Nähe des Felsens, der die Welt trägt; mit Stürmen und Ungewittern bestrafen sie jede Vernachlässigung ihres Kultus. Um Erregung von Orkanen rief man sie an, wenn eine feindliche Flotte im Anzug war. Noch heute glauben viele Insulaner, böse Geister hätten ehedem Macht über die Winde gehabt, da seit der allgemeinen Bekehrung nie so furchtbare Stürme wüteten wie früher. Belebt mit höheren Wesen ist auch die obere Luftregion. Alle Himmelskörper betrachtete man als Götter. Wenn sich Sonne oder Mond verfinstern, so hat sie ein beleidigter Dämon verschlungen; durch reiche Gaben wird er vermocht, das Gestirn wieder zu entlassen. Götter oder Seelen sieht man in den Meteoren: Lamont erzählt von einem Knaben auf Penrhyn, der beim Anblick einer Sternschnuppe weinte, weil ihm darin die Seele eines Ahnen erschienen sei. Feen, die auf den Bergen leben, werden bei nebeligem Wetter sichtbar; den Nebel aber zeugt Rangi (Himmel) mit Papatu Anuku (weite Fläche). Riesen mit Feueraugen leben auf einsamen Inseln, so auf der wüsten Vulkaninsel Manua bei Raiatea. Auf Hawaii gibt es Spukplätze, wo Geisterprozessionen pfeifen; wer sie dort hört, muß sterben. Vorbedeutungen umgeben das ganze Leben mit einem dichten Netze unentrinnbarer Verhängnisse, und der Aberglaube bemüht sich nicht lange um Aufsuchung der wahrscheinlichsten Beziehungen zwischen Ursachen und Wirkungen: die Unterwerfung Tahitis unter französisches Protektorat sagte 1842 ein Sprung in dem Stützbalken des Palastthores voraus.

Schließlich stehen auch geistige Wesen den einzelnen Beschäftigungen vor. Besondere Götter senden die Wanderfische zu bestimmten Zeiten nach der Küste;



1. Heilige Trommel mit Schnitzwerk, von den Hervey-Inseln (?). (Chr. Coll., Lond.) 1/4 wirkl. Größe. — 2. Stab als Geschichtstafel des Stammes Ngati Ranki auf Neuseeland (Brit. Museum, Lond.). 1/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 179 u. 286.

besondere Götter werden von den Fischern angerufen, wenn sie Netze stricken, das Boot besteigen oder auf dem Meere arbeiten. Ebenso haben die Landwirte, die Zimmerer, die Haus- und Bootbauer eigne Patrone ihrer Kunst. Auch über die Spiele wachen fünf oder sechs Götter, selbst über die einzelnen Laster und Verbrechen. Häuptlinge entblöden sich nicht, Hiro als Schützer der Diebe anzurufen auf heimlichen Zügen, die in der 17., 18. und 19. Nacht des Monats am günstigsten ausfallen. Doch von dem gestohlenen Schweine wurde ihm oft nur ein Teil des Schwanzes geopfert mit den Worten: „Hier, guter Hiro, ist ein Stück von dem Schweine; sags nicht weiter!"

Die Neigung zu vervielfältigendem, parallelisierendem Denken ließ die Zahl der Götter wachsen. So manches Glied der himmlischen Schar mutet uns wie ein Erzeugnis der in Bildern sprechenden Priestersprache an; sie kommt einer ahnungsvollen, geistig-sinnlichen Auffassung entgegen. Auf diese Weise mehrten sich die Sagengestalten, denen personifizierende Brüder und Schwestern zur Seite gestellt wurden, bis sie ganze Familien repräsentierten.

Es ist schwer, die individuellen Schutzgeister von denen eines Stammes zu trennen; denn beide werden ähnlich behandelt und sind oft dem Wesen nach dieselben. Hier spielt das Totemsystem herein. Ein Samoaner sah seinen Gott im Aal, ein anderer im Haifisch, wieder andere in der Schildkröte, dem Hunde, der Eule, der Eidechse ꝛc., durch alle Klassen der Seefische, Vögel, Vierfüßer und sonstigen lebenden Wesen hindurch, selbst in manchen Muscheltieren. Er aß unbedenklich von dem Tier, worin der Gott eines anderen Mannes wohnte; die Verkörperung aber seines eignen Gottes zu verletzen oder zu verspeisen, war ihm gleichbedeutend mit Tod. Der Gott rächte dann die Beleidigung dadurch, daß er in den Körper des Mannes fuhr und dort zu dessen Verderben dasselbe Wesen entstehen ließ, wovon er gegessen hatte.

Neben dem Amte, die Hülle der Schutzgeister zu sein, fielen den belebten Wesen bestimmte Aufgaben in der Geschichte der Götter und in deren Verkehr mit den Menschen zu. Viel ist die Rede von einem Baume des Lebens, von dessen höchstem Ast zur Erde herabsteigend Götter den Himmel verlassen. In Tonga wächst dazu der Toabaum zum Himmel. Der redende Baum findet sich neben der Wohnung Ikuleos, des Himmelsherrn; und wenn er den Tod eines Menschen fordert, wird ein Kanoe gesandt, ihn zu holen. Dieser Baum nimmt die Seele, und wenn Menschen am Weltenbaum hervorsproßten, so erhielten sie die Seele aus Himmelshöhen. Die Sage erniedrigte das himmlische Gewächs zu einem Baume, von dem ein Mensch in den Himmel blickte, so in Palau, und ließ es wachsen, damit der göttliche Quat (Banks-Inseln) vor seinen Verfolgern daran emporkletterte. Auch Götterseelen sind in Bäume gebannt; so lernte Maui von seinem Oheim Inaporari die Norobäume, worin seiner Geschwister und sein eignes Leben gebunden, in der Unterwelt durch Anklopfen kennen; und bei den Maori repräsentieren die Bäume den Gott Tane, dessen Kinder die Vögel des Wassers und Landes sind. Auf Tahiti pflanzt man den Baum Ao in der Nähe der Tempelstätten, weil ihn die Götter bewohnen, und aus den zerhackten Splittern des Baumes Aito schuf der selbstentstandene Tangaroa die niederen Götter, ehe er Menschen erzeugte. In Melanesien verehren die Fidschianer Bäume, indem sie Blätter auf die letzte Stelle des Schattens in der Abendsonne werfen. Neben dem Vesibaum, dessen Holz für Kanoes geeignet ist, wird der in Wurzeln ausgebreitete Feigenbaum als Sitz der Götter heilig gehalten, ebenso jede sich gabelnde Kokospalme. Die guten zwerghaften Seelengötter der Veli singen aus hohlen Bäumen. Mit gewissen Blättern reibt man, um Erfolg zu haben, die Waffen; aber auch zum Krankmachen werden in Vate Blätter, die überschatten sollen, neben dem Hause vergraben. Auf den Neuen Hebriden wird dem Pandanus eine besondere Verehrung zu teil: bei heiligen Tänzen erscheinen dort die Neophyten eines Geheimbundes in Pandanusbüsche gehüllt und mit Kränzen von Pandanuslaub umwunden. Auch in Mikronesien verehrt man heilige Bäume, z. B. auf Bygor in Umzäunungen stehende Kokospalmen, weil auf ihre Gipfel die Ani herabsteigen. Der

Kalit, der in Palau die Häuptlingsnamen schuf und ursprünglich im Inneren der Erde wohnte, ist in großen Waldbäumen verkörpert. Ein Strauch vor dem Hause des Königs von Korror gilt als der letzte Abkömmling der aus einem versunkenen Geisterland gebrachten Pflanzen, und in Tapituea auf den Gilbert-Inseln wurden beim Jahresanfang Opfer unter einem alten Mamanibaum gebracht.

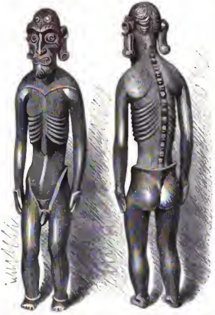
Vögel treten als Feuerträger und -Hüter in der Maui-Sage auf, ebenso in einer Entwickelung der Schöpfungssage des Menschen: durch die Schnepfe oder Lerche, die von ihrem Vater Tangaroa zur Erde gesandt ward, wurden Menschen geschaffen, indem sie Würmer aus der Erde kratzte. Eine andere samoanische Sage läßt durch denselben Vogel die Seelen der Menschen in Vogelgestalt herabbringen. Auch die Samen der nützlichen Pflanzen holt ein Vogel von den Fruchtgärten des Mondes zur Erde. Den Neuseeländern galt der Kakadu als heilig; von übler Bedeutung war es, wenn der Taratavogel über den Zug eines Kriegsheeres hinflog. Die Eule erregte geradezu Schrecken. Es waren als Seelen- und Feuerbringer noch verschiedene Vögel in Polynesien heilig, in Tahiti auch der Reiher und der Otatarevogel. Rote Federn symbolisierten das Feuer, das der Schöpfergott in alle lebenden Wesen legt. Ein Kenner Fidschis sagt: „Wollte man ein treffendes Emblem der alten Fidschi-Religion entwerfen, so müßte man dazu eine schöne Pandane wählen, worunter eine gewaltige Schlange zusammengerollt ihren Schlaf hält, und in deren Nähe ein prächtig gefiederter Hahn mit aller Macht kräht, den Schläfer zu wecken.“ Dieser Vogel, der Ankündiger des Tages, der Bote des Lichtes, der Sonne, der Vogel des Sonnengottes, ist derselbe, durch dessen Verletzung die Söhne Ndengeis einen solchen Zorn des Göttervaters erweckten, daß er eine mächtige Sintflut über die Erde sandte. Große, weiße Muscheln schmückten



Zauberpuppen aus Menschenknochen, geopferte Haarbüschel und Schildkrötenschädel; aus einem Tempel der Admiralitäts-Inseln. (Christy Collection, Britisches Museum, London.) 1/5 wirkl. Größe.

seine Beine, und die schönen Federn waren so zahlreich, daß man, wenn man nur den einen Flügel rupfte, schon damit den ganzen Berggipfel wie mit einem Nebel einhüllen konnte. Im übrigen Melanesien tritt neben der Waran-Eidechse am häufigsten der Nashornvogel auf dem Bildwerk hervor. Das Hamburger Museum bewahrt eine Holzschnitzerei, worauf er mit seinem Zangenschnabel ein Kind aus dem Mutterleib holt.

Von Säugetieren zeichnet sich das Schwein als Fabeltier aus. Zur Bekämpfung des menschenfressenden Schweines in Eiva schifften sich Riesen in Tahiti auf Flößen ein, oder der sonnengeborne Hiro tötete es. Schweine, deren Ställe nur Priester betreten durften, waren die kostbarsten Opfertiere. Auf Nukuhiva hat man die steinerne Nachbildung eines Schweinskopfes mit Menschenknochen gefunden. Dazu kommen tierische Fabelwesen. Das ozeanisch-amphibische Motiv des am Lande lebenden Körpers, der sein seeschlangen- oder aalartiges Ende in das Meer reichen läßt, kommt auf Fidschi und sonst in Melanesien in geschwänzten Göttern vor, wie in den vor Sinleo anbetend liegenden Seelen der Häuptlinge.



Ahnenbilder (stilisiert) von der Osterinsel. (Ethnographisches Museum, München.) 1/10 wirkl. Größe.

Ein eigner Sagenkreis schließt sich wie in Australien um die Eidechsen, die mit der tiefwurzelnden Göttergestalt, mit dem Erdbebengott, in engere Verbindung gebracht werden. Dieser wohnte auf Fidschi in einer Höhle; und als er durch Bezauberungen von dort vertrieben war, blieb die als Spielzeug im Käfig gehaltene Rieseneidechse zurück, bis sie durch den Häuptling Tara getötet wurde. Mit ihr verknüpfte die Sage ein am Waitiofluß in Gestalt einer großen Eidechse erbautes Erdwerk. Eine grüne Eidechse galt bei einem Kriegszug als übles Omen. Auch die Atua erscheinen gern in Gestalt von Eidechsen. Wie die Eidechsen durch die Öffnungen des Körpers gekrochen kommen und Krankheiten bringen, so verursacht bei den Maori der Eidechsengott Moko-Titi Kopfweh. Auch Tane wurde als in einer Eidechse wohnend angesprochen. Die Schlangen fanden bei den Melanesiern von allen Tieren die meiste Verehrung: einige Orte Fidschis waren durch ihren Schlangendienst geradezu berühmt; anderseits zogen die Hattamer auf Neuguinea die Riesenschlange allen anderen Tieren als Speise vor. Unter den Tempelidolen der Papua auf Waigu ist auch das Krokodil zu finden; auf den Häusern der Salomon-Inseln werden Idole, unten Hai und oben Mensch, aufgestellt, um böse Einflüsse fern zu halten. Schädel der für die Ernährung so wichtigen Schildkröten werden in Tempeln aufbewahrt (s. Abbildung, S. 283). Fischköpfige Idole kennen wir von der Osterinsel (s. Abbildung, S. 47), und große Aale sind auf Florida die bevorzugten Wohnstätten der Seelen Verstorbener.

Zuletzt der weitverbreitete Steindienst. In Melanesien gibt es kaum einen heiligen Ort ohne heiligen Stein. Zu allerlei Sagen, die vielfach an abendländisch Bekanntes anklingen, gaben die zerrissenen und zerklüfteten Küstenfelsen Anlaß. Man deutet Felsenmeere als die Walstatt

kämpfender oder inselschaffender Götter, die, vom Tage überrascht, die Felsen liegen lassen mußten. Götter wurden zu Schöpfern großer Steinbilder auf der Osterinsel gemacht. Daran knüpften sich auf den an Steinidolen reichen Inseln Sagen wie auf Tokelau, wo der erste Mensch aus Stein entstand und eine Frau aus Sand unter Einfügung einer Rippe verfertigte; wie auf Tonga Levu, wo ein von Tangaroa gebauter Dolmen die Richtung der Götterreise nach Vavau und Hapai anzeigt. Auf den Gilbert-Inseln wird an einem Stein im Steinkreise geopfert, indem er mit dem Herzblatt der Palme umwunden wird. Fischer verehren aufrechte Steine, und nur aus Felsen bestimmter Art dürfen Idole gefertigt werden. Regensteine werden bei zu viel Regen ins Feuer gelegt, bei Dürre benetzt. Auch sah man in den Steinen die versteinerten Reste von der großen Flut zurückgebliebener Fische. Idole aus Stein, mit Zeug umwickelt, stehen in Mikronesien zur Verehrung; manche davon sind aus weiter Ferne gebracht worden. Auch der als Gott verehrte Tui-Tokelau wohnt in einem mit Zeug umwickelten Stein. Auf Mota sind kleine Steine Heilmittel für Übel aller Art. Nur mit frischgeschlagenen Steinmessern darf in Neuguinea die Beschneidung ausgeführt werden, im Notfall mit einem Bambussplitter. Auch auf Palau fand Kubary ein Götterbild aus schwarzem Vulkangestein. Kleine Ahnenbilder aus Stein trugen die Fischer an ihren Netzen, um Glück beim Fang zu haben. Klippen sind in Fidschi die Geburtsstätte des Gottes Dengeh, in Palau die letzten Reste versunkener Geisterinseln, woraus die riesigen Vorfahren der heutigen Bevölkerung, die Kalits, ins Land kamen. Darunter liegen oft Zauberschätze, so unter einem Riffe Korrors die Koffolwurzel, die, in die Spitze des Kahnes gelegt, die Fahrt von selbst zum Ziele führt.

Verehrung wird auch dem Meere gezollt; alles, was mit ihm zusammenhängt, vor allem Schiffahrt und Schiffbau, wird hochgehalten. Durch den Priester werden auf Nukuor mit geweihter Axt acht Schläge gegen den zum Kahnbau bestimmten Baum gethan, der nur in den drei Monaten, die nach dem Tode des geistlichen Häuptlings verfließen, gefällt und verarbeitet werden kann; bei einem besonderen Feste weihen die Ponapesen alle im letzten Jahre gebauten Boote den Göttern. Das Ruder stellt als Grabzeichen das Symbol der vornehmsten Thätigkeit des Mannes dar, wie die Spindel der des Weibes; und nicht nur die Leichen, sondern auch die Schwerkranken und Altersschwachen wurden auf Tobi in Booten ausgesetzt. Auf Mortlock wird der Meeresgott am höchsten dadurch verehrt, daß man ihm die in der Schlacht Gefallenen zusendet, während die natürlich Gestorbenen in der Erde begraben werden.

Unter dem Hauche der Allbeseelung, der Menschen- und Naturwelt durchdrang, sproßten Götter und Götzen in Masse hervor und führten den Geist der Ozeanier in ein Labyrinth außer- und überirdischer Vorstellungen. Rasse liegt in diesem üppigen Gestaltungstriebe. Nicht zufällig ist Polynesiern und Madagassen eine große Breite der Theogonie gemeinsam, dort extrem polytheistische Mythologie, hier wucherndes Fetischtum. Wenn auch nur ein kleiner Bruchteil dieser Geister zu den Höhen göttlicher Verehrung aufschwebte und die große Masse am Boden haften blieb, so blieb doch die Zahl groß: die Liste der Missionare auf Raiatea enthält nahe an hundert Namen von Göttern. Ob sich einzelne daraus abhoben, hing davon ab, wie der Stamm lebte. In einer klareren Ordnung der Götterwelt spiegelte sich die Sicherheit der Tradition wieder. Daher im allgemeinen mehr Götter im Osten bei den Polynesiern, mehr Geister und Gespenster im Westen bei den Mikro- und Melanesiern. Gerade als das Christentum die Polynesier erreichte, waren sie mitten in einer lebhaften götterschaffenden Thätigkeit; neue Sprosse und Blüten, die ihre aufgeregte Phantasie trieb, fanden einen sichereren Halt teils in den fester kristallisierten kosmogonischen Sagen, teils in einem System von Rang- und Verwandtschaftsordnungen, die naiv die irdischen Verhältnisse vergeistigten. Wo die Neigung herrschte, genealogische Über-

lieferungen an schönen Abenden auf erhöhten Plätzen gemeinsam zu besprechen, wie in Neuseeland, hat die Zeit Organe und Methoden geschaffen (s. S. 64 u. Abbild. S. 281), und die Götterlehre wird festeren Zusammenhang gewinnen als in den Gebieten losen Lebens ohne Organe der Tradition und Priesterstand.

Die obersten der Götter verband Ein Ursprung aus dem allem Dasein vorangehenden Chaos, dem Po; man nannte sie die Nachtgebornen. Halbgötter und Heroen gelangten dann in ihren Kreis, ja sogar Menschen hoher Geburt. Dadurch wird die polynesische Mythologie verdunkelt. Gerade diese Späterhobenen waren oft die Angesehensten im Götterreich, wenn auch örtlich beschränkt. Tiefere Verbindung mit der Kosmogonie dagegen kommt im höchsten Maße einem zu: Tangaroa, als Taaroa und Kanaloa auch auf ferneren Inseln verehrt. Großartig schildert eine Sage auf Raiatea seine durch das All wirkende Macht: wie er zuerst, in eine eiförmige Muschel gehüllt, im finsteren Luftraum umherschwebte und, der einförmigen Bewegung müde, seine Hände herausstreckte, sich aufrichtete, und wie sogleich alles um ihn hell wurde. Er schaute zum Sande der Küste herab und sprach: „Komm herauf!" Der Sand antwortete: „Ich kann nicht zu dir in den Himmel fliegen." Dann sprach er zu den Felsen: „Kommt herauf zu mir!" Sie erwiderten: „Wir sind im Boden gewurzelt und können nicht zu dir in die Höhe springen." Darauf kam der Gott hernieder zu ihnen, warf seine Schale ab und fügte sie der Erdmasse zu, die dadurch größer ward. Aus den Splittern der Schale wurden die Inseln. Dann erzeugte er die Menschen aus seinem Rücken und verwandelte sich selbst in ein Boot. Wie er nun im Sturme ruderte, füllte sich der Raum mit seinem Blute, das dem Meere seine Farbe gab. Und von dem Meere verbreitete es sich in die Luft und ließ die Morgen- und Abendwolken erglühen. Zuletzt wurde sein Gerippe, das Rückenbein oben, auf dem Boden liegend, eine Wohnung für alle Götter und zugleich das Vorbild für den Tempel: Tangaroa wurde zum Himmel.

Nach anderen Traditionen erscheint er als Neptun der Polynesier. Man verehrte ihn auch als Schützer der in Baumkähnen Schiffenden. Und endlich wurde er als Geber des Tempelbildes Schutzgott der Künstler. Nahe genug liegt es ja bei einem Seevolk, den Meergott zum Vater und ersten der Götter zu machen. Während sich unter seinem obersten Walten die Schöpfung von der Pflanze durch Würmer zum Menschen fortentwickelt, werden diese durch den Gott Raio feiner ausgebildet und den Göttern selbst näher gebracht. Dieser Raio, der Ordner des Sonnenwandels und der Stetigkeit der Erde, führt schließlich zum Maui Neuseelands. Durch diese Hinzufügung von Nebengöttern oder Gehilfen wurde seine Stellung mit der Zeit verwischt. Man nannte ihn den Unerschaffenen, den von der Zeit der Nacht her Lebenden und besang ihn folgendermaßen:

| | | |
|---|---|---|
| Taaroa als Wurzelgrund, | Taaroa in weitester Breitung, | Taaroa im Umkreis, |
| Als Unterbau der Felsen, | Taaroa bricht hervor als Licht, | Taaroa hienieden, |
| Taaroa als der Meeressand, | Taaroa waltet im Innern, | Taaroa die Weisheit. |

Öffentlich wurde er nur an wenigen Orten verehrt. Als Weltschöpfer geht Tangaroa mit seinem Weibe, mit dem er einen Sohn und eine Tochter zeugte, die ihrerseits zwei Söhne erhielten, als erster aus dem Po hervor und erzeugte durch Umarmung des Felsengrundes Land und Meer. Als nun die Vorläufer des Tages, der dunkle und der hellere blaue Himmel, zu ihm kamen und ihn um eine Seele für die Erde baten, wies er seinen Sohn Raitubu an, seinen Willen auszuführen. Dieser schuf, indem er einfach zum Himmel und zur Erde blickte, alles, was im Himmel, an der Erde und im Meere ist.

In der ungeheuern Schöpferkraft Tangaroas, der Gutes und Übles unterschiedslos aus sich hervorgehen läßt, liegt schon die Wurzel seiner Verwandlung in ein böses Prinzip. Er verfinstert in Tonga die Sonne und den Mond und tritt uns in Hawaii unter den vier Hauptgottheiten als böser Geist entgegen. Auf Fidschi heißt Tagaloa der Leichengeruch.

Ein anderes Götterbild stellt im Zusammenhang mit Tangaroa die menschenbildende Seite seiner Schöpfung dar: in vielen Traditionen wird als Vater des Menschengeschlechts Tii genannt. Mit seinem Weibe, der Menschenmutter, von einem Nachkommen Tangaroas durch Umarmung des Küstensandes erzeugt, bildete er sich selbst sein Weib; seine Kinder wurden die Stammeltern der Menschen. Auch sollen zwei Tii, des Landes und des Meeres, zu Opoa menschliche Leiber angenommen und die vorher nur von Göttern bewohnt gewesenen Inseln bevölkert haben. Aber die Meinung ging, daß Tii und Tangaroa ein und dasselbe Wesen seien, wie Tag- und Nachtsonne. Auch versicherten einige wie von Tangaroa, so auch von Tii, er sei der erste Mensch gewesen, der nach seinem Tode fortlebend beim Namen genannt worden sei, woher dann auch die Geister der Verstorbenen diese Benennung erhalten hätten. Diese Sage sieht wie eine Erweiterung der in ganz Polynesien verbreiteten Vorstellung von Tangaroa, dem Menschenschöpfer, aus: man ließ ihn mit seinem Weibe nach und nach alle Inseln bewohnen und bevölkern. Tii wird mehrfacher Wohlthäter des Menschengeschlechts durch die Erhebung des Himmels über die Erde, Lähmung des Erdbebengottes, Feuerbringen und Menschenschöpfung. Er schließt sich dadurch eng an Maui an; und folgerichtig tritt er uns auf den Gesellschafts-Inseln als Gott des Lichtes entgegen, von Sonne und Mond miteinander gezeugt.


Ein Götzenbild von Neuseeland. (Christy Collection, London.) 1/2 wirkl. Größe.

So hat sich aus der Kosmogonie die Mythologie entwickelt; sie verdankt auch hier einem dunkeln Erkenntnistrieb am meisten ihr Dasein. Etwas hat der Trieb nach Ordnung der Vorstellungen vom Jenseits dazu beigetragen. Man brauchte auch Herren des Himmels und der Hölle. So wirft der ewig spiegelnde anthropomorphische Gestaltungstrieb Menschengestalten als Träger schaffender und zerstörender Naturmächte vergrößert und verzerrt in den tiefen, leuchtenden Himmel und an den weiten Horizont seiner insularen Heimat. Und echte Polynesier sind es, die dort gigantisch handeln und leiden. Streben nach Herrschaft und Macht, eifersüchtiger Anspruch auf Ehre und Gabe, unerbittliche Rache gegen Vernachlässigung sind allen gemeinsam; moralische Vorzüge, überlegene Weisheit, freiwillige Güte ziert keinen; Verbrechen aller Art finden Vorbild und Aufmunterung in der Geisterwelt. So zieht auch die Höchsten der vermenschlichende Polytheismus auf die Erde herab. Nur in den Anfängen der Schöpfung ist der Trieb thätig geblieben, im Bild eine Ahnung des Ursprungs und Zusammenhangs der Wesen auszudrücken. Die Schöpfung beginnt in größter metaphysischer Tiefe. Hier ist die Mythologie dem Gebären der Wissenschaft nahe. Dichtung und Sagenbild ringen danach, die Rätsel der Welt zu erklären. Vergeblich. Immerhin für das geistige Können der Polynesier ein glänzendes Zeugnis. Sie wären ein hervorragendes Volk, hätte ihre Entwickelung auf anderen Gebieten damit Schritt gehalten. Im tiefsten Grunde kehrt überall im weiten Meereshorizont die Enge insular beschränkten Lebens wieder. Der kosmogonische Anfang selbst folgte dem Gange natürlicher Entwickelung: der Mittelpunkt der Welt entstand durch Aufwerfung des Landes aus dem Urgrund; Inseln späterer Entdeckung wurden durch Heroen hinzugefischt. Im übrigen geht die Ansicht durch, daß die ursprünglichen Naturkräfte, die in göttlichen Personifikationen die Erscheinungswelt aus sich

herausgelassen haben, diese nach einem organisch in sich geschlossenen Entwickelungsprozeß wieder einzufangen streben.

Obwohl einem Anfang entsprungen, kennen die Götter kein Ende: so heißt es in Tonga. Erde, Himmel und alles ist selbst wieder göttlich; daher ist Po, die Nacht, an den Anfang der Dinge gesetzt. Aus den Kreißungen der Po, von der ersten bis zur zehnten Nacht, entstand zuletzt Kaka, als Vater der Geschwister Rangi und Papa, aus deren Umarmung Tane mit acht Brüdern hervorkam. Die Nächte trugen besondere Namen, die von den Priestern tiefsinnig gedeutet wurden. Bei den Maori beginnt die Schöpfung ebenfalls mit der Nacht. Nach ungezählten Perioden erwacht das Sehnen, dann die Sehnsucht, die Empfindung. Dem ersten Pulsieren des Lebens oder Luftschnappen folgt der Gedanke, darauf das Geisteswirken. Jetzt entspringt der Wunsch, der sich auf das heilige Geheimnis oder große Lebensrätsel richtet. Später entfaltet sich aus der materiellen Zeugungskraft der Liebe das Festhalten am Dasein, durchdrungen von der freudevollen Wollust. Zuletzt flutet Atea, das Weltall, im Raume, gespalten durch Geschlechtsdifferenz in Rangi und Papa, Himmel und Erde; und nun beginnen die Einzelschöpfungen an Erde und Himmel. Bastian fragt angesichts dieses türmenden Gedankenbaues: „Ist ein verkleideter Anaximander oder Pythagoras hierher gewandert?" Beziehungen zu den Kosmogonien der Asiaten und Amerikaner liegen sozusagen in jedem Satz. Man braucht nicht an Ru und Buto, Sonne und Nacht der Ägypter, zu denken — jeder kosmogonische Gedanke der Ozeanier hat seine Blutsverwandten im Osten und Westen des Ozeans.

Papa, die Erde, und Rangi oder Ru, der Himmel, diese Geschwister lagen fest aufeinander gepreßt. Indem die Dichtung ihre Scheidung und damit die Wölbung des Himmels über der Erde zu erklären suchte, sproßte die ganze Göttersage daraus hervor, so in Tahiti, anders in Tonga, anders wieder in Samoa. Von Ru-Rongo, dem Himmelsgott, führt zu Tangaroa eine mehr lokale Abwandlung. Kaka, der Bruder Papas, der Erde, vertritt dieser gegenüber den Himmel oder das Licht und erscheint in Hawaii als Wakea und Papas Gatte, der mit ihr viele Geschlechter von Göttern, vor allen die Brüderreihe der Mauis, zeugt. In die Tiefe der See niedertauchend, verband er sich mit der Seegöttin, und als er dann zum Lande zurückgekehrt war, flogen die aus dieser Begattung erzeugten Moavögel (tauchende Seevögel) auf seine Schultern nieder.

Metaphysische Deutungen des vor der Erdschöpfung Liegenden sind nur denkbar bei den zu strengen Überlieferungen durch einen eignen Priesterstand befähigten Polynesiern größerer Gemeinschaft: Hawaiis, der Gesellschaftsinseln oder Neuseelands. Wo nur die gemischten Gesellschaften der Geheimbünde die Lehre überlieferten, da liegt die Schöpfungsgeschichte ganz im Sagen- und Märchenhaften. Die Grundzüge schimmern zwar durch, auch kehren einige Namen wieder; aber der Gedankeninhalt ist doch im einzelnen ein anderer geworden. So mutet es uns wohlbekannt an, wenn von Zimmerleuten und Künstlern auf den Mortlock die Mitte des Himmels unter dem Namen Lageilang als eigenster Schutzgott verehrt wird: das ist seinem Wesen nach Rangi. Noch vertrauter ist uns von Osten her die auf den Gilbert-Inseln zu findende Anschauung vom Himmel als einer der Erde dicht aufliegenden Kugelschale, die ein Heros den Göttern höher schieben half. Seine Schwester unterstützte ihn dabei als Tintenfisch. Auch in anderer Weise erscheinen Bruder und Schwester bei der Weltschöpfung als Vertreter des männlichen und weiblichen Prinzips; so auf den Marianen, Karolinen, auf Palau und anderen.

Der Charakter der melanesischen Abwandlungen polynesischer Göttersagen ist häufig eine spielende, fast novellistische Herabziehung in niedrigere Sphären. Was in Polynesien Mythus ist, wird hier Märchen, verliert dabei an Großartigkeit und gewinnt an menschlicher Zugänglichkeit. Die Urbewohner der Inseln, die den Kalits Mikronesiens entsprechen, sind keine Riesen,

sondern hilfreiche Gnomen, und ihr Haupt Marawa zeigt noch heute armen Leuten, die sich ihm anvertrauen, verborgene Schätze in Felsenspalten. Scherzhafte Wendungen entsprechen dem heiteren Naturell dieser Krausköpfe. Es heißt auf den Neuen Hebriden von dem Menschenschöpfer: Zuerst ließ er die Menschen auf allen vieren gehen, die Schweine dagegen aufrecht. Dies verdroß aber die Vögel und Reptilien: sie beriefen eine Versammlung, wo vor allem die Eidechse eine Abänderung verlangte, die Bachstelze diese lebhaft bekämpfte. Die Eidechse drang durch, kroch auf



Tahitische Idole, aus Holz geschnitzt. (Sammlung der London Missionary Society, London.) 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 302.

eine Kokospalme und sprang von oben auf den Rücken eines Schweines, so daß es auf die Vorderbeine sank. Seitdem gehen die Schweine auf allen vieren, die Menschen aufrecht. Es heißt aber den Wert dieser Überlieferungen mißverstehen, wenn man in den Geistern, im Kern kosmogonischen Gestalten, nur „Märchenhelden" sehen will, wie aus naheliegenden Gründen besonders die Missionare zu thun lieben. Die polynesische Schöpfungssage von der Auffischung des Landes aus der Tiefe des Meeres heißt auf Yap so: Als Mathikethik mit seinen zwei älteren Brüdern zum Fischfang ausfuhr, angelte er erst Feldfrüchte und Taró auf, dann aber die Insel Fais. Der Angelhaken wird von den Priestern bewahrt, und da mit seiner Zerstörung auch Fais untergehen würde, blieben seine Bewohner immer den Drohungen der Häuptlinge von Yap unterworfen.

So kann eine große kosmogonische Vorstellung auf das Niveau der Täuschung und des Aberglaubens hinabsinken.

Der Zusammenhang der Schöpferthätigkeit mit Sonne und Mond, in Polynesien noch so klar, ist in Mikronesien ganz sagenhaft geworden. In Palau erzählt man, daß ein Mann und seine Frau, ihres Aufenthaltes in Palau überdrüssig, nach jenem Stein in Ejmelijk gingen, woher sie stammten, und den Mond anriefen. Als er sich näherte, stiegen sie auf den Nacken einer Schlange und gelangten auf den Mond, wo sie noch heute zu sehen sind. Ebenso veräußerlicht sind andere Sonnen- und Mondvorstellungen. Den Mond essen, wenn er abnimmt, Zauberer in einem Kuchenteig, und die Sonne leuchtet des Nachts in einem anderen Lande. Auf den Palau stiegen einmal vier Männer, als sie die Sonne untergehen sahen, rasch in ein Kanoe. Sie kamen eben an, als sie bei dem Dengesbaum war, und die Sonne frug nach ihrem Begehr. Die Leute sagten, sie kämen, sie zu besuchen, und wurden angewiesen, das Kanoe treiben zu lassen, selbst aber ihr nachzutauchen. Die Insulaner thaten das und fanden sich in einem unbekannten Land in einem gut gebauten Hause, wo die Sonne sie bewirtete. Die in den Schüsseln aufgetragenen Speisen waren winzig klein, wurden aber durch das Essen nicht weniger. Zuletzt bereiteten sich die Leute zum Abschied vor; da aber ihr Kanoe weggetrieben war, so nahm die Sonne ein dickes Bambusrohr, das in Palau noch unbekannt war, und schloß sie darin ein. Die Sonne befahl dem Rohre, nach Ngarginkl zu treiben, die Leute kamen auch glücklich an und wurden die vier höchsten Häuptlinge. Das Bambusrohr aber trieb nach Ngarekobasanga: da stehen heute Wälder von Bambus, auf Peleliu keine. Aber im Andenken an ihre That ist es den Leuten von Ngarginkl gestattet, dort Bambus zu holen.

Die Geburt des Schöpfers aus dem Stein oder der Erde ist der Anfang der fidschianischen und neuhebridischen Kosmogonie. Dengehs Priester weisen auf einen Felsen, der aus einem Fluß am Fuße der von Gott bewohnten Berghöhen aufsteigt: dieser Fels sei sein Vater. Die Deutung liegt in der Verbindung des Vaters Himmel mit der Mutter Erde. So geht bei den Banks-Insulanern der oberste Gott Quat aus einem Steine hervor, der seine Mutter war, und schafft nun mit Hilfe seines Genossen Marawa die übrige Welt. Marawa wird in allen Notfällen zusammen mit Quat angerufen und ist als der sagenreiche Maui Neuseelands und Hawaiis unschwer wiederzuerkennen. Der dem Untergang geweihte Quat ward dazu vermocht, einen Muskatnußbaum zu ersteigen; kaum erreichte er die Spitze, so wuchs durch die feindlichen Brüder der Baum höher und höher und ward im Umfang so stark, daß Quat nicht wieder hinabkommen konnte; doch Marawa, die Not des Freundes erkennend, wehte einen Faden oder ein Haar von seinem Haupte zur Erde. Das ist die Sonne; und der Himmelsbaum ist derselbe, über dessen Spitze weg sich in einer anderen Sage die ganze Gruppe der Tangaras vor der Wut eines feindlichen Geistes rettete.

An Vulkanausbrüchen und Erdbeben reiche Inseln müssen der Ort sein, wo sich um die Kraft des eingeschlossenen Feuers Mythen in reicher Fülle winden. So schrieb man ihr auf den Markesas eine lebenzeugende Wirkung zu und verehrte dementsprechend Maui als Weltschöpfer. Nachdem Nukuhiwa durch Götterkraft aus der Unterwelt emporgehoben worden, gebar eine Frau die See sowie die Keime der Tiere und Pflanzen, während die in Höhlen eingeschlossenen Menschen und Fische durch eine vulkanische Explosion herausgeworfen wurden. Die Verschmelzung des unter- und überirdischen Feuers zu einem einzigen Erdbeben-, Feuer- und Sonnengott liegt bei so hoher theogonischer Stellung nahe; das vielgestaltige, bewegliche Wesen des Feuers, der Wärme, öffnet der Phantasie ein unermeßliches Feld. Der hawaiische Prometheus Maui, der Feuer von der Sonne holt, ist auf Samoa zugleich der Erdbebengott und auf Raiatea der Schöpfer der Sonne, auf den Markesas der alles Lebendigen. So ergibt sich auch ein Grund für seine hohe

Stellung aus der Sonderung, die die Maori zwischen Ru, ihrem Gott der Erdbeben und des vulkanischen Feuers, und dem Feuergott Mauika machen, der allen lebenden Dingen innewohnt: Maui ist hier der Feuerbringer und der Beseelende. Um ihn spinnt sich ein Gewebe von Sagen prometheisch-titanischen Charakters. Das Wort „maui" bezeichnet gebrochen, zerschlagen: Maui war vom Erdbebengott Tati beim Feuerholen ein Arm abgeschlagen oder abgedreht worden. Dies kehrt in den verschiedensten Abwandlungen wieder. Seine Brüder, vervielfältigte Mauis, erschienen in doppelter Form: als Halbgötter und auf der Erde. Aber das Feuerbringen blieb stets die von der Sage mit Vorliebe behandelte That Mauis. Nachdem er das Feuer durch rot gefiederte Vögel erlangt hatte, vollendete er seine prometheische Laufbahn, indem er, durch böse Geister mit seinem Vater Kane verfeindet, diesen und dessen Bruder Kanaloa im Rätsellösen besiegte, angriff und außer ihnen noch ein ganzes Heer von Geistern bewältigte. Kane und Kanaloa flohen aus dem Tempel in die Höhe, und Maui wollte ihnen folgen, als er sich plötzlich von einem Wurfgeschoß auf der Brust getroffen fühlte; dadurch verlor er seine übernatürliche Kraft und siechte als sterblicher Mensch bald darauf an Krankheit hin. Welches Bündel von weltgültigen Gedanken und Bildern! In anderer Weise wird Maui auf den Gesellschaftsinseln in Berührung mit der Sonne gebracht, indem man ihn als Priester, der den Gottesdienst beendigen wollte, die eilende Sonne an ihren Strahlen festbinden läßt. Auf Hawaii brachte er die nach Tahiti geflüchtete Sonne zurück und schlug ihr ein Bein ab, damit sie langsamer gehe und seiner Mutter die Wäsche trockne. Und endlich finden wir ihn sogar als der Proserpina verwandten Gott, um dessen Rückkehr aus der Unterwelt man jährlich beim Erntefest auf Nukuhiwa betete. — Überall wird das Feuer nur gegen den Willen der Götter zur Erde gebracht. Ein aus dem Himmel gestoßener Gott erhält es auf Ulea durch Drohungen von dem alten Weibe Mafuike und bringt es nach Fakaafo, wo bis dahin die Speisen roh gegessen worden waren. Seitdem darf das Feuer dort, weil dem Gott des Tages heilig, nur bei Fischfang oder Entbindung des Nachts entzündet werden. An das Feuermachen durch Reibung zweier Hölzer erinnern die Sagen auf Tokelau und Palau.

In diese Reihe der großen Götter Polynesiens fügt sich Tane, Kane ein, der in nächster Verwandtschaft mit Rongo, Rangi oder Ru, dem Himmel oder Himmelsträger, steht. Nach der Trennung des Himmels und der Erde schmückte Tane den Himmel mit Sternen und stellte auf der Erde die krüppeligen Kinder als Bäume auf. Er erscheint also als Gehilfe und Vollender der Schöpfung. Eine andere Sage läßt ihn den ersten Menschen oder seinen Vorfahren schaffen. In noch wesentlicherer Funktion löst er in der Sage der Maori die wichtige Aufgabe, seine Eltern Rangi, den Himmel, und Papa, die Erde, zu trennen und den Himmel emporzuheben. Als er dann in den Himmel stieg, um eine Frau zu suchen, erfuhr er, daß es dort nur Eine Frau gebe, erhielt aber von seinem Vater Rangi den Rat, zu seiner Mutter zurückzukehren. Dort bildete er aus der Hüfte das Weib Hine und zeugte mit ihr eine Tochter. In Tane ihren Vater erkennend, flüchtete diese beschämt zu seinem Bruder und verwandelte sich im Zank mit Tane in die Urahnin Hinenuitepo (Nacht), während Tane auf der Erde blieb. Indem Tane seine Tochter überall suchte, fand er Rehua, seinen Bruder, das alles belebende Feuer, im obersten, zehnten Himmel. Dieser Besuch bei dem belebenden Feuer scheint Tane an den Prometheus-Titanen Maui anzuschließen, zumal er auch das Wasser des Lebens zum Schutz gegen Meru suchte und als der Vater der Vögel galt; beides hat er aber auch mit Tangaroa gemein. — Rehua war in Tahiti ein echter Sterngott, der Stern des Jahresanfangs, der die Zwillinge nebst den Plejaden zeugte und als Herr des Jahres galt. Sohn des Himmels ist der Morgenstern, der Leiter der Schiffer, während der Abendstern als Sohn der Sonne, die Sternschnuppen als Atua und die Zwillinge als Menschensöhne bezeichnet wurden, die sich in den Himmel gerettet hatten, weil sie ihre Trennung fürchteten.

Eng verbunden mit dem krausen mythologischen Gedankenbau und doch wieder eine Welt für sich sind die polynesischen Vorstellungen vom Jenseits, ein etwas veredeltes Spiegelbild des irdischen Lebens, doch dem Diesseits viel näher als der Welt der Götter. Nur der Herr der Unterwelt wird mit ihnen in einer Linie verehrt: Jkuleo oder Hikuleo, Mauis jüngerer Bruder, Herr von Bolotu, des Himmels der Edlen, Gott und Führer ihrer Seelen. Neben seinem Himmelspalast sprudelt die Quelle des Lebenswassers, die die abgeschiedenen Fürstenseelen zu neuer Lebensfrische erweckt, Tote belebt, Kranke heilt. Oder er weilt in einer Höhle von Bolotu, die er nur nach der Länge seines mit der Erde verwachsenen Schwanzes verlassen kann, mit seinen Frauen und Kindern schwelgend und die Seelen der Häuptlinge und Matabulu zum Dienst zwingend. Da ein Durst nach Seelen zu seinen Haupteigenschaften gehört, aber durch eine von Söhnen Tangaroas geleitete Auswanderung seinem Reich Unterthanen entzogen worden sind, so suchte er sie aus Tonga durch Herbeirufung der Fürstengeister wieder an sich zu ziehen. Im besondern hat er es auf die Erstgeburten edelsten Geblütes abgesehen: einst trat ein solches Sterben unter diesen ein, daß Hikuleos Fesselung durch Maui in der Erde und Tangaroa im Himmel nötig ward. Als Siuleo tritt er in Samoa an die Spitze der Krieger, die er zum Siege führt, wenn er ihre Opfer günstig aufnimmt; als Milu und als Wakea, zwei homologe Hälften Eines Gedankenbildes, kennen wir ihn in Hawaii. Die hier auf ihn und seine schattenhaften Gesellen sich beziehenden Sagen mögen uns die Mosaiksteine zu einem Bilde des Hades und Paradieses der Polynesier liefern. Milus Reich der Unterwelt wird fortdauern ohne Ende und hat von Anfang an bestanden; die Nachrichten darüber brachten Scheintote zurück (vgl. die hawaiische Hadessage, S. 38). Es ist flach und fruchtbar, auch einigermaßen hell; alles wächst da von selbst. In Milus Palasthof ist Gelegenheit zu aller Art Ergötzung. Milu selbst wählt die schönsten unter den ankommenden Frauen für sich, die dann für alle anderen Akua tabu sind. Ein zweiter Herrscher der Unterwelt ist Wakea, dessen Reich später begründet ward als das des Milu. Beide Reiche sind tabu: man kann nicht aus einem in das andere gelangen. Wakea herrschte auf der Erde, bevor er Gott wurde; auch Milu war ein Mensch, aber minder gut gewesen: in der Unterwelt beherrscht Wakea die hohen, Milu die niedrigeren Seelen. Die abgeschiedenen Seelen entschweben in der Richtung der untergehenden Sonne nach den Inseln Kanes und springen entweder von einem Felsen ins Meer oder verschwinden durch ein Loch in der Erde. In Oahu wird ein Ort in der Nähe des Westkaps als diese Stelle genannt; die Erinnerung an die ähnlich gelegene heilige Stelle Palaus liegt nahe. Aber die Seelen kommen nicht gleich in das Jenseits, sondern wandern einige Zeit an den Grenzen und können, wenn sie nur scheintot sein sollten, in die Oberwelt zurückkehren. Daher wird die frisch abgeschiedene Seele gefürchtet, weil ihre noch halbkörperliche Erscheinung bis zum Wahnsinn erschreckt. In Milus Reich vergnügen sich die Seelen mit geräuschvollen Spielen; bei Wakea herrscht weihevolle Ruhe. Der Ort für die Qual der Bösen, der als die Nacht des fortdauernd langen Todes und als dunkler, tiefer Platz an der Rückseite des Himmels, wo die Sterne hängen, bezeichnet wird, dürfte wohl aus einem fremden Gedankenkreis hierher getragen sein.

In Hawaii war es, wo sich, befördert durch großartige vulkanische Erscheinungen, Sagen von einer unterweltlichen Feuergöttin, Pele, zu einem Mythenkreis formten, der an die Hadessagen anklingt. Weniger tiefgehende Beobachter schreiben ihr als der mächtigsten aller Götter nicht nur das vulkanische Feuer, sondern auch die hawaiische Sintflut zu. Als Pele ihre Reise nach Hawaii, zu jener Zeit eine ungeheure Öde und Wüste, zwar mit den heutigen Bergen, aber ohne süßes Wasser und selbst ohne das Meer, antrat, gaben ihr die Eltern das Meer mit, damit es ihre Boote trüge, und während sie auf Hawaii zusegelte, stieg die Flut, bis nur noch die höchsten Spitzen der Bergriesen sichtbar waren; aber bald darauf sank das Meer wieder, bis es

seinen jetzigen Spiegel erreichte. Pele zog sich mit ihren schreckensreichen Brüdern und Schwestern, dem Fürsten des Dampfes, dem Blitz, dem Donnermann, dem Feuerspeienden, der Bootzerbrecherin mit Feueraugen, der Himmelsspalterin rc., in die Feuerberge zurück. In dem Getöse der Lavawellen hört der Kanaka ihre Stimmen. Pele wechselte oft ihre Sitze; vom Meergott Moana vertrieben, wohnt sie jetzt im Kilauea, dem einzigen gegenwärtig thätigen Vulkan der Gruppe. Auch nach der Bekehrung der Insulaner zum Christentum blieb der Krater des Kilauea noch lange mit strengem Tabu belegt. Bis zur neuesten Zeit haben Fremde bemerkt, daß ihre eingeborenen Führer mit unbedecktem Haupte kleine Opfer, wie Glasperlen, Korallen, Muscheln rc., mit dem Gruß: „Aloha Pele!" in den Feuersee warfen; und als Andenken an die einst mächtige Göttin mögen die haarähnlichen Glasfäden, „die Haare der Pele", gelten, die nur im Krater des Kilauea gefunden werden.

Die Phantasie der Melanesier schwang sich nicht zu großartigen Leistungen in der Ausschmückung der seligen Gefilde auf; doch stattete sie den Weg dahin mit vielen und mannigfaltigen Hindernissen aus. Der Name Mbulu der Fidschianer deutet auf das tonganische Bolotu; sogar das hawaiische Ballspiel kehrt in Neukaledonien als Spiel der Seelen mit Orangen am Meeresgrund wieder. Auf dem Wege nach dem Hades liegt zunächst eine Stadt, durch deren sämtliche Häuser die Schatten wandern, weshalb die Thoröffnungen alle in einer Richtung liegen. Dann müssen sie an einem Riesen vorbeigehen, der mit seinem großen Steinbeil alle zu treffen sucht; die Verwundeten müssen ewig als Geister im Gebirge umherirren, die dem Riesen Entkommenen erhalten nach ihrer Freisprechung durch Ndengei Erlaubnis, sich am Geruch der Menschenopfer zu ergötzen. Am schlimmsten geht es den Seelen der Unverheirateten. Auf sie lauert Nangga-Nangga und, sobald er eine erfaßt hat, hebt er sie mit beiden Händen empor und wirft sie auf einen Felsen nieder, so daß sie entzweibricht. Darum war bei den Stämmen Fidschis die Erdrosselung der Witwe üblich, weil der Gott die männlichen Geister, die ohne Weib kommen, für Hagestolze ansieht. Stirbt das Weib vor dem Mann, so legt der Witwer seinen abgeschnittenen Bart unter die linke Achselhöhle der Leiche als Zeugnis. Der den Eintritt ins Jenseits wehrende Kämpfer tritt uns auch sonst in Melanesien entgegen. Salatau sucht am Eingang des Hades der Vate-Insulaner die Eintretenden mit Keulen auf den Kopf zu schlagen. Es ist wohl derselbe Geist, der in Fidschi als Samujal oder Samu und als Ravujalo der Seele auflauert, um sie mit seinen Brüdern zu essen. Die Seelen der Gemeinen erliegen, die der Edlen gehen nach Mbulu ein. Diese gehen zu den Höhen eines Berges und finden in einem Abgrund Vater und Sohn mit einem Ruder in der Hand; fragen sie, so werden sie hinabgestürzt und müssen durch die See nach dem Jenseits schwimmen. Warum Vater und Sohn mit Ruder in der Hand, wenn die Seelen doch schwimmen müssen? Man hat der Seelenfergen Sinn vergessen. Nur auf Fidschi nicht, wo die Einsteigeplätze der Seelen nordwestlich liegen und wo man Westwind von Galongalo, dem Ort des Schwimmens her rauschen zu hören glaubt. Nach dem Tode ihres Königs gehen die drei ältesten Männer des Stammes mit Tüchern in der Hand an das Ufer des Flusses, um der Seele Geleit zu geben. Dort rufen sie laut nach dem Fergen und warten, bis sie eine größere Welle auf das Ufer zurollen sehen, das Anzeichen des unsichtbaren Kahnes. Sogleich wenden sie ihr Gesicht ab und rufen: „Steige ein, Herr!"; dann gehen sie so schnell wie möglich davon, denn keines Lebenden Auge darf der Einschiffung zusehen. Die Leiche selbst wird wie gewöhnlich begraben.

Die vom Jenseits ausgeschlossenen Seelen kommen um oder kehren zurück, um, wie die beim Seelenkampf Verwundeten, auf der Erde ruhelos umherzuschweifen. Und das gleiche Schicksal ist denen bereitet, die mit dem ins Grab mitgegebenen Walfischzahn nach dem Baum von Takivelajawa werfen, ohne zu treffen, ferner nach fidschianischer Sage untättowierten Frauen und

Geizigen. Auch sondert sich dieser gefahrenreiche Seelenweg in Stationen, auf deren jeder die Seele noch einmal stirbt. Geizhälse, Mörder und andere Sünder werden nach dem Glauben der Salomon-Insulaner einer Läuterung dadurch unterzogen, daß sie in häßliche Kriechtiere, Schlangen, Kröten rc., verwandelt werden. Ähnliche Spuren undeutlicher Vorstellungen von Lohn und Strafe in der Ewigkeit sind überall zu finden. Ursprünglich ist aber wohl die Vorstellung der Fidschianer nicht, daß die Seelen vor Dengehs Richterstuhl zu treten haben.

Gewöhnlich steigen die Seelen mit der Sonne in den Ozean, um am nächsten Tage bei ihrem Aufgang in die andere Welt zu gelangen. Daher liegen die Inselvorsprünge, von wo aus die Seelen den Sprung ins Dunkle wagen, im Westen.

Wo, wie bei den Fidschianern, zwei Seelen jedes Menschen und Dinges: der Schatten und das Spiegelbild, unterschieden werden, geht nur die dunkle zur Unterwelt, während die dem Spiegelbild gleichende am Grabe bleibt. Man will damit das Wiederkommen im Traum erklären. Die andere Vorstellung setzt der Seele auch im Jenseits ein Ziel, indem sie auf die höchste Stufe des Lebens in Mbulu die Vernichtung folgen läßt; aber diese Vernichtung personifiziert sich und nimmt in anderer Tradition den Charakter des Häuptlings der Seelen in Mbulu an, der also dann wahrscheinlich als seelenessender Gott gedacht wird. Andere aber lassen die Seelen an ihrer Stelle bleiben, bis die Erde durch Feuer zerstört und erneuert ist.

In den Hauptzügen ähnelt die melanesische Geister- und Götterlehre sehr der polynesischen. Man geht nicht zu weit, wenn man sagt, daß das Grundgewebe der melanesischen Mythologie aus polynesischen Fäden bestehe; eigentümliche Züge sind nur hineingewoben, beruhen häufig auch in einer Abschwächung schon vorhandener Fäden und Farben. Bei der Mannigfaltigkeit der Götter im polynesisch-melanesisch-australischen Gebiet ist wenig Gewicht darauf zu legen, wer an der Spitze steht: von Insel zu Insel ändern sich Name und Würde des Herrn der Götter. Nur in den Erzählungen von der Weltschöpfung und von der Unterwelt ist mehr Stabilität zu erkennen. Auf Fidschi gilt als das Haupt aller Götter und Menschen Dengeh, Tengei oder Ndengei. Dengeh soll sich anfänglich frei umherbewegt haben, dann aber als Schlange mit seinem geringelten Schwanz in die Erde verwachsen sein. Darin gleicht er dem tonganischen Herrn des Seelenheims und Dianua, dem Herrn der Seelen in Neukaledonien. Seitdem ist er Erdbeben-, Sturm- und Jahreszeitengott. Man sagt, daß, sobald sich Dengeh schüttle, fruchtbare Regen fallen, an den Bäumen köstliche Früchte hangen und die Yamsfelder eine vorzügliche Ernte liefern werden. Dengeh ist aber auch ein Gott des Zornes, der sich in schrecklicher Weise kundthut. Er straft und züchtigt sein Volk, bald durch Vernichtung der Ernte, bald durch Fluten; ja, er könnte mit Leichtigkeit die Menschen von der Erde vertilgen, denn seitdem er in den Tiefen der Erde wohnt, plagt ihn so unersättlicher Hunger, daß er die ganze Welt in sich hineinziehen und verschlingen möchte. Je nach dem Verwandtschaftsgrad mit Dengeh zerfallen in Fidschi die Götter in verschiedene Klassen. Man spricht, wie in Polynesien, von der Götterfamilie; von Vater, Sohn, Tochter; Mautu-Maui, der Schöpfungsgehilfe Dengehs, wird Brotfrucht und Sohn des obersten Gottes genannt. Daneben hat Dengeh noch mehrere Söhne, die Gebete für ihn empfangen; die Enkel sind Götter der Landschaften, die entfernten Verwandten untergeordnete Götter der Stämme. Symbolisierungen von Eigenschaften oder Gaben, in roher Üppigkeit an Indien erinnernd, sind unter ihnen: die mechanische Geschicklichkeit mit acht Armen, die Weisheit mit acht Augen, Waluwakatini mit achtzig Magen. Auch die zwei Seelenfergen und die aus dem Ellbogen geborene Rokomutu werden als Dengehs Kinder angesprochen, wofür die Schöpfungs- und die Sintflut-Sage die nähere Begründung liefern.

Die Menschen werden aus Steinen oder Erde von dem Schöpfergott und seinem Genossen geschaffen, oder sind einfache Nachkommen der Götter selbst, von denen immer zuerst ein Weib,

dann ein Mann erscheint; aus ihrer Verbindung entstehen die übrigen himmlischen und irdischen Wesen. Auf den Banks-Inseln bildet Quat ein Wesen durch Flechten aus biegsamen Zweigen und erkennt plötzlich an dessen Lächeln, daß er ein Weib geschaffen. Wo Dengeh als Menschenschöpfer auftritt, steht ihm sein Sohn Mautu (Maui) als Gehilfe zur Seite. Jener hatte das erste Menschenpaar aus den Eiern der Schnepfe (Kitu) geschaffen, sein Sohn bildete es bis zur Zeugungsfähigkeit weiter. Die Schöpfung des Menschen geschieht, wo sie nicht durch den Sündenfall unmittelbar an die Götter angeschlossen wird, auch in Mikronesien aus unbelebtem Stein. Auf Fakaafo bildete der erste Mann, aus dem Stein entstanden, aus Lehm die Arme und Beine seiner Gefährtin, Ivi, in deren Leib eine seiner Rippen eingeschlossen wurde; daraus entstanden alle anderen Menschen. Auf Palau schuf das Götterpaar Irakaderngel und Esluajugadassakor die Menschen, indem er die Männer, sie die Weiber erzeugte. Die schamhafte Schöpferin weigerte sich, ihr Werk zu zeigen, während der Schöpfer das seine frei sehen ließ. Seitdem tragen alle Frauen eine Schürze aus Pandanenblättern, während die Männer nackt gehen. Auch die seelische Disharmonie beider Geschlechter wird schon auf diese frühe Zeit zurückgeleitet; denn, als das Schöpferpaar von seinen Geschöpfen je ein Paar zusammen auf die Seite legte, geschah es, daß viele nicht zusammen paßten und auseinander fielen. Die ersten Erzeugnisse waren übrigens lauter Kalit, Riesen an Leib und Kraft und reich an Fähigkeiten, die den heutigen Menschen fehlen: von ihnen lassen die Bewohner von Ascension die Steindenkmäler ihrer Insel erbaut sein.



Ein heiliger Ort in Dore, Neuguinea. (Nach Raffray.)

Aus der Götter zweiter Reihe ist am häufigsten der **Kriegsgott** den höchsten und ältesten an die Seite getreten, wiewohl gerade ihm der Heroencharakter deutlich aufgeprägt ist. Auch seine Wandlungen sind merkwürdig. Meru erscheint auf Samoa als Gott des Blitzes und des Donners und geht in den Kriegsgott Meso und Moso über, der an den Oro der Tahitier erinnert. Wenn auch später an Mauis Stelle als Vollender der Schöpfung verehrt, ist er doch menschlichen Ursprungs. Maru sendet in Neuseeland den Regen, aber auch Erdbeben. Man erkennt ihn im rötlichen Planeten Mars und verehrt ihn auf der Südinsel als Kriegsgott, dem die Erschlagenen

zum Opfer gebracht werden. Daneben hatten die Feld- und Erntegötter die größte praktische Bedeutung. Ein Teil ihrer Eigenschaften konnte auf Tangaroa, Tu, Tane übertragen, mit und in diesen verehrt werden. Es gab da günstige und schädliche Götter. In Tonga wurde einer beim Pflanzen und Ernten verehrt, ein anderer um Bewässerung der Felder angefleht. Aber die Windgöttin stürzte, wenn mißachtet, die Pflanzungen um. In Neuseeland wurde das Bild Tikis, des ersten Menschen, bei der Ernte verehrt.

Heben wir zum Schluß einen aus der Schar der Heroen heraus. Mächtig tritt uns Tawahaki, Stammvater der Maori, entgegen, dessen Thaten so groß waren, daß sich eine Himmelstochter zu ihm gesellte. Als diese nach der Geburt eines Kindes zum Himmel zurückfloh, kletterte auch Tawahaki in einem Spinngewebe empor. Seine Schwäger brachten ihm jedoch Wunden bei, und um sich zu rächen, rief er eine Flut hervor. In der einen Überlieferung heißt es: im Zorn auf das kristallene Himmelszelt stampfend, zerbrach er es, und die Flut brach hervor. In der anderen Sage aber betet der Held, von seinen Verwundungen durch seine Frau Hirepiripiri wiederhergestellt, zur Vernichtung seiner Feinde die Flut herab. Seitdem wurde Tawahaki als Seelenführer, der die Seelen der gestorbenen Häuptlinge von der Erde in den Himmel führt, beim Begräbnis gesühnt. Erdenstampfer treten uns auch in Tonga entgegen: Huanaki und Fao schwammen von Tonga nach Niue, stampften auf die Insel, um sie höher aufsteigen zu lassen, und riefen durch ein zweites Aufstampfen die Pflanzen hervor, aus deren einer das erste Menschenpaar entstand.

Das Herabsteigen der Himmelsbewohnerinnen zu den erdgeborenen Helden kehrt in anderer Form in vielen polynesischen Sagen wieder. Als es Langis, des Himmelsherrn, Töchtern im leeren Hause zu einsam wurde, machten sie sich neugierig auf, das Volk da unten auf der Erde näher anzusehen. Gerade waren die Fürstensöhne zum festlichen Kavatrinken versammelt, als die Göttinnen niederstiegen und durch ihren Schönheitszauber rasch blutigen Streit und Kampf entfachten. Bis nach Bolotu drang das grause Getöse, so daß die Götter in ihrem Versammlungssaal aufschreckten; rasch eilte Langi, die Störenfriede zu strafen. Doch die älteste Tochter war bereits von den erhitzten Rivalen im wilden Umherzerren zerstückelt worden, und der jüngsten schlug der erzürnte Vater selbst das Haupt ab. Dieses, in die See geworfen, ward zur Schildkröte; seitdem ist diese den Häuptlingen als Speise verboten.

Die Sage vom Sündenfall, der die göttergleichen Menschen sterblich macht, kehrt in der Abwandlung einer weltweit verbreiteten Form wieder. Während früher der Greis einfach die alte Haut abstreifte und in neuer, verjüngter Gestalt erschien, starben auf den Salomon- und Banks-Inseln alle lebenden Wesen so: Eine alte Frau warf in gewohnter Weise ihre Haut ins Wasser. Doch blieb sie an einem vorstehenden Busche hangen. Die verjüngte Mutter kehrte nun nach Hause zurück. Da aber ihr Kind sie nicht wiedererkennen wollte, mußte die alte Haut wohl oder übel gesucht und wieder übergezogen werden. Seitdem stirbt jedermann. Auf Lifu kam der Tod mit der besten Frucht der Insulaner, der Yamswurzel, in die Welt. Als von den in Tiere verwandelten Söhnen des ersten Menschen die Ratte aus den Pflanzungen des im Erdmittelpunkt lebenden Greises durch ein Loch die Yamswurzel auf die Erdoberfläche brachte und diese gepflanzt wurde, begannen die Menschen zu sterben, weil für das gestohlene Nahrungsmittel Menschenleben gefordert wurden. An Sündenfall erinnert es auch, wenn Gott Nobu Erromango für immer verläßt, nachdem er die Menschen geschaffen hat. Auf Vate wird erzählt, daß die Bewohner während der Abwesenheit Nugerains eines Tages dessen große Muschelschalen verbrannten und zur Strafe zum Sterben verurteilt wurden.

Dem Sündenfall der Menschen entspricht eine Periode allgemeinen Verfalls und Herabsinkens der Götter. Dabei spielt die Tierwerdung des Hauptgottes eine so große Rolle, daß man darin eine Rechtfertigung der sinnlosen Tierverehrung sehen darf. In Fidschi erzählt

man von Dengeh: Als er sich einmal in einem klaren Bache beschaute, war er überrascht, wie häßlich er sei. Deshalb nahm er die Gestalt einer Schlange an; „denn wenn ich ein häßlicher Mensch bleibe, werde ich verachtet sein; wenn ich aber eine Schlange bin, wird jeder mich fürchten und mir gehorchen". In der Bevorzugung des Tier-Idols liegt wahrscheinlich etwas Späteres vor, eine Rückbildung. Die reinere und höhere Verehrung eines Herrn sank zu der eines Reptils herab, an Stelle von heroischem Mut und Weisheit trat die Furcht. So sind auch die Halbgötter Erzeugnisse verderbterer Zeiten, die, mit den alten Göttern unzufrieden, andere suchten. Auf Fidschi begab sich eines Tages ein Häuptling auf die Berge und rief: „Wer will mein Gott sein?" Als keine Stimme antwortete, stieg er an das Meer hinab und wiederholte den Ruf. Da antwortete ihm eine Schlange: „Ich will dein Gott sein." Der Häuptling war bereit, die Schlange anzuerkennen, und ward ihr Priester. Auch in Schlangengestalt war die Verehrung nicht andauernd; denn als sich Dengeh, mit dem Ende seines Schlangenleibes in den Urgrund versteinert, in der Höhle von Raki Raki zum Schlafe niedergelegt hatte, wurde er nur noch von seinem alten Diener Uto besucht, der indes bei der zunehmenden Lauigkeit der Verehrer meist mit leeren Händen kam.

Ohne erkennbaren tieferen Zusammenhang mit den übrigen mythologischen Vorstellungen steht eine an vielen Orten wiederkehrende Flutsage. Bald ist der oberste Gott der Verursacher, bald machen Heroengötter den Fluten Bahn. Der fidschianische Dengeh ist auch der Neptun Melanesiens; seine Beziehungen zu Tangaroa und Maui, den Meerbeherrschern und Flutenerzeugern, passen dazu. Als Dengeh noch als großer Häuptling am Meeresstrande wohnte, fing einer Krieg mit ihm an; da ließ er vom Norden her den Ozean über alles niedere Land ein und versenkte den Eindringling, er selbst flüchtete auf die Berge. Als ein andermal seine Zwillingssöhne seinen Lieblingsvogel, einen schön gefiederten Hahn, der ihn jeden Morgen weckte, getötet hatten, überschwemmte er das ganze Land. Die Zwillinge trieb er zuletzt in den Revadistrikt, wo sie die Schutzgottheiten der Anfertiger von Kanoes wurden; daher haben hier die Schiffszimmerleute eine fast geheiligte Stellung, wie in Tonga. Auf Palau erzählt man folgende Sintflutsage: Die alte Frau Milath, die die vier großen Länder gebar, lebte in vorgeschrittenem Alter in dem Lande Ngarekobukt in Ejraj. Als damals gerade die Leute dort einen der sieben Kalit erschlagen hatten und dessen Freunde, ganz Palau durchstreifend, bei Milaths Hause ankamen, lud diese sie freundlich ein und fragte nach ihrem Begehr. Die Suchenden erklärten, sie wären Freunde des Vermißten. Die alte Frau gab ihnen zu essen, teilte ihnen aber die traurige Nachricht mit, daß er von den Leuten seines Landes erschlagen worden sei. Da beschlossen die Freunde im Zorn, das ganze Land zu verderben mit Ausnahme der Milath. Sie rieten ihr daher, sie solle sich aus Bambusrohr ein Floß machen. Dieses solle sie an einer langen Ankerschnur aus Lianen vor dem Hause angebunden bereit halten, kurz vor dem Vollmond viel Nahrungsmittel darauf bringen und auch darauf schlafen; denn es komme eine große Flut. Die Frau that, was ihr geraten worden war, und da überschwemmte das Wasser alles trockene Land; nur das Floß der alten Milath trieb auf der Oberfläche. Bald aber wurde das Lianentau zu kurz, Milath wurde vom Flosse weggerissen und ertrank. Sie trieb leblos gegen einen Felsen und verwickelte sich mit ihren Haaren in den Ästen eines Baumes, wo sie suchende Freunde fanden. Nach den einen wurde nun die Leiche in einen noch heute vorhandenen Stein verwandelt, nach anderen durch ein Kalitweib, das ihre Gestalt annahm, wiederbelebt, worauf die suchenden Männer mit ihr jene fünf Kinder zeugten, von denen die Bevölkerung der Palau-Inseln abstammt. Die Banks-Insulaner haben etwas Ähnliches. Übrigens sind diese Fluten nicht immer Strafgerichte. Dengeh verursacht sie schon, wenn er sich umdreht. Mit den Fluten werden, wie überall, Wandersagen in Verbindung gesetzt; und so knüpfen selbst geschichtliche Wanderungen der pazifischen Völker daran an.

Der Dienst der Götter ist nicht ausschließlich Sache der **Priester**; doch nehmen sie insofern eine hervorragende Stellung ein, als sie mit den höchsten unter den Himmlischen verkehren und ihre Heiligtümer und Opfer besorgen. Nichts gilt für heiliger, als die mit den Göttern zusammenhängenden Dinge: Tempel, Idole, Opfer, Feste, und was dabei gebraucht wird, die Tiere und Bäume, wo sich die Götter zuzeiten aufzuhalten pflegen, und alles dergleichen. In Tahiti ist die Sitte auf die christlichen Kapellen übergegangen, daß bei der Einweihung eines Gotteshauses der König als die heiligste Person des Volkes zuerst allein hineinging. Jedermann verehrte zunächst den Gott seines Hauses. Zum Familiengott betet vor dem Abendessen beim Feuer der Hausvater, den Familiengöttern bringt bei häuslichen Festen der Älteste den Ava-Becher. Dem vom Priester bedienten Gemeindegott aber wird das Kind bei der Geburt geweiht; er erscheint in Gestalt von Tieren (s. oben, S. 284), deren Bewegungen als Vorzeichen von den Priestern gedeutet werden. Und den großen Nationalgöttern endlich dienen Priester, die entweder selbst Häuptlinge oder den Häuptlingen eng verbunden sind. Daher auch die mißverständliche Angabe: Privatleute hätten ihren Göttern persönlich gedient, Häuptlinge aber durch Priester.



Ein Liebeszauber aus Neuguinea. (Christy Collection, London.) 1/5 wirkl. Größe.

Diese Priester bezeichnet in Tonga der Name „Abgesonderte", denn sie sind Menschen von einer besonderen Seelenart. Die Nachkommen hält man für ähnlich begabt; so ist die Priesterschaft innerhalb einer Familie erblich neben der des Häuptlings, oder es sind die Häuptlinge selber erbliche Priester. Ein gewisses Gottesgnadentum erstreckt sich bis auf die Dorfhäuptlinge. In Samoa durfte das Feuer im Hause eines Häuptlings nicht ausgehen, auch nachts nicht. Wer dem Dorfhäuptling die schuldigen Erstlinge nicht darbringen wollte, wurde von Unglücksfällen getroffen; denn dieser teilte die Steuer mit dem Aitu. Hohe Häuptlinge bleiben beim Kriege im Dorfe zurück, um durch Gebet zu helfen; aber in schweren Fällen werden Priester in die Schlacht mitgeführt, den Feinden zu fluchen. Auf Hawaii ging wenigstens auf Ein Glied einer Häuptlingsfamilie die priesterliche Weihe über. Der Priester wird von den abgeschiedenen Seelen besessen, und sein Familiengott ist sein Helfer. Neben dieser Begeistigung ist ihm durch Tradition eine Reihe wertvoller Kenntnisse eigen, wovon die wichtigsten auf die höchsten Götter zurückgehen und eine Quelle großen Einflusses sind. Wenn es gelingt, von einem Mitmenschen irgend ein Teilchen zu erlangen, so kann darüber durch **Zauberei** der Priester, in dessen Hand also Heil und Unheil ihrer Mitmenschen steht, Macht ausgeübt werden. Daher durften sich auf Hawaii die Spucknapfträger nie weit vom Häuptling entfernen. **Reliquien** von Verstorbenen gaben die wirksamsten Zaubermittel ab. Auf Mare ein Haarbüschel, die Augenbrauen, Knochen, Finger- und Zehennägel eines Priesters, in Neukaledonien Fingernägel, in Tonga Knochenfiguren in Menschenform, auf Samoa die Tapazeuge, die von berühmten Vorfahren getragen waren: das sind solche Talismane. Den größten Wert legt man aber auf den Schädel, der in den verschiedensten Arten präpariert, präserviert und verehrt wird. In gewisser Mischung langsam verbrannt, wirken Haare, Nägel &c. eines Menschen krankheit- und selbst todbringend auf ihn zurück. Wird ein Knochenteilchen eines Leichnams in Blätter gewickelt und unter Absingen einer Strophe auf den Weg gelegt, so wird der, dem der Zauber gilt, von Geschwüren, Ausschlag &c. heimgesucht werden. Die Priester der Maori töten ihren Feind, indem sie seinem Bild einen Stein als Herz einsetzen. Neben den Priestern gab es in Neuseeland eigne Zauberer, in Hawaii Astrologen; hier waren die Söhne Hinas, der polynesischen Selene, durch ihre Großmutter in der Zauberei unterrichtet

worden. Auf **Wissen** ward bei den Priestern hoher Wert gelegt: ihr Name Tohunga, wörtlich Zeichendeuter, wurde in Neuseeland auf jeden angewandt, der in irgend etwas, sei es im Kahnbau oder Verfertigen von Speeren, Vorzügliches leistete; er war „Gelehrter“. Sämtliche Tohunga eines Stammes von Neuseeland betrachteten den Gelehrtesten als Tino Tohunga, den Höchsten, und dieser lebte mit dem Ariki oder Häuptling. Wo es Barden, wie auf den Markesas, nicht gab, waren die Priester auch Träger der historischen Überlieferung; so die Kahuna Hawaiis.

Die **soziale Stellung der Priester** finden wir bei den verschiedenen Gruppen verschieden. Äußerlich kennzeichnet sie die Tättowierung (bei den Maori Wellenlinien der Stirn) und ein langer Stab. Priesterkönige, Ariki, bildeten die Spitze des sozialen Aufbaues der Maori. Sie zogen nicht in den Krieg, sondern überließen das einem aus der Verwandtschaft gewählten Häuptling. Sie bewahrten die Kraft des Tabu-Auferlegens, wenn auch die Häuptlingsschaft auf einen anderen übergegangen war, und rühmten sich, einem älteren Zweige des gemeinsamen Stammbaums entsprossen zu sein. Nur der Ariki kennt die heiligen Gesänge. Der Platz, wo er saß, mußte als tabu umgangen werden; seinen Kopf zu berühren galt für tödlich. In Tonga stand neben und in gewisser Beziehung über dem Fürsten der weibliche Priesterfürst in der ältesten Nichte des Tuitonga. Im übrigen waren nur Priester die dauernd Inspirierten, auch wenn sie nur adlige Diener waren. Die Kahnbauer besaßen als Diener Tangaroas priesterliche Gerechtsame; auf Oahu war ein Häuptling zugleich Priester, Schulmeister, Fischer und Verfertiger hölzerner Schalen. Bei den Markesas-Insulanern stehen an der Spitze der tabuierten Stände Atua (göttergleiche Propheten); es folgen die erblichen Häuptlinge; die unter Krämpfen prophezeienden Tua, die nach ihrem Tod als Atua Opfer erhalten; die Tahuna, die nach der Überlieferung opfern; die Ouhou (Moa) oder Gehilfen des Opferpriesters; die Toa oder Kriegsanführer und endlich die Nati Kaha, die die Flüche ausstoßen. Auch in Hawaii ging der Priester dem Fürsten voran. Und öfters mag der Streit um das Heiligtum oder um die Vorzüge der Priester Anlaß zu Stammesteilungen und Wanderungen gegeben haben: Wanderungen der von Priestern geführten Idole bilden einen interessanten Teil der polynesischen Wandersage (vgl. S. 161). Um seinen Einfluß zu erhalten oder noch zu steigern, mußte der Priester nicht geringe Opfer bringen. Bei den Maori lebten die Tohunga ehelos, aber der höchste Priester des Stammes mußte sich verheiraten, um die Erbfolge aufrecht zu halten. Ferner hatten die geweihten Tauira zu fasten und wohnten abgesondert vom übrigen Volke mit dem Priester rings um den Tempel.



Ein Werkzeug melanesischen Aberglaubens zur Aufbewahrung von Zaubermitteln. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/2 wirkl. Größe.

Yap, Nukuor und andere mikronesische Inseln haben einen Priesterhäuptling und solche Priester, die sich unterschieden von Zauberern. Durch Betrug gelten als Orakel unsichtbare Kalits, hinter denen Priester stehen, die Häuser in einer Anzahl von Bezirken und in jedem ein Weib besitzen, das ihnen geweiht bleibt. Manche erlangen großen Einfluß durch den Verkehr mit heiligen Tieren. Endlich trägt das Tabu-System auch hier dazu bei, Einschränkungen zu schaffen, wodurch sich die Priesterschaft die Möglichkeit zu Eingriffen in alle Lebensverhältnisse offen hält. Bei ganz kleinen Stämmen übernimmt der Älteste die Verwaltung des Kultus, in größeren Gemeinschaften tritt ihm ein Priester zur Seite, der Arzt, Wettermacher und Zauberer ist. Er muß



Tempelaufsatz aus Neu-Mecklenburg, eine menschliche Gestalt aus Muscheln und Einsiedlerkrebsen. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/5 wirkl. Größe.

fähig sein, in Ekstase zu geraten. Die Tradition wird in der Familie gehalten: der Priester wendet sich in seinen Beschwörungen zunächst an seine eignen Ahnen um Inspiration. Wer Ahnen hat, an die auch andere glauben, ist doppelt geeignet, Priester zu sein.

Die Priester weissagen aus dem Himmel, aus dem Bellen der Hunde, Krähen der Hähne 2c. oder aus eignen Orakelwerkzeugen. Vor einem Kriege prophezeit der Maori-Priester, indem er geschnitzte Stäbe nach der Zahl der freundlichen und feindlichen Stämme auf einem Sandhügel aufsteckt und mit einem Bündel zusammengebundener Stricke danach wirft; die Vorbedeutung ist günstig, wenn die Stäbe aufwärts fallen. Vor jedem Unternehmen sprach der Maori Zaubersprüche; jedes Lied hat seinen Rhythmus und ist in Verse geteilt, damit es leichter von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt werden kann. Andere Gesänge wirken entsühnend. Die Mata oder Vision spiegelt die Zukunft. Nächtliche Gesichte werden als Reisen der Seele ins Geisterland gedeutet; deshalb sind Träume für die Beschlüsse des Stammes maßgebend. Der Priester auf Hawaii machte beim Prophezeien mit der Steinaxt die Zeichen des Donnerns und Blitzens, um den Himmelsgott zu Hilfe zu rufen.

Unter großen Zeremonien fand die **Weihe des Priesters** statt. In Neuseeland, wo es eine Art von Priesterschule gab, stand der Kandidat unter einem Zweigdach, mit einem Fuß im Wasser, mit dem anderen auf dem Lande. Durch das „Haupt der Quellen" wurde die Geheimwissenschaft der Priester den Schülern mitgeteilt. Diese Lehre erforderte außerordentliche Sorgfalt: ein einziges falsches Wort bei Beschwörungen konnte alles vergeblich machen, selbst den Priester töten. Die Gemeinde, der Stamm waren stolz, wie auf ihren Gott, so auch auf dessen erprobte Priester.

Der Priester ist in kleineren Verhältnissen zugleich **Arzt**; wo aber größere Menschenmassen vereinigt sind, auf Hawaii, Tonga oder Neuseeland, gibt es eine besonders mit ärztlichen Leistungen beschäftigte Art von Priestern. Hauptsächlich kommt es darauf an, von der Gottheit etwas über die Krankheit des Patienten zu erfahren. Unter Beschwörungen richtet daher der Priester, neben dem Kranken sitzend, Fragen an die Gottheit und erhält in kreischender Stimme Antwort. Krankheiten, die durch die Priester nicht geheilt werden können, werden als „von den Vorfahren her" bezeichnet. Die Aufgabe der Priester in der **Rechtspflege** besteht darin, den Verbrecher durch geheime Mittel ausfindig zu machen. Sie schauen ihn im Wasser; wenn sie ihn nicht erblicken können, reiben sie Feuer und sprechen einen Fluch über ihn aus. So versucht man auch den Urheber von rätselhaften Todesfällen durch

Zauberkünste zu ermitteln. Auch die meisten Gottesurteile liegen in der Hand der Priester: in Hawaii mußte der Verdächtige die Hände über Wasser halten, das im Gefäß nicht zittern durfte, während ihn der Priester anblickte.

Tänze und Gesänge sind unentbehrlich beim Gottesdienst, besonders beim Brotfrucht-Erntefest. Entweder hat man dabei Tanzstäbe (s. Abb., S. 164, Fig. 1), oder die Wirkung besteht nur auf zusammenstimmender Bewegung der Arme und Beine. Von lasciven Tänzen der Palau-Weiber, die zu Ehren einer weiblichen Gottheit in Mondscheinnächten ausgeführt werden, hörte Semper; man hielt ihn aber im Dunkeln darüber. Zu von Mädchen gedichteten Gesängen wird zu Ehren glücklicher Kopfjäger getanzt. Rote Bemalungen des ganzen Oberkörpers und der Beine sind dabei Sitte. Ein guter Teil der Gottesverehrung besteht aber auch im Schweigen. Götter, die keine Tempel haben, dürfen nicht durch lautes Gehen oder Rufen gestört werden. Wenn Rongala auf die Insel Fais herabsteigt, darf weder gesprochen, noch gelärmt werden; die Bewohner nähern sich dem Walde nur in Festkleidung und leise.

Der heiligen Orte sind es mancherlei. Man darf nicht immer an Bauwerke denken: bei der Allbeseelung der Welt läßt sich die ganze Natur als Tempel betrachten. Heilig sind Orte nur durch an ihnen weilende Geister; in einfachen Verhältnissen war das Haus des Priesters, wo nie das Feuer erlöschen durfte, der Platz der heiligen Handlungen. Jedes Grab ist an sich heilig. Allen diesen Räumen wohnte ein Asylrecht bei. Der hier geübte Seelenkult schuf Verehrungsorte, wo sich mit der Zeit auch der Dienst anderer Geister anschließen konnte. Orte, ausschließlich zur Verehrung der Götter bestimmt, gab es überhaupt mehr in den östlichen Inselgruppen; aber ursprünglich waren auch diese bloß Begräbnisplätze. Da nicht beim Tode jedes Vornehmen ein neuer Begräbnisplatz geschaffen wurde, sondern die Beisetzung in dem Heiligtum eines Vorfahren geschah, so summierte sich dann die an dem Orte haftende Heiligkeit. Große, achteckige Steinbauten mit Treppen waren selten, nur für die Vornehmsten bestimmt, und scheinen in neuerer Zeit abgekommen zu sein; gewöhnlich errichtete man rechteckige Erdhügel von 3—12 m Höhe, unten mit einem niedrigen Wall umgeben. Auf der oberen Fläche, die oft gepflastert war, standen ein oder mehrere zierliche Häuschen, deren Boden sorgfältig mit kleinen Kieseln ausgelegt war, die das Grab bedeckten. An der einen längeren Seite führten zwei oder drei hohe Stufenabsätze auf die Fläche, die mit Mauern oder Zäunen auf den anderen drei Seiten umgeben war; darauf standen die hohen Gerüsten gleichenden Altäre, ferner Götterbilder, wovon einige auch auf den Ringmauern befestigt zu sein pflegten, einzelne Häuser für die Priester, selbst heilige Bäume. Und auch die Bilder der Hauptgötter waren nicht jederzeit in den Tempeln: nur bei feierlichen Gelegenheiten wurden sie durch heilige Träger, die kein weiteres Geschäft betreiben durften, aus dem Hause des Priesters in den Tempel gebracht. Auch in Mikronesien dienen als Verehrungsstätten (Marae, Amalau) Umzäunungen, Holz- und Steinbauten, die häufig mit Grabstätten zusammenfallen. Dolmenartige Steinbauten im Inneren von Rotuma, frühere Gräber, achteckige bei Metalanim auf Ponapé, dreifach ineinander geschachtelt und in kellerartigen Vertiefungen mit Knochen gefüllt, ähnliche Bauten auf Ualan sind solche „Mausoleen". Andere heilige Steinerhöhungen stellen in einem Treppenaufgang, dessen Spitze ein aufrecht stehender Stein krönt, eine kleine Stufenpyramide dar. Die Kalits auf den Palau-Inseln wohnen in achteckigen Holzhütten, in deren Innerem aus Brettern ein kleiner Verschlag errichtet ist, während außerhalb der Priester wohnt, durch den jener Geist zu den Menschen spricht. Genau so ist es in Fidschi. Doch reißt auch hier die neue Zeit Altes ein. Schon Semper sah Kalits in einfachen Hütten wohnen. Heilige Orte sind auch bei den Melanesiern die Gräber, die Orte, wo die Schädel und sonstigen Reste der Ahnen aufbewahrt sind, und die von Geistern mit Vorliebe besuchten einsamen Plätze in Wäldern, an der Küste (s. Abbildung, S. 295), auf

Berggipfeln, in Höhlen. Die Gemeindehäuser kommen Tempeln am nächsten. Auf den Salomon-Inseln heißen sie heilige Häuser; der Name „Teufelshaus" ist natürlich europäischer Phantasie entsprungen. Aber niemals dienen sie ausschließlich religiösen Zwecken.

Tiefgreifenden Einfluß auf das Leben dieser Völker hatte die Thatsache, daß sie ihre Götter nicht eigentlich abbildeten, sondern vielmehr sie sich nur zeitweilig in willkürlich gewählte Dinge verkörpert dachten. Solche Fetische waren aber nicht unbedingt notwendig zum Verkehr mit den Göttern. Leises Beten unter lispelnder Bewegung der Lippen ward wie bei uns zum Himmel hinauf gerichtet; auch setzte der Sprachgebrauch in Hawaii dem Gespräch mit unsichtbaren Wesen die Verehrung der Idole entgegen. Die Idole wurden aber nur dann verehrt, wenn sich der Gott (Akua) darin niedergelassen hatte; und dies wußte durch Beten und Opfer der Priester zu erzielen. Die Wahl der Gegenstände war willkürlich: Flechtwerk, Holz, aber nur heiliges vom Baume Casuarina equisetifolia und bloß, wo dieser fehlte, von Calophyllum, Ficus, Cordia. Steine wurden am häufigsten verwandt. Holzblöcke, roh gearbeitet, mit einem zur Not erkennbaren menschlichen Gesicht und häufig mit übermäßig starken Geschlechtsteilen ausgestattet, ähnlich gearbeitete Steinblöcke, selbst imposante Statuen, wie auf der Osterinsel (s. Abbildung, S. 284), und riesige Steinfiguren, Geister des Sandes und der Felsen kommen unserem Begriff von Götzenbild am nächsten (s. die Abbildungen S. 279, 287 u. 289). Aber gerade sie empfingen oft weniger Verehrung als die ganz willkürlichen Gebilde, wie etwa ein Stück Holz, mit Schnüren umwunden, oder ein mit Kokosfasern umwundener Bananenzweig. Man muß nicht in jeder geschnitzten Figur ein „Götzenbild" sehen wollen: Bildschnitzerei wurde ja mit Neigung und Geschick gepflegt. In den Steinbildern dürfen wohl Reste eines Kultus vermutet werden, der in engerer Beziehung zu den mythologischen und geschichtlichen Vorstellungen stand als der Dienst formloser Holzblöcke. Im Westen stehen diese Bilder ihrem Ursprung offenbar noch viel näher. Ist ein Papua gestorben, so schnitzt sein Sohn ein Bildnis, stellt es in seinem Hause auf und ruft es in wichtigen Lagen an; stirbt der Bildhauer selbst, so verfertigt dessen Sohn wieder ein Idol von ihm und wirft vielleicht den nun unnütz gewordenen Großvater beiseite. Aus Neulauenburg kennt man Doppelidole, die als Ahnenbilder von Ehepaaren gedeutet werden. Aus diesen Seelenbildern können bei schematischer Darstellung Götzenbilder hervorgehen. Die 15—20 cm hohen Idole von Dore auf Neuguinea stellen unweigerlich ein geschlechtsloses Individuum, stehend und die Arme auf ein ornamentiertes Geländer gestützt, dar (s. Abbildung, S. 279). Diese Entwickelung versetzt die Ahnenbilder aus dem Hause in die Öffentlichkeit. Auf den Salomon-Inseln stützen solche rohe Bildwerke das Dach des Versammlungshauses. Der Idolbildnerei in den berühmten Federgötzen Hawaiis lag wohl ursprünglich der Gedanke an die mythologischen Vögel, z. B. den heiligen Alae-Vogel (s. oben, S. 283), zu Grunde; auf Tonga war der Schutzgott eines Stammes symbolisiert durch eine gefaltete Matte mit roten Federn; auf Neuland wurden rote Federn verstreut, um Fruchtbarkeit hervorzurufen.

Idole werden auch an Orten aufgestellt, wo man unmittelbare Hilfe von ihnen erwartete: längs der Wege wurden in Hawaii mit Gras umwundene Steine als Lokalgötter aufgestellt, und auf Bergwegen opferte man vor aufgerichteten Steinen gegen Sturz. In diese Klasse gehören auch die Göttersußstapfen in Stein, woran sich die Sage oft noch in ziemlich neuer Zeit geheftet hat: so hinterließ ein Häuptling bei Taupa auf Neuseeland seinen Fußtritt in einem Felsen, und die Fußstapfen eines von Kamehameha in der Schlacht getöteten Häuptlings wurden noch Bingham gezeigt. Der Tempelfriede war überall, wo die sozialen Verhältnisse entwickelter waren, anerkanntes Asyl. Tempel und Grab fallen auch hierin zusammen. Auf Hawaii fanden sich Asyle neben den Gräbern der Könige; ebenso galten in Tonga Begräbnisplätze der Häuptlinge als heiliger Grund. Und von beiden Örtlichkeiten ging dann die Fähigkeit, Schutz zu erteilen,

auf ihre Priester über: auf Ranai fand sich ein Asyl quer durch die Insel, wo die Priester die Flüchtenden unter ihren Stäben durchließen, während sie diese vor den Verfolgern kreuzten.

Wo die Ahnenseelen im Vordergrunde der Verehrung standen, wurden diesen Opfer und Gebet gewidmet; wo die Geister, richteten sie sich an diese. Aber **Gebete** galten auch an sich als Opfer: hergebrachte Formeln, oft längst nicht mehr verstanden, aber immer wieder vererbt und sogar an Unkundige gegen Lohn mitgeteilt. Bittgesänge, wohlgesetzt und oft gar sehr lang, werden von den kurzen Anrufungen unterschieden, die der Augenblick eingibt; sie werden für gottgenehm gehalten und vertreten sogar das Opfer. **Fison** hebt von den fidschianischen Gebeten hervor, daß den Bitten um eignen Vorteil in der Regel solche um Nachteil eines Feindes gegenübergestellt worden seien.



Kinder-Mumie auf der Begräbnisbahre, von der Torresstraße. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/6 wirkl. Größe.

In den **Leichengebräuchen** waltet der Grundgedanke der Heiligung des Leichnams durch die Nähe der Seele vor, auch wenn sie ihn verlassen hat, aber nur für die Verwandten; Fremde scheuen sich nicht, Leichen zu schänden. Die Verbindung mit der zu den Göttern aufgenommenen Seele wird am leichtesten in der Nähe der Leiche gefunden. Daher singen in Neuseeland die Priester über der Leiche, damit die Seele wenigstens bis zum achten Himmel aufwärts steige; in der Annahme, daß die Seele, durch Gebet oder Zauber aufgefordert, wenn nicht gezwungen werden müsse, den Körper zu verlassen, streicht der Priester über die Leiche mit einem Wedel und schüttelt sie. Die von den Seelen den Lebenden abgestatteten Besuche wurden gern durch einen Maskenaufzug, der den Rückweg abschneiden sollte, gehindert. Die Seelen, die weder mit der Gottheit vereinigt blieben, noch durch Opfer begütigt werden konnten, schweiften als Gespenster nachts um die Häuser; die irrenden Seelen wurden im Rauschen der Blätter und in den Brandungen der Wogen gehört oder als weiße Phantome im Mondschein gesehen. Die Seele eines in der Ferne Verstorbenen suchte man auf ein hingebreitetes weißes Tuch zu locken und wähnte den Zweck erreicht, wenn eine Heuschrecke oder Ameise dem Rufe folgte. Das Alter erfuhr oft nur deshalb Ehrung, weil man sich mit der bald weichenden Seele vorher noch in ein gutes Einvernehmen setzen wollte. Der tiefere Sinn der verbreiteten Sitte, Frauen und Diener des Toten mit in die Ewigkeit zu senden, liegt in dem Wunsche, der Seele des Verstorbenen ein Gefolge zu geben oder wenigstens Eine Seele zum Schutze nachzusenden, wenn sie hilflos war. Daher ward zur

Führung von Kinderseelen die Mutter, Großmutter oder Tante erdrosselt. Auch für die Kämpfe ist zu sorgen, die auf dem Wege zum Hades zu bestehen sind (s. oben, S. 293). Erst nach einer Reihe von Tagen, wenn man annimmt, daß sich die Seele des Leichnams in den Geist verwandle, beginnt die Totenklage, deren Zweck noch immer ist, den Geist zu bewegen, den vielleicht unerwünschten Weg ins Jenseits anzutreten. Da man auch an die Möglichkeit einer periodischen Wiederkehr glaubt, sorgt man dafür, zu gewissen Zeiten den Lärm zu wiederholen.

In den Bestattungsweisen herrscht große Verschiedenheit. Im Westen behält man den Leichnam so lange wie möglich in der Nähe und bewahrt mindestens Teile davon, besonders den Schädel und mehr noch den Unterkiefer (s. Abbild., S. 277), in präparierter Form dauernd auf. An der Maclayküste Neuguineas müssen die Leichname gewöhnlich in der Hütte bei Feuer austrocknen. Auf anderen Inseln hängt man die Leichen zwischen den Ästen der Bäume in Matten auf, bis sich die weichen Teile aufgelöst haben, worauf man die Skelette in Felsenhöhlen am Meeresufer symmetrisch nebeneinander legt. Die Leichen von Kindern werden einfach in einem Korbe unter dem Dache der Hütten aufgehängt. Die Bestattung in der Hütte ist auch auf Fidschi Brauch. Bei den Motu in Port Moresby gilt als Trauerzeichen nur das drei Tage andauernde Trommelschlagen. Nachdem dies vorüber ist, wird vor dem Hause das Grab gegraben, der Tote in einer Matte hineingelegt und eine kleine Hütte über dem Grabe errichtet. Nach einiger Zeit wird das Grab geöffnet, der Leichnam herausgenommen und an den Ellbogen und Knieen mit rotem Thon eingerieben, während sich die Witwe mit dem faulenden Fleisch einreibt. Dann wird der Tote wieder bestattet, und nach und nach trägt man das Grabhäuschen ab, so daß vom Grabe selbst keine Spur mehr übrigbleibt. Alle diese Vorgänge werden von Schmausereien begleitet.

In Tonga wurden die Leichen der Vornehmen gewaschen, geschmückt und gesalbt und von Frauen bewacht. Bei der eigentlichen Beisetzung brachten die Verwandten, in zerrissene Matten gekleidet und mit Kränzen von Blättern des Ifibaumes geziert, die Leiche in ihr Haus und begruben sie dort in ihrer Kleidung, manchmal auch in Kasten oder kleinen Booten, zugleich damit ihr kostbarstes Eigentum. Hierauf zogen alle laut singend zum Strande, bereiteten Körbe aus Kokosblättern und schütteten weißen Sand hinein, womit sie den obersten Teil des Grabes ausfüllten. Dann blieben bei Vornehmen zwanzig Tage lang die Männer in leicht gebauten Hütten bei dem Trauerhause, die Frauen darin, beide mit heiligen Handlungen beschäftigt. Am zwanzigsten Tage zogen alle wieder zum Strande, holten in neugemachten Körben kleine weiße und schwarze Kiesel und legten den Boden des Grabhauses damit aus. In Tahiti wurde der Körper nach Wegnahme der Eingeweide und Ausfüllen des Bauches mit Tüchern, die in ätherisches Öl getaucht waren, bis zum Zerfallen bewahrt, die Knochen dann begraben und die Schädel in der Familie aufgehoben. Auf den Markesas wurden die Vornehmsten im Marai sitzend und mit erhobenen Knieen begraben, indem der Kopf zwischen die Beine gedrückt, die Hände unter die Kniee gesteckt wurden. Auch Leichenmahle wurden gehalten, wozu geschmückte Boten einluden.

Es besteht eine unmittelbare Beziehung zwischen dem Werte der Seele des Verstorbenen und der Behandlung des Leichnams. Das niedere Volk scheint mit seinen Toten oft wenig Umstände gemacht zu haben. In Hawaii begrub der gemeine Mann die Toten kauernd in Zeug gewickelt in Höhlen oder in der Erde, manchmal im eignen Hause; Speise ward daneben gestellt. In Neuseeland wurden die Sklaven leicht eingescharrt, manchmal den Hunden zum Fraße vorgeworfen oder ins Meer gestürzt; in einigen Gegenden soll es Sitte gewesen sein, sie zu verbrennen. In Mangaia bestand die Sitte, die Toten, in weißes Zeug gewickelt, in zwei tiefe Höhlen zu werfen, und zwar die Vornehmen in die eine, Gemeine in die andere, ebenso wie der Eingang in die Unterwelt für jene ein anderer als für diese war. In den höheren Klassen aber wurde meist die Leiche

mumifiziert und eine Zeitlang im Tempel oder im Totenhaus aufgestellt; die Eingeweide wurden zu diesem Zweck entfernt. In Hawaii wurde das Fleisch von den Knochen sorgfältig getrennt und verbrannt, die Knochen dagegen teils in dem Heiau der Familie zur göttlichen Verehrung niedergelegt, teils an Befreundete verteilt. Eine Art Einbalsamierung fand auch bei den Hawaiiern statt und fehlte nicht auf Neuseeland, wo das Begräbnis die größte Ähnlichkeit mit dem auf Tahiti hatte. Zu Gräbern dienten dort oft eigne Häuser, wo die Überbleibsel der Toten in Kisten standen; sonst wurden sie in der Erde beigesetzt, die Leichen von Kindern auch in Kisten zwischen den Ästen eines Baumes befestigt. Unerläßlich waren dabei die Kähui — was „verboten" bedeutet und in die Bedeutung von tabu übergeht —, rot angestrichene Holzpfeiler mit einem geschnitzten Gesicht, die wie Wachen rings umher standen.

Nur auf einigen kleinen Außeninseln kamen Variationen vor. Auf den Gambier-Inseln wurden die Mumien ausgestreckt, mit Matten und Zeug umwunden und, durch Stricke festgeschnürt, in Berghöhlen beigesetzt; in Falesa wurden die der Häuptlinge in einer Hütte auf einem Doppelkahn oder in einer Höhle bewahrt. Auf Mulgrave wurden die Toten auf Steinen, von Kokosblättern bedeckt, ausgelegt und in der Familienhöhle zum Begräbnis beigesetzt. In dem vereinzelten Begräbnis auf dem Kahne, der ins Meer geschoben wird, liegt offenbar eine Abwandlung des Gebrauchs, der Seele ein Fahrzeug zur Reise ins Jenseits zur Verfügung zu stellen.

Auf den Gilbert-Inseln schläft die Witwe mit der Leiche des verstorbenen Gatten unter derselben Matte und bestreicht sich mit der Fäulnisflüssigkeit, bis dem Leichnam der Kopf abfällt, der dann als gereinigter Schädel, ebenso wie der Schädel eines geliebten Kindes, von ihr beständig umhergetragen wird. Dieser Schädelkultus findet sich auch sonst in Mikronesien. Auf Yap werden die Toten nie in der Nähe des Meeres, Bergbewohner nirgends anders als auf den Berggipfeln begraben. Mannbare Leute werden sitzend mit angezogenen Knieen, Kinder und junge Leute liegend bestattet. Eine merkwürdige Kombination des Erd- und Meeresbegräbnisses findet man auf Kusaie, wo die nach dem Bestatten ausgegrabenen Knochen gereinigt und in einem Bündel ins Meer versenkt werden.

Wo Beisetzung üblich ist, wird häufig der Schädel vom Leichnam getrennt. Diesem Umstand verdankte es A. B. Meyer, daß er viele Menschenschädel eintauschen konnte, da die Papua nicht anstanden, nachdem sie den Vorrat erschlagener Feindesköpfe erschöpft hatten, die Gräber der Ihrigen zu berauben. Doch wollten sie sich zuerst durchaus nicht dazu verstehen, den Unterkiefer herzugeben. Die Verehrung der Leichenreste ist also nicht unbegrenzt; diese Papua in West-Neuguinea vermieden es jedoch stets, die Schädel mit der Hand anzufassen.

Große Unterschiede kehren auch in den viel engeren Grenzen anderer Archipele wieder. Auf einigen Inseln der Salomon-Gruppe wird der Leichnam in die See geworfen, um in das schöne Land im Westen zu schwimmen; auf Anaiteum wird nur die Leiche des obersten Häuptlings beigesetzt. Vor dem Ins-Meer-Werfen werden die weiblichen Leichen mit dem Gürtel bekleidet und die Gesichter der männlichen Leichen gefärbt. Auf anderen Inseln bringt man den in Matten gewickelten Körper in die Mangrovewaldungen, setzt ihn hier der Luft aus, bis sich der Kopf leicht vom Rumpfe trennen läßt, präpariert diesen und begräbt alles andere auf dem gemeinsamen Begräbnisplatz. Auf San Christoval und anderen Orten legt man den Toten auf ein hohes Gerüst und gräbt darunter eine Grube zur Aufnahme des Fleisches, das von den Trauernden abgeschabt wird; der Schädel und die Fingerknochen werden als Erbstücke aufgehoben und über der Grube eine Hütte oder ein mit Blättern verkleidetes pyramidales Gestell errichtet. Die Gräber der Kinder werden mit Blumen bestreut.

Während auf Tanna der Leichnam in einem Kahnsarge beigesetzt wird, werden in Neukaledonien Ruder und Speere auf das Grab gesteckt. Der Leiche selbst wird hier Schmuck

mitgegeben; aber es wird, wenn nicht der ganze Schädel, so doch der Unterkiefer als Reliquie aufbewahrt, ebenso auf Neumecklenburg, Neulauenburg und Vate. Auf Vate werden Bäume in der Nähe der Gräber in besonderer Weise angeschnitzt.

Die äußeren Bekundungen der Trauer der Leidtragenden steigern sich zu Beschädigungen und Verstümmelungen. Wenn in Tonga des Königs Mutter starb, brannten sich die von ihr stammenden Häuptlinge die Schläfen, und beim Tode des Hohenpriesters wurde ein Glied des kleinen Fingers abgeschnitten. Die Tahitierinnen befestigten schon bei der Heirat Haifischzähne in einen Holzgriff, um sich damit bei der Trauer um ihren Gatten zu verwunden. Dabei riefen sie mit den Freunden die Seele des Verstorbenen an. Auf Tahiti trug der Hauptleidtragende eine aus dem Totenhemde gebildete Bekleidung, während die anderen in zerrissenen und bestaubten Kleidern gingen, und die aus der Nachbarschaft zur Klage gekommenen Freunde hatten mit den Häuslingen des Verstorbenen einen Scheinkampf, um die gemeinsame Totenklage auszuführen. Leichenkämpfe wurden auch in Mangaia abgehalten, wo alle Freunde des Verstorbenen in seltsamen Verkleidungen die Insel durchzogen, um die Geister der anderen Distrikte zu bekämpfen.

Ausgedehnt ist die Sitte des Lebendigbegrabens. Als Kindesmord wird sie in ausgedehntem Maße geübt; aber Alte und Kranke verlangen aus eignem Entschluß, begraben zu werden. Bei Neugeborenen wird über dem Grabe ein Feuer angezündet, die Seele zu ersticken. Wenn Alte auf Vate lebendig begraben werden sollen, bindet man ihnen an einen Arm ein Schwein, das dann beim Feste verzehrt wird und die Seele ins Jenseits begleitet. Auf den Fidschi-Inseln wird daneben auch das Erdrosseln geübt, und man betrachtet dort den Strick als eine große Wohlthat gegenüber der Keule. Stirbt ein Häuptling auf den Salomon-Inseln, so werden seine Frauen während des Schlafes erwürgt; es wäre für sie und das Gedächtnis des Verstorbenen eine Schande, Männer aus niederen Ständen zu heiraten. Häufig enden so auch die Frauen oder nächsten Angehörigen des gemeinen Mannes; auch im Tode muß er von Liebenden umgeben sein (s. oben, S. 293). Auf Anaiteum tragen angeblich die Frauen den verhängnisvollen Strick schon von der Vermählung an um den Hals.

# B. Die Australier.

## 10. Australien.

Australien, der südöstliche Rand der großen altweltlichen Landvereinigung, schaut südwärts in unbewohnte Regionen, ostwärts in den von zahlreichen, aber in ihrer Gesamtheit nur eine kleine Landfläche bildenden Inseln durchschwärmten Stillen Ozean; seine Lage erinnert an Südafrika. Ins Leere schauende Seiten der Erdteile sind geschichtlich tot gewesen, bis vor wenigen Jahrhunderten die ozeanische Schiffahrt Handel und Kolonisation von fern herführte. Australien, der insularste aller Erdteile, hat mehr als alle anderen von dieser kulturhemmenden Gabe leerer Küsten empfangen. Seine freie Lage nach drei Seiten läßt keinen Zweifel bestehen, daß, wo Australien überhaupt eine Beziehung zu anderen Erdteilen erkennen läßt, diese nur nach Asien und der Inselwelt hindeuten kann; dahin zeigt der spärliche Verkehr in voreuropäischer Zeit, die Einwanderung einiger Pflanzen und Tiere. Dies berechtigt uns, Australien noch als Teil der Alten Welt in Anspruch zu nehmen — was besonders in ethnographischer Beziehung nur nützlich sein kann. Für die menschliche Bevölkerung ist mit hoher Wahrscheinlichkeit, für die Beziehungen zu unserer heutigen Kultur ist mit Sicherheit Australien als der südöstlichste Teil der Alten Welt, als ein Anhängsel Asiens zu betrachten. Erwägen wir die Entfernungsverhältnisse, so waren Australiens menschliche Bewohner ohne Schiffahrt auf ihren Erdteil beschränkt, mit primitiver Schiffahrt konnten sie Asien und zwar zunächst die östlichen Teile des Malayischen Archipels erreichen. Ihre Kultur wird also den Charakter der Isolierung tragen; wo aber Verbindungen mit der nichtaustralischen Welt in der Tiefe liegen, wird man den suchenden Blick nach Asien zu richten haben. (S. die „Völkerkarte von Ozeanien und Australasien" bei S. 144.)

Wenn auch Australien gliederreicher ist als Amerika und Afrika, so gehören dafür seine Küsten zu den wüstesten Teilen des Landes. An der Ostküste hin zieht ein Gebirge, die einzige ausgeprägte Wasserscheide von der Süd- zur Nordspitze. Ähnlich sind auch die mäßigen Erhebungen Westaustraliens nach der Küste hingeschoben. Ein großer Teil des Nordens und Nordwestens ist eine sanft vom Meere aus ansteigende schiefe Ebene, die 50—60 geogr. Meilen nach dem Inneren zu ihre größte Höhe von 500—600 m erreicht; Flüsse gleichmäßigen Gefälles rinnen diesen First hinab und treten nach den heftigen tropischen Regen weit aus ihren Ufern. Der in endlosen Windungen mit geringem Gefäll hinziehende Barku ist im stande, ein volles Drittel des Inneren mit seinen selten fließenden Zuflüssen zu durchziehen. Die südaustralische Seenregion aber, der er seine Wasser zuleitet, ragt schon nicht mehr viel über den Meeresspiegel hervor; Dünen zwischen den Seen und an ihren Ufern, steinige, meeresstrandartige Flächen und Salzhaltigkeit des Bodens sind ihre litoralen und wüstenhaften Eigenschaften. Es gibt nur ein einziges Flußsystem von beträchtlicher Größe, das des Murray, dessen Quellgebiet den

ganzen Westabhang des Ostgebirges von Neusüdwales bis Queensland umfaßt. Der regenreichere Norden und Nordosten hat zahlreiche Wasserläufe, aber keinen Strom. Im Westen und Inneren des Erdteils finden wir zwar zahlreiche Wasserläufe auf den Karten, nicht aber in der Wirklichkeit; es gibt hier nur einen kleinen Teil des Jahres gefüllte Regenbetten und -Tümpel. Wir werden sehen, wie eng das Leben der Eingeborenen an diese vergänglichen Wasserfäden und



Eukalyptuswald in Südaustralien. (Nach dem Reisewerke der „Novara".) Vgl. Text, S. 309.

Quellpunkte geknüpft ist: wie unsicher wird das ganze Leben in dieser Abhängigkeit! Die hoffnungsvollsten Wassermassen versickern ungemein rasch. Die Veränderlichkeit der Wasserführung selbst in den größeren Strombetten macht die Bewohnbarkeit großer Gebiete, wenn nicht dauernde Vorkehrungen zur Zurückhaltung des Überflusses in feuchter Jahreszeit getroffen werden, zu einer unsicheren Sache. Der rasche Wechsel zwischen Naß und Trocken bedingt Öde und Wüstenhaftigkeit weiter Strecken. Selbst die Seen sind ihm unterworfen, und die Erhaltung der alten und die Schaffung neuer Seen ist eine der vornehmsten Aufgaben der Kultivierung Australiens

geworden. Weite Gebiete sind durchsalzen: ganz süßes Wasser wird zur Seltenheit. „Gutes Wasser!" sagt einer der Hermannsburger Missionare vom unteren Barku, „das ist im australischen Sinne aufzufassen; denn was man in der Heimat schlechtes Wasser nennt, gilt hier für gutes." Der Salzreichtum erzeugt durch das Einschränken der Vegetation mitten im Inneren Landschaften, die an öde Küsten erinnern. Salzseen mit Inseln von Dünensand gehören zu den landschaftlichen Charakterbildern Westaustraliens.

Australiens **Klima** ist vorwaltend **trocken**; die von anderen Zonen feucht angehauchten Nord- und Südostteile können nicht hindern, daß sich der dürre Grundzug des Passatklimas über den ganzen Erdteil hin geltend macht. Wenn Afrika auf die Striche nördlich vom Grünen Vorgebirge und dem Kap Guardafui beschränkt wäre, hätten wir auf der nördlichen Halbkugel das Gegenstück von Australiens klimatischen Verhältnissen. An der Südküste Australiens herrscht ein mittelmeerisches Klima mit scharf geschiedenen Trocken- und Regenzeiten, zwischen 30 und 18° südlicher Breite liegt ein Wüsten- und Steppengürtel, der der Sahara entspricht, und im Norden haben wir die beim Zenithstand der Sonne eintretenden Sommerregenzeiten. Während sich die Regenzeit in der Nähe des Äquators in Neuguinea über den größten Teil des Jahres ausdehnt, finden wir in Tasmania Regen zu allen Jahreszeiten, wie in Mitteleuropa. Es bleibt also ein erhebliches Stück genügend befruchteten Landes im Norden und Süden übrig, und das Beiwort „wüstenhaft" sagt für Australien zu viel: die Wirkung der Dürre bleibt meist bei der Steppenbildung stehen. Aber auch da, wo die Summe des zur Erde kommenden Wassers nicht absolut gering ist, ist es häufig ungünstig verteilt: landeinwärts von der wohlangebauten Küste sind die Felder und Viehweiden der blühenden Kolonien von Südaustralien, Victoria und Neusüdwales nur zu oft von den verderblichsten Dürren heimgesucht worden.

Auch die landschaftliche Physiognomie des Erdteils spricht Trockenheit aus. Die australische **Pflanzenwelt** ist durch Dürre und Starrheit ausgezeichnet, auch in den meistbegünstigten Strichen des Erdteils, wo sich hohe Wälder an den Ufern ausdauernder Bäche erheben. Bei beträchtlich größerem Pflanzenreichtum als in Europa hat Australien eine einförmigere, im Ausdruck ärmere Flora. **Es ist waldarm; nicht der Wald, sondern der Hain ist hier die Charakterform des geselligen Baumwuchses** (s. Abbild., S. 308). Das bewaldete **Grasland** ist eine ebenso schöne wie nützliche Eigentümlichkeit Australiens. Im Südosten und Norden fehlt es nicht an Wiesen von beträchtlicher Ausdehnung; der ausgedehnteste und wichtigste Erwerbszweig Australiens, die Viehzucht, stützt sich darauf. Bei zunehmender Trockenheit verdünnt sich die Grasnarbe zu vereinzelten Büschen und geht in die Steppe über, und diese wird zur Wüste beim Hervortreten unfruchtbarer Gesteine oder durch Salzhaltigkeit des Bodens. Die australische **Steppe** in ihrer menschenfeindlichsten Gestalt ist der **Skrub**, jene undurchdringliche Strauchsteppe, wo der Erdboden dicht von verschlungenen Eriken- und Proteaceensträuchern bedeckt wird, aus denen hier und da auch Bäume aufragen. Die gewöhnliche Höhe dieser viele Quadratmeilen bedeckenden Gesträuchsteppen ist immer beträchtlicher als die unserer Heiden. Man hat die Waldsavanne als den Segen des Landes gepriesen — der Skrub ist sein Fluch. **Leichhardt, Sturt, Stuart** sind Wochen, ja Monate um den Skrub herumgewandert, ohne einen Weg dadurch oder darüber finden zu können. Eine andere, mit dem Spinifexgras (Festuca irritans) bewachsene Steppe bietet das freundlich anheimelnde Bild unabsehbarer reifer Kornfelder, aber in Wirklichkeit gehört sie zu den wüstesten und gefährlichsten Regionen; denn die Grasstengel sind trocken und ohne Nahrungsstoff, starr und scharf. Wenn man also bei der Abschätzung der Kulturfähigkeit Australiens diesen Erdteil eher ein großes Steppenland als eine Wüste nennen könnte, so sind doch diese schwer zugänglichen Steppen wenigstens für lange hinaus (und waren es vor allem für die Eingebornen zu jeder Zeit) ein großes Hindernis des Nahrungserwerbes und der Bewegung.

Wo in Dünenlandschaften, Salzebenen oder Steinflächen die Steppe zur Wüste verdünnt und verdorrt, ist ihr Bild doch selten so trostlos wie in den großen altweltlichen Wüsten. Kaum irgendwo ist sie ganz von Pflanzenwuchs entblößt; sie findet ihr Gegenstück in der kleineren Kalahari. Die Sahara ist ungleich kahler, aber in ihr findet man nicht bloß einen Wechsel von Steinplateaus und Sandebenen, von hohen Gebirgen und tiefen Senkungen, von unbewohnbaren Gebieten und Oasengruppen, sondern vor allem ganze Nationen, Völker von verschiedener Rasse und Sprache, Städte, Dörfer, Herden, Straßen, Handel und Verkehr; die australische Wüste leidet an der langweiligsten Einförmigkeit, hat aber dann den Vorzug geringerer Ausdehnung vor der Sahara.


Die körnertragende Marsilia Drummondii.

Australiens Reichtum an Nahrungsgewächsen darf nicht danach beurteilt werden, daß keine einzige einheimische Pflanze Gegenstand des Ackerbaues geworden ist. Uns sind noch nicht alle seine Nahrungsmittel bekannt; zum Teil sind es Dinge, an deren Genuß wir gar nicht glauben würden. Von pflanzlicher Nahrung führt Grey allein für Südwestaustralien 21 verschiedene Wurzeln (von Dioskoreen, Orchideen, Farnkräutern, einem Rohrgras Typha und anderen), vier Arten von Gummi oder Harz, sieben Pilze, mehrere Früchte, darunter die einer Sagopalme, dann die honigreichen Blüten der Banksien auf. Größer stellt sich diese Liste im Norden, wo wesentliche Bereicherungen hinzukommen, wie die Sagopalme, die Kohlpalme, die Sprossen der Mangroven, die zerstampft und gegoren und mit einer einheimischen Bohne vermischt gegessen werden, die körnerreichen Marsiliaceen (s. obenstehende Abbildung), Nymphäenwurzeln und manche Früchte. Sagofrüchte und Orchideenknollen wissen die Nordwestaustralier zu entgiften. Es ist wahr, daß die sogenannte australische Yamswurzel klein und das Eukalyptusgummi wenig nahrhaft ist, man muß auch zugeben, daß Australien auffallend arm an den Gewächsen ist, die anderen Steppenländern etwas von ihrer natürlichen Armut nehmen: die gurken-, kürbis-, melonenartigen und die Zwiebelgewächse; allein, daß die Australier nicht von selbst zum Anbau übergegangen sind, hängt nicht von ihrer Pflanzenwelt, sondern von ihrer Kulturstellung ab. So hat auch die Tierwelt Australiens kein einziges Haus- und Nutztier geliefert. Kenner erklären die Säugetiere, die in erster Linie in Frage kämen, für zu wild. Der Dingo, das einzige der Zähmung zugängliche Säugetier Australiens, ist nach aller Wahrscheinlichkeit im gezähmten Zustand von außen eingeführt worden und dann erst hier verwildert. Aber bei der armen Vegetation ist auch die wild lebende Tierwelt

nicht reich vertreten. Nicht ohne Bedeutung ist die durch den Wassermangel bedingte Seltenheit der Fische und anderer eßbarer Wassertiere. Austern lernten die Südaustralier erst von den Europäern essen. Die Westaustralier essen 4 oder 5 Arten von Schlangen, darunter giftige, und 3 Arten von Eidechsen. Sehr beliebt sind Käferlarven, die in der Graspalme leben. Auch Vogeleier werden eifrigst gesucht. Reich an größeren Säugetieren, insbesondere an Känguruhs, sind nur noch die weiten Grasebenen des Nordens und Nordostens. Die Tierarmut des Kontinents hat eine verhängnisvolle Rolle in der Erforschung Australiens gespielt; keine Expedition hat sich durch die Jagd das Leben fristen können. Besonders die Jagd auf Känguruhs und Emus mußte wegen der Flüchtigkeit dieser Tiere für die mit schlechten Waffen ausgestatteten Australier sehr schwierig sein; außerdem wird die Nachstellung durch das rein nächtliche Leben unverhältnismäßig vieler Säugetiere erschwert.

## 11. Körperbeschaffenheit und geistiges Leben der Australier.

„Vergebens sucht man in den Schilderungen der Australier jene ganz fest greifbaren Merkmale, die uns eine scharf umschriebene Rasse bieten sollte.“
* * *

Inhalt: Einheitlichkeit der körperlichen Eigenschaften der Australier. — Innere Unterschiede. — Malayenartige und negroide Formen. — Wollhaar und Straffhaar. — Große und kleine Menschen. — Sprachen. — Charakter und Geisteseigenschaften. — Mut. — Schreiben. — Zeichensprache. — Felszeichnungen. — Wirkungen des Nomadismus. — Beispiele seiner Ausdehnung.

Übereinstimmung in der Bildungshöhe, der Lebensweise, den Sitten, ja bis zu einem gewissen Grade sogar in der Sprache, und zwar größere Übereinstimmung, als wir sie sonst irgendwo auf gleich engem Raume finden, ist das hervortretende Merkmal der Bevölkerung dieses Kontinents. Aber die Australier schienen auch **körperlich** noch manchen modernen Anthropologen so wenig auseinander zu gehen, daß diese Beschreibungen lieferten, die vom Murray bis zur Yorkhalbinsel gültig sein sollten. Man sagt: Es sind Menschen von mittlerem Wuchse, an sich nicht schlecht proportioniert, aber durch die schlechte Ernährung mager. In ihrer Gesichtsbildung erkennt man eine **Mittelstellung zwischen Negern und Malayen**, eine „Mischlingsphysiognomie“. An die Malayen erinnern das mehr straffe als wollige Haar, die vorspringenden Backenknochen, die hellere braune oder rötliche Hautfarbe, an den Neger die vorspringenden Augenbrauen, die platte Nase, die wulstige Lippe, die Prognathie. Ein hervorragendes Merkmal bildet der tief eingedrückte Nasenansatz, so daß eine von Auge zu Auge gezogene Linie nur einen kleinen Bogen beschreibt. Der Bau ist mehr schlank als untersetzt; fast im ganzen Kontinent finden sich die zu schlanken Arme, Beine und oft auch Hüften, nur an gut genährten Individuen nicht. Die Muskulatur ist meist nicht stark; doch zeigen die Glieder erstaunliche Biegsamkeit, so daß zum Ausruhen oft die sonderbarsten, scheinbar beschwerlichsten Posituren angenommen werden. Es ist ihnen ein ganz Leichtes, fliegenden Speeren durch eine fast unmerkliche Wendung auszuweichen. Es ist wohl zu beachten, daß die Wirkungen der schlechten Ernährung in den meisten Schilderungen zu wenig beachtet werden; dadurch wird ein „Unkulturmerkmal“ zur Rasseneigenschaft. — **Vergebens sucht man aber jene ganz fest greifbaren Merkmale, die uns eine scharf umschriebene Rasse bieten sollte.** Einige Eigenschaften sind auf den Einfluß der Lebensverhältnisse zurückzuführen, einige sind von den unbefangensten Beobachtern als Mischlingsmerkmale angesprochen worden, andere gehen unvereinbar auseinander, wie die Angaben über das Haar. Wo immer die Frage der Einheit der australischen Rasse aufgeworfen worden ist, vermochte man nichts Durchschlagendes zu ihren Gunsten vorzubringen.

Man dürfte am ehesten von sorgfältigen Schädelmessungen eine Aufklärung dieser Frage erwarten. Was besagen diese aber? Der australische Kopf gehört zu den kleinsten. Aber welche Variationen in diesem Rahmen! Stützen wir uns auf die 24 von Davis und die 18 von Topinard gemessenen Schädel, so schwankt der horizontale Umfang zwischen 470 und 553 mm, der Schädelinhalt zwischen 1093 und 1472 cmm; bei Davis liegt sogar eine Messung von 1710 cmm vor. Die starke Prognathie, die vorspringenden Augenbrauen und die Depression der Nasenwurzel, endlich die zurückfallende Stirn hat Topinard bei 5 oder 6 unter 18 Schädeln nicht nachweisen können. Die von einigen Anatomen als charakteristisch bezeichnete Dachform des Schädels ist ebenfalls nichts weniger als allgemein; sie fehlt in mehr als der Hälfte der Topinardschen Schädelreihe. Bei solchen Verschiedenheiten ist die Klassifikation der Australierschädel förderlicher als die Unifikation. In der Hautfarbe können zwei extreme Typen unterschieden werden: die



Ein Mädchen aus Queensland. (Nach Photographie von C. Günther in Berlin.)

geradezu gelben und die samtschwarzen. Was dazwischen steht, das Dunkelbraune (s. die Tafel „Eine Australierfamilie von Neusüdwales“ bei S. 343), ist am häufigsten, hebt aber nicht das Auseinandergehen zweier Extreme auf. In den Haaren begegnet uns dasselbe. Kraushaarige Australier sah man an der Murchison-Bai, an der Westküste, bei Port Essington, am Bogan River. Auch lehren die mikroskopischen Untersuchungen, daß es hier in der That Menschen mit vollkommen negerhaftem Haar gibt. Nicht negerhaft und noch weniger malayisch ist die starke Behaarung des Körpers, besonders der starke Bart. Der Zuruf an Unbärtige: „Ihr nackten Wangen!“ gehört zu den Herausforderungen, die bei der unbärtigen Jugend der kriegerischen Südaustralier sicheren Erfolg haben. „Haarlose Australier“ sind vereinzelte pathologische Fälle.

Die wichtigste Frage ist unter diesen Umständen die nach der geographischen Verbreitung der verschiedenen Typen. Ihre Antwort ist indessen ebensowenig positiv wie jede andere Vermutung über Zusammengehörigkeit, Verschiedenheit und Abstammung der Australier. Die frühesten Nachrichten lassen uns keineswegs etwa den hellen Typus an der malayischen und den dunkeln an der entgegengesetzten Seite wahrnehmen. Tasman und Dampier sahen an der Nordwestküste 1644 und 1686 dunkle Wollköpfe; dem widerspricht es nicht, wenn Grey und Usborne unter ihnen einzelne Menschen von heller Kupferfarbe fanden, mit minder großem Kopf, mit mäßigen Brauen, mit gut proportionierten Gliedern. Cook sah 1770 an der Endea-

vour-Bucht (Nordostküste) schokoladenbraune, straffhaarige, wohlgebaute Menschen, deren Nase nicht auffallend platt und deren Lippen wenig dick waren. Unter den Eingebornen des Südostens gab es Weiber so hell wie Mulattinnen. Dumont d'Urville hebt einige Stämme in der Nachbarschaft des König Georg-Sundes als Völker edlerer Bildung vor anderen hervor. Hombron und Flinders konstatieren ebenfalls weitgehende Unterschiede zwischen höhergestellten und untergeordneteren Australiern. Stokes, von allen Australienreisenden einer der erfahrensten, faßt sein Urteil in den Satz zusammen: „Die Australier variieren ebenso seltsam wie ihr Boden." Stuart und Leichhardt sind erstaunt über die eigentümlichen, sprunghaften Differenzen. Und so weichen auch die Schilderungen der späteren Beobachter, die den Australier in der Ruhe, aber auch unter dem Einfluß der Europäer studierten, in hohem Grade ab. Wir erinnern hier nur an Wilhelmi in seiner Studie über die Port Lincoln-Stämme und an die Äußerung Earls: „In einem Kreise



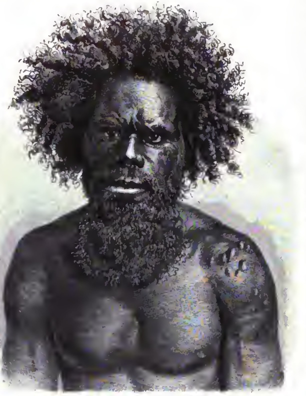
Ein junger Mann aus Queensland. (Nach Photographie von C. Günther in Berlin.)

von 500 Meilen um Port Essington würde man eine ebenso große Anzahl von Stämmen umschreiben, die vom Dunkelschwarz zum Rotgelb des Polynesiers variieren." Darum ist die Annahme einer großen inneren Verschiedenheit der australischen Stämme berechtigt. Unzweifelhaft gehen dunklere und hellere, woll- und straffhaarige durcheinander. Aber wo liegen ihre Ursprünge? Sollen wir mit P. Topinard von negerhaften, polynesischen, einigen malayischen und von zahlreichen Elementen asiatischer Abstammung sprechen?

Zu den Eingebornen von Australien gehören geographisch auch die zerstreuten und wandernden Bewohner der kleinen Inseln, die den Kontinent umgeben. Die Melville-Insulaner sind z. B. echte Australier, auch ethnographisch als solche durch schlechte Speere und Keulen, elende Hütten und Rindenkähne gekennzeichnet. Die Prinz von Wales-Inseln in der Torresstraße sind zu nennen, weil ihre Bevölkerung, die Kowrarega, den äußersten Posten der Neuholländer nach Norden bildet und in unmittelbarer Berührung mit den Papua der Torresstraße steht. Bei der Wanderlust der Papua werden diese Inseln nicht selten von Neuguinea aus besucht, weshalb sie ethnographisch sichtlich dorthin neigen. Neuguinea mit seiner papuanischen Bevölkerung bot sich stets als die nächstliegende Quelle der dunkeln Bevölkerung dar, und die Herleitung der straffhaarigen schien angesichts ihrer polynesischen Bestandteile sowie der Nähe der Malayen und ihres Verkehrs mit Nordwestaustralien gleichfalls keine großen Schwierigkeiten zu machen. Da aber

geschichtliche Nachrichten über solche Einwanderungen fehlen, könnte bloß eine scharfe geographische Sonderung beider Stämme nach ihren körperlichen Merkmalen größere Sicherheit bieten. Da ist nur zu bedauern, daß sie eben nicht möglich ist.

Die Einwirkung der Lebensverhältnisse darf in diesem an starken Gegensätzen des Naturcharakters so reichen Lande am wenigsten übersehen werden. Nur zu sehr erinnert vieles, was von den körperlichen Merkmalen der Australier gesagt wird, an die Schilderungen von Buschmännern und Feuerländern. Schürmann läßt den Einfluß der Wohnstätten direkt wirken, indem er sagt: „Wo das Land wüst, sind die Bewohner gering an Zahl und von elendem Äußeren; wo das Land gut, sind sie vergleichsweise zahlreich, gut aussehend, thätig.“ Er findet außerdem, daß in der Regel die kräftigeren Individuen auch die helleren in der Farbe seien, und hat dabei speziell die südaustralischen Stämme im Auge. Daß im allgemeinen die Weiber einen weniger guten Eindruck machen als die Männer, ist gewiß ihrem mühseligeren und beladeneren Dasein und ihrer schlechteren Ernährung zuzuschreiben. Als unter ärmlichen Verhältnissen lebende Völker niederer Kulturstufe besitzen die Australier keine große Körperkraft. Als Springer, Läufer und Fußgänger sind die Europäer tüchtiger; doch sind jene geschickte Speerschleuderer, und im Bumerangwerfen hat sie wohl nie ein Europäer übertroffen. In dem Vernichtungskampf, den die Engländer gegen sie führten, haben sie durch äußerst geschickte Benutzung aller ihrer Kräfte, ja ihrer Farbe, den Vertilgern viele Schwierigkeiten bereitet. Ihre Märsche sind in der Regel kurz (s. unten, S. 321). Die Schärfe ihrer Sinne übertrifft die der Europäer weit. Auch schwimmen und tauchen selbst Weiber und Kinder gut, nur nicht in Westaustralien, wo auch Kähne und Flöße fehlen.



Ein Mann aus Neusüdwales. (Nach Photographie.)

Als Krankheiten, wozu sie besonders disponiert sind, nennt Taplin alle Übel skrofulöser Natur; Lungentuberkulose, Leberkrankheiten, Dysenterie und epidemische Influenza sind besonders

häufig, Masern und Scharlach selbst da selten, wo die benachbarten Weißen viel daran leiden. Blattern haben große Verheerungen unter ihnen angerichtet, noch größere die venerischen Krankheiten. Wenn alte Leute keine Seltenheit sind, so ist daran nicht die Langlebigkeit, sondern das frühe Altern schuld. Über die große Kindersterblichkeit s. S. 322 und 334, auch 335.

Mischlinge zwischen Weißen und Australiern gleichen einigermaßen den Negermischlingen, den Mulatten. Ihre Zahl ist in Australien beträchtlich, und man braucht ihre Körperkraft und Geschicklichkeit besonders beim Hüten der Herden. Sie sind fruchtbar.

Fast nur mit Zagen fragt man bei einem Volke von so ungünstigen Lebensverhältnissen nach jenen seelischen und geistigen Eigenschaften, für deren freie Entwickelung die günstigsten äußeren Bedingungen eben gut genug sind. Wir werden hier, um uns nicht durch die Erscheinungen von Verkümmerung täuschen zu lassen, mehr auf die Anlagen Gewicht zu legen haben, als darauf, was thatsächlich zur Entfaltung gelangt ist. Nun ist in die Anlage des Australiers durch seine hochgradig nomadische Lebensweise ein verhängnisvoller Mangel an Stetigkeit hineingewachsen. Junge Australier, denen die besten Gelegenheiten geboten worden waren, ein ruhiges und einträgliches Leben zu führen, kehrten nach Jahren erfolgreichen Unterrichts und williger Gewöhnung an seßhaftes Leben und regelmäßige Thätigkeit plötzlich in die Wildnis zurück und hatten in Kürze alle Errungenschaften der Kultur in den Wind geschlagen. In Handarbeiten und im Gebrauch von Handwerkszeug standen sie oft nicht hinter Weißen zurück, aber es fehlte ihnen die Konzentration der Gedanken auf eine bestimmte Aufgabe. Man hebt am Australier die Schärfe der Sinne, die Fähigkeit, Stimmen nachzuahmen, das richtige musikalische Gehör hervor: alles Wirkungen des Lebens in der Wildnis. Aber es ist ein wenig fruchtbringendes Kapital, das darin angelegt ist. Daraus wächst keine bleibende Kulturerwerbung heraus, nichts, was dem Menschen festen Rückhalt an der Natur gewährte. Das die Seele niederdrückende Elend hängt als Gegengewicht daran, und der Australier steht hinter einem Ideal des Naturmenschen, dem nordamerikanischen Indianer, ohne Frage weit zurück. Auch hier spielt das Klima herein. Der Australier lebt unter dem Druck eines Klimas, das hinsichtlich der zur Ernährung nötigen Feuchtigkeit ungemein unzuverlässig ist; die drückende Hitze der Steppenlandschaften, der unvermeidlich rasche Absprung zur Kälte der Nächte tragen das ihre zur Verdumpfung bei. Darum sind die Australier im Norden geistig geweckter und energischer als im Süden: jene sind eben stabiler als diese; und damit ist viel gesagt. Wenn wir trotzdem auch hier mehr Geistiges finden, als wir erwarten, haben wir den Eindruck von Trümmern eines besseren Zustandes. „Nichts zeigt dies besser als die Religion, in der alles einzelne wie verhallende Stimmen aus früherer, reicherer Zeit herüberschallt." (Waitz-Gerland.) Ein langes Leben unter diesen Einflüssen hat manches in der natürlichen Begabung einschlafen lassen, was früher vorhanden war. Wo sind bei Stämmen, die immer nur zu ein paar Hundert bei einander leben, die anregenden Kräfte? Gelegentlich haben Europäer durch das Beispiel ihrer Persönlichkeit Eingeborne zu tüchtigen Menschen herangebildet, aber selten. Doch scheint sich in neuerer Zeit über den Charakter der Australier ein günstigeres Urteil zu bilden.

Die Missionsschulen lassen die Australier als Leute von mäßiger Begabung erkennen. Im Lesen und Schreiben machten sie in der Regel gute Fortschritte; um so schlechter sieht es mit dem Rechnen aus. Den Eingebornen fehlt teilweise für größere Zahlen der Ausdruck. Den Missionaren zufolge besitzen sie mimetische Begabung und ein starkes Gedächtnis, aber ohne tieferes Verständnis; es ist alles mechanisch bei ihnen. Sie haben sich ohne allzu große Schwierigkeiten in den einfacheren Hantierungen unterrichten lassen; aber aus den bekehrten Eingebornen sind Prediger und Lehrer von solchen Gaben, wie sie Afrika und Polynesien dargeboten haben, nur

sehr selten hervorgegangen. Mit dem Missionsmaßstab gemessen, möchten die Völker Australiens am ehesten den hellen Südafrikanern zu vergleichen sein.

Wenn alles Wissen Stückwerk ist, so ist das der Australier doppelt zerstückeltes Stückwerk. Sie besitzen manches, aber als Fragment, das leicht dem Schicksal verfällt, leblos, zusammenhangslos verloren zu gehen. Aus der Sprache fällt gelegentlich ein Licht auf die Naturauffassung der Eingebornen, so, wenn die Adelaide-Eingebornen einen generischen Ausdruck gebrauchen für alle stechenden Tiere (Paicha), oder wenn die Dieyerie außer den Wörtern für Sonne, Mond, Sterne noch besondere Ausdrücke haben für Abendstern, Milchstraße, einen hellen Stern des Winters am Nordhimmel, zwei Sterne des Winters am Südhimmel, eine der Adlerklaue gleiche Sterngruppe des Winters im Westen, für Regenbogen, Sternschnuppe, für Mittagsstand, für Süden und Norden, Sonnenuntergang und -Aufgang. Sie beschäftigen sich viel mit Sternbildern in ihren Mythen. Nach dem Stande des Mondes wissen sie die Zeit zu bestimmen. Auch teilen



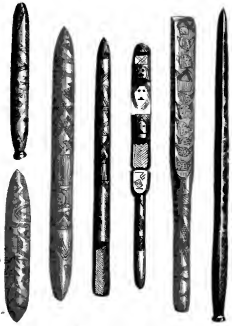
Belly Bull, Südaustraller, und Emma Dugal, Südaustralierin. (Nach Photographien.)

sie wie die Polynesier den Himmel in acht Himmelsgegenden ein und nennen die Winde danach. Im Westen findet sich eine Jahreseinteilung mit sechs Jahreszeiten. Staunenswert ist ihre Fähigkeit, sich zu orientieren. Ihre Ortskenntnis ist so groß, daß sie auf eine Tagereise weit die Richtung, in der ein Punkt liegt, vollkommen genau beschreiben; ebenso genau ist ihre Erinnerung an Örtlichkeiten, die sie einmal besucht haben.

Neben diesen praktischen Kenntnissen hat das geistige Leben der Australier gar wenig zu bieten. Taplin hat sich bemüht, die unter den Narrinyeri kursierenden Überlieferungen zu sammeln, die eine Vorstellung von ihrer geistigen Leere geben. Dieser Stamm glaubt den Murray und den Darling abwärts gewandert zu sein, ehe er zu seinen heutigen Sitzen kam, und erinnert sich einer verheerenden Krankheit, die vor der Ankunft der Europäer auf demselben Wege kam. Einige erinnern sich des Schreckens, womit sie Sturt erfüllte, als er mit seinem Boote über den Alexandrasee schwamm, und der Verwirrung, die zwei von Osten her verirrte Rinder in ihre Lager brachten, wo man sich vor ihnen wie vor Dämonen zurückzog. Im Jahre 1840 scheiterte ein Schiff, dessen 25 Schiffbrüchige von ihnen ermordet wurden; zur Sühne töteten die Europäer einige von ihnen. Im Jahre 1844 töteten sie einen Squatter. Später folgten noch manche Reibungen mit der weißen Polizei. Dies die Geschichte einer Generation eines australischen Stammes!

Gedankenfixierung durch Schrift wird kaum geübt. Doch ist kein Zweifel, daß die Australier in der Kunst des Schreibens einige Schritte mehr gemacht haben, als man noch vor einigen

Jahren glaubte. 1880 erst entdeckte man Botenstäbe mit ihrer den Eingebornen eine ganze Fülle von Information darbietenden Bilderschrift (s. untenstehende Abbildung); ein neues Zeichen für die große Lückenhaftigkeit der ethnographischen Studien auf dem australischen Felde. Diese Botenstäbe sind am vollendetsten in Westaustralien, roher in Queensland und Neusüdwales. Ebenso werden Sätze von Berichten (oder Beschwörungen?) auf Stäbe eingeritzt, die beim Korroborytanze als Tanzstäbe benutzt werden. Und zwar werden nicht bloß Gegenstände der äußeren Natur in dieser Bilderschrift dargestellt, sondern auch konventionelle Zeichen, gerade und schief eingeritzte Linien und dergleichen, darin aufgenommen. Es ist also etwas mehr als reine Bilderschrift. Die Eingebornen sollen im Schreiben und Lesen dieser primitiven Hieroglyphen sehr geschickt sein. Solche Botschaftsstäbe hat man Gefangenen zugesteckt, um sie von einem Befreiungskomplott zu benachrichtigen; sie sollen auch versandt werden, wenn sich Stämme Feindschaft erklären. Dem Boten dient der Stab zugleich als sicheres Geleit, oft über weite Wege. Dabei handelt es sich nicht um Interpretation der Sprache, sondern um Darstellung von Begriffen: die Stabbotschaften werden von den Angehörigen ganz verschiedener Stämme gelesen und unter Erläuterung des Boten verstanden. Die Botenstäbe kommen auch als bloße Holzstäbe, Symbole der Botschaft, die mündlich gebracht wird, vor. Der Bote ist unverletzlich. Einfachere Zeichen dienen demselben Zwecke. Einkerbungen in die glatte Rinde von Bäumen, Steinhaufen, ein Bündel Binsen bezeichnen Wege und unterrichten einen nachkommenden Trupp von der Richtung. Rauch- und Feuersignale sind häufig; Staubaufwerfen ist Kriegszeichen. Sonst



Botenstäbe aus Westaustralien mit Bilderschrift. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/3 wirkl. Größe.

wird auch zur Kriegserklärung ein Stock mit Emufedern gesandt. In Westaustralien diente nach Eyre ein Schilfnetz zur Beglaubigung der Boten: eine Erinnerung an die einst weiter verbreitete Knotenschrift, wovon Kortüm ein Beispiel aus Cooktown mitteilte. Sicherlich reihen sich die Felszeichnungen daran an: nicht nur Tiere, sondern auch Menschen in allen Lagen und Stellungen, öfters zusammen mit Tieren, sind dargestellt, was auf Jagd oder Fischfang hindeutet. Am oberen Glenelg zieht sich eine Hügelkette von Sandstein mit vielen Höhlen hin. Viele davon sind farbig (meist gelbrot) bemalt; in einer fand sich ein meterlanger Fisch abgebildet. Auf dem schräg ansteigenden Dachfelsen einer anderen ist auf schwarzem Grunde eine weiße Figur gemalt mit gelben Augen und breitwulstigem, gekräuseltem roten Haar, welches mit regelmäßigen Reihen weißer Punkte versehen ist. Am Leibe, der nicht ganz ausgeführt ist, trägt sie eine rockähnliche Bekleidung, eng anliegend. An der einen Seitenwand daneben sind übereinander vier Köpfe mit dickem blauen Haarwulst zu sehen, oben an der Decke eine elliptische Figur, in der sich auf

goldgelbem, rot getüpfeltem, durch ein breites weißes Querband getrenntem Grunde ein rotes Känguruh nebst zwei Pfeilspitzen befindet, wovon eine mit zwei Kugeln auf das Tier zu-, die andere von ihm wegfliegt; daneben ist ein Mann in rohen Umrissen abgebildet, der ein rotes Känguruh trägt. Viele andere, schlechtere Bilder von Tieren und Menschen finden sich daneben. Vielleicht sind einige dieser Gemälde von religiöser Bedeutung.

Sehr entwickelt ist die Gebärden- und Fingersprache. Kempe sagt von den zentralaustralischen Stämmen der Macdonnell-Berge, daß sie fast jedes Ding durch Stellung oder Bewegung der Hände oder Finger ausdrücken können.

Als Grundzüge der australischen Sprachen bezeichnet Friedrich Müller den vielsilbigen Bau mit in der Regel einfach konsonantisch anlautenden und auf Vokale oder einen flüssigen Konsonanten auslautenden Silben. Ihre Verwandtschaft mit den Sprachen der Ozeanier harrt noch des Nachweises der Richtungen der einzelnen Beziehungen. Die Laute h, f, v, s, z fehlen angeblich gänzlich. Die Formenbildung wird von der Suffigierung beherrscht. Einzahl, Mehrzahl und Dual sind die Numeri; von Kasus unterscheidet Taplin in den südaustralischen Sprachen bei den Nomina außer den sechs bekannten noch einen Ejativ und Ergativ, bei den Pronomina einen Kausativ. Der Ton ruht gewöhnlich auf der vorletzten Silbe. Der Australier liebt Ellipsen. Kürzungen der Wörter finden ebenso wie Erweiterungen statt.

Was den geistigen Wert der australischen Sprachen betrifft, so steht dem Reichtum an sinnlichen Ausdrücken die Armut an Begriffswörtern gegenüber. Meist sind Zahlwörter über drei oder fünf nicht vorhanden; was darüber ist, wird durch Zusammensetzen erreicht. Farbenbezeichnungen sind mangelhaft, Wörter für Verwandtschaftsgrade und Altersstufen reich. Schwierig wird das Studium der australischen Sprachen durch die eigne Indifferenz der Eingebornen. Die Nachlässigkeit, womit sie ihre Sprache sprechen, die Zusammenziehung der Wörter, die Verwechselung der Vokale erschweren die Fixierung. Mit Leichtigkeit werden Wörter neugebildet und fremde aufgenommen. So begreift man die Schwierigkeit, den Grad des Unterschiedes in diesen Sprachen zu bestimmen. Es gibt zahlreiche Dialekte in Australien, die im Grunde vielfach miteinander übereinstimmen; tiefere Mannigfaltigkeit ist oft nur Schein. Von einer Menge Synonyme braucht häufig der eine Stamm den einen, der andere den anderen Ausdruck; beide Stämme verstehen beide. Für jeden kleinsten Teil des menschlichen Körpers haben sie eine bestimmte Bezeichnung: so konnte es kommen, daß, wenn Reisende nach demselben Gliede fragten, sie die verschiedenen Namen seiner Teile hörten. Die Zahl der Sprachen und Mundarten in Australien läßt sich nur schätzen. Im Süden des Landes gibt es nach Grey und Bleek sieben Sprachen; diese zerfallen alle wieder in eine Menge Dialekte, da jeder allein wandernde Stamm seinen eignen hat. Einzelne Sprachen haben größere Ausdehnung: eine wird von Moreton-Bai bis zum Hawkesbury-Fluß, eine vom König Georg-Sund bis zur Haifischbai und dem Gascognefluß und noch tief im Innern gesprochen. Dieselbe Sprache mit mundartlichen Veränderungen findet sich um Adelaide; die Eingeborenen vom Murray und Murrumbidgee verstanden sich mit denen vom König Georg-Sund; ebenso sind die Sprachen vom Hunter und Macquarie wurzelhaft verwandt. Auch die Sprachen der Nordküste sind zahlreich: am Kap York finden sich allein fünf einander näherstehende, auf der Halbinsel Koburg vier. Im Inneren herrscht nach Kempe Sprachgemeinschaft bei den Stämmen zwischen dem 23. und 28.° südlicher Breite und 132.—134.° östlicher Länge, vielleicht auch noch darüber hinaus: also auf einem Raume von mehr als 2000 deutschen QMeilen.

Folgende Aufzählung der Bezeichnungen für Teile des menschlichen Körpers zeigt, wie süd-, südwest- und ostaustralische Sprachen einander ähnlich sind. Inneraustralische Sprachen, die dazwischenliegen, werden sich dazu ebenso verhalten wie diese zu einander. So liegt eine

weitverbreitete Ähnlichkeit vor. Für die nordaustralischen Sprachen bleibt indessen die Möglichkeit einer abgesonderten Stellung und näherer Verwandtschaften mit den Sprachen Neuguineas und der Nachbarinseln übrig.

| Stamm und Wohnplatz | Hand | Mund | Zunge | Auge |
|---|---|---|---|---|
| Narrinyeri . . . . . . . . . | Mari | Tore | Tallanggi | Pili |
| Adelaide . . . . . . . . . . | Marra | Ta | Tadlanya | Mena |
| Port Lincoln . . . . . . . | Marra | Narpata | Yarli | Mena |
| Swan River . . . . . . . . | Marhra | Dla | Dtallang | Mel |
| Blanchewater (Südaustralien) . . | Murra | Tiya | Yarley | Minna |
| Neusüdwales bei Sydney . . . | Mutlurra | — | Tullun | Ngaikung |
| Melbourne . . . . . . . . . | Munung / Myrongatha | Warongatha kundernir | Tallan | Myng |
| Echuca . . . . . . . . . . | Peean | Warru | Saleng | Maa |
| Murundi am Murray . . . . | Mannuruku | Taako munno | Ngantudli | Korllo |
| Moreton-Bai (Queensland) . . . | Yamma | Tambur | Tallaun | Millo |
| Wimmera (Victoria) . . . . . | Mannanyut | Tyarbuk | Tyalli | Mirr |
| Wentworth (Darling) . . . . | Muna mambunya | Yelka | Tarlina | Makie |
| Kamilaroi (Barwon) . . . . . | Murra | — | Tulle | Mil |
| Dippil (Queensland, Wide Bay) . | Dwruin | Tunka | Dunnum | Mi |

Je weniger moralische Reflexion den Mut der Australier zu stärken im stande ist, desto mehr bewundern wir den Rest davon, der in diesem elenden Kampf ums Dasein noch nicht geknickt worden ist. Es gibt Beispiele von geradezu heroischer Entschlossenheit und bewundernswerter Kaltblütigkeit. Selbstmord ist diesen „Barbaren" unbekannt. Sie besitzen dagegen ein hohes Maß von Selbstbeherrschung in der Ertragung der Torturen, die sie sich aus Aberglauben oder Herkommen selbst auflegen oder auflegen lassen. In Bezug auf kriegerische Gesinnung sind die Stämme verschieden; doch selten wird einer ganz aus dem Kriegszustand heraustreten. Daß dabei Bedrohungen aus der Ferne und Angriffe aus dem Hinterhalt geschehen, ist Wesen der primitiven Kriegführung, schließt aber Todesverachtung im rechten Augenblick keineswegs aus. In Westaustralien klingen noch heute die Namen kühner und grausamer Eingebornenführer, die jahrelang gegen die Europäer kämpften, den Kolonisten drohend in die Ohren. Da sie sich geschickt mit den Schilden decken, Speere durch Ausweichen gewandt vermeiden, bisweilen auffangen und verächtlich zurückwerfen, ferner nur auf solche zielen, die sich mit dem Schilde decken, wohl aus Besorgnis vor Blutrache, so dauern ihre Kämpfe oft lange, ohne daß irgend eine Verwundung vorkommt. In ihren eignen Kämpfen kann man sie hiernach nicht tapfer in unserem Sinne nennen; wirkliche Tapferkeit haben sie aber in den Kämpfen mit den Europäern gezeigt, und zum Erfolg fehlte ihnen öfters nur die Zahl.

Da Gesang und Tanz die beliebtesten Unterhaltungen der Australier sind, ist es erstaunlich, daß sie das an musikalischen Instrumenten ärmste aller Völker sind. Sie haben Instrumente zum Taktklopfen, am häufigsten Bambusrohre, die mit einem Stabe geschlagen werden; aber selbst dieses ist nicht allen Stämmen gemein. Die meisten schlagen mit einem Stabe entweder auf ihre Wurfbretter oder auf einen anderen Stab, den sie gegen die Brust halten, oder auch nur auf ausgespannte oder aufgerollte Felle. Trommeln von sehr roher Arbeit sind ja bei Westaustraliern gefunden worden; aber bei den Südaustraliern ist das Schlagen der Felle und der Schilde die einzige Musik. Von den Australiern von Port Essington wird eine Flöte aus Bambusrohr nach polynesischer Sitte durch die Nase geblasen. Schließlich kann man noch das Händeklatschen nennen, womit die Gesänge begleitet werden.

Gesänge begleiten jeden Tanz. Doch alle ihre Weisen haben etwas Melancholisches: in allen hört man das Herabsinken von einem hoch angeschlagenen zu den tieferen Tönen. Sprechen und Singen ist nicht scharf zu trennen; ihre Rede geht im Affekt unmerklich in Gesang über, wobei der Grad ihrer Leidenschaft das Tempo bestimmt. Freude, Zorn und (nach Grey) sogar Hunger bewegen sie zum Singen. Den einfachen Nebeneinander- oder Gegenüberstellungen der Lieder ist eine gewisse Poesie nicht abzusprechen; aber es tritt, wie beim Schmuck ihrer Körper, der einfache, ärmliche Zug ihrer Phantasie hervor. Taplin hat uns eine Anzahl von Tanzliedern der Narrinyeri aufgezeichnet: es sind Beschreibungen von Erlebnissen auf der Reise, auf der Jagd, im Kriege, nichts anderes. Ebenso primitiv im Aufbau, naiv im Gedanken, mit Tendenz zum Schlußreim sind australische Gesänge, die Grey und andere mitgeteilt haben.

Noch ein Wort über den Korrobory oder Korrobery, der als einfacher Tanz mit Gesang oder unter gewissen Modifikationen als Sühn- und Zaubertanz und überhaupt zur Feier der verschiedensten Ereignisse veranstaltet wird. Gewöhnlich tanzen die Männer, während die Frauen die Musik- und Gesangbegleitung liefern. In Queensland ist er noch feierlicher als in Südaustralien; dort werden folgende Gebräuche dabei beobachtet: Den Tag bringen die Männer hinter Gebüsch versteckt zu, um sich zu diesem festlichen Tanze würdig von ihren Frauen mit Fett einreiben und mit Farben schrecklich bemalen zu lassen. Wenn es dunkel geworden, entzünden die Weiber ein mächtiges Feuer, fangen ein Getrommel an und singen eine eintönige Weise dazu. Darauf erscheinen die Tänzer mit Speeren und Feuerbränden in den Händen, die Knöchel mit Bündeln von Gummiblättern umwickelt, und beginnen mit grimmigen Gebärden ihren Tanz, der zuletzt in ein wildes, phantastisches Rennen und Jagen im Kreise oder vor- und rückwärts ausartet. Von Zeit zu Zeit stoßen sie ein wildes Geheul aus, schlagen die Speere gewaltig aneinander und stoßen die Fackeln auf die Erde, daß die Funken weit umhersprühen. Diese Tänze werden nur des Nachts, hauptsächlich bei Vollmond getanzt. Leicht wird der Korrobory indezent, besonders wenn ausnahmsweise die Weiber mittanzen.

Man versteht die Australier nicht ohne ihren hochgradigen Nomadismus. Hierauf haben alle Natureigenschaften des Landes hingewirkt. Die ersten Gründe dazu liegen in der Wasserarmut des Landes und in der zum Teil daraus folgenden ungleichen Verteilung der Nahrungspflanzen und Tiere; die Trockenzeit macht eine große Anzahl sonst günstiger Wohnplätze einfach unmöglich. Aber da dauernde Trockenheit ebenso groß ist, wie Zeit und Masse der Niederschläge unberechenbar sind, da quellennährende Gebirge fast ganz fehlen, so gibt es wenig dauernde Oasen, und der Nomadismus kann durch das zeitlich zerstreute Hereinbrechen feuchter Monsune nicht gehemmt werden. Die pflanzlichen Nahrungsmittel müssen oft in großen Entfernungen gesucht werden, während die Tiere fast ebensosehr wie der Mensch die trockenen Gegenden fliehen. Die Wanderungen begünstigt sodann der Mangel an Gebirgen und großen Flüssen im größten Teile des Landes. Und wenn wir noch seine isolierte Lage ins Auge fassen, so hat Australien die denkbar ungünstigsten Bedingungen für die Entwickelung einer seßhaften Bevölkerung. So ziehen nun die Wanderstämme des Westens umher, die Männer mit den Waffen voraus, die Weiber, die das Gepäck und die Kinder tragen, hinterdrein; ihrer Last wird gewöhnlich noch die Kleidung zugefügt, da man auf Märschen bequemer nackt geht. In dem Sacke, den jedes Weib auf dem Rücken trägt (s. die Tafel „Frauen aus Südaustralien"), befinden sich: ein flacher Stein zum Zerklopfen der eßbaren Wurzeln, Quarzstücke zu Messern und Lanzenspitzen, Steine zu Äxten, Harzkuchen, um Waffen auszubessern oder neue anzufertigen, Känguruhsehnen als Bindfaden und Nadeln aus Känguruhknochen, Opossumhaar zu Gürteln, Stücke von Känguruhhaut zum Polieren der Speere, scharfe Muschelschalen als Messer und Axtklingen, gelber



Frauen aus Südaustralien. (Nach Photographie.)

und roter Thon zum Bemalen, ein Stück Baumrinde zur Bereitung von Bast, Seilen, Gürtel, etwas Schmuck, ein Schwamm zum Feueranmachen, etwas Fett und ein Quarzstück, das als Reliquie verehrt wird, seitdem es vom Arzt als Sitz der Krankheit aus einem Kranken gezogen wurde, und außerdem noch alle unterwegs gesammelten Wurzeln oder Früchte. Zwischen Rücken und Sack tragen sie einen Vorrat noch unpräparierter Häute und in der Hand einen 5—6 Fuß langen Stab oder einen Feuerbrand; öfters sind sie auch noch mit den Lanzen des Mannes belastet. Auf diesen Zügen werden in der Regel nicht mehr als 25—30 km gemacht; und wenn Wild unterwegs vermutet wird, gehen die Männer ab und senden die Weiber und Kinder unter Bedeckung von älteren Männern auf dem geraden Wege nach dem vorbestimmten Lager. Des Morgens geschieht der Aufbruch nicht gar früh, und es bedarf in der Regel des Drängens der Thätigeren, um dem Plaudern und Zögern ein Ende zu machen.

Hängt auch die Zeit des Aufenthalts von der Menge der Nahrung, des Wassers und anderen Annehmlichkeiten ab, so wird doch selten mehr als zwei Wochen an einer Stelle verweilt. Schon das Drängen anderer Gruppen macht das unmöglich. Darum ist im allgemeinen im Sommer der Wechsel der Wohnorte häufiger als im Winter. Die Hütten bleiben oft beim Verlassen des Lagers stehen: so erklärt sich die verhältnismäßig große Häufigkeit verlassener Lager der Eingeborenen in den Berichten. Auch gemeinsame Beratungen und Feierlichkeiten fordern die Stämme zum Wandern auf. Manche Zeremonien bedürfen des Zusammenwirkens mehrerer verwandter Stämme. Und endlich gibt Furcht vor Sterbestätten und anderer Aberglaube Anlaß zu Wanderungen. Wie sich heute die Kinderzahlen in den Familien verhalten, dürfte Bevölkerungsüberfluß nur sehr selten als Ursache der Wanderung anzusehen sein. Doch ist allerdings zu beachten, daß, wenn vor der Berührung mit den Europäern andere Verhältnisse hierin bestanden, diese bei der Beschränktheit der Lebensmittel rasche Verschiebungen in den Möglichkeiten der Ernährung hervorrufen mußten.

Die Zahl der Australier ist immer gering gewesen, größer allem Anschein nach im Norden und Nordnordosten als im Süden und Westen. Seit dem Eingreifen der Europäer ist sie Jahr für Jahr zurückgegangen: einer der dunkelsten Punkte der neueren Geschichte, nicht nur Australiens. Die Einwanderung der Europäer hat den Eingeborenen viel mehr geschadet als genützt; das Land wurde in Besitz genommen, das Wild fast vollständig ausgerottet; das Schilf, woraus sie ihre Häuser zu bauen pflegten, das Gras, worauf sie schliefen, haben die Fremden verdorben; die Häute, woraus sie Kleider fertigten, und die Rinde, die ihnen zum Bau ihrer Kanoes diente, sind kaum mehr zu finden. Man darf deshalb von ihrem jetzigen niedrigen Zustand nicht auf ihren ursprünglichen schließen und nicht mehr hoffen, unter ihren entnervten, weit verstreuten Stämmen die besseren Eigenschaften zu finden, die sie einst besaßen. Vielleicht nur den Buschmännern Afrikas sind die Weißen mit ähnlicher Geringschätzung gegenübergetreten; und da die Australier Verletzungen des hochgehaltenen Eigentumsrechts mit bewaffneter Hand zu ahnden wagten, wurden sie als unverträglich verschrieen. Unklug und rücksichtslos hat England aus Australien eine Verbrecherkolonie gemacht und niemals das Recht der Eingeborenen auf ihr Land anerkannt. Nirgends wurde so früh und so entschieden wie hier die Kolonialpolitik des Gehen- und Geschehenlassens verurteilt; aber vergeblich. Die Geschichte der australischen Kolonien erzählt von mutwilligen Massenmorden der schutzlosen Eingeborenen, von wahrhaften Menschenjagden. Ausschweifungen mit ihren Körper und Seele zerstörenden Folgen, Branntwein u. a. gesellten sich dazu. Das Ergebnis ist ein beständiger Rückgang der Zahl der Eingeborenen. Für ganz Australien liegt keine Schätzung der Einwohnerzahl vor, die irgend Vertrauen verdiente; man nennt mit ebensoviel Recht 100,000 wie 200,000 als die Zahl der Australier vor der europäischen Einwanderung; 1851 wurde die teilweise auf besserem Boden stehende Schätzung von

55,000 Seelen versucht. Nicht überall war die eingeborene Bevölkerung so rasch zurückgegangen wie von 1836—81 in Victoria von etwa 5000 auf 770, aber überall fand Rückgang statt. Der Zensus von 1876 gibt für die ganze Provinz Südaustralien insgesamt 3953 an, wovon nur 1000 in den besiedelten Teilen leben; nimmt man 12,000 für ihre Gesamtzahl im Jahre 1842 an, so sind sie auf ein Drittel zusammengeschmolzen. Es fehlt nicht an Nachweisen des Rückganges in besser zu kontrollierenden Bezirken. Unter den im Jahre 1877 gezählten 613 Narrinyeri Südaustraliens verzeichnete Taplin von 1869—77: 150 Geburten und 162 Todesfälle; er sucht jedoch die Bedeutung dieser Zahl durch den Hinweis zu mildern, daß Leute zum Sterben hierher gebracht wurden. Sicherlich ist das Verhältnis auch so nicht günstig. Bei den entfernter von den Europäern wohnenden Eingeborenen ist auch der Kindesmord nicht zu übersehen.

Fragt man nach den fortwirkenden Ursachen dieses Rückganges, so ist in den südlichen Teilen der Krieg kaum mehr zu nennen. Obwohl man dort leicht in ein gutes Verhältnis zur Regierung gekommen war, waren die Stämme doch seit Einsetzung des ersten Gouverneurs im Jahre 1836—78 so zusammengeschmolzen, daß es bereits schwer fiel, eine kleine Sammlung ihrer Waffen anzulegen. Seitdem die Regierung des Mutterlandes das elende Hinsiechen der Eingeborenen und ihr eignes Verschulden daran erkannt hatte, that sie mancherlei dagegen. Von 1821—42 wurden in Neusüdwales allein 80,000 Pfund Sterling zum Schutz und zur Hebung der Eingeborenen ausgegeben; und fast alle englischen Kolonialminister betrachteten es als ihre Aufgabe, die Kolonialregierungen Australiens zu ermahnen, für ihre Eingeborenen Sorge zu tragen. Nur kam diese Sorge, wenn sie überhaupt unter dem herrschenden System von Wert sein konnte, viel zu spät. Man gründet wohl Schulen für die Eingeborenen in Adelaide und anderen Plätzen und unterstützt sie ausgiebig; aber nach einigen Jahrzehnten sind alle diese Schulen überflüssig, da der Stamm von Adelaide ausgestorben ist, und ebenso seine Genossen. Zum Organ der Regierung den Schwarzen gegenüber hat man anderseits hauptsächlich die berittene Grenzpolizei gemacht, und die Arbeit der Protectors of the Aborigines ist klein geworden. Der sehr entmutigende Jahresbericht des Sub-Protector of the Aborigines in Südaustralien für 1875 hebt hervor, daß sich die geringste Zahl von Geburten und die größte von Todesfällen immer bei den angesiedelten Stämmen finde. Schwindsucht, Masern und Blattern räumen hauptsächlich unter ihnen auf.

---

## 12. Tracht, Waffen und sonstiger Besitz der Australier.

„Daß Australien fremden Völkern wenig Anziehung bot, ist sicherlich ein Hauptgrund für die ethnographische Rückständigkeit dieses Erdteils."

* * *

Inhalt: Kleidung. — Schmuck. — Bemalung. — Tättowierung. — Waffen. — Wurfholz und Bumerang. — Hütten. — Dörfer. — Kähne. — Fischfang. — Jagd. — Zubereitung der Speisen. — Nahrungsmittel. — Menschenfresserei. — Wassermangel. — Spuren des Ackerbaues. — Geräte und Fertigkeiten. — Handel.

Von der Kleidung der Australier ist materiell wenig zu sagen, aber das Wenige und das Negative ist hier interessant, weil es die Unzulänglichkeit ihrer Thätigkeit für ihr eignes Beste kennzeichnet. Australien hat in seinen mittleren und südlichen Teilen ein Klima von besonderer Rauheit und Wechselhaftigkeit: völlig nackt gehende Australier oder solche, die höchstens einen Bauchring tragen, gibt es nun nicht nur im tropischen Norden, sondern auch im Westen und

Süden. Selbst die Ärmsten und Elendesten vergessen nicht die Bemalung ihres Körpers; darum kann auch Martin von den Westaustraliern sagen: „Was sie tragen, ist mehr Schmuck als Kleidung.“

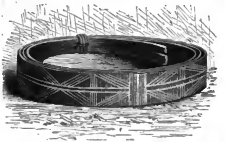
Allgemeinstes Bekleidungsstück der männlichen Australier ist ein aus Gras, Bast, Menschen- oder Tierhaaren geflochtener Gürtel, in Westaustralien oft mehrere hundert Meter lang, der nicht als Schambedeckung, sondern um den Nabel getragen wird (s. Abbildung, S. 324 oben). In vielen Fällen nur Zierat, trägt er im Norden Bumerang, Äxte und dergleichen. In Südostaustralien trugen die Männer einen Ring aus ihren eignen Haaren, womöglich mit Emufedern verziert, um den Leib und schnürten ihn dicht zusammen; hier war er also Hungergürtel. Aber wie in Melanesien und Afrika wird er nicht ohne irgend eine hygienisch-religiöse Bedeutung sein. Außer diesem Stück ist der Mantel aus Opossum- oder Hundsfellen verbreitet. Im Norden ist er selten, südlich vom Arrowsmith-Fluß wird er häufiger, ist aber auch an der rauhen West- und Südküste keineswegs allgemein. In einigen Gegenden werden die Felle dazu mit Sorgfalt zubereitet: man wählt in Westaustralien die leichteren Felle von Känguruhweibchen. Allgemeiner ist der sackartig getragene Mantel aus Känguruhfell, worin die Weiber ihre säugenden Kinder verbergen; entweder wird er um den Hals geknüpft oder mit einer Binsenschnur um die Stirn getragen (s. die Tafel bei S. 343). Sandalen und Kopfbedeckungen besaßen die Australier vor der europäischen Zeit nicht.



Ein Frauenschurz aus Emufedern. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Der allgemeine Schmuck ist Bemalung, am liebsten mit Rot, Weiß und Schwarz, denselben Farben, denen wir auch auf Schilden und anderen Gegenständen häufig begegnen. Es gibt einige Unterschiede zwischen den Altern oder Geschlechtern, aber nicht durchgehends. Gesicht, Leib und Gliedmaßen werden mit dieser Zierde bedacht, die an der Nordwestküste in einem kräftigen Einreiben des Bauches mit rotem Thon, bald in entsprechender Verhüllung des Gesichtes, bald in einer oft geschmackvollen Vereinigung von Punkten und Linien besteht. Die Südostaustralier bemalten ihre Leiber mit regelmäßigen Kreisen, Vierecken &c., auch Kreuzen. Man hat besonders im Rot etwas wie eine heilige Farbe sehen wollen, weil man damit Tote bemalt, bei festlichen Tänzen prunkt, und weil sie bei einigen Stämmen nur den älteren Männern gestattet ist, während sich jüngere die Haare mit roter Erde pudern. Bisweilen umwinden sie die Haare mit einem Strick, färben das Ganze rot und verzieren es noch mit Emu- und Kakadufedern, einem Hundeschwanz und dergleichen (s. Abbild., S. 142, und die Tafel bei S. 343). Weiß ist im Norden und Westen bei einigen Stämmen Kriegsfarbe, im Süden Trauerfarbe. Mit Weiß werden auch zu Tänzen die Gesichter bemalt oder gepudert. Schwarz ist Trauerfarbe im Westen und Norden. Mit Vorliebe werden Halsschmuck aus Perlmutterschalen, Zähnen, Krebsscheren, Armbänder von Pflanzenfasern, Halsbänder von Rohr- und Strohstückchen, die auf ein Seil geschnürt sind, getragen (s. Abbildungen auf S. 93 u. 324 unten). Doch scheinen ältere Männer Schmuck zu verschmähen.

Nur vereinzelte Stämme unterlassen die Tättowierung mit **Hautnarben**. In der Regel sind alle älteren Männer eines Stammes tättowiert; und die Tättowierung findet bei einzelnen Stämmen ihre Stelle unter den Altersweihen (s. S. 349). Mit einer ganzen Reihe von querüberlaufenden langen Narben wird die Brustgegend, außerdem auch Rücken und Schultern, selten der Leib unterhalb des Gürtels, niemals das Gesicht tättowiert (s. Abbildungen, S. 142, 327 und 335 oben). Die Operation wird mit Muschel- oder Glasstücken vollzogen und, ehe die Heilung vollendet ist, so lange wiederholt, bis sich starke Narben entwickelt haben.



Ein hölzerner Gürtel, angeblich der Australier, möglicherweise von den Neuen Hebriden. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 323.

Die **Waffen** sind durch ganz Australien wesentlich dieselben: Speere, Schilde, Bumerang, Beile und hölzerne Keulen. Angeblich führen die Kap York-Eingeborenen und vielleicht noch einige Stämme des äußersten Nordens Bogen und Pfeile (s. Abbildung, S. 327). Sicherlich werden Pfeile mit Knochenspitzen von den Bewohnern der Prinz von Wales-Inseln verschossen, scheinen aber schon ganz nach ihren Verzierungen in das melanesische Formgebiet (s. Abbildung, S. 328 links) zu gehören. Im allgemeinen sind die Waffen einfach und roh, so daß die Australier auch hierin tief unter den polynesischen und malayischen Nachbarn stehen. Australische Waffen sind von geringer Vollendung und arm an Schmuck; es ist nicht bloß der Mangel des Eisens und anderer Metalle: den teilen mit ihnen die viel kunstreicheren Polynesier. Sie stehen vielmehr den Südafrikanern nahe, die sich ja auch durch ihre äußerlich sorglos behandelten Waffen auszeichnen, trotzdem sie Eisen haben. **Hauptmaterial ist überall Holz**;

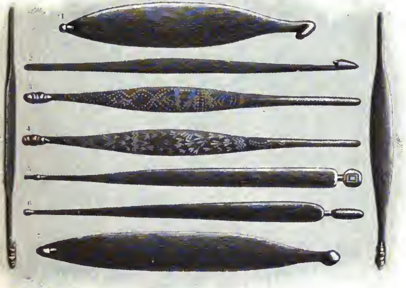


Ein Halsband aus Känguruhzähnen, wahrscheinlich aus dem westlichen Teil von Victoria. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/6 wirkl. Größe.

Stein und Knochen finden weniger Verwendung, als der Mangel der Metalle erwarten ließe. Schön geschliffene Steinwaffen sind in Australien überhaupt nicht zu finden, selten sehr geschickt behauene Feuersteinspitzen und -Klingen. In einigen Gegenden spitzen die Eingeborenen ihre Speere mit Flint und anderem Gesteine zu — aus Queensland kennt man sogar Speerklingen aus Bergkristall, aus Nordwestaustralien aus Milchopal — und versehen sie mit Widerhaken. Die Befestigung im hölzernen Stiel mit Bandwerk und Harz gehört auch zu den Merkmalen der australischen Waffen.

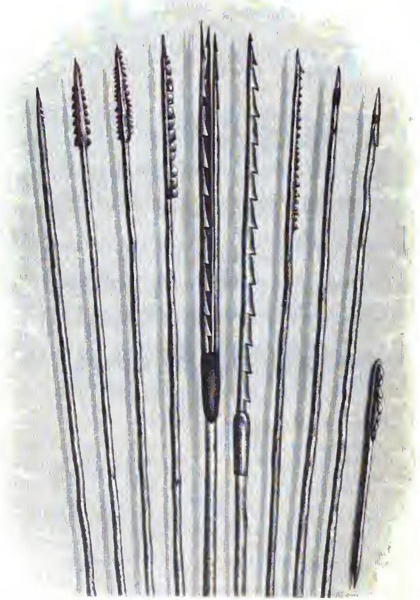
Zu oberst stehen die **Speere** (s. Abbildung, S. 326). Dazu werden dünne Eukalyptusstämmchen von 2 m und mehr Länge gewählt, die im Feuer gestreckt, an der Spitze etwas verkohlt und gehärtet werden. Dies die einfachste Form. Die erste Verbesserung besteht in der Anbringung eines Loches zum Werfen mit dem Wurfbrett. Außerdem hat der Speerträger in seinem Bündel gewöhnlich einige mit Widerhaken versehene Speere: ein doppelspitziges Stückchen

Holz ist mit Sehne an der Speerspitze so befestigt, daß sein unteres Ende widerhakenartig hervorsteht (s. Abbild., S. 326, den zweiten und dritten Speer von rechts). Diese Widerhaken werden bis zur Jagd (im Kriege sind sie bei den Port Lincoln-Australiern verpönt) lose in einer Tasche mitgeführt. Ein dickerer und kürzerer Speer, in der Regel nur $1^1/_2$ m lang, dient zum Spießen der Fische. Ein kurzer, leichter Wurfspeer für kleine Jagd kommt in Nordaustralien vor. Dagegen werden die anderen Speere alle mit dem Wurfbrett (Wommera, Wunera, in Südaustralien auch Midla genannt) geschleudert. Es hat eine Länge von $^1/_2$—$^2/_3$ m (im Süden ist es kleiner als im Norden), besteht aus einem Stück harten, flachen Holzes und ist an einem Ende mit



**Wommera, Wurfbretter der Australier.** (Museum für Völkerkunde, Berlin, und Britisches Museum, London.) $^1/_5$ wirkl. Größe. 1 und 7) aus Westaustralien. 5 und 6) aus Nordaustralien. 2, 3, 4, 8 und 9) aus Südaustralien.

einem Haken versehen, während an dem anderen ein Stück Baumharz und ein Stück Quarz oder ein Büschel Opossumhaare befestigt wird, damit nicht der Wommera beim Schleudern aus der Hand fährt. Im Reichsmuseum zu Leiden befindet sich ein cylindrischer Wurfstock, am Handende mit einem Büschel von Fransen aus Menschenhaar geziert, der Haken am anderen Ende mit Harz von Xanthorrhoea befestigt, wahrscheinlich aus Nordostaustralien. Der Haken, gewöhnlich ein Känguruhzahn, wird in das untere Loch des Speeres gelegt, Wurfholz und Speer mit Fingern der rechten Hand gehalten und die Waffe in der Höhe des Auges geworfen. Das Wurfholz gibt dem Speer die Richtung und verstärkt durch seine hebelartige Wirkung die Kraft des Wurfes. Zur Bequemlichkeit ist die Innenseite leicht ausgehöhlt, die Außenseite abgerundet; häufig sind beide durch schräge Strichelungen verziert. Das Wurfbrett ist in einzelnen Teilen des Westens unbekannt, wird aber noch auf der York-Halbinsel gebraucht. Weitere Abarten von Speeren sind die aus leichtem Rohr und einer $^1/_2$ m langen, harten Holzspitze zusammengesetzten und die mit Feuersteinwiderhaken versehenen.



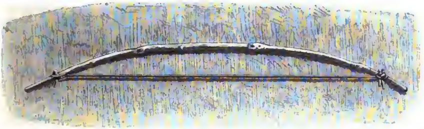
Hölzerne Speere, meist aus Nordaustralien; die beiden vorletzten rechts sind Fischspeere. (Britisches Museum, London, und Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/8 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 324 und 325.

Die **Keulen** (Waddie) der Australier (s. Abbildung, S. 334) sind gewöhnlich roh bearbeitete Knüppel, den südafrikanischen Kirris nächst verwandt. Ihr dickeres Ende kann quadratisch abgeflacht und morgensternartig mit Zapfen besetzt sein. Unter leichter Modifikation treten sie als Wurfkeulen auf, indem sie um das dickere Ende wirbelnd mit dem Stiel das Ziel treffen und damit den Übergang zu dem Bumerang bilden (s. Abbildung, S. 329). Dahin gehören die Widdie oder Wirrie der Südaustralier, aus Eukalyptusstämmchen etwa ½ m lang und kaum daumendick, an einem Ende mit Knoten versehen, am anderen leicht säbelartig gebogen. Man wirft sie nach kleineren Tieren oder auch im Beginn eines Gefechts, ehe man zu den Speeren greift. Wurfbrett und Wurfkeule (Nulla) gehen in der Regel zusammen.



Männer aus Neusüdwales, mit Brustnarben. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 324.

Eigentümlich ist der **Bumerang** (Wagno, Keili, Bomeran, s. Abbildung, S. 329). Die Australier verfertigen ihn aus den Ästen der Acacia pendula oder aus einem anderen Baum ähnlichen Wuchses, wobei sie dem feuchten Holz im Feuer die gewünschte Krümmung geben. Bekanntlich fliegt der Bumerang, nachdem er sich eine Strecke weit vorwärts bewegt hat, in einer Ellipse bis auf einige Schritte von dem Standpunkt seines Schleuderers zurück; trifft er sein Ziel, so fällt er zu Boden. Ein erfahrener Werfer kann



Ein Bogen aus Nordaustralien, angeblich von Kap York. (Britisches Museum, London.) $^1/_{18}$ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 324.

dieser Waffe fast jede beliebige Richtung geben; zur Verstärkung des Schlages wird sie flach gegen den Erdboden geschleudert, von dem sie abprallt, um sich zu bedeutender Höhe zu erheben. Die Eingeborenen sind im stande, damit Vögel oder kleinere Säugetiere auf 200 Schritt zu erlegen. Im Kriege ist diese Waffe dadurch gefährlich, daß es fast unmöglich ist, in dem Augenblick, wo man sie in der Luft erblickt, zu beurteilen, welchen Weg sie nehmen oder wo sie niederschlagen wird. Als die geübtesten Bumerangwerfer galten die Stämme am Maclay-Fluß und auch die vom Shoalfluß in Neusüdwales. Der echte Bumerang muß fast rechtwinkelig gebogen und an der Oberfläche etwas gewunden sein; doch kommt er in verschiedenen Formen vor. In Südaustralien ist er lang, dünn und schwer und wird nur nach Fischen geworfen; er heißt hier

Wadna und steht dem Widdie nahe. Für den Krieg ist er größer und weniger gebogen als bei der Vogeljagd oder beim Spiel; sein Hauptgebiet ist der Osten. In unseren Museen liegen davon einzelne Exemplare mit eingeritzten einfachen Linien- und Tierornamenten. Im äußersten Norden ist der Bumerang nicht im Gebrauch; im Südwesten sinkt er fast zum Spielzeug herab.



Pfeilspitze aus Neuguinea, Torres-Straße. (Ethnographisches Museum, Dresden. Nach Dr. Max Uhle.) Circa 1/5 wirkl. Größe.

In Queensland gebraucht man im Dickicht das große **Holzschwert**, ein flaches Holz, das in einer Rinne mit Harz eingesetzte, scharfe Steinstücke trägt.

Gleich verbreitet im Süden und Norden war einst das **Steinbeil** (Pareh, s. nebenstehende Abbildung und die auf S. 330), das aus einem scharfen, an einem Stock mit Harz, Sehne oder Bast befestigten Stein bestand, dem eine Rinne eingeschliffen oder ein Loch eingebohrt war. Damit macht man Einschnitte in die glatten und starken Stämme der Bäume, die dann von den Eingeborenen mit einem um den Stamm geschlungenen Tau erklettert werden. Polierte Beile kommen überhaupt nicht vor (s. S. 324); einige Glättung wurde durch Aneinanderreiben zweier Steinklingen in Wasser erzielt.

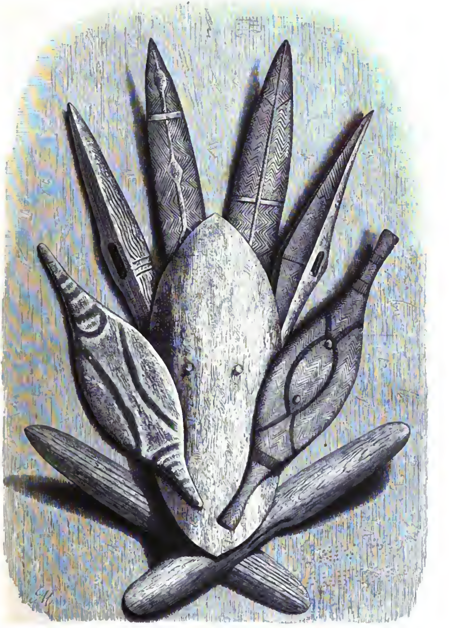


Steinbeile: die drei oberen nordaustralisch, das untere aus Queensland oder Victoria. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/6 wirkl. Größe.

Die **Schilde** (s. die beigeheftete Tafel) dienen mehr zum Schutz der Hand und zum Parieren als zur Deckung des Körpers: sie sind viel höher als breit und dazu gekielt; sie erinnern auffallend an afrikanische Parierschilde vom oberen Nil. Die einförmigen Schräg- und Schlangenlinien-Ornamente der Australier treten daran charakteristisch hervor. Die besten Schilde hat der Norden; breitere Formen kommen im nördlichen Queensland vor. Am König Georg-Sund kennt man Schilde gar nicht.

Den Übergang von der Waffe zum Werkzeug macht der **Grabstock** (bei den Südaustraliern Kiatta), ein Prügel von ca. 1½ m Länge und Faustdicke, mit dessen zugeschärftem dickeren, im Feuer gehärteten Ende die Weiber, deren unzertrennlicher Begleiter er ist, Wurzeln graben. Gelegentlich kann er auch als Waffe dienen. Im Westen wird ein fleischmuldenähnliches hölzernes Werkzeug als Spaten, Korb und Schüssel zugleich gebraucht.

Der **Hüttenbau** der Australier kann bei ihrem nomadischen Zuge nur unvollkommen sein; er ist also im Norden auf einer höheren Stufe als im Süden. Ärmlich stecken die Stämme an der Ostküste des Spencer-Golfs im Sommer nur ein paar Zweige in die Erde als Schutz vor dem Winde; im Winter flechten sie nischenförmige Hütten und bedecken sie bisweilen mit Rinde.



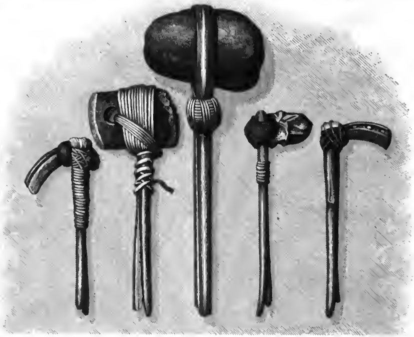
**Schilde der Australier.** (Britisches Museum, London.)
Die beiden untersten aus Westaustralien, die übrigen aus Südostaustralien.



**Bumerangs und bumerangähnliche Keulen.** Der Stab in der Mitte ist nach seiner Verwendung unsicher. (Museum für Völkerkunde, Berlin, und Britisches Museum, London.) 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text S. 327.

Vor der Hütte brennt Feuer. So wie die Familie vor allen Dingen, wenn sie nach der Wanderung ins Lager einrückt, ein Feuer anzündet und dann erst einen Schutz baut, so ist überhaupt das Feuer der eigentliche Mittelpunkt des Lebens und Webens der Familie. So gebrauchen die

Südaustralier das Wort Wurlie zunächst für Feuer, dann erst im weiteren Sinne für Hütte oder Wohnstätte, d. h. für Feuerplatz. Jene Wetterschirmwände finden sich an der Roebuck-Bai, wo man auch häufig ein Loch in die Erde gräbt, das zwei Menschen faßt und sich mit dem schräg darübergelegten Schirme decken läßt. Am allerschlechtesten wohnten die Eingeborenen von Neusüdwales, die nur bei nasser und kalter Witterung eine ungenügende Wand von Flechtwerk hatten. Schwerlich beherbergte vor der Zeit der Europäer ein Land so viel Höhlenbewohner wie Australien. An der Ostküste des Vincent-Golfs aber hat man auch Häuser auf Pfählen. Wo sich die Eingeborenen wegen des zeitweisen Überflusses an Nahrungsmitteln länger aufzuhalten pflegen, werden wohl



Stein- und Hufeisenbelle aus Queensland. (Britisches Museum, London.) 1/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 328.

auch ständige Hütten errichtet; besonders in Mittelaustralien gibt ihre große Zahl in Verbindung mit der Menge von Fußpfaden der Gegend das Ansehen, als sei sie bewohnter. Ihre Form ist in Ost- und Mittelaustralien die eines spitzen, auf der Erde ruhenden Daches, etwa bis zu 4 m lang, 2 m breit und sehr niedrig, aus Zweigen geflochten, mit der Rinde der Eukalyptusbäume bedeckt und an einer Seite offen; in Westaustralien ist sie mit einer bogenförmigen Öffnung von etwa 1 m Höhe versehen und so eng, daß ein Mann nicht ausgestreckt darin liegen kann. Diese Art von Hütten, zwar flüchtig gebaut, aber doch einigermaßen stabil, hat man im Inneren, dann am Carpentariagolf, an der Hannoverbai und anderen Orten; sie sind wenig geräumig, so daß drei Personen, eng zusammengekauert, kaum darin Platz finden. Ähnlich sind die Hütten im Eintrachtslande, wo man indes auch in Erdhöhlen wohnte. Sie stehen einzeln oder in kleinen Dörfern zu 15 und mehr beisammen, wo eben die Natur schützt, an einer Düne, einem Hügel oder im Gebüsch (s. Abbildungen, S. 308, und die Tafel „Eine Australierfamilie von Neu-Südwales“ bei S. 343).

In Nord- und Nordwestaustralien tritt uns etwas wie papuanischer Einfluß in der Größe und dem sorgfältigen Bau der Hütten entgegen. Mit Häusern von Manneshöhe, zehn Personen fassend, aus Pfählen gebaut und mit Thon bestrichen, nimmt das Dorf eine ganz andere Stellung ein, verliert das Zufällige, wird stabil, organisiert, befestigt. An der Rockingham-Bai standen in der Mitte des Dorfes vier Herde und am Ende eine besonders große Hütte, 6 m lang, 4 m hoch und 2 m breit. Darin fanden sich Waffen, ein seltsam rot bemalter Schild, Schwerter, Fischleinen 2c.: also ein Gemeindehaus nach melanesischer Art.

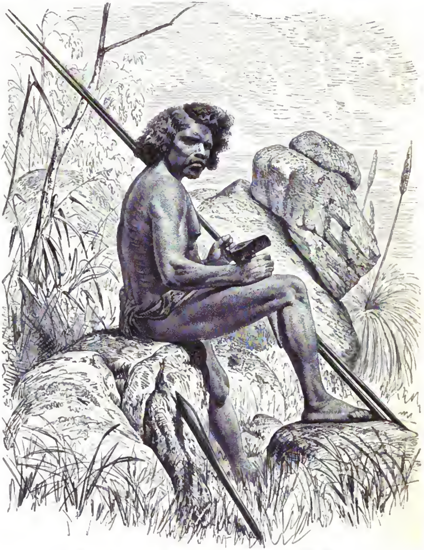

Steinkeule, angebl. aus Australien (mögl. aus Neupommern). (Brit. Museum, London.) 1/5 wirkl. Größe.

Für die abgeschlossene und zurückgekommene Stellung der australischen Bevölkerung ist ihre Schiffahrt bezeichnend. Ein großer Teil der Küstenbewohner weiß überhaupt nichts davon. An der Nordwestküste gibt es nur elende Flöße von Mangrovezweigen. Wo es Kähne gibt, sind es in der ganzen südlichen Hälfte Australiens höchst unvollkommene Rindenkähne mit $^1/_2$ m langen Rudern; doch fahren sie kühn und geschickt damit mehrere Meilen in die See. Noch bei Port Essington ist der einheimische Kahn der Rindenkahn. Die Rinde des Eukalyptus wird in breiten und langen Streifen abgelöst, die Streifen werden auf den Boden gelegt und die Seiten sowie das Ende, die sich im Trocknen aufrollen, in die gewünschte Form gebracht, indem man sie durch Stricke zusammenbindet und durch Steine beschwert. Sie sind zwar frisch leicht und handlich (s. Abbildung, S. 333), fangen aber bald an zu faulen. Im nördlichen Neusüdwales und weiter nordwärts gibt es auch aus Baumstämmen durch Feuer ausgehöhlte Kähne. Cook sah an der Yorkhalbinsel Boote dieser Art von 4 m Länge mit Ausleger und langen, flachen Rudern; noch längere, bis 10 m lange Kähne mit Doppelauslegern tauschen sie an der Nordwestküste von den Malayen gegen Schildpatt und Trepang ein. Man weiß nichts von längeren Reisen, die die Australier in ihren Fahrzeugen unternahmen; die meisten Inseln an der Süd- und Ostküste, selbst so nahe gelegene wie die Känguruhinsel, sind unbewohnt. Der Rindenkahn, das eigentliche Schiffahrtswerkzeug der Australier, hat nur die Bestimmung, zum Fischen zu dienen; aber vielleicht deutet das Mitführen von Feuer in den schwankenden, schmalen Rindenbooten auf gelegentlich längere Abwesenheit vom Lande.

Abgesehen vom Norden mit seinen malayischen Einflüssen, war den Australiern ursprünglich das Fischen mit Angelhaken unbekannt; sie kannten aber den 4 m langen Fischspeer mit Knochenspitze (s. Abbildung, S. 326), viele auch das Netz aus Grashalmen oder Binsenwurzeln. Die Weiber kauen das Material, bis es geschmeidig wird; die Männer flechten mit einem Stab statt der Flechtnadel. In den Netzen fangen sie nicht nur Fische, sondern auch Wassergeflügel. Doch haben nicht alle Küstenstämme Netze. Die Eingeborenen von Port Lincoln fischten im seichten Wasser mit der Hand und sperrigen Ästen sowie mit Speeren. Getrocknete Fische werden in Rinden verpackt aufbewahrt; Muscheln des Salz- und Süßwassers werden in Menge, aber niemals roh gegessen: auch an der Küste von Nordaustralien liegen wahre Kjökkenmöddinger.

Auf alle Säugetiere vom Känguruh bis zur Maus und auf Vögel vom Kasuar (Emu) bis zum kleinsten Zaunschlüpfer wird Jagd gemacht, auch auf Schlangen und andere Reptilien: Heimliches Annähern, dann Werfen des Speeres oder Bumerangs. Die Aufmerksamkeit des Tieres wird durch Lärm von der anderen Seite her abgelenkt. Bei Treibjagden auf größere Tiere, besonders auf Känguruhs im Winter, wenn der weiche Boden die Tiere ermüdet, treibt man durch Feuer die Tiere den Jägern zu. Höhlentiere werden ausgeräuchert. Lärm vermeidet

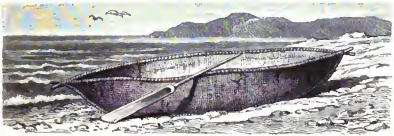
man durch Zeichen. Ein Speer mit Federbüschel aufrecht in den Boden gesteckt zeigt ein verborgenes Wild, der Zeigefinger in hüpfender Bewegung das Känguruh an; drei Finger ausgestreckt, der mittlere gesenkt, das Emu; der Daumen ausgestreckt das Opossum; die ganze Hand auf der



Ein Nordaustralier mit Speeren, Beil und Keule. (Nach Photographie.)

Kante ausgestreckt Fische. Sie jagen nicht gern bei Mondlicht. Die Hunde sind von geringem Nutzen, da sie weder gut spüren, noch apportieren, noch Emus und Känguruhs verfolgen können. Darum suchen sich die Jäger mit altererbten Zaubersprüchen zu stärken, die sie rasch vor sich

hin murmeln, wenn sie sich zur Verfolgung eines Tieres aufmachen; nur erwachsenen Männern sind sie bekannt. Ihnen sind auch die oft in Sprüche gefaßten Regeln vertraut, die die Verteilung und Benutzung der Jagdbeute betreffen. Bei den Port Lincoln-Stämmen sind männliche erwachsene Tiere von Männern, weibliche erwachsene von Weibern, junge von den jungen Leuten zu essen; die gemeine Känguruhratte kann von allen genossen werden. Der Wallaby und die zwei Arten Bandikut dürfen nie von Weibern oder jungen Leuten gegessen werden; bei jenen beschleunigen sie die regelmäßige Reinigung in nachteiliger Weise, bei diesen erteilen sie den Bärten statt des beliebten Schwarz eine fahle Farbe. Dagegen befördern Eidechsen die Reife der Mädchen, und Schlangen die Fruchtbarkeit der Weiber. Wie so manche „Vätersitte", haben auch diese Gebräuche mit der Zeit verloren. Die Hunde, ursprünglich nur Dingos, jetzt meist mit europäischen Rassen gemischt, werden gut gehalten, die Jungen zur Not von den Weibern gesäugt, ihr Fleisch gegessen. Da Australien nie so wildreich war wie Nordamerika, und die Bewaffnung der Australier schlecht ist, erfordert die Jagd Anstrengung und Entbehrung und treibt zu häufigen,



Ein Boot aus Queensland. (Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig.) Vgl. Text, S. 331.

kulturschädlichen Ortswechseln. Am schwierigsten und notwendigsten zugleich ist sie in der heißen und trockenen Zeit, wo die vegetabilischen Nahrungsquellen spärlicher fließen.

Die Australier ziehen tierische Nahrung der pflanzlichen weitaus vor, sind aber gezwungen, sich zu einem großen Teil mit der pflanzlichen zu begnügen. Bei dem Mangel aller Töpferei sind der Zubereitung enge Grenzen gezogen. Das Kochen über dem Feuer fällt weg; wo im äußersten Norden Kochgerätschaften vorkommen, sind sie nicht ursprünglich. Die Töpfe und Schalen aus Muschelschalen, mit Harz verdichteten Schädeln und Schildkrotgehäusen sowie die Flaschen aus den Häuten kleinerer Tiere gestatten keine Aussetzung am Feuer. Zubereitet wird das Fleisch durch Rösten über offenem Feuer oder auf Kohlen; auch die polynesische Sitte des Dämpfens in heißen Erdgruben ist bekannt: sie waren am oberen Glenelg kreisrund, gepflastert und gehörten dem Stamm gemeinschaftlich. Nach dem Fleisch werden Früchte und Wurzeln als Nachtisch gegessen. Die Australier lieben Honig aus den Blüten einer Banksia und Xanthorrhoea (Grasbaum) und das mannaartige Gummi eines Eukalyptus (Peppermint Gum), woraus sie auch durch Aufguß mit Wasser ein süßes Getränk bereiten; Gummi von Eukalyptus und anderen Pflanzen wird auch gegessen. Die Australier genießen durchaus nicht unterschiedslos alles überhaupt Eßbare, verschmähen vielmehr manche von Europäern gegessene Dinge, so gewisse Fische, Schaltiere und Pilze. Allerdings empfinden sie keinen Ekel vor Maden, faulen Eiern und dem Inhalt der Eingeweide ihrer Jagdtiere; auch aus dem Pflanzenreich entnehmen sie Nahrung, die wir schon wegen ihres schlechten Geschmacks oder ihres geringen Nährwertes verschmähen. Jedoch sah Schürmann die Port Lincoln-Australier nur eine einzige Wurzel im rohen Zustand essen; alle anderen wurden in der Asche geröstet und dann geschält. Viele Früchte

werden in unreifem Zustand eingesammelt und dann am Feuer geröstet: in Südaustralien besonders Karkalla, die Frucht einer Kaktusart, und eine Bohne, Rondo, die in den Sandhügeln der Sleafordbai alljährlich eine Masse von Besuchern anzieht und Anlaß zu Kämpfen gibt. Tief geht der Einfluß der Nahrung auf die Volkszahl. Ehe sie den größeren Teil ihrer Zähne haben, sind Kinder außer stande, die harte und zähe Wurzel- und Beerennahrung zu kauen: schon dadurch wird die große Kindersterblichkeit etwas verständlicher.



Schlag- und Wurfkeulen der Australier. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/8 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 327.

Über die **Genußmittel** der Australier sind wir wenig unterrichtet. An vielen Orten fanden Europäer keine berauschenden Getränke im Gebrauch; es gibt nur eine einzige bestimmte Angabe über etwas derartiges: die **Braims** über den Honigwein der Eingeborenen von Neusüdwales. Unsicher ist, ob sie das Rauchen des Tabaks vor den Europäern kannten; seltsam genug allerdings wird bei Kap York geraucht: man füllt ein 2—3 Fuß langes, armdickes Bambusrohr mit Tabaksrauch, und jeder der Gesellschaft thut daraus der Reihe nach einen Zug. Das erinnert an Neuguinea (s. oben, S. 242). Daß die Eingeborenen Teile von narkotischen Pflanzen bald kauten, bald rauchten oder schnupften, ist nicht zweifelhaft; man kannte aber außer einer Eugenia die betreffenden Pflanzen nicht. Zum erstenmal beschrieb **Schomburgk** 1881 die Blätter einer Pflanze, Duboisia Pituri, die in getrocknetem Zustand geraucht oder gekaut, dem Opium und Tabak sehr verwandte Eigenschaften besitzen und ihrer Wirkung nach etwa in der Mitte zwischen beiden stehen; sie bilden im Inneren des Landes, wo sie wachsen, einen wichtigen Handelsartikel. Einigen Stämmen sind stark wirkende **Giftpflanzen** bekannt; die Narrinyeri aber, die keine Pflanzengifte kennen, vergiften ihre Waffen mit Fäulnisstoffen.

**Menschenfresserei** wird in Australien aus verschiedenen Motiven geübt; allgemein ist sie indessen nicht, wird sogar von einzelnen Stämmen verabscheut. Als einen Hauptgrund des Hasses gegen die Merkani gaben die Narrinyeri am unteren Murray an, daß diese fette Leute stählen, um sie aufzuessen: ein Mann, der eine fette Frau hatte, ließ sie dort nicht gern allein. In den von Europäern bewohnten Küstendistrikten hat der Kannibalismus aufgehört; in Zeiten der Not sind

aber auch hier noch Fälle von Menschenfresserei vorgekommen. In Zentralaustralien besteht sie in vollem Umfang; angeblich aus Mangel an Wild. Wenn der Bunga-Bungabaum in Queensland (Araucaria Bidwilli *Hook.*) seine mehlige Frucht reichlich trägt, ist der Vorrat größer, als der Stamm verbrauchen kann, und fremden Stämmen wird gestattet, davon mitzuessen. Haben die zugereisten Eingeborenen eine Zeitlang von dieser vegetabilischen Nahrung ausschließlich gelebt, so empfinden sie angeblich ein unwiderstehliches Verlangen nach Fleisch und schlachten, da sie dort kein Wild erlegen dürfen, einen der Ihrigen. Krieg ist aber wohl eine häufigere Ursache von Kannibalismus. Herz- und Nierenfett der Gefallenen werden gegessen, um sich den Mut des Feindes anzueignen; ebendarum nimmt man im Norden den Kopf des Feindes mit und ißt die Augen und das Wangenfleisch, dann wird der Schädel bei leidenschaftlichem Tanz hin- und hergeworfen und schließlich an einer Stange aufgehängt. Wenn am Alexandra- und Albert-See die Australier Menschenschädel als Trinkgefäße verwenden, so streift das auch an Anthropophagie; jedes Weib hatte sich dort früher ein solches Trinkgeschirr selbst ausgehöhlt, geräuchert und zubereitet. Die Zauberer geben vor, Menschenfleisch essen zu müssen. In Queensland verzehren die Männer gewisse Teile der Leiche einer jungen Frau oder eines Mädchens, um Verwandtschaft oder Zuneigung zu beweisen, nachdem sie sich weiß bemalt haben. Unter den Stämmen Zentralaustraliens werden die Leichname verzehrt, damit nicht weiter getrauert werde. Bei den Dieyerie wird zunächst am Grabe eine Probe abgehalten, um herauszufinden, wer den Tod verursachte; dann wird das Fleisch von den Knochen losgetrennt, verteilt und verzehrt, aber nach bestimmten Regeln: nur Mütter dürfen ihre Kinder essen, nicht aber die Väter, ebensowenig Söhne ihre Eltern.



Männer aus Neusüdwales, mit Brustnarben. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 324.



Aus Gras geflochtene Körbe der Australier. (Britisches Museum, London.) 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 337.

**Wasser**, in diesem Lande der Dürre eine der kostbarsten Gaben, verursacht neben den Weibern die häufigsten Fehden. Die Kunst des Quellenfindens ist hoch entwickelt. Als Surrogat gilt für durststillend und abkühlend die Bedeckung des Bauches mit Erde. Auch hören wir von gegrabenen Brunnen in Reiseberichten aus Westaustralien.

Von **Ackerbau** der Australier kann man kaum reden; nur Spuren davon sind beobachtet worden. Auf den Prinz von Wales-Inseln im Nordwesten und im Inneren fand man die Yamswurzeln angebaut. Auf seiner Reise von der Gantheaume-Bai zum Hutt River kam **Grey** über einen mehr als 3 engl. Meilen breiten Strich fruchtbaren Bodens, der eine einzige „Warran"-(Dioscorea-)Pflanzung darstellte und buchstäblich durchlöchert von den Saatlöchern war. Das Verbot, samentragende Nährpflanzen nach dem Verblühen auszugraben, hat nur



Eine Opossumdecke der Australier. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/8 wirkl. Größe.

die hungerdrohende Notwendigkeit veranlaßt; davon ist es noch weit bis zur Vermehrung und Erhaltung durch Anbau.

In dem Leben der Australier bleibt wenig Raum für **Gewerbthätigkeit**. Zwar bedingt die verschiedene Verbreitung der Rohstoffe hier und da Arbeitsteilung: die jagdreichen Adelaidestämme waren geschickter in der Verfertigung von Decken oder Mänteln aus Pelzstücken als die von Port Lincoln. Auch ererbte Geschicklichkeit trägt hierzu bei. Innerhalb eines Stammes arbeiten einzelne Familien Dinge, wozu Rohstoff und andere Erleichterungen zugänglich sind, die eine Matten, die andere Waffen, und tauschen dann diese Produkte aus. Das meiste aber wird hergestellt, wo und wann es gebraucht wird. Die Erzeugnisse sind ärmlich in den einzelnen Gebieten und einförmig, da die Gebiete ungemein wenig Eigentümliches aufweisen. Von primitiven Industrien fallen in ganz Australien die Töpferei, das Schleifen der Steinwaffen, alles mit Ackerbau und Viehzucht Zusammenhängende weg.

Die **Bereitung der Häute** geschieht durch Ausspannen, Schaben und Reiben (s. obige Abbildung und die Tafel „Eine Australierfamilie von Neu-Südwales" bei S. 343). Die Häute

werden mit den Sehnen aus dem Schweif des Känguruh aneinander genäht, nachdem man mit einem scharf zugespitzten Knochen die Löcher dazu gebohrt hat. Da die Häute nicht gegerbt sind, hüten die Eingeborenen ihre Mäntel sorgfältig vor Feuchtigkeit. Die Flechtkunst kommt hauptsächlich beim Netzflechten in Anwendung, wobei die Australier einen ähnlichen Wurf haben, wie man ihn in den einfachen Netzen unserer Fischer findet. In Matten leisten sie nichts Hervorragendes, Besseres, sogar Vorzügliches in Körben (s. Abbildung, S. 335).

Der Ziertrieb hat in Australien niemals jene handelfördernde Entwickelung gefunden wie bei den perlen- und kaurigierigen Afrikanern. Die Versuche, mit Perlen einen Handel mit Australiern zu eröffnen, fielen nicht günstig aus; Mangel an einheimischen Erzeugnissen zum Austausch trug auch das Seine bei. Gold wußten die Eingeborenen nicht zu fördern, Sklaven brachten die benachbarten Gebiete hinreichend hervor: damit waren die Hauptlockmittel primitiven Verkehrs erschöpft. Daß also Australien fremden Völkern wenig Anziehung bot, ist sicherlich ein Hauptgrund für das Verlorengehen der Entdeckungen des 16. und 17. Jahrhunderts wie für die ethnographische Rückständigkeit des ganzen Erdteils. Im Inneren Australiens treiben jedoch einige Stämme unbedeutenden Handel miteinander, und im Norden tauschen die Eingeborenen durch Vermittelung dazwischenwohnender Stämme gegen Schilde und andere Gegenstände Ocker ein. Frauen werden häufig gekauft und verkauft. Das Wichtigste, was von selbsthergestellten Artikeln zu nennen wäre, sind Waffen; auch Felle zur Bekleidung und Matten werden verhandelt. In Westaustralien kennt man sogar ein Wort für Markt oder Messe.

## 13. Familie und Gesellschaft der Australier.

„Die Stämme der Australier sind nicht zu jenem Grade der Staatenbildung vorgeschritten, der große Reiche in festen Grenzen entwickelt." * * *

Inhalt: Geburt. Kindesmord. Erziehung. Benennung der Kinder. — Namen der Familienstämme. Kobong. Exogamie. Verwandtschaftsregeln. Vererbung. Stellung der Frau. Sittlichkeit. Ehe. Brautraub. Eine Szene aus dem täglichen Leben der Südaustralier. — Leichenfeierlichkeiten. Totengericht. Grabmäler und Bestattungsweisen. — Schwäche der politischen Gliederung. Eigentumsrecht am Lande. Grenzen. Häuptlingschaft. Die Familienstämme. — Rechtsverhältnisse. Blutrache. Ratsversammlungen. Verkehr der Stämme. Kriegszustand. — Ngiampe. Jünglingsweihen. Narumbe. Weihen der Mädchen.

Wenn sie ihre Stunde nahen fühlt, entfernt sich die Gebärende mit einigen anderen Weibern vom Lager, und Männer und Knaben haben sie wie in der Zeit ihrer wiederkehrenden Reinigung zu meiden. Nach der Geburt wird der Vater gerufen, worauf er sich gleich ans Werk macht, durch Feueranzünden, Wasserbringen und dergleichen seinem Weibe Dienste zu erweisen. Die Roheit, daß sich der Mann nicht um die Gebärende und das Neugeborene kümmert, ist durchaus nicht die Regel. Man kann Müttern wie Vätern Zärtlichkeit gegen ihre Kinder nicht absprechen; sterben letztere, so tragen die Mütter nicht selten die Leichen bis zur Verwesung und später die Knochen in dem Sacke bei sich, worauf sie schlafen. Man sieht Väter, die ermüdete Kinder sorglich an der Hand führen oder tragen. Mag manche Mutter, die ihr Kind auf ein Rindenstück gebunden trug, es haben verschmachten, erfrieren oder am Feuer sich versengen lassen, mag die große Kindersterblichkeit einen starken Beweis für Fehler im Aufziehen und Warten der Kleinen liefern, so läßt doch schon die zwei- bis dreijährige Säugeperiode die Liebe der Mutter in ihrer natürlichen Größe deutlich erkennen.

Weitverbreitet war und ist der **Kindesmord**. Jedenfalls steht die Zahl der Geburten in keinem Verhältnis zu der der Überlebenden. Gewöhnlich wurde die Tötung gleich nach der Geburt vorgenommen, indem dem Neugeborenen heiße Stäbe von den Ohren her in den Schädel



Weiber und Kind aus Neusüdwales. (Nach Photographie.)

eingestoßen und die Löcher mit Sand gefüllt wurden; dann ward im Feuer der kleine Leichnam verbrannt. Erdrosselung und Tötung durch Keulenschlag kamen indessen auch vor. 1860 wurde der dritte Teil der neugeborenen Narrinyeri getötet: jedes Kind, das geboren wurde, ehe das nächst ältere fähig war, zu gehen; alle mißgebildeten Kinder; von Zwillingen einer oder beide;

mindestens die Hälfte der Kinder von weißen Vätern aus Eifersucht; Mädchenkinder und endlich Kinder aus widerwillig eingegangener Ehe. Ist aber einmal bestimmt, daß ein Kind erhalten bleiben soll, so kennt die Geduld, womit es behandelt wird, keine Grenzen. Um sein Gedeihen zu sichern, legt ihm der Aberglaube die Nabelschnur um den Hals; gebadet wird es nie, sondern mit trockenem Sande abgerieben. Der Vater nimmt den Sohn, sobald er gehen kann, mit sich auf seine Jagd- und Fischzüge, unterrichtet ihn in allen Fertigkeiten und erzählt ihm die Überlieferungen. Von Kinderspielen werden nur Waffenspiele der Knaben, besonders mit dem Speer, erwähnt. Vom 14. oder 15. Jahre an nimmt der Jüngling teil an den Kriegen oder Schläge-



Ein tättowiertes und ein nicht tättowiertes Mädchen aus Queensland. (Nach Photographie.)
Vgl. Text, S. 324 u. 349.

reien; mit 16 oder 18 Jahren, wenn der Bart zu sprießen beginnt, wird er in den Kreis der Männer aufgenommen.

Das Kind erhält einen **Namen**, sobald es gehen kann; aber bei besonderen Gelegenheiten, wie bei der Erreichung des Mannesalters, werden neue Namen beigelegt. Die Zahl des Kindes in der Reihe seiner Geschwister und der Geburtsort pflegen bei der Namengebung berücksichtigt zu werden. Auch nehmen Vater und Mutter neue Namen nach einem Kinde so lange an, bis ein anderes geboren wird. Die Entstehung der weiblichen Dualnamen ist unbekannt. Bei der Sitte, niemals die Namen verstorbener Personen wieder auszusprechen, hat, da sie ihre Namen von Orten, örtlichen Besonderheiten, Tieren und Ereignissen entlehnen, der Tod häufig die Veränderung nicht nur in den Personennamen aller derer, die denselben Namen tragen, sondern auch in geographischen und anderen Benennungen zur Folge. Zu dem Eigennamen kommt der Stammesname, der von belebten oder unbelebten Dingen hergenommen ist und weite Verbreitung genießt. Grey fand in Westaustralien in einem Striche von 400 bis 500 engl. Meilen Breite dieselben

Namen. Dazu kann übrigens der Namentausch beitragen: Freunde nennen sich Brüder und haben entsprechende Verpflichtungen gegeneinander. An der Wide Bay nannten beide gegenseitig unter Nasenreiben den Namen des Freundes, und damit war der Bund geschlossen.

Die einzelnen Stämme zerfallen in eine große oder kleine Zahl von Gruppen, von denen die Enthaltung der wechselweisen Heirat verlangt wird; z. B. zerfällt der südaustralische Stamm der Narrinyeri in 18 Gruppen, deren jede als eine Familie aufgefaßt wird, unter deren Gliedern Heirat ausgeschlossen ist. Jede Familiengruppe hat ihr Zeichen. In Westaustralien nennt man dieses Kobong. Grey fand immer eine Abneigung, dem Kobong irgendwie näher zu treten. Trifft man das „Wappentier" schlafend, so wird man es nicht töten, und in der Treibjagd läßt man es sicherlich entkommen. Wer eine Pflanze als Kobong hat, wird



Ein tättowierter Jüngling aus Queensland. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 324.

sie in bestimmter Zeit des Jahres und unter gewissen Umständen nicht pflücken. Der Westaustralier betrachtet eben jedes Individuum der betreffenden Tier- oder Pflanzenart als nächsten Freund, dessen Tötung ein großes Verbrechen wäre. Ein wichtiger Teil der Manneswelhen scheint sich mit der Einführung in dieses Schutzgeistsystem zu befassen.

Die Port Lincoln-Stämme teilen sich in Mattiri und Karraru; kein Mattiri darf eine Mattiri heiraten, sein Weib muß zu den Karraru gehören, und umgekehrt. Darum nimmt jedes Kind zu seinem eignen Namen den des Stammes seiner Mutter an. Auch hier im Süden spielt das Kobong seine Rolle, wiewohl weniger streng: es vererbt sich nicht immer auf den Sohn. Auch am König Georg-Sund begegnen wir zwei „Klassen" von Eingeborenen mit demselben Verbot der Endogamie. Komplizierter zerfallen die Eingeborenen in der Umgebung von Hermannsburg, am Peake River und an Charlotte Waters in vier Arten von Unterstämmen. Ähnliche Sonderung findet sich in Westaustralien und im Süden von Queensland, auch bei Stämmen am Darling. Einer solchen Stammesgliederung entspringt es wohl, wenn von zwei Stämmen am Dawson der eine nach dem weißen Kakadu, der andere nach dem schwarzen benannt ist: daher das komische Mißverständnis, daß „sich die Westaustralier nach ihren wichtigsten Nahrungsmitteln benennen." Am Nordwestkap soll das Kobongsystem fehlen. Fast sicher sind auch angebliche Kastensonderungen auf diese exogamische Stammesgliederung zurückzuführen. Von Port Essington wird

berichtet, daß man außer der Einteilung des Stammes in Familien noch eine andere, strenge Einteilung in drei Stände habe. Nach Earl will die erste Kaste vom Feuer, die zweite vom Lande abstammen, während der Name der dritten „Netzmacher" bedeutet: das zeigt auf Kobong. Ähnliche Namen nennt Wilson von der Rafflesbai; trotz ihrer strengen Scheidung sind diese Abteilungen nach Recht und äußerlich ganz gleich.

Viele Stämme halten keine Sitte heiliger als die Exogamie. Schon eine Spur von Blutsverwandtschaft verbietet die Heirat, die erste Frage bei einer Freiung bezieht sich hierauf; und wenn sich das Paar trotzdem vereinigt, so wird die Vereinigung als gesetzlos betrachtet; ja, die sonst in Dingen der Moral laxen Australier bestrafen sie als Inzest mit dem Tode. Man hat auch der anderweitig erklärbaren Ngia-Ngiampe-Zeremonie (siehe S. 348) einen exogamischen Ursprung zuschreiben wollen: Thatsache ist, daß sie angewendet wird, wo Glieder verschiedener Stämme an der Verheiratung gehindert werden sollen. Aber ihr Hauptzweck liegt doch wohl wo anders. Man hat gesehen, daß die an sich ungenügende Zahl der Weiber für viele nach Bewerbung Strebende noch gemindert wird durch die Polygamie, wodurch die Älteren zu ungunsten der Niedrigeren bevorzugt werden. Dadurch gewinnen für jede Familie die mannbaren Weiber einen großen Wert, der sich in dem System der Tauschheirat deutlich ausspricht; es wird also ein Interesse aller Männer derselben Familie sein, daß sich keiner von ihnen ihre unverheirateten Frauen förmlich anheirate und dadurch die kostbaren Objekte des Tausches den anderen wegnehme. Natürlich fehlt nicht in dem Kreise exogamischer Thatsachen die Sitte, daß der Eidam nie den Namen der Schwieger, die Schnur nie den des Schwähers nennen darf und, wenn er ein Appellativ ist, sie auch das gleiche Appellativum nie anwenden dürfen, daß sich diese Verwandten nach der Verlobung nicht mehr sehen dürfen, und daß die künftige Schwiegermutter ihr Angesicht dem Eidam gegenüber verdeckt halten muß.



Eine tättowierte Frau aus Neusüdwales. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 324 u. 349.

Die Thatsache, daß die Exogamie zwar bei der Heirat, nicht aber ebenso bei der freien Vermischung der Geschlechter festgehalten wird, könnte darauf gedeutet werden, daß diese Einrichtung zu einer Zeit getroffen wurde, wo die Ehe noch fester stand. Heute wird ihr Zweck jedenfalls nicht mehr voll erreicht.

Im Zusammenhang damit steht dieselbe strenge Auseinanderhaltung der Verwandtschaftsgrade, die wir bei anderen exogamischen Völkern finden. Bei den Narrinyeri und den Meru nennt der Mann die Kinder seines Bruders Sohn und Tochter, die Kinder seiner Schwester Neffen und Nichten, ebenso die Frau die Kinder ihrer Schwester Söhne und Töchter, die Kinder ihres Bruders Neffen und Nichten. Eigentümlich ist, daß der Narrinyeri Vater und Kind mit

einem Worte Retulengk, Mutter und Kind zusammen Ratulengk nennt, und daß sie Worte besitzen, die im Sinne von Witwer und Witwe eine Person bezeichnen, die einen Verlust erlitten hat. Bei der Schwäche der politischen Entwickelung bietet diese strenge Verwandtschaftsgliederung allein dem Leben der Australier festen Halt.

Eng hängt mit diesem allen das **Recht der Vererbung durch die Frauen** zusammen. Durch die Mutter gewonnene Familienbeziehungen werden auf das strengste innegehalten; auch die Blutrache erbt durch die Mutter, doch gibt es darin Ausnahmen. Bei den Narrinyeri erbt eines Mannes Sohn seines Vaters Besitz. Im Westen teilt jeder Vater sein Land unter seine Söhne; hat er keine, so erben die Söhne seiner Töchter: ein Weib kann kein Grundeigentum besitzen. Im Süden dagegen, wo das ererbte Land stets einen Eigennamen hat, den der Besitzer nach dem Lande führt, erben auch die Weiber mit, im Norden, wo das jüngste Kind das reichste Erbe erhält, auch verheiratete Töchter. Eigen ist die Stellung der Witwe bei zentralaustralischen Stämmen: während sich der Mann wieder verheiraten darf, geht die Witwe in das Eigentum des Stammes über: Polyandrie. Westaustralier haben die Leviratsehe, und auch die Sitte, daß sich eine Ehefrau und ein Unverheirateter für den Fall des Absterbens des Gatten vorverloben dürfen.

Daß die **Frau** ganz als Eigentum ihres Mannes gilt („Eigentümer eines Weibes", im Adelaide-Dialekt = Ehemann), ist nichts Australien Eigentümliches. Aber hier kommt noch eine Anzahl von Sitten und Gebräuchen hinzu, die das Weib weiter in den Hintergrund drängen. Der Druck des ärmlichen Lebens lastet schwerer auf dem schwächeren Geschlecht. Nichts von weiblichen Häuptlingen und Amazonengarden, wie in Afrika, nichts von Teilnahme der Weiber an öffentlichen Beratungen, wie bei den Malayen. Weibliche Zauberer, Heilige, Ärzte sind sehr selten. Nach den Tabugesetzen, die an polynesische erinnern, dürfen sie nicht mit den Männern essen und sind von allen religiösen Feiern, meist auch von den Tänzen, ausgeschlossen. Eine Reihe Nahrungsmittel sind ihnen verboten, z. B. manche Fische und alle Schildkröten; Tauben sind nur den Schwangeren erlaubt, alle anderen werden davon krank. Vielleicht ist aber noch wichtiger der Umstand, daß gewisse Weihen großen Einfluß auf das Leben der Männer üben, so daß die Weiber schon durch die **Nichteinweihung** auf eine niedrigere Stufe verwiesen und in mancher Hinsicht rechtlos sind. Die Geheimbünde stehen wie eine abgeschlossene Aristokratie den außenstehenden Weibern und Kindern gegenüber. Wenn auch bei manchen Stämmen zu den Gelübden, die ein mannbarer Knabe ablegen muß, das Abstehen von aller Gewaltthat gegen die Weiber gehört, so mag es doch bei dem zügellosen, unberechenbaren Charakter leicht verletzt werden. Eine angeerbte Mißachtung des Weibes teilen die Australier mit allen Völkern, in deren Seele das Gefühl der Hochherzigkeit nicht zum Bewußtsein erwacht ist. An eine gewisse Ausgleichung möchte nur die Sitte der Westaustralier erinnern, einem alten Weibe das Amt der Großmutter des Stammes zu übertragen, die Streit beizulegen, Kämpfende zu trennen, aber auch zum Kriege aufzurufen hat.

In Zentral- und Südaustralien herrscht große **Lockerheit der Sitten** in und außerhalb der Ehe. Die Einwirkung der Europäer, der ganze Prozeß des Rückganges hat sie nur fördern können, in manchen Fällen wohl erst entwickelt. Es fördert nicht die Moral, daß die Mädchen schon als Kinder, in Westaustralien kurz nach der Geburt älteren Männern verlobt und dann aufs argwöhnischste beobachtet werden. Dadurch werden Ausschweifungen verhütet, nur weil sie eine Verletzung erworbener Rechte bedingen würden; gerade wie der Ehebruch mit dem Tode bestraft wird, ohne daß darum der Mann die Sitte verletzt, wenn er sein Weib seinen Brüdern überläßt. Wir hören, daß die Eingeborenen von Port Lincoln die Weibergemeinschaft zwischen Brüdern für erlaubt halten, während sie das Verleihen des Weibes durch den Gatten an Fremde oder den Weibertausch für eine Nacht zwischen Bekannten für eine Schande halten. Dennoch kommt dieses



EINE AUSTRALIERFAMILIE VON NEU-SUDWALES.

oft genug vor. Bezeichnend ist es dabei, daß, während die Männer den Namen Yangara für ihre eigentlichen Weiber gebrauchen und den Namen Karteti für die, worauf sie als Brüder oder Nächstverwandte einen Anspruch haben, die Weiber ihren Gatten und dessen Brüder mit demselben Namen nennen.

Vielweiberei tritt uns überall entgegen, wo genug Weiber und Nahrung zu haben sind. (S. die beigeheftete Tafel „Eine Australierfamilie von Neu-Südwales".) Im fruchtbaren Nordwesten sah man Männer mit elf Weibern, an der Südostküste mit zwei. Wenn die Last des Daseins hart auf dem Australier liegt, der sein halbes Leben unter Entbehrungen zubringt, so fällt sie doppelt schwer auf die Schultern des Weibes. Trotzdem rühmen viele Beobachter die rührende Anhänglichkeit der Weiber an ihre Männer und Herren. Weiber sind wertvolles Gut; die älteren Männer suchen sich's möglichst zu erhalten und zu mehren, indem sie sich Mädchen erkaufen oder ihre Töchter gegen Töchter ihrer Freunde vertauschen. Der Zensus von Südaustralien gibt für 1876: 2203 männliche Eingeborene auf 1750 weibliche an. Mangel an Weibern tritt auch bei Stämmen ein, die ganz unberührt von den Europäern geblieben sind. Wir wundern uns daher nicht, daß Weiberraub häufig Ursache von Kriegen ist, daß die Untreue der Weiber selbst durch Tod und Verstümmelung bestraft wird.

Übertrieben bezeichnet man den Weiberraub als die Form der australischen Eheschließung. Wird die Frau geraubt, so ist dies immer ein kriegerischer Angriff. Auch hierin gibt es mildere Abarten. Im Südosten ist es Sitte, daß sich ein Jüngling das Jawort des Mädchens vom Nachbarstamme erwirbt, dann mit ihr entflieht und zwei Nächte und einen Tag im Walde bleibt, damit er den (fingierten) Verfolgungen des Stammes entgehe. Weit roher in Neusüdwales: hier ward das Mädchen, auch wenn die Ehe genehm war, stets heimlich von dem Bräutigam und seiner Partei überfallen und geraubt. Oft kam es dabei zu hitzigem Kampfe, worin die meisten Prügel leicht die hin und her gezerrte Braut empfing. Häufig ist aber das ganze Gefecht nur Scheingefecht; ein Herkommen, das selbst die Weiber nicht abgeschafft wissen wollen. Bald wird die Frau gekauft oder getauscht, bald als Geschenk entgegengenommen. In den beiden letzten Fällen wird die Angelegenheit gewöhnlich schon zu einer Zeit, wo die Betreffenden noch Kinder oder gar Säuglinge sind, vorbereitet. Die Zustimmung des weiblichen Teiles ist dann erwünscht, aber keineswegs notwendig; das Mädchen äußert seine Willigkeit wohl dadurch, daß es Feuer in des Mannes Hütte anzündet. Die Zustimmung der Eltern und Verwandten wird bei den Narrinyeri noch für notwendiger gehalten: ein Mädchen, das sich formlos einem Manne anschließt, wird als Prostituierte betrachtet. Daß keine Entschädigung für sie gegeben worden ist, das ist ihr Makel. Als die Narrinyeri noch wenig von europäischen Einflüssen berührt waren, ging es so zu: Die Heirat fand mit zehn oder zwölf Jahren statt und war reiner Tausch: kein Mann kann ein Weib erhalten, der nicht eins zu geben hat. Häufiger als der Vater ist es der Bruder, der das Mädchen weggibt und die Gegengabe empfängt; dieses Recht kann er aber auch an einen Dritten verkaufen: schon mehr Kaufehe. Wer ein Mädchen wünscht, wendet sich stets durch einen Vermittler an den Weggebenden. Die Verwandten von beiden Seiten kommen dann und lagern in einiger Entfernung voneinander. Die Bräute werden am Abend bei Fackelschein mit ihren Männern in eine größere Hütte geführt; die Verwandten sitzen bald schweigend umher, bald singen und tanzen sie ausgelassen; dasselbe wiederholt sich den nächsten Abend: die Heirat ist vollzogen. Ist eine Braut noch sehr jung, so bringt sie ihr Gatte für einige Zeit zu den Ihrigen zurück, reibt sie wohl auch öfters mit Fett, um sie rascher wachsen zu machen.

Für den Australier gibt es keinen anderen natürlichen Tod als den im Gefecht. Mit der Notwendigkeit des Todes söhnt sich sein Geist nicht aus. Jeder Tod, der nicht durch sichtbare

Gewalt erfolgt, erscheint ihm als Folge einer Bezauberung. Diese wird durch etwas ermöglicht, was dem zu Bezaubernden genommen und dem Zauberer gegeben ward; Speisereste, abgenagte Knochen werden daher mit größtem Eifer verbrannt. Die ersten Leichenzeremonien bestehen darin, den bösen Feind ausfindig zu machen. Bei den Port Lincoln-Stämmen schläft die erste Nacht der nächste Verwandte mit seinem Haupte auf dem Leichnam, damit ihm im Traume eine Hinweisung auf den Zauberer zukomme. Den nächsten Tag wird der Leichnam auf einer Bahre von Trägern hinausgebracht, und nun rufen des Verstorbenen Freunde verschiedene Namen von Personen. Bei irgend einem sagen sie, der Leichnam übe einen Druck in gewisser Richtung aus, und bewegen sich gegen den Übelthäter hin. Die Eingeborenen von Adelaide trugen den Toten auf radförmiger Zweigbahre, wobei ihn ein unter der Mitte Gehender mit dem Kopfe stützte, bis das Gericht zu irgend einem Schlusse gekommen war. Verwandte, die bei der Totenfeier zu wenig weinen, kommen leicht in den Verdacht der Mitschuld. Bei anderen Südstämmen legt man den Leichnam auf eine Bahre, die „Wissende" genannt, und fragt. Bewegt sich die Bahre, so ist die Antwort bejahend, bewegt sie sich nicht, so fragt man weiter.

Bei den Dieyerie werden der Leiche die großen Zehen beider Füße aneinander gebunden und der Körper in ein Netz gehüllt. Drei oder vier Männer bringen den Leichnam an das 1 m tiefe Grab und legen ihn dort ein paar Minuten lang rücklings hin. Dann knieen drei Männer nieder und lassen sich den Toten auf ihre Köpfe legen. Ein alter Mann nimmt nun in jede Hand eine leichte Gerte, stellt sich vor der Leiche auf, schlägt die Gerten aneinander und fragt den Toten aus. Die übrigen im Kreise herumsitzenden Männer geben als Dolmetsche für den Verstorbenen irgend einen an, dem nun alle Schuld am Tode beigelegt wird.

Eine andere, im Südosten einst verbreitete Methode erriet den Zauberer aus der Richtung, wie ein Insekt vom Grabe wegkroch. Oder es fand vielleicht einer geschickt Fußspuren in der Richtung eines Verdächtigen. Bei Stämmen der Moretonbai wurde die abgezogene Haut des gegessenen Toten von dem Zauberer Verschiedenen vorgehalten, um aus dem Benehmen auf den Verursacher des Todes zu schließen. Da unnatürlicher Tod etwas Beschwerendes hatte, flüsterte man dem in Rinde gewickelten Toten Worte ins Ohr, damit er im Jenseits sage, er sei natürlich verstorben. Bei den Kap York-Stämmen aber wird die Schuld in einer an polynesische Sitten erinnernden Weise gerächt, indem nach dem Totenfest der Häuptling mit Schädel, Waffen und Schmuck des Verstorbenen in den Männerkreis tritt, wo ihm während der Dauer der Feierlichkeit selbst Totschlag erlaubt ist, weil er im Namen des Verstorbenen handelt.

Wenn der vermeintliche Mörder einem anderen Stamme angehört, verfluchen die Freunde des Angeklagten in aller Form den Toten und seine sämtlichen verstorbenen Verwandten. Der casus belli ist gegeben. Vor der Schlacht erhebt der Stamm des Verstorbenen ein lautes Wehgeschrei, der andere reizt durch Gelächter und läßt durch Tanzen und Possenreißen die Feinde verhöhnen. Man schilt einander nach Kräften und bringt es mit ein paar Speerwürfen zu einer oder zwei leichten Wunden; schließlich erklären einige alte Männer, es sei genug geschehen.

Auf das Totengericht, das „native inquest", folgt die Bestattung; zwei Arten gibt es: in die Erde oder über der Erde. Die erstere Art ist die häufigere in der südlichen Hälfte von Australien. Grey und Taplin sprechen von großen Grabhügeln im Nordwesten und am Ufer des Alexandra-Sees. Vielleicht gehen sie auf Zeiten großer Sterblichkeit zurück; bei den heutigen Australiern finden wir nur Einzelbegräbnisse. Man zündet in einem schmalen Grabe erst ein Feuer an, um alle bösen Zauber zu entfernen, füllt es halb mit Laub, legt darauf die langgestreckte oder zusammengebogene Leiche, befestigt sie durch Holzstäbe und bedeckt sie mit Laub und Erde. Die ausgegrabene Erde häuft man in Hügel zu Häupten und zu Füßen des Grabes auf. Außen wird das Grab mit Laub oder roter Erde bestreut, ein Holzstamm darübergelegt, öfters

eine Hütte darübergebaut, an ihre Thür die zerbrochenen Speere des Toten gelegt und drei Bäume davor mit Einschnitten und Figuren versehen, die rot bemalt werden zum Zeichen, daß der Tote gerächt sei. Am Pime River wird beim Beisetzen der Häuptlingsleiche in einem hohlen Baume der Aufflug der Seele durch einen schwirrenden Ton aus den Lippen der Umherstehenden gefördert. Das Haupt der Leiche liegt am König Georg-Sund östlich, bei den Südaustraliern westlich, bei den Westaustraliern stammesweise verschieden. Wo der Körper zusammengebogen beigesetzt wird, ist er an den beiden großen Zehen oder an einem Daumen und einem Finger beider Hände zusammengebunden, hat die Arme durch die Kniee durchgesteckt, den Kopf auf die Kniee gesenkt und ist in ein Netz oder ein Fell gehüllt. Bart und Nägel werden häufig vor dem Begräbnis beseitigt; die Waffen werden regelmäßig dem Toten mitgegeben.

Bei manchen Stämmen zieht sich ein anthropophagischer Faden durch die Bestattungsgebräuche. Die Dieyerie schneiden nach dem Totengericht im Grabe alles Fett von Gesicht, Lenden, Armen und Magen los und geben es an die Leidtragenden zum Verzehren herum. Macdonald beschreibt vom oberen Marienfluß in Queensland eine mildere Sitte. Der Körper des Toten wurde zwischen zwei Scheiterhaufen gebracht und regelrecht geröstet. Als die Haut auf allen Seiten geschwärzt war, zog der Leiter der Zeremonie mit Kreide Längs- und Querlinien über den Leichnam, zerstückelte ihn mit einem Messer den Linien nach vom Kopfe bis zu den Füßen, trennte das Haupt vom Rumpfe und schnitt jedes Glied in einzelne Stücke. Währenddessen stießen die anderen unausgesetzt ein kannibalisches Geheul aus und schlugen sich mit den Streitärten tiefe Wunden. Endlich wurden aber die zerteilten Stücke beerdigt, nicht verzehrt. Der Beisetzung gehen oft ausgedehnte Gebräuche voran oder folgen ihr. Bemalen ist häufig; Weiber schlagen sich mit Stöcken blutig, Männer raufen sich den Bart aus. Die Weiber der Encounter-Bai scharren die Erde, worauf der Leichnam gelegen hat, zu einem Häufchen auf, weil die Seele zuerst in die Erde gegangen sei und durch Scharren frei werde. Der Grabhügel ist in vielen Fällen nicht über dem Grabe, sondern seitwärts davon: man läßt die ausgegrabene Erde liegen und tritt so rasch wie möglich die Wände des mit einer seitlichen Nische ausgestatteten Grabes über dem Leichnam ein.

Die Gräber sind oft kenntlich, vor allem durch die Grabbäume. Peron sah einen am Kap Naturaliste, davor einen Halbkreis von schwarzem und einen größeren von weißem Sand; darin hatte man Kreise, Dreiecke, Quadrate mit Binsen bepflanzt. Ebenso sah er an den beiden Ufern eines Baches am König Georg-Sund einander gegenüber je einen kreisrunden Fleck von 1 m im Umfang, der mit elf geschärften, mit Harz blutrot gefärbten Lanzen, die Spitzen gegeneinander gerichtet, umsteckt war. Im Süden und Osten sind die Gräber freie, gereinigte Plätze mit Wegen oder konische Sandhügel, mit einem kreisförmigen Graben oder drei Reihen von halbkreisförmigen Sitzbänken darum; in der Nähe stehen Bäume mit eingeritzten Figuren. Oft sind sie mit Hütten oder Strohdächern überbaut; oder aber sie sind selbst Hütten, worin der Leichnam ruht. Auch mit Reisig sind sie bedeckt, um den Geist am Heraussteigen zu hindern; schließlich kommen Begräbnisse in Ameisenhaufen vor. Die Bestattung über der Erde steckt den Toten im einfachsten Falle in einen hohlen Baumstamm. Bei Port Macquarie wird die Leiche in Rinde eingenäht und in 3 m Höhe an einem Baume aufgehängt. Stuart fand auf einem Baume am Hawker Creek einen Kindersarg, zierlich aus einem Holz in Form eines Kahnes ausgeschnitten, an den Seiten mit schmalen Einschnitten verziert, mit Baumrinde bedeckt und mit Grasstricken umwunden. An einigen Orten herrscht die Leichenverbrennung. An der Portland-Bai werden hohle Bäume mit Leichnamen darin verbrannt, bei Port Macquarie zündet man unter dem aufgehängten Leichnam Holz an: sie sind beim Umherwandern hinderlich und könnten feindlichen Händen zu verderblichen Zaubereien dienen. Daher werden sie auch ins Meer geworfen. Eine weitere Abart ist die

Skelettierung der Leiche und die Aufbewahrung der Knochen. Von den Eingeborenen um Kap York werden einige Monate nach dem Begräbnis die Knochen in einem gemeinsamen Behälter in abgelegenem Walde beigesetzt; von den Jardaikin bei Somerset werden die Knochen nach sechsmonatigem Begrabensein auf die York-Insel gebracht. Aber nicht alle Knochen werden beigesetzt. Schädel finden als Trinkgefäße Verwendung, und die papuanische Sitte der Anlegung des Unterkiefers eines Erschlagenen als kriegerischen Schmuckes kommt auf der Insel Seibai vor. Mütter tragen die Knochen verstorbener Kinder in ihren Netzen mit. Um den Zerfall der Leiche zu fördern, setzt man sie auf Plattformen der Sonne und dem Regen aus. Bei Port Moresby wird der Tote unter ein Dach gelegt, worunter die Frau bis zum Zerfall der Leiche bleibt. Unter den Murray-Stämmen und denen von Encounter-Bai wird die Leiche abgehäutet und danach auf einem Rahmen geröstet und getrocknet. Die Verwandten kriechen in die Hütte, wo dies stattfindet, beschmieren sich den Körper und erheben Tag und Nacht ein entsetzliches Geheul. Den gedörrten Leichnam schleppen sie als kostbaren Schatz von Ort zu Ort mit sich. Wird die Anzahl zu unbequem, so werden die ältesten Mumien auf ein Stück Holz gebunden und an einem Baume so hoch aufgehängt, daß sie die wilden Hunde nicht erreichen können. Zentralaustralische Stämme mumifizieren bloß Häuptlinge oder gefallene Krieger; die übrigen werden einfach begraben.

Die Namen Verstorbener vermeidet man; Leute, die den gleichen Namen tragen, lassen sich nun mit einem anderen nennen. Auch legt man bei den zentralaustralischen Stämmen die Gräber nur an solchen Stellen an, wohin voraussichtlich nie ein Lager kommen wird.

Die Stämme der Australier sind und waren nirgends zur **Staatenbildung** vorgeschritten. Jeder Familienstamm beansprucht bestimmte Landstrecken, deren Nutznießung er je nach der Art der Erzeugnisse entweder insgesamt beansprucht, oder den Einzelnen überläßt. Das erstere tritt bei gemeinsamem Jagen und Früchtesuchen ein, während sich Spuren persönlichen Eigentums in der Weise entwickeln, daß die einzelne Familie eine Quelle, einen Bach, einen Waldanteil und dergleichen im Vorzugsrecht beansprucht. Beides wird für bestimmte Fälle voneinander abgegrenzt. Für die gewöhnliche Jagd ist der Gesamtheit alles Land gleichmäßig zugehörig; aber wenn dazu das Gras abgebrannt wird, müssen in Westaustralien die einzelnen Besitzer gefragt werden. Auch bei wandernden Stämmen haben die einzelnen Familien einen Sonderanspruch an bestimmte Lagerplätze. Mehrere Stämme einigen sich über den gemeinsamen Besitz bestimmter Striche, auch über den an Phonolithbrüchen für die Beile.

Gegenüber fremden Eingriffen ist das Gefühl der Solidarität stark entwickelt. Nach außen hin sollen sogar manche **Stammesgrenzen** durch Steine markiert sein, wenn sie nicht Bergen oder Flüssen folgen. Wer sie überschreitet, muß einen Botenstab als Zeichen freien Geleites tragen oder sonstwie sich als dazu berechtigt ausweisen. In Westaustralien, wo die Stämme des Inneren alljährlich nach der Küste wandern, scheint das Durchwandern nur dazu gestattet zu sein. Die Australier verstehen durchaus nicht, daß sie als Besitzlose behandelt werden; daher die scheinbar unbegründeten Angriffe Eingeborener auf Forschungsexpeditionen der Weißen.

Gering sind die wirklichen Verschiedenheiten der Stämme in Macht, Kultur und Ansehen. Einzelnen aber gibt Einfluß der Ruf, über mächtigen Zauber zu gebieten, anderen der Ruhm starker Waffen, so den Cockatu Südaustraliens ihr Bumerang. Geringe Individualisierung der Völkerschaften prägt sich schon in den Namen aus. Anwendung des einfachen Namens „Menschen" findet sich hier öfters: so heißen die Zentralaustralier zwischen 23 und 28° südlicher Breite und 132 und 134° östlicher Länge nicht anders als „Erilla"; auch „Narrinyeri" bedeutet nach **Taplin** „zu den Menschen gehörig". Die Familienstämme empfangen ihre Namen nach Orten oder ihren Stammessymbolen.

Die meist recht ungünstige Natur zwingt zur Zerstreuung, festigt aber das die Familienstämme umfassende Band; so wird ein hochgradiger Separatismus begünstigt, der dem Zusammenleben einen republikanischen, föderativen Charakter verleiht. Jeder Familienstamm hat seinen Wahlhäuptling (Rupulle), der in allen Streitigkeiten als Sprecher die Verhandlungen leitet, der ursprünglich auf dessen Jagdgrund wohnen und auch die Jagdbeute zerlegen mußte. Gewöhnlich sollte er der Älteste, Stärkste oder Geschickteste sein; man wählt aber auch Raufbolde dazu. Ihm steht ein Rat der Ältesten zur Seite (bei den Narrinyeri „Tendi"). Der Sitz darin heißt Richtersitz; die Aburteilung jeder Art von Vergehen ist seine Hauptaufgabe. Treten die Tendi von zwei Stämmen zusammen, so wird die Corona oft von Hunderten der beiden Stämme gebildet: Europäer mußten mitten in wichtigen Arbeiten ihre eingeborenen Diener gehen lassen, damit sie als Richter, Zeugen oder Zuschauer einer solchen Sitzung anwohnen konnten. In den Berichten der Reisenden wird zwar von „Fürsten" gesprochen; so bei den Yaribandemi am Maclay-Fluß. Da aber die Häuptlingschaft eine nur wenig überragende Institution ist, wird es anderseits auch vorkommen, daß sie ganz fehlt: nach Schürmann haben die Eingeborenen von Port Lincoln weder einen Häuptling noch sonst eine Person von anerkannter Autorität. Bei anderen wird ein gewisser Einfluß von den Ältesten, Stärksten und Kühnsten und den Zauberern ausgeübt.

Wenn ein Eingeborener ein Glied eines anderen Stammes tötet, so ist diesem sein Leben verwirkt. Die Freunde des Ermordeten fordern seine Auslieferung; er wird zu Tode gespeert. Dann begraben sie zwei Stäbe von Handlänge, wovon einer den Mörder, der andere den Ermordeten darstellt; und die That ist gesühnt. Stirbt der Mörder vor der Rache, oder gelingt es ihm, sich der Strafe zu entziehen, so muß sein nächster Verwandter büßen. Bei geringeren Vergehen genügt es, wenn dem betreffenden gelegentlich ein Speer ins Bein oder in den Arm geworfen wird. Bei den Dieyerie wird der Waffenentscheid selbst bei Diebstahl und Verleumdung angerufen. Andere Strafen, z. B. für Totschlag, sind Verbannung aus dem Stamme oder zwangsweise Entfernung zu den mütterlichen Verwandten. Prügel sind häufig für kleinere Vergehen; sie verstärken sich im Süden bis zu grausamen Keulenschlägen auf den Kopf. Harte Strafen werden aber gern durch einen formellen Zug erleichtert: so wird beim Speerwerfen der Übelthäter mit einem kleinen Schilde versehen, womit er allen Verletzungen ausweichen darf.

Muß Blutrache eintreten, so teilt man sich dies rasch durch Schreien mit; aus den Tönen kann man auch in der Ferne die Größe der Schuld ermessen: selbst Kinder wissen dann genau, ob sie wegen verwandtschaftlicher Beziehung zum Thäter gefährdet sind. Es gibt aber Vergehen, wofür nur göttliche Strafe erwartet wird. Wer die Raupe vom Baume eines anderen ißt, wird krank; um dies aber und jede Privatrache zu vermeiden, steckt der Thäter bei dem Baume einen Zweig in die Erde. Bei den Narrinyeri ist eine raffinierte Racheweise, Neilyerie, vor einem Menschenalter vom oberen Murray her eingeführt worden. Der Rachedürstende bohrt das Ende eines Speeres oder ein spitzes Stück Knochen in das Fleisch einer verfaulenden Leiche und läßt es einige Wochen lang darin stecken. Dann tränkt er einen Büschel Haare in dem Fett eines Leichnams, wickelt die Spitze des dolchartigen „Neilyerie" darein und kann so mit einem einzigen Stiche dem Feinde das Leichengift einimpfen.

Die dem Zusammenleben in größerer Zahl und Dauer ungünstigen Naturverhältnisse des Landes, die Schwierigkeit der Ernährung, kurz der harte Daseinskampf schärft das Mißtrauen zwischen Mann und Mann, Stamm und Stamm; Gespensterglaube wirkt auch mit ein. Selbst bei Rückkehr von Bekannten äußert man kein Zeichen der Freude; erst nach einiger Zeit tritt die unbefangene Unterhaltung ein. Fremde sollen Krankheiten bringen; hat man sie aber einmal aufgenommen, sind sie vollkommen sicher. Bei den Dieyerie eilen einem Manne von Rang die

Krieger entgegen und stellen sich, als wollten sie ihn abwehren; er schwingt jedoch auch seine Waffen, beide parieren mit den Schildern, er wird umarmt und zur Bewirtung ins Lager geführt. Begrüßung wird durch Reiben der Brust, Verabschiedung durch Ausstrecken der Hände und Erheben bis zum Haupt angedeutet.

Wir hören von wechselseitigen Besuchen, Gastfreundschaft, Vereinigungen zum Zwecke der Austragung von Streitigkeiten, der Männerweihen und des Handels. Man hat bestimmte Regeln im Verkehr durch Botschafter; bei den Südaustraliern versuchen die Beilegung eines Zwistes Weiber: statten die Weiber des anderen Stammes einen Gegenbesuch ab, so gilt der Streit für beigelegt. Die Einrichtung der Ngia-Ngiampe wirft ein Licht auf die Auffassung des Verkehrs von Volk zu Volk als einer wichtigen Angelegenheit. Die Nabelschnur eines Kindes, mit einem Büschel Federn zusammengebunden, wird dem Vater eines gleichalterigen Kindes in einem anderen Stamme übergeben. Beide Kinder stehen von da an einander als Ngia-Ngiampe gegenüber, dürfen sich nicht berühren, nicht miteinander sprechen; erwachsen werden sie die Vermittler des Tauschhandels. Auch die Durchbohrung der Nasenscheidewand hängt mit der Sorge für ungefährdete Verhandlungen mit Nachbarstämmen zusammen. Der Vater eines Kindes schlägt die Operation vor, die von einem alten Manne um Mittag unter Gesang ausgeführt wird. Während die Wunde heilt, richtet der Knabe seinen Auftrag aus, und er gilt nun als geheiligt und wird geehrt. (Browne.)

Einen tiefen Blick in die australische Volksseele eröffnet die Reihe von Weihen, die den Übergang der Knaben und Mädchen ins Alter der Mannbarkeit begleiten. Damit ist ein Opfer vom eignen Körper verknüpft, seien es nun Zähne, die ausgeschlagen, oder Finger, die abgeschnitten werden. Dazu kommen Qualen durch Schläge, Tättowierung, Hunger und zwangsweise Absonderung. Alles wird auf göttliche Einsetzung zurückgeführt. In Inneraustralien kriechen die Knaben mit geblendeten Augen auf einem langen Gange in den Bora genannten Zirkus und müssen nach dem Feste eine Woche lang unter sich blicken. Bei Stämmen am Bogue River müssen die Kandidaten vor dem Feste drei Wochen lang in viereckiger Umzäunung im Walde streng fasten. Am Kap York folgt der Beschneidung und dem Ausschlagen des Zahnes im Walde ein Monat, wo die weißbemalten Jünglinge als Novizen bei Todesstrafe von keinem Weibe erblickt werden dürfen; danach kehren sie zu ihren Eltern zurück, mit einem Stücke weißer Muschelschale vor der Stirn, und tragen den Schmuck der Festzeit, bis er abfällt. Die Narrinyeri verbieten den Knaben vom zehnten Jahre an, das Haar zu kämmen oder zu scheren, sowie den Genuß der dreizehn am leichtesten zu erreichenden und nahrhaftesten Arten von Wildbret. Die Tättowierung wird oft früh vorgenommen, bei den Encounterbai-Stämmen schon bei Knaben von zehn Jahren. Ist ihre Zeit gekommen, so werden sie in der Nacht unerwartet von den Männern überfallen und unter anscheinend heftigem Widerstand der Weiber, die Feuerbrände werfen, an einen entfernten Ort geschleppt. Dort werden ihnen alle Haare des Körpers, außer Kopf- und Barthaaren, ausgerissen oder abgesengt, ihr Haar am Kopfe mit einer Speerspitze gekämmt, ihr Körper mit Öl und Rötel überzogen. Nach drei Tagen und Nächten Fastens und Wachens dürfen sie zwar schlafen und essen, aber den Kopf nur auf kreuzweise in den Boden gesteckte Stäbe legen, nur mit einem Binsenhalm trinken und müssen alle den Weibern verstatteten Speisen meiden. In diesem Zustand bleiben sie so lange „Narumbe", bis ihr Bart zu drei Malen lang gewachsen ist. Sich ein Weib zu nehmen, ist verboten; aber sie können jedes Mädchen ihres Alters aufsuchen. Auf Verletzung dieser Regeln stand einst der Tod, und noch immer glaubt man fest, daß sie sich durch Häßlichwerden und frühes Ergrauen räche. Diese Gesetze hatten vielleicht einst den Zweck, die Männer durch Anstrengung und Schmerz zu stählen; sie bewirken jetzt sicherlich das Gegenteil: die Gesundheit der jungen Männer wird oft vollständig untergraben.

Außer Abhärtung liegt noch ein tieferer Sinn darin. In erster Linie wird damit der Knabe den Frauen genommen: daher die Ausschließung alles Weiblichen aus dem Bereich der Weihen bis ins Spitzfindige. Das brummteufelähnliche Instrument (s. auch Abbild. S. 356), das die Nähe von heiligen Handlungen anzeigt, dürfen Weiber und Kinder weder sehen noch berühren. Auch den heiligen Quarz, womit tättowiert wird, dürfen die Weiber nie, die Jünglinge erst nach der letzten Tättowierung sehen. Gewisse Weihen sind uns ihrem Sinne nach völlig dunkel; so eine von Wyatt beschriebene: Ein Eingeborener von Adelaide öffnete sich eine mit einer Schnur aus Menschenhaar abgebundene Vene und besprengte Rücken, Kopf und Brust der Knaben mit Blut, das diese an sich trocknen ließen; das vollzog sich an einem abgelegenen Orte unter tiefer Stille. Die Tättowierung wird bei einzelnen Stämmen durch die Ausführung zur Weihe, wenn auch hauptsächlich größere Gelenkigkeit der Arme dadurch erstrebt wird: der Tättowierte enthält sich einige Monate der Gesellschaft der Weiber, trägt Ringe aus Opossumhaut an beiden Oberarmen und zwei von langem Tragen geglättete Stäbe.



Zauberhölzer der Australier. (Ethnographisches Museum, Wien.) Vgl. Text, S. 356.

**Beschneidung** ist so allgemein, daß die Bezeichnung „Unbeschnittener" als Schimpfwort gilt. Der nächste Verwandte ordnet sie an und vollzieht sie. Der Knabe stellt sich, als wolle er fliehen; man fängt ihn, legt ihn auf die Erde, reibt ihn mit Staub und hebt ihn an den Ohren unter lautem Geschrei empor, ihn von seiner Bezauberung aufzuwecken. Im späteren Alter wird bei Süd- und Westaustraliern die Harnröhre aufgeschlitzt, um Kinderzeugung zu vermindern; einen ähnlichen Zweck hat wohl die Zerquetschung eines Hodens, die am Palmer-Fluß geübt wird.

Auch der Übertritt des Mädchens vom Kindesalter in das der Jungfrau wird durch Weihe und Opfer gefeiert. Die Mädchen werden abgesondert, müssen fasten, tragen Bemalung. Bei den Larrakia in Nordaustralien werden zur Zeit der ersten Menstruation die Mädchen in Rinde gewickelt und drei Wochen hindurch bis zur Feier in einer Hütte gehalten; der Frau wird das obere Glied am Zeigefinger der rechten Hand abgeschnitten. Zur Erinnerung an besondere Ereignisse werden den Frauen Zähne ausgeschlagen oder ein Finger abgeschnitten. Die Tättowierung nimmt bei ihnen kleinere Teile des Körpers ein (s. die Abbild., S. 338, 339 u. 341) als bei den Männern.

# 14. Die Tasmanier.

„Hier war ein Volk mit Anlage zum Fortschritt, die erst dann Gelegenheit zur Entwickelung fand, als es zu spät war." Wallace.

Inhalt: Körperähnlichkeit der Tasmanier mit den Melanesiern. — Kleidung. — Wohnungen. — Schiffahrt. — Waffen. — Begräbnisweisen. — Aberglaube. — Aussterben des Stammes.

Da man früher glaubte, Tasmanien oder Vandiemensland sei ein Stück von Australien, so betrachtete man die Eingeborenen beider Gebiete als wesentlich übereinstimmend. Dem



William Lance, der letzte Tasmanier. (Nach Photographie.)

ist nicht ganz so. Die Übereinstimmung ist zweifellos, soweit Kulturbesitz, Sitten und Gebräuche in Frage kommen; aber ein Unterschied gab sich in der körperlichen Anlage kund. Hierin zeigen die Tasmanier eine Annäherung an den papuanischen Typus.

Die körperliche Erscheinung der Tasmanier erschien geübten Beobachtern einst keineswegs kläglich. Cook schildert sie als vorwiegend schlank, von gewöhnlicher Statur, wollhaarig wie Eingeborene von Guinea, aber ohne platte Nasen und dicke Lippen; ihre Züge waren weit entfernt davon, unangenehm zu sein. Die Kinder waren sogar hübsch, die Weiber mindestens nicht abstoßend. Die genaue Schilderung, die Cooks Schiffsarzt Anderson von den Eingeborenen der Adventurebai gegeben hat, ist in den Hauptpunkten von den besten Beobachtern bestätigt worden. Ihre Hautfarbe war danach graulichschwarz, nicht so tief wie bei den Afrikanern, ihr Haar wollig und wie bei den Hottentotten in Zöttchen geteilt, die Nase breit, voll, nicht platt, die Augen mittelgroß, im Ausdruck nicht auffallend lebendig und scharf, doch offen und frei, der Mund breit, umgeben von einem dichten, mit Fett und Rötel durchschmierten Bart. Im allgemeinen

war ihr Bau proportioniert, wenn auch der Bauch etwas stark hervortrat, zumal da sie es liebten, den Oberkörper zurückzulehnen und mit der Hand über dem Rücken den niederhängenden anderen Arm zu ergreifen.

Cook und Anderson fanden die Tasmanier in absoluter **Nacktheit**; beide Geschlechter. Man fand als Zierat schmale Fellstreifen, wie Schnüre mehrmals um den Hals geschlungen, oder Stücke Fell um die Knöchel gewunden. Die Weiber hatten ein Känguruhfell in seiner natürlichen Gestalt um Rücken und Lenden gebunden; aber nur zum Tragen der Kinder auf dem Rücken: es bedeckte nicht den Unterleib. Dabei trugen sie Fellsandalen, wie sie bei den Australiern nicht gefunden wurden. Außer den Narben am Körper, wie die Männer, hatten die Weiber ihren ganzen Kopf oder wenigstens eine Tonsur geschoren. Bemalen des Körpers und Pudern des



Trucanini, die letzte Tasmanierin. (Nach Photographie.)

Haares, von den Männern in hochgesteifter Perücke getragen, mit rotem Staube werden erwähnt; auch Salben mit Fett und Schmücken mit Muschelschnüren. Rote Federn waren beliebt; Perlen und Münzen wurden mit Vergnügen angenommen, Eisen nicht wert geachtet. Die **Wohnungen** der Tasmanier bestanden aus elenden Hütten oder hohlgebrannten Baumstämmen. Die Hütten zeigten große Unterschiede; der Mangel eines bestimmten Typus darf immer als eine niedrige Stufe der Entwickelung gelten. Es gab aus Stämmen und verflochtenen Zweigen halbkugelförmig aufgebaute Hütten und flüchtige Zelte, Windschirme aus Baumzweigen oder Gras, über Stäben gehäuft; eigentliche Dörfer nicht. Die Rindenhütten lagen meist an zugänglichen Stellen der Küste, in ihrer Nachbarschaft große Haufen von Muschelschalen.

In ihrem **Kulturbesitz** schließen sich die Tasmanier den eigentlichen Australiern enger an als anthropologisch. Ein melanesisches Möbel der Tasmanier, das die Australier nicht besaßen, war der Kopfschemel. Trotz des Klimas waren sie so wenig Ackerbauer wie die Australier; doch lieferten ihnen Küsten wie Wälder Fleischnahrung in Menge. Ihre größere Energie entsprang

der besseren Ernährung. Sie scheinen gleich den Australiern mit heißen Steinen gekocht zu haben. Ihre Kähne waren schwach: entweder floßartige, breite Fahrzeuge aus Baumrinde oder starken Rohrstengeln, oder kleine Kähne aus ausgespannten Fellen. Damit wagten sie sich nicht weit ins Meer hinaus, hatten auch nicht immer Ruder zur Lenkung, sondern oft nur Speere; doch schwammen und tauchten sie gut. Sie lebten vorwiegend von Fischen und Muscheln. Ihre Waffen unterschieden sich wesentlich von denen der Australier: es fehlten Bumerang, Wurfbrett, auch Bogen und Pfeile. Hauptsächlich benutzten sie lange hölzerne Lanzen, Steinäxte, einen ½ m langen, spitzen Wurfstock, steinerne Messer und hölzerne Keulen; sie lebten fast beständig im Kriege. Doch Menschenfresser waren sie nicht; ihre Weiber behandelten sie besser als die Australier. Die 6000—8000 Einwohner, die man für die voreuropäische Zeit annimmt, zerfielen in zahlreiche Stämme. Die Begräbnisweisen erinnern an Australien: auch auf diesem engen Raume die Mannigfaltigkeit von Verbrennen, Begraben, Mumifizieren, Beisetzen in hohlen Bäumen, Totenhüttchen über dem Grabe. Der Charakter der Tasmanier zeigte sich den Weißen gegenüber vorwiegend heiter und harmlos; ihre geistige Begabung war leidlich. Zu spät ließ man den Resten des armen Volkes Erziehung angedeihen. Zu spät erkannte man, was A. R. Wallace aussprach: „Wir haben hier ein Volk mit Anlage zum Fortschritt vor uns, dem die Kultur keine Zeit ließ, seine Anlagen zur Entfaltung zu bringen."

Die 5000 Eingeborenen Tasmaniens im Jahre 1815 waren im Jahre 1860 auf 16 gesunken. Um das Unrecht, das man an ihnen begangen hatte, an dem Rest zu sühnen, wurde die kleine Schar am Oyster Cove, an der Ostseite der Insel, gesammelt und unter dem Schutze eines Protector of the Aborigines mit allen Lebensbedürfnissen versorgt. Aber schon 1876 erlosch der Stamm der Tasmanier mit einem Weibe (s. Abbildung, S. 351).

---

## 15. Religion der Australier.

„Verhallende Stimmen aus früherer, reicherer Zeit."
Gerland.

Inhalt: Unklarheit der religiösen Vorstellungen. — Kosmogonische Versuche. — Der Gottschöpfer. — Sternengötter. — Sekundäre Schöpfer. — Götter, die in den Himmel zurückkehren. — Tiersagen. — Leben nach dem Tode. — Gespenster. — Sonstiger Aberglaube. — Zauberer. — Heilige Steine und heiliges Holz. — Plongge. — Zauberer und Ärzte. — Veränderungen in Glaubenssachen.

Die religiösen Vorstellungen der Australier machen den Eindruck des Herabgesunken- und Verkommenseins. Nicht bloß aus früherer Zeit, auch aus fremden Gebieten schallt es herüber, verworren zwar und undeutlich, aber anklingend an melanesisch-polynesische Traditionen. Man will von einem höchsten Wesen, das das Gute gibt, im Norden unter dem Namen Koyan, im Süden unter den Namen Nurrundere und Baiamai haben sprechen hören. Nun ist darauf kein großes Gewicht zu legen. In diesen rudimentären Mythologien wird der höchste Gott in der Regel der sein, dem die Erschaffung der Welt zugeschrieben wird, ohne daß er selbstgeschaffen wurde, und der vor den Heroengöttern von Anfang an im Himmel gewesen ist. Ein solcher scheint der Momaincherclu der Adelaidestämme zu sein; der zweite Gott Monana stieg erst später an hintereinander zum Himmel geworfenen Speeren auf: ihm schrieb man die Schöpfung des Menschen zu. Als Schöpfer tritt uns bei den Westaustraliern ein Motogon entgegen, der durch Rufen und Blasen die Erde zeugt. Barim in Südaustralien erschafft die Welt durch Hinmalen statt durch Sprechen. An ihn erinnert dem Namen nach der Sohn des Baiamai der Südaustralier,

Buraмbin. Auch die Sage der Dieyerie, daß auf ihres obersten Gottes Muramura Bitten der Mond die Welt erschaffen habe, deutet auf die Annahme eines zweiten Schöpfers, der nicht der Hauptgott ist.

Die australische Mythologie unterscheidet sich hauptsächlich darin von der polynesischen, daß sie sich über die kosmogonischen Wurzeln hinaus zu keiner festen Genealogie, keiner geschlossenen Geschichte, keinem Sagenkreis der Götter entfaltet. Anläufe sind zwar vorhanden, aber sie bleiben am Boden. Die Dieyerie führen den Ursprung der Sonne auf das Bedürfnis der Menschen zurück, den Kasuar zu jagen; sie baten unter Tänzen, Muramura möge Hitze auf die Erde werfen: und so schuf er die Sonne. Die Eingeborenen der Encounterbai lassen die Sonne allabendlich die langen Doppelreihen der Seelen passieren, die ihre Gunst erbitten; wer sie erhalten hat, beschenkt sie mit dem Felle eines roten Känguruh: daher kehrt sie in rötlichem Gewande zurück. Dieselben sinnigen Leute lassen Luna infolge ihres längeren Verkehrs mit Männern abmagern. Das höchste Wesen läßt sie wegjagen, sie verbirgt sich und sammelt währenddessen aus Wurzeln neue Kraft. Den Mond halten die Südaustralier für den Mann der Sonne, die ihn jeden Neumond tötet; und hier wie in Westaustralien glaubt man, daß beide einst auf der Erde wohnten und Kinder zusammen zeugten. Auch von den Sternen wird ähnlich Menschliches berichtet.

Andere Legenden enthalten Spuren von anderen Gottheiten und Berührungen mit polynesischen Mythen. Nganno gab vielen Gegenden den Namen, verwandelte sich dann aber in ein Seeungeheuer; er ist vielleicht derselbe, der, als Uandu vom Himmel kommend, den Fluß Murray bildete. Nurrundere schuf die Fische im Teich von Tulurung durch Hineinwerfen von Steinen und zog die Felseninseln Witungenggui mit dem Netze aus dem Wasser; der Donner ist seine zornige Stimme, die aus dem Regenbogen schallt. In dieser Verbindung der Erde mit dem Himmel liegt entschieden polynesischer Anklang.

Aus dem Grundgedanken, daß Seelen der Verstorbenen nach den Sternen wandern oder zu Sternen werden, erwuchsen Mythen, die geistige Wesen mit den Sternen in Verbindung bringen. So glaubt man in Neusüdwales, daß die Seelen in den Wolken weiterleben; im Süden, daß sie zu Sternen werden. Aus dem Glauben der Encounterbai-Eingeborenen, daß da oben die Seelen abends ihre Hütten verlassen und denselben Beschäftigungen nachgehen wie früher auf der Erde, ergibt sich leicht die Konstruktion von Sternbildern. Die Milchstraße erscheint z. B. als Strom oder als eine Reihe von Hütten, wo die Encounterbai-Stämme die Aschenhaufen und den aufsteigenden Rauch deutlich zu erkennen vorgeben. Sternschnuppen sind die Kinder der Sterne. Der Regenbogen, woran die Adelaide-Stämme einen männlichen und weiblichen Bogen, den inneren und äußeren, unterscheiden, geht als Rauch aus den Wolken hervor. Der Mond gilt als ein gutes, die Sonne als böses Gestirn. So wird der Sonne und ihren Geschwistern die Macht über mancherlei Übel zugeschrieben. Wer geheilt sein will, speit in die Hand und streckt sie der Sonne entgegen.

Als Schöpfer der Menschen erscheint bei den Kamilaroi Baiamai, der auf einem Felsen zwischen Flüssen ruhend den ersten Menschen schuf und verschwand. Dieser Mythe ähnlich ist die Menschenschöpfung in den Fällen des Moraby; der Kern ist das Hervorgehen aus dem Wasser. Nachdem die Menschen geschaffen waren, sandte der Gott zum Töten der Schlangen seine Tochter Karakarak mit einem Stabe, der beim Zerbrechen das Feuer gab. Die Schöpfung des Feuers wird auch im Nordwesten in Verbindung gebracht mit einem Feuergott; dort wird er aber nicht in, sondern neben der Tochter des Himmelsgottes verehrt (vgl. S. 55). Bei mehreren Stämmen wird die Eidechse in die anthropogonische Sage hineingezogen. Man spricht von Tarrotarre, einem Gott in Gestalt einer Eidechse, der die Geschlechter trennend Männer und Weiber schuf. Der Geist schnitt einer Eidechse den Schweif ab, und die Eidechse ging aufrecht

dann machte er sie zu Männchen und Weibchen, damit sie sich fortpflanzen konnten: so ist der Glaube der Dieyerie. Vgl. oben S. 289.

Auch sonst läuft Menschen- und Tierwelt in den Schöpfungssagen bunt durcheinander; das hängt mit dem Kobong, dem Wappentier der Stämme, zusammen. Als die tanzenden Vorfahren der Narrinyeri die Hügel und Teiche von Mutabarringa bildeten, wurde der starke Kondole eingeladen und, als er sein Feuer verbarg, von Nilballe mit einem Speer am Halse verwundet. Alle lachten; da wurden sie in Tiere verwandelt, während Nilballe das Feuer in den Grasbaum legte. Von demselben Gott wird die Erschaffung einer Reihe von Fischen aus den Stücken, in die er einen großen Fisch mit Hilfe seiner Jagdgenossen zerrissen hatte, erzählt; eine flache Fischart erzeugte er dadurch, daß er flache Steine in einen Teich warf. Man stellt sich überhaupt vor, daß früher eine mächtigere Schöpfung lebte. Man schreibt Wyungare, dem Jagdgenossen Nurrunderes, die Schöpfung der kleinen Känguruhs durch Zerreißung und Ausstreuung der Stücke eines Riesenkänguruhs zu; dem entsprechend waren natürlich auch die Götter und Helden von riesiger Natur. An diese Schöpfungssagen schließt sich eine Reihe kleinerer Tiersagen an, denen äußerlich der Wunsch nach Deutung auffallender Eigentümlichkeiten zu Gevatter stand. Im tiefsten Grunde sind auch sie mythologisch. In Südaustralien erzählt man, die Schildkröte habe ursprünglich Giftzähne gehabt und die Schlange nicht; da habe die Schlange die Schildkröte gebeten, ihr ihre Zähne zu geben, weil sie sie besser brauchen könne. Die Schildkröte tauschte nun ihre Zähne gegen den Kopf der Schlange ein: so haben die Schlangen Giftzähne und die Schildkröten Schlangenköpfe. Originell ist die Narrinyerisage über die Entstehung des Regens, eine abgeschwächte Sintflutsage: Ein alter Mann lebte mit zwei jüngeren Freunden zusammen. Einmal machten diese einen guten Fischzug, nahmen die besten Fische für sich und setzten die schlechteren für den alten Mann zur Seite. Sofort ging dieser in seine Hütte, verschloß die Thür, und alsbald begann es heftig zu regnen. Er blieb trocken, jene wurden zur Strafe naß. Später wurden sie alle drei in Vögel verwandelt, und wenn „der Alte" schreit, ist es ein Zeichen baldigen Regens.

Ein gemeinsamer Zug ist die Rückkehr eines Gottes in den Himmel, nachdem er Großes auf Erden gethan, aber auch Übles erfahren; häufig ist er darüber zum Greise geworden. So erzählen die Narrinyeri: Als sich Nurrundere, nachdem er seine entflohenen Frauen durch die Flut (andere Sagen sprechen von Verwandlung in Klippen) vernichtet hatte, mißmutig als steinalter Greis nach dem fernen Westen zurückgezogen hatte, fand er von seinen Kindern eins zurückgelassen, warf ihm ein Ende des an seinem Stabe befestigten Seiles zu und zog es daran zu sich empor. So oft nun seitdem ein Mensch stirbt, wirft des Gottes Sohn dieses Seil ihm zu; die bei dem halb bewußtlosen Greise angelangten Toten werden dann, nach Anweisung ihrer Wohnung, wieder lebend, jung und gesund; Frauen erhalten sie nach der Menge der Thränen, die anzeigen, wie viele Weiber sie auf der Erde gelassen haben. Ganz wie bei den Ozeaniern kommt auch die Götterschaffung durch unmittelbare Erhebung der Seelen Sterblicher vor. Taplins Gewährsmänner wollten in Nurrundere einfach die Vergöttlichung eines Häuptlings erkennen, der ihren Stamm in seine heutigen Wohnsitze herabgeführt habe. Ganz allein scheint die Gottheit Bedall zu stehen, von der es in Queensland heißt: Auf dem Lehm brütend, schuf Bedall als Schildkröte die Welt. Aber schließt sich nicht dieser ruhende Gott an den der Moretonbai an? Buddai oder Budja als Vorfahr liegt dort als riesiger Greis schlafend mit dem Kopf auf dem im Sande begrabenen Arm und wird, wie bei seinem früheren Erwachen die Erde überflutet wurde, bei seinem nächsten die Menschen verschlingen.

Götter werden in Tiere verwandelt oder erscheinen zeitweilig in tierischer Gestalt. Turramullam erscheint als Schlange bei Versammlungen, Uokol ist ein Dämon, der als Riesenschlange in Gewässern wohnt, und Tarada, der das Tättowieren lehrte, wurde in ein gewaltiges

Känguruh verwandelt. Als Vögel, vampirartig, erscheint eine große Menge von Dämonen, vor allen der vielgefürchtete Melapi. Außerdem gibt es eine Anzahl von geradezu absurden Tiersagen: wenn ein Knabe einen Hund kitzelt, bis er lacht, so wird der Hund zum Knaben und der Knabe zu einem Panpandibaum; wenn man die Fliege Tenkendeli tötet und nicht zu gleicher Zeit „tenkendeli" ruft, so kann man nicht mehr schwimmen. Und dergleichen vieles andere.

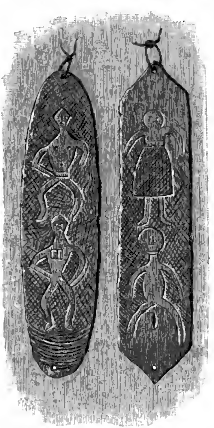
Deuten schon die Begräbnisgebräuche der Australier (s. S. 344) auf einen starken Glauben an ein Leben nach dem Tode, so fehlt es an Anspielungen hierauf auch nicht in ihrer religiösen Sagenwelt. Innig sind Seelensagen mit ihrer ganzen Mythologie verflochten. Es finden sich sogar Andeutungen eines Glaubens, der einen Unterschied zwischen dem Schatten, Gespenst und dem emporsteigenden Rauch, Gedanken macht. Auch den Kinderseelen wird ein Fortleben zugesprochen; selbst bei Stämmen, die nur kurze Zeit um Kinder trauern. Am häufigsten ist die Vorstellung anthropomorphisch, mit Anklängen an die Seelenwanderung; so glaubt man im Westen, daß die Seelen der Verstorbenen auf den Bäumen sitzen bleiben und dort klagen, aber heruntergelockt ganz in andere Lebende übergehen. In thätig helfender Beziehung gedacht, gelten die Seelen der Vorfahren als wohlthätige Geister: wenn ein Walfisch strandet, so ist das ihr Werk. Auch böse Geister entstammen den Abgeschiedenen, so die tückisch-neckischen Mani; wie ja auch Geistererscheinungen bei Gräbern häufig sind, und die Toten böse Steine den Zauberern zum Behexen verleihen.

Wellington-Australier erzählen: die weißen Engel oder Balumbal leben von Honig auf südwestlichen Bergen; man deutet dies auf die Seelen und erinnert daran, daß mehrere Stämme gleich den Polynesiern eine Insel der Seelen in den Westen versetzen oder ein Jenseits in Berührung mit dem Wasser annehmen. Man läßt die Seelen der Guten zu den guten Göttern gehen; die Bösen vergehen. Der Glaube an ein im Himmel tagendes Gericht scheint bei den Narrinyeri vor der Zeit der christlichen Ideen gelebt zu haben. Schürmann kennt die Vorstellung eines Hades in Gestalt einer geräumigen Höhle, wo, ganz polynesisch, die Seelen der Ahnen weilten. Vielleicht hängt mit dem Glauben an Wohnstätten der Seelen die Weihe gewisser Örtlichkeiten zusammen. Der weitverbreiteten Ansicht, daß die Toten zu Weißen würden und als solche zurückkehrten, begegnen wir auch hier; die Eingeborenen haben in der That in einzelnen Weißen verstorbene Angehörige begrüßt.

Die Mannigfaltigkeit böser Geister ist groß; sie war es selbst in Tasmanien. In den Wäldern geht gespenstisch Bunyop um, Kupir raubt aus Höhlen, Arlak erdrosselt im Dunkeln, als unsichtbarer Gefährte folgt Pukibni. Gleich den malayischen Hexen durchfliegen Dämonen still die nächtliche Luft; Mani kommt geräuschvoll heran, versengt Haar und Bart und würgt. Keulentragende Riesen fürchtet man im Süden. Als sich im März 1881 eine prachtvolle Aurora australis am Himmel zeigte, gerieten Coues' Queensländer in die größte Bestürzung, weil sie sie für die Zornesflammen des bösen Kutschie hielten. Nach dem Glauben der Westaustralier wohnt eine geflügelte Schlange in den Tiefen der Gewässer, Siechtum und Geschwüre verschuldend. Daher setzt sich ein großer Teil des Thuns der Australier aus Maßregeln zusammen, den Kampf mit den Geschöpfen ihrer geängstigten Phantasie zu bestehen; und die Hauptaufgabe der Priester liegt darin, zu versöhnen oder zu bekämpfen. Es gibt höchst phantastische Berichte über angebliche Kämpfe mit bösen Geistern und dergleichen. Wer wagte sie anzuzweifeln? Europäer, die mit Australiern zusammenwohnten, wurden mehr als einmal von diesen aufgeweckt, um mit ihnen in der Nacht gegen Geister wachsam zu sein.

Die Zauberer der Australier sind gewöhnlich ältere Männer mit einigen medizinischen Kenntnissen und genauem Wissen der Traditionen über Auskundschaftung von Todesverursachern, Begräbnisse, Weihen und Beschwörungen. Glänzende, durchsichtige Steine sind heilige Amulette,

die nur der Priester berühren oder untersuchen darf. Man glaubt, die Zauberer hätten einen Stein oder Knochen im Magen und brächten Splitter davon heimlich in die Adern derer, die sie bezaubern; darum besteht die Kur der Krankheiten meist in dem Ausziehen dieser Steine. In die Zauberer gelangt dieser Wunderquarz oder Wunderknochen durch einen Besuch in der Geisterwelt, wohin sie während der Ekstase entrückt werden, oder dadurch, daß sie eine Nacht auf einem frischen Grabe zubringen. Daneben hantieren die Zauberer viel mit heiligem Holz, das sie von einem mit Heil- oder Weihegaben bedachten Baum unter Zauber gewinnen. Die Dieyerie vollführen alle heiligen Handlungen, wozu Holz erforderlich ist: Zahnausbrechen, Durchbohrung des Nasenknorpels, mit Stäbchen von der Kayamurra-Akazie. Daraus wurden auch die Zauberstäbchen gefertigt; vor allen der „Plongge" genannte Knotenstock, von dessen Berührung an der Brust ein Schlafender Krankheit empfing. Zur Abhaltung der Weiber von der Jünglingsweihe wird ein etwa ¼ m langes Schwirrholz an seinem aus Menschenhaaren geflochtenen Faden mit summendem Geräusch von den Knaben geschwungen; auch auf der Jagd wird es benutzt, um reiche Beute herbeizuschwirren (s. nebenstehende Abbildung). Ahnenbilder scheinen bei den Australiern selten vorzukommen, wie denn überhaupt wenig Nachbildungen der menschlichen Gestalt gefunden werden. Es gibt aber Dinge, die daran und an Fetische erinnern: so die 18 langen, mit Rinde bedeckten Steine, die Flinders auf der Pellewinsel im Carpentariagolf vorfand. Im Süden Australiens soll Mokani, ein zwischen zwei Holzstücke als Handhaben eingebundener Steinkeil, durch Berührung mit seinem scharfen Ende die Männer, mit dem stumpfen die Weiber behexen.



Schwirrbretter der Australier. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) ¼ wirkl. Größe.

Der stärkste Zauber liegt in Teilen des menschlichen Körpers oder in Resten der menschlichen Nahrung. Jeder Schwarze sucht sich zu Zauberzwecken die Knochen und die Gräten gewisser Vögel und Fische zu verschaffen, wovon jemand das Fleisch aufgezehrt hat; damit glaubt er Gewalt über dessen Leben und Tod zu erhalten. Um den Knochen geeignet zu machen, wird er erst eingescharrt, dann ein Klumpen aus rotem Ocker, Fischöl, einem Fischauge und Fleisch von einem Leichnam daraufgespießt und das Ganze einer menschlichen Leiche an die Brust gelegt. Wenn nun der andere den Zauberer reizt, so steckt dieser den Knochen nahe am Feuer in die Erde, damit das Klümpchen langsam wegschmilzt: im Schmelzen macht es den Menschen, für den es bestimmt ist, krank, und wäre er noch so fern. Da das menschliche Nierenfett gegen böse Geister zauberkräftig ist, schneidet man es den Leichen, ja wohl selbst den lebenden Gefangenen aus.

Zwar sind die Zauberer nicht allein die Ärzte — neben ihnen gibt es noch eine besondere Klasse von Ärzten, im Westen kurieren auch öfters alte Weiber; aber in der Regel laufen beide Thätigkeiten ineinander, und es ist wunderbar zu sehen, wie sich die Zauberer unter Umständen als rationelle Naturärzte bethätigen. Bei den Narrinyeri wirkt der Arzt, neben der Beschwörung, durch gewaltiges Pressen und Kneten des leidenden Teiles. Gegen Rheumatismus kennt man Dampfbäder über heißen Steinen, worauf nasse Kräuter gelegt werden. Auch kalte Waschungen, Skarifikation, Aderlaß werden angewandt; aber immer so, daß das Blut nie auf den Boden, sondern in allerlei sich kreuzenden Netzlinien über den Leib eines anderen Mannes läuft. Mit dem Kobong mag es zusammenhängen, wenn die verschiedenen Ärzte je ein besonderes Heilmittel haben: der eine eine Schlange, der andere eine Ameise, der dritte Seetang, das sie als Freund und Beschützer bei jeder Gelegenheit anwenden.

Auch bei diesen Völkern sind die Gegenstände der Verehrung der Veränderung unterworfen. Die Sagen fand Taplin bei weitem nicht mehr so fest und vollständig im Gedächtnis des Volkes, wie 25—30 Jahre früher der Missionar H. E. A. Meyer; in dem heutigen Geschlecht wissen die Jüngeren nur wenig mehr davon.

# C. Die Malayen und Madagassen.

## 16. Der Malayische Archipel.

Der Malayische Archipel ist das größte Inselland der bewohnten Erde und im natürlichen wie im geschichtlichen Sinne ein Stück des größten Erdteils Asien. Borneo, Sumatra und Java lehnen sich als Inseln eines seichten Randmeeres an Hinterindien an. Jenseits dieses westlichen Abschnittes bildet eine tiefe Rinne die Grenze gegen einen östlichen Bezirk, der in seiner Pflanzen- und Tierwelt, von Westen nach Osten zunehmend, mehr australische Anklänge erkennen läßt. Wir haben eine Verbindung zwischen Asien und Australien durch die zwei Hauptketten Sumatra-Java-Timor und Borneo-Celebes-Molukken-Neuguinea, denen sich die Philippinen als nördlicher Ast in der Richtung Borneo-Formosa anschließen. Die Völker, die man als Malayen zusammenfaßt, sitzen von Hinterindien bis zur Westküste von Neuguinea auf diesen Inseln. Noch auf den Nikobaren treten sie uns, beeinflußt von Hinterindien, besonders Birma, entgegen, und ein Zweig hat Madagaskar besiedelt.

Die Küsten und Küsteneilande des Archipels bieten zahlreiche geschützte Ankerplätze. Größere oder geringere Zugänglichkeit hat auch hier in die Geschichte der Völker eingegriffen. Sumatra kehrt seine durch fruchtbare Niederungen und schiffbare Flüsse aufgeschlossene Ostküste der Malakkastraße zu; im Battaklande stand das Menschenleben im Inneren und an den sanften Ostgehängen schon in Blüte, als erst wegen Übervölkerung Kolonisten zum wilderen Westgestade hinabstiegen. Die Bodengestalt ist mannigfaltig; fast alle Inseln sind gebirgig. Kleinere Inseln, wie Lombok und Sumbawa, sind große Vulkanberge. Fast alle höchsten Gipfel sind Vulkane, und großenteils thätige. Unmittelbar an diese mächtige Massen von Asche und Steine auswerfenden Schlöte schließen sich die fruchtbarsten Tiefländer mit reicher Kultur und dichter Bevölkerung an. Die Zerstörung von 40,000 Menschenleben durch den Ausbruch des Vulkans von Sumbawa im Jahre 1815, die Wegschwemmung von 16,000 Menschen durch die Flutwellen, die 1883 den Ausbrüchen von Krakatau folgten, stehen nicht allein da. Dazu verwüstende Erdbeben und Wirbelstürme: ein auserlesener Tummelplatz zerstörender Naturgewalten! Am weitesten tritt vulkanische Thätigkeit auf Borneo und den Nachbareilanden zurück; hier wiegen Hügelländer vor, die bei breiter Ausdehnung zu erhöhten Ebenen auswachsen. Junghuhn weist dem Unterschied von Gebirgs- und Tiefland einen großen Einfluß auf die Völker des Archipels zu: „Eine Hochebene mit kühler, leichter Luft ist die Heimat der Batta, ihr Blick schweift ungehemmt weit in die Ferne, ihr Gesichtskreis ist offen: ihre Verfassung ist frei; der Javane aber wohnt in Tiefländern, verborgen im Schatten von Bäumen, sein Gemüt ist eng: kleinherzig hängt er sich an seinen Herd." Der Gegensatz von verkehrsreichen, fortgeschrittenen Küsten- und abgeschlossenen, altertümlichen Binnenvölkern ist durchaus maßgebend für die Ethnographie der weniger kultivierten nördlichen und östlichen Gebiete: Philippinen, Celebes, Molukken, Banda-Inseln, Timor.

Tropische und ozeanische Lage schaffen eins der ausgesprochensten Tropenklimate der Erde. Wo die Niederschläge über das Jahr hin so verteilt sind, daß eine scharf ausgesprochene Trockenzeit nicht zur Geltung kommt, wo tief gelegener Alluvialboden die Feuchtigkeit zurückhält, da entstehen jene dampfenden Urwälder, die man als „die Gärten der Sonne" bezeichnet hat: ein ungeheures Treibhaus voll prächtiger Vegetation, ein großer zoologischer Garten voll seltener und merkwürdiger Tiere. Daneben gibt es aber auch Gegenden wie das atschinesische Tiefland mit seinen von „urväterlichen Orang-Utans" bevölkerten Wäldern, deren Malaria und undurchdringliches, Legionen von Blutegeln beherbergendes Rotangdickicht ein Malayenreich unabhängig bewahren konnten. In Sumatra lassen die regellos, massenhaft, ohne Monsunwechsel herabströmenden Regen nur wenige der Fruchtbäume gedeihen, die im nahen Java so herrlich tragen. Die Tieflandstrecken werden in den Gegenden mit schärfer geschiedenen Jahreszeiten von Gewässern wechselnder Stärke durchflossen, die durch wiederkehrende Überschwemmungen das Land fieberhauchend und unbewohnbar machen. Wo man beim Ostmonsun nur mit Mühe vorwärts kommt, fährt man beim Westmonsun über weite Wasserflächen, oft mitten durch den Wald des überschwemmten Tieflandes. Fieberschwanger sind auch die von den Gezeitenfluten beherrschten Küstensümpfe, die als Rhizophorensäume selbst die Nachbarschaft des kultivierten Samarang verpesten.

Der Malayische Archipel beherbergt eine indische Pflanzenwelt: auf engem Raume große Mannigfaltigkeit. Den Urwald charakterisiert ein großer Reichtum an Palmen, wovon viele der Mensch zu seinem Nutzen heranzieht. Hier wächst an Flußufern die dickstämmige, fiederblätterige, echte Sagopalme, eine der edelsten und nützlichsten Palmen, als deren Hauptbezirk Borneo anzusehen ist: Sarawak liefert mehr als die Hälfte von allem Sago der Erde. Für das tägliche Leben der Malayen ist die Nipapalme (Nipa fruticans) wertvoll als Bau- und Deckmaterial. Die schlanke Arecapalme umfriedigt die Gehöfte; ihre Nuß', die Pinangnuß, fehlt zusammen mit den Sirihblättern keinem Markte des Archipels. Bambus findet beim Hüttenbau, als Tragestock, als Wassergefäß, als Blasrohr, zu verschiedenen Musikinstrumenten Verwendung. Die eßbare Banane wird überall kultiviert. Die Arengapalme gibt den braunen Zucker des Landes; aus dem gekappten Blütenstengel fließt durch eine Bambusröhre der Saft, der, in Metallbecken abgedampft oder als Palmwein genossen wird. Sehr verbreitet ist in den Tiefländern die Kokospalme. Dem Archipel sind ferner eigen der Nelken- und der Muskatnußbaum, in seinen östlichen Teilen der Brotfruchtbaum (s. Abbildung, S. 146); für Kaffee, Reis, Zucker, Gewürze und Tabak ist er eins der wichtigsten Produktionsgebiete. Reis ist das wichtigste Nahrungsmittel, besonders im Westen; die einheimischen Namen für Reis haben die Annahme erschüttert, daß diese Pflanze und ihr Anbau aus Indien eingeführt sei. Von den Obstbäumen soll der dunkellaubige, hochstämmige Durian die beste Frucht des Erdkreises tragen. Den Manilahanf liefert Musa textilis der Philippinen. Unter den Bauhölzern sind die beiden Araukarien Borneos für den Hausbau der Eingeborenen wichtig. Von Chalcas paniculata und einer Artocarpus-Art machen sich die Dajaken einen schwarzen Lack zum Färben der Zähne. In Formosa bedeckt der Kampferbaum die Gebirge des Inneren, soweit die verwüstende Ausbeutung der Chinesen noch nicht vorgedrungen ist. Strychnos-Arten Javas und Borneos (Strychnos Upa Tieute und Antiaris toxicaria) liefern das Pfeilgift. Mit frisch geschnittenen Zweigen der strauchartigen Brennessel peitschen die Malayen ihre Diebe.

Die durch Abholzen geschaffenen Wiesen- und Heideflächen sind oft nicht ohne ethnographische Bedeutung: auf Formosa ist das chinesische Terrain fast baumlos und mit Thee bepflanzt, an Stelle des Waldes trat rauhes Gras. Aus der Ausdehnung der Grasländer in den sumatranischen Hochgebieten schließt man auf frühere Besiedelungen, da in diesen Regionen nur Kultur den Wald vertreibe. Hier sind diese Lichtungen nahrhaften Grases zu Weideplätzen

für den reichen Rinder- und Pferdebestand der Battak geworden; die dürren Heiden Borneos dagegen, tiefsandig und mit Krüppelholz spärlich bedeckt, wagen die Dajaken nur auf Sandalen von Baumrinde zu betreten.

Elefant, Nashorn, Tiger und Orang-Utan bezeichnen allein schon den Tierreichtum dieser Inseln. Am größten ist er in Sumatra, das sich durch Elefant und Tapir enger an den Kontinent anschließt. Jagdbares Wild, Büffel, Wildschweine, Rehe, Zwerghirsche, sind in den weniger besiedelten Strecken Borneos und der Philippinen häufig, in den Palmenwäldern Affen und Eichhörnchen. Die Küsten liefern reiche Fisch- und Muschelnahrung, auch wertvolle Trepang- und Schildkrötenschalen, die schon früh einen lebhaften Handel mit China hervorriefen; die Trepangfischerei hat Malayen aus Makassar bis nach Australien geführt (s. S. 172 und 313). Die eßbaren Schwalbennester Javas wolle man auch nicht vergessen.

## 17. Körperbeschaffenheit und geistiges Leben der Malayen.

„Einförmigkeit in physischen und intellektuellen Eigenschaften bei großen Unterschieden der Kultur." A. R. Wallace.

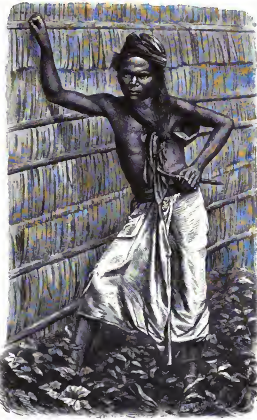
Inhalt: Die malayische Rasse. — Vergleich mit den Polynesiern. — Die „echten" Malayen und die Alfuren. — Soziale und fremde Einflüsse: indische, chinesische, arabische, europäische. — Der Charakter. — Der kultivierte und der wilde Malaye. — Religiöse Anlage. — Geistige Fähigkeiten. — Sprache. — Schrift. — Litteratur. — Kunst. — Tänze und Spiele.

Die eingehende Schilderung des Körperbaues der polynesischen Völkergruppe macht die der Malayen[1] fast überflüssig: beide sind Eines Stammes. Wie weit sie auch geographisch und ethnographisch auseinander gehen mögen, nach Körper und Sprache gehören sie als Malayo-Polynesier zusammen: Zumischung dunkeln, negerhaften Blutes fehlt auch den westlichen Malayen bis nach Malakka hin nicht ganz. Im ganzen aber hat die Bevölkerung des Malayischen Archipels den Charakter der hellbraunen und straffhaarigen, schlanken und mittelgroßen Rasse reiner erhalten als die an Zahl geringere, dem Ausgangspunkt fernere, aus beiden Gründen wirksamer Mischung zugänglichere Bevölkerung Polynesiens.

Die Körperfarbe der Malayen darf hellbraun genannt werden. Es gibt Abwandlungen: Atschinesen und Battak sind dunkel neben Javanen oder Dajaken; im allgemeinen sind im Osten dunkle Hautfarben häufiger als im Westen: viele Javanen sind weizengelb. Die Unterschiede sind aber keineswegs groß und verwischen sich. Sie gewinnen bei dem Einfluß, den auch hier die sozialen Abstufungen auf körperliche Eigenschaften üben, nur dort ein tieferes Interesse, wo sie sich mit anderen Besonderheiten verbinden. Atschinesen und Battak sind beide größer und kräftiger als ihre Nachbarn, die hellen Javanen sind kleiner, die mit chinesischem Blut gemischten, helleren Bewohner Formosas und Tagalen-Mestizen der Philippinen sind an Wuchs ihren tagalischen Nachbarn überlegen. Das Haar ist entschiedener straff als bei den polynesischen Stammverwandten. Von kraus-, aber nicht wollhaarigen Völkern auf Ceram, Gilolo, Timor, Amboina wird Ähnlichkeit mit Polynesiern betont: alles Fälle im östlichen Teil des Archipels!

[1] Der Name Malayen bezeichnete wohl ursprünglich einen kleinen Volksstamm Sumatras. Zu Valentyns Zeit wurde er besonders auf den Stamm des Goldgebietes von Sungei-Pagu angewandt, war aber schon mit den Auswanderern von Menangkabau und Malakka nach den Küsten von Borneo, Sulu, Ternate, Tidor gewandert. Das zivilisierteste Volk gab im Sprachgebrauch der Europäer seinen Namen der ganzen Bevölkerung des Archipels. Die Etymologie des Namens Malayen ist dunkel.

Hartes, glattes Haar ist dagegen nach Riebel Eigenschaft der Leute von Timorlaut. Bei den Dajaken kommt Lockenhaar mit semitischem Gesichtstypus vor. Von allen Rassenmerkmalen sind in dem Übergangsgebiet die Haare das auffallendste, auch für die Bewohner selbst: daher der Name „Papua". Echt krauses Haar kommt westlich der Aru- und Key-Archipele erst wieder im Inneren der Halbinsel Malakka bei den Orang Panggang und Semang vor; auf Ceram, Timor, Allor herrscht mehr wolliges als krauses Haar, allerwärts hinausstrebende Perücken von gewaltigem Umfang bildend. Es bildet eine breite Zone zwischen dem malayischen und papuanischen Gebiet und wird von Virchow an die Wedda im Norden, an die Australier im Süden angeschlossen. Die Körperhöhe steht mit 150—170 cm hinter der der Polynesier zurück. Zu den Kleinsten scheinen die Amboinesen zu gehören. Die Schädelformen sind vorwiegend kurzköpfig und zwar hypsibrachykephal; allerdings meist durch künstliche Verunstaltung. Dolichokephalie ist bei Igorroten von Luzon und Ceramesen nachgewiesen, Mesokephalie auf den Molukken und Timor, also im Osten.


Ein Battak von Sumatra. (Nach Photographie.)

Die Frage nach der Urbevölkerung des Archipels ist, abgesehen von den ärmlichen, schwer zu deutenden Resten, den dunkeln, wollhaarigen Menschen im Osten, von der Tagesordnung der Ethnographie einstweilen abgesetzt. Durchsetzung mit papuanischen Elementen hat besonders auf Ceram, Tidor, Ternate reichlich stattgefunden: Ausdrücke wie Bastard-Malayen, Bastard-Ceramesen sind den Kennern geläufig. Papua sind als Räuber und als Sklaven in diese Gebiete vorgedrungen und eingeführt. Der Ursprung der zersprengten dunkeln, locken- und wollhaarigen Menschen auf der Ostseite Luzons, im Inneren der Malakkahalbinsel, auch auf Timor, ist ungewiß. Wenn die Orang Semang Malakkas, die neuerdings auch Stevens als Mischlinge von negerähnlichen Völkern mit Malayen auffaßt, in kultivierter Nachbarschaft malayenähnlich sind, so verliert der Begriff an anthropologischem Wert. Mit den Negritos der Philippinen verhält es sich ebenso; und vielleicht stehen die Igorroten der Urbevölkerung näher als sie. Die Namen Negritos und Alfuren, die einst negroide Elemente decken sollten, bezeichnen in Wirklichkeit vielfach auch bloß straffhaarige, mongoloide Völker niedrigen Kulturstandes.

Die Einheitlichkeit der malayischen Völker erscheint auf den ersten Blick schon durch ihr Äußeres gestützt. Sie sind ein vielgemischtes Volk, und man hat sie als das beste Beispiel einer künstlichen Rasse bezeichnet und sie den Ergebnissen bewußter Rassenzüchtung verglichen. Hervorzuheben bleibt sicherlich immer ein weitverbreitetes Gleich- und Ebenmaß der Gestalt. Wenn sich auf Inseln wie Sumatra Spuren zweier Bevölkerungsschichten zeigen, so bezeugen dies sicher doch nur Sprache und Gebräuche. Zahllose Durchdringungen haben hier stattgefunden: Malayen und Battak drängten sich auf den hohen Plateaus in Sumatra und wichen nach der West- und Ostküste aus; die Lubu wollen aus Ostsumatra in drei Haufen ausgewandert sein; philippinische Stämme suchten vor den Angriffen wilder Bergstämme die Küsten auf, andere des Handels und Verkehrs wegen. Vulkanausbrüche, Erdbeben, Orkane, Überschwemmungen, Hungersnöte warfen Tausende nach entfernten Gegenden und schufen Öden, die sich wieder von außen durch Zuzug füllen mußten. Die mohammedanische Invasion hat die Badju, ein kleines Sundanesenvölklein, auf das schwer zugängliche Waldplateau von Pangelaran gedrängt. Die Orang Laut, ein Gemisch von Heimatlosen mit vorwiegend malayischen Elementen, sind die Wikinger dieser Meere, deren Inseln fast ausnahmslos ihre Spuren tragen; ähnlich waren ihnen die Sika von Borneo und die Wadju von Celebes. Die eigentlichen Malayen werden, auch wenn sie feste Wohnsitze gewonnen haben, durch ihre Neigung zum Seeleben hingeführt. Fischerei, Handel und Piraterie gehören zu ihren Lieblingsbeschäftigungen; ihr Landbau ist unvollkommen, Hirtenvölker gibt es unter ihnen nicht oder nicht mehr.

Überblickt man alle diese Einflüsse, dann wird man sich der Überzeugung nicht verschließen, daß man diese Bevölkerung, sei sie homogen an der Oberfläche, nur unter der Voraussetzung vielfältiger Mischungen betrachten darf. Diese Betrachtung ist Notwendigkeit, nicht Theorie; sie macht sich immer mehr geltend. Also gleiche und unähnliche Elemente beständig sich durcheinander schiebend und als Ergebnis eine fortschreitende Abschleifung.

Die Rasse ist außerdem nach zwei Richtungen hin durch soziale Einflüsse auseinander gegangen. Regelmäßige harte Arbeit prägt einzelnen Völkern die Züge von Kulturrassen auf, die ans Pathologische streifen. So stehen die Milano Borneos an Gestalt und Regelmäßigkeit der Züge weit hinter den Malayen zurück; sie sind von Farbe hell, aber mit einem oft ungesunden Ton; da sie ihr ganzes Leben hindurch Sago aus dem Palmenmark heraustreten oder pressen, so werden ihre Füße breit; ihre Figuren sind stämmig und untersetzt. Die seit Jahrhunderten indischen, chinesischen und europäischen Einwirkungen ausgesetzten, hochkultivierten Javanen und Maduresen sind zarter, edler gebaut als ihre Nachbarn. Wenn die Orang Laut, die Seemalayen der Halbinsel, die den größten Teil ihres Daseins auf dem Wasser zubringen, dunkel von Farbe sind, so ist das nur natürlich. Wald- und Bergstämme sind durch ihr wildes, ärmliches, unregelmäßiges Leben verändert: so sind die Lubu, Ut, teilweise die Badju, die verschiedenen Philippinen-Stämme, die die Spanier fälschlich unter dem Namen Igorroten zusammenfassen, auch im Äußeren echte Parias. Aber auf solche leichtere Abwandlungen Einteilungen in Rassen und Unterrassen zu gründen, ist doch nicht angängig.

Was festzuhalten ist, das ist die tiefere Wirkung kontinental-asiatischer Einflüsse auf die westlichen Teile; dadurch kommen dann von selbst im Osten die papuanischen Anklänge mehr zur Geltung. Von Ostjava, dem Sitz der die indische Schule nicht verleugnenden eigentlich javanischen Bevölkerung, strahlten tiefgehende Kulturwirkungen nicht bloß auf geistige Thätigkeiten, sondern auch auf Ackerbau und Gewerbe aus. Indische Spuren auf Borneo, Sumatra, den Philippinen, den Sulu, vor allem auf Bali in Trümmerwerk, in Sprache und Schrift zeigen großenteils auf die indischen Reiche in Java zurück. Daneben war, wie schon der selbständige Charakter der Battak-Schrift lehrt, in Sumatra ein vielleicht minder großartiger, aber intensiv

mitteilender Mittelpunkt vorhanden. Bei aller Phantastik teilt die malayische Geschichtschreibung nicht grundlos die Welt in die drei Reiche Rum (Rom mit Konstantinopel), China und Pulo Mas, „die goldene Insel“, das Reich von Menangkabau. Wahrscheinlich waren hier Malayen oder Javanen oder beide die Vermittler der Elemente höherer Bildung; malayische Spuren in Borneo sprechen dafür, daß nicht alle nach Tradition und Geschichte hier nachweisbaren Reiche ihre Gründung nur den Chinesen verdanken. Auch liefert der Boden Sumatras in zunehmender Menge Bildwerke indisch-brahmanischen Charakters. Die Malayen sind im ganzen westlichen Archipel nur arme Fremdlinge auf dem einst reichen Kulturboden, dem bis in das 15. Jahrhundert die herrlichsten Tempel und Paläste entstiegen. W. von Humboldt hat auf Grund vergleichender Sprachstudien eine alte Verbindung der malayischen Völker mit denen des Sanskritstammes wahrscheinlich gefunden. Da nun die Heimat der „eigentlichen“ Malayen in Sumatra zu suchen ist, so gewinnt die Tradition indischer Beziehungen Sumatras an Bedeutung; damit wird die Annahme mehrerer Ausstrahlungszentren indischer Kultur wahrscheinlich. Zeitlich dürften die sumatranischen und javanischen Gründungen der Brahmanen nahe zusammenfallen. Heute sind nur die Kling (Tamulen) auf Malakka und Sumatra stark vertreten.


Ein Dajak von Borneo. (Nach Photographie im Tamann-Album.)

Der chinesische Einfluß auf die malayische Bevölkerung ist größer, als er scheint. Der Chinese macht keine Propaganda und drängt sich nicht hervor; um so tiefer gehen seine Wirkungen. Formosa und Manila sind Zeugen vorwärts schreitender Chinesierung. Die zahlreiche chinesisch-tagalische Mischrasse ist außerordentlich tüchtig, den Mestizen europäischen Blutes überlegen. Selbst in einer Anzahl von Völkern der Philippinen, wie Tinguianen und Itaneg, vermutet man chinesisches Blut. Hagen nimmt 300,000 Chinesenmischlinge in Niederländisch-Indien an. Chinesischer Handel ist schon vor dem Jahre 1000 unserer Zeitrechnung auf Java, Sumatra und Malakka nachzuweisen. Sogar politische Beziehungen, bis zur Abhängigkeit, entwickelten sich zwischen kleineren Inselreichen, wie Sulu, und China; auf Borneo erwuchsen aus den Ansiedelungen chinesischer Goldgräber eigne Reiche. Banka, Biliton und die festländischen Zinngebiete von Malakka wurden und werden nur mit Hilfe chinesischer Organisationen ausgebeutet; Sagohandel

und -Raffinierung, Schildkrot- und Trepanghandel sind fast als chinesische Monopole zu betrachten, mehr noch der Handel mit Opium, das schon vor 40 Jahren bei rein malayischen Stämmen der Halbinsel Malakka gefunden ward.

Die Araber haben seit dem 15. Jahrhundert trotz geringer Zahl große moralische Bedeutung als Träger des Islam gewonnen. Bei der Menge sind sie wohl die angesehensten. Ob der Chinese oder Araber besser für den Handel taugt, ist schwer zu entscheiden; doch hat der Araber schon als strenger Mohammedaner eine bedeutendere soziale Stellung. Trotz des Widerstandes christlicher Missionare hat der Islam in den letzten Jahrzehnten weite Gebiete im Inneren Sumatras fast ganz für sich gewonnen; und die östlichen Sulu-Inseln heißen mit Recht und seit langem „Mekka des Ostens“.



Waffe der Nachtwächter, Java, angeblich beim Einfangen von Amokläufern gebraucht. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.)

Die Europäer haben in diesen schönen Tropenländern nur Niederlassungen gegründet. Auf Java oder Celebes gibt es wie in Indien nur wenige Europäer, die hier ihr Leben beschließen und ihren Stamm fortpflanzen wollen; man geht hin, zu herrschen und zu gewinnen, vorzüglich in Niederländisch-Indien. Spanier und Portugiesen haben sich den Eingeborenen weit mehr assimiliert: die spanisch-tagalischen Mestizen auf den Philippinen zählen nach Hunderttausenden. Ob die Natur die Bildung einer germanisch-malayischen Mischrasse verbietet, ist nicht aufgeklärt. Riedel traf auf Kiser eine Mestizenkolonie, die von Holländern, Franzosen und Deutschen aus dem Ende des 17. Jahrhunderts her stammt; aber das Klima verbietet den Nordeuropäern eine tiefere Einwurzelung. Dadurch war der Einfluß der Europäer gerade in den reichsten Ländern des Archipels wenig heilsam. Der Eingeborene sollte nur ausgenutzt, nicht gefördert werden. Der einheimische Handel wurde fremden Interessen dienstbar gemacht, Landbau und Industrie nur soweit unterstützt, als sie unmittelbaren Gewinn versprachen. Gutes wirkte allein der Friede: unter seinem Schutze wuchs und wächst die Menschenzahl in Java, Madura, Celebes, neuerdings auch in Sumatra außerordentlich rasch.

Die Grundzüge des malayischen Charakters haben viel Mongoloides: mild, friedlich, ruhig und artig, gegen Vorgesetzte unterwürfig und selten zu Verbrechen geneigt; nur muß Mißtrauen und dessen Zwilling, Mangel an Offenheit, hinzugefügt werden. Schweigsamkeit, Ruhe in Versammlungen, Förmlichkeit des Verkehrs gehören auch dazu. Eine wildere Ausprägung zeigt der freie Malaye. Ein kriegerischer Zug geht durch viele Stämme, dies bezeugt das Seeräuberleben von manchen, die Schwierigkeit der Unterjochung vieler Battak-, Alfuren- und Tagalenvölker und die Vortrefflichkeit der Soldaten von Amboina, Makassar, Madura, selbst von Java. Verborgene Wildheit tritt oft unvermutet zu Tage. Dann verzweifelt man an der Möglichkeit der Erziehung zur Kultur und setzt sie wohl sogar auf die Aussterbeliste. Vergeblich! Der wilde Wahnsinn des Amoklaufens, blinder Massenmord sind plötzliche Durchbrechungen der

kalten Hülle. Mag auch die Anthropophagie einzelner Stämme keinen wesentlichen Zug im Gesamtcharakter ausmachen, ein Zeichen grausamer Gemütsanlage bleibt die Ausübung einer solchen Sitte bei sonst hohem Kulturstand. Die Arbeitskraft und Arbeitslust der Malayen ist häufig ungünstig beurteilt worden. Die lebhafte Handelsthätigkeit einiger Malayenstämme, besonders der Bugi, kann nicht darüber täuschen, daß dem Malayen nicht viel mehr eigner Trieb zu energischer Arbeit innewohnt wie dem Neger, daß er am liebsten nur das thut, was der Tag fordert. Aber bei dem Aussaugungssystem ist Arbeitsunlust oft nur die Unlust, unter Zwang zu arbeiten: auf den Philippinen übte eine leichte Lohnerhöhung auf die eingeborenen Arbeiter große Anziehung aus; Sarawak leistete unter geschickter Verwendung freier einheimischer Arbeitskräfte auf dem Gebiete des Ackerbaues Großes.


Ein Calinga von Luzon, Philippinen. (Nach Photographie im Damann-Album.) Vgl. Text, S. 371.

Das religiöse Temperament ist nicht überall gleich, die religiösen Anlagen sind auch hier verschieden. Man kann sagen, der Dajak habe mehr Religion als der Battak, wenigstens äußerlich scheint er mehr religiöses Bedürfnis zu haben; aber seine Religion ist entschieden schlechter als die des Battak, bei dem sie noch einen geringen sittlichen Einfluß ausübt. So sagt man von den Bewohnern von Timorlaut, sie thäten nichts ohne Gebet und Opfer. Die eigentlichen Malayen Borneos haben auch da, wo sie neben den Dajaken wohnen, den Islam inniger aufgenommen als diese, die trotz Turban und Mekkafahrt innerlich Heiden geblieben sind. Auch im islamitischen Fanatismus, von dem man sogar für die Herrschaft der Europäer in den niederländischen und spanischen Besitzungen gefürchtet hat, sind die Stämme verschieden. Am fanatischsten sind die eigentlichen Malayen, am schwersten zu bekehren die Battak, unter denen der Islam die langsamsten Fortschritte gemacht hat. Auf den Sulu-Inseln hatten die Spanier Assassinen in den Moros juramentados zu

bekämpfen, die den Schwur gethan hatten, Christen zu ermorden. Atschinesen sind ziemlich tolerant gegen Andersgläubige. Wallfahrten nach Mekka sind bei den Malayen häufig geworden. Herrscher geben große Summen Reisegeld für die Pilger aus, und ein Hadschi, der Mekka besucht hat, gehört nun fast schon zum Hausrat eines Reichen.

Die geistigen Fähigkeiten zeigen sich vor allem in der Gabe, fremde Kultur sich anzueignen. Sie sind in allen Dingen gute Nachahmer; selbst in der Falschmünzerei haben sie es zu einer gewissen Fertigkeit gebracht. Rasch sind die verschiedenen Religionen eingedrungen und hart hinter ihnen anderes: englische Missionare auf Madagaskar mußten schon vor einigen Jahrzehnten gegen die Verbreitung von Paines „Zeitalter der Vernunft" und anderen aufklärerischen Schriften wirken. Selbstbeherrschung spricht sich auch im gewöhnlichen Leben aus, die orientalische Kunst der Ruhe und des Maßes bewährt sich, wie heiß auch im Herzen die Leidenschaften kochen mögen. Ihre Verkehrssprache ist höflich, gewählt bei den höheren Ständen. Beredsamkeit ist dem Malayen angeboren. Die Sprache liebt Wiederholungen in veränderter Form und bewahrt so auch den geistesarmen Redefluß vor dem Stocken.

Die Zeitrechnung ist einfach bei den Waldstämmen. Den Tag rechnen sie von Sonnenaufgang bis -Niedergang, größere Zeitabschnitte nach der Wiederkehr des Vollmondes und nach der Trocken- und Regenzeit. Das Sonnenjahr ist indische Einführung. Desselben Ursprungs ist außer der Schrift und Bestandteilen der Religion die Bezeichnung der 8 Himmelsgegenden, der 12 Tierzeichen und der 30 Monatstage.

Die Einheit der malayo-polynesischen Sprache von der Osterinsel bis nach Madagaskar, von Formosa bis Neuseeland steht außer Frage. Ob auf Timor 40 Dialekte gesprochen werden, oder auf Aru 11, die Grundübereinstimmung geht durch. Alle gehören sie zu den agglutinierenden; sie lassen ihre Stammwörter geringe oder gar keine Veränderung erleiden, sondern bilden neue Worte durch Prä-, In- und Suffixe und Reduplikation. Die Wurzelwörter sind mit wenig Ausnahmen zweisilbig und zeigen ihren grammatischen Wert nicht im Bau. Wohl hundert Ableitungen sind möglich. Häufung von Konsonanten wird vermieden. Fall, Zahl und Geschlecht werden nicht durch Beugung ausgedrückt. Wohllaut, Einfachheit und Unbestimmtheit kennzeichnen die malayo-polynesischen Sprachen, am meisten das Malayische im engeren Sinne, das gerade dadurch zur Lingua franca des Archipels werden konnte. Ein Teil der Unterschiede führt auf Zumischung fremder Bestandteile zurück; in den tagalischen Dialekten sind es chinesische und vielleicht auch japanische, während Sanskrit- und tamulische Elemente bis über 40 Prozent des Wortschatzes der westlichen Inseln ausmachen. Mit den arabischen, chinesischen und holländischen dürften sich in manchem über 50 Prozent fremde Wörter ergeben. Die häufigen Völkerverschiebungen bedingen sprachliche Änderungen. Außerdem macht die Aussprache einen Unterschied.

Über das Verhältnis der Zweige des malayischen Sprachstammes zu einander werden die verschiedensten Ansichten ausgesprochen: die Dialekte der Ozeanier sind wahrscheinlich als ältere aufzufassen, während die der Westmalayen durch die kontinentalen Einflüsse in höherem Maße verändert worden sind. Die wichtigsten Gruppen sind die der Tagalen auf den Philippinen, mit denen auch die Bewohner Formosas und der Sulu-Inseln nahe verwandt sind, der Malayen von Malakka, zu denen die Atschinesen, Redjang und Lampong von Sumatra gehören. Den Javanen sind die Balinesen und Maduresen, weniger die Sundanesen in Westjava verwandt. Eine Zwillingsgruppe bilden die Mangkasaren und Bugi von Celebes. Zu den Battak Sumatras gehören die Bewohner der Inselgruppen Nias und Batu. Borneo gehört ursprünglich den Dajak. Endlich wohnen vom Norden von Celebes an die Alfuren über die kleineren Archipele bis Neuguinea hin. Sprachlich stehen der malayischen Familie endlich die Bewohner der Nikobaren und die Tsiampa im östlichen Hinterindien nahe. Die Kultureinflüsse haben

diese Glieder der großen malayischen Familie in größere Gruppen zusammengefügt, die wir als wesentlich von Indien beeinflußte Westmalayen, als von China und Japan beeinflußte Nordmalayen und als diesen beiden Einflüssen fern liegende Ostmalayen unterscheiden können.

Eine große Anzahl der Völker des Indischen Ozeans hat sich der Schrift bemächtigt, die ihnen aus Indien zugekommen ist: die höher stehenden Stämme Sumatras, die Javanen, Balinesen, die Bugi, Tagalen und Visayer. Humboldt hat bereits auf innere Unterschiede aufmerksam gemacht; sind diese direkt oder indirekt erhalten und dann weiter entwickelt worden? In den meisten Fällen ist eine sekundäre Ausstrahlung, wahrscheinlich von Java, anzunehmen, von wo aus ja in historischer Zeit mächtig auch nach Sumatra hinübergegriffen worden ist. Durch den Islam ist später das Arabische zur gebräuchlichen Schrift der eigentlichen Malayen geworden; der niederländische Einfluß hat in neuester Zeit auch die römischen Buchstaben in Gebrauch kommen lassen. Das Material, worauf man die Buchstaben eingräbt, ist Bast, Bambusrinde (s. nebenstehende Abbildung), Lontarblätter, auch ein aus Bambus bereiteter pergamentähnlicher Stoff. Die einfacheren Stämme entbehren der Schrift. Als Ersatz dafür finden sich Knotenschnüre für Botenaufträge in Ceram, auf Formosa und anderwärts.


Tabongs, mit Redjangschrift verziert, Sumatra. (Ethnographisches Museum, München.) 4/5 wirkl. Größe.

Von einer selbständigen malayischen Litteratur kann man nicht sprechen. Sie ist, soweit sie eigentümlich ist, zu unbedeutend und zu einseitig: sie beschränkt sich auf Sagen, Erzählungen und Zauberbücher. Ehe auf Marsdens Anregung vor 100 Jahren die Rechtsgewohnheiten der Redjang, Passamah und anderer gesammelt wurden, scheint es überhaupt kein geschriebenes malayisches Recht gegeben zu haben; arabische Schriften über Recht und anderes waren jedoch schon früher ins Malayische, Javanische, Buginesische übersetzt worden. Die Poesie mischt indische mit arabischen Formen. Die größeren Gedichte von mythisch-historischem und beschreibendem Inhalt (Sjiar) bestehen aus Versen von vier Zeilen, die meist alle miteinander reimen; die kleineren besingen Götter oder Menschen, enthalten Betrachtungen über die Nichtigkeit der Welt, die Unbilligkeit des Schicksals, die Liebe und dergleichen. Hier kehrt der orientalische Parallelismus der Gedanken in Doppelstrophen mit recitativem Charakter wieder. Auch der Gesang ist vorwiegend eine gedehnte und näselnde Recitation. In den Bildern der Liebeslyrik fühlt man sich an den Koran oder an das Hohelied Salomonis erinnert. Die Javanen lieben den Vokalreim in ihren fabulierenden Romanzen, worin sie die Zeit vor 500 Jahren wie ein ganz fernes mythisches Altertum darstellen. Die Pepo Formosas besingen in Liedern in malayischer Sprache Mond- und Sonnenschein, Wald und Freiheit und die Heldenthaten verschiedener großer Häuptlinge. Während indische Pantomimen an den Höfen javanischer Fürsten aufgeführt werden, haben

die Spanier ihre Morosdramen wie in Amerika auch auf den Philippinen eingebürgert, die in endlosen Variationen mit Liebesepisoden gewürzte Kämpfe zwischen Christen und Mohammedanern darstellen. Mit flachen, grotesk gestalteten und bemalten Lederpuppen illustriert der Wajangspieler im Puppenspiel die alte Heldensage, wobei künstliche Reizmittel es ihm möglich machen, Nächte durch zu recitieren und zu spielen. Ein Wajangspieler gehört zu jedem javanischen Hofhalt. In den Erzählungen spielen die Tiere eine große Rolle. In Tierfabeln, wie sie Riedel aus der Minahassa mitteilt, erinnern mythologische Spuren an die südafrikanische und amerikanische Tiersage; die Stelle des Schakals oder des Coyote nimmt hier der Affe ein. Eine Unzahl anderer auf den westlichen Inseln beschäftigt sich mit dem Elefanten.

Das alles hat nun zwar bei den vorgeschrittenen Stämmen die Schrift ziemlich unverändert aufbewahrt, aber meist als einen Schatz, dessen rechten Gebrauch man nicht mehr kannte. Ihre Bedeutung liegt nur darin, daß sie die Denkmäler der Vergangenheit nicht ganz untergehen ließ, und sicherlich trug sie dazu bei, ein Volk wie die Battak nach der Lösung des engeren Zusammenhanges mit der einheimischen Kultur auf einer gewissen Höhe zu erhalten.

Mutterwitz beweisen zahlreiche Sprichwörter: „Aus dem Rachen eines Alligators befreit, in des Tigers Zähne fallen", „Wenn die Dschonke scheitert, hält der Hai seine Mahlzeit", „Das Fischnetz schilt den Korb grob geflochten", „Wozu stolziert der Pfau im Dschungel?", „Kann sich die Erde in Korn verwandeln?". Von einem Feigling sagt man: „Eine Ente mit Sporen"; von einer tückischen Person: „Sie sitzt wie eine Katze und springt wie ein Tiger"; von einem Schwätzer: „Die Schildkröte legt Myriaden Eier, und niemand weiß es; die Henne legt nur eins und sagt es der ganzen Welt"; und fatalistisch: „Selbst der Fisch, der die siebente Tiefe des Meeres bewohnt, geht früher oder später ins Netz".

Nichts spricht deutlicher das Herabgestiegensein von höheren Stufen aus als die bildende Kunst. Was haben malayische Völker unter indischer Einwirkung noch vor 600 und 700 Jahren geleistet! Es finden sich nicht nur mächtige Ruinen, vollendete Bildwerke in Stein und Bronze, es zeigen sich selbst in den einfachen Ornamenten, womit Alfuren hölzerne Grabmäler und steinerne Grabkisten verzieren, Formen höherer Stilisierung, wie sie die Kunst der Naturvölker nicht so reich und regelrecht erzeugt; und dieser Einfluß zeigt sich ja wirksam bis nach Neuguinea hinüber (s. Abbildungen, S. 206, 279, 382, 383 u. a.). Eine besonders reiche Kunstentwickelung findet man bei den Dajak in Holzschilden, Kris-, Dolch- und Speerscheiden, in Schnitzereien jeder Art und Eisenklingen; sie ist durch die chinesischen Anklänge interessant: so scheint das Drachenornament der Dajak chinesischen Ursprungs zu sein. Vgl. die Abbildungen, S. 378 u. f.

Die heutigen Tempel des brahmanischen Siwadienstes sind nicht zu vergleichen mit den Denkmälern einer großen Zeit; es sind zwar ausgedehnte, aber bescheidene Anlagen: die berühmte Götterbehausung von Bator auf Bali, das Ziel zahlreicher Wallfahrten, besteht aus vielen offenen Räumen, durch Hecken voneinander, durch hohe Mauern nach außen abgeschlossen, worin viereckige Pfeiler mit Nischen und backofenartige Häuschen mit einem kleinen oberen Hohlraum stehen. Ferner gibt es leichte Bambushallen, wo die Frommen bei den tagelangen Festen essen und schlafen. In den älteren Bauten ist das Monumentalste die Pforte mit zwei achteckigen, gewaltig dicken, von Bildsäulen umstellten Seitenpfeilern mit treppenartigen Gesimsen, mit Reliefs in Nischen und anderem Schmuck. Das großartigste Denkmal jener Epochen ist die Tempelanlage von Burubudor bei Djokdjokarta auf Java aus dem 8. Jahrhundert, eine enorme Gruppe von fünf in gebrochenen Linien laufenden, mit 555 Nischen für lebensgroße Buddhabilder versehenen Gesimsen, schmalen Galerien mit den kunstvollsten Bildwerken: alle Basreliefs hintereinander würden eine Fläche von über 5 km Länge bilden! Gleich den indischen Topen war dieses Riesendenkmal dazu bestimmt, in einem Reliquienschrein ein heiliges Andenken

Buddhas aufzunehmen; die fünf Stufenabsätze dienten den Prozessionen zu Umgang und Aufstieg. Auch die Palastbauten entbehren heute des Monumentalen, wie geräumig sie sein mögen. Sie erinnern an die Paläste der Negerfürsten; statt Einer Hütte, die der Unterthan bewohnt, sind hier hundert. War ein architektonischer Aufschwung vorhanden, so drängten sich in den letzten Jahrhunderten mehr chinesische als indische und endlich mißverstandene europäische Motive ein. Solch ein Palast ist eine ganze Stadt, von festungsartigen Mauern eingeschlossen, von Kasernen umgeben, von Höfen und Gärten durchschnitten, beherbergt eine Bevölkerung von Beamten, Dienern und Schützlingen, besteht aus galerieumgebenen Höfen und einzelnen Wohnräumen, die mit Pflanzen und Blumen in chinesischen und japanischen Töpfen, Vogelkäfigen, armseligen Kiosken und verkrüppelten Bäumen geziert sind.

Die Musikinstrumente der primitiven Malayenstämme erheben sich nicht über das Niveau der melanesischen. Die Ilongoten spielen auf einem Stück Bambus, woran sie durch Einschneiden der äußeren Rinde Saiten herstellen; gleichfalls aus Bambus verfertigen sie eine Flöte. Bei den Bergstämmen Südluzons findet man ein an die hottentottische Gora erinnerndes Instrument: einen trockenen Scitamineenstengel, durch eine Ranke als Sehne zum Bogen gemacht, und eine daran befestigte halbe Kokosschale als Resonanzboden; ein Stäbchen dazu: Lyra und Plektron in der urtümlichsten Gestalt. Die Nasen- und Pansflöten sowie eine tonarme Guitarre mit zwei Rotangsaiten findet man in Borneo und Celebes, auch in Java. Bei den Dajaken wird die Pansflöte mit einer Kürbisresonanz, die einzelnen Pfeifen mit Flötenlöchern versehen. Die Battak haben zwei Saiteninstrumente, eine zweisaitige Violine und eine zweisaitige Guitarre. Die Lärmtrommel heißt Tabu. Durch indischen oder chinesischen Einfluß sind Tamtam und Gong verbreitet worden. Die höchste Entwickelung der Musik nach indischen Mustern findet man an den Höfen der reichen Fürsten. Der Gamelan oder Gamallang, das Orchester eines Fürsten von Surakarta, besteht aus kupfernen Schalen in allen Formen und Größen; aus Reihen von Kupferplatten von 5 cm bis 1 m Länge auf Bronzegestellen; aus Täfelchen von tönendem Holze, die in ihrer Anordnung an die afrikanische Marimba erinnern; aus kleinen und großen Gongs von



Zauberstäbe der Battak von Sumatra, besonders für Wetterzauber, auch im Kriege mitgeführt. (Museum für Völkerkunde, Leipzig, und Ethnographisches Museum, Dresden.) 1/3 wirkl. Größe.

10 cm bis 2 m Durchmesser; endlich aus zweisaitigen Geigen. Auch große Trommeln gehören zum Gamelan. Auf ein Zeichen setzt sich das Orchester in Bewegung; ein Wirrwarr von seltsamen Tönen wird laut, sanft, silbern, klagend, dazwischen das Brausen der Gongs; nur selten taucht eine Melodie auf. Von Zeit zu Zeit begleitet die schreiende Stimme der Weiber die klagende Musik. An der Stelle dieser javanischen Orchester findet man in Borneo und Celebes nur Gong und eine Art Holzharmonika; auf den Philippinen wird chinesische Musik gepflegt.

Am Tanze nehmen bei den eigentlichen Malayen nur die Männer teil, bei den Javanen und im Osten beide Geschlechter. Bei Hoffesten in Kutei treten neben einer javanischen „ersten Tänzerin des Sultans" Dajaken in Waffentänzen auf. Tanz und Pantomime gehen ineinander über: die Tänzer sind auch Schauspieler; fast immer ist Tanz von Gesang begleitet. Im allgemeinen sind die Tänze für unseren Geschmack viel zu langsam; dies gilt selbst von den Waffentänzen mit Speeren oder Krisen. Es ist mehr Anstand als Anmut darin. Der Geschmack an mimischen Tänzen, wobei mehr einzelne Muskeln als der ganze Körper spielen, ist hier in sein Extrem geraten: es sind Raffiniertheiten orientalischer Überkultur. Das Volk aber kennt noch wilde Rundtänze, auch in Formosa. Die Malayen lieben Fest und Spiel; doch liegt ausgelassene Lustigkeit nicht in ihrem Wesen. Schlaffheit und Gleichgültigkeit wird an den Kirchweihfesten der philippinischen Malayen gerügt. Indessen gibt es auch hierin Unterschiede. Die eigentlichen Malayen sind ernster als die unbefangeneren Dajaken; im allgemeinen ist im Osten das Leben heiter und laut, im Westen schweigsamer und mißtrauisch. Bei den Volksfesten nach Ablauf der Fasten und bei der Thronbesteigung der Fürsten empfangen und speisen diese jedermann; bei einem anderen wohnen beide Geschlechter auf dem Felde in Zelten und Hütten, wobei sie viel Freiheit genießen. Man besucht sich, singt zur Violine und zum Tamburin; und die Tänze, Pantomimen und Gesänge dauern Tage und Nächte hindurch (s. S. 442). Toku, auf Halmahera zur Totenfeier getanzt, besteht aus Rundgang und Strickziehen vom Abend bis zum späten Morgen. Beim Totentanz der Alfuren tanzt ein geschlossener Kreis, der sich unter Jauchzen beständig von rechts nach links dreht, während ein Orchester alter Weiber außen sitzt. Beim Waffentanz mit Schild und Schwert in Celebes, wie er durch den ganzen Archipel üblich ist, tritt nichts von Trauer und Entnervung hervor: der ganze Leib ist in Bewegung, allerlei Sprünge, Biegungen und Schwenkungen werden ausgeführt, das Gesicht zeigt wilde Gebärden. Wo Kopfjägerei üblich ist, tanzen schon die Knaben eine Nachahmung der Kopfjagd, wobei eine Kokosnuß das hochgeschätzte Objekt darstellt. Ist ein Schädel erbeutet worden, so wird ihm während des Tanzes Betel und Tabak in höhnender Weise gereicht.

Die Spielwut ist ein hervorstechender Charakterzug der Malayen. Fanden sie es doch nötig, durch Gesetze ihren Ausschreitungen zu begegnen: im Gewohnheitsrecht der Redjang sind alle Spiele außer dem Hahnenkampf bei hohen Strafen verboten. Der Hahnenkampf aber ist mehr als ein gewöhnliches Spiel: wohnt ihm doch häufig der Fürst mit allen Großen bei. Am Hofe des Sultans von Kutei werden tagtäglich Hahnenkämpfe veranstaltet; 60 große Kampfhähne werden täglich gebadet und mit Sorgfalt gefüttert. Des Abends versammelt man sich dort, um ein an „Kopf oder Schrift" erinnerndes Spiel oder mit chinesischen Karten zu spielen, alles gegen Einsatz, Prinzen neben Proletariern, Kinder neben Alten. Die Hahnenkämpfe nehmen oft Tage in Anspruch; mehr Zeit, Mühe und Geld als sie selbst erfordert die Abwickelung der Streitigkeiten und Wetten nach minutiösen Gesetzen: Spielhölle und Börse zugleich. Kein Ereignis scheint zu klein noch zu groß, um Anlaß zum Spiele zu geben. Besitzer legen ihren Hähnen scharfe Stahlklingen an, die, um die Wunden schmerzhafter zu machen, mit Zitronensaft bestrichen werden. Im Lande der Battak sind dem Spiel eigne Hütten gewidmet, an begangenen Wegen gleichweit von zwei Kampongs gelegen. Eine ganze Auswahl von Brettspielen, auch Schach,

findet man bei den Malayen. Der Kreisel ist weit verbreitet. Bei den Tobah-Battak sind Fußballspiele üblich.

An den Höfen der Fürsten gibt es indische nachgeahmte Tierspiele, die selbst Tiger und Rhinozerosse in die Arena bringen, besonders in Java, in Madura sogar Stierwettrennen. Bei der Tigerhetze (Rampok) bilden mit starken Lanzen bewaffnete Leute ein Viereck von 50—60 m Seitenlänge in vier Reihen, von denen die ersten beiden auf den Knieen liegen und die dritte und vierte stehen; in der Mitte schließt ein mit Stroh bedeckter Bambuskäfig, dessen Thür nur durch einen schwachen Strick zugehalten wird, einen Tiger ein. Auf ein Zeichen beginnt der Gamelan eine langsame, kriegerische Weise, und zwei Männer stecken das Stroh in Brand. Die Feuergarben setzen den Tiger in Wut; er springt empor und rüttelt an seinem Käfig, bis die Flamme das Seil erreicht und die aufspringende Thür ihm gestattet, hinaus und auf die beiden Männer zu stürzen, die sich nach dem Takt der Musik zurückziehen. Sie flüchten hinter die Lanzenreihe, die sich hinter ihnen sofort wieder schließt; und bei dem Versuche, in weitem Sprunge die lebende Mauer zu durchbrechen, bohren sich dem Tiger wohl 20 Spitzen in die Brust.

## 18. Tracht, Waffen und sonstiger Besitz der Malayen.

„Mit viel größerer Sicherheit läßt sich feststellen, was sie von den Indern gelernt, als was sie in ältester Zeit selbst erfunden und sich angeeignet haben." Waitz.

Inhalt: Tracht. — Abstufungen von den Ilongoten, Ut und Genossen bis zu den Javanen und Formosanern. — Indische und chinesische Einflüsse. — Waffen. Kampilan und Kris. Bogen, Blasrohr, Pfeile. Giftpfeile. Lanze. Schild und Rüstung. — Hausbau. Pfahlbauten. Baumwohnungen. — Hausgeräte. — Ackerbau. Reisfelder. Erntefest. — Viehzucht. — Jagd und Fischfang. — Nahrung. Tabak, Betel, Opium. — Gewerbthätigkeit. Eisenindustrie. Thonwaren. Weben und Färben. — Handel. — Die Bugi und Malayen. — Geld.

Die **Tracht** der Malayen schwankt zwischen Nacktheit und Überladung, denn über die Einfachheit des Naturvolks haben sich vielfach arabische und chinesische Einflüsse hingebreitet. Wo die Bevölkerung davon am wenigsten berührt oder durch Trägheit niedergehalten wird, finden wir den einfachsten Zustand. Wir sehen aber auch, wie er sich immer mehr zurückzieht, so daß selbst die rückständig gebliebenen Bergstämme der Philippinen, deren Lendentuch kaum die Geschlechtsteile verhüllt, zum Teil doch Kleider tragen (s. Abbildungen, S. 365 und 372). Von den Kopfjägern Luzons, den Ilongoten des Bezirks Principe, wahren Wilden, hören wir, daß ihre Kleidung nur ein Schamgürtel aus geklopfter Baumrinde ist, daß Knaben und Mädchen bis zur Pubertät vollkommen nackt gehen; aber auch, daß, wer von ihnen nach den benachbarten christlichen Dörfern kommt, Hose und Hemd anzieht. Auch die Formosaner wechseln zwischen kärglichem Schamgürtel und reichlicher Bekleidung, je nach der Jahreszeit und Arbeit. Während auf Sumatra selbst die noch vor 10 Jahren nur mit einem schmalen Gurt von Baumrinde bekleideten Lubu sich jetzt nach Art der Battak tragen, spielen Baumrinde und Felle noch heute eine große Rolle in weiten Gebieten Borneos. Auch die Ceramesen tragen einfach Gürtel und Suspensorien aus Rindenstoff; bei den Weibern wird noch eine innere Schamhülle darunter durch ein in Schlingen vom Gürtel herabhängendes Bambusstäbchen gebildet. Selbst die übrigens nackt umherlaufenden Kinder tragen Schamhüllen.

Bei den streifenden Ut Südborneos, den gefürchteten Blasrohrträgern, haben Männer und Frauen Tjawats von Baumbast; den Oberkörper bedecken sie mit einer Hirsch- oder Pantherhaut. Hierzu gehört eine mit aufrecht stehenden Schwanzfedern des Nashornvogels geschmückte Kopfbedeckung aus Tierfell. Ein echtes Jägerkostüm! Außerdem tragen die Dajakinnen ein mit Perlen und Zähnen verziertes Gewebe um Brust und Hals, das lang den Rücken hinabfällt. Die Maanjan Südostborneos haben zu dem Lendenschurz eine ärmellose Jacke aus Rindenstoff gefügt, ihre Frauen winden um die Hüften den bereits aus eignem Gewebe verfertigten Tapis, eine kleinere Ausgabe des Sarong; wohlhabendere Männer haben schon Ärmeljacken, die Frauen Brusttücher. Mit dem Eindringen des Bugi-Elements in Borneo sind auch die kurzen Hosen von vielen Eingeborenen um so leichter adoptiert worden, als diese thätigen Bewohner von Celebes seit langem Handel mit den dazu nötigen Stoffen betreiben.



Eine Calinga-Frau von Luzon, Philippinen. (Nach Photographie im Damann-Album.)

Ganz anders die Bekleidung des Körpers in den westlichen Teilen! Früher gelangten indische und chinesische Stoffe in Menge hierher; jetzt werden Hunderttausende von Sarongs aus Europa bezogen. Im Lande selbst blüht eine hochentwickelte Weberei und Färberei. In Malakka, auf Sumatra, Java und den kleineren Inseln, den Kolonien der Malayen und Bugi an den Küsten Borneos und anderer Inseln besteht die Kleidung aus dem sackförmigen Sarong, der in geschmackvollen Formen mannigfaltig getragen wird; bei den Fortgeschritteneren kommen kurze, weite Beinkleider und eine Jacke hinzu (s. Abbildung, S. 373). Ferner gehören zur Kleidung gewöhnlich noch ein Kopftuch, ein schmales Tuch, Slendong, worin der Säugling getragen wird, Sandalen, eine Schärpe oder Binde um den Leib und ein Hut von Blättern oder Rotang. Wer es beschaffen kann, trägt bei den Tobah-Battak als Kriegskleid einen scharlachroten Rock. Die Kostbarkeit der Stoffe unterscheidet den Reichen von dem Armen, die gelbe Farbe, an China erinnernd, den Vornehmen vom Geringen; doch wird ein baumwollener Sarong vorgezogen, weil in einem seidenen zu beten nicht erlaubt ist. Feinere Stoffe sind den fürstlichen Familien vorbehalten. Die Weiber tragen oft nur den Sarong (s. Abbild., S. 143); eine Jacke wird mit Knöpfen oder Spangen vorn zusammengehalten und ist oft mit Gold überladen; kostbare Haarnadeln und Gürtel, Ohr- und auch schon Fingerringe bilden den Schmuck (vgl. die beigeheftete Tafel „Malayische Gewebe und Waffen“).






1.\} 2.\} *Kleidungsstoffe der Dajaken (Südost-Borneo).*
3. *Baumwollener »Sarong« der Malayinnen (Singapur).*
4.\} 5.\} *Baumwollener »Battik« (gezeich. Kleid) d. Malayinnen (Singapur).*
6. *Baumwollener »Tringano« der Malayinnen (Singapur).*
7. *Sarong einer Dajak-Frau (Borneo).*
8. *Geflochtener Hut (Ternate).*
9. *Kris mit Hindubildern (Bali).*
10. *Kris mit Hindubildern (Bali).*
11. *Körbchen mit Messer zum Tabak- u. Betelschneiden (West-Borneo).*
12. *Hut mit Metallbeschlag (West-Borneo).*
13. *Baumwollenes Kriegsgewand eines Dajak-Häuptlings (Borneo).*
14. *Gewand aus Baumbast (Nias).*
15. *Schild, mit Ziegenhaaren durchflochten (Süd-Celebes).*
16. *Gewand eines Dajak-Kriegers, Vorderseite (Borneo).*
17. *do. do. Rückseite (Borneo).*
18. *Kopfschmuck eines Häuptlings von Batang-Lupar (Borneo).*
19. *Kopfschmuck eines Kriegers (Solor?).*
20. *Hut der Dajak.*
21. *Geflochtener Hut (Borneo).*
22. *Schwert (Timor?).*
23.\} 23a.\} *Baumwollener Gürtel der Dajaken von Batang-Lupar (Borneo).*
24. *Mit Perlen bestickter Gürtel einer Dajak-Frau (Borneo).*
25. *Baumwollener Sarong einer Dajak-Frau (Borneo).*
26. *Tabaksdose (West-Borneo).*

Nr. 1-7, 9-14, 16-18, 20, 21, 23-26 *Ethnographisches Museum in München.* — Nr. 9, 15, 19, 22 *Ethnographisches Museum in Dresden.*



MALAYISCHE GEWEBE UND WAFFEN.

Die Unterschiede der Tracht erstrecken sich selbst auf die Farben, die in manchen Gegenden auffallend bunt, in anderen, wie bei den Malayen Sumatras, schwarz sind; oder es unterscheidet der Schmuck, ein Federbusch, Blumen im Haar ꝛc., oft sehr streng. Im Nordosten macht sich arabischer Einfluß geltend. Die Tracht der Sulu-Insulaner, die ähnlich der von Mindanao aus Turban, Jacke, weiten Hosen und einem burnusähnlichen Mantel besteht, bestärkte einst die Ansicht von ihrer arabischen Abkunft. Die Bugi von Celebes haben ihre kurzen Beinkleider aus Zeug nach Sumbawa, Flores und anderen Orten übertragen, während ihr Handel besonders den gewürfelten Sarongs von Makassar eine große Verbreitung gegeben hat. Im nördlichsten Teil des malayischen Wohngebiets, auf Formosa, finden wir chinesischen Anklang deutlich ausgesprochen in Beinkleidern, Schuhen und gestickten Blusen; bei beiden Geschlechtern ist hier das schwarze Kopftuch, auch Turban beliebt.



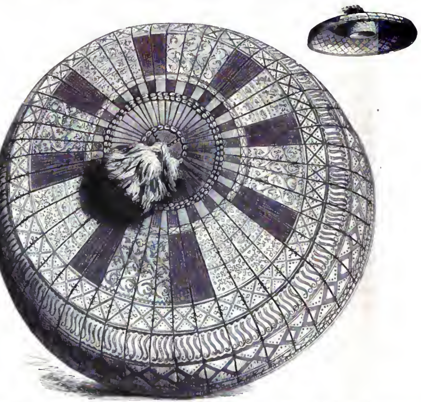
Toongo von Nord-Sumatra. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 372.

Unter all den modernen Kleidern führt ein Rest der primitiven Tracht oft noch ein verkümmertes Dasein. Der Rindengürtel der Alfuren Cerams, als Zeichen der Mannbarkeit dem Fünfzehnjährigen feierlich angelegt, wird unter der Kattunjacke und dem Sarong zur zwecklosen Schnur; ebenso tragen die Weiber der Andamanen unter den christlichen Kleidern ihr „Feigenblatt“, ein Büschel Blätter, und die Kinder wohlhabender Malayen ein goldenes oder silbernes Blatt an einer Kette um den Leib.

Mannigfaltig sind die **Haartrachten**. Gewöhnlich werden alle Haare außer den Kopfhaaren entfernt. Die Tagalen auf Luzon halten das Haupthaar kurz, die Zambalen lassen eine lange Locke übrig. Die Schekwan Formosas rasieren nach chinesischem Brauch den Vorderkopf und tragen das Haar im Zopf; ihre Frauen haben dagegen eine Haartracht, die auf den Philippinen, auf Celebes und in Borneo wiederkehrt: ein Teil des Haares wird auf die Stirn herabgekämmt und geradlinig in Höhe der Augenbrauen abgeschnitten, das übrige wird am Wirbel zu einem festen Knoten gebunden; auf dem Kopfe tragen sie ein viereckiges schwarzes Tuch, dessen zwei Zipfel am Nacken leicht zusammengefaßt sind, eine Art Haube, die das Gesicht tief beschattet.

Die **Kopfbedeckung** ist in West-Java eine kuchenformartige Mütze von weißer, blauer oder schwarzer Glanzseide, in Samarang ein auf dem Wirbel mit zwei flügelartigen Zipfeln gebundenes Tuch. Die Atschinesen und einige Bergstämme Luzons tragen ein eigentümliches Mützchen (s. Abbildung, S. 365), die Battak ein turbanartiges Tuch (s. Abbildung, S. 361); bei den Sumatranern des Inneren setzen die Häuptlinge goldgestickte Käppchen aus Rohrgeflecht auf den Scheitel. Große Strohhüte mit meterbreitem Rande tragen die Frauen borneanischer Stämme (s. Abbildung, S. 374), vollständige Kugelsegmente die Tagalen; Strohmützen, denen unserer Bergknappen ähnlich, kommen auf Borneo und Luzon, Spitzhüte mit schwarzem Palmfaserbüschel

auf Sulu vor. Die Javaninnen nehmen ihr Haar in einen Knoten auf; die tagalischen Weiber winden das lange, glatte, schwarze Haar in zwei offenen Strähnen um den Kopf und halten es gewöhnlich mit einer turbanartigen Binde fest. Der Turban ist überhaupt in den Philippinen, auf den Sulu-Inseln und bei vielen mohammedanischen Stämmen üblich. In Sumatra findet man Unterschiede der Haartracht von Provinz zu Provinz: Haare bis auf die Schultern herab und



Der Tangoi, Kopfbedeckung von Südost-Borneo. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.) 1/5 und 1/17 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 373.

kurz verschnitten; das schöne Geschlecht rollt in den zwölf Kotas sein Haar in einen Knäuel zusammen und umwickelt es mit einem Stück Zeug, in den anstoßenden Provinzen flicht es einen Zopf auf einer Seite des Kopfes. Auch die Alfuren von Ceram binden ihr Haar nach links. Für die Männer ist indessen am allgemeinsten die Sitte, das Haar in einem festen Knoten unter einem Kopftuch zu tragen. Darein werden von den Dajaken bei Festen oder Markttagen silberne Ringe &c. eingeknüpft. Hohe Kämme von Holz gibt es in Ceram, von Schildkrot in Sumatra. Aber die Festfrisuren, wahre Helme von bunten Federn, Blumen und Blättern, sind unbeschreiblich malerisch. In Wetter trägt der Vorkämpfer einen geschnitzten Holzring, in den ein Federbusch gesteckt ist, um den Kopf. Bälge von Paradiesvögeln schmücken das Haar der Mädchen auf den Molukken; falsche Haarzöpfe für Weiber werden auf den Märkten der Battak feilgeboten.

Die Tättowierung ist unregelmäßig verbreitet. Bei den Formosanern trägt der Mann Horizontalstreifen über die ganze Stirn, die Frau von Ohr zu Ohr, daneben auch senkrechte Streifen; Tättowierung der Hände soll im Inneren Formosas vorkommen. Auf Luzon trägt fast jeder Igorrote ein Sonnenbild auf dem Handrücken. Punkttättowierung findet sich bei den Catalanganen mit japanischen oder chinesischen Mustern. Bei den Negritos wie bei den Igorroten kommt Narbentättowierung vor (s. Abbildung, S. 376): geradlinige Zeichnungen über den ganzen Körper, mit einem spitzigen Eisengriffel oder einem Bambussplitter in der faltenartig aufgehobenen Haut bewirkt. In Ceram findet sich Tättowierung nur im Westen und fast bloß auf

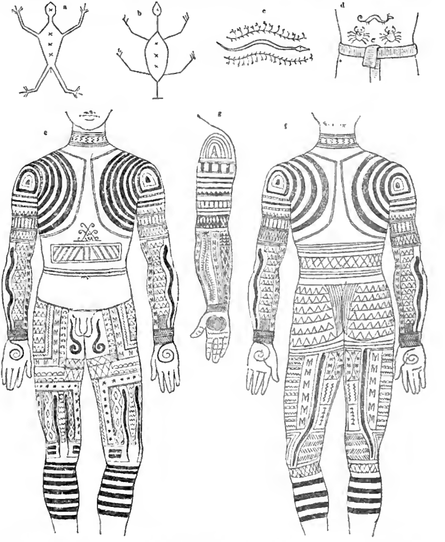


Hüte von Häuptlingen der Stämme am Kahajan (Kutei) auf Borneo. (Ethnographisches Museum, München.)

Brüsten, Oberarm, Nabel und Stirn der Frauen; in Timorlaut ist sie allgemein. In zarten, einfachen geometrischen Linien ist die Tättowierung der Mentawei-Insulaner durchgeführt. Auch auf Borneo sind ausgedehnte Tättowierungen fast nur bei Frauen beobachtet worden, auf Händen, Füßen und Oberschenkeln; Männer tragen oft nur an der Stirn, einem Arme oder einem Beine ein Zeichen, das möglicherweise von religiöser oder sozialer Bedeutung ist: so findet man bei allen Tandjang-Dajaken das Zeichen ——. Bei einigen borneanischen Stämmen kommt ausgedehnte Tättowierung nur mutigen Kriegern oder Kopfjägern zu; von der Zivilisation berührte, wie die Milano, haben sie ganz aufgegeben. In Kutei werden die schwierigeren Muster von Sachverständigen ausgeführt, die zuerst die Umrisse in Holz schneiden und dann die Zeichnung auf den Körper mit einem zugespitzten Bambusstäbchen oder einer Nadel übertragen, die in ein Pflanzenpigment getaucht wird. Das Verfahren ist sehr schmerzvoll und dauert lange; die Zeichen aber sind unauslöschlich. Das Tättowieren findet beim männlichen Geschlecht in der Regel beim Antritt des Mannesalters statt, bei den Mädchen, sobald sie heiratsfähig sind.

Bemalt wird das Gesicht zu Tänzen. Der Daumennagel der linken Hand wird nach orientalischem Gebrauch zolllang wachsen gelassen und von den Weibern der Bugi sogar mit einer

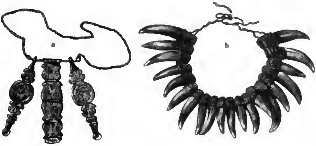
Nagelbecke versehen. Besondere Aufmerksamkeit wird im ganzen malayischen Gebiet der **Zahnverstümmelung** zugewandt, die oft in Verbindung mit künstlicher Färbung der Zähne auftritt.




Tättowierung der Igorroten: a, b) Zeichnungen auf den Waden, c, d) in der Magengegend, e) ein „Turik“ (Vorderseite), f) ein „Burik“ (Hinterseite), g) Armtättowierung eines Weibes. (Nach Handzeichnungen von Dr. Hans Meyer.)
Vgl. Text, S. 375.

Am verbreitetsten ist die Abfeilung der Vorder- und Eckzähne des Oberkiefers, so daß sie kürzer werden, aber ihre Gestalt behalten; dasselbe läßt man auch den entsprechenden Zähnen des Unterkiefers angedeihen. Auch Spitzfeilung, Einkerbung einer Quer-Rille und Ausschlagen eines Dreiecks

zwischen den beiden Vorderzähnen kommt vor. Wenn dies auch in der Regel mit der Pubertät zum erstenmal vorgenommen wird, findet man doch Männer, die sich dem noch nicht unterworfen haben. Allerdings scheint aber die Sitte zu verlangen, daß der Mann es thue, ehe er heiratet. Was auch die ursprüngliche Idee der Zahnfeilung sein möge, jetzt handelt es sich um eine Befriedigung des Schönheitssinnes: lange und weiße Zähne, Hundezähne. Es beweist dies übrigens auch die in Borneo und Sumatra verbreitete Sitte, durch die vier Schneidezähne des Oberkiefers Golddraht zu ziehen; bei den




Halsketten der Igorroten von Luzon: a) Messingzängelchen, zum Haarausrupfen gebraucht, b) Gehänge aus Krokodilzähnen. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 379.

Tobah-Battak trägt oft einer sein ganzes Vermögen im Kopfe herum. In diesem Falle werden die Zähne stets geschwärzt; gewöhnlich schwärzt man sie aber auch nach der ersten Feilung. Diese Sitte, heute nur Kosmetik, dürfte aus dem Wunsche hervorgegangen sein, durch Auftragen des Harzes einer Chalcas- oder Artocarpus-Art (Borneo) oder durch Beizen mit einer Eisentinte (Java) die Verderbnis der angefeilten Zähne aufzuhalten; das Betelkauen läßt ohnehin die Zähne schmutzig erscheinen. Die Zahnfeilung wird von geübten Leuten, früher mit einem Stein, jetzt mit Meißel oder Feile ausgeführt. Die Mohammedaner motivieren sie durch eine Legende: Mohammed seien auf der Flucht vor dem Fürsten von Lakab vier seiner oberen Zähne ausgeschlagen worden. Anderseits erklären die Formosaner, es geschehe zur Erleichterung des Atmens. Auf Sumatra wird danach die Feile in einen Pisangstamm gestoßen, um den Patienten vor schädlichen Folgen zu bewahren. Beschneidung, auch



Ein Oberarmring der Igorroten von Luzon, beim Tanze getragen. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 378.

in Form der Spaltung, war ursprünglich weiter verbreitet, wird aber nur noch im Osten, Ceram, Flores, als Dorffest mit großem Pomp gefeiert. Deformation des Schädels, meist durch Abplattung des Hinterhauptes, selten durch Schrägdrücken der Stirn, kommt in den verschiedensten malayischen Gebieten vor.

Sehen wir von dem Schmuck indischer und europäischer Nachahmung ab, so erinnert die Anlegung von Armringen in großer Zahl oder spiraliger Aufwindung an afrikanische Sitten. Bei den einfachen Ilongoten tragen Männer und Weiber um Hals und Arme Ringe aus Bronze-



Malayische Waffen: 1 und 2) Hut und Schild von Mindanao, Philippinen; 3) Köcher mit Giftpfeilen von Inner-Celebes; 4) Schild eines Vorkämpfers von Solor; 5) Schwert von Gorontalo (Celebes); 6) Mandau der Kahajan-Dajaken; 7) Harnisch von Ombai; 8) Speere von Java. (Ethnographisches Museum, Dresden.)

oder Messingdraht, die sie mit harten und lebhaft gefärbten Samen (z. B. Abrus precatorius) besetzen. Die Drähte liegen eng an dem muskulösen Teile des Armes an und sollen wohl mehr zur Stärkung der Muskelkraft als zum Schmuck bestimmt sein. Der Oberarmring der Igorroten (s. Abbildung, S. 377, unten) erinnert auffallend an Oberarmringe der Neger. Zusammenschnürung des Leibes findet sich in Formosa, wo man Knaben „wie Wespen“ umherlaufen sieht;

und die übereinander liegenden Holzgürtel der Dajakinnen erinnern an die Schnürgürtel Südamerikas. In Höhlen Luzons wurden Armringe aus Dugongwirbeln gefunden, wie sie die Mikronesier hochhalten. Auch in Zentralsumatra besteht der Schmuck der verlobten Mädchen, außer in Ohrringen, in schmalen, silbernen, um Handgelenk und Unterarm gelegten Spangen, die, oft zwanzig und mehr, bis zu beiden Ellbogen hinaufreichen. Unverlobte dürfen die Silberringe nur um einen Arm tragen, Frauen gar keine. Armringe aus den Zöpfen erbeuteter Chinesenköpfe tragen formosanische Jünglinge mit Stolz. Die Dajaken halten es für die größte Schönheit, große Löcher in den Ohren zu haben, mit hölzernen Scheiben oder schweren silbernen Ringen; ebenso die Battak von Tobah und die Igorroten Luzons, die besonders Krokodilzähne darin lieben (s. Abbild., S. 377, oben). Auch im Oberteil der Dajakenohren prunken rote Trobbeln von Kattun und dergleichen; sobald sich ein Dajak in der Erbeutung von Köpfen ausgezeichnet hat, ist er berechtigt, ein Paar Fangzähne des Leoparden hineinzuzwängen; ja, die Zahl der Ohrpflöckchen zeigt auf Luzon die Zahl der abgeschnittenen Köpfe an. Der Niasser, der einen Kopf erbeutet hat, empfängt einen Halsring aus Draht mit mehreren aus der Nuß der Lodoicea Sechellarum geschnittenen Ringen. Bei den chinesisch angehauchten Formosanern sind Arm- und Ohrringe sowie Glasperlen nur mäßig im Gebrauch; aber von den „Ganzrohen" Formosas werden schwere Ohrgehänge aus Bambus, Stein und Metall, Stirnbänder aus Muscheln, dünne kupferne Armringe getragen. Die Ceramesen zeichnen sich oft durch einen Überfluß von Perlengehängen aus, so daß der Eindruck des Nackten völlig verwischt wird; auch die Tinguianen Luzons tragen schwere Massen von buntfarbigen Perlen oder Steinchen, die von den Batanes-Inseln bezogen werden. Im Vergleich damit machen die auf Flores üblichen Halsketten aus den leuchtend violetten Blumen von Calotropis gigantea einen herrlichen Eindruck. Die Schmucksachen der Vorfahren werden, ebenso wie ihre Waffen, als wert- und sagenvoller Familienbesitz von mystischer Bedeutung aufgehoben; so entstehen daraus mit der Zeit Amulette (s. S. 430).



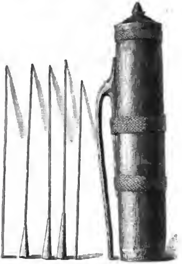
Bogen und Pfeile der Negritos von Luzon. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) 1/12 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 380.



Bogen (asiatischer Herkunft) von Sulu und Harpunenpfeil der Negritos. (Ethnographisches Museum, Dresden.) 1/12 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 380.

Die Malayen sind ein waffen- und prunkfreudiges Volk. Bei den ärmeren, vorwaltend nomadisierenden Stämmen sind die Waffen einfacher, auch fast immer Fernwaffen: Bogen und Pfeil oder Blasrohr und Pfeil. Besonders gilt dies von den entlegenen Völkern im Inneren von Borneo und Luzon mit ihrem ständigen Kriegszustand der Kopfjägerei. Dajak, Ut oder Ilongoten gehen nie ohne Waffen, und wären es nur einige Schritte; wenn sie schlafen, haben sie sie bei sich; die Orang Punan Borneos sieht man kaum anders als in der einen Hand ein Ruder, in der anderen ein Blasrohr. Darin liegt ein starker Gegensatz zu den friedlichen, verweichlichten, an phantastischen Zierwaffen, fünflappigen Dolchen, dreizackigen Speeren und dergleichen Gefallen

findenden Javanen, Mangkasaren oder Padang-Sumatranern. Von ornamentierten Schilden, die im Hause aufgehängt werden, erwartet sich (auf Celebes) der Inwohner Schutz. Die Negritos Ost-Luzons haben nur Pfeil und Bogen (s. Abbildungen, S. 379). Die Ibilaos werden als vorzügliche Pfeilschützen gepriesen; doch schießen sie nur auf kurze Entfernungen bei Netzjagden auf Wildschweine. Die Igorroten, die Hans Meyer sah, kannten überhaupt diese Waffe nicht; die Guinanen haben Worte für Bogen und Pfeil. Eine Linie östlich von Sumbawa, Celebes und den Philippinen trennt die Gebiete, wo der Bogen allgemein verbreitet ist, von dem, in dem das Blasrohr vorwaltet. Es ist eine einfache, an eine der Formen von Neuguinea sich anschließende Bogenform, die im östlichen Archipel vorwaltet. Wo bei Bugi und anderen Bogen gebraucht werden, sind es die von außen eingeführten asiatischen Formen (s. Abbildung, S. 379, unten).



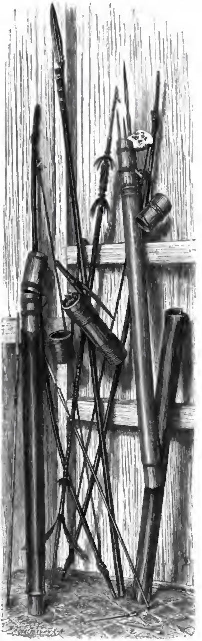
Blasrohrpfeile und Köcher von Borneo. (Ethnographisches Museum, Stockholm.) 1/4 wirkl. Größe.

Bei den Dajaken, Ut und anderen Stämmen Borneos vertritt das Blasrohr (s. Abbild., S. 381) den Bogen: bei den Lubu zwei ineinander gesteckte Bambus, bei den Dajaken aus Eisenholz, mannshoch, mit einem langen und spitzen Eisen ausgebohrt, mit rauhen Blättern geglättet und am Vorderrande mit einer Lanzenspitze und einem eisernen, bajonettartigen Haken (angeblich zum Visieren) versehen. Durch diesen Sumpitan bläst nun der Dajak seine Pfeile, die leicht und dünn, 25—30 cm lang und aus Bambusrohr gefertigt sind (s. nebenstehende Abbildung). Die feine Spitze ist in Gift getaucht; um größere Tiere zu töten, werden die Pfeile mit einem Widerhaken versehen. An dem oberen Ende des Pfeiles befindet sich ein Stück Mark von der Dicke des Rohrkalibers als Befiederung und Pfropfen. Mit diesen dünnen Geschossen bläst der Dajak mit der größten Sicherheit auf 40—50 Ellen den kleinsten Vogel herunter; also ist diese Waffe wirksamer, als die schwachen, ungleich gearbeiteten Bogen der Waldmenschen der Philippinen (s. Abbildungen, S. 379) mit ihren schwerfälligen Pfeilen. Der Köcher (s. obenstehende Abbildung) aus Bambus ist mit Reifen aus geflochtenem Rotang und einem Deckel aus Bambus versehen und am oberen Ende oft mit einem Schneckenhaus verziert. Auch die roheren Formosaner tragen Bogen von echt malayischer Form und Pfeil; ebenso die Alfuren Cerams. Die Bogen sind bei ihnen aus Eisenholz, die Sehnen aus Rotang gefertigt, die Spitzen von Eisen oder Bambus; Köcher fehlen. Die Alfuren von Tarandu benutzen den Bogen neben dem Blasrohr. Eine Armbrust von effektiver — nicht bloß, wie die der Fan (s. Abbildung, S. 81), scheinbarer — Konstruktion kommt, neben einem sehr einfachen Bogen zum Taubenschießen, bei den Nikobaren-Insulanern vor.

Die Pfeilgifte auf Java und Borneo gehören zu den wirksamsten, die man kennt. Das javanische Pfeilgift Tschettik stammt von Strychnos Tieuté, ein anderes javanisches, Antiar, von Antiaris toxicaria; beides sind Herzgifte. Das dajakische Pfeilgift, Upas genannt, stammt gleichfalls von einer Antiaris; die Pfeilgifte der philippinischen Stämme sollen nur in frischem Zustand wirken. Allgemein gelten auch hier die Waldstämme für gefährliche Giftmischer: europäische Reisende werden von wohlwollenden Eingeborenen oft gewarnt, Speise von ihnen anzunehmen.

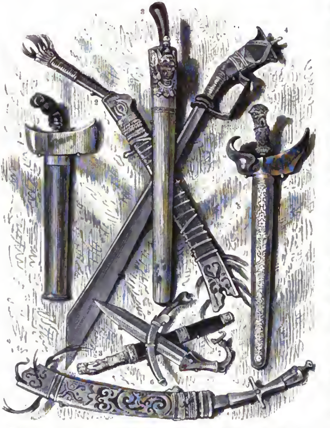
Feuergewehre sind weit vorgedrungen. In Formosa sind Bogen und Lanze beinahe durch chinesische Luntenflinten verdrängt. Die trefflichen Waffenschmiede von Java, Sumatra, Bali, Celebes, Borneo setzen auch Gewehre zusammen. Die Sassak Lomboks bohren sogar ihre Gewehrläufe selbst: sie treiben eine runde Eisenbarre senkrecht in den Boden und setzen dann eine Bohrspitze ein, die an einem Bambus mit einem Querstück befestigt ist; um den Druck zu steigern, wird um den Bambus ein Korb geflochten und dieser mit Steinen gefüllt. Die Battak schnitzen Schäfte kunstgerecht und verstehen Pulver zu machen: Schwefel finden sie in ihrem eignen vulkanischen Lande, während sie sich den Salpeter durch Auslaugen der mit Urin getränkten Erde unter den Häusern zu verschaffen wissen; als Patronenhülsen dienen Bambusröhren. Korallenstückchen werden zu Kugeln geschliffen. Die Thatsache, daß Manila 1570 selbstgegossene Kanonen besaß, und daß die Sultane von Sulu seit langem über eine formidable Artillerie verfügen, hat die Frage aufwerfen lassen, ob nicht schon vor den Europäern etwa die Chinesen den Geschützguß hier eingeführt hätten. Es scheinen sich aber beide Thatsachen aus der Thätigkeit portugiesischer und spanischer Renegaten ungezwungener zu erklären. Diese Völker verknallen im Kampfe ihr Pulver rasch, so daß die Entscheidung doch wieder Speer und Hiebmesser bringen müssen.

Der Speer tritt in der Bewaffnung der Malayen zurück. Er ist hauptsächlich Jagd- und Zierwaffe, namentlich in Java (s. Abbild., S. 378, Fig. 8), und nimmt neben Kampilan und Kris nur in der schweren Kriegsrüstung einiger Völker, wie der Sulu-Insulaner, seine Stelle ein. Hauptwaffe ist er aber bei den Igorroten Luzons, wo Wurflanzen mit Bambusspitzen und Stoßlanzen mit pfeilförmigen eisernen Spitzen unterschieden werden (s. Abbild., S. 385); auch die Alfuren Cerams bedienen sich noch der Speerspitze aus Bambus. Bei den Dajaken wird ein langer Speer auf der Eberjagd benutzt. Bei den Maanjan Südost-Borneos geht kaum ein Mann ohne Speer und Schwert oder Jagdmesser



Blasrohr, kleiner Köcher und Speere der Kahajan-Dajaken von West-Borneo, Bogen, Pfeile und Köcher von Paggi. (Ethnographisches Museum, München.)

aus. Praktische Bedeutung aber gewinnt er vorzüglich bei den Jagdstämmen, den Lubu Zentralsumatras. Die Ilongoten Luzons verwenden nicht die Sorgfalt darauf wie auf den Kampilan: bei Anfertigung der Spitze binden sie sich an keine bestimmte Form, sondern passen sie dem Stück Eisen an; der Schaft ist hier stets aus Palma brava (Corypha minor) hergestellt. Der formosanische Speer, 3—4 m lang, hat zur Klinge häufig ein chinesisches Messer; der borneanische ist als Bajonett aus Blasrohr befestigt (s. Abbild., S. 381). Auf den nördlichen Nikobaren-Inseln werden in den Hütten Prunkspeere gefunden, die als Zeichen der Wohlhabenheit hoch gehalten, aber nie gebraucht werden. Nur auf Chowra werden diese Speere angefertigt.



Schwerter (Mandau), Krise und Messer: 1) von Süd-Celebes, 2) von den Batang-Lupar-Dajaken, 3) von Java, 4) von Djilolo, 5) von Java, 6) von den Katahjan-Dajaken, 7) von Mentawei, 8) von Sumatra (Redjang [?]). (Ethnographisches Museum, München.) 1/6 wirkl. Größe.

Die nationale Waffe ist überall bis hinüber nach Malakka ein Mittelding von Jagdmesser und Schwert (s. nebenst. Abbildung u. die auf S. 384). Jünger als Bogen, Blasrohr und Pfeile (es fehlt noch auf den ins 13. Jahrh. reichenden Skulpturen von Parambanan), hat es sich doch innigst in das Leben dieser Völker eingeflochten. In einfacher Form tritt es uns als Kampilan der Ilongoten entgegen, die trotz ihrer sonstigen Armut geschickt in der Behandlung des Eisens und auch mit dem Härten vertraut sind. Den unteren Teil des einschneidigen, kaum gebogenen Blattes pflegen sie mit Golddraht zu verzieren; das Endteil befestigen sie mit Draht an dem mit Messing umkleideten Griff. Dieser ist zum besseren Festhalten mit geharzten Fäden umsponnen; die Scheide aus Holz besteht aus zwei Teilen, die mit breiten Rohrbändern aneinander befestigt sind. An einem Band aus feinem Gewebe wird der Kampilan befestigt und um die Schultern oder den Leib getragen. Hier tritt in Einzelheiten eine Übereinstimmung hervor, die an dem gemeinsamen Ursprung dieser Waffe in

keiner Weise zweifeln läßt: ob Bolo bei den Igorroten (s. Abbildung, S. 384, unten), ob Mandau bei den Dajaken, überall eine einschneidige, kaum gebogene Klinge mit breitem Rücken, ein Holzgriff mit Draht umwunden, eine Holzscheide, eine Schnur als Gehenk. Zierliche Messingeinlagen und durchbrochene Muster am Rücken, reichgeschnitzter Griff und verzierte Scheide vollenden sie. Besetzung des Griffes mit Menschenzähnen kommt bei den Kopfjägern vor; dazu die Vervollständigung, daß auf der unteren Seite der Scheide ein Futteral aus Baumrinde angebracht ist, worin ein kleines Messer mit langem Griff steckt; damit schneidet der Dajak seinen Opfern die Köpfe ab und schält das Fleisch davon. Es tritt bei ärmeren Bewohnern der Insel als Jagdmesser und Arbeitsmesser auch selbständig auf; reiche und eifrige Kopfjäger haben ein halbes Dutzend davon als Schmuck an den Wänden hängen.



1) Kris von Celebes, 2) Kris, wahrscheinlich von Bali. (Ethnographisches Museum, München.) 1/4 wirkl. Größe.

Hauptwaffe bei mohammedanischen Malayen ist der geflammte Kris, die Nationalwaffe der Sassak Lomboks (s. obige Abb. u. die auf S. 382). Die Schärfe der Schneide wird von den Kopfjägern mit Vorliebe an den Haaren des Schienbeins erprobt. Geschnitzte, mit Gold und Edelstein verzierte Krisgriffe gehören zu den eigentümlichsten Erzeugnissen malayischer Kunstindustrie, worin man die mythologischen Motive in allmählicher Abschleifung bis zu den Ornamenten verfolgen kann. Die Flammenform der damaszierten Klinge, die Schlangen- oder Drachengestalten des Griffes, die Verzierung der Scheide erheben den Kris zu einer mit religiösen Zwecken eng verbundenen Waffe. Häufig sind heilsame Sprüche eingeätzt. Auf Wetter ist in der Scheide ein in Lappen gewickelter Talisman verborgen. Die Lina, Waffe und Arbeitsinstrument der Bergstämme von Luzon, ist eine kurze, stumpf dreieckige, vorn breitere Klinge mit einer konvexen und einer konkaven Schneide, die einander gegenüberliegen. In Gräbern Javas sind mondsichelförmige Messer gefunden, deren Stiel an der konkaven Seite sitzt. Auch sonst kommen alte, eigentümlich gestaltete Messer mit Fortsätzen vor, die an Wurfmesser erinnern.

Den bei Hirschjagden üblichen Lasso sollen die mit Lanzen, Bogen und Pfeilen ausgestatteten Ifugao Luzons bei ihren Kopfjägerexpeditionen anwenden.

Bei den von Indien her beeinflußten Stämmen tritt eine größere Mannigfaltigkeit von Schutzwaffen auf. Zunächst sind Schilde aus Holz oder Flechtwerk (s. Abbildungen, S. 378,

385, 386, 387) zu nennen. Der hölzerne Schild ist bemalt, mit Büffelhaut überzogen oder mit Muscheleinlage, besonders im östlichen Archipel, auf den Molukken 2c., geschmückt. Von Gruppe zu Gruppe treten besondere Formen auf. So besteht bei den Ilongoten der einfache, oben und unten tief gebuchtete Schild aus leichtem Holz; er ist mit rotem Pflanzensaft bemalt und mit Schnitzereien versehen. Bei den Dajaken, in einem Teil von Celebes und im nördlichen Nias ist er schwer, länglich-sechseckig, fast mannshoch, hat längs verlaufend eine erhöhte Kante und ist auf beiden Seiten mit Arabesken bemalt, vorwiegend rot, gelegentlich auch mit Menschenhaaren verziert. Die Bewohner der Talaut-Inseln versehen ihre schmale Schildform mit schönen Verzierungen. Bei den Alfuren Cerams wird für jeden abgeschnittenen Kopf eine Muschel aus dem Schilde gebrochen, der um so schmaler wird, je tapferer sein Träger sein will, und an ihre Stelle ein Büschel Menschenhaare eingesetzt (s. Abbild., S. 127). Im größeren Teil von Nias ist der leichtere, schön geformte Schild, den Fig. 1 der Abb. auf S. 386 zeigt, mehr im Nahkampf üblich; der andere schwere, nicht mit der Faust, sondern mit dem Vorderarm gehaltene (Dagne) dient als Deckung. Auch auf den Sulu finden wir zwei Schilde. Der kleine, am häufigsten getragen, kreisrund oder elliptisch, vermag nur den halben Körper zu decken, der große Schild deckt vollständig; beide werden aus hartem Holz hergestellt und oft mit Büffelleder überzogen. Eigentümlich geformt ist der Schild von Wetter aus kreuzförmig ausgeschnittener Büffelhaut und der von Nanusa oder Talaut mit krokodilkopfförmigem Schmalende.



Dolch aus Borneo. (Reichsmuseum, Leiden.) 1/5 wirkl. Größe.

**Rüstungen** kommen in allen Teilen des Archipels vor, ohne allgemein zu sein. In Sulu begnügen sich nur die wenigsten mit dem Schilde: viele umbinden ihren Leib mit einer dicken Binde aus Baumwolle, andere tragen Helm und Küraß aus Büffelleder. **Bastian** kennt aus Schnüren geflochtene Panzerhemden von Mandhar in den Molukken, am Rücken verschließbar und vorn wie hinten mit den breiten Enden von Conus- und Trombus-Schnecken besetzt. Panzerjacken, aus starken Kokosschnüren dicht (auf Aru über Rotangreifen) geflochten, kommen im östlichen Archipel vor; mit Eisenringen verstärkt gehören sie zur Ausrüstung dajakischer Kopfjäger (s. Abbildung, S. 388), bei denen man auch pfeilsichere, mit Baumwolle wattierte Jacken, mit den Schuppen des Schuppentiers dicht besetzte Panzer und



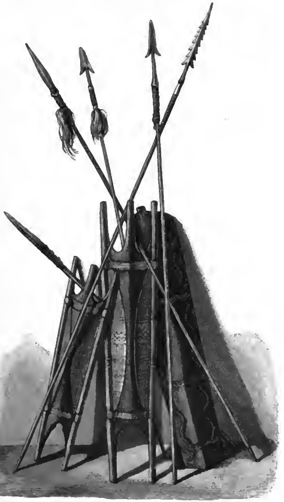

1) und 2) Wehrgehänge mit Schlagmesser der Igorroten; 3) Handbeil der Guinanen von Luzon, Philippinen. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 383.



Ein Dorf der Tagalen in Luzon, Philippinen. (Nach Photographie.)

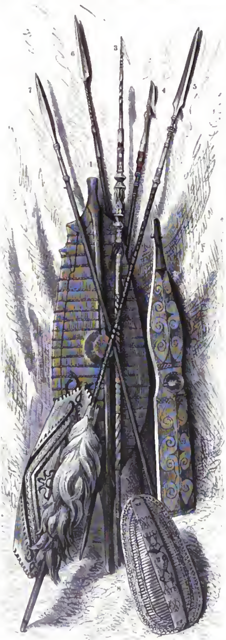
Büffellederkoller findet. Zur Ausrüstung des Kriegers gehört endlich noch ein Korb oder eine Tasche aus Flechtwerk, die, am Rücken oder Arme getragen, zur Aufnahme von Mundvorrat, Feuerzeug, auch abgeschlagenen Köpfen dient (s. Abbildungen, S. 410, 411).

Die hervortretendste Eigentümlichkeit des malayischen Hauses ist der Pfahlbau (s. die beigeheftete Tafel „Ein Dorf der Tagalen auf Luzon [Philippinen]" und Abbild., S. 104, 390). Dieser Stil setzt sich bis in die europäischen Ansiedelungen hinein fort. In Padang auf Sumatra ruhen die Holzhäuser der Europäer auf Pfählen von 1—2 m Höhe; Bandjermassing heißt deshalb das Venedig Borneos, Palembang am Moesifluß das Sumatras. Die merkwürdigste Anlage dieser Art ist die auf einer kleinen Sandbank zwischen Ceramlaut und Kissa mitten im Meere erbaute Pfahlstadt Kiluaru, ein Emporium des Handels der Molukken und Neuguineas.



Speere und Schilde der Igorroten und Guinanen von Luzon, Philippinen. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 383 u. 384.

Dafür, daß das Motiv dieses Pfahlbaustiles Schutz gegen Menschen und Tiere sei, spricht die Abnahme der Pfahlbauten mit der Zunahme der öffentlichen Sicherheit. So waren früher bei den Milano Borneos alle Häuser auf Pfählen von hartem Holz, bis 12 m über dem Erdboden erbaut; heute, wo die Anwohner aller Flüsse, vom Redjang bis zum Bintula hin, frei miteinander verkehren können, sind ihre Häuser auf die Erde herabgestiegen, oder es blieb höchstens etwas freier Raum zwischen dem Grunde und dem Bambusboden. Berechtigung behalten die Pfahlbauten an den Ufern des Meeres und der größeren Flüsse, wo sie gegen Überschwemmung und Sumpf schützen und doch die Gewinnung der Nahrung aus dem Wasser erleichtern. Die Philippinen haben Bauten, deren Bambusstangen und



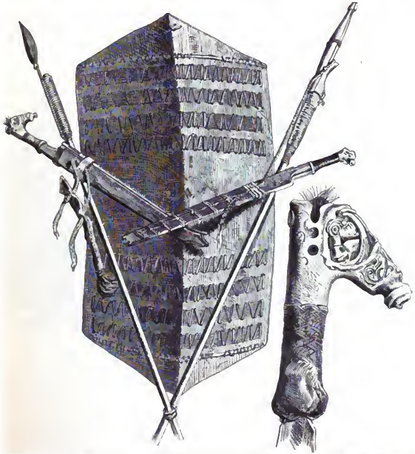
Speere und Schilde: 1 und 7) von Nias, 2) von Mentawei, 3, 4 u. 6) von West-Borneo, 5) von Gorontalo, 8) aus Borneo. (Ethnographisches Museum, München.)

Flechtwerk sich zur Flutzeit nur wenig über das Niveau des Wassers erheben. Eng sind diese Pfahlbauten aneinander gebaut, nur schmale Gänge laufen zwischen den Reihen des lang am Ufer hingestreckten Dorfes hin. Wenn Dajaken und Battak auf Anhöhen ebenso bauen, so könnte man annehmen, daß sie früher auch unten an den Flüssen gewohnt und später nur ihre längst gewohnte Bauart beibehalten hätten. Ein näherer Grund liegt jedoch in der Sicherheit der hohen Lage. Wenn der Baumstamm mit eingehauenen Stufen heraufgezogen wird, so ist der Bau eine Burg mit aufgezogener Zugbrücke. Das ist namentlich in den Gebieten des Kopfabschneidens von großer Wichtigkeit. Auch bestehen die Wege dahin der Sicherheit wegen nur aus gefällten Baumstämmen. Üble Eigenschaften der Pfahlbauten im Trocknen sind Unreinlichkeit und mangelhafte Verfestigung.

Geschützte Lagen werden überall mit anerkennenswertem Spürsinn aufgefunden. Von den Kampongs oder Dörfern der Battak Sumatras, der Ilongoten und anderer liegen viele auf fast unzugänglichen Bergfirsten; besonders beliebt sind die kleinen Flächen, wozu sich die Kämme der Bergzüge erweitern. Sonst aber werden Befestigungen angelegt. In den flacheren Teilen der Battakländer waren zu Junghuhns Zeit fast alle Kampongs mit hohen Bambuspalissaden umgeben, wohinter sich Auslugtürmchen erhoben. Das verfällt nun alles von selbst, wo die niederländische Regierung den inneren Kriegen ein Ende gemacht hat. Bei den Battak finden sich auch sichere Wohnungen auf der Gabel- oder Quirlteilung eines Baumstammes: die Mitteläste hat man gekappt, während die Äste des Umfanges stehen blieben. Auch Ilongoten von Luzon erheben ihre aus Blättern der Nipapalme und Bambus verfertigten und von Baumstämmen gestützten Waldhütten in das Dach eines Baumes.

Diese kleinen Häuserchen dienen je einer ganzen Familie zum ungestörten Aufenthalt. Auch die Orang Sakei und die Lubu Sumatras wohnen teilweise auf Bäumen.

Zur Sicherheit legen die Ilongoten um die Hütten herum stachlige Bambusrohre, schlagen in die Erde spitzige Pfeile und stellen Fallen, so daß sich auch ein Freund erst von weitem melden muß. Tag und Nacht stellen sie Wachen aus. Wenn spanische Truppen etwa einen flüchtigen Übelthäter suchen, so ist ihre Ankunft lange vorher bekannt. Hat man keine Lust, den Übelthäter



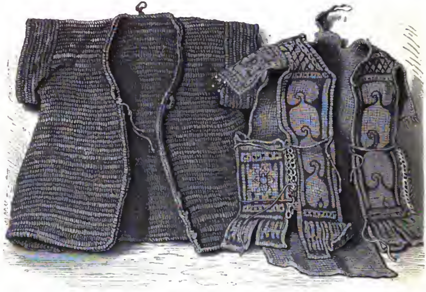
Schild, Blasrohr, Speer und Schwerter von den Toradja in Mittel-Celebes. (Städtisches Museum in Frankfurt a. M.) 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text S. 384.

auszuliefern, so kann nichts gemacht werden; sie verbergen sich im Wald und sind vor den Kugeln sicher. Es bleibt nichts übrig, als ihre Hütten zu verbrennen; doch sobald die Truppen weg sind, sind sie in einem Tage wieder aufgebaut. (Schadenberg.)

Den malayischen Stil charakterisiert ferner das steile und tief herabreichende Dach von oft 15 m Höhe. An der Rückseite der Alfurenhütte schließt es, indem es bis auf den Boden geht, den Feuerplatz gleich ein und ab. Es ist ein Giebeldach über rechteckigem oder quadratischem

Grundriß. Runde Bauten sind hier ebenso selten wie in Afrika häufig; ovale mit konischem Dach gibt es auf Timor, achteckige Hütten auf Tabelo, kuppelförmige mit eckigem Pfahlunterbau auf den Nikobaren. Die Wände sind bei den Rechteckbauten gewöhnlich nach außen geneigt. Gedeckt wird mit Palmblättern. Bei feineren Bauten, z. B. den Nebenhäusern fürstlicher Wohnungen, sind die Wände zierlich aus Palmfasern geflochten. Die Giebelspitzen tragen vielfach holzgeschnitzte Büffelköpfe und andere Symbole, oder beschriebene Amulettäfelchen. Im windreichen Hochland sind die Dächer durch Stangen gegen das Abwehen geschützt.

Die innere Einrichtung ist je nach der Kulturstufe verschieden und hängt auch davon ab, ob es Einzel- oder Gesamtwohnungen sind, ob die Familien in getrennten Räumen oder in einem



Panzerjacken der Dajaken von Südost-Borneo. (Ethnographisches Museum, München.) Vgl. Text, S. 384.

einzigen wohnen. Den Dajaken kommt das bis 80 m messende Lang- oder Dorfhaus zu, worin 30—40 Familien nebeneinander in getrennten Räumen wohnen; bei den Battak hausen höchstens 4—6 Familien in einem Hause, aber zusammen in einem Raume. Die den Dajaken eigentümliche Scheidung des Frauengemaches von den übrigen ist den Battak unbekannt. Die einfachen Häuser der mohammedanischen Atschinesen bilden ein längliches Viereck, das nur das unumgänglich Notwendige, ein paar Töpfe und Pfannen, etliche Matten und eine durch einen Vorhang abgetrennte Schlafstelle enthält, die bei den besseren Familien als Frauengemach gilt. Auch in der Bauweise liegen Unterschiede. Die Battak in Toba bauen viel solider als die Dajaken, aus starken Hölzern und gewaltigen Brettern, mit Sorgfalt und Kunst in Holzschnitzereien und Bemalung; ein Nebenhaus dient im oberen Teil als Reisscheune, im unteren als Aufenthaltsort über Tag, für gewisse Leute auch als Schlafplatz und als Rathaus. Sogar Veranden haben sie an den Schmalseiten ihrer hohen Häuser. Ein Haus muß so lange halten, bis die Kinder mannbar sind. Den Dajaken ist dagegen durch die riesige Entwickelung des Bambus das Bauen zu sehr erleichtert. Bretterhäuser gelten überall im Archipel für besser als Bambushäuser. Vom

Dache hängen in Hütten Körbe und auf den östlichen Inseln Kinnladen von Schweinen und Hirschen als Zierat herab. An der Wand steht ein großes Thongefäß oder ein großer Bambus mit bis auf die letzte durchschlagenen Internodialwänden. Bei den Battak bemißt man die Stärke der Mädchen nach der Zahl solcher Gefäße, die sie von der Quelle nach Hause tragen können. Die Wohnstätten Vornehmer sind im Äußeren nur durch Umfang und Höhe ausgezeichnet. Das Innere des Palastes eines Morohäuptlings von Mindanao ist nicht durch Wände in verschiedene Abteilungen geteilt: in der einen Ecke liegen Matten und Kissen, in einer anderen sind Frauen und Mädchen mit Enthülsen von Früchten beschäftigt, in einer dritten lagern Netze, Angelzeug



Malayische Geräte: 1) Kamm von Timor, 2) Messer von den Philippinen, 3) Sichel von Java, 4) Viehglocken von Sumatra, 5) Kohlenbecken und Reistopf von Java, 6) Korb von Süd-Celebes, 7) Reiskorb von Java, zur Abkühlung des in dem Deckel gedünsteten Reises, 8) messingene Pfeife der Battak. (Ethnographisches Museum, Dresden.)

und Fischergerät, an den Wänden hängen Speere und Krise, und die Mitte ist der Empfangsraum. Kultur zeigt sich in einigen Schemeln ohne Lehne aus Bambusgeflecht für Gäste; die Moro sitzen auf dem aus Bambusstangen gebildeten Boden mit gekreuzten Beinen. Auch des dajakischen Hauses Einrichtung: ein paar Matten, Kochtöpfe und Gerät um den am Eingang befindlichen Herd, wäre arm ohne den kriegerischen Schmuck der Mandaus, Speere, Blasrohre, Schilde und Ruder an den Wänden. Eine Längswand aus Bambus scheidet den gemeinsamen Wohnraum, zugleich Schlafraum der Jünglinge und unverheirateten Männer, ab; der Rest zerfällt je nach der Zahl der verheirateten Familienglieder und Mädchen wieder in kleinere Räume. Eine Plattform befindet sich vor der Thür des Wohngemachs. Licht strömt nur durch Lücken der Bambuswände herein. In der Regel brennt nachts kein Licht, aus Furcht, es könnte Geister locken; in Not zündet man Baumharzkerzen an. Bei den Vicol dienen große Muscheln

mit Binsendocht als primitive Lampen. Hagen will bei den Tobah-Battak nie ein anderes Licht als das des Herdfeuers und der Opiumlämpchen gesehen haben. Feueranzünden durch Reiben von Holzstäben ist bei Hirten Javas noch zu finden, sonst aber bei zivilisierteren Stämmen durch Stein und Schwamm ersetzt; auf Ternate schlägt man aus einem Bambussplitter mit einem Porzellanscherben Funken auf Zunder.



Ein Haus in Sumatra (Atjeh?). (Nach Modell im Ethnogr. Museum, Dresden.) Vgl. Text, S. 385.

Nicht bloß die Wassermalayen bringen den größten Teil ihres Lebens auf dem schwankenden Element zu, sondern neben den Pfahlbauten liegen an dichter bevölkerten Stellen des Archipels dauernd bewohnte Flöße verankert. Mag die Sitte ursprünglich chinesisch sein, bei den Malayen, die auf Flößen die trägen Flüsse hinab monatelang Reis, Sago und Rotang nach den Handelsplätzen tragen, hat sie sich rasch eingebürgert. Palembang besitzt eine ganze Vorstadt davon.

Gemeinsame Häuser (Balei, Baileo) dienen vielfach den männlichen Unverheirateten, bis zu 100, als Schlafstätten. Darin werden auch die Köpfe Erschlagener und sonstige Trophäen aufgehängt, bei den milderen Christen Maiskolben, Ochsenköpfe und dergleichen, und Feste gefeiert. Gewöhnlich haben sie keine oder nur durchbrochene Wände. Auf Sumatra finden sich eine ähnliche Art Gemeindehäuser, wo sich die Vorsteher zur Besprechung versammeln und Reisende übernachten können; manche davon sind reich mit Schnitzwerk verziert. Vor den Häusern der angesehensten Bewohner hängt unter dem Dache des Tabuschuppens ein Tamtam, Tabu genannt, das bei Festen, Unglücksfällen &c. geschlagen wird. In West-Borneo nimmt dieses Versammlungshaus, wo die Jünglinge schlafen, die dem malayischen Stil sonst fremde Kreisform mit einem Zentralherd an.



Ein Pflug der Trlaman von Benkulen, Sumatra. (Ethnographisches Museum, Dresden.)



IGORROTEN-RANCHERIE BANAO AUF LUZON (Philippinen).
(Nach Aquarell von Dr. Hans Meyer.)

Die Lage der Dörfer ist je nach der Kultur verschieden. Waldnomaden und Tagalen haben Neigung zum Einzelwohnen; vom Dorfe oder der Rancheria unterscheidet man daher auf den Philippinen den Einzelhof, den Barrio. Die Abneigung der Waldnomaden gegen die Dörfer finden wir bei den Negritos und Ilongoten Luzons wie den Lubu Sumatras. Die Battak mit ihrer hoch entwickelten Terrassenkultur bleiben leichter in den Bergen wohnen als die Dajaken mit ihrer Leidenschaft, alle paar Jahre ein neues Reisfeld zu lichten. Doch sind schon in engeren Bezirken die Dorflagen verschieden. Im Sindang- und im Roepitgebiet Zentralsumatras liegen die bewohnten Regionen dicht am Fuße des Gebirges oder in den Bergen; am oberen Rawas und an seinen Nebenflüssen ist das gebirgige Terrain ganz unbewohnt. Die Tagalen bauen fast nur am Wasser, Nachbarstämme nur im Gebirge. Seemalaien und Bugi haben vorzüglich die Küstenstriche und Niederungsländer mit einer dichten Kolonistenbevölkerung versehen. Seitdem sich europäische Verwaltungen über fast alle Gebiete des Archipels ausgebreitet haben, sind die Bevölkerungen nach Zahl und Ausdehnung stark gewachsen. Die Ausdehnung der Dörfer steht in keinem Verhältnis zur Volkszahl. Der Ackerbau läßt große Wohnstätten nicht aufkommen; meist gehört viel Land zu einem Hause: in Padang muß man 4—5 km zurücklegen, ehe man vom Landungsplatz nach den letzten Häusern gelangt. Die Igorroten-Rancherien Luzons in einem Gebirgsland mit sehr ausgedehnten Ackerfeldern beherbergen nach Dr. Hans Meyer selten mehr als 250 Bewohner (s. die beigeheftete Tafel „Igorroten-Rancherie Bando auf Luzon, Philippinen"). In den Städten hat, wo nicht die Europäer die Gesundheitsinteressen vertraten, das chinesische und hinterindische Zusammenschachtelungssystem überwogen.



Feldgeräte der Igorroten von Luzon: 1) Reismesser, 2) Grabstock. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) 1) 1/4, 2) 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 303.

Der Ackerbau sämtlicher malayischer Stämme dreht sich in erster Linie um Reis; erst später hat sich als zweitwichtigste Frucht in großen Gebieten, wie den Philippinen, der Mais zugesellt. Selbst die Viehzucht steht in Verbindung mit dem Reisbau, denn die Büffel arbeiten die Sumpffelder um. Wo die Kultur gering ist, findet man noch keine Reisfelder in den sumpfigen Niederungen; anderwärts wird etwas Bergreis auf trocknem Boden gebaut; die Ilongoten Luzons genießen außer dieser Frucht nur Mais und eßbare Wurzeln. Auch die nomadischen Lubu Sumatras bauen Reis und Mais. Im östlichen Teile des Archipels findet Sago wachsende Beachtung von Borneo an, bis er auf den Molukken und Neuguinea Hauptfrucht wird. Daneben ist Tabak im Herzen von Borneo ebenso wie bei den Bergstämmen Nord-Luzons anzutreffen. Zuckerpalme (Arenga), Zuckerrohr, Pisang, Caladium, Bataten und Tapioka sind gleichfalls verbreitet. Als Nahrungsquelle folgen wohl die Bataten unmittelbar hinter dem Reis. Palmen, Papaya, Durian und andere Fruchtbäume machen aus den Dörfern der kultivierteren Strecken von Formosa, Java, Sumatra und Celebes grünende Kulturlandschaften. Am höchsten im Ackerbau stehen, wenn man die europäischen Einflüsse beiseite läßt, die



IGORROTEN-RANCHERIE BANAO AUF LUZON (Philippinen)

Die Lage der *Dörfer* ist je nach der Kultur verschieden. Waldnomaden und Tagalen haben Neigung zum Einzelwohnen; vom Dorfe oder der Rancheria unterscheidet man daher auf den Philippinen den Einzelhof, den Barrio. Die Abneigung der Waldnomaden gegen die Ebene finden wir bei den Negritos und Ilongoten Luzons wie den Lubu Sumatras. Die Battak mit ihrer hoch entwickelten Terrassenkultur bleiben leichter in den Bergen wohnen als die Dajaken mit ihrer Leidenschaft, alle paar Jahre ein neues Reisfeld zu lichten. Doch sind schon in engeren Bezirken die Dorflagen verschieden. Im Sindang- und im Roepitgebiet Zentralsumatras liegen die bewohnten Regionen dicht am Fuße des Gebirges oder in den Bergen; am oberen Rawas und an seinen Nebenflüssen ist das gebirgige Terrain ganz unbewohnt. Die Tagalen bauen fast nur am Wasser, Nachbarstämme nur im Gebirge. Seemalayen und Bugi haben vorzüglich die Küstenstriche und Niederungsländer mit einer dichten Kolonistenbevölkerung versehen. Seitdem sich europäische Verwaltungen über fast alle Gebiete des Archipels ausgebreitet haben, sind die Bevölkerungen nach Zahl und Ausdehnung stark gewachsen. Die Ausdehnung der Dörfer steht in keinem Verhältnis zur Volkszahl. Der Ackerbau läßt große Wohnstätten nicht aufkommen; meist gehört viel Land zu einem Hause: in Padang muß man 4—5 km zurücklegen, ehe man vom Landungsplatz nach den letzten Häusern gelangt. Die Igorroten-Rancherien Luzons in einem Gebirgsland mit sehr ausgedehnten Ackerfeldern beherbergen nach Dr. Hans Meyer selten mehr als 250 Bewohner (s. die beigeheftete Tafel „Igorroten-Rancherie Banáo auf Luzon, [Philippinen]"). In den Städten hat, wo nicht die Europäer die Gesundheitsinteressen vertraten, das chinesische und hinterindische Zusammenschachtelungssystem überwogen.




Feldgeräte der Igorroten von Luzon: 1) Reismesser, 2) Grabstock. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) 1) 2/3, 2) 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 393.

Der *Ackerbau* sämtlicher malayischer Stämme dreht sich in erster Linie um *Reis*; erst später hat sich als zweitwichtigste Frucht in großen Gebieten, wie den Philippinen, der *Mais* zugesellt. Selbst die Viehzucht steht in Verbindung mit dem Reisbau, denn die Büffel arbeiten die Sumpffelder um. Wo die Kultur gering ist, findet man noch immer Reisfelder in den sumpfigen Niederungen; anderwärts wird etwas Bergreis auf trocknem Boden gebaut; die Ilongoten Luzons genießen außer dieser Frucht nur Mais und eßbare Wurzeln. Auch die nomadischen Lubu Sumatras bauen Reis und Mais. Im östlichen Teile des Archipels findet *Sago* wachsende Beachtung von Borneo an, bis er auf den Molukken und Neuguinea Hauptfrucht wird. Daneben ist *Tabak* im Herzen von Borneo ebenso wie bei den Bergstämmen Nord-Luzons anzutreffen. Zuckerpalme (Arenga), Zuckerrohr, Pisang, Caladium, Bataten und Tapioka sind gleichfalls verbreitet. Als Nahrungsquelle folgen wohl die Bataten unmittelbar hinter dem Reis. Palmen, Papaya, Durian und andere Fruchtbäume machen aus den Dörfern der kultivierten Strecken von Formosa, Java, Sumatra und Celebes grünende Kulturlandschaften. Am höchsten im Ackerbau stehen, wenn man die europäischen Einflüsse beiseite läßt, die

Battak. Die großartige Terrassenkultur der Bewohner von Java, Bali und Lombok, wohl großenteils indischen Ursprungs, hat sich zu ihrer heutigen Höhe erst unter der Verwaltung der Niederlande entwickelt. Die Hochland-Battak von Sumatra benutzen sogar einen Pflug, dessen Schar, eine gerade, ziemlich schmale Eisenplatte, in einer hölzernen Handhabe befestigt ist; daran befindet sich eine einfache Deichsel mit hölzernem Joch für einen oder zwei Büffel (s. Abbildung, S. 394). Die Battak von Tobah wollen diesen Pflug selbst erfunden haben; die Bedingungen dazu waren allerdings da. Ein ähnlicher Pflug in Süd-Celebes, wo **Wallace** auch eine rohe Holzegge in Thätigkeit sah, hat eine Schar aus hartem Palmholz. Zum Zertrümmern der Erdschollen gebrauchen die Battak eine hölzerne Keule. Früher huldigten auch die Battak einem extensiveren System des Anbaues: weite Strecken entwaldeten Landes bezeichnen auf Sumatra ihre

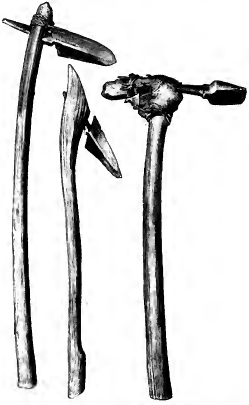



Hacken von Singapur (1) und Sumatra (2). (Ethnographisches Museum, München.) 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 393.

Wohnsitze. Heute freilich sind sie seßhafter als die Dajaken, trotzdem sie daneben auch Viehzucht betreiben. Sie düngen in einigen Gegenden auch die Felder, indem sie den Dünger in Körben aufs Feld tragen oder Jauche aus dem Viehhof auf den Acker leiten. Im östlichen Archipel ist derartiges nicht üblich.

Sehen wir ab von dem Plantagenbau des Kaffees, Thees, Zuckerrohrs und der Gewürze, der den Javanen, Padangern und Bewohnern der fruchtbaren Minahassa durch die Holländer, wie von dem des Tabaks, Hanfes und Kakaos, der den Philippinen durch die Spanier aufgezwungen worden ist, so zeigt der einheimische Ackerbau vor allem im **Reisbau** große Abstufungen. Offenbar hat er schon vor der europäischen Zeit, und vielleicht schon vor der indischen (s. S. 359) durch eine höhere Kultur im westlichen Archipel Förderungen erfahren. Java, Sumatra und die Philippinen, wo man sechzig verschiedene Reissorten kennt, stehen auch hierin höher als der Rest der Inseln. Battak und Dajaken leben hauptsächlich vom Ackerbau; aber bei den Battak wird der Reis auf künstlich terrassenförmig angelegten und von langen Wasserleitungen bewässerten Feldern gebaut, während die Dajaken auf abgerodetem Waldboden ohne künstliche Bewässerung alle paar Jahre neue Felder anlegen müssen. Und dabei stellen die Battak noch nicht, sondern jener abgelegene, wenig besuchte Niasarchipel an der Küste Sumatras, der wahrscheinlich von Battak kolonisiert worden ist, den höchsten Stand dar. Auch bei den Tinguianen und Igorroten Luzons steht der Reisbau mit Berieselungsanlagen und Dämmen gegen Überschwemmungen

auf hoher Stufe. Am geringfügigsten ist er wohl im Osten, wo er sich mit der beliebteren Sagogewinnung berührt, z. B. auf Timorlaut. Die harte Arbeit hört mit der Ernte nicht auf. Mit dem Stampfen des in der Hülle aufbewahrten Reises beginnt das Tagewerk der Frau. Wie bei uns das Dreschen, hört man es weit schon vor Sonnenaufgang; und an der Reisstampfe wird, wie bei uns am Brunnen, geplaudert und geschäkert. Die Mörser sind aufrecht stehende oder liegende Stammstücke, die Stößer bis 3 m lange, schwere Holzstücke (vgl. die Tafel bei S. 385); gelegentlich sind auch Reisstampfen in Felsen ausgehöhlt. Danach wird der Reis in viereckigen Holzschalen durch Schwingen gereinigt. Die Tagesarbeit des Mannes beginnt in der Regel erst nach dem ersten Mahle, das um sieben oder acht Uhr stattfindet; in nötigen Fällen hat er sich auch ein paar Stunden vorher schon im Reisfeld abgemüht. In den Dajak-Dörfern Südost-Borneos belebt sich die Szene jeden Morgen etwa um sieben Uhr, wenn Männer, Frauen und halb erwachsene Knaben waffengerüstet an die Arbeit gehen. Man baut hier außer Reis in Gärten neben den Häusern Mais, Zuckerrohr und Pisang. Mit Sonnenuntergang kehren sie zurück, die Männer mit Brennholz, die Frauen mit Früchten; letztere müssen dann noch den Reis stampfen und die Bambusgefäße mit Wasser füllen. Nur Greise und die Leute, die mit Häuser- oder Schiffbau beschäftigt sind, bleiben zu Hause. Der Reisbau nimmt viele Mühe in Anspruch: die Aussaat findet auf erdebedeckten Flößen statt, die die Keimlinge beständig feucht halten; von hier werden dann die Pflänzchen auf die Felder übertragen, wo das Ausjäten des Unkrauts eine Hauptarbeit der Frauen ausmacht. Schwieriger ist es, die Felder gegen die Plage der Wildschweine und Ratten zu schützen.


Hacken der Battak von Sumatra. (Museum für Völkerkunde, Leipzig.) 1/7 wirkl. Größe.

Ackergerät ist neben dem Mandau, womit Gestrüppe gelichtet und Halme geschnitten werden, die Hacke, deren eiserne Klinge mit kreuzweise gebundenen Sehnen oder Rindenbändern an einen harten Schaft und oft durch diesen erst an eine lange, gebogene, häufig verzierte Handhabe befestigt ist (s. obige Abbildungen und die auf S. 392). Die Frauen arbeiten mit einem kleineren Messer; auch die Igorroten ernten den Reis mit einem kleinen bogenförmigen Messer, jeden Halm einzeln (s. Abbildung, S. 391). Eingesammelt wird Harz zum Verdichten der hölzernen Kasten und zur Verfertigung von Fackeln, Kautschuk und Wachs aus wilden Bienenstöcken,

in einigen Gegenden auch eßbare Vogelnester; geschnitten wird Rotang, der für die Bevölkerung beim Hütten- und Schiffbau und bei der Anfertigung zahlreicher Geräte unentbehrlich und außerdem als Handelsartikel so begehrt ist, daß borneanische Fürsten ein Monopol daraus machten.

Was der Reis bei den westlichen, das ist der Sago bei den östlichen Malayen. In Nord-Borneo schon ist er die Hauptfrucht der Milano. Die Palmwälder sind gemeineigen, und das Fällen der Sagopalmen darf nur auf Beschluß der Gemeinde stattfinden. Der Stamm wird mit dem Schwerte gespalten, das Mark mit einer Hacke herausgeschlagen und mit einer Steinkeule zerkleinert. Zusammengesteckte Blätter bilden den Eimer, untereinander gestellte cylindrische Blattstiele ein System von Waschrinnen, aus Bast wird ein Sieb gemacht. Auf Ceram bereitet sich so ein Mann in einem Monat so viel Sago, daß er sich von der einen Hälfte ein Jahr ernähren und mit der anderen Schmuck und Messer eintauschen kann; Ost-Ceram versorgt mit seinem Überfluß eine ganze Reihe von Nachbarinseln. Wallace berechnet die Nahrung eines Mannes in diesem Sagoland auf den Wert von zwölf Reichsmark im Jahre!


Javanischer Büffelwagen. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 392.

Erntefeste nehmen eine hervorragende, bei manchen Stämmen die erste Stelle ein. Von den Maanjan Borneos werden Opfer gebracht, sobald der erste Reis reif ist; etwas davon wird ins Dorf gesandt, ein Huhn geschlachtet, Wetzstein und die bei der Feldarbeit benutzten Geräte symbolisch gefüttert und dann ein kleiner Schmaus gehalten. Ein Huhn oder Schwein opfert man in jedem Hause, wenn zur Pflanzzeit im November der Sinrik, ein kleiner Vogel (wahrscheinlich eine Motacilla-Art), erscheint, der im April wieder nordwärts zieht; er gilt als Bote guter Geister.

Der Viehzucht sind durch die Natur enge Grenzen gezogen, mit geringen Ausnahmen sind die Malayen, denen mit voller Sicherheit nur Schweine, Hunde und Hühner als ursprüngliche Haustiere zugeschrieben werden können, wozu sich indessen schon früh der Büffel gesellte (s. obige Abbildung), keine Viehzüchter. Selbst da, wo sie Rinder und Pferde in Menge haben, wie in Tobah, pflügen sie nur mit Büffeln. Eigentlich verwenden nur die Battak vielen Fleiß auf ihre Kuh-, Büffel- und Schweineherden, obschon sie in den meisten Gegenden weder Kühe noch Büffel melken. Aber auch in Bali hat in neuerer Zeit die Rinderzucht zugenommen; Tobah-Ponies

und Militärpferde bilden seit einigen Jahren einen Gegenstand der Ausfuhr aus Sumatra und Sumba. Büffel sind wegen des Reisbaues auch dort vorhanden, wo Rinder fehlen. Zu Schweinen, Hühnern und Hunden, gelegentlich auch stummelschwänzigen Katzen, dem Grundstock des Haustierbestandes, kommen Ziegen in den Hochländern. Einige dajakische und philippinische Stämme züchten Hunde zur Nahrung, die Igorroten angeblich auch Pferde. Beträchtlich ist die Entenzucht der Tagalen, der Balinesen und Sassaken; was aber von Malayen Malakkas erzählt wird, daß Weiber Affen aufsäugen, mästen und essen, beruht wohl auf Mißverständnis. Übrigens sind die Bewohner der tierreichen Waldgebiete große Freunde zähmbarer Tiere.

Der Tierreichtum weist jeder größeren Insel ihre besonderen Jägerstämme zu. Bezoarsteine, Rhinozeroshörner, Tigergalle stempelt der Aberglaube der Malayen und noch mehr der Chinesen zu kostbaren Bestandteilen des Wunderapparats. Zu größeren Jagden vereinigen sich mehrere Familien, die große Netze aus Abaka (Musa textilis) von 10 m Länge





1) Eine hölzerne Schalenfigur und Löffel der Igorroten von Luzon. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) ⅓ wirkl. Größe. 2) Ein Sattel von West-Sumatra. (Ethnographisches Museum, Dresden.)

und 1,5 m Breite zwischen den Bäumen ausspannen, so daß das getriebene Wild nach einer Richtung hingeleitet wird, wo die Jäger mit ihren Lanzen, Pfeilen und Hunden lauern. An Mut fehlt es nicht: Beccaris Tigerjäger hatte 14 Tiger allein erlegt. Aber es gibt Ackerbaustämme in den Kulturgebieten von Java und Luzon, die von der Jagd fast gar nichts wissen. Die Malayen sind Meister im Fallenstellen. Von Fallen der Dajaken hat Skertchly sechs verschiedene Arten beschrieben: Brücken oder Plattformen, Bogen, Gänge. Manche Fallen haben zwei Thüren, die sich zu gleicher Zeit senken, so daß der Tiger weder an den Köder noch ins Freie gelangen kann; andere stellen ausgemauerte Gruben vor, die sich nach unten erweitern. Für die Jagd der wilden Carabao-Büffel biegen die Ilongoten einen starken Baumast um und gestalten ihn durch Rotangzweige zu einer Lassofalle. Jagdhunde besitzen selbst die armen Negritos von Ost-Luzon. Die Vogeljagd wird mit Netzen und Leimruten betrieben; bei den Maanjan auf Borneo nimmt in der Regenzeit der Fang einer kleinen schmackhaften Papageienart, Palaeornis longicauda, das Abrichten der Lockvögel, das Flechten von Behältern und das Anfertigen von Leim den Mann fast ganz in Anspruch. Die Bugi kultivieren die Hirschjagd zu Pferde sportsmäßig.

Der Fischfang wird mit Angeln, Körben, Speeren, Netzen, die man aber in Korallenriffgebieten vermeidet, und mit Betäubungsmitteln betrieben. Fische in getrocknetem, geräuchertem oder gesalzenem Zustande bilden einen großen Handelsartikel, besonders auf den Philippinen. Fischwässer werden daher oft zu hohem Zins von den Fürsten verpachtet. Der Seefischerei liegen die Küstenmalayen ob, die sich auch dem Schildkrötenfang und Einsammeln eßbarer Vogelnester und des Trepangs widmen. Auf den Andamanen, wo man heute nur Cyrena ißt, umschließen Muschelhügel (Kjökkenmöddings) Arca- und Austerschalen.



Ein Speisedeckel aus Schuppen des Schuppentieres (Manis), Sumatra, wahrscheinlich Westküste. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.) 1/10 wirkl. Größe.

Die Nahrung ist überwiegend vegetabilisch, im Westen Reis, bei anderen Sago, nächstdem Fische; Fleisch wird von vielen nur bei festlichen Gelegenheiten gegessen. Bei der Vorliebe für das Leben an der Küste werden die Erzeugnisse des Meeres bis herunter zu den Seesternen gern verspeist. Außer den Speisegesetzen des Islam gibt es alteinheimische, nicht genau bekannte Regeln, die wahrscheinlich mit der Stammesgliederung, wie bei Australiern und Polynesiern, zusammenhängen; so essen die Monbang Borneos kein Wildbret. Die Tagalen haben angeblich von den Chinesen gelernt, bebrütete Eier und Küchlein als Leckerbissen anzusehen.

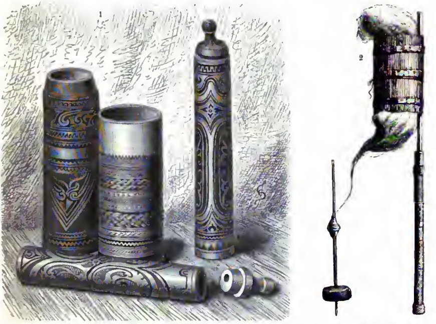
Das Betelkauen geht durch das ganze Gebiet. In besseren Häusern gehört die Vorsetzung des eleganten Lauejang, des Behälters aller Geräte zum Betelkauen, zur Höflichkeit (s. Abb., Fig. 1, S. 397 u. 398, unt.). Es mag in abgelegenen Gegenden fehlen, aber es ist allgemeiner als das Tabakrauchen, das den Badujs verboten ist und auf der Insel Ceram nicht geübt wird. Leidenschaftlich lieben den Tabak die Tagalen und so ziemlich alle mohammedanischen Malayen. Wasserpfeifen aus einem kleinen Stück harten Eisenholzes werden in Borneo zur Abkühlung des Dampfes in einen mit Wasser gefüllten Bambus gesteckt; in Luzon sind die Tabakspfeifen nach chinesisch-japanischem Vorbild für nur bohnengroße Tabakpfröpfchen bestimmt (s. Abbild., S. 398). Die Tabakpflanze wird auch ohne Dazwischenkunft der Europäer, die aus Luzon, Java und Sumatra Hauptländer des Tabaksbaues gemacht haben, angebaut: im Inneren Borneos, der äußersten Molukken und Timors; Tabak ist ein überall begehrter Handelsartikel. Mit dem feingeschnittenen Tabak werden bei den Dajaken große Tüten von grünem Pisangblatt gefüllt. Meistens wird den Frauen aufgetragen, diese Zigarren zu rauchen; ist die schwere Aufgabe erledigt, so wird das übrige mit Speichel durchweicht und zu



Ein Speisedeckel von Südost-Borneo. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.)

Kugeln von der Größe eines Taubeneies verarbeitet. Durch die Chinesen ist das **Opiumrauchen** so verbreitet worden, daß 1893 die niederländische Kolonialregierung 18,6 Millionen Gulden aus Opium an Verkaufspreis und Pacht bezog: über 90 Prozent davon aus Java und Madura. Auch auf die Battak beginnt das Opiumrauchen bereits seine entnervende Wirkung zu üben. Bei den Chinesen nimmt dafür das Betelkauen überhand.

**Geistige Getränke** hat es ursprünglich nur in beschränktem Maße gegeben. Palmwein war wohl vielfach üblich, auch leicht alkoholische Getränke aus Reis oder Zuckerrohr. Aber in großen Gebieten, wie Borneo und Sumatra, sieht man die Eingeborenen selten andere Getränke




1) **Bambusbüchsen für Betel und Tabak, von West-Sumatra.** (Ethnographisches Museum, München.) 1/3 wirkl. Größe.
2) **Ein Spinnroden der Igorroten von Luzon.** (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) 1/3 wirkl. Größe.
Vgl. Text, S. 396 und 399.

genießen als Kokosmilch und Wasser. Aus Kaffee machen sich diese Völker nicht viel; sie ziehen eher den Aufguß der Kaffeeblätter vor. Die Chinwan Formosas brauen ein gärendes Getränk aus Reis oder Hirse, wobei Reismehl, von einer menstruationslosen Frau gekaut, die Hefe ersetzt.

Mit der Benutzung und Herstellung des **Eisens** sind die malayischen Völker vertraut, wiewohl heute viel fremdes Eisen im Lande verarbeitet wird, und z. B. die Eisenlanze bei Bergstämmen Luzons noch Luxuswaffe ist. Bock konnte in dem waffenberühmten Lande der Dajaken niemals ein Bergwerk oder einen Schmelzofen erblicken und nicht angeben, woher das Rohmaterial zu den Waffen eigentlich genommen wird. In Sumatra kennt man verlassene Eisenschmelzen; aber heute verarbeiten die Battak nur fremdes Eisen. In Menangkabau dagegen wird Eisen in 2 m hohen und 3 m breiten Öfen ausgeschmolzen; auch Gewehrläufe werden dort geschmiedet und Kanonen gegossen. Eisen- und Kupfererze werden durch Feuersetzung abgebaut. In

Bandjermassing und Palembang blüht eine große Waffenfabrikation, die ihr Eisen vorzüglich aus Celebes und Timor bezieht und in damaszierten Klingen die Kunst der berühmtesten Werkstätten des Orients erreicht. Zum Damaszieren wird besonderes Eisen eingeführt, z. B. nach Borneo aus Celebes, und der Prozeß des Zusammenschweißens mit gewöhnlichem Eisen und die Ätzung mit großer Sorgfalt durchgeführt. Auch die Malayen von Sarawak auf Borneo sind geschickte Eisenarbeiter, nicht minder die der Südostküste, wo Nagara der Sitz großer Waffenwerkstätten ist; in Bruni und Sarawak werden auch Messing und Gold verarbeitet.



Tabakspfeifen der Igorroten und Guinanen von Luzon. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 396.

Die Battak sind in der Verarbeitung des Kupfers geschickter als in der des Eisens, worin sie selbst die wilden Dajaken übertreffen. Die Igorroten betrieben früher einen regen Kupferbau mit streng gesonderten Schurfgebieten. Die Bewohner von Banka verstehen nicht, Eisen zu bereiten, während die nächsten Nachbarn damit vertraut sind. Die Handhabung der aus Bambusröhren nach dem System der doppelten Pumpe gebauten Blasebälge ist dieselbe wie in Indien und Afrika; daneben sah aber Dr. Hans Meyer in einer Igorrotenschmiede einen aufrecht stehenden, aus zwei ausgehöhlten Baumstämmen bestehenden Blasebalg mit Luftröhren, die am Boden ausgehen. Von Instrumenten fand Martens in einer malayischen Schmiede Borneos Hammer, Meißel, Hohlmeißel und Axt, vermißte aber die Zange. Bei Hammer und Axt ist das Eisen nur mit gespaltenem Rotang an dem hölzernen Stiel befestigt, zum Stiel ist ein Aststück gewählt, das Eisen an den kurz abgeschnittenen Hauptast angelegt; der etwas schwächere Seitenzweig dient als Handgriff. Gold ist im Archipel schon vor der europäischen Zeit reichlich gewonnen worden. Die Malayen der Westinseln lieben das Gold in verschiedenstem Schmuck, selbst unter den Battak fertigen geschickte Gold- und



Geschnitzte hölzerne Siribbüchse aus Deli, Ost-Sumatra. (Nach Abbildung im Internationalen Archiv für Ethnographie.) 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 396.

Silberschmiede Filigranarbeit. Außer dem Tauschieren wird auch die Belegung des heißen Stahles mit Gold geübt, das aufgepreßt wird. In Amboina und Buru werden Gold und Silber mit javanischen Wörtern benannt, so daß es scheint, als ob diese Metalle erst später von Westen hierher gebracht worden seien.

Spinnerei und Weberei sind weit verbreitet. Spinnrocken und Spindel erinnern an ihre europäischen Verwandten (s. Abbildung 2, S. 397). Selbst die Dajaken verfertigen vortreffliche Zeuge aus Baumwolle auf dem einfachen senkrechten Webstuhl, der, aus ein paar Stäben zusammengebunden, schief gegen die Hauswand gelehnt wird; die Battak verstehen sogar Goldfäden einzuweben (s. untenstehende Abbildung 1). Allerdings nimmt die Arbeit viel Zeit in Anspruch. Wallace schätzt einen Zoll als täglichen Zuwachs an den schmalen Sarongs







1) Ein malayischer Webstuhl. (Nach Photographie.) 2) Ein Trageranzen der Igorroten von Luzon. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) 1/5 wirkl. Größe.

ländlicher Weberinnen in Süd-Celebes. In Surabaja und Makassar gibt es eine große Textilindustrie, die mit kunstreicher Färberei verbunden ist; die farblos bleibenden Muster werden mit flüssigem Wachs (Batik-Industrie) aufgezeichnet, oder die Tücher werden mit Stücken von Bananenblättern benäht und kunstvoll zusammengefaltet und dann das Ganze in verschiedene Farben eingetaucht; so entstehen überraschende Zeichnungen. Java liefert schwarze Sarongs, wie sie die eigentlichen Malayen lieben, Makassar farbige Zeuge, Padang die reizend gemusterten, oft mit Gold- und Silberfäden gestickten Slendjangs oder Shawls, die die Frauen zur Kopfbedeckung benutzen (s. die Tafel bei S. 372). Geflochtene Körbe, Taschen und Hüte aus den Fasern des Pandanus oder gewisser Palmen kommen selbst auf den europäischen Markt. Der Manilahanf, Abaka, wurde auf Luzon schon vor der Zeit der Europäer angebaut. Baumrindenstoffe, deren Gebrauch seit hundert Jahren sehr zurückgegangen ist, werden besonders von Stämmen Borneos und Sumatras verfertigt. Die Vollendung der papierdünnen Tapa Polynesiens erreichen die Stoffe von Celebes. Die malayische Tapa ist leder- oder zunderartig dicht.

Alle Malayen stellen Thonwaren ohne besondere Geschicklichkeit her. Einige bereiten die Gefäße aus Thon, den sie mit einem Stück Metall aushöhlen und bearbeiten. In der Regel

reicht das Brennen nicht hin, die Erzeugnisse bleiben mürbe. Doch gibt es an einzelnen Orten große Ziegeleien und Töpfereien. Bei den Igorroten scheint nach Hans Meyer außer dem Schmieden die Töpferei das einzige fachmäßig betriebene Handwerk zu sein. Chinesische und japanische Porzellanschalen und Vasen stehen hoch im Wert (vgl. unten, S. 431). Zu den Thongefäßen kommen als leichter zu erhaltender Hausrat Bambusgefäße, die zum Reiskochen genügen. Eigentümliche Holzschüsseln mit größerer Höhlung für die Speise und kleinerer für das Salz haben die Igorroten. Mit Ölbereitung aus Kokosnüssen gibt man sich besonders auf Tabelo ab.

Es gibt wahre Industrieplätze, wo eine Industrie fortzeugend andere geboren hat; so ist Nagara an der Südostküste Borneos berühmt durch seine Waffenfabrikation und zugleich durch Töpferei, Schiffbau und Mattenflechterei. Durch feine Zeuge zeichnet sich Ilocos aus, das Nordluzon mit seinen Mantas de Ilocos versieht. Nicht alle Stämme aber sind gleich handelsthätig: bei den Battak und anderen Sumatranern wird der Handel den Weibern überlassen; die Lubu verhalten sich ganz passiv.

Die große Entwickelung der Schiffahrt schränkt das Gebiet des **Binnenhandels** ein. Da es wenig schiffbare Flüsse gibt und Lasttiere wenig benutzt werden, wird alles in offenen Rotang-Traggestellen, in wasserdichten Tragkörben oder auch in sackartigen Ranzen (s. Abbildung 2, S. 399) an einem Gurt um die Stirn und zwar fast ausschließlich von den Weibern getragen, sowohl vom Felde heimwärts als auch nach den Märkten. Der Handel ist vorwiegend Tauschhandel. Auch in dem abgelegenen Zentral-Borneo und Tobah-Plateau haben größere Dörfer allwöchentlich ihre **Märkte** auf freiem Platze: Handel und Hahnenkampf! Sie beginnen früh und sind lange vor Mittag beendigt. In manchen Gegenden wandern sie in bestimmter Reihe von Ort zu Ort. Diese Länder müssen, wenigstens soweit sie den indischen Einfluß erfuhren, einst bessere **Wege** gehabt haben als die „Mäusepfade" von heute, die großartigen Bauten Javas und Sumatras wären sonst nicht denkbar.

Mit dem holländischen Einfluß gilt im malayischen Gebiet meist auch holländisches **Geld**; die Battak des Hochlandes erkennen aber nur den echten spanischen Peso, an den Grenzen auch den mexikanischen an. In Lombok wird nur chinesische Kupfermünze in Zahlung angenommen. Daneben sind zum Schmuck auch Goldmünzen gesucht; englische Sovereigns australischer Prägung wurden in Borneo mit 15 Gulden bezahlt. Die Geschicklichkeit der Malayen in Falschmünzerei deutet vielleicht auf die chinesische Schule.

## 18. Familie, Gemeinde und Staat der Malayen.

„Brautkauf, Suku, Blutrache, Pomali sind die Leitmotive des malayischen Lebens."

Inhalt: Freien und Hochzeit. Verschiedene Arten des Brautkaufes. Hochzeitsfeierlichkeiten. — Die Stellung des Weibes. — Die Familie und der Stamm. — Exogamie. Polygamie. Verwandtschaftsformen. — Geburt und Erziehung. — Politische Bedeutung des Stammes. Sukus und ähnliche Institutionen. — Der Staat. Vorwalten kleiner Staatsgemeinschaften. Despotie oder Anarchie? — Beispiele für die Stellung der Herrscher in Atschin und Sulu. — Überwiegen der Dorfaristokratie. Häuptlingszeichen. — Staatliche Verhältnisse auf Bali. — Grundbesitz. Sklaverei. — Kolonisation. — Internationale Beziehungen. Krieg und Friede. — Die Kopfjägerei. Psychologische und historische Motive. Kannibalismus. — Rechtsleben. Gesetze und Strafen. Ordalien. Femdünde. — Das Pomali, Padi oder Fosso. — Tod und Begräbnis. Totenfeier.

Die Ehe beruht bei den malayischen Stämmen fast durchaus auf dem Kaufe der Braut; die Frau heißt häufig „die Gekaufte". Wo die Zahl der Frauen sie ermöglicht, ist **Polygamie** gebräuchlich, zumal da sie durch den rasch Raum gewinnenden Islam gefördert wird. Doch

begnügt man sich bei allen einfacheren Stämmen mit Einem Weibe, und der Polygamist gestattet sich hier und da Eine Frau in seinem Dorfe, weitere in der Fremde. Exogamie und Muttererbrecht sind vertreten, erfahren aber Ausnahmen. Wenn einer Reihe von Stämmen Unkenntnis oder Verschmähung der Ehe nachgesagt wird, so handelt es sich um mangelhafte Beobachtung.

Auf Luzon, Borneo, Sumatra ist der Brautkauf eine einfache Sache. Der junge Ilongote hat im Hause der Braut Dienste zu thun und muß Schweine und Hühner zum Hochzeitsmahl bringen. Ein Lubu gab dem Vater der Braut ein Blasrohr mit Köcher und Pfeilchen, die Hauptwaffe der Lubu, und bot außerdem einen Hund, wenn es hoch kam, ein Schwein, zum Festschmaus — jetzt statt dessen ein Huhn, ein Maß Reis und eine kleine Summe Geld; außerdem muß der Bräutigam seinem Schwiegervater eine Zeitlang bei der Arbeit behilflich sein. Anders dort, wo Ständescheidung und Kapital Ansprüche wachgerufen haben. Die Kaufsummen erheben sich bei mittleren Leuten auf Halmahera zu 80 Gulden, bei Reichen auf Timorlaut gar zu 1000 Gulden holländisch in Geld; außerdem werden Waffen und Schüsseln, anderwärts Vieh, bei den Sulu sogar Schiffe, Kanonen und Sklaven beigegeben. Um die Frau nicht in absolute Abhängigkeit geraten zu lassen, bleibt bisweilen zarterweise ein kleiner Teil der Summe unbezahlt. Aber häufiger bestreitet die Frau die Kosten der Hochzeit, und der Mann gibt ein Geschenk: dann stehen beide Teile einander gleich; oder der Mann gibt gar nichts und gerät damit in Abhängigkeit von der Familie der Frau, auf der Insel Nias sogar in eine Art Schuldsklaverei. Alle drei Varietäten der Ehe findet man auf Menangkabau, die Battak haben die erste und letzte Form; doch gilt die letzte für schimpflich bei den Lampong Sumatras. Dem entsprechend ist auch die Scheidung verschieden. War viel für die Braut bezahlt worden, so muß die Frau die Kinder zurückkaufen. Es wird aber auch in Gegenwart von Zeugen vor der Heirat eine bestimmte Summe, 25—100 Gulden, festgesetzt, die bei Ehescheidung von dem schuldigen Teile gezahlt werden muß. Unter den Trennungsgründen ist Unfruchtbarkeit der entscheidendste.

Die starke Betonung des Brautkaufes schafft bei den fortgeschritteneren, reicheren Stämmen so auffallende Mißverhältnisse, daß er schon vor hundert Jahren als die fruchtbarste Quelle von Rechtsstreitigkeiten bezeichnet wurde. Auf Menangkabau ist der Eintausch einer Schwiegertochter gegen eine Tochter möglich: mit einem Aufgeld wird sie gleich einer eignen Tochter von denen verheiratet, an die sie übergegangen ist. Zieht die Frau zu ihrem Mann, so ist dieser in jeder Hinsicht für sie haftbar, sie selbst verliert das Erbrecht in ihrer eignen Familie; zieht der Mann zu ihr, was der gewöhnliche Fall ist, so hat die Familie der Frau für sie zu haften. Der Vater ist zwar verpflichtet, für seine minderjährigen Kinder zu sorgen; da diese aber ihn nicht beerben, haben sie auch nicht für seine Schulden einzustehen; er darf ihnen ohne die Zustimmung seiner zukünftigen Erben nur Kleider schenken. Erscheint den Freunden des Bräutigams die Summe unerschwinglich, die für die Braut gefordert wird, und ist Neigung vorhanden, so entführen sie die Braut; die Eltern ziehen zwar gewaffnet aus, das Mädchen zu suchen, gehen aber nach Aufführung eines Kampfspiels auf die Festsetzung der Abfindungssumme oder Diudjur ein. Aus Eitelkeit wird diese dann in der Öffentlichkeit höher angegeben, als sie wirklich war. Daß die Frau Besitz des Mannes wird, prägt sich in manchen Sitten aus; so treten die Redjang der Braut auf die große Zehe, wenn sie sie aus dem Vaterhause führen.

Ausartungen der Ehe, die unter diesen Verhältnissen vorkommen müssen, begegnen wir besonders bei den Dajaken Borneos. Den prostituierten Priesterinnen erschwert ihre Sittenlosigkeit nicht die Heirat; anerkannte Prostitution besteht auch bei den Küstenalfuren von Ceram, wo die jungen Mädchen, die Dodjaro, unter einem „Capitan Dodjaro" stehen. Bedeutend ist der Mädchenhandel von Padang aus mit den beliebten Niasserinnen nach den Chinesenplätzen und Atschin. Die Leichtigkeit, womit Malayinnen vorübergehende Verbindungen mit Fremden schließen, hat ihren

Teil an deren raschem Verschmelzen mit dem eingeborenen Element; fast alle chinesischen Frauen auf Banka sind Mestizinnen von malayischen Müttern.

Weit verbreitet ist die exogamische Heirat. Im padangschen Oberland heiratet niemand in seinen Suku, bei den Battak niemand in seine Marga; ebenso ist der Heiratende auf Nias, Ceram, Buru und Timor außerhalb seines Stammes verwiesen. Damit geht das Muttererbrecht häufig zusammen. Bei den padangschen Malayen gehören die Kinder stets zum Suku der Mutter: nach der Frau, als eigentlichem Träger der Familie, wird alle Blutsverwandtschaft gerechnet; der Mann ist nur ein Fremder. Deshalb erben auch nicht seine Kinder von ihm, sondern seine Schwesterkinder, Brüder und übrigen Blutsverwandten; die Kinder sind nur die natürlichen Erben ihrer Mutter. Spuren von dieser Einrichtung finden wir bei den Redjang und Battak Sumatras. Wohl zu beachten ist, daß es sich hier überall um die geregelte Ehe handelt; denn daß in den an das Konkubinat streifenden Verbindungen der Grundsatz „partus sequitur ventrem“ gilt, ist natürlich. Man darf annehmen, daß dort, wo man Exogamie mit Vatererbrecht verbunden findet, wie bei den Redjang und Battak, den Niassern, Timoresen, Alfuren von Ceram und Buru, einst das Muttererbrecht herrschte, und daß sich das Vatererbrecht im Konflikt mit den Mißständen herausgebildet hat, die die lockere und unselbständige Stellung des Mannes in der Familie der Frau mit sich brachte. Mit dem Vatererbrecht hängt die Schwagerehe zusammen. Denn wenn die Frau dem Stamme ihres Manns angegliedert worden ist, bleibt diesem auch ihre Versorgung als Witwe. Daher in Redjang ein Häuptling mit sieben Frauen, davon fünf Schwägerinnen, Frauen verstorbener Brüder. Im Vatererbrecht erben: erstens Kinder, unter denen das älteste auf Halmahera den Hausrat, die jüngeren die Ländereien erhalten; zweitens Brüder, Schwestern, Geschwisterkinder. Stirbt die Frau, so fällt ihr Erbe an die Brüder, Schwestern, Geschwisterkinder. Am schlimmsten steht dabei die Frau. Gekauft, kann sie nicht ihren Mann beerben; und da sie mit dem Verlassen des Elternhauses alle Rechte daran aufgegeben hat, erbt sie auch dort nicht. Exogamie und Patriarchat bedeuten daher in der Regel das ausschließliche Erbrecht der männlichen Agnaten.

Die Werbung geschieht oft ganz frei, nach rein menschlichem Gefühl und ohne Worte, wiewohl das Geschäft auch hier Platz greift: auf Sulu wird häufig die Braut ausgeboten. Auf Halmahera gaben Jünglinge den Mädchen bei festlichen Tänzen ihre Zuneigung dadurch zu erkennen, daß sie sich Blumen oder Federn aus ihrem Haarschmuck aneigneten. Da dabei das Recht des Stärkeren waltete, so besuchte kein junger Mann ohne Schild und Schwert das Fest. Jetzt sind auch hier die Zeiten friedlicher geworden. Kurze Zeit nachher geht der glückliche Freier des Nachts mit einer Solepa, einer einsaitigen Guitarre, zu dem Hause, wo seine Erwählte schläft, und bringt, draußen an der Wand stehend, sein Ständchen. Zuerst ein Ton, der eine ganz bescheidene Bitte ausdrückt; wächst nun die Neigung, so bittet der Jüngling das Mädchen durch eine andere Melodie, ihm einen Armring aus Baumrinde zu flechten. Sie ersucht ihn nun ihrerseits, ihr ein Stückchen Papier künstlich auszuschneiden, zur Verzierung der Beteldose. Damit ist die Werbung formell eingeleitet. Allein der Jüngling darf die Erkorene weder sehen, noch sich einschleichen; die Strafe wäre eine hohe Geldbuße oder sofortige Heirat unter Bedingungen, die die Angehörigen des Mädchens auferlegen. Soll die öffentliche Werbung stattfinden, so wird an einem Abend das Mädchen von den Freunden ihres Freiers dadurch geweckt, daß sie an den Haaren gezogen wird oder sich ein Fingernagel unter den ihren steckt. Den nächsten Abend wird sie wieder geweckt; diesmal ist ihr Freier mitgekommen, er sitzt bescheiden hinter der Thür ihres Schlafraumes am Boden, sie verbirgt sich zum Zeichen der Gewährung. Die anderen stecken Fackeln an und thun, als ob sie Diebe suchten, sie entdecken den Freier und laden ihn ein, mit ihnen Betel zu kauen. Folgte er nun dieser Einladung, so wäre das Mädchen für ihn verloren; er bleibt also gesenkten Hauptes sitzen. An zwei

folgenden Abenden derselbe Vorgang; erst am vierten beginnt die Hochzeitsfeierlichkeit mit der Anbietung des Betels, die wieder mit einer Menge von Zeremonien umgeben ist. Auf Timorlaut schrumpft die ganze Werbung auf Forderung und Darbietung dieses geschätzten Genußmittels zusammen: gewährt die Jungfrau die Bitte des Jünglings um Sirih, so hat sie seine Liebe erhört; beide leben in Probegemeinschaft, bis der Brautkauf geordnet ist.

Die **Hochzeitsfeierlichkeiten** wetteifern mit den Leichenfeiern um den Vorrang an Pracht und Dauer. Beim festlichen Mahle im bräutlichen Hause, dem bei den Heiden das beste Schwein geopfert wird, rufen die Gäste höheren Schutz an, um böse Geister zu verjagen. In Rau an der Westküste Sumatras, wo die Hochzeit in einem Tage abgemacht ist, macht der Bräutigam in Gesellschaft seiner Freunde drei feierliche Abendbesuche, ehe er um die Braut anhält; die Braut empfängt ihn mit ihren Freundinnen. Die Gäste bieten Sirih an und werden bewirtet; Bräutigam und Braut unterhalten sich in gebundener Rede unter den Tönen des Tamburins. Erst bei dem dritten Male erscheint auch die Schwiegermutter, und Bräutigam und Braut essen von demselben Teller, indem die Braut dem Manne die Speise zum Munde führt. Nun erst wird der Zweck des Besuches mitgeteilt; sind die Mitteilungen nicht deutlich genug, so heißt dies, daß sich der Mann zurückziehen will. Bei den Maanjan Borneos gehen am Tage der Hochzeit Leute, häufig mit Geschenken, zum Brauthause, um zu fragen, ob der Bräutigam sich nahen dürfe. Dann kommen der Bräutigam und seine Angehörigen, eine kupferne Schüssel wird vorangetragen. Diese wird auf eine andere gestellt, worauf ein Ei liegt, das zerschlagen und mit dem Blute eines über der Schüssel geschlachteten Huhnes oder Schweines gemengt wird; damit werden die Brautleute nach dem Schmause bestrichen. Dies Bestreichen, die eigentlich bindende Zeremonie, geschieht mit Silber oder Eisen und beginnt bei den Fußsohlen; dann kommen Kniee, Herzgrube, Hände, Ellbogen, Schultern, Stirn und Wirbelsäule an die Reihe, wobei besondere Formeln Unglück wehren und Glück bringen. Das junge Paar bleibt neun Tage im Brauthause und fünf in dem der Eltern des Bräutigams; dann gründet es sich ein neues Heim oder zieht in eins der Elternhäuser. Bei den Tring-Dajaken arbeitet nach Annahme des Geschenkes der junge Mann einige Zeit für den Vater seiner Zukünftigen und schenkt dann dieser zwei Sklaven; ein drittes Geschenk von Reis, Hühnern und Schweinen erfolgt unmittelbar vor der Hochzeit an die Schwiegermutter. Neben der kupfernen Schüssel sitzend, werden auch hier die Brautleute mit dem Blute eines Opfertiers bestrichen; am zweiten Tage nehmen sie öffentlich ein gemeinsames Bad, und am vierten suchen sie, in der Hand ein Stück Rotang als Symbol des Lebens, eine genießbare Frucht, woraus sie nach der Zubereitung ihr Schicksal ersehen.

Sich verbergen, scheinbar ablehnen überhaupt zu heiraten oder in den ersten Nächten den Bräutigam zu sehen, liebt hier und da die Braut; auch samt ihren Angehörigen vom Bräutigam am Hochzeitstag schlafend überrascht zu werden. Bei den Alfuren von Halmahera bringt der Jüngling vier Nächte mit seiner Braut zu, ohne über die Heirat zu sprechen; ist der Brautkauf geordnet, so schläft er in ihrem Gemach, bekommt sie aber nie vor der Morgendämmerung zu sehen. In dieser Zeit gehen Geschenke und Gegengeschenke auf Porzellanschüsseln hin und her, von Deputationen aus der Verwandtschaft und Freundschaft überbracht; jedesmal große Feste hinterher. Die Braut zu fangen ist der Bräutigam berechtigt; aber er vermeidet es, als ob es ein in Mißachtung gefallener Brauch sei. Die abschließende Trauungszeremonie besteht in einem von der Braut zubereiteten Mahle mit zeremoniellen Reden. Wo der Islam die Sitten mitbestimmt, wird wenig, höchstens ein Gang zur Moschee am Hochzeitstag und ein kleiner Tribut für den Priester verlangt, und alle späteren Ehen sind dann einfach Kauf. Auf Timorlaut nehmen zwischen den Brautleuten bei der Hochzeitsfeier ein Knabe und ein Mädchen Platz, Symbole des Kindersegens; bei den Tinguianen Luzons schläft zwischen den Neuvermählten in der ersten Nacht ein Knabe.

Die Stellung der Frau ist im allgemeinen nicht niedrig. Bei Mohammedanern ist die Frau wohl übler daran als bei Heiden. Von Timorlaut schreibt Riedel: „Nie schlägt der Mann die Frau, wohl aber umgekehrt.“ Es gibt auch hierin Unterschiede, aber vor allem ist der Wert der Frau groß: überall ist in den Verzeichnissen der Wergelder die Frau höher bewertet als der Mann, bei den Redjang auf Sumatra ist das Verhältnis 150 zu 80. Nur die höchsten Häuptlinge stehen über ihren Frauen. Dem entsprechend ist der Brautkauf keine billige Sache. War die Heirat Kauf, so wird die Frau Eigentum des Mannes; sie und die Kinder fallen nach seinem Tode an seine Erben. Die soziale Stellung der Frau erhöht sich, wo die Kosten der Hochzeit beide Teile tragen; am besten ist sie da, wo die Ehe durch „Ambil Anak“ geschlossen wird. Hier zahlt nämlich der Mann nichts, wird seinerseits dienstbar und hat kein Recht auf die Kinder; es findet dies hauptsächlich dann statt, wenn von einer Familie nur noch eine Tochter übrig ist, durch deren Verheiratung die Familie erhalten werden soll. Diese Ehe gab zu so vielen Rechtshändeln Anlaß, daß sie bei den Redjang verboten wurde. Es hängt mit dem Wechselverhältnis zwischen Brautkauf und sozialer Stellung zusammen, wenn wir bei den Maanjan Borneos einer höheren Stellung der Frau begegnen: es wird bei diesen keine Verlobung geschlossen, bevor nicht Mädchen und Jüngling zugestimmt haben. Der junge Mann zahlt aber auch keinen Brautschatz; seine Ausgaben bestehen in wenigen Gulden an die Zeugen, wozu seine Braut die Hälfte beisteuert.

Weibliche Herrscher kommen bei den Dajaken vor, doch nur vereinzelt. Ebensowenig Gewicht beansprucht das Auftreten von Frauen als Begründerinnen von Dynastien in den Volkssagen: das ist einfach die kosmogonische Vorstellung von der Erde als Urmutter. Und die Priesterinnen sind gleichzeitig Trägerinnen der unsittlichsten Gebräuche; in ihrer Stellung kann keineswegs eine größere Würde des weiblichen Geschlechts gesucht werden. Zu den Zeichen einer höheren Stellung der Frau dürfen wir aber die harten Strafen rechnen, womit der Ehebruch vor der Zeit der zersetzenden islamitischen und europäischen Einflüsse geahndet ward. Bei den Atschinesen schließen um den Schuldigen die Verwandten des Weibes einen Kreis und geben ihm eine Waffe, ein Gadubang, in die Hand, womit er sich einen Weg bahnen mag: gelingt es ihm, gut; wenn nicht, so wird er in Stücke gehauen und auf der Stelle eingescharrt. Nach den Gesetzen der Redjang werden schwere Geldstrafen auf Konkubinat, uneheliche und auf solche Geburt gelegt, die früher als in der natürlichen Zeit nach dem Eheschluß erfolgt. Auch auf Celebes herrschten ähnliche Bestimmungen. Fremder Einfluß läßt bei den Tagalen Luzons den Ehebruch leicht nehmen. Die unberührten Igorroten straften Fehltritte der Mädchen hart und enthaupteten Ehebrecherinnen, huldigen aber jetzt (nach Hans Meyer) milderen Anschauungen. Auf Sulu sahen Spanier Ehebrecherinnen lebenslang gefesselt. Der Tod des Mannes macht die Frau nicht allein für sich frei: in Sahu kann sie auch die Kinder dem Bruder ihres Mannes zurücklassen und wieder in ihre Familie eintreten.

In die Arbeit teilen sich beide Geschlechter so, daß die Frau ihrem Manne bei der Arbeit im Felde hilft; die häusliche fällt ihr allein zu. Bei der Feldarbeit übernimmt der Mann den schwersten Teil, das Ernten ist mehr Sache der Frau. Es bewährt sich die Regel, daß, je arbeitsamer ein Volk, desto gerechter auch die Arbeitsverteilung ist.

Schon vor der Geburt eines Kindes hat die Schwangere vielerlei aus dem Gebiet der Zeichendeutung und Tagwählerei zu beobachten. Sie und der Vater blicken in keinen Spiegel und in kein Bambusrohr, weil sonst das Kind schielen wird; sie zerbrechen Tabak und Sirih nicht im Betelsack, sondern nehmen beides erst heraus. Selbst die Männer dürfen an keinem Hause zimmern, noch decken, noch Nägel einschlagen, sich in keine Thür und auf keine Leiter stellen; und das alles, weil sonst das Kind nicht geboren werden kann. Alte Weiber helfen bei der Niederkunft, die häufig in eine Hütte fern von der Wohnstätte verwiesen wird; dann beginnen die

Vorbereitungen zur Namengebung. Bei den Dajaken, soweit sie noch Kopfjäger sind, muß der Vater erst einen Kopf erbeuten; bei den Ilongoten findet die Namengebung erst am fünften Tage statt, in Sahu erst nach neun Jahren. Es kommen Tiernamen vor, die an die der Stämme erinnern. Den Namen gibt der Vater, besonders dort, wo man im Kinde die Seele eines Ahnen wähnt. Diesen Ahnennamen legt sich dann auch der Vater zu. Bei einem zweiten Sohne kommt auch dessen Name hinzu: je mehr Söhne, desto mehr Namen. Kindesmord ist verbreitet und trifft besonders das Späterkommende einer Zwillingsgeburt.

Den **Eintritt in das mannbare Alter** bezeichnet bei den Dajaken die Absonderung aller Altersgenossen in einem Waldhause und die Beschneidung oder die Anlegung des Rindengürtels; dann hat der Jüngling im Schlafhause der unverheirateten Männer seinen Platz und baldmöglichst einen Kopf zu erbeuten. Besondere Schlafhäuser für Mädchen und Jünglinge sind weit verbreitet. Tättowierung und Zahnfeilung sind weitere Zeichen der Mannbarkeit. Die Knaben üben sich mit Bogen und Pfeil, bei den Kopfjägern in der Enthauptung von Strohmännern; auch wo Waffen von Erwachsenen nicht mehr benutzt werden, bleiben sie Kinderspiel, so der Bogen in Java. Bei den naturwüchsigen Stämmen wird bewußt nur kriegerische Tüchtigkeit anerzogen. **Mädchen** verbringen die Zeit ihrer ersten Menstruation in besonderen Hütten, auf Ceram in Käfigen. Gewaschen und geschmückt müssen sie dann bei den Alfuren Cerams mit Palmöl gesalbt werden und einen Bissen Banane und Fisch abbeißen, aber wieder ausspucken. Zahnfeilung und Tättowierung werden häufig in dieser Zeit vorgenommen und, wenn vernachlässigt, bei der ersten Schwangerschaft nachgeholt. Jungfrauen, bei den Alfuren gleich den Jünglingen durch ein Band mit weißer Muschel am Oberarm von den Verheirateten unterschieden, werden bei den westlichen Malayen strenger gehalten als bei den östlichen: dort werden sie von Aufseherinnen begleitet, hier pflegen sie freien Umgang, besonders bei Festen mit gemeinsamen Tänzen. So führt bei den Alfuren Halmaheras fast jedes Verlöbnis auf die langen Tänze bei Totenfesten zurück. Ruhig und unbefangen badet das Battak-Mädchen vor Männern, die mit gesenktem Blick vorübergehen; für eine eigentliche (islamitische) Malayin gälte das als die größte Schande.

Die Grundlage des Staates ist der **Familienverband**. Darüber hinausgehende Entwickelungen beweisen ihren unorganischen Charakter durch Zeichen fremden Ursprungs oder durch die Tendenz, immer wieder in die alten patriarchalischen Elemente zu zerfallen. Trotz der tiefen indischen Einflüsse fehlen strenge Kastenunterschiede. In Sumatra baut sich der alte Malayenstaat aus den **Suku**, den Familien und Geschlechtern auf, die zusammen einen Stamm ausmachen, und deren Häupter oder **Pangulu** (auch Pangeran) das Land regieren: so viele Suku in einem Dorfe, so viele Pangulu; ein ganzer Landstrich wird von der Versammlung der Pangulu seiner Dörfer beherrscht. Gewöhnlich fällt die Würde auf den von derselben Mutter geborenen Bruder oder Schwestersohn. Die Hauptfunktion dieser Patriarchen ist das Richteramt. Außer Ehrenbezeigungen und Gehorsam erhalten sie eine Abgabe an Reis, Geschenke bei festlichen Gelegenheiten; ihre Untergebenen tragen die Kosten der Hochzeit und Leichenfeier. Absetzbar sind sie nur bei groben Verletzungen von Gesetz und Herkommen. Der Ursprung der Suku, deren Namenbedeutung „ein Viertel" nicht zu ihrer großen Zahl paßt, ist dunkel. Doch erzählt eine Sage, daß das Volk von Tanah-Datar aus zwei Stämmen bestanden habe, die in vier Zweige verteilt worden seien. Da die Bevölkerung zunahm, habe man später viele Suku mit besonderen Namen unterschieden; jetzt sind meist 4—6 in einem Dorfe.

Als größere Abteilungen des Volkes stehen über den Suku die **Lara**, deren Verhältnis nicht ganz durch die Angaben der historischen Sage geklärt wird: vielleicht ist sie auf die exogamische Wechselheirat zwischen je zwei Suku zurückzuführen. Paarweise Zusammengliederung

findet man häufig auch in anderen malayischen Gebieten. Bei den Battak, wo die durch Namen unterschiedenen Stämme Marga heißen, wurde die dem Stamm entsprechende Territorialeinheit, die Kuria, ursprünglich von einer einzigen Marga bewohnt; heute aber ist an ihre Stelle die Zweiheit getreten: eine Marga ist die ursprünglich vorhandene, die andere der Gast, und beide stehen zu einander in Wechselheirat. Im Osten, auf Buru, auf Ceram bedeutet Hena zugleich Stamm und Bezirk, weil noch jeder Bezirk von einem besonderen Stamme bewohnt wird.

Die Tofas der Alfuren von Halmahera, Ternate und anderen, innerhalb deren die Heirat bis ins vierte Geschlecht verboten ist, entsprechen deutlich den Suku der Westmalayen. Wenn dies System auf den Philippinen und Formosa verwischt zu sein scheint, so erinnert doch eine Abhängigkeit der Plebejer von den Plutokraten, Abiteg und Baknanges in Benget, wie sie Hans Meyer beschreibt, an den zu Gaste wohnenden Suku. Bei den Lampong sind ähnliche Grundlagen zu erkennen. Hier begegnet man einer feineren Ausbildung des Stamm- und Dorfstaates. Jeder Distrikt, Marga, ist aus mehreren, selten mehr als zehn Dörfern gebildet, von einem unabhängigen Oberhaupt regiert und nach dem Stamme benannt; jedes Dorf ist wieder in eine Anzahl von Vierteln geteilt, an deren Spitze ein Viertelmeister steht. Dem Meister des ältesten Viertels sind die übrigen untergeben; die Gründung eines neuen Viertels fordert die Zustimmung sämtlicher Häuptlinge: vorher bleibt selbst eine größere Anzahl neugegründeter Gehöfte abhängig von ihren Stiftern. Es sind demnach hier wie bei der Suku-Regierung alle Abhängigkeitsverhältnisse nach dem genealogischen Zusammenhang geregelt, weshalb auch der Herrscher seine Unterthanen nur als „Stammesgenossen", das Familienhaupt die seinen nur als „Kinder und Vettern" anreden kann. Dies Zusammenfallen von Stamm und Wohnbezirk ist weithin zu finden; die ganze Insel Nias ist in 15—25 Distrikte, das Volk in ebenso viele Stämme geteilt.

In den Malayenländern finden wir ursprünglich Dorfstaaten. So wohnen in den unabhängigen Teilen von Formosa die Stämme dorfweise beisammen, und die 2 deutsche Meilen lange Insel Goram zerfällt in zwölf Herrschaften. Größere Reiche sind im Tagalengebiet nur dort entstanden, wo der Islam Fuß gefaßt hat, auf Mindanao, Sulu und den Küstenländern der Bai von Manila; außerdem gab es drei Vasallenreiche des Sultans von Tondo, und darüber herrschten auch wieder Fremde, Mischlinge von Borneo-Malayen und Negrito-Weibern. Ebenso kommt selbst unter den Malayen Sumatras Javanen ein großer Anteil an der Gründung mächtigerer Staaten, wie des von Palembang, nach dem Muster der indischen zu. Häufig fehlen daher umfassende Völker- und Ländernamen. Die Formosaner haben keinen gemeinsamen Namen für ihre Inselgenossen, ein Zeichen schwacher politischer Entwickelung, die auch die Grenzverhältnisse unklar bleiben läßt. In den malayischen Annalen spielen Grenzstreitigkeiten eine große Rolle. Das Zusammenhaltende bleiben immer die Stammesverbände. Die Maanjan standen schon unter Madjapahit, dann unter dem mohammedanischen Reich von Martapura, zuletzt unter der Herrschaft der Holländer. Die Selbständigkeit ging also verloren und mit ihr mehr als einmal der räumliche Zusammenhang der Stämme; aber immer wieder haben diese sich gefunden. Ein Hauptziel der spanischen Staatskunst auf den Philippinen bestand in der Zertrümmerung der alten Stammesgenossenschaften, der Dorfstaaten oder Barangays. Man zwang die Bewohner mehrerer Barangays, ihre Wohnsitze zu verlassen und sich zusammen an Einem Orte niederzulassen; das neue Dorf bildete nun Eine Gemeinde, den Pueblo. Da sich aber die Glieder eines Barangay in dem Pueblo wieder zusammensiedelten, so zerfiel es in Viertel, die den alten Namen beibehielten. Die früheren Dattos machte man zu Alkalden und Erhebern der Kopfsteuer. Man hob die Fronen auf, ebenso die Sklaverei und entzog damit den Häuptlingen den realen Grund ihres Einflusses. Das Christentum trug, indem es den Pueblo zum Pfarrdorf machte,

das Seine dazu bei, die alte Organisation zu schwächen. Diese ist aber so tief gewurzelt im Stammesgefühl, daß jeder Clan in seinem Barangay fortlebt und seinen Cabeza mit Ehrfurcht betrachtet; und erst seitdem Eingeborene in großer Zahl ordiniert wurden, stiegen Untere über ihn auf, aber unter gleichzeitigem Rückgang des Ansehens des Klerus. Die Dörfer werden oft mit dem Namen des Dorfältesten bezeichnet.

Noch um eine Stufe tiefer stehen die zerstreuten Nomadenstämme. Diese kennen nur einen gewählten Hauptmann, etwa wie die Zigeuner, was nicht ausschließt, daß er mit Vorliebe einer bestimmten Familie entnommen wird. Die Negrito-Horden Luzons bestehen oft nur aus 20—30 Köpfen. Historisch ist das Hervorgehen einiger Stämme aus zersprengten größeren Völkern.

Auch in den größeren Staaten treten die Suku und deren Pangulu häufig als die bestimmenden Elemente der Gemeinwesen hervor; in der echt malayischen Verfassung sind sie die Herrscher, der Radscha oder Sultan nur ihr Beauftragter. Daher ist in den meisten Fällen die Verfassung eine Übergangsstufe von der patriarchalischen Form zu einer bundesgenossenschaftlichen Adelsregierung, die durch repräsentative Elemente gemäßigt ist. Der Führer des Stammes ist der Schutzherr seiner Untergebenen, muß sie freikaufen, wenn sie in Sklaverei verfallen, darf sie verpfänden, bezieht seine Haupteinnahme aus Geldstrafen und verfügt über das Busch- und Weideland, wenn es an Feldern fehlt. Wo der Herrscher selbst die Zügel in der Hand hält, füllt dieser Stand die Beamtenstellen am Hofe und im Lande aus. Unter dieser erblichen Aristokratie, zugleich einer Aristokratie des Besitzes, die häufig in den aus Verwandten des früheren Sultans bestehenden hohen Adel und einen aus Beamten und Geldleuten gebildeten „Briefadel" zerfällt, steht das eigentliche Volk, der Träger der Arbeit, Steuern und Fronen; zuletzt kommen die Sklaven.

Je nachdem nun diese Grundlage erhalten oder durch Alleinherrschaft zertrümmert worden ist, nähert sich der malayische Staat der Despotie oder der Anarchie. So ist in Sulu die Würde des Sultans nur nominell, die eigentliche Macht ruht in Händen der Großen, Datto (bei den Lubu Sumatras der „Zauberarzt"), die als Gouverneure die Distrikte und Inseln auf Lebenszeit als Lehen verwalten. Dieser Reichsadel, woraus auch die Minister hervorgehen, bildet eine Ratsversammlung, worin jeder Datto je nach seinem Landbesitz und seiner Sklavenzahl einen Einfluß übt, dem nicht selten der Nachdruck mit den Waffen verliehen wird. Ohne diesen Rat darf der Sultan nichts befehlen. Ist das Sultanat auch erblich, so öffnet doch die Bestimmung, daß ein Verwandter zum Nachfolger ernannt werden darf, der Willkür eine weite Bahn: die Mitglieder des Rates sind alle mehr oder weniger mit dem Sultan verwandt. Alle Einkünfte, auch die Geldstrafen, werden unter die gesamte Regierung verteilt: der Sultan erhält davon nur das Pflichtteil, so daß er seine Sklaven auf Handels- oder Raubexpeditionen aussenden muß. Monopole, wie das des Kaffees, das den Radscha von Goa auf Celebes zum vielfachen Millionär gemacht hat, oder das Zinnmonopol Palembangs über Banka, konnten nur unter europäischem Schutz aufgelegt werden. Quellen geringfügiger Art fließen aus der Verpachtung von Regalien: Fischgewässer, Rotangschneiden. Neben dem unverletzlichen Premierminister, der alle Handlungen des Sultans und der Großen zu überwachen hat, dem Admiral und dem Justizminister steht der Volkstribun; aber der Einfluß dieses Einen kommt fast stets nur so weit zur Geltung, als es sich mit dem Gutdünken der Datto verträgt. Das Gesetzbuch der Malayen ist hier unbekannt, die Vorschriften des Korans werden kaum befolgt. Ein Schutz des Eigentums existiert nicht, Kinder- und Mädchenraub lieben die Datto, und ein Aufgebot des Heerbannes, das die spanischen Behörden der Philippinen so oft in Schrecken versetzte, wird zum Lichtblick, weil es für die Dauer eines Krieges der Rechtlosigkeit der nicht mitregierenden Klassen vorbeugt. Wo diese vielköpfige Despotie herrscht und nicht religiöser Fanatismus den Fremdenhaß schürt, wird die europäische Herrschaft von den niederen Klassen als eine Erlösung betrachtet.

Unter dem Einfluß des angefressenen Brahmanentums zerfällt die kleine Insel Bali in neun Reiche, die durch vier gemeinsame Kasten und durch die Bedeutung einflußreicher Familien ineinander übergreifen. Innerhalb jedes Ländchens gibt es Clans, in einem Dorfe oft mehrere, wovon der am zahlreichsten vertretene herrscht, ohne daß die anderen besonders gehorsam wären. Die Kaste macht eine Anzahl Bürger von allen Lasten frei, während sie andere mit Fronen überladet. Übrigens sind die Balinesen trotz der Zähigkeit, womit sie am Siwahdienste festgehalten haben, tolerant.

Was in Sulu die Datto, das sind in Atschin die Panglima oder Tuwanku, die erblichen Vorsteher der Sagi-Abteilungen, die nicht bloß den Rat des Sultans bilden, sondern auch dessen Nachfolger wählen, ja sogar die Befugnis haben, den Monarchen abzusetzen. Sie brauchen den Sultan von ihren Verfügungen einfach in Kenntnis zu setzen, jener muß sich ihnen nicht nur jeder Zeit unterwerfen, sondern, so oft er etwas unternehmen will, mit den Panglima ins Einvernehmen setzen. Er hat ihnen für die inneren Steuern, die sie für ihn einsammeln, eine jährliche Entschädigung zu zahlen; sein Einkommen besteht in 5 Prozent vom Werte aller Waren, die in den Hafen seiner Hauptstadt eingeführt, sowie von den Abgaben, die in den Sagi-Abteilungen von importierten Gütern und vom Verkauf des Pfeffers erhoben werden: gewöhnlich nicht mehr als 60—80,000 Mark. Auch in den alten Malayenstaaten von Sumatra ist die Regierung nur dem Namen nach absolut monarchisch: in Sambas wird der Herrscher von dem hohen Rat der Sechzehn gewählt und ist im Grunde nur dessen Vorsitzer; in Pontianak dagegen und in Sekadau ist sie es in der That. Der Druck aber ist überall derselbe. Die Fürsten kümmern sich nur um die Strafgelder und üben Erpressungen an den Reichen und Vornehmen, diese wieder am Volke. Der Schutz europäischer Regierungen hat oft die Machtmittel eingeborener Fürsten vermehrt, so daß javanische Herrscher in pompöser Verschwendung Trost für ihre verlorene Unabhängigkeit suchten. Ähnlich ist in Eroberungsgebieten die Autorität gewachsen: der Sultan von Kutei erhebt 10prozentige Wertzölle von Ein- und Ausfuhr, verpachtet das Opium- und Salzmonopol, nutzt die Kohlenbergwerke von Pelarung und Batu Pangal als Regalien aus und ist daneben auch der Wucher-Bankier seiner Unterthanen mit einem Einkommen von 1 Million Gulden. Wo, wie in Tobah, dem Herrscher noch religiöse Motive die Stellung eines kleinen Papstes einräumen, wendet sich das Blatt. Die Panglima hängen dann ganz vom Radscha ab, sind nur Beamte. Die Stellung dieser Herrscher befestigt sich auch durch eine volkstümliche Herablassung, besonders bei Festen. So kriechend sich im wahren Sinne des Wortes der Unterthan seinem Herrn nähert, so frei mag er dann mit ihm reden und Klagen vorbringen. Kleinere Herrscher unterscheiden sich auch weder im Auftreten noch in der Wohnung stark von ihren Unterthanen: Beth fand die „Residenz des mächtigen Sultans" von Djambi nur durch eine etwas breitere Leiter zum Pfahlbaupalast vor den anderen Häusern ausgezeichnet. Abgesehen von Java und einigen Teilen von Celebes und Sumatra sind die Bevölkerungen im Indischen Archipel keineswegs dicht; darum scheuen sich die Herrscher, ihre Unterthanen durch Härte über die Grenze zu treiben: der aufgeklärte Sultan von Kutei sandte Schiffe nach dem Amontaigebiet in Borneo, um die Einwanderung zu fördern, zahlte die Schulden der Kolonisten und gab ihnen freies Land.

Die Häuptlingszeichen sind ursprünglich einfach. Bei den Tobah-Battak tragen die Radschas Elfenbeinringe um den Oberarm; Prunkwaffen, silberbesetzte Dolche, Schwerter oder Flinten mit kostbaren Schäften werden auch den Boten als Legitimation mitgegeben. Bei den indisch-muslimisch angehauchten Fürsten sind mehrere Pfund schwere goldene Kronen mit kostbaren Edelsteinen ebenso üblich wie goldstrotzende Uniformen (s. Abbildung, S. 412).

Die Stämme sind im Genuß der Felder; das Eigentum darüber beansprucht indessen der Fürst überall da, wo er die Macht dazu hat. Unbebautes Land ist Gemeineigen; es kann durch

jeden auf eigne Rechnung bebaut und durch seine Arbeit in Besitz verwandelt werden. Verkauf von Grundstücken findet auf Timorlaut nicht statt, während Battak-Fürsten Ländereien in aller Form verkaufen. In Holontalo können Verkauf und Vererbung von Grundbesitz nur mit Genehmigung des Häuptlings geschehen. Das Eigentumsrecht des Stammes am Boden wird so zäh festgehalten, daß ein Versuch der Niederländer, Stämme Borneos weiter flußabwärts zu verpflanzen, mißglückte, weil diese fürchteten, daß die Nachkommen der dort früher angesiedelt gewesenen Dajaken Tribut von ihnen erheben würden, wozu sie das Recht hätten. Sind Erben nicht vorhanden, so fällt das Gut mit Zustimmung der Bevölkerung einem der Häupter zu. Die Einzelnen wahren ihr Eigentumsrecht durch Aufhängen von Puppen. Ein Ast über fremdem Lande fällt dem fremden Eigentümer zu.

Die **Kolonisation** spielt als überseeische Eroberung und Ansiedelung besonders im Osten eine an Griechenlands Wanderzeit erinnernde große Rolle. Kaum ein Völkchen wäre zu nennen, das nicht eine Wanderung in der Wurzel seiner Überlieferung nennt, und jede Küstenlandschaft weist fremde Elemente auf, die ungerufen und oft den Altansässigen schädlich eindrangen. Zahlreiche Sagen erzählen von Bruderzwist, Seuchen und Elementarereignissen als Gründen der Kolonienbildung. Das Recht der Eroberung wurde von den Herrschern von Ternate an adlige Häuser verliehen, die dann halbsouveräne Statthalter auf Buru, Ceram 2c. wurden. Übrigens war auch auf dem Lande die Kolonisation geregelt. Wenn in Java bei zunehmender Bevölkerung neue Lichtungen angelegt werden mußten, die zu weit vom Dorfe entfernt lägen, sandte man eine Niederlassung aus, die meist mit dem Mutterdorf vereinigt blieb. In Sumatra bei Malayen und Battak sowie in Nord-Celebes findet man eigne Namen für die Tochterniederlassungen. Vielleicht hängt damit manche politische Zweiteilung zusammen: die Herrscher von Tidor und Ternate behandeln sich als Nahverwandte.

Der **Sklaverei**, bei den einfachen Völkern wenig, bei den „Stadtmalayen" von Palembang, Atschin 2c. stark entwickelt, fallen Kriegsgefangene, Missethäter, die nicht zahlen, und Schuldner anheim, darunter nicht wenige, die ihre Freiheit im Spiel verloren haben: ganze Stämme sind in Schuldsklaverei versunken. Auch außerehelich geborene Kinder von Freien und Sklaven gehören diesem Stande an. In der Regel werden die Sklaven als Hausgenossen behandelt, können sich freikaufen und stehen in der Praxis nicht unter armen Verwandten, die für Dienstleistungen ins Haus genommen werden. Das Recht der Redjang kennt als Strafe Sklaverei auf Zeit. Sklavenraub und Sklavenhandel ist ein Hauptgeschäft aller mit eignen Schiffen „handelnden" Malayen: Bali, dessen Männer als Soldaten, dessen Mädchen als Dienstboten geschätzt waren (bei Batavia gibt es noch heute ein „balisches Dorf"), verlor einen großen Teil seiner Bevölkerung dadurch. In den Eroberungsstaaten der eigentlichen Malayen ist die Ständescheidung in Herren und Plebs oft so scharf, daß man von Leibeigenschaft sprechen kann; im Übergang zwischen Freiheit und Sklaverei bearbeiten die Ilapita der Holontalo Reisfelder und Goldwäschen des Fürsten umsonst, helfen die Mongohule als Abkömmlinge einer besonderen Gattung von Sklaven nur bei feierlichen Gelegenheiten ihren Herren, und sind endlich die Wato durch Kauf, Tausch, Erbschaft oder Schenkung erworbene Sklaven.

Ebenso wie in sich geschlossen, sind die Stämme **abgeschlossen nach außen**. Der Stamm verlangt nicht nur die alleinige Nutzung seines Wohngebietes, er verlangt auch Achtung seiner Gebräuche, seiner Gräber, seiner für „pomali" oder „pabi" erklärten Stätten und schützt sie durch tückische Fallen. Dazu kommen andere Ursachen. Bei den Ilongoten bekriegen sich die einzelnen Stämme untereinander in grausamer Weise, obwohl meist nur innerhalb der beteiligten Familien; nur wenn es einen Kampfzug gegen die Christen oder Negritos gilt, so vereinigen sich Freunde und Feinde.

Kopfjägerei, Menschenraub und die unglaublich kecke Piraterie sind in holländischen und spanischen Gebieten nicht auszurotten. Bei den unverdorbenen Stämmen hingegen geht die Gastfreundschaft gegen Weiße so weit, daß sich der Wanderer ruhig in das erste beste Haus eines Kampong einlogieren kann, ohne Gefahr, unfreundlicher Aufnahme zu begegnen. Der Sage, daß die Dajaken die Neigung hätten, Fremde, die ihr Gebiet betreten, zu vergiften, ist wenigstens für Süd- und Zentral-Borneo die Begründung abgesprochen worden.

Der häufige Kriegszustand ließ bestimmte Formen für **Kriegserklärung**, **Frieden** und **Bündnis** entstehen, und der Krieg wird nicht immer in blinder Wut, sondern in ritterlicher Weise, fast als Sport geführt. Der Battak kündigt durch Fehdebriefe den Krieg an, verhandelt tagelang in feurigen Reden unter Schlichtungsversuchen benachbarter Häuptlinge, ehe er zu den Waffen greift, und schließlich entscheidet schon der erste Tote. Ein Fehdebrief besteht aus einem handlangen Bambusrohr, worauf Beschwerde und Kriegserklärung geschrieben sind, einem Bündel Stroh: Brandlegung, einem Bambusmesser: Halsabschneiden bedeutend, und einer aus Bambus geschnitzten Lanzenspitze; das alles wird in einem Bündel nachts dem Feinde sichtbar aufgehängt. Bei den Ilongoten bedeutet den Krieg ein Bündel Pfeile oder Besprengung des Weges mit Blut. Aber trotzdem bricht der Krieg nicht aus, wenn nicht innerhalb acht Tagen eine entschieden feindselige That begangen wird. Friede wird leider häufig durch Menschenopfer besiegelt; Blutvermischung erhebt die Freundschaft der Männer zur Blutsbrüderschaft. Bei kleinen Streitigkeiten des täglichen Lebens erleichtert die Siribüchse, nicht umsonst kostbar und schmuckreich (s. Abbildung, S. 398), eine Verständigung, wie anderwärts die Pfeife oder Rumflasche.



Korb eines Dajak-Kopfjägers von West-Borneo, mit daranhängendem halben Schädel. (Ethnographisches Museum, München.)

Solange man Malayen kennt, ist das **Kopfabschneiden** zur Erlangung von Trophäen, das „Koppensnellen“, wie es die Holländer genannt haben, eine ihrer folgenreichsten Institutionen. Der Augustiner-Provinzial **Martin de Rada** berichtete davon aus Luzon schon im Jahre 1577; bis heute hat sich diese Hochschätzung feindlicher Schädel bei wilden Dajak- und Tagalenstämmen trotz eifriger Entgegenwirkung der Kolonialbehörden erhalten. Auch im Osten, z. B. in Ceram, steht das Kopfabschneiden in voller Blüte. Um die Zähigkeit dieser Sitte zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß sie einen religiösen Boden in der allgemein malayischen Schädelverehrung hat: diese mußte gerade die Schädel von Feinden als die erwünschtesten Opfer

für die Ahnengeister erscheinen lassen. Wo Christentum oder Islam Raum gewonnen haben, ist innerhalb eines Menschenalters mit der Schädelverehrung die Kopfjagd rasch zurückgegangen: in Nord-Borneo liegen die Schädel bei altem Gerümpel; bei den Igorroten hat sich nach Hans Meyer nur der Tanz um den leeren Stamm, wo einst der Schädel aufgesteckt war, unter Absingung eines Spottliedes erhalten. Ehe bei den Ilongoten die Hochzeitszeremonie vollzogen wird, muß der Bräutigam der Braut eine Anzahl Menschenköpfe bringen, am liebsten werden Christenköpfe entgegengenommen; die Dajaken sollen nur Dajakenköpfe suchen. Man braucht auch Köpfe, um darauf die Pfähle für das Fundament eines Hauses zu stellen, um sie dem Toten mitzugeben, um die Halle des Häuptlingshauses zu schmücken. Nur der glückliche Kopfjäger darf Tättowierung empfangen. Man braucht Schädel zu Trinkschalen, ihre Zähne und Haare zum Schmucke des Körpers und der Waffen. Wo Holländer geraubte Schädel den Kopfjägern wieder abnahmen, lieferten diese Skalp und Unterkiefer nicht aus. Das Kopfabschneiden ist im ungeschriebenen Völkerrecht dieser Stämme die einzig wirksame Form der Ausgleichung von Stammesfeindschaft. Die ursprünglich aus religiösen und politischen Gründen hervorgegangenen Kopfjagden erweiterten bald den Kreis ihrer Opfer; der Wunsch, Schädel zu besitzen, wurde zur Leidenschaft. Jedes benachbarte Dorf wurde fast schon als feindlich angesehen, man schlug Köpfe ab, und wenn man Schlafende morden mußte. Ein weiteres psychologisches Motiv der Sitte liegt in der Ablenkung der Blutrache aus Feigheit. Der Dajak ist feig und streift so lange geduldig in der Nähe des Reisfeldes herum, bis er bei guter Gelegenheit ein paar wehrlose Frauen und Kinder überfallen kann. „Nur ein einziges Mal“, sagt Michielsen, „ist es vorgekommen, daß ein Dajak von Serajan, dessen Tochter durch einen Kopfabschneider aus Katingan ermordet worden war, diesem folgte und gerade bei dem Feste, das man zu dessen Ehre feierte, ihm den Kopf abschlug. Diese That verursachte ein solches Entsetzen, daß man den Rächer seines Kindes, der solches gewagt hatte, ungehindert mit dem Kopfe des Enthaupteten abziehen ließ.“


Ein Kopfkörbchen der Guinanen von Luzon. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) 1/3 wirkliche Größe.

Die Kopfjägerei wird systematisch betrieben. Die Dajaken bereiten sich durch eine religiöse Weihe darauf vor. Sie bauen sich eine Hütte: ein Dach auf vier Pfosten und ein 1 m hoher Fußboden; der Zugang wird durch Rotang-Ranken abgesperrt, die behangen sind mit roten Blumen, jungen Palmblättern und einer Menge aus Holz geschnitzter kleiner Schwerter, Schilde, Lanzen, fliegender Nashornvögel und dergleichen. Innerhalb der Hütte liegen Lanzen, Blasrohre, Köcher mit frisch vergifteten Pfeilen, Schilde, Schwerter und Panzerjacken, die Ausrüstung einer Kopfabschneiderbande. In dieser Hütte hält sich die Gesellschaft je nach den Vorzeichen 4—6 Tage lang auf. Ehe sie sie verläßt, steckt sie eine der Zahl ihrer Mitglieder entsprechende Anzahl roh geschnitzter Bilder in die Erde, die bösen Geister zu versöhnen. Bei schwerer Geld-, sogar Todesstrafe ist es jedermann, der nicht zur Bande gehört, verboten, sich der „Baleihütte“ zu nähern. Das Eigentum des Opfers bleibt unverletzt; die Alfuren von Ceram warnen sogar ihre Opfer, ehe sie sich in den Hinterhalt legen, durch Beschädigung ihrer Fruchtbäume und durch abgebrochene Zweige.

Der Zusammenhang dieser Sitte mit dem Kannibalismus, der, ganz unabhängig von der Höhe der Kultur, da und dort aufzuckt, wird durch die verschiedenartigen Verwendungen des Schädels und anderer Teile des menschlichen Körpers angedeutet. Die eine Sitte ersetzt gleichsam die andere: so sind die Battak Kannibalen, die Dajaken aber Kopfjäger. Auf Timorlaut werden Bündnisse durch das Verzehren eines Sklaven besiegelt. In Nord-Borneo binden die Leute von

Sulu, die angeblich keine Kopfjäger sind, ihr Schlachtopfer und durchbohren ihm den Brustkasten mit Speeren; jeder Dorfangehörige gibt dem zitternden Körper einen Schnitt. Danach begraben sie die Leiche, ohne ihr den Schädel zu nehmen: „Die Häuptlinge von Sulu wünschen das nicht.“ Ihre Nachbarn fangen das Blut der Opfer in kleinen Bambusgefäßen auf, um damit die Felder zu besprengen. Nach Bock sollen die Bahu Tring den Körper ihrer Schlachtopfer auffressen, während die Schädel getrocknet werden und dem Häuptling gehören. A. B. Mayer zweifelt nicht, daß die durch Mas von den Ifugao der Philippinen und aus Borneo berichtete Sitte, daß das Gehirn ausgeschlürft wird, noch heute in Nord-Luzon herrsche. Die Alfuren Cerams legen den Schädel eines frisch getöteten Menschen in das Fundament ihres Gemeindehauses. Wenn auch bei den Battak in neuerer Zeit das Menschenfressen kein alltägliches, in das Belieben des Einzelnen gestelltes Vorkommnis ist, sondern nur gegen Kriegsgefangene oder schlimme Verbrecher angewendet wird, so gibt es doch Anzeichen für eine einst allgemeinere Herrschaft dieser Unsitte: auf den Märkten im Battak-Land soll Menschenfleisch verkauft worden sein, und einzelne Radschas haben es angeblich des Wohlgeschmackes wegen täglich gegessen, kranke Verwandte hat man aufgefressen 2c. Wenn die kannibalischen Sitten schwer auszurotten sind, so spielt eine einfache Geldfrage dabei nicht die letzte Rolle. Billiger ist es nun einmal, bei einem Tiwafest zu Ehren eines Verstorbenen sechs Sklaven zu 100 als sechs Büffel zu 250 Gulden zu schlachten.



Fürst und Würdenträger von Nias. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 408.

Es fehlt den Malayen nicht an kriegerischem Sinn, wenn auch große Völkerschaften, wie die Javanen, in langer Unterdrückung entnervt sind. Den Tausenden dem Seeraube ergebener Bugi und Alfuren, den kühnen Sklavenräubern an den Küsten Neuguineas ist Mut nicht abzusprechen. Der Dajak ist ein geborener Krieger; moderne Vollkommenheit der Waffen wird dadurch ersetzt, daß sie vollständig der Natur des Landes entsprechen und mit Geschicklichkeit gehandhabt werden. Die Knabenerziehung geht hauptsächlich auf Weckung der kriegerischen Tüchtigkeit aus; Kriegstänze, religiöse Weihen beim Auszug, Talismane, auf Timorlaut das Verschlingen des schnellen Schmetterlings helfen den Mut stärken. Vielfach nehmen Weiber und Kinder am Kriege teil. Battak lassen Vorkämpfer von weither, z. B. aus Atschin, kommen: je weiter, desto mehr Vertrauen.

Der Stamm und seine Gemeindegruppen haben auch die Aufgabe, Verbrechen zu ahnden. Vor allem haben sie bei Unvermögenheit des Verbrechers für die Aufbringung der Buße aufzukommen. Dafür steht ihnen aber auch das Recht zu, einen Verbrecher aus ihrer Mitte auszuschließen; damit ist er vogelfrei; der Schutz der Person ist ja nur in der Stammeszugehörigkeit

gewährleistet. Außerdem stellt der Häuptling einen neuen Rechtssatz nicht ohne Zustimmung des Stammes auf. Das Rechtswesen der malayischen Völker ruht, wenn auch der Begriff Gesetz und ein Richterstand unbekannt sind, auf der durch Tradition fortgepflanzten Gewohnheit (Adat). Es hat das Stadium der Privatvergeltung verlassen und ist zur Auferlegung bestimmter Strafen fortgeschritten. Der Übergang zeigt sich darin, daß beim Ehebruch dem beleidigten Manne die Tötung seines Weibes und ihres Liebhabers freisteht, wenn er sie auf der That ertappt, oder solange das Verbrechen nicht vor den Fürsten gebracht ist; auf Nias kann er sogar Beistand dazu fordern. Ist aber der Moment verpaßt, so fällt das Verbrechen unter das Gesetz. Dasselbe gilt vom Diebstahl und Totschlag. In Djohor konnte sogar ein Schlag ins Gesicht mit Tod geahndet werden, aber nur innerhalb drei Tagen. Fälle von Lynchjustiz kamen vor, nachdem die Polizei den Thäter bereits in Gewahrsam genommen hatte. Ist das Gesetz in Wirksamkeit getreten, dann ist fast jedes Vergehen durch Geld ablösbar, und es wird überflüssig, da die beschädigte Partei zufrieden ist, wenn sie auf dem Wege der privaten Unterhandlung Ersatz erhält: fällt auf jemand der Verdacht des Diebstahls, so suchen zuerst die Freunde des Beschädigten zu erfahren, ob der Dieb bemittelt genug ist, Ersatz zu leisten. Ersatz oder Vergütung ist das richtige Wort; der Begriff Strafe hört großenteils mit der Privat- oder Blutrache auf. In der Verfolgung des Verbrechers und der Aufbringung der Buße tritt bei einer Anzahl von Stämmen die Stammesgemeinschaft hervor. Das Wergeld für einen Sklaven beträgt bei den Makassaren 20, für eine Sklavin 30, für einen freien Mann 30, für eine freie Frau 40, für einen Mann edlen Geschlechts 80 Realen. Bei den Redjang von Sumatra war nach Marsden das Wergeld der höheren Häuptlingsklasse 500, der niedrigeren 250, der Frau des letzteren 250, der Frau eines Freien 150 und eines freien Mannes 80 Dollars. Für ein Kind einer höheren Klasse steht bei den Pasemah das Wergeld dem eines Mannes aus der nächst niederen gleich. Wunden von den Hüften aufwärts kosten mehr als solche am Unterkörper, solche, die mit dem Kris beigebracht werden, mehr als Stockwunden. Daß das System des Abkaufens der Schuld zu Mißbräuchen führt, liegt auf der Hand; beim Ehebruch wird es geradezu ausgebeutet. In Süd-Borneo sollen die Frauen nicht selten am gesuchtesten sein, die die Grenzen der ehelichen Treue nicht immer innehalten, da ihre Männer dann ein Recht auf die große Geldstrafe bekommen. Häufig sind auch Ehrenkränkungen; denn zu den Charakterzügen des Malayen gehört ein fast krankhaftes Gefühl für die ihm gebührende Ehre. Ein Blick der Verachtung, ein leichter Schlag, Weggehen über einen am Boden Liegenden führen häufig genug zu Mord und Totschlag.

Diebstahl und Ehebruch, das sind die Hauptvergehen; Mord, schwere Verwundung, Brandstiftung und andere schwere Missethaten sind in kleineren Gebieten, wie Buru, Engano und anderen, seit Menschengedenken nicht vorgekommen. Daher auch die hohen Strafen, für Diebstahl besonders. Straßenräuber pflegt man zu verbrennen.

Gottesurteile sind noch immer häufig, besonders die Feuerprobe: die Ordalien bestehen in Untertauchen, Herausholen eines Ringes aus siedendem Öl oder dem Hinstreichen eines glühenden Eisens über die Zunge. Bei hartnäckigem Leugnen und Unentschiedenheit des Gottesurteils entscheidet auf Timorlaut Zweikampf. Die Tagalen haben aus dem Christentum die Kerzenprobe herübergenommen, wobei sich die angezündete geweihte Kerze gegen den Schuldigen hinneigt. Bei den Igorroten wird den Streitenden der Hinterkopf mit spitzen Bambussplittern geritzt; wer am meisten Blut verliert ist im Unrecht. Hier gibt es auch als Gottesurteil die Prüfung der Galle eines durch Feuer getöteten Huhnes auf ihre Größe. Aberglaube greift in das Strafrecht in der Weise ein, daß des Ehebruches oder der Blutschande Beschuldigte in großer Not zur Versöhnung der Götter getötet werden. Soll ein Lubu einen Eid ablegen, so erklärt der Zauberdoktor, daß er durch Tiger zerrissen, durch Wasser weggerissen, durch Krokodile

verschlungen und durch Schlangen getötet werden soll, wenn er nicht die Wahrheit sagt. Bei den Alfuren von Halmahera wird der Eid verstärkt durch Trinken des Wassers, worin die Waffen getaucht worden sind; bei denen Cerams tauchen die Schwörenden in ein Fäßchen Arrak, worin ein kleines Krokodil aus Holz und ein übel zugerichtetes Menschenbild liegen, ihre Schwerter. Rechtsprechung findet häufig bei heiligen Bäumen oder Steinen statt. Ein Bund auf Ceram, an die Geheimbünde der Ozeanier erinnernd, wuchs mit der Zeit zu einem Rechtsbund aus, dessen wichtigster Zweck die Schlichtung der Streitigkeiten ohne Einmischung der Regierung wurde. Jedem Teilnehmer wird ein Kreuz auf die Brust tättowiert. Aufgenommen wird mit 15—16 Jahren; ein Lehrer unterrichtet 14 Tage vorher in einer Waldhütte. Der Bund hat einen dreigeteilten Rat, der seinen Rechtssprüchen zur Not durch Kopfabschneiden Geltung verschafft.

Das Pomali, Pali, Padi, Fosso oder Sassie der malayischen Völker ersetzt nicht einfach das Tabu der Polynesier; es hat mehr den Sinn des Mugul der Mikronesier: was sittig, was recht ist. Damit ist zunächst das Uhum der Dajaken verwandt; erst wenn es religiös und politisch angewendet wird, erlangt es den strengeren Charakter des Tabu. Orte werden tabuiert, gewöhnlich durch Aufhängen eines Palmblattbüschels; sie sind es entweder von alters her, oder werden durch Alte auf Grund ihrer Erfahrung als pomali erklärt. Den Alfuren von Halmahera ist sogar der Anblick des Meeres untersagt; Speiseverbote, die das Fleisch von Hirschen, Schweinen und Fischarten verbieten, verlangen das Pomali zur Bekräftigung. Die Berührung des Weibes eines Dritten wird auf Ternate als pomali erklärt. Ganze Dörfer werden durch Todesfälle pomali und belegen Verletzungen mit hoher Strafe. Die offenbare Willkür der Tabuierungen läßt zu, daß auch Träume irgend etwas als unerlaubt hinstellen.

Das Fadi der Madagassen ist auch nicht mehr das reine, alle Verhältnisse überschattende Tabu der Polynesier. Es heißt soviel wie verboten, unglückbringend, unantastbar, heilig. Da dem Bezirk von Behare an der Südküste von Madagaskar Hühner fadi sind, darf kein Huhn dahin kommen; das Schießen von Vögeln ist verboten. Wo anders vertritt der Hund oder ein anderes Tier diese Stelle; vielleicht liegt darin ein Anklang an Kobong oder Totem. Einflußreich wirken die monatlichen Fadi-Tage; an solchen Unglückstagen wird jedes Neugeborene lebendig begraben, wie noch neuerdings Grandidier von den Antanossen berichtete. Zärtliche Eltern erreichen mit Geld und guten Worten, daß die Opferung eines Fingergliedes als Sühne der Ankunft an einem Unglückstage zugelassen wird. Ein großer Teil des Einflusses der Fürsten beruht darauf, daß man ihnen eine Kenntnis der Glücks- und Unglückstage zutraut, in der astrologische Beziehungen vorzukommen scheinen. Jeder Götze in Imerina hatte einst seinen Fadi-Tag, wo die, die sich ihm besonders geweiht hatten, nicht arbeiteten; so enthält sich noch heute jeder hochgestellte Hova an seinem Fadi-Tage gewisser Speisen und verbringt ihn in völliger Abgeschlossenheit.

Merkwürdig sind manche Äußerungen des Zahlenaberglaubens. Schon die Einzahl erweckt Bedenken: zu einer Last gehören also mindestens zwei Träger. Dagegen ist 12 eine gute Zahl: der König hat 12 Weiber, es gibt 12 heilige Orte in Imerina, 12 königliche Ahnen, 12 Todsünden und 12 Scharfrichter dafür. Dieselben launenhaften Gedankensprünge wie im Fetischaberglauben!

# 20. Die Madagassen.

„In einem malayisch-afrikanischen Gemisch wiegt das Malayisch-Asiatische vor." *.*

Inhalt: Madagaskar. Das Volk. Das negroide und das malayische Element. Angebliche Zwerge. Indische, arabische, europäische Einflüsse. — Die Familie: Kinder. Namengebung. Die Ehe. Blutsbrüderschaft. — Der Staat: Die Stände. Die Sklaven. Staatenbildungen. Das Hova-Reich. Geschichtlicher Überblick. Das Königtum. Allbesitz der Krone. Hohepriesterliche Stellung des Herrschers. Gesetze. Gottesgerichte. Kriegswesen.

Madagaskar[1], mit über 10,000 Quadratmeilen Oberfläche eine der größten bewohnbaren Inseln, in glücklichem Klima gelegen, in Bodengestaltung und Bewässerung gut ausgestattet, hat Raum und Mittel, ein eignes Völkergebiet zu sein. Es ist 50 geogr. Meilen von der Ostküste Ostafrikas, 90 von Bourbon, 270 Meilen von Arabien und etwa ebensoviel von Indien entfernt. Ein südwärts gehender Meeresstrom vermehrt die Isolierung im Süden und Westen; die Ost- und Nordküste aber werden bespült vom ruhigen Wasser des Indischen Ozeans mit seinem regelmäßigen Wechsel der Monsune, leider nicht selten durchbrochen von verheerenden Wirbelstürmen. Die besten Häfen liegen im Nordwesten.

Madagaskar ist vorwiegend Hochland; Hochebenen und Gebirge nehmen den größten Teil des Inneren ein. Das kühlere, stärkende Klima des Hova-Hochlandes hat jedenfalls beigetragen, das Volk zu dem zu machen, was es heute ist. Schmaler Waldsaum am flachen Strande, dann Sümpfe und Moräste; daran schließen sich langsam ansteigende, gewellte Ebenen, die sich allmählich zu dem Stufenland aufbauen, das vom Plateau von Imerina und seinen Gebirgen gekrönt wird. Das ist die Wald- und Wiesenregion, der hoffnungsvollste Teil des madagassischen Landes; auf den Hochebenen waltet Heide vor. Ungleiche Verteilung der Niederschläge über das Jahr hin mag die Waldarmut erklären; aber ein gutes Stück Wald ist dem Feuer zum Opfer gefallen, womit die Madagassen Land urbar machen. Das Passatklima verschärft den Gegensatz zwischen der feuchten und der längeren trockenen Jahreszeit. Im Hochlande wie in den Küstentiefländern wechseln Trocknisse mit Überflutungen, und die Bodengestalt bedingt große Ungleichheiten des Gefälles. Einen gewissen Ersatz für Flüsse bieten die Lagunen, in langer Kette vorzüglich an der Ostküste. Die einheimische Pflanzenwelt spielt keine Rolle in der Volksernährung; aber die Küstensavannen und die Grasflächen des Inneren tragen die das ganze Leben der Madagassen durchdringende Viehzucht; die Wälder bieten nach dem Niederbrennen des Holzes die fruchtbarsten Äcker. Die Küste wird umsäumt von der vielleicht einheimischen Kokospalme. Die Sagopalme gedeiht auch hier, wird aber nicht von den Eingeborenen benutzt. Von den Palmen macht sich am nützlichsten die Rafia (Sagus Raphia), weil sie in ihren bis 6 m langen Blattrippen Baumaterial und in ihren feinen Fiederblättchen eine vortreffliche Webfaser liefert. Das Flechten von Matten, Körben und Hüten aus Stroh ist eine Hauptbeschäftigung der madagassischen Weiber. In einigen Küstengegenden und im Betsileo-Lande kleiden sich Ärmere in Grasmatten, Häuser deckt man mit Gras, aus den leichten dreieckigen Stämmen einer papyrusartigen Binse werden Flöße nach Art der Bambusflöße gebaut. Auf dem baumarmen Hochlande ist Gras weithin fast das einzige Brennmaterial. Zahlreich sind Farbepflanzen; Indigo wird angebaut.

[1] Nur die Hova, die sich selbst Malagasi im Gegensatz zu den anderen Stämmen der Insel nennen, kennen den Namen Madagaskara. Die Bewohner der umliegenden Insel nennen Madagaskar Tani-Be, d. h. großes Land, die Suaheli Bukini. Der Name Madeigascar findet sich zuerst bei Marco Polo.

Die Beziehungen der einheimischen Tierwelt zum Menschen sind in wenigen Teilen der Erde so eingeschränkt wie hier. Man gewinnt den Eindruck, als ob den tiefstgehenden Einfluß nicht die eingeborenen, sondern die eingeführten Pflanzen und Tiere geübt hätten; aus der heimischen Tier- und Pflanzenwelt sind keine echten Haustiere und Kulturpflanzen hervorgegangen.

Durch seine Lage auf Verknüpfung seiner Geschicke mit Afrika hingewiesen, löst sich dennoch Madagaskar in seinem Völkerleben davon los. Ohne Zweifel war es früh asiatischen Einflüssen weit geöffnet; wir können noch heute einen Teil seiner Bevölkerung aussondern und nach dem südlichen Asien verfolgen. Allerdings war die Grundlage afrikanisch, und die Kulturstellung dieser zu Großem berufenen Insel hat mehr afrikanischen als asiatischen Charakter. Der Gang der Geschichte zersplittert sich ziellos, ohne Einfluß auf die Gesamtentwickelung der Menschheit; Madagaskar hat sowenig wie Ostafrika einen nachweisbaren Anteil an der Geschichte der Völker um den Indischen Ozean genommen.



Ein Madagasse von negroidem Typus. (Nach Photographie aus der Sammlung von Pruner Bei.)

Die madagassische Bevölkerung läßt eine große Mannigfaltigkeit körperlicher Merkmale erkennen. Ihre Hautfarbe schwankt zwischen dem Hellbronzegelb der Südeuropäer und tiefem Schwarzbraun, ihr Haar zwischen dem afrikanischen Wollkopf und dem straff- und geradhaarigen Schopf der Malayen, ihre Physiognomie zwischen den negroiden und mongoloiden Extremen. Bald stufen sich alle diese Eigenschaften in Einem Stamme ab, bald verteilen sie sich deutlich auf verschiedene Stämme. Die Zweiteilung der Bevölkerung in malayische und afrikanische Hauptbestandteile, in Hova und Sakalava[1], ist ebenso unzweifelhaft, wie sie im einzelnen schwierig und wie die Geschichte ihres Zusammentreffens dunkel ist. Trotz Übergangsformen anderer Mischungen hat sich genug unvermischte Rasse beiderseits erhalten.

Das malayische Element hat sich allem Anschein nach am reinsten in dem mächtigsten Volk Madagaskars, den Hova, erhalten. Sie sind nicht von hohem Wuchse, doch ziemlich gut gebildet, behend und lebhaft, mehr zäh als stark; ihre Farbe ist olivengelb, bei einigen noch heller als im südlichen Europa; ihr Gesicht tritt im unteren Teile wenig hervor; die Haare sind schwarz, straff oder gelockt, die Augen kastanienbraun (s. Abbildung, S. 427). Man muß aber die malayischen Merkmale nicht bloß in den Hova suchen; gerade durch ihre Kriege und ihre Verbreitung über die Insel hin zeigen sie den Typus nicht mehr so klar wie an der Küste in Ruhe sitzen gebliebene

[1] Der französische Sprachgebrauch bezeichnet die Hova als Malegaschen oder Madagassen und die übrigen Einwohner der Insel, sowohl im Norden als im Süden, als Sakalaven.

Stämme. Sibree fand Betsimaraka heller als Hova. Vergessen wir nicht die weibliche Hälfte: viele hellfarbige Hovafrauen zeichnen sich im Gegensatz zu den Männern durch Schönheit aus und ragen an Geist so hervor, daß sie von jeher mit der Geschichte der Insel verknüpft sind. Seit dem Auftreten der Europäer spielen auch Mulatten, madagassische und solche von Bourbon oder Mauritius, eine Rolle, besonders in der Geschichte der europäischen Besitzergreifungen und der zwei sakalavischen Reiche des Westens. Neuere Beobachter wollen überhaupt die Überlegenheit der Küsten-Hova einem starken Anteil weißen Blutes zuschreiben.

Früher wurde von einer Zwergrasse der Insel gesprochen, die bald als fabelhaft, bald als ausgestorben bezeichnet worden ist. Die Nachrichten de Commersons von 1771 und anderer über die Quimos hat Ellis auf die Wazimba zu beziehen gesucht, die kleiner als die Hova, hellfarbig und behend seien und nach der Überlieferung jene großen dolmenartigen Steingräber geschaffen haben, die im Inneren Madagaskars häufig sind.



Ein Madagasse von negroidem Typus. (Nach Photographie aus der Sammlung Pruner Bei's.) Vgl. Text, S. 416.

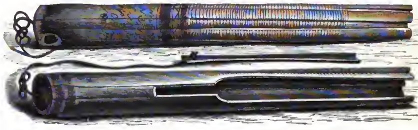
Die Zahl der inselfremden Elemente steht nicht fest, ihre Bedeutung aber, vor allem im Wirtschaftsleben, außer Zweifel. Erst erscheinen die thatkräftigen, rücksichtslosen Araber und Suaheli, dann die friedlichen, aber um so schlaueren Indier. Fast an jedem günstigen Küstenpunkte Madagaskars findet man Suaheli-Niederlassungen; Indier vermitteln fast den ganzen Handel. Einzelne Spuren deuten auf noch Entferntere hin: Schon Edrisi spricht von dem chinesischen Verkehr mit Madagaskar, der sich in den letzten Jahren durch einwandernde Zopfträger neu belebt hat.

Über die Zahl der Araber auf der Insel wissen wir nichts; klein ist sie nicht. Traditionen weisen ganzen Stämmen auf Madagaskar arabischen Ursprung zu; schon früh begegnen wir bei den arabischen Schriftstellern der Kenntnis Madagaskars. Im Süden Madagaskars bedient man sich der arabischen Buchstaben, arabische Bücher findet man an der Ostküste, und im Norden haben die Hova erst unter dem Einfluß der Engländer englische Buchstaben eingeführt. Durch das Christentum ist nun das Arabische teilweise auf die Stellung einer Zaubersprache herabgesunken; man trägt ganz unverständlich gewordene, weil arabisch geschriebene Amulette. Warum blieb aber der Islam, der in Ostafrika so geschickt Propaganda für den Koran machte, hier auf die Küstenplätze beschränkt? Die Hova, die geborenen Feinde der Küstenbevölkerung, nahmen sehr rasch das Christentum an: sie erblickten darin vor allem den Gegensatz zum Islam. Früher war es vielleicht anders. J. Cameron hat Hovagebräuche, die mit jüdischen übereinstimmen, zusammengestellt: sollte das nicht eher arabische Erbschaft sein?

Wie ordnen und schichten sich nun die verschiedenen Elemente zeitlich? 1873 wurde in Antananarivo eine einheimische Geschichte Madagaskars veröffentlicht, die eine Liste von 36 Häuptlingen und Königen der Hova gibt; das entspräche im allerbesten Falle etwa 800 Jahren.

Sprachforscher setzen aber die Einwanderung malayischer Völker wegen der Altertümlichkeit der madagassischen Dialekte vor ihre Ausbreitung über Polynesien. Es gibt neben dem Kisuaheli und Arabischen nur Dialekte des Malayischen auf der Insel; und diese sind einander so ähnlich, daß sich alle Madagassen, wenn auch mit Schwierigkeit, verstehen.

Niemand hat bis heute den wesentlich malayischen Charakter madagassischer Dialekte, in erster Linie des der Hova, ernstlich angezweifelt; man hat ihn aber herabzumindern versucht, indem man in den malayischen Beimengungen zufällige, gleichsam angetriebene Bruchstücke sehen wollte. Jedenfalls deutet das Madagassische nicht bloß auf das eigentlich malayische Sprachgebiet, die Verwandtschaft erstreckt sich mindestens ebenso stark auf das Polynesische. Cousin sieht es als eine ältere selbständige Ausbildung derselben Sprachfamilie an, der als jüngere Glieder die malayischen und polynesischen Dialekte angehören. Thatbestand ist also das Nebeneinandervorkommen afrikanischer und südasiatischer Bevölkerungselemente, begründet durch körperliche Merkmale, weniger durch die Sprache. Fragt man nach ethnographischen Beweisen, so ist zunächst die Existenz einer wesentlich ostafrikanischen Viehzucht von Bedeutung; der Ackerbau dagegen



Ein Musikinstrument der Sakalaven. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 419.

lehnt sich mit Reis-, Taró- und Zuckerrohrkultur an Südasien an. Letzterer ist am stärksten im Osten, ersterer im Westen, jener bei den Hova, dieser bei den Sakalaven vertreten. Der allgemeine Gebrauch der Rafiagewebe erklärt nicht die geringe Verwendung der Tierhäute zur Bekleidung, wie sie bei den afrikanischen Viehzüchtern so beliebt ist; Rindenzeug kommt hier so gut wie in Melanesien und Innerafrika vor. Von Waffen fehlt das innerafrikanische Wurfmesser und der afrikanische Bogen. Beim Eisenschmelzen bedienen sich die Madagassen des südasiatisch-malayischen Federblasbalges. Fadi erinnert an das malayisch-polynesische Tabu, wird aber weniger auf die Spitze getrieben (vgl. S. 425). Das staatliche Leben war bis zum Aufkommen (mit europäischer Hilfe) der Hova, der Großmacht Madagaskars, afrikanisch zugeschnitten. In den religiösen Begriffen ist mehr Südasiatisches als Afrikanisches. Und so ähnelt der Gesamteindruck des ethnographischen Thatbestandes dem linguistischen: in einem malayisch-afrikanischen Gemisch wiegt das Malayisch-Asiatische vor.

Afrikanern als ersten Einwohnern flossen Malayen und andere Völker vom Ost- und Nordrande des Indischen Ozeans zu und mengten sich nach und nach mit ihnen, und Hova und Verwandte weisen sich durch ihre relative Reinheit als später Gekommene aus. Eine nur einmalige malayische Einwanderung ist ebenso ausgeschlossen wie ein Zuwandern zufälligen Charakters; es handelt sich hier um ein verlängertes Zufließen: in innigem Verkehr, der vielleicht mit der alten malayischen Kultur in Hinterindien und im Archipel zusammenhing, müssen Malayen mit den Ländern des westlichen Indischen Ozeans gestanden haben. Malayische Spuren in Afrika zeigen, daß diese östlichen Einflüsse nicht an der Mosambikstraße Halt machten.

Die heutige Schiffahrt der Ostafrikaner steht nach der Ansicht mancher Ethnographen einer freiwilligen Herüberwanderung solcher Stämme entgegen. Nun sind aber Schiffahrtsgerät und nautische Kenntnis kein dauernder Besitz, wie viele Beispiele in Polynesien und dem asiatischen Wohngebiet der Malayen lehren. Anzunehmen mit Hildebrandt, daß zur Zeit dieser Völkerbesiedelung im Kanal von Mosambik viel mehr vulkanische Inseln als Brückenpfeiler vorhanden waren, ist gar nicht notwendig. Warum sollen nicht thatkräftige Afrikaner ihren Weg hierher gefunden haben? An Mut hat es dort niemals gefehlt. Problematisch bleibt nur die Überführung der Rinder: hier handelt es sich um eine Schiffahrtstechnik, wie wir sie wohl bei Arabern, nicht aber bei den zunächst in Frage kommenden Völkern finden.

Madagaskars **Bevölkerungszahl** wird auf 3—4 Millionen geschätzt; jedenfalls ist sie 15—20mal geringer, als sie nach europäischem Maße sein könnte. Den Hova weist man 750,000 (Ellis) bis 1,200,000 Seelen (Mullens) zu; als verhältnismäßig dicht bevölkertes Gebiet kann man das Hovagebiet Imerina auf dem Tafellande des Inneren, dann einige Teile der Provinzen Betsileo und Bara bezeichnen.



Eine Zither und ein Pulverhorn der Hova. (Ethnographisches Museum, Dresden.)

Bei der Beurteilung des **Charakters** vergesse man nicht die Verschiedenheit der Rassen. Ohne Frage ist der Hova gleich allen Malayen mehr berechnend als gerade, mehr schmiegsam als kräftig. Seine Tugenden und Fehler liegen beide in einer Weichheit, die ihn dem europäischen Einflusse, selbst dem Christentum mit Empfänglichkeit entgegenkommen, ihn aber doch nicht mit Energie das Gute darin behalten ließ. Er vermeidet in dringenden Fällen eine bestimmte Antwort, macht Umschweife und hält sich stets eine Hinterthür offen. Sein Geiz und seine unersättliche Habgier sind doch nicht im stande, ein kräftiges wirtschaftliches Leben hervorzurufen. Übermäßiger Genuß geistiger Getränke ist historisch geworden in Madagaskar: ihm verdankte ein gut angelegter König seinen Sturz vom Throne. Politische Rachsucht, Meuchel- und Giftmord sind wohlbekannt. In den Hova lebt ein starkes Gefühl der Überhebung über die anderen Stämme der Insel, die momentan unterworfen sind; aber ihre ganze Stellung rechtfertigt das nur wenig. Politisch wichtig ist ihr nie gebrochenes Heimatsgefühl: sie wanderten stets ungern aus und kehrten gern zurück.

Die Madagassen lieben **Musik** leidenschaftlich: Musikbanden müssen beständig in der Nähe des Königs und der Großen sein. Vorwiegend haben die Instrumente malayischen Charakter (s. obige Abbildung und S. 418). Hohe Bedeutung wird der malayisch-polynesischen Antsiva oder Muscheltrompete beigelegt: eine große Seemuschel von heiserem Tone, die nach den Gesetzen nur die Könige gebrauchen, die Soldaten unter die Waffen zu rufen. Es gibt bei den Madagassen keine religiösen Zeremonien ohne Gesang, Tanz oder Flintenschüsse. Große Staatsumwälzungen, die im Volke dumpf gären, kündigten sich öfters durch eine Tanzkrankheit, angeblich dämonische Besessenheit, an, die in allen Schichten ihre Opfer forderte. Mit Tanzen und Singen heilt man Kranke.

Nach einigen Andeutungen über die Chronologie aus voreuropäischer Zeit bestand das Jahr aus 12 Monaten zu 28 Tagen; 28 weitere Tage wurden so auf die 12 Monate verteilt, daß das neue Jahr jedesmal mit dem Neumond begann. Die Monatsnamen der Hova sind arabisch,

während die der Küstenstämme aus einheimischen Wörtern gebildet sind. Von Sternbeobachtungen zur Orientierung oder Zeitbestimmung wird bei der geringen Entwickelung der Seefahrt wenig gesprochen. Aber Reispflanzen und andere wichtige Unternehmungen regelt man nach dem Untergang der Sonne an einer bestimmten Stelle des Horizonts.

Die Tracht der Madagassen ist bei Hova und Sakalaven ursprünglich gleich: Lenden- und Umschlagetuch, bei den Männern bis zu den Knieen, bei den Weibern bis zu den Füßen reichend. Diese Tracht wird leider von der europäischen verdrängt, am raschesten natürlich bei den Hova. Die Wollhaarigen tragen die Haare meistens in großen Puffen; die Hova dagegen kurz oder in der Mitte gescheitelt, darüber setzen sie breitrandige Strohhüte. Von Schmucksachen sind am beliebtesten silberne oder messingene Armspangen und Fingerringe; jene besonders an der Westküste, wo der arabische Einfluß vorherrscht. Auch kommen Nasenringe nach indischem Muster vor. Während die Sakalava-Männer nicht tättowiert sind, bringen sich ihre Frauen mit einem Dorne oder Nagel einige Male bei: auf den Oberarmen sieht man Umrisse von Kreuzen, Sternen und Schlangenlinien. Die Hova tättowieren sich nicht, aber die Frauen der Betsileo Brust und Nacken. Bei den Sakalaven der Westküste beobachtet man die afrikanisch-barbarischen Ohrpflöcke. Schwarzfärben der Zähne mit einer Paste, die Sibree Laingo nennt, kennen Waldstämme des Inneren; angeblich färben sie abwechselnd einige Zähne und lassen andere weiß.



Eine aus Horn geschnittene Halskette der Madagassen. (Museum der Missionary Society, London.)

Die Hova haben hauptsächlich durch europäische Waffen ihre herrschende Stellung errungen und die anderen Stämme gezwungen, ihnen darin zu folgen. So sind denn Feuergewehre fast bei jedem Stamme zu finden; selbst bei entlegeneren tragen die Krieger neben zwei Wurfspeeren eine Flinte. Daneben sieht man aber selbst in Antananarivo noch viele Speere, Schlachtäxte, kurze Dolche und Holzschilde mit Büffelhaut. Doch Geschicklichkeit im Umgang mit Speeren wird nur wilderen Stämmen zugeschrieben. Neben dem Bogen erscheint als Schießwaffe noch ein malayisches, 2—3 m langes Blasrohr; die Pfeile dazu bestehen aus 0,5 m langen, feinen Bambus- oder Phragmites-Rohrsplittern als Schaft und einem hinten umgewundenen, aus den Seidenfasern von Asklepiadeensamen oder Federn gefertigten Pfropfen, der den Pfeil hinausschnellt und im Fluge stetig hält.

Die Häuser werden von allen Madagassen nach einem ziemlich übereinstimmenden Grundplan gebaut, ein Beweis für ihre Übereinstimmung in ethnographischer Beziehung. Thon ist auf dieser granitischen Insel sehr verbreitet; man baut ihn in Schichten von ½ m Höhe und etwas weniger Dicke auf. So entstehen Mauern, die zum Staunen der Europäer viele Jahre den Regengüssen trotzen. Das Dach ruht nicht darauf, sondern auf drei Pfosten, ist steil, hoch und mit Rohr oder Binsen gedeckt; nur die Reichsten in Antananarivo haben hölzerne, gemalte

Schindeln oder irdene Ziegel. Am Firste kreuzen sich Dachsparren, deren eingekerbte Enden oft mit einer kleinen Schnitzerei enden: einem Ochsengehörn oder kleinen Vögeln. Darin scheint eine Erinnerung an das Wappentier des Stammes zu liegen. Die Höhe der Sparren bestimmt den Rang (s. untenstehende Abbild.). Das Haus hat mindestens eine Thür und ein Fenster; die Thüren öffnen sich, in der Regel nach Westen, etwa ½ m über dem Boden, so daß man über ein paar Steine zur Schwelle steigt. Der östliche oder nordöstliche Teil des Hauses ist geheiligt: hier steht das Ahnenbild oder das Kreuz; beim Bau wird der nordöstliche Pfeiler unter Feierlichkeiten aufgerichtet. Dies ist der Hova-Typus, großartig ausgeprägt in den Bauten der Hauptstadt (s. Abbildung, S. 426). Die königlichen Gebäude, ungeheure Hütten mit spitzen Dächern, sind in jedem Stockwerk mit einer von mächtigen Baumstämmen gestützten Veranda umgeben. Die Stadt erhebt



Haus eines Hova-Häuptlings. (Nach dem „Globus“.)

sich terrassenförmig; die schmalen Pfade sind steil und schlecht, und die Häuser stehen nicht in Reihen, sondern bunt durcheinander. Einige freie Plätze dienen zum Abhalten von Märkten. Auch in den Sakalaven-Dörfern sind die kleinen, im Schatten größerer Bäume unregelmäßig zerstreuten, laubbekleideten Hütten rechteckig und ruhen meist 1—2 m hoch auf Pfählen. Alle Dörfer und viele Einzelhäuser sind mit hohen Rohr- oder Lehmmauern umwallt (s. Abbildung, S. 422). Man hat hierin einen mohammedanischen Gebrauch sehen wollen; doch war es wohl so, daß, solange die kleinen Stämme der Hova im Streit miteinander lagen, jede Höhe ein mit drei Ringgräben befestigtes Dorf trug. Nachdem nun eine starke Regierung diesem Faustrecht ein Ende gemacht hatte, stieg die Bevölkerung in die Ebene hinab. Indes gibt es noch heute genug befestigte Dörfer im Hovalande. Damals (gewöhnlich wird hierfür die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts angesetzt) wurde übrigens der Steinbau bei den Madagassen besser geübt als heute: nicht ganz ruinen- und erinnerungslos schaut das Land aus wie so manche Teile Afrikas.

Kein Stamm lebt ganz ohne Ackerbau. Wie bei den ostafrikanischen Negern ist eine leichte Haue so ziemlich das einzige Werkzeug. Die Felder sind oft weit vom Dorfe entfernt in Thaleinschnitten oder den Uferebenen der Gewässer angelegt und wandern von einer Stelle zur anderen.

Unbesorgt um die Zukunft, opfert man den Wald rücksichtslos, um Neuland und Aschendüngung zu gewinnen; nachgepflanzt wird nicht. Drum ist jetzt fast das ganze Hovaland waldlos und mit Gras bewachsen; nur hier und da erhebt sich ein ehrwürdiger Baumriese als Zeuge vergangener Herrlichkeit. Über dies Niveau haben indische, arabische und europäische Einflüsse die Kultur des Reises und Zuckerrohrs gehoben. **Reis** ist die eigentliche Nahrungsfrucht im Osten und im Inneren, während die Bewohner des Westens mehr von Mais, Maniok und anderen Wurzeln leben. Schon im vorigen Jahrhundert war die Ausfuhr von Reis beträchtlich. Die Bewässerung der Reisfelder geschieht häufig künstlich, das Zerstampfen des Bodens besorgen die Rinder, und der Halm wird mit einer Sichel geschnitten, die einem leicht gebogenen Sägemesser gleicht. Dann wird das Getreide auf einem Dreschstein ausgeklopft und durch Schwingen gereinigt. Viel **Zuckerrohr** wird im Hovalande angebaut. Man preßt es zwischen zwei hartholzigen Cylindern, wovon der Saft in einen Trog läuft. Daraus destillieren sie den berauschenden Trank Toakka. Der unvollkommen kristallisierte Zucker wird auf den einheimischen Märkten verkauft. Viele Fruchtbäume sind eingeführt: **Pfirsiche, Apfelsinen, Zitronen**. Der **Weinstock** wird auf dem Hochlande gezogen; als Genußmittel werden **Hanf** und **Tabak** kultiviert. Der Tabak wird selten geraucht, dann mittels Wasserpfeifen südafrikanischer Art aus ochsenhornförmigen Flaschenkürbissen und Thon (s. Abbildung, S. 423, unten), niemals geschnupft, aber leidenschaftlich als Pulver gekaut.



Umfriedete Bauernhäuser in Imerina auf Madagaskar. (Nach Ellis.)
Vgl. Text, S. 421.

Die **Herden** sind Geld. Mit Rindern wird die Braut bezahlt; keine Feier ist ohne Rinderopfer. Der Madagasse ißt fast nur bei festlichen Gelegenheiten Fleisch; Kälber zu essen, verstößt ganz gegen die Landessitte, wonach das Kind nicht von der Mutter getrennt werden soll. Rinder und Reis stellen die wichtigsten Einnahmequellen der Insel dar; Mauritius, Réunion, selbst Sansibar und ostafrikanische Küstenplätze sind hierin hauptsächlich auf Madagaskar angewiesen. Alles Geld wird in Herden angelegt; es ist der größte Ehrgeiz der Mittellosen, wenigstens 2—3 Rinder zu erwerben. Im Hochlande ist die Milch ein Hauptnahrungsmittel, und die reichen Hova haben Viehstationen von 500—800 Stück. Einige Tiere werden auch künstlich in halb unterirdischen Ställen gemästet. Obgleich die Rinder unter den öffentlichen Schutz gestellt sind und bei den unabhängigen Stämmen auf ihrem Diebstahl Todesstrafe steht, ist doch Viehdiebstahl häufig. Das madagassische Rind gleicht dem ostafrikanischen. Schafe und Ziegen finden sich nur im Inneren; die überall verbreiteten Schweine wurden erst von den Engländern unter Radama I.

eingeführt. Hühner findet man nicht in jedem Dorfe; Gänse, Enten und Puten nur bei den Hova. Die Hunde sind entweder schakalartig und ostafrikanischer Abstammung oder von europäischem Mischblut. Katzen sind allen Madagassen Tiere bösen Omens.

Die Arbeit der freien Leute wird in ihrer vollen Entfaltung gehemmt durch die Sklaverei. Wo Veranlassung zu größeren Leistungen vorliegt, wie in den Reisdistrikten des Nordsakalaven-Landes, werden Sklaven gehalten. Was man Gewerbthätigkeit nennen könnte, das liegt hauptsächlich in den Händen der Weiber. Ausgenommen davon wird Eisenbereitung und -Bearbeitung überall da geübt, wo das Rohmaterial vorhanden ist. Die Hova ahmen gern europäische Muster nach: die Gabe, selbst zu erfinden, ist bei ihnen gering. Bei unberührten Völkern der Insel ist eine Lieblingsbeschäftigung der Frauen das Weben von Lambas aus Rafiafaser; überall sieht man unter großen Schattendächern die Webstühle tagsüber aufgestellt, und oft dauert es monatelang, ehe eins dieser haltbaren Gewebe fertig ist. Die größeren Thongeschirre, besonders die Wassergefäße, die zu einem oder zweien an festen Plätzen in jeder Hütte stehen, erinnern durch Form und Brand an ostafrikanische, die Töpfe mit Deckel zum Reiskochen an die malayischen, die aus feinem roten Thon verfertigten Platten und Flaschen an maurische Töpfereien. Das Flechten der Matten, Körbe und Taschen, zuweilen in roher Tiergestalt oder von Flaschenform, ist Sache der Frauen. Die Muster der quadratischen, an den Ecken etwas aufgebogenen Getreidewannen und Matten sind recht hübsch. Die madagassischen Binsenkörbe halten das Wasser durch Verdunstung kühl. — Der innere Handel ist bei dem übeln Zustande der Wege und der Unsicherheit des Verkehrs nicht beträchtlich. Und trotzdem der Außenhandel nach und nach eine große Notwendigkeit für das Hovareich geworden ist, sind alle Betriebsmittel im schlechtesten Stande. Hohe Einfuhrzölle, womit die Hova den größten Teil ihrer Staatsausgabe bestreiten, lasten auf dem Handel; nützen aber, weil auch der Branntwein davon betroffen wird.

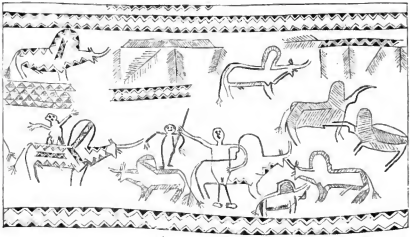


Reismörser und Ruder von Madagaskar. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.)



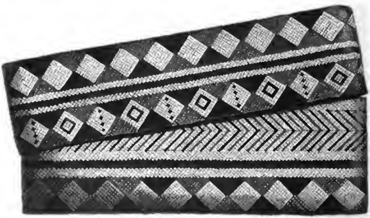
Eine madagassische Wasserpfeife, nach afrikanischem Muster. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 422.

Das Christentum mußte in Madagaskar mit der **Vielweiberei** paktieren, die durch die Raubzüge der Hova immer neue Nahrung erhielt. Längst haben sie aufgehört, erfolgreich zu sein, und die Vielweiberei wurde offiziell abgeschafft. Überall ist die erste Frau die Herrin des Hauses,



Zeichnung einer Rinderherde auf einem Bambusbecher, s. die Abbildung, S. 425. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

ihre Kinder sind bevorrechtet. Die Hütten der einzelnen Vadi-kely oder Nebenweiber liegen um die größere des Ehegatten gruppiert, der darin mit der Hauptgattin (Vadi-be) zusammen wohnt.



Ein geflochtenes Täschchen von Madagaskar. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) ⅓ wirkl. Größe.

Diese ist selten die schönste der Frauen, wohl aber die reichste und dem Hausherrn ebenbürtigste. **Verlobung und Heirat** erinnern an malayische Sitten. Der Brautkauf bricht in dem Herkommen durch, daß die Heirat erst dann für geschlossen gilt, wenn die Brauteltern ein Geschenk, früher das Schwanzstück eines Rindes, vom Bräutigam angenommen haben. Im ganzen ist des Weibes Stellung nicht zu tief unter der des Mannes. Den unvermählten Weibern sind große

Freiheiten gestattet. Die heidnischen Stämme sehen es gern, wenn eine junge Frau voreheliche Kinder mitbringt. Bei den halbzivilisierten christlichen Hova spielt die Sittenheuchelei eine große Rolle; hier hat die Halbkultur mit wirtschaftlichem Rückgang und übermäßigem Genuß geistiger Getränke in allen Richtungen zersetzend gewirkt. **Exogamie** und **Mutterrecht** gehören zu den bezeichnendsten Merkmalen malayischer Stammverwandtschaft. Bevorzugung der weiblichen Linie in der Vererbung, die Gleichstellung von Vater und Onkel, Mutter und Tante in der Verwandtschaftsreihe und die Thatsache, daß Ehe unter Geschwisterkindern als „Fadi" bis zum fünften Grade verboten ist, sind von afrikanischen Gebräuchen abweichende Eigentümlichkeiten. Auch die politisch hervorragende Rolle der Frauen wird in erster Linie durch den großen Wert verursacht, der auf die direkte Vererbung des Blutes gelegt wird. Durch den Gebrauch gestützt, daß der erste Minister der Gatte der Königin ist, hat sie in der Geschichte der Hova durch drei aufeinander folgende Königinnen fast den Charakter der **Gynäkokratie** angenommen. Rücksicht auf Nachkommenschaft, besonders auf männliche, hat nicht die tiefe Einwurzelung der grausamen Sitte des **Kindermordes** verhindert. Eltern ist die größte Verehrung der Kinder gewiß, schon weil dem Alter an sich Ehre gezollt wird: wenn zwei Sklaven Lasten tragen sollen, von denen der eine jünger ist als der andere, nimmt jener womöglich alles auf sich. Blutsbrüderschaft, über einem geschlachteten Ochsen geschlossen, erinnert an Afrika.



**Bambusbecher der Hova**, als Tabaksdosen gebraucht. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/2 wirkl. Größe. Vgl. auch Abbild. S. 424.

Gesellschaftlich zerfallen die Hova in drei Klassen: den Adel (Andrian), den Bürgerstand (Hova) und die Sklaven (Andevo oder Ampory). Der **Adel** besteht vorwiegend aus Abkömmlingen der früheren Häuptlinge. Er ist der bevorzugte Stand, doch nicht der reichste; ja, man hört sagen: arm wie ein Andrian. Der Regierung steht die freie Verfügung über alle Unterthanen zu: Dienst wird von reich und arm, alt und jung verlangt. Damit ist natürlich Nichtbezahlung der für die Regierung geleisteten Dienste gegeben; und das bedeutet viel bei der Regierungsmacht und dem Umstand, daß die Minister die größten Kaufleute des Landes sind. In diesem Fronsystem liegt eine Ursache des Zurückbleibens des Volkes, da die Freude am Genuß der eignen Arbeit gerade denen am meisten verkümmert wird, die am meisten können. Die Europäer haben durch die Einführung der Lohnarbeit günstig auf die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Hovareiches eingewirkt. Ein zwischen Bürgertum und Geburtsadel stehender Verdienstadel ist seit Radama I. durch Verleihung von Ehren an die Staatsdiener geschaffen worden. Die Freien teilen sich in zahlreiche Clans, die in der Regel nicht untereinander heiraten; außerdem zerfallen sie in die zwei Gruppen der Kriegsdienstpflichtigen und der einfachen Bürger.

Von Sklaven unterscheidet man drei Arten: Zaza-Hova, Andevo und Mosambik. Die ersteren stammen von demselben Blute wie die Hova selbst, wurden aber zur Strafe für eigne, väterliche oder brüderliche Verbrechen zu Sklaven gemacht. Die Andevo, die zweite und zahlreichste Klasse, rekrutieren sich hauptsächlich aus Kriegsgefangenen; das sind die Sklaven im engeren Sinne. Sie sind in der Regel etwas dunkler als die Hova, sonst aber entsprechend ihrem verschiedenen Ursprung von mannigfaltiger Erscheinung. Die dritte Klasse endlich sind die von den Arabern meist von der Mosambikküste eingeführten Afrikaner. Seit 1877 sind Sklaven nominell in allen den Hova unterworfenen Teilen der Insel frei. Die Sklaven stehen etwas niedriger als



Die Hova-Hauptstadt Antananarivo. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 421.

die übrigen Glieder der Familie, können aber durch ihre Herren ein Leben bereitet erhalten, um das sie mancher Freie beneiden mag. Die schlechteste Seite der Sklaverei ist daher der üble Einfluß, den sie auf die Arbeit der Gesamtheit übt: man hat sich gewöhnt, auch die kleinste Arbeit durch Sklaven besorgen zu lassen.

Die Staatenbildungen Madagaskars sind ursprünglich beschränkter Natur. Die Machtlosigkeit sogenannter „Könige“ stand oft in einem komischen Gegensatz zu den von interessierter europäischer Seite ihnen aufgedrängten Prätensionen. Wenn sich die Hova über diesen niederen politischen Zustand erhoben haben, so möge man sie als Reichegründer nicht überschätzen. Ist ihr Reich auch größer, so ist es dafür, begründet auf weitzerstreute Besatzungen und Beamte, von um so lockererem Zusammenhang. Der ganze Norden und Westen, mit Ausnahme einiger Handelsplätze an der Küste, sind noch unabhängig, der Süden und Südosten ebenfalls. Um die

ethnographischen Wirkungen der erobernden Ausbreitung der Hova zu verstehen, muß man erwägen, wie durchgreifend, grausam und langwierig ihre Kämpfe waren. Man suchte dem Gegner so gründlich wie möglich zu schaden; jedes Mittel galt für erlaubt. Nimmt man hinzu die Sitte, den lebenskräftigsten Teil der Unterworfenen als Sklaven fortzuführen, und endlich die zerstreuten Beamten und Besatzungen der Hova: was anderes konnte eine solch expansive Politik bewirken als die Durcheinanderwürfelung der Bewohner? Der Sauerteig aber in dieser gärenden Masse ist der Hova, der sich selbst außerhalb seines engen Stammlandes als Fremdling betrachtet.



Rainitnalavon und Rainilalarivona, die beiden Hauptminister Radamas II. (Nach Ellis.)

Außer den Hova und den Betfileo, die als wesentlich identisch aufzufassen sind (sie bilden den Kern des Hovareiches im Inneren), werden die Stämme der Ostküste unter dem Namen des einst mächtigsten von ihnen, der Betfimaraka, zusammengefaßt. Diese, die landeinwärts wohnenden Betanimena und die im Waldgürtel der Ostküste zwischen Küste und Innerem wohnenden Völkerschaften der Tanala, Tankay und Sihanaka sind hovaähnlich, während die nördlicheren und südlicheren Taimoro, Taifasy, Taisaka, Tanosy und Tandroy dunklere Haut und kein straffes Haar haben. Auch unter den Betfimaraka finden sich Dunkle mit lockigem Haar. Einst hatten die von der Westküste aus an der Süd- und Nordspitze übergreifenden Sakalaven einen Halt an dem südlichen Königreich von Menabe und dem nördlichen von Imboina, von Häuptlingen der Sakalava vor etwa 200 Jahren gegründet. Von da aus wurden die Hova in Unterwerfung gehalten; heute sind sie es, die zum größten Teil nominelle Unterthanen der Hova sind.

Das Königtum der Madagassen ist nirgends unbeschränkt; und am wenigsten ist der Hovafürst absoluter Monarch. Ihn umgibt ein hoher Adel, dem Glieder der königlichen Familie

und Söhne alter Familien angehören und aus dem die Gespielen der Prinzen und die Minister hervorgehen. Er spielt sich vielfach als Vertreter des Volkes und Vollstrecker des Volkswillens auf. Hier mögen wohl unbewußt Anregungen des Verkehrs mit Europäern wirksam geworden sein, die bei dem leichtbeweglichen Volke ebenso mächtig wie in Bezug auf Ursprung und Wirkung schwer berechenbar sind. Regiert ein König mit Kraft und weiß er sich die Herzen seines Volkes zu gewinnen, dann haben Adel und Volksversammlung wenig zu bedeuten; ihre Macht wächst aber in dem Maße, als der Herrscher schwächer oder unbeliebter wird. Er besitzt Machtmittel, die seiner Autorität volle Geltung verschaffen: der König ist nicht nur die Quelle der Gesetze, Strafen und Ehren, sondern auch der allgemeine Eigentümer; Person, Eigentum, Zeit, Arbeit, Geschick, Erfindung, alles gehört dem Herrscher. Die Verwaltung des Hovareiches wird auch noch heute wesentlich aus dem Gesichtspunkt der Privatwirtschaft für Rechnung des Königs betrieben; daher die unsinnigsten Plackereien und Auflagen. Alle Minerale, alle Produkte des Waldes und Feldes, die nicht durch Hacke und Spaten gewonnen werden, sind Regal, auch die Nutzhölzer. Der König konnte seinen Unterthanen bei Todes- oder lebenslänglicher Arbeitsstrafe verbieten, ihre Insel zu verlassen. Verschuldungen gegen den Staat finden ihre Strafe darin, daß das Eigentumsrecht an der Arbeit zu einem Recht auf die Person wird, d. h. daß Schuldige Sklaven des Königs werden; die „Staatssklaverei" besteht der Sache nach noch heute.

Wenig hat das Christentum von der hohenpriesterlichen Stellung des Herrschers übriggelassen; ja, es will sogar scheinen, als ob die Priester tief unter den höheren Dienern des Hofes stünden. Aber in der Masse des Volkes leben Reste eines älteren Glaubens, der im König seinen größten Zauberer sieht. Wie vor Idolen und ihren Trägern hat das Volk vor allem auf die Seite zu treten, was in Berührung mit dem König und seinem Hause war. Jeder Hova schert bei Königstrauer sein Haupt. Der Eidschwur schließt sich an das Gottesurteil an: der Schwörende muß von einem Zaubertrank schlucken, der beim Königsschwur über einer Bleikugel, einer Dose Erde und einem Flintenpfropfen gestanden hat. Noch ist jenes schreckliche Gift- und Gottesurteil nicht ausgerottet, das als Tangena bei den Hova, als Kizumba bei den Westsakalaven eine so verheerende Rolle gespielt hat. Der Pomp des Königshofes ist in manchen Beziehungen nur ein Abklatsch europäischer Formen; man vergleiche hierzu die Schilderung, die Ellis von der Krönung Radamas II. gemacht hat.

Die Gesetze der Hova werden vom König beim Antritt der Regierung neu erlassen; gegenwärtig sind es über 60. Neue Verordnungen werden auf öffentlichem Markte verkündigt. Für schwere Verbrechen sind verschiedene Todesstrafen und Sklaverei vorgeschrieben, auch werden Weiber, Kinder, Sklaven und Herden des Schuldigen konfisziert und verkauft, wenn sie nicht durch Verwandte freigekauft werden.

Die Hova sind durch Krieg groß geworden, durch Krieg erhalten sie ihre Macht. Ihre jetzige Dynastie hat etwas Militärisches an sich, ins Madagassische übersetzt. Die waffenfähige Bevölkerung ist dienstpflichtig, aus einem beliebigen Bruchteil werden die Garnisonen gebildet. Da diese Soldaten aber so wenig bezahlt werden wie irgend ein anderer Staatsdiener, so sind ihnen die Kriege Hauptzweck. Erbeutung von Ochsen und jungen Sklaven ist doppelt erwünscht.

## 21. Die Religion der Malayen.

„Dämonentum, in dem der Ahnenkult eine bedeutsame Rolle spielt." Bastian.

Inhalt: Naturreligion oder Ahnenglaube? Vorwalten des Ahnenglaubens. – Sogenannte Fetischbilder. — Seelenglaube der Negritos. Beweise für ein höheres Alter desselben. — Komplizierte Seelenlehre. — Schädel- und Knochenkult. — Verehrung alter Töpfe. — Baumkult. — Tierverehrung. Tigermenschen. Tigeraberglaube. — Vielheit der Geister. – Gute und böse Geister. — Sichtbare und unsichtbare Geister. – Die Amulette und Reliquien. Der Ganlan-Glaube der Alfuren. — Die malayische Götterlehre. — Vergöttlichung von Menschen. — Unbestimmtheit des höchsten Wesens. — Batara Guru. — Siwaitische und buddhistische Grundlage. – Kaloë. — Kriegsgott. — Meergeist. — Sonne und Mond. — Erdbebengeist. — Mythologische Sagen. — Vorstellungen vom Jenseits. — Das Priestertum. Zauberer. Priesterinnen. — Glaube und Betrug. – Die Kultusstätten.

Religiöse Verehrung der Ahnen und ein reger Glaube an höhere und zahllose niedere Geister, dazu mancherlei Zauberei und vielgestaltiger Aberglaube, das ist der Kern der ältesten religiösen Vorstellungen auch der Malayen. Dem Malayen entgehen nicht Besonderheiten der Natur, aber seine Beobachtungen dienen nur dazu, die Natur mit Geistern zu bevölkern, die aus dem Seelenkult hervorgegangen sind, und Amulette oder Fetische, Verehrung oder Furcht erregende Gegenstände zu gewinnen. Amulett wird jeder Gegenstand, der an einer Stelle gefunden wird, wo man ihn nicht erwarten sollte; ein Jäger bittet einen Stein im Wege: „Hilf mir heute Buschhühner fangen", findet Erhörung: der Stein wird ihm und seinem ganzen Dorfe Fetisch. Jeden Stein oder steinähnlichen Gegenstand, der in den Eingeweiden von Fischen, Vögeln, Büffeln oder Menschen gefunden wird, einen harzigen Baumauswuchs, eine Muschel, Baumwurzel, kurz alles Auffallende und Absonderliche macht man zum Fetisch. Der immer neue, immer rege Bedarf schärft das Auge. Dabei wird nicht nur das Tragbare berücksichtigt: Berge werden Drachen und Ungeheuer, einsame Felsen, alle Berggipfel sind Wohnstätten der Geister, in Vulkankratern werden Höllenstrafen vollzogen. Aus Celebes hören wir, daß die früher zu Menschenopfern benutzten Bergeshöhen besonders hochgehalten werden. Wälder gelten als Sitze übler Geister: beim Roden läßt man den letzten Baum, beim Ernten ein Fleckchen Reis, das man vielleicht besonders angesäet hat, stehen, weil man die Geister nicht aufs äußerste treiben darf. In Celebes sind schreckliche Erzählungen über riesenhafte Schlangen im Umlauf, die den eigentümlich geformten Gipfel des Sinalu bewohnen, und im Norden dieser Insel gilt jede Höhle als Aufenthaltsort mindestens eines Geistes; dabei ist an die Benutzung von Höhlen, Wäldern und Bergen zu Begräbnisplätzen zu denken.

Völker, die sonst Götterbilder und Idole nicht kennen, errichten den Ahnenseelen steinerne oder hölzerne Denkbilder (s. Abbildung, S. 430 u. 434); bei diesen unbeholfenen Figuren werden Eide geleistet und heilige Handlungen vorgenommen, und in ihre Nabelvertiefungen werden Opfer gelegt. Der Pangulu Balang, das Steinbild der Battak, ist freilich im Bewußtsein seiner Verehrer oft längst kein Ahnenbild mehr; denn er wurde mit dem Wachstum der Gemeinde der Schutzgeist des ganzen Kampong. Wenn die Seele kurz nach dem Tode zurückkehrte und an einem Platze, wo niemand schlafen darf, als schützender Geist weilte (wie es auf Ternate angenommen wird), zieht sie später mit anderen Seelen in das Geisterhaus. Mit Leichtigkeit werden dann die alten Bilder, wenn sie Bitten unerhört lassen, durch neue ersetzt, ohne jedoch zerstört zu werden. Nach dem Grade ihrer Verehrung empfangen sie monatlich oder alljährlich Opfer; im letzteren Falle unter großen Feierlichkeiten. Nur an diesem Tage erhören sie Bitten, das ganze übrige Jahr

können sie übersehen werden. Allgemein gelten Gräber als heilige Stätten; man meidet sie, weil ihr Betreten Unglück bringt, und kehrt zu ihnen zurück, um Gunst von den sie umschwebenden Geistern zu erbitten. Steinkisten mit reichskulptiertem Deckel sind das einzige Monumentale in dem ganzen Gebiete der Minahassa.

Forscht man dem Ursprung der malayischen Idole oder Fetische nach, so stößt man gewöhnlich auf diese Ahnenbilder. Die Igorroten des nördlichen Luzon kennen keine Verbildlichung ihrer Götter; aber sie bezeichnen selbst ein Paar roh nachgebildeter Menschengestalten vor ihren Getreidespeichern als Bilder zweier berühmter Vorfahren: ihnen vertrauen sie den Schutz ihres Reises an. Hans Meyer sah im mittleren Luzon vor vielen Hütten ein Näpfchen mit Speise und oft auch Bänkchen zum Ausruhen für die Anitos aufgestellt.


Ein Ahnenbild der Igorroten von Luzon. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) 1/12 wirkl. Größe.

Bei den Battak stellen diese Götzen, aus einem weichen Stein verfertigt, gewöhnlich einen roh gearbeiteten Kopf mit einem fußlangen, kantigen, spitz zulaufenden Ende dar. Soll der Pangulu Balang besonders kräftig werden, so bohrt der Guru in das untere spitze Ende ein Loch, füllt es mit einem Zauberbrei, den er aus den Eingeweiden, den Lippen, der Nase, den Augen und Ohren eines gefallenen Kriegers komponiert hat, und verschließt es wieder sorgfältig: so erhält der Pangulu Balang eine Seele. Man mag hierin einen Rest der Menschenopfer sehen. Diese Bilder findet man in den Häusern der Mohammedaner ebenso wie bei den Heiden. Geschnitzte Stöcke mit verschlungenen Tiergestalten dienen den Battak als Kriegspaniere und zur Vertreibung von Krankheiten; wer genau hinhört, soll die summende Stimme der Seele im Inneren des Stockes vernehmen können (s. Abbildung, S. 369).

Das Wenige, was wir über die Religion der Negritos wissen, ist auch nur auf den Seelenglauben zu beziehen. Sie wollen nicht gern die Wildnisse verlassen, wo die Geister ihrer Vorfahren wohnen. Vor dem Platze, wo einer von den Ihrigen gestorben ist, bekunden sie eine große Scheu: nachdem sie den Leichnam leicht zugedeckt und die Zugänge zum Begräbnisplatz versperrt haben, verlassen sie den Ort und teilen es der Nachbarschaft mit; wer den verpönten Platz zu betreten wagt, wird mit dem Tode bestraft. Die auf ähnlich niedriger Stufe stehenden Lubu hören beim Sterben den Geist leise zischend entweichen; wer ohne diesen Ton starb, den überlebt kein Geist. Bei philippinischen Stämmen entstehen die Ahnengeister aus den Seelen von Großvätern; und während die meisten Anitos harmlos sind, wird der des Gemeindehauptes gefürchtet.

Vielleicht darf man behaupten, daß der Ahnenglaube rückwirkend die ganze verwickelte Seelenlehre der Malayen erzeugt habe. Auf dem Bedürfnis einer Verknüpfung möglichst vieler Dinge mit der Seele muß sich die Vervielfältigung begründen, die dem Menschen drei oder sieben Seelen, teils innewohnend, teils außen lebend, aber in Verbindung mit dem inneren Seelenleben, zuschreibt. Wenn wir hören, böse Seelen kommen nach siebenmaliger Vernichtung ihrer Form endlich zur Ruhe, liegt ein offenbares Mißverständnis der Seelenwanderung vor uns. Man scheut die wandernde Seele des Schlafenden, nicht bloß die freie des Toten; über einen Schlafenden zu schreiten, gar ihn schroff zu wecken, gilt als schwere Kränkung.

Die Schädelverehrung mit der Kopfjägerei hat eine enge Verbindung mit der Ahnenverehrung. Der Behandlung der Köpfe liegt oft der Gedanke zu Grunde, dem Stamme einen Geist zu gewinnen. Darum widmen die See-Dajaken von Bruni den Köpfen monatelang besondere

Auszeichnung, sprechen ihnen mit Liebkosungen zu und geben ihnen die besten Bissen bei jeder Mahlzeit, Sirihblätter, Betelnüsse und selbst Zigarren (Veth). Die Schädel werden mit weißen und roten Streifen bemalt oder mit Antimon geschwärzt, manchmal auch mit Stanniol überzogen, die Augenhöhlen mit Muscheln gefüllt (s. Abbildungen, S. 127). Bei einigen Stämmen sind diese Siegeszeichen Eigentum des ganzen Dorfes. Die *Schätzung der Tierschädel*, besonders auf der Jagd erbeuteter, geht neben dem Kultus der Menschenschädel her, bei den mohammedanischen Javanen so gut wie bei den heidnischen Formosanern. An den Negritohütten Luzons sieht man Unterkiefer von Schweineschädeln und an den Außenwänden der Igorrotenhütten Schädel von Schweinen, Büffeln, Pferden und Hunden angeschlagen (s. die Tafel bei S. 391).

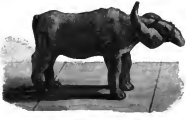
Alle Dajaken stellen mit Vorliebe *alte Gefäße*, *Blanga* oder *Tempajang* (s. nebenstehende Abbildung), in ihren Häusern als ehrenvollsten Schmuck auf. Sie waren früher wohl Reliquienbehälter und werden dann als Wohnung eines Geistes hochgehalten. Die Sitte erinnert an die Verehrung der Schalen und Urnen Buddhas und jenen seltsamen Aberglauben der Japaner, die auf den Klippen des Meeresbodens gewachsene Töpfe hochhalten. Im Hause eines Häuptlings von Südostborneo hatten die Töpfe und Becken wenigstens einen Wert von 15,000 Gulden; die kostbarsten waren in der Wildnis an einer nur dem Besitzer bekannten Stelle vergraben. Die aus China eingeführten grünen, blauen oder braunen Gefäße mit Eidechsen- oder Schlangenfiguren werden 1000—3000 Gulden wert gehalten. Ein neuer Topf wird unter Tanz durch das Opfer eines Tieres eingeweiht. Auf der Timorgruppe schätzen die Leute von Ombai metallene Gefäße hoch: die kupfernen Mokko bis zu 1000 Gulden; der Wertunterschied wird allein durch nur den Eingeborenen bekannte Zeichen bestimmt. Die Gefäße haben etwas von einem Ofen und werden bei feierlichen Gelegenheiten als Musikinstrumente gebraucht, wobei mit der Hand auf den festsitzenden Deckel geschlagen wird. Einige verengern sich auf der halben Höhe und haben Henkel; die Höhe beträgt 30—60 cm. Sie bestehen aus mehreren Stücken, worin Zeichnungen und Figuren getrieben sind; recht alte mit Rissen werden gerade am höchsten geschätzt. Grobe chinesische Porzellanschalen gehören auf Key und anderen Inseln zu den wertvollsten Familienbesitztümern und werden auch in alten Gräbern gefunden. Jede Blanga hat ihren Stammbaum. Eine Legende aus Bandjermassing läßt Ratu Tjampa, der aus dem Himmel gekommen war und sich zu Madjapahit auf Java niedergelassen hatte, diese Gefäße aus dem Thon bilden, der von der Schöpfung der Sonne, des Mondes und der Sterne übriggeblieben war. Aus anderen Versionen kann man schließen, daß der Schöpfer der heiligen Gefäße niemand anderes ist als Mahatara, der Allmächtige. Daher sind sie heilsam für das Haus, wo sie bewahrt werden, und für ihre Besitzer; hier liegt der Zusammenhang mit der



Heiliger Krug, wahrscheinlich aus Borneo. (Ethnographisches Reichsmuseum, Leiden.) 1/6 wirkl. Größe.

Heiligkeit der Erde und der Steine. Man erinnert sich an die heiligen Geldsteine der Mikronesier. Sie schützen auch vor Krankheiten. Die Töpfe, worin menschenfresserische Gerichte bereitet wurden, werden zur Erinnerung aufbewahrt, ebenso auch die, welche die Jauche faulender Leichname aufnahmen. Töpfe als Wohnstätten der Seelen Verstorbener kommen auf den Marianen vor.

Neben einer **Baumverehrung**, die tiefere Wurzeln in der Mythologie und Kosmogonie der Malayen besitzt, gehen Verehrung und Furcht gegenüber jedem einigermaßen außergewöhnlichen Baume her. Bei Baumriesen, ineinander verschlungenen oder Nester weißer Ameisen beherbergenden Bäumen kann man mit Sicherheit ein Miniaturhäuschen finden, worin dem Geist Opfer gebracht werden. Gegen einen verkrüppelten Baum oder vielmehr dessen bösen Geist schleudern sie Steine. Pflanzen und Blumen werden als Opfer gebracht, Hibiscus rosea und Dracaena terminalis als gute Geister verehrt und gegen böse gebraucht. Wurzeln, von guten Geistern den Zauberern gezeigt, verleihen Macht gegen böse Geister. Die Palme Nirong wird auf Gräber und an die Eckpfosten neugebauter Häuser gepflanzt. In den Reisfeldern bringt man der Göttin Fruchtbarkeit Opfer, und dem Reis selbst begegnet man wie einem beseelten Wesen.



Büffel: ein Amulett (?) der Guinanen von Luzon, aus Wachs geformt. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 436.

Man begleitet seine Entwickelung mit Gebräuchen, die an die der Schwangerschaft erinnern, und dem geernteten Reis ruft man Schmeichelnamen zu, damit er sich halte und, wenn er zur Aussaat kommen sollte, reiche Frucht bringe (s. o. S. 39). Im Sulu-Archipel streut fast jahraus, jahrein der Tschampai-Baum (eine Michelia) seine Fülle weißer Blüten auf die Gräber. Ein besonderer Sagenkreis zieht sich um den **Durianbaum**: er ist in einigen Gegenden des Ostens königliches Regal, und durch seine Anpflanzung werden Besitzrechte ausgedrückt. Bei den Negritos von Luzon wird als höheres Wesen ein Fabeltier mit Pferdekopf, das Bäume bewohnt, unter dem Namen Balendik verehrt. Die **Kasuarine (Tjemara)** ist Träger mannigfaltigen Aberglaubens. In Java ist es ein schlechtes Zeichen, wenn ein Tjemarabaum in der Nähe eines Hauses gut gedeiht; stirbt aber der Baum ohne äußere Einwirkung ab, so wird die Familie glücklich sein.

**Tiere** spielen im malayischen Aberglauben eine hervortretende Rolle. Eng werden sie an die Welt der Menschen gekettet durch den Glauben an den Übergang menschlicher Seelen in Tiere durch Seelentausch. Männer und Frauen, denen das Grübchen unter der Nase in der Oberlippe fehlt, werden der Verwandlung in Tiger für fähig gehalten; auch Verwandlungen in Vampire und Schweine werden gefürchtet. Tigern mit Menschenseelen ist schwer beizukommen. Man jagt den Tiger, den man mit „Großväterchen“, „Alterchen“ anredet, ungern, solange er das Eigentum seiner Verehrer in Ruhe läßt: viele Dörfer auf Java besitzen einen Dorftiger, Matjan kampong, der sich vom Abfall der geschlachteten Tiere mästet, die Gegend rein hält und mit einer verstorbenen Person identifiziert wird. Läßt er es sich aber beikommen, einen Angriff auf das Dorfvieh zu machen oder gar einen Bewohner zu töten, so wird er um so unbarmherziger gejagt, als die in sein Blut getauchte Waffe ein wertvoller Talisman wird. Ebenso verhält man sich gegenüber den Krokodilen: malayische Fürsten leiten ihre Abstammung von ihnen her, auf Banka sind sie sogar den Fürsten an Rang gleichgestellt. Deshalb wohl findet man die Krokodilgestalt nicht selten auf den Schilden der Malayen, und auf Talaut sogar in der Form der Schilde. Zahlreich sind die Fälle, wo sich zur Strafe für im Leben begangene Sünden die Seele von dem im Grabe ruhenden Körper trennt und auf Zeit in ein Tier gebannt wird. Auch hier greifen indische

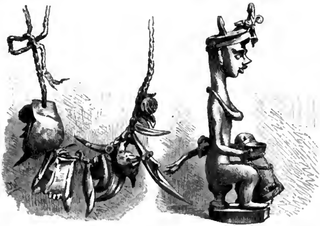
Phantasiegebilde herüber: in dem Bujut ronkeh, der vorn Tiger, hinten Reh ist, erblickt der Tiger sich umsehend immer das Reh und zerfleischt in ihm seinen eignen Körper. In dieser Form erscheint, wer im Leben unrecht Gut erwarb. Wer durch Zaubermittel reich geworden ist, nimmt nach dem Tode die Gestalt einer weißen Katze an. Auch Geizige und Wucherer müssen in Form klappernder Tiere „umgehen". Es gibt Glücks- und Unglückstiere; ihre Stimmen treiben an oder hemmen. Die Tagalen schreiben einem unbekannten Vogel, Tiktik, zu, daß er die bösen Geister auf Kreißende aufmerksam mache, die ihren Angriffen am meisten ausgesetzt sind.

Zahllos sind die Formen des Tieraberglaubens. Schwangere dürfen auf Nias nicht an Orten vorübergehen, wo die Ermordung eines Menschen, das Schlachten eines Karabau oder die Verbrennung eines Hundes bei Verfluchungen stattgefunden hat, weil sich sonst beim Kinde etwas von den Windungen des sterbenden Menschen oder Tieres finden wird. Aus demselben Grunde und noch anderen stechen die Malayen kein Schwein, noch zerschneiden sie es, wenn nicht ein anderer vorgeschnitten hat; noch schlachten sie ein Huhn. Und wenn sie ein Hühnchen totgetreten haben, so muß der Fehltritt durch Opfer wieder gutgemacht werden. Sie essen keinen Bujuwu: sonst krächzt das Kind gleich diesem Vogel. Sie fassen keinen Affen an: sonst bekommt es Augen und Stirn wie ein Affe. Sie essen nichts von dem zu einer Beerdigung geschlachteten Schweine: sonst bekommt es Krätze. Sie essen keinen Era-Holzkäfer: sonst wird es brustleidend. Sie fassen keinen Baiwa-Fisch an, sie schlagen keine Schlange: sonst wird es magenkrank. Sie stecken kein Feld in Brand: dabei möchten Ratten und Mäuse verbrennen und das Kind krank werden; darum werfen sie auch kein Salz ins Schweinefutter. Welches Dickicht! Als Amulette zum Zaubern und Losen sind Zähne, Krallen, besonders Tigerkrallen, und Fußwurzelknochen beliebt (s. Abbildung, S. 434). In Java erzählt man sich Fabelhaftes von einem in den Wäldern des Ostens lebenden Affen mit Menschengesicht. Wer ihn fängt, wird glücklich sein. Man sucht aus der Form der Leber eines Schweines oder Huhnes zu erfahren, ob man lange leben werde. Die Negritos Luzons bitten sich von einer großen Schlange günstige Wild- und Honigplätze aus, die Pampango Luzons besitzen Schlangenbeschwörer nach indischem Muster.

Unsere geringe Kenntnis der malayischen Geisterwelt läßt uns nicht tief genug in eine Klassifikation der zahllosen Geister eindringen. Ein Geisterfürst ist in Halmahera Gwusuong oder Pwusuong, der Herr aller Djin, der den Menschen unzugänglich in Wauro wohnt, oder auf Ternate der größte der Wongi, Jo-Durian. Ob aber überall die Abstufung Geltung hat wie bei den Battak, wo sich an die Götter die großen Geister, Sombaon, anschließen, ist nicht gewiß. Mit den Seelen der Verstorbenen haben diese gar nichts zu thun; es sind Naturgeister von beschränktem Wirkungskreise: Berg-, Wald- und Seegeister. Bis wohin mohammedanische Einflüsse reichen, hat der Begriff „Djin" alle Grade und Arten von Geistern aufgenommen. Thatsache ist es, daß die Völker selbst ihre Geister ganz verschieden behandeln. Mit dem niederen Gesindel glaubt der Battak schon allein durch Beschwörungs- und Zauberformeln fertig werden zu können. Da nun diese Geister die weitaus zahlreichsten sind, so blüht die Zauberei und Geisterbeschwörung in hohem Grade und nährt eine abgeschlossene Kaste von Gurus, Hexenmeistern und Zauberdoktoren.

Die Mannigfaltigkeit der Geister gibt dem Glauben individuelle Schattierungen, je nachdem die eine oder andere Geistermacht in den Vordergrund tritt. Der Wurzeln dieser Vorstellungen sind jedoch wenige. Die Mannigfaltigkeit liegt nicht im System, sondern in der Ausbildung der paar Grundgedanken. Davon sind aber die höheren nicht der Masse des Volkes zugänglich; diese erblickt die Geister, worauf sie hofft oder die sie fürchtet, nicht in übersinnlicher Höhe, sondern in vertrauter Nähe. Gute und böse Geister werden vom Malayen als zu seinem Lebenskreise gehörig betrachtet, da er in ihrer Thätigkeit kein außergewöhnliches Hineinragen einer fremden Welt in die seinige erkennt.

Will man die Geister nach ihren Wirkungen klassifizieren, so sind die Sanggiang der Dajaken, die Jang der Javanen, die Wong der Molukken insofern als **gute Geister** zu bezeichnen, als sie von selbst Gutes zufügen, oder durch Opfer zum Widerstande gegen böse Geister bewogen werden. Dazu gehören alle Schutzgeister in den Amuletten und heiligen Kleinodien. Auf Java besitzt jedes Reisfeld seinen Geist; nicht leicht wird man es wagen, zu säen oder zu ernten, ehe ein Priester Gaben dargebracht hat. Glücklicherweise fällt es nicht gar zu schwer, einen Schutzgeist zu erwerben. Vermutet man in irgend etwas einen „Bagar", so bringt man es zum Guru; dieser geht damit auf den heiligen Platz des Dorfes, wo der Pangulu Balang steht, nimmt eine gehörige Mahlzeit zu sich und läßt den Geist in den Gegenstand hineinfahren. Limonensaft mit Ingwer und Pfeffer ist auch ein wichtiger Bestandteil des Beschwörungssaftes, der, in die Augen geträufelt, Geister sehen läßt.


Ein Talisman von Nordborneo und ein Ahnenbild von Nias. (Ethnographisches Museum, Dresden.) Vgl. Text, S. 433 und 429.

Während die Masse der Seelen gute Geister werden, entwickeln sich die der Unbegrabenen, der in der Ferne oder eines gewaltsamen Todes Gestorbenen zu bösen Geistern. Ihnen gelten die größten Opfer; selbst der Erntedank dient der Sühnung böser Geister. Sie sind viel schärfer individualisiert als die guten. Die Bewohner Javas kennen einen übeln Geist der Wildnis, den sie Aul nennen; ein anderer von seltsamem, täuschendem Äußeren ist der Bilun Samak, ein Wassergeist, der, als großes Blatt oder geflochtene Matte auf der Oberfläche treibend, seine Opfer in die Tiefe zieht. Mentak durchzieht dagegen in der harmlosen Form eines kleinen Kindes die Reisfelder, um den Pflanzen Krankheit zu bringen. Gegen Kuntianak oder Puntianak, von gräßlich verstümmelter Gestalt, werden dort, wo eine Frau ihrer Stunde harrt, die Wohnungen sorgfältig gehütet, Feuer angezündet und Wächter mit brennenden Fackeln aufgestellt. Auf den östlichen Inseln scheint die Mehrzahl der bösen Geister als Waldgeister zusammengefaßt zu werden, vielleicht im Gegensatz zu den die Dörfer umwohnenden guten Ahnengeistern. Böse Geister scheuen das Licht; darum schießt man mit Wachslichten bewaffnete Pfeile auf ihre Sühnealtäre. Dem Weihwasser schreibt man mehr heilende als reinigende Eigenschaften zu. Das Unglück haftet an den Dingen und den Menschen und muß wenigstens durch Wechsel in Äußerlichkeiten beschworen werden: man darf also nicht Material von einem zerstörten Hause in ein neues verbauen. Die hilfesuchende Phantasie heftet sich an tausend Kleinigkeiten: sie hält dem Brande einen Spiegel vor, damit er vor sich selber erschrecke; wenn Regen plötzlich fällt und aufhört, ist ein Mord begangen worden. Bei Unglücksmenschen genügt oft nicht einmal der Namenswechsel, sie müssen einen Pisangstamm durchstechen und an ihrer Stelle alle Begräbniszeremonien durchmachen lassen und bringen erst damit ihr Unglück unter die Erde. Ein großer Teil der

malayischen Feste hat die **Versöhnung böser Geister** zum Zwecke. Krankenheilung ist Vertreibung eines bösen Geistes. Beim Übergang von der Tobah-Hochebene in das fieberschwangere Küstentiefland werden dem Geiste des Wechselfiebers Opfer gebracht. In dauernde Opferstätten für die bösen Geister, ähnlich den Seelenhäuschen, werden Speisen hingestellt, und von Kindern werden mit Zwiebeln, Schwefel rc. die Geister weggeräuchert.

Das Leben in der Furcht zeigen die unzähligen Todeszeichen an, zu denen allen bei den Dajaken das Erblicken oder der Ruf einer Eule, Schlangen, die ins Haus kommen, das Niederfallen eines Baumes vor einem, das Klingen im linken Ohr, besonders aber eine unvorbereitete Änderung des Gemüts gehören.

**Unsichtbare Geister** füllen gleichsam die Lücken aus, die die Körperlichkeit der sichtbaren zwischen sich läßt. Zu ihnen gehört das große Geschlecht der Djurig im javanischen Aberglauben. Wo die anderen Geister ein Fleckchen unbesetzt gelassen, kann man sicher sein, die Djurig zu finden. Nur gelegentlich werden sie als Tiger oder feurige Schlangen sichtbar; sie sind wesentlich böse Geister. Eine mildere Form sind die ebenfalls auf Java heimischen Ganderuwa und Wewe, neckische männliche und weibliche Kobolde, die unsichtbar den Menschen quälen. Ihre gewöhnlichste Form ist das Steinwerfen, daneben das Bespeien der Kleider mit dem vom Betelkauen rot gefärbten Speichel. Beiden ähnlich treten die Begu der Battak in der sonst durchaus verkörperten Geisterwelt um so eigentümlicher hervor: ein Hauch, Luft ohne Körper. Die unsichtbaren Krankheitsgeister gehören ihnen an; sichtbar ist allein der gefürchtete Begu Nalalain, der Geist der Zwietracht und des Mordes, den man abends mit feurigen Augen, langer, roter Zunge und Krallen an den Händen umherschleichen sieht. Ihm ähnlich scheint der in Halmahera gefürchtetste Burung Swangie, der an der Erde schleichende Böse, zu sein. Die Begu suchen sogar von dem Leichnam Besitz zu nehmen: gegen sie sind die beständigen Schwerthiebe der Ulubalang, Vorfechter, gerichtet, die beim Leichenbegängnis den Sarg umgeben.

Die **Amulette** erlangen eine höhere religiöse Bedeutung durch die Verbindung mit einer politischen Rolle: sie werden im Besitz regierender Familien zu Reichskleinodien; ihre Verehrung wächst damit ins Ungemessene. Auf Celebes hört man kleinen Dorfhäuptlingen oder den Gliedern längst nicht mehr regierender Familien den Titel Fürst beilegen: diese Leute sind Besitzer von verehrungswürdigen Kleinodien. Auf einem Tische steht in einem solchen heiligen Haus ein Körbchen oder Kistchen, mit Sarongs sorgfältig zugedeckt; daneben brennen Räucherwerk und einige Kerzen. Da entdeckt man an der Wand oder auf dem Boden Waffen und anderen Kram, endlich ein paar kupferne Näpfe, einen mit gekochtem Reis, den anderen mit Sirihblättern und dem zum Sirihkauen nötigen Zubehör. Was aber in dem Körbchen oder dem Kistchen ist, wird schon durch den bloßen Anblick sicher den Tod bringen.

Zu diesen heiligen Gegenständen nimmt das Volk in jeder Fährlichkeit seine Zuflucht. Man opfert ihnen Hühner, Ziegen, Büffel; man bespritzt sie mit Büffelblut und trägt sie in Prozession umher. Eide, auf diese Kleinodien abgelegt, haben mehr Wert als auf den Koran geschworene. Diese Heiligtümer fordern auch viel. Wenn sie herumgetragen werden, muß sich jeder, der davon gehört hat, dem Zuge anschließen; wer sich weigert, wird bestraft. Die Strafe kommt nach dem Prinzip der Toten Hand dem Besitzer der Kleinodien zu. War der Widerstand bis zu Thätlichkeiten gegangen, wurde der Betreffende in früheren Zeiten, manchmal mit Familie und Verwandten, Sklave des Ornaments; eine Sklavin, die seinen Schutz anruft, wird dessen Eigentum: der frühere Herr verliert alle Rechte. Erbloses Land kommt an das Ornament. Und was sind diese Kleinodien? Politisch gestempelte Amulette oder Staatsfetische. Ihre Verehrung stammt aus einer Zeit, als noch viele kleine unabhängige Reiche bestanden. In verschiedenen Teilen des Archipels kehrt die Sage wieder von Fürsten, die ein goldenes Gerät (auf Ternate einen Wetzstein) fanden,

das, als Amulett verehrt, so viele Besucher zuzog, daß sie es weitergaben, bis es in der Hand eines armen Fürsten dessen Unterthanenstand vervielfältigte. So behielt auch bei Ausbreitung des Stammes die erste Niederlassung, die ein mitgebrachtes Amulett umschloß, ihre Vorherrschaft, und ihr Reichtum wuchs.

Dieser rohe Amulettglaube nimmt unter den fremden Kultureinflüssen im Westen eine verfeinerte Gestalt an. An die Stelle von Wurzeln und Steinen treten Reliquien, überlieferte Besitztümer und Koransprüche. Am besten sind **Reliquien**: Waffen, besonders wenn sie einst Todeswunden schlugen, Kleinodien, Edelsteine, wie die als Diamantenseelen bezeichneten grauen Diamanten von Martapura, besonders wenn sie früher schon einem ähnlichen Zwecke gedient haben. Alte Steinbeile, Donnerzähne, werden als männlich und weiblich unterschieden und für sehr zauberkräftig gehalten. Koransprüche, auf Papier geschrieben, schützen gegen Geister und machen glücklich; man rollt sie zusammen und trägt sie auf dem Kopfe oder am Körper. Andere Sprüche verschaffen schnell Reichtum oder schützen das Haus gegen böse Einflüsse. Kleine Häusermodellchen, oft mit einer Schlange in der Thür, gelten bei den Dajaken als Medizin; ebenso hölzerne Krokodil- und andere Tierbilder (s. Abbildung, S. 432).

Die **Zauberei** hat einen wissenschaftlichen Charakter in der **Ngilmu** angenommen, die dem Kundigen eine Waffe unbeschränkten Könnens in die Hand gibt. Ngilmu ist die Sternkunst, die Kunst der Liebestränke, des Reichwerdens und verhält sich zum Napal wie Wissenschaft zum Handwerk, wie Theorie zur Anwendung. In diesem Sinne sind die Javanen das wissenschaftliebendste Volk. Ngilmu ist im allgemeinen die Kunst, straflos zu stehlen; Napal wäre es, wenn ein gewöhnlicher Dieb die Bewohner des Hauses durch Zauber einschläferte. Hilft ein Napal nicht, so ist er Trug, er wird weggeworfen; die Ngilmu bleibt immer wertvoll. Sie ist auch mohammedanisches Geheimwissen; gerade die höchste von allen ist dem Koran entnommen. Wer sagen kann, warum der Atem Atem heißt, wie er bei Tage und bei Nacht heißt, wie er bei dem Ausatmen und bei dem Einatmen heißt, wohin er bei dem Tode geht, und wo er dann bleibt, der besitzt schon ein Stück Ngilmu. Der Grund, warum sie nur einzelnen Vertrauten gelehrt wird, ist die Furcht, daß sie, allen gelehrt, viel Mißverständnisse entstehen ließe; die Tempel würden verfallen und die Macht der Fürsten geschwächt werden.

Die **Götterlehre** ist weder so reich noch so deutlich gegliedert wie die Geister- und Gespensterlehre. Die drei Obergötter Batara Guru, Soripada und Mangalabulan existieren für die Masse nur in der Theorie; die Battak z. B. haben es in der Praxis überhaupt nur noch mit den Geistern zu thun. Nur dort treten sie deutlicher hervor, wo der Glaube ihnen Funktionen beilegt, die über die der Geister hinausgehen, wo sich die Gedanken zu kosmogonischen Problemen zurückgelenkt finden, oder wo die ganze Schar der Einzelgeister nicht mehr genügt. Bei besonders wichtigen, das ganze Volk betreffenden Angelegenheiten vertieft man sich sogar zu einem Gebet zu dem höchsten Gott, dem Schöpfer des Alls, das selbst die christlichen Missionare durch seine Innigkeit wohlthuend berührte. Auch bei schweren Eiden kommt der Name des Höchsten vor. Der Islam hat daran nicht viel geändert. In der Landschaft Holontalo z. B. ist die herrschende Religion die mohammedanische, aber die unveränderten alten heidnischen Gebräuche und Gewohnheiten sind ihr Fundament. So wie einst der Hinduglaube den einheimischen Glauben an die Götter des Hauses, Feldes und Waldes, die Ahnenverehrung, die Mutter Erde und den Vater Sonne zurückdrängte, hat in den letzten Jahrhunderten der Islam die Verehrung des heiligen Feigenbaums und der brahmanischen Götter und Göttinnen verdrängt, aber nicht ohne viel von den alten Gebräuchen mit aufzunehmen, so daß man vergebens suchen würde, die drei Schichten scharf zu unterscheiden. Häufig werden die Schutzgeister zurückgekehrte Seelen von Helden oder

Ahnen genannt; wenn nun in Timorlaut jedes Dorf seinen Schutzgeist in einer menschlichen Holzfigur verehrt, so liegt die Anthropotheogonie offen. In historischen Fällen ist der Prozeß der Gottwerdung deutlich genug zu erkennen. Sir James Brooke hatte die Dajaken von den Bedrückungen der Malayen erlöst, und für allen Segen begehrte der Radscha nichts für sich. Was konnte ihn dazu bewegen, wenn er nicht mehr war als ein gemeiner Mensch? Wallace wurde in abgelegenen Dörfern mit den Fragen bestürmt, ob Brooke so alt sei wie die Berge, und ob er nicht die Toten wieder zum Leben erwecken könne.

Das höchste Wesen ist dem Volke so fern, daß es ihm kaum einen Namen zu geben weiß. Leicht konnte sich ein niedrigerer oder fremder Gott in die leere Stelle erheben: so der Gehilfe der Schöpfung, Batara Guru, so überall, wo sich der Islam ausgebreitet hat, ein Gott mohammedanischer Färbung. Unerklärt ist der Name Lubulangi, den die Niasser, Kabiga, den die Ilamut, und Malyari, den die Zambalen ihrem höchsten Wesen beilegen; ein Kabigat erscheint bei den Ifugao von Luzon als Sohn des obersten Gottes Kabunian, aus dessen Zwischenheiraten mit seinen Schwestern die Menschheit hervorging. Allgemein sind Bezeichnungen wie „Herr dort oben". Ihm wird Geschlechtslosigkeit beigelegt; die Gläubigen heben hervor, daß seine große Entfernung ihn hindere, Gebete zu erhören. Anderseits tritt bei tagalischen Stämmen Luzons eine Göttin als Tochter des höchsten Götterpaares oder als Gattin des obersten Gottes auf, wie denn auch sonst der oberste Gott als beweibt erscheint; die Catalanganen kennen sogar zwei oberste Götterpaare. Der halmaherische Gott wird dagegen als Einzelwesen angegeben; er lehrte die weisen Gufong, die seine Gesandten genannt werden, Gesetze; diese lehrten wieder Schüler und verschwanden darauf. Bei den Dajaken wird ein höchster Gott, Tupa, der im Himmel Blitz und Donner regiert, nicht angebetet, ein anderer, Sanggiang Assal, verwandelt ein Weib in einen weißen Felsen.

Batara Guru tritt in hindu-javanischen Inschriften mit allen Attributen eines höchst gedachten Gottes hervor. Dieses Überragen durchbricht nie den polytheistischen Grundcharakter, doch treten die Dewas hinter ihn zurück. Es erscheinen als die wichtigsten Götter neben ihm Surya, die Sonne, und Kalamerta, Gott oder Göttin der Fruchtbarkeit und des Todes. Seine Stellung als Gott der Büßer, die Aussage, daß er im verheerenden Sturme auf der Erde erscheint, daß er mit Feuer kämpft, lassen seine Ähnlichkeit mit dem Siwa des Hinduglaubens hervortreten, aber in der javanischen Umformung sind alle seine zerstörenden Neigungen bis zum Unmerklichen abgeschwächt. Er tritt in anderen Zeugnissen des javanischen Hinduismus hinter jenem fernen Allgott in eine vermittelnde Stellung, in der er die Schöpfung vollendet, den Göttern des polytheistischen Gewimmels ihre Stellen anweist, sie und die Erde regiert. In dieser Stellung ist er Ahnherr der niederen Götter und zugleich der Menschen. Aber die Dajaken Südborneos unterscheiden Mahadara Sangen als Ahnherrn der Götter und Mahadara Singsang als Ahnherrn der Menschen, und bei den Orang Benua ist die Schöpfung, auch der Menschen, ganz vom obersten Herrn in die Hand genommen, der unsichtbar oberhalb des Himmels wohnt. Er zerbrach einst die Schale, wovon die Erde umschlossen war, so daß sich aus der Tiefe die mächtigen Berge erhoben, die nun den Bau zusammenhalten; darauf setzte er das erste Menschenpaar in eine Prau, die längere Zeit auf dem Wasser umhertrieb. Zwischen Pirnnan und den Menschen stehen die Djin, als ihr mächtigster der Erdgeist Djin Bumi, der die Krankheiten sendet. Ihm untergeordnet sind die Geister der Bäume, Flüsse, Berge u. s. f. Neuere Untersuchungen haben die siwaitische Grundlage Batara Gurus und seinen Anklang an Buddha anerkannt, dabei aber an dem malayischen Grundcharakter festgehalten, der sich in der Stellung als Weltschöpfer und -Erhalter an der Spitze weniger hoher Götter kundgibt. Die importierten Götter nehmen einen nationalen Charakter an, selbst dort, wo die indischen Spuren noch ziemlich klar sind. Ihnen haben sich, aus dem Islam hervorgegangen, Padi Allah und Nabi Mohammed angereiht.

Unter den Namen Kalok, Kaluk, Kloä tritt in Borneo eine **Göttin** auf, die in der Unterwelt wohnt und bald die Ernten beschützt, bald für Schwangere und Neugeborene von unheilvoller Bedeutung wird. Man hat sie mit der Proserpina und der Lucinia des Altertums verglichen. Die Javanen legen dieser Beschützerin der Reisfelder Speise- und Trankopfer in Opferhäuschen vor und fügen dazu Spiegel, Kamm und wohlriechendes Öl, da die Göttertochter im Geruch der Eitelkeit steht. Ihr zu Gefallen veranstalten die Igorroten Schädeljagden. Die Verbindung der Reinigungs- oder Sühnfeste mit den Erntegebräuchen macht den Eindruck, als sollten die zur Förderung des Wachstums aus der Tiefe gerufenen Kräfte versöhnt in die Unterwelt zurückgesandt werden. Auch der **Kriegsgott** wird mit Pflanzen in Verbindung gebracht: in Halmahera begibt sich der Älteste in den Wald zu einem Baume, wo ein Loch eingebohrt ist, und fordert den Geist auf, auf einen Tragsessel zu steigen; hier wird ihm Essen geboten, während die Begleiter den Kriegstanz aufführen. Ähnlich holt in Ceram vor dem Kriege eine Prozession den „Geist des heiligen Baumes" aus dem Walde und trägt ihn nach dem Kriege feierlich wieder zurück. Auch hierzu fehlt es nicht an polynesischen Parallelen (vgl. S. 296).

Weit ragt über die gewöhnlichen Geister der **weibliche Geist des Ozeans** hinaus. Er beherrscht nicht nur das Meer, sondern auch das Land weit hinein, die Klippen und Höhlen. Die javanische Legende macht ihn zur Tochter eines Herrschers von Padjadjaran, der ihr Vater fluchte, weil sie alle Freier zurückwies. Nach der Südküste Javas verbannt und von schmerzlicher Krankheit ergriffen, flehte sie vergebens die Götter um Hilfe an. Sie betete zuletzt zu Siwa, dem Vertilger; die bösen Geister nahmen sie auf, stürzten sich mit ihr ins Meer, und die Dämonen am Meeresgrund erwählten sie zur Königin. Am Lande ist ihr Lieblingsaufenthalt eine Höhle am Upakfluß. Auch ihr wurden Spiegel, Kamm und Salböl zum Gebrauch hingestellt. Ihre Schwester ist häßlich, Albino und taubstumm und wird von einer wüsten Insel, wohin sie verbannt war, durch Kaufleute entführt. Auch bei den Battak gibt es Seegeister, auch Naga genannt. Sie stehen im Range den höchsten Sombaon gleich und sind Kinder Gottes. Ein Pärchen dieser Nagas am Tobahsee wird von allen Anwohnern hoch verehrt; der männliche Geist wohnt nahe dem Gestade, der weibliche Geist in einem trockenen Steinhaus in der Tiefe der Seemitte.

**Sonne** und **Mond** erscheinen überall als große Götter, die Sterne als ihre Nachkommen. Die Negritos werfen beim Schlachten eines Tieres ein Stück gegen den Himmel, indem sie ausrufen: „Dieses auch dir!" und opfern dem Donner Schweine. Auf Timorlaut wird in die Sonne der Hauptgott versetzt, seine weibliche Ergänzung liegt in der Erde. Für **Mondfinsternis** hat man das Wort: „Die Schlange hat den Mond gefressen." Die Tempel werden geschmückt, und junge Mädchen müssen klagen, daß der Mond sterbe, während die Umstehenden lachen und scherzen. Auch Lärm wird gemacht, das Ungeheuer zur Wiederherausgabe zu veranlassen. Im Monde sieht man einen Baum, ein Scheinbild Allahs oder eine vom Engel Gabriel hervorgebrachte Trübung: Sonne und Mond waren ursprünglich von gleichem Lichte. Sternschnuppen heißen „Vom Bogen geschossen", der Morgenstern „Zahn des Tages". Im Regenbogen sehen die Mohammedaner einen Streifen vom Mantel Satans, und die Negritos bringen ihm Gebete dar, wie dem Donner; in Ternate glaubt man, er vermehre die Fische.

Die **Erdbeben** rühren entweder von dem Schütteln des Riesenochsen her, auf dessen Hörnern die Erde ruht, oder vom Ringeln derselben Schlange Naga, die die Mondfinsternis verursachte. Unterirdisches Feuer ist in bösen Geistern verkörpert, denen ein wohlthätiger Vogel (auf Ternate Leo) das Feuer raubt, um es den Menschen zu bringen, trotzdem er dabei seine Flügel versengt.

**Mythologische Elemente** sind reichlich in den Dynastensagen vertreten, die die vorgeschichtlichen Zeiträume ausfüllen, dann auch in den Tiersagen. Schwanenjungfrauen stehen am

Fuße des Stammbaumes von Ternate: eine von sieben geflügelten Himmelsschwestern, Skarbas, die sich zum Bade niederließen, wurde von einem Prinzen überrascht und gebar ihm Kinder, die dann in Ternate, Tidor und Batjan herrschten. In einer Variation heißt es bei Valentyn: Die Könige von Ternate, Tidor und Batjan seien aus Dracheneiern geboren worden; darum führe der Sultan von Batjan das Bild seines Drachenahnen. Banaler klingt die Stammessage, wonach eine von Tidor gefreite, aber wegen mangelnder Jungfräulichkeit auf einem Floß ausgesetzte Prinzessin von Ternate Stammmutter des Fürstengeschlechts von Batjan wurde. Weiter geht eine Sage zurück, die den ersten Fürsten Lolodas im Beginn des frühesten Säuselns des Windes in die Existenz treten läßt; aus einem Baumstamm, den gute Geister ans Ufer trieben, entstand er und heißt daher „Aus dem Wasser gekommen". Die waldbewohnenden Badujs glauben, daß der Heldensohn des Reiches Padjadjaran sie einst zurückführen werde, wenn er vom Himmel, zu dem er aufgefahren, herabgestiegen sein werde.



Ein Rosenkranz mit Amulett, von Madagaskar. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/3 wirkl. Größe.

Die Seelen gehen nach dem Tode in ein Jenseits, wo eine Seelenstadt Sabyan heißt bei den Dajaken, Geisterhaus, Soroga oder Sorga bei den Alfuren der östlichen Inseln. Der Seele den Weg dahin zu erleichtern, ist der erste Zweck der großen Totenfeste. Die Seele ist nicht an jenes Geisterheim gebunden; ja, ihr Aufenthalt dort scheint beschränkt zu sein: so sagen die Maanjan, es kehre die Seele nach sieben Geschlechtern zurück. Begehrt eine schwangere Frau eine saure Frucht, so will eine Seele aus dem Jenseits in sie kehren, um wieder als Mensch geboren zu werden. Ferner glauben sie, daß das Jenseits der irdischen Welt gleiche und ein oberster Gott Epu Macht habe über alle Geister; unumschränkt herrscht er in der unsichtbaren Welt. Es gibt einen guten Geist, Sohn des obersten Gottes oder ein schönes Weib; seiner Sorge werden am Totenfest alle Seelen anvertraut, die er in das Jenseits geleitet. Der Weg dahin führt über das Meer; daher werden Särge in Kahnform und Miniaturkähne neben das Grab gestellt (s. Abbild., S. 59). Das Meer wird auch als Feuermeer gedacht, unter dem ein Weg hinwegführt. Gegen die Gefahren, die den Eintritt ins Paradies erschweren, werden dem Manne Waffen und, wenn er ein Vornehmer war, ein Gefolge von Sklaven mitgegeben. Auch darf es nicht an Mitteln zur Bestechung fehlen: mitten auf dem schmalen Pfade steht der große, wilde Hund Maweang, und wehe dem, der nicht mit einer kleinen Telak-Perle versehen ist! Die übertrieben kostbaren und geräuschvollen Leichenbegängnisse, die den Wohlstand mancher Familien vernichten, sollen dem Toten wohlthun, der übrigens (bei den Dajaken) schon bei Lebzeiten sich Leichenanzug und -Ausrüstung aus kostbarstem Stoff hat zubereiten lassen. Sang- und klanglos werden nur Sklaven begraben. Nach zwei Orten wandern die Seelen der Igorroten. Wer eines natürlichen Todes stirbt, geht gegen Norden hin nach Cabungayan. Hier wohnen die Seelen in einem Walde, dessen Bäume sich beim Einbruch der Dunkelheit in Hütten verwandeln; auch Gärten besitzen sie und ziehen ihre Nahrung aus den unsichtbaren Bestandteilen der Tiere, aus Reis und den Opfergaben der Verwandten. Daher fällt man auch in Nordborneo für jeden Toten einige Sagobäume; ebenso dient der Wein, den die Lebenden beim Totenmahl trinken, zu seiner Labung. Wer ohne Grund raubt und mordet, wird dort gestraft, wenn er ohne Buße gestorben ist, und zwar dadurch, daß er von einer anderen Seele mit der Lanze durchbohrt wird. Die Seelen aber aller derer, die durch einen Lanzenstich oder sonst auf gewaltsame Weise ihr Leben verloren haben, sowie Frauen, die während der Entbindung gestorben sind, gelangen an einen bevorzugten Ort am Wohnsitz der Götter. Die Madagassen lassen ihre Seelen in die Luft

oder auf den Berg Ambondrombe im Betsileoland gehen, der mit seinem wolkenverhüllten Gipfel und dem Brausen der Stürme Furcht erregt. In der Sprache sind Anklänge an ein „besseres“ Jenseits vorhanden. Tote sind „zur Ruhe gegangen“, ja bei den Hova sogar „zum Gott geworden“.

Das Zusammentreffen indischer, chinesischer und mohammedanischer Ideen mit der angestammten Religion hat nicht klärend, sondern bereichernd und verwirrend auf das Übermaß des Aberglaubens gewirkt. In den Mythologien des Indischen Archipels, die Bestandteile aus Buddhismus und Brahmanismus aufgenommen haben, zeigen sich Reminiszenzen an alte phönikisch-babylonische Vorstellungen wie Beziehungen zu den neuerdings aus Polynesien bekannt gewordenen. So wie sich der alte Seelenkult und die unbeschränkte Naturverehrung selbst in dem fortgeschrittenen Java neben dem fanatischsten Islam, neben den Resten des Brahmaglaubens und neben Hunderttausenden von Buddha-Verehrern erhalten hat, so stehen neben dem rohen Aberglauben die feineren Formen der Astrologie und Nekromantie mit allen Zwischenstufen. Dadurch sind aber gerade die fortgeschritteneren Malayen die abergläubischsten. Das religiöse Talent, das wir an den Polynesiern rühmten, ist auch den Malayen eigen. So wie im Archipel Hunderttausende zu fanatischen Muselmännern geworden sind, ist Madagaskar wesentlich durch die Hova eine Feste des Christentums im Osten geworden. Alle 800,000 Hova sind formell Christen geworden, und zwar Presbyterianer. Daß ihnen gegenüber die Katholiken so wenig zahlreich sind, ist ein Hauptgrund der Schwäche des französischen Protektorats.



Rainitsontsoraka, ein christlicher Märtyrer in Madagaskar. (Nach Ellis.)

Da das Priestertum bei niederen Völkern seinen Einfluß nach dem Maße des Aberglaubens bemißt, dürfen wir eine hervorragende Stellung der Priester bestimmt voraussehen, wenn auch die endlose Zersplitterung des Glaubens ihrer äußeren Stellung dadurch Abbruch that, daß sie einen konzentrierten Kultus und eine einheitlich gegliederte Hierarchie nicht aufkommen ließ. Die Seher der Igorroten pflegen die tapfersten, durchtriebensten und verlottertsten Kerle ihres Stammes zu sein, die ihren Einfluß auch zur Befriedigung ihres Magens ausbeuten. Als einziges Abzeichen dient ihnen bei ihren religiösen Handlungen eine Halskette aus Kaimanszähnen

oder Eberhauern. Ihre Zeremonien bestehen in Gesichterschneiden, haarsträubenden Gliederverrenkungen und in der Nachahmung dessen, was sie die Missionare bei kirchlichen Akten vornehmen sahen. Auch bei den meisten Stämmen der Dajaken sind es oft notorisch unsittliche Personen. Eine andere Gattung schlechter Priester sind Leute, die vom Himmel herabgestiegen sein wollen, Männer oder Frauen von großem Einfluß, die oft politisch gefährlich geworden sind, wenn sie sich als Fürstenkinder alter Geschlechter ausgaben und an die Sympathien der Massen appellierten.

Das Institut der **Priesterinnen** ist hoch entwickelt bei manchen Stämmen Borneos und der östlichen Inseln; die Dajaken haben es den eigentlichen Malayen mitgeteilt. Die Wadian Südostborneos, an ihrer Spitze eine Ober-Wadian, deren Würde sich von der Mutter auf die Tochter vererbt, stellen eine reinere Form dar als die Blian der eigentlichen Dajaken, die zugleich feile Dirnen sind. Bei den Maanjan steht es jeder Frau frei, Wadian zu werden; sie muß dann Lehrgeld zahlen, um die Sprüche zu lernen. Nur bei großen Festen wird eine besondere Tracht angelegt: ein drei Finger breites, mit Flittern benähtes Stirnband ziert den Kopf, ein Sarong, über dem Busen festgeknüpft, wird durch einen Gürtel festgehalten, an Stirn, Wangen, Nacken, Brust, Waden und Schienbein sind runde Flecke, Kreuze und Striche aus Reismehl aufgetragen, an den Armen prangen je zwei armbandartige Schellen; außerdem tragen jüngere Wadian die lanzettförmigen Blätter eines Palmetto im Haar, der aus der Asche einer verstorbenen Wadian entsprossen sein soll. Anderwärts ist der Aufzug einfacher. Die Art der Beschwörung gleicht sich überall: ekstatische Tänze, ein Huhnopfer, bei Krankenheilungen das Herausholen, Reinigen und Wiedereinführen der Seele sind die Elemente ihres Thuns, wozu sie durch Räucherung mit aromatischen Kräutern unter der Schlafstelle vorbereitet werden. Um in Krankheitsfällen die Beschwörung zu verstärken, tanzt in Celebes die Wadian auf einem schmalen Balken. Ihre Bewegungen sind dabei so heftig, daß man sich über ihre Kraft verwundern muß; der Schweiß läuft in großen Tropfen von ihrem Gesicht, das sich verzerrt, körperliche Anstrengung und Verzückung verrät. Diesen Weibern wird eine nahe Beziehung zum Erdgeist zugeschrieben. Patienten, die leicht unwohl sind, werden in größerer Anzahl zusammen kuriert. Breitet sich eine Krankheit aus, so werden allgemeine Sühnevorschriften erlassen. Es dürfen dann in einem Bezirke keine Büffel, Pferde, Ziegen und Hühner getötet, kein Bambus, kein Baum gefällt, keine Frucht gepflückt oder eingeerntet werden, und endlich verschärft man sogar die Strafen für Verbrechen, die bis dahin leichter beurteilt worden waren. Den allerschlimmsten Geistern kann man nur bei Nacht beikommen; wenn alle Mittel versagen, sieht man auf Kreuzwegen einsam einige Lichter neben einem Körbchen mit Reis, Sirih und Backwerk stehen.

**Kinder** wachen auf Halmahera bei dem den guten Geistern aus gefärbtem Reis bereiteten Mahle; und auf den Schiffen wartet ein Knabe, auf der einen Seite die sinnreiche Wasseruhr und auf der anderen den schützenden Fetisch. Das Leben ist derart erfüllt, verkettet und durchdrungen mit Geistern, daß Besessensein sehr naheliegt. Keine Seuche, kein Krieg oder Mißwachs vergeht, ohne daß Menschenzungen von Geistern prophetisch in Bewegung gesetzt werden. Auch die „vom Himmel Gekommenen" tauchen bei solchen Gelegenheiten auf, fromme und unfromme Betrüger. Häufig wird in Träumen einem Auserwählten ein Mittel gezeigt, Unheil abzuwenden.

Da eine Konzentration auf bestimmte Kultusstätten nicht eingetreten ist, kennt man keine eigentlichen **Tempel**, wohl aber zahlreiche heilige Stätten. So haben bei den Mangkassaren und Bugi die Stammesheiligtümer ein eignes Häuschen neben einem besonderen Opferhäuschen. Auf Halmahera, Tidor und Ternate steht das Häuschen, wo die Speiseopfer gebracht werden, neben dem Rathause. Womöglich beherrscht es den Eingang ins Dorf und schreckt dadurch die bösen Geister ab. In den Dörfern Sahus gibt es vier Geisterhäuschen: für Männergeister, für

Weibergeister, ein gemeinsames und eins für den Wahrsageschlaf des Priesters. Jeder Maanjan bewahrt in einem dem Donnergott geweihten kleinen Häuschen glaubenerweckende Seltsamkeiten. Opferhäuschen werden neben großen Bäumen, Felsen, an Höhleneingängen errichtet. Auch jedes Grab ist eine Verehrungsstätte, besonders solange es frisch ist. Und endlich breitet sich die Verehrung auf ganze Gegenden aus, die von Geistern bewohnt gedacht werden, auf dunkle Wälder, unzugängliche Sümpfe, einzelne dicht bewaldete Berge. Viele Dinge dürfen nun, wenn bösen Geistern heilig, hier nicht gebraucht, wenn guten, nicht beleidigt werden: sie sind padi oder pali, unerlaubt. Durch indischen Einfluß sind im Malayischen Archipel Tempel errichtet worden, deren Großartigkeit die Nachwelt in Erstaunen setzt; aber sie sind schon heute vergessen und verfallen. Der Islam hat es nicht dazu gebracht: einige ärmliche Moscheen, das ist alles. Die „Missigit" sind im Äußeren und Inneren höchst einfach, meist von Holz gezimmert; die Dächer mit Schilf bedeckt, spitz, hier und da drei, vier und fünf turmartig übereinander. Selten trifft man den Turm, Minaret oder Meinara; eine Trommel mahnt die Gläubigen, sich in oder außer dem Tempel niederzuwerfen. Überall findet man beim Eingange große Wassertöpfe für die gebräuchlichen Waschungen, und im Inneren des Baues deutet eine Nische in der westlichen Ecke die Richtung Mekkas und die Gebetsrichtung an.

Tod und Begräbnis sind bei den Malayen Anlaß großer Feierlichkeiten. Der zur schweren Fahrt ins Jenseits sich rüstenden oder dort schon weilenden Seele werden Gebete gehalten, vor allem aber geräuschvolle und lange Feste gefeiert. Diese Feste können auch die Seele zurückrufen; denn es gibt auch einen Tod, den man rückgängig machen kann. Selbst bei den armen Ilongoten werden auf das Grab wenigstens einige Lebensmittel für die Reise nach der Ewigkeit gelegt; dann folgt eine Nachfeier, wobei die Leidtragenden alle Lebensmittel und den Palmenwein des Verstorbenen aufessen und trinken. Während bei den Battak die anderen Lebensabschnitte: Geburt, Reife und Heirat, ohne besonders große Feierlichkeiten vorübergehen, ist auch bei ihnen der Körper des Toten Gegenstand besonderer Fürsorge. In Holontalo müssen die reichen Leute die ersten vierzig Tage nach dem Tode eines Verwandten täglich dessen Grab mit Blumen und Geld bestreuen. Die Dajaken verkünden mit einem Kanonenschuß den Moment, wo die Seele den Körper verläßt, und die Sulu besorgen das Leichenbegängnis unter einem greulichen Spektakel, nachdem die Angehörigen acht Tage lang in einer Hütte auf dem Grabe geklagt. Bei den Milano auf Borneo versammeln sich einige Monate nach dem Tode die Freunde zu einem großartigen Fest und Hahnenkampf, der in 3—4 Tagen mitunter 300—400 Hähnen das Leben kostet. Die Alfuren von Halmahera feiern ihre Totenfeste sogar einen Monat lang und länger. Mancher wird dadurch arm und geht dann in die Fremde, Geld zu verdienen, das er später bei einem neuen Feste daraufgehen lassen kann; er kann dann mit Recht sagen: „Mein Adat (Sitte) ist mein Lebenszweck."

Auch bei den Dajaken gibt es siebentägige Totenfeiern, bei denen Menschen und, wo diese fehlen, Büffel geopfert werden. Sklaven werden eigens dazu gekauft und in den Kleidern des Verstorbenen zu Tode gemartert. Ja, es gibt Reiche, die schon vor ihrem Tode Sklaven ins Jenseits vorausschicken. Zu diesen Festen gehört das Topingspiel der Battak, wobei sich der eine der Spieler einen Flaschenkürbis mit zwei Augenlöchern über den Kopf stülpt, der andere sich mit einem roten Tuche überdeckt und sich ein oben und unten offenes, viereckiges Kästchen aus Bambuslatten überschiebt, das ihm vom Nabel bis unter die Arme reicht. In der Nabelgegend ist eine lange, bewegliche Stange angebracht, an deren Spitze der Kopf eines Rhinozerosvogels (Buceros rhinoceroides) mit zwei Schnüren befestigt ist, die der Spieler in der Hand hält; hinten hat er aus alten Lappen einen Schwanz, so daß die ganze Figur an einen Rhinozerosvogel erinnert. Beide treiben nun unter den Versammelten ihre Possen, verlangen Sirih und erschrecken die

Frauen. Auch soll sich der eine der Topingspieler eine Maske aus Holz vorbinden, die die Züge des Verstorbenen trägt. In Nias wurde ein Sklave genötigt, die Fäulnisflüssigkeit seines Häuptlings zu verschlucken, bis er erstickte; darauf ward er enthauptet ins Jenseits nachgesandt. Bei diesen Festen werden Büffel an einen mit Zweigen und Blumen verzierten Pfahl gebunden und mit der Lanze durch das Herz gestochen; aus der Art nun, wie der Büffel fällt, weissagen die Guru dem Kampong Glück oder Unglück. Die Sihong Borneos verbrennen bei siebentägigen Festen eine Anzahl Leichname, die von einem Feste zum anderen gesammelt werden. Die Priesterinnen erheben laute Klage bei jedem Sarge, der in das Feuer gebracht wird. Die Asche wird dann in die auf Pfählen stehenden Familiengräber gebracht. Sieben Tage nach dem Feste findet die Nachfeier statt, wobei eine phallische Statue errichtet wird und sich die Teilnehmer mit dem Blute der Opfertiere bestreichen.

Auch die Madagassen fürchten die Seelen der Abgeschiedenen zu reizen, wenn sie nicht Leiche und Grab mit großer Feierlichkeit behandeln. Mindestens ein Teil des Toten muß gesetzmäßig begraben werden. Das Haus des Verstorbenen wird von seinen Freunden besucht, davor ein großer Teil seiner Rinder geschlachtet und zu wochenlangen Mahlzeiten verwendet. Musik und Tanz spielen dabei eine große Rolle. Vor dem Totenbett sitzen die nächsten Verwandten weinend am Boden, einige fächeln mit scharlachgeschmückten Fächern mit den Fliegen jeden übeln Einfluß hinweg. Die Kleidung der Trauernden ist dunkel, das Gewebe grob, das Haar aufgelöst. Die Leiche wird auf einer Bahre zu Grabe getragen, begleitet von den Leidtragenden, unter Musik und Gewehrfeuer. Üblich ist die Beisetzung in einem nord- oder ostwärts orientierten Grabe. Auswärts Verstorbene bringt man in ihre heimatlichen Gräber; erhält man nicht ihre Leichen, so begräbt man Haarbüschel von ihnen. Ähnliche Gebräuche herrschen bei den Sakalaven, bei denen die Leichname gewaschen und mit Embokiharz geräuchert, Daumen und große Zehen mit Raphia-Faser zusammengebunden und die Hände in den Schoß gelegt werden; daneben legt man als Beigabe Kleider, auf das Grab stellt man das Eisengeschirr des Verstorbenen. Daran schließt sich eine Verwünschung dessen, der den Tod des Verstorbenen verursacht hat. Das Grab wird durch einen Steinhaufen oder durch einen einzelnen Steinblock oder Steinpfeiler bezeichnet. Bedeutende Personen erhalten Gräber von großen Dimensionen, bei den Sakalaven aus Sandsteinplatten von 5 m Seitenlänge und 2 m Höhe. Vorübergehende vergrößern die Haufen, indem sie Steine darauf werfen. Bei einigen Stämmen werden die Köpfe der beim Leichenschmaus geschlachteten Ochsen auf Stangen in der Nähe des Grabes gesteckt; bei den Hova findet man kleine bunte Fähnchen darauf. Häuptlinge werden oft in der Mitte ihrer Dörfer begraben. Begräbnisplätze sind immer fadi; und dennoch hört man im Hovaland oft von Gräberraub. Die Nachkommen lassen sich am liebsten in der Nähe ihrer Ahnen begraben. Zur Zeit der Jahreswende besuchen die Hova in Trauergewändern die Gräber.

Den Grundgedanken einer Ruhepause, die der für die Reise ins Jenseits sich vorbereitenden Seele gewährt wird, erkennt man überall, ebenso wie den der Rückkehr der Seele zu dem Orte, wo ihr Leib begraben ist. Die Beerdigungsweise wird teilweise nach praktischen Erwägungen, teilweise auch nach überirdischen Eingebungen gewählt, die der Traum bringt.

Verbrennung kommt vor, aber Beerdigung ist häufiger. In Sumatra werden die Leichen in eine Seitenkammer gelegt, die man im Grabe anbringt; bei den Lampong wird das Grab mit einem hohen Deckel versehen, darauf ein Erdhügel und zwei achteckige Holzstücke errichtet. In Borneo findet man stufenförmig ansteigende Gräber, darüber ein Gerüst, von einem Häuschen gekrönt, worin Geräte des Verstorbenen niedergelegt werden. Das Pflanzen einer Sirongpalme neben dem Grabe ist hier üblich, während auf Halmahera zu Kopf und Fuß des Grabes ein Strauch gesetzt wird. Über dem Grabe aufgehängte Lappen sollen Dämonen zum Spiele dienen. Verschieden

davon und einfach ist die Beerdigung bei den Battak. Ganz junge Kinder werden unter den Häusern begraben, unter den Jahren der Mannbarkeit stehende Kinder ohne große Zeremonien in kleinen Särgen in dem Aschen- oder Beinhause der Familie beigesetzt.

Bei vielen Stämmen ist die Beerdigung nur vorübergehend. Noch nach vielen Jahren wollen sie ihren Vorfahren höhere Ehren erweisen, indem sie ihre Reste ausgraben und in einem oberirdischen Grabe beisetzen, das zugleich Grabmal ist. Dieser Gebrauch ist der ältere, später aus Sparsamkeit oder Trägheit gekürzte. Eine erste oberirdische Beisetzung erhalten stets Erwachsene. Die Alfuren des Ostens verfahren hierin einfacher als die Malayen des Westens. Auf Ceram binden sie den eben Gestorbenen, oft den Sterbenden in Hockstellung zu einem Bündel, rollen es in den Wald und setzen es im Geäst eines Baumes bei, um nach Jahren die Knochen zu sammeln. Bei ihnen bricht der Wunsch, sich die Leiche fern zu halten, deutlich durch. Auch bei den Alfuren der Minahassa wurden ursprünglich die Leichname in Bast gewickelt und im Gezweige der höchsten Bäume aufbewahrt. Kurz vor der Ankunft der Europäer soll dann durch einen anderen Stamm das Begräbnis in ornamentierten Steinkisten (tiwukar) eingeführt worden sein. Bei den Battak dagegen wird die Leiche in Tücher gehüllt und mit den Mitgaben versehen, wobei reichere Stämme Geld auf Augen oder Mund legen, damit sich die Seele auf ihrem Wege etwas kaufen könne. Darauf wird der Leichnam in einen rohen Sarg gelegt, meist ein plumper Kahn; Ruder bilden eine Grabmitgabe. Die Maanjan stellen sogar alle im Hause befindlichen Wertgegenstände neben die Leiche, und die Guinanen geben eine Holzfackel für den dunkeln Weg mit. Man bestreut wohl auch den Leichnam mit Reis, Salz oder Kampfer und läßt das Blut eines roten Hahnes darüber träufeln; die Dajaken färben die Fußsohlen mit Kurkuma. Dann schließt man den Deckel dicht zu und läßt den Sarg unter den Klagen der Priesterinnen oder alter Weiber einige Tage in der Hütte oder unter einem Totenschuppen stehen; jede Nacht wird Nahrung für die Leiche hingestellt. Oft bleibt die Leiche eine lange Reihe von Jahren über der Erde; wie lange, das hängt von den Vorstellungen über das Schicksal der Seele wie von der Erwägung über die zur letzten Totenfeier notwendige Summe und vom Range ab. Bei den Lampong werden Häuptlinge in Parade ausgestellt, am 3., 7., 40., 100., 1000. Tage, und dann alljährlich nach dem Todestage Leichenmahle gehalten, wobei dem Toten Gewürze, Blumen und andere guten Dinge dargeboten werden und eine Kokosschale mit erfrischendem Tranke über dem Sarge aufgehängt wird. Auf Begräbnisstätten bringen die Alfuren der östlichen Inseln die Erstlinge des Fischfanges dar. Bei den Milano auf Borneo findet man die Sitte, daß der Sarg mit Waffen, Sirihbüchsen, Bronzekanonen, Geld und Kleidern drei Tage lang eingegraben wird, während dessen sich der Verstorbene für die Reise rüstet. Aber auch hier werden wenigstens die nach der Verwesung übrigbleibenden Reste der Häuptlingsleichen in einen Krug gethan und in einem aus Eisenholz schön geschnitzten, ausgehöhlten Pfosten beigesetzt. Da das Holz dieser Grabmäler fast unzerstörbar ist, so lassen sich solche Generationen weit zurückführen. Manchmal nimmt auch das oberirdische Grabgestell die Gestalt eines Schiffes an (s. Abbildung, S. 59). Viele Battak verfahren wenig sorgsam mit den Resten, die bei der Leichenverbrennung übrigbleiben: Aschenreste und Erde werden zusammengekehrt und in einen runden, hölzernen Behälter gefüllt, den man im Walde begräbt, ohne sich weiter viel darum zu kümmern. Nur der Platz wird rein gehalten.

Mit der Aufbewahrung der Leiche ist bei den Sihong Borneos ein anderer Gebrauch verbunden, den wir auch aus Madagaskar kennen. Der Sarg wird auf ein Gerüst gestellt, ein Loch in seinen Boden gemacht und darin ein Bambus eingekittet, dessen Ende in die Mündung eines großen irdenen Topfes reicht. Darin sammeln sich nun die flüssigen Teile der in Fäulnis übergegangenen Leiche. Am 49. Tage wird der Topf unter großem Lärm weggenommen. Das Trinken dieser Jauche

und die Vorstellung, daß in den Maden die Seele wohne, hat sich nur noch in Spuren erhalten (vgl. S. 443). Topf und Sarg werden fest verkittet und bleiben bis zum Totenfest im Hause.

Die Zeit zwischen dem Verscheiden und der endgültigen Beisetzung, die die ruhelose Seele beruhigen soll, ist in jedem malayischen Dorfe kritisch. Von dem Augenblick an, in dem ein Schuß oder dumpfe, in geregelten Pausen erfolgende Trommelschläge einen Todesfall verkünden, wird das Dorf unrein. Zunächst werden gewissermaßen die Tageszeiten umgekehrt. Ausgehend von der Meinung, daß die Seelen der Verstorbenen, besonders der plötzlich oder durch einen Unfall Hingeschiedenen, bis zum Leichenfest gern Schaden zufügen, und daß die Nacht ihr Tag sei, muß jeder, der das Dorf verlassen will, dies vor Sonnenaufgang thun; geht er später, so darf er mit niemand sprechen, jeder meidet ihn. Die Weiber verhüllen ihr Gesicht und stimmen die Totenklage an. Der Todesfall wird als ein Verlust für das ganze Dorf angesehen und zeigt deutlich die Innigkeit des Stammeszusammenhangs. Deshalb wird auch der größte Wert darauf gelegt, daß der Tod im Dorfe stattfinde; und unter allen Umständen muß die Leiche dahin gebracht werden, und wenn dies nicht möglich ist, ihre Kleider.

Geschorene Köpfe, bei den Mohammedanern der Sulu-Inseln weiße Turbane, verhüllter Kopf bei den Klageweibern sind äußere Trauerzeichen. Bei den Maanjan dürfen 49 Tage lang oder nur 7, wenn um ein Kind getrauert wird, die Angehörigen keinen Reis essen, sondern müssen sich mit einer Körnerfrucht von brauner Farbe und unangenehmem Geruch und Geschmack begnügen. Namen Verstorbener sollen nicht ausgesprochen werden. Übrigens sprechen bei einzelnen Stämmen auch die Lebenden ihren eignen Namen nicht aus: er ist fadi; fragt man nach ihm, so antworten andere als der Gefragte. Bei den Hova ist es geradezu ein Charakterzug, daß sie den Gedanken an Abgeschiedene ängstlich zu vermeiden suchen.

Zweifellos waren Menschenopfer einst allgemein mit den Begräbnissen verbunden (vgl. S. 443). In der grausamsten Weise ließ man bei den Milano einen Sklaven an dem Pfahle des Grabmals verhungern, damit er im Jenseits seinem Herrn gleich zu Diensten sei. Bei dem Topingspiel der Battak traten früher zwei Sklaven als Spieler auf, wenn der Sarg schon am Grabe stand, und wurden mitten in ihren Possen ermordet, ihre Leichen ans Fuß- und Kopfende des Grabes gelegt und der Sarg darübergestellt. Hagen bringt sogar die Anthropophagie hiermit in Beziehung. Einem schweren Verbrecher oder tödlich gehaßten Feind that man die ärgste Schmach an, wenn man seinen Leib so gründlich und entehrend wie möglich vertilgte, nämlich ihn auffraß. Freilich mag auch die Furcht vor dem ruhelosen Geiste des Geschlachteten den Gebrauch allgemein gemacht haben, so daß sich alle durch gemeinsames Aufessen solidarisch verbanden.

# D. Die Amerikaner.

## I. Die amerikanischen Naturvölker.

### 22. Allgemeines über die Amerikaner.

„Die Anthropologie in der Richtung auf den physischen Menschen und in der Richtung auf den geistigen Menschen hat in Amerika die wichtigsten Grundlagen für ihre Lehrsätze zu suchen.“ Virchow.

Inhalt: Amerika als Weltinsel. Lage und Größe, Gebirge und Flüsse. Klima. Nützliche Pflanzen und Tiere. — Einheitlichkeit der Bevölkerung Amerikas. Farbe und Haar. Schädelformen. Krankheiten. Körperliche Kraft und geistige Anlagen. Charakter. Bildungsfähigkeit. Beredsamkeit. — Die amerikanischen Sprachen. Schrift und Zeichensprache. Kunst.

Die Alte und die Neue Welt liegen, durch die beiden großen Meere getrennt, wie zwei ungeheure Inseln einander gegenüber; vielleicht im hohen Norden in Regionen, deren Ränder wir nur kennen, mag ihre Begrenzung zweifelhaft werden. Die Zwischenräume sind am größten im Süden: Kap Roque ist von der Sierra Leone-Küste 400 Meilen, die Azoren sind von Neufundland nicht viel über 200 Meilen entfernt. Auch im Stillen Meere ist im Süden und in der Mitte das trennende Meer breiter als im Norden, wo die Inseln eine Brücke bilden; am Äquator beträgt die Entfernung zwei Fünftel des Erdumfanges, in der Bering-Straße 12 Meilen.

Amerika erreicht nur die Hälfte des Rauminhaltes der Alten Welt. Es ist länger als sie, da seine Nord- und Südspitzen fast um 130 Breitengrade auseinander liegen; dafür ist Asien allein fast doppelt so breit. Da die Klimate im ganzen zonenförmig angeordnet sind, bedingt dies einen reichen Wechsel für Amerika, das mit Grönland tief in das arktische Gebiet und mit der Südspitze in die kalte gemäßigte Zone des Südens hineinreicht. Damit hängt innig die Thatsache zusammen, daß die östliche Landmasse viel reicher an Binnenmeeren, Meerbusen, Inseln und Halbinseln ist als Amerika, das nur im Norden Gliederung zeigt. Für die klimatischen Verhältnisse hat aber dieser Mangel nicht die Bedeutung wie in Afrika: die von beiden Seiten einander sich nähernden Meere lassen der Wüstenbildung nicht viel Raum. Die amerikanischen Wüsten sind klein und reich an Oasen. Hochebenen, ein wesentlicher Faktor der Wüstenbildung, sind hier nirgends in der Ausdehnung zu finden wie in der östlichen Landmasse. Da die Hochebenen und Hochgebirge alle nach Westen geschoben sind, wird den Winden vom Atlantischen Ozean ein großer Spielraum geboten, während aus dem Schnee und Eis des hohen Westens zahlreiche Quellen ihre Gewässer in großartigen Stromsystemen nach Osten hin über das weite Land senden.

An zwei Stellen nur bringt das Meer tief in den amerikanischen Kontinent. Die Hudson-Bai schneidet von Norden ein; aber ihre Eismassen erschweren die Schiffahrt und tragen nur zur Erkaltung bei: dieser Meerbusen hat bis heute keine Rolle in der Geschichte der amerikanischen Völker

gespielt. Bedeutungsvoller ist der andere Einschnitt, der zwischen Nord- und Südamerika eine nach Osten offene Bucht über 20 Breitengrade hin tief eingreifen läßt. Dadurch wird der Zusammenhang der Nord- und Südhälfte auf einen schmalen — bei Panama ist die Landenge nur 6 Meilen breit — Landstrich beschränkt, den dazu einst noch Urwälder unwegsam machten. Eine Meerenge wäre von größerem Vorteil für den Verkehr als dieser gebirgige, waldreiche Isthmus. Unüberschreitbar ist er allerdings nicht. Er konnte eine Völkergrenze, aber keine Grenze der Rassen sein. Reichliche Inseln, die sich in dichter Kette von Florida bis nach Südamerika erstrecken, können als eine zweite Brücke betrachtet werden. Und daß dieser Weg gerade in der alten Zeit Amerikas beschritten worden ist, lehrt die Verbreitung der Karaiben. Nicht ohne Grund hat man den Meerbusen das Mittelmeer Amerikas genannt: die reiche Gliederung, die er gerade in die Mitte dieses Erdteiles bringt, hat ähnlich verkehr- und kulturfördernd gewirkt wie das mittelmeerische Gebiet in der Alten Welt. Im ganzen 16. Jahrhundert und im Anfange des 17. bis zur dauernden Besiedelung Nordamerikas ist die Kultur von hier aus nach allen Richtungen getragen worden. Kleinere Buchten werden durch die Mündungen von Strömen gebildet, so beim La Plata, Amazonenstrom und St. Lorenz. Sie lassen die Seeschiffahrt tiefer ins Innere eindringen und bieten ihr auch gute Häfen. Auch der See von Maracaibo ist eine Buchtenbildung. Solche kleinere Meereseinschnitte haben in Nordamerika im Leben der alten Indianer keine bedeutende Rolle gespielt; eher ist Halbinseln, wie Florida, Yucatan und Alaska, etwas Einfluß auf die Entwickelung besonderer Kulturgebiete zuzuschreiben.

Ursprünglich wäre keine Insel der Neuen Welt an ethnographischer Wichtigkeit mit Ceylon, Java oder Großbritannien zu vergleichen gewesen; Santo Domingo und Cuba sind erst durch Befruchtung der Europäer zu geschichtlicher Größe erwachsen. Inselreich ist auf dieser Seite der Erdkugel überhaupt nur jenes amerikanische Mittelmeer, dann die Südspitze, der Nordwesten und der Nordosten. Was nördlich vorgelagert ist, gehört bereits in die Schnee- und Eisherrschaft der Arktis und ist größtenteils unbewohnt.

Ein 2000 Meilen langes Gebirge durchzieht von der Südspitze bis zum Eismeer die beiden Kontinente und die Landbrücke. Es ist in seinem ganzen Zuge nach dem Westrande gedrängt; darum liegen alle übrigen, weniger gebirgigen Teile gegen Osten hinaus. Die Kordilleren treten im südlichsten Amerika so nahe an die Westküste, daß das Meer eine Fjordlandschaft bildet, die schon Cook den Vergleich mit Norwegen nahelegte. Sie ziehen dann als schmales Kettengebirge hart am Westrande des gemäßigten Südamerika bis an die Südgrenze Bolivias, wo die erste jener Hochebenen erscheint, die in der Geschichte der amerikanischen Kultur so hervortreten. Zwei große Bergketten laufen fast parallel von einem Ende Perus zum anderen. Im östlichen Kamme liegen die Quellen der größten Ströme Südamerikas; aber ihr Scheitel dehnt sich oft auch zu weiten, welligen Ebenen (Puna) aus, kalten, unfruchtbaren, trostlosen Regionen. Jenseits dieses unwirtlichen Gebietes des Despoblado steigen wir hinab auf das Plateau zwischen den Kordilleren der Küste und den schneeschimmernden Andes des Ostens; 2000 bis 3000 m hoch und höchstens 300 km breit, ist es ein Mikrokosmos von Bergen und Hügeln, Ebenen und Thälern, Seen und Flüssen. So entstehen die Hochebenen des Titicaca, von Cuzco, Quito, Bogotá, auf denen einst selbständige Kulturentwickelungen den eindringenden Europäern eine Zeitlang stand hielten. Ihre Träger sind noch heute, wenn auch in anderem Gewande, das vorherrschende Element. In kleinerem Maßstabe kehren sie bis nach Mexiko hinauf wieder.

In Mittelamerika ist es, als sei die Ebene vom Meere weggespült; es ist eine Fortsetzung des Westrandes und weist Miniaturbilder der Hochebenen von Peru, Bolivia, Ecuador, Kolumbien und Mexiko in den hoch gelegenen Strichen von Costarica, Nicaragua und Guatemala auf. Yucatan, der geheimnisvolle Schauplatz der Maya-Kultur mit 54 Ruinenstätten, ist ein trockenes,

an Wasserläufen armes, vorwiegend hügeliges Land. Den nördlichen Teil der Einengung aber bildet Mexiko, das die mächtigen Erhebungen Südamerikas wieder aufnimmt. Der pazifische Abhang ist auch hier viel steiler als der atlantische, und darum der Verkehr jenem ab- und diesem zugewandt. Das Hochthal von Anahuac, wo Mexiko inmitten kleiner Salzseen und Sümpfe in 2300 m Meereshöhe liegt, verbreitert sich nach Norden über einen großen Raum hin.

Geht man in Nordamerika von Osten nach Westen, so beginnt am Mississippi schon die Hebung, erst flach und sanft, dann immer steiler, bis sie am Fuße des Gebirges durchschnittlich 1800 m erreicht. Nun treten einige Gebirgsmauern mit Gipfeln von 4000 m und darüber heran; dahinter findet sich wieder eine breite Erhebung von 1800—2400 m bis an das Stille Meer hin, wo sie mit einer anderen Reihe von Gebirgszinnen aufhört, die zum Teil als Inselreihen ins Meer vorgeschoben sind. Verglichen mit ihrer Masse, die den sechsten Teil des Kontinents ausfüllt, ist die Höhe der Gebirgszüge unbedeutend. Aber im westlichen Nordamerika finden wir zwischen 35 und 50° nördlicher Breite den entschiedensten Hochebenencharakter. Nördlich davon ziehen sich die beiden Gebirgszüge von Westen und Osten zusammen: von Britisch-Columbia an ist der Kettencharakter der Kordillere entschieden ausgeprägt.

Mittelgebirge des Ostens, wie die Alleghanies mit 2000 m Gipfelhöhe und Paßdurchschnitten bis zu 43 m, hatten für die Urbevölkerung Bedeutung als Jagdgebiete und waren im Inneren wenig bewohnt; der Ackerbau, der dichtere Bevölkerung nährte, scheint sich an die Lichtungen der Flußthäler gehalten zu haben. Hemmnisse der Völkerverbreitung und Stützpunkte von Zivilisationen sind die Ostgebirge nicht gewesen.

Das Innere Brasiliens ist ein hügelbedecktes Tafelland, vom Meere durch ein Randgebirge abgetrennt, im Norden und Süden langsam zum Tiefland hinabgesenkt. Der atlantische Wasserdampf ist diesem Binnenlande entzogen; wo es nicht von fließendem Wasser durchfurcht und befruchtet wird, ist es Savanne (in Brasilien Campo). Größere Mannigfaltigkeit der Pflanzenformen als in Afrika wird schon bedingt durch die mannigfaltige Zusammensetzung des Bodens. Die Bodenerhebungen nach dem Inneren von Britisch-Guayana zu werden allmählich durch Reihen von Bergen vermittelt, bis sie zuletzt im Roraima Höhen von 800 m erreichen. Auch die Prärien und Plains des inneren Nordamerika und die Savannen oder Llanos von Venezuela und Guayana entsprechen einem schroffen Wechsel von Trockenheit und Befeuchtung, dessen Wirkung ebene Bodenformen noch unterstützen. Gebirgsketten und Wälder halten die Meeresfeuchtigkeit ab. Baumleer sind diese Grasebenen nie, aber ihre Bäume sind von kleinerem, verzwergtem und gedrücktem Wachstum. Die Llanos gleichen in der Trockenzeit einem dünn gesäeten Getreidefelde. Im unteren Amazonenstromgebiet aber sind die Savannen von immergrünen Bäumen durchsetzt. In der größten Üppigkeit breitet der Baumwuchs sich in der Hyläa, dem mächtigsten tropischen Urwaldgebiet, aus. Im Süden folgen weiter die Pampas vom mittleren Paraná an, eigentlich „baumlose Weideplätze"; im weiteren Sinne versteht man darunter die ganze Steppe zwischen den chilenischen Andes und dem Meere.

Der große Zug in der einfachen Gliederung Amerikas kehrt in der Bewässerung wieder. Der Amazonas ist der größte Strom der Erde. In ihm, La Plata und Orinoko öffnen sich Wasserstraßen, die vom Meere fast bis an die Ausläufer der Kordilleren reichen. Im Orinoko treibt der Passatwind die Segelschiffe bis zur Höhe von San Fernando, während im Amazonenstrom die Gezeiten bis 120 Meilen von der Mündung ansteigen und das 650 Meilen von der Mündung entfernte Tabatinga nur 80 m Meereshöhe hat. Dazu bilden schiffbare Nebenflüsse auf der Nordseite ein wahres Netz von Verkehrswegen. In Nordamerika greift mit dem Mississippi, Missouri und Ohio die Schiffbarkeit von Süden, durch den St. Lorenzstrom von Osten, den Columbia und Jukon von Nordwesten, den Saskatchewan und Athabaska von Norden

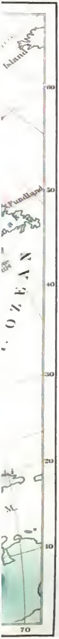
# VÖLKER UND KULTURKA

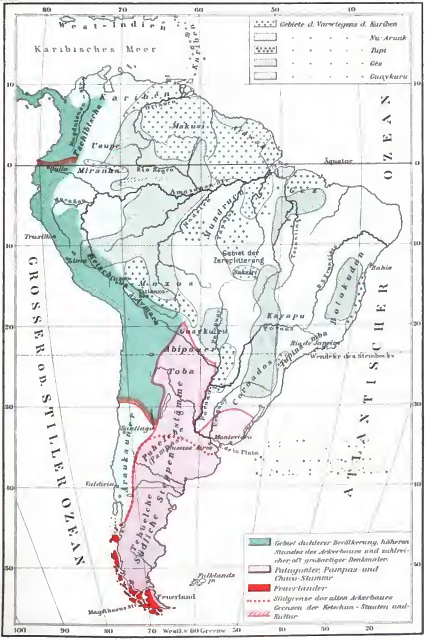
Nach Ratzel, v.d.Ste




Bibliographische

RTE VON NORDAMERIKA
men und Ehrenreich




Institut in Leipzig.

tief in den Kontinent ein. Wenn mit ihren ärmlichen Fahrzeugen die Indianer diesen Vorteil wenig ausnutzten, so spielten die hydrographischen Verhältnisse eine um so größere Rolle in der Conquista und der Entdeckung. Die fünf großen Seen Kanadas bieten die größte zusammenhängende Süßwasserfläche der Erde.

Amerikas Klima galt dem vorigen Jahrhundert als übermäßig kalt und feucht, und lange stand auf der Tagesordnung die sehr verfrühte Frage, ob es nicht für die Entwickelung der amerikanischen Menschheit schädlich sei. Amerika umschließt sehr heiße und trockene Gebiete, aber im Norden greift das arktische Klima so tief in den Kontinent herein, daß noch in der Breite Englands Labrador ein unwirtliches Polarland ist. Kalte Winter und heiße Sommer charakterisieren den größten Teil von Nordamerika. Kaliforniens Südhälfte am pazifischen Rande ist eine italienische Oase, aber nach innen zeigen sich bald mit der Erhebung die dürrsten Teile des Kontinents. Nur östlich vom 98. Längengrad ist Ackerbau ohne künstliche Bewässerung möglich, findet man Wälder oder doch ausgedehnte Haine.


Batate (Convolvulus Batatas). 1/4 natürl. Größe.

Der Westen ist trockener auch in Mexiko und bis nach Patagonien hinab. Von den Zuflüssen des La Plata aus westwärts gehend, kommt man in Gegenden, deren Steppencharakter ganz an die Ursprungsgebiete der Westzuflüsse des Mississippi erinnert. Die Pampas sind die Prärien Südamerikas zu nennen; die Wermutsteppen des Nordens wiederholen sich in der Chañarsteppe am Fuße der Andes, in den Salinas und dem Campo del Arenal die Wüste von Atacama. Die echten Prärien aber sind jene Pampas, die zwischen 29 und 40° südlicher Breite von Cordoba bis Patagonien einen geröllelosen, zarten Boden bedecken: eine der einförmigsten Grassteppen der Welt. Weiter im Süden folgt dann die patagonische Steppe mit steinigem, rauhem Boden.

Zwischen beiden Wendekreisen nun liegt ein hochbegünstigtes Stück Tropenwelt. Die Mannigfaltigkeit der Bodengestaltungen bringt reichen Wechsel, und über dem ewigen Hochsommer der großen Tiefländer im Amazonas- und Orinokogebiet prangt ein ewiger Frühling an den wunderschönen mittleren Kordillerenabhängen. An diesem Glück nehmen gerade die Gebiete der alten Kultur Amerikas noch teil: Mexiko, Bogotá, Quito haben ewige Frühsommertemperatur, in Quito stehen Sommer und Winter nicht mehr als 1½° auseinander; bei Cuzco dauert wenigstens in lieblichen Oasen der Frühling aus.

Pflanzen- und Tierwelt sind reich entwickelt, haben aber weniger Kulturgewächse und Haustiere geboten als die Alte Welt. Mit Mais, Kartoffel, Batate (s. obenstehende Abbild.), Tabak, Kakao, Maté haben wir alle genannt, die für die Menschheit wichtig geworden sind; aus der Tierwelt kann kaum etwas herausgegriffen werden: Truthahn, Kochenillelaus und Meerschweinchen stehen

höchstens auf dem Niveau der Vanille. Die späte Gewinnung der Chinarinde und des Curare für den Arzneischatz lassen hoffen, daß noch manches andere wertvolle Erzeugnis von jenen Ländern her seinen Weg über die Welt antreten wird. Auf eine große Anzahl von Pflanzen läßt sich hinweisen, die den von Indianern lernenden Ansiedlern nützlich, oft unentbehrlich geworden sind: körnertragende Gräser, darunter der Wasserreis Nordamerikas, die Zizania (s. Abbild., S. 451) und die schwimmende Glyceria, dann die in Mexiko als Hirse gebaute Echinochloa, die in Guatemala wild wachsende, dem Mais nächstverwandte Euchlaena luxurians, die dort den Namen Teosinte, Gottesmais, trägt; Milium- und Panicum-Arten mit eßbaren Körnern kamen in Südamerika vor. Fügen wir die Quinoa, die unserem Heidekorn vergleichbare Körnerfrucht der Peruaner (s. nebenstehende Abbildung) hinzu, so haben wir eine ganze Reihe mehlliefernder Pflanzen, woraus allerdings nur der Mais in zahlreichen Abarten in den tropischen und gemäßigten Gegenden des Nordens und Südens allgemein angebaut war. Erst durch die Einführung der europäischen Haustiere ist der große Reichtum an nahrhaften Gräsern nutzbar gemacht worden. Bei vielen Völkern Altamerikas, vor allen bei den Kulturvölkern, überwog die Pflanzennahrung die vom Fleisch.



Chenopodium Quinoa. 1/3 natürl. Größe. a) Fruchtzweig, natürl. Größe. — b) Frucht, vergrößert.

Dem gewaltigen Palmenreichtum des tropischen Amerika entspricht einigermaßen die Fülle von nützlichen Dingen, die daraus erzeugt werden. Bambus selbst gewährt kaum so vielfachen Nutzen wie die Carnahubapalme Brasiliens (Copernicia cerifera), die die längste und schlimmste Trockenzeit überdauert und stets grün und saftig bleibt. Ihre Wurzel hat dieselben medizinischen Eigenschaften wie die Sassaparille; aus dem Stamm zieht man dünne, feste Fasern. Ihr Holz wird zu Pfählen, Balken, Latten, Zaunriegeln, zu musikalischen Instrumenten, Röhren und Brunnen verarbeitet. Die jungen Blätter geben in frischem Zustande eine nahrhafte Speise. Ferner liefert der Baum Wein, Essig, Zucker und Gummi, das dem Sago gleicht und in Hungerzeiten oft die einzige Nahrung der Indianer gewesen ist. Außerdem wird Mehl und eine weißliche Flüssigkeit, wie sie die Kokosnüsse enthalten, daraus gewonnen. Die weiche, faserige Substanz im Inneren der Blätter und Stiele ist ein Surrogat für Kork. Die Frucht hat ein angenehm schmeckendes Fleisch; die öligen Kerne werden geröstet, zerstampft und wie Kaffee benutzt. Aus den getrockneten Blättern verfertigt man Matten, Hüte, Körbe und Besen; auch wird eine Art Wachs zu Kerzen daraus gewonnen. Wachs liefert auch die schlanke Ceroxylon andicola, mit 60—80 m Höhe einer der stolzesten Bäume. Die Taguapalme gibt das vegetabilische Elfenbein, nebst Kautschuk und Chinarinde eins der wenigen in großem Maßstabe in den Handel kommenden, spontanen Erzeugnisse Südamerikas. Die Frucht der brasilischen Königspalme liefert Butter, und ihre bis 12 m langen Wedel finden vielfältige

Verwendung. Eßbare Früchte gibt die Maripapalme: ihr saftiges, süßes, die Samen umhüllendes Fleisch ist dem Indianer eine große Delikatesse, und nicht leicht bleibt auf Reisen eine mit reifen Früchten versehene Maximiliana verschont. Zwei oder drei Palmen des nördlichen Südamerika liefern kühlende Getränke, wie sie besonders die Karaiben lieben. Die Macuschi-Indianer kneten das orangefarbige, breiartige Fleisch der Mauritia zu einem Teige, den sie in die Blätter der Maripapalme fest einschnüren und mit Wasser genießen. Auch aus den dunkelvioletten Früchten der Turupalmen kochen Indianer und Neger Guayanas durch Zusatz von Wasser ein kühlendes Getränk. Bei dem vielfältigen Nutzen sonst nicht verwertbarer Palmen zu Bauholz, Deckmaterial ꝛc. haben selbst intelligentere Indianer längst angefangen, sie zu schonen und anzupflanzen: in erster Linie die Kokos- und an der Mosquitoküste die Suparpalme.



Wasserreis (Zizania aquatica). 1/4 natürl. Größe. Vgl. Text, S. 450.

Eßbare Früchte birgt der Urwald Süd- und Mittelamerikas in Fülle: Guajava, die der Judenkirsche ähnliche Ochuba, die Curupa und Chulupa, Mammei, Chirimoya, Avogados, Acajou, Ciruela, Ananas, Grenadillas: die Früchte einer Passiflore, Tomaten der verschiedensten Art, von Kirschenart bis zu den beißenden Chiles, die den sogenannten Spanischen Pfeffer, das unentbehrliche Gewürz aller Indianerspeisen, liefern. Fast alle haben sich weit über die Grenzen Amerikas hinaus verbreitet. Nordamerika hat eine ganze Reihe Nußbäume (Walnuß und Hickory). Der Nußbaum Kolumbiens wetteifert mit europäischen und amerikanischen Juglandeen. Mehrere baumartige Hülsenfrüchte liefern eßbare Körner. Maulbeeren gibt es in Nordamerika und auf der bogotanischen Hochebene. In den höheren Lagen und in den südlichsten Teilen Südamerikas kommt dazu der Reichtum an Beeren, schon in Kolumbien von Rubus-Arten. In Nordamerika werden von zwei Kastanienarten die Früchte genossen. Im Norden tragen zwei Haselnuß-, im Süden einige Hamamelis-Arten eßbare Nüsse. Süße Eicheln werden von der Lebenseiche geerntet. Im Westen hat der Piñon eßbare, ölige Kerne. Der wild wachsende Pawpaw oder Melonenbaum (Papaya vulgaris) liefert melonenartige Früchte. Wilde Pflaumenarten sind mehrfach verbreitet. Von der Weinrebe wachsen verschiedene Arten in Nordamerika wild, darunter fruchtreiche und wohlschmeckende, die bereits auch in Europa angebaut werden.

Auch der ferne Westen Nordamerikas und dann wieder die Steppe Südamerikas sind trotz ihrer Steppennatur nicht arm an eßbaren Früchten. In der Felsengebirgsregion und dem Großen Becken gibt es Pflaumen, Kirschen, Himbeeren, Brombeeren, Johannis- und Stachelbeeren. In Kalifornien wird Mehl aus den Früchten des Manzanitastrauches gerieben, ein wichtiger Gegenstand im Haushalt der Indianer. Schmiedel erzählt von Brot aus Hülsenfrüchten der Steppe, das die Pampasindianer genossen. In Neumexiko und Westtexas kommen zwei Maulbeerbäume

und mehrere Weinreben vor. Die kalifornischen Indianer kennen unter dem Namen Panoche einen mannaartigen Zucker, der durch Blattläuse an Schilfblättern erzeugt wird; ferner den mehr nach Harz als Zucker schmeckenden süßlichen Ausfluß aus der Zuckerföhre. Der schmackhafte Zucker des Zuckerahorns ist bis auf den heutigen Tag für den Ansiedler im östlichen Nordamerika wichtig. Neben den zahlreichen, balsam- und harzreichen Koniferen ist auch der Wachsbeerenstrauch zu nennen, aus dessen Beeren ein wachsartiger Stoff abgekocht wird. Zum Schwarzfärben benutzen die Nordamerikaner die Samen der Sonnenblume und die Weidenrinde, zum Rotfärben die Wurzel der Savoyenne und die Büffelbeeren. Zu ihren Fischleinen gebrauchen die Nordwestamerikaner den Bast vom Ahorn, der Rotzeder oder die fingerdicken Stiele eines Riesentanges. An Arzneipflanzen ist kein Mangel.

Faserstoffe liefern Yukken und Agaven. In Altmexiko wurde Papier aus den Fasern des Maguey und dem Bast des Gummibaumes hergestellt; heute liefert die Sisal-Agave von Yucatan eine gesuchte Faser. Auf den südamerikanischen Hochländern liefern Fourcroya und Bromeliaceen ähnliche Stoffe. Kautschuk wird aus verschiedenen Bäumen und Schlingpflanzen gewonnen. Mit dem getrockneten Saft des Mimosops Balata leimen die Indianer Guayanas ihre Pfeile, frisch trinken sie ihn wie Milch, die Früchte munden Menschen und Affen gleich gut, und das Holz ist als „Boteri" eins der beliebtesten Bauhölzer des südlichen Venezuela; das Harz der Mani (Moronobea coccinea) dient zum Steifen der Bogensehnen. Im kolumbischen Tieflande bestehen alle Hütten aus Bambus, der in der Nähe des Cáuca in Menge wächst. Von mehreren Kürbisarten wird das Fleisch gegessen, einige liefern Kalebassen; die beliebte Art Totuma wird indessen aus der ausgehöhlten Frucht der Crescentia gefertigt. Mit dem Saft des Urukú (Bixa orellana) und der Genipaba (Genipa americana) bemalen sich südamerikanische Indianer. Für Jäger und Waldläufer war die amerikanische Natur wie keine andere ausgestattet, und wenigstens in Nordamerika wurden ihre Schätze hinreichend gewürdigt: ein Buch brauchte man, die von den Indianern benutzten Stoffe aufzuzählen. Deshalb nur einige Beispiele: Zur Erfrischung kauen die Kanadier den Pappelsplint La Sèvre; sein Saft hat einen angenehm süßlichen Geschmack wie Wassermelonen und wirkt erfrischend; deckt Schnee die Prärie, dann ist dieser Splint oft die einzige Nahrung der futterlosen Pferde. Die Wintun Kaliforniens füllen in den langen harten Wintern den Magen mit der süßen Rinde der Gelbfichte. Und wenn am oberen Saskatchewan Jagd und Fischfang fehlschlagen, kratzt der Indianer von den Felsen eine Flechte, Gyrophora, ab und kocht sie zu einer nahrhaften Gallerte. Bei den Yumastämmen werden die Wurzeln der Agave deserti (Meskal) geröstet und wegen ihres süßen Geschmacks gegessen, liefert Piñon Nüsse, Opuntie und eine andere Kaktee (Pitahaya) süß schmeckende Früchte, der Mesquitbaum süße Schoten und in seinen zerstoßenen Bohnen nahrhaftes Mehl, Amole (Yucca) eßbare Früchte und zähe Blattfasern, Palmetto in seinen Blattknospen einen Palmkohl, die jungen Blätter von Agave americana abgekocht ein schmackhaftes Gericht. Blätter von Erikaceen liefern Thee, und die Bärentraube wird dem Tabak zugemischt. Von Pilzen werden allein aus Nordcarolina 108 eßbare Arten aufgezählt; das sogenannte Indianerbrot ist ein bis zu 30 Pfund schwerer Pilz. Überall wird die Tomate verwendet. Vanille hat erst durch die Europäer ihre Bedeutung erhalten; Kakao ward schon vorher benutzt und hochgehalten. Die Koka Perus (Erythroxylon Coca) war als Nayo bis nach Mittelamerika bekannt: jedes Blatt wurde einzeln mit dem Daumennagel vom Stiel gebrochen und in Thongefäßen über Feuer gedörrt.

Eingeführte Pflanzen haben eine weite Verbreitung gewonnen, teilweise auch solche, die nicht die weißen Ansiedler anbauten. So wächst auf einigen westindischen Inseln die Brotfrucht wild: der faule und genügsame Neger braucht dort kaum etwas anderes zu seinem Unterhalt. Der Plantagenbau des Zuckers und der Baumwolle hat dem einzelnen Indianer kaum

Vorteil gebracht, da ihm Kapital und Übersicht fehlen. Günstiger hat in Mexiko und Mittelamerika der Kaffeebau gewirkt, denn dazu braucht man nur Arbeitskraft und Hacke. Ähnliches läßt sich vom Tabak sagen. An andere Kulturen dagegen hat sich der Indianer nirgends gewöhnt: z. B. an den Weinbau und den Bau der Olive. Auch an den Ackerbau im europäischen Stil, wie er in den gemäßigten Strichen Nordamerikas, den Tierras frias der mexikanischen und südamerikanischen Hochländer und in den La Plata-Ländern betrieben wird, haben sich selbst die seit Generationen ansässigen Indianer schwerer gewöhnt als an die Viehzucht, die sie und die Mischlinge in den Llanos und Pampas zu ausgesprochenen Hirtennomaden (Llaneros, Gauchos) und Reitervölkern gemacht hat.

Den ausgebreitetsten Nutzen gewährte die Tierwelt den Altamerikanern durch die Jagd. Büffel, Edelhirsch (Cervus canadensis) und ein kleinerer Hirsch (C. virginianus), Hase (Lepus americanus und L. sylvaticus) in Nordamerika, Wildschweine, Agutis oder Cutias, Rehe, Guanakos in Südamerika, dazu Waschbären und Opossums, Affen, Ameisen- und Wickelbären schafften oft überreichliche Nahrung. Der Büffel war durch Massenhaftigkeit und Größe vom Ohio bis in die Felsengebirge hinein Hauptjagdtier. Das Guanako ist vom größten Nutzen für die Pampas-Indianer: mit dem Fell der erwachsenen Tiere deckt er sein Toldo, aus dem der ungeborenen oder jungen schneidet er Mantel und Schuhe, aus den Sehnen macht er Faden, aus der besonders zähen Haut am Halse Riemen für seine Lassos, Bolas und Zäume. Das tropische Südamerika war im ganzen ungünstiger ausgestattet, am wenigsten reich die westindischen Inseln, wo erst durch die Verwilderung europäischer Haustiere große Jagdtiere entstanden. Von jagdbaren Vögeln sind vor allen der südamerikanische Strauß (Rhea americana) und die Hokkohühner der Andesregion zu nennen. Wild ist der Truthahn heute nur noch im südlichen Nordamerika häufig. Die Tetraoninae (Grouse, Auerhuhn, Birkhuhn, Haselhuhn ꝛc.) erreichen ihre größte Entwickelung in Nordamerika. Das Rebhuhn der Amerikaner (Ortyx-Arten) ist kleiner als das europäische, aber von vorzüglichem Fleisch; das Präriehuhn ist ungefähr ebenso groß. Als ausgiebigster Jagdvogel erscheint die Wandertaube in jedem Frühjahr in großen, wolkenartigen Schwärmen. An Sumpf- und Wasservögeln kann in einem so wohlbewässerten Lande kein Mangel sein. In Südamerika ist auch das Fleisch der zahllosen Papageien ein allgemein beliebtes Nahrungsmittel.

Das Fehlen jeglicher größeren Haustiere muß den Aufschwung des Ackerbaues, Handels und Verkehrs bedeutend beeinträchtigt haben. Der größte Teil der Bevölkerung fand beim Ackerbau Verwendung, und was nicht zu Wasser fortgeschafft werden konnte, mußte sich der Mensch aufladen. Die Lamas waren nicht sehr leistungsfähig, und für ausgedehntere praktische Verwendung konnte der Tapir nie in Betracht kommen. Möglicherweise ist das Kaninchen als Haustier in den Casas Grandes gehalten werden. Versuche, Büffel, Elentiere, Renntiere, Edelhirsche zu zähmen, waren nicht von Erfolg gekrönt. Noch heute zieht der größte Teil der chilenischen Bevölkerung Guanakodecken wollenen vor; doch das wilde Schaf der Felsengebirge hat leider keine Wolle. Im Norden kommen für Kleidungszwecke die Pelztiere: Biber, Zobel, Hermelin, Dachs, Stinktier, Otter und Seeotter in Betracht; auch kleinere Tiere, wie Eichhörnchen und Moschusratte: 1000—1500 Moschusratten bildeten noch vor fünfzig Jahren die Winterbeute eines Pelzjägers im mittleren Missourigebiet. Daß der Indianerhund aus einheimischen Wolfsarten hervorgegangen ist, ist für den Norden kaum zu bezweifeln, und auch dem Inkahund schreibt Nehring nordamerikanischen Ursprung zu; im östlichen Südamerika wird eine der europäischen ähnliche Rasse gemästet und gegessen. Langhaarige Hunde der Haidah wurden alljährlich geschoren, um ihr Haar mit Zedernbast und den Fasern des wilden Hanfes in Decken zu weben. Der Truthahn ist eins der wenigen von alters her gezähmten Tiere der

Neuen Welt. Zahmen Enten wurden in Mexiko von Zeit zu Zeit die Federn ausgerupft; sie bildeten einen bedeutenden Handelsartikel zu Diaz' Zeiten. Quezalfedern waren ebenda heiliger Gegenstand, Schmuck und Geld. Domestiziert waren bei den alten Mexikanern bereits auch die Kochenillelaus und die Biene. Fliegenlarven werden an den Salzseen Nordamerikas und Mexikos, Käferlarven und einige im Bombax und der Maguey-Agave lebende Raupen in Süd- und Mittelamerika als Delikatessen gesucht.

Beide Amerika sind reich an Amphibien. Eine große Rolle spielt der Frosch in ihrer Mythologie. Tritonähnliche Tiere werden mehrfach gegessen. Der Reichtum an nutzbaren Fischen ist im Osten und Süden groß, in der Felsengebirgs- und pazifischen Region gering. Den größten Fischreichtum weist der Nordwesten auf, und hier war wohl auch schon in voreuropäischer Zeit die Seefischerei bedeutend. Im Yukon, Fraser, Columbia und kleineren Flüssen des Nordwestens erreicht der Lachsfang große Wichtigkeit. Die dortigen Stämme gehören zu den am meisten von Fischnahrung abhängigen, die man kennt; ihre wichtigsten Fangfische sind: Lachs, Forelle, Hering, Stint, Dorsch und Heilbutt. Wiewohl auch die Westküste Südamerikas fischreich ist, ist doch dort bis heute die Seefischerei der Einheimischen unbedeutend; nur Cholos (Mestizen) und Italiener betreiben sie. Die Muscheltiere, woran die Flüsse und Seen Nordamerikas so reich sind, dienen den Indianern vielfach zur Nahrung, stellenweise auch den Negern; für die Weißen sind sie von keinem Wert. Dafür beuten diese den Austernreichtum der atlantischen Küste aus, der von keiner europäischen erreicht wird. Austern und andere Muscheln waren auch schon früher Volksnahrungsmittel, wie die mächtigen Muschelbänke an allen Küstenstrichen beweisen.

Die reißenden Tiere Südamerikas sind mit wenig Ausnahmen vor dem Menschen scheu und feig; nur gereizt oder verwundet greifen sie ihn an. In Nordamerika kommt der Panther bis 55° nördlicher Breite vor. Luchse kommen in verkleinerter Gestalt vor. Das wuchtigste Tier Südamerikas, der Tapir oder Anta, wird höchstens Pflanzungen in tiefen Thälern gefährlich. Der Bär der Andes gehört zu den kleineren seines Geschlechts. Dagegen gilt der Grisly (Ursus ferox) der Sierra Nevada und des Küstengebirges mit Recht für das stärkste und gefährlichste von den amerikanischen Raubtieren; weniger der schwarze Bär. Mehrere Wölfe werden den Herden gefährlich. Der schlaue Fuchs der östlichen Staaten (Vulpes fulvus) ist dem unseren ähnlich, doch etwas kleiner. Massenhaft kommen südwärts vom Kap Hatteras und nördlich vom La Plata die Krokodile vor. Wenig gefürchtet sind die Jacarés Südamerikas. Nordamerika hat vier Arten Klapperschlangen und eine Mokassinschlange; fünf giftige führt unter 50 südostamerikanischen Schlangenarten Prinz Max von Wied an. Schädliches und lästiges Insektenungeziefer hat der Tropengürtel neben schönen Glanz- und Feuerkäfern die Fülle: Europa hat noch dazu sein altes Hausungeziefer eingeführt.

*

Richtig verstanden, muß die Neue Welt den Schlüssel zu den größten Problemen der Anthropologie und Ethnographie geben. Der Grund ihrer entscheidenden Wichtigkeit liegt in ihrer isolierten Lage. Gelingt es, nachzuweisen, daß die Völker Amerikas im Grunde gleich sind den Völkern der Alten Welt, so ist die Frage der Einheit oder Vielheit des Menschengeschlechts zu gunsten der Einheit gelöst. Und gelingt es ferner, den Kulturschatz der Amerikaner in Verbindung zu bringen mit den Kulturentwickelungen der Alten Welt, so ist die Frage der Einheit oder Vielheit ihres Ursprungs auch hierin im Sinne der Einheit gelöst. Auch Polynesien liefert interessante Belege dafür, wie sich unter isolierenden Einflüssen einzelne Elemente des Kulturschatzes eines Naturvolkes besonders entwickeln; aber es zeigt uns weder die Konstanz eines einzigen Rassentypus unter allen Klimaten beider Hemisphären (eine solche zeigt uns, von der

heutigen Verbreitung der weißen Rasse abgesehen, überhaupt nur Amerika) noch alle Abstufungen der Kultur vom tasmanierartigen Feuerländertum bis zu den reichen Inka von Peru. Sehen wir aber auch ab von diesen großen Problemen der Völkerwissenschaft, so gewinnen wir nirgends auf Erden einen fesselnderen Einblick in das, was rück- und vorschreitend, unter hemmenden und fördernden Einflüssen der Mensch zu werden im stande ist, als hier.

Wenn wir der Ansicht zuneigen müssen, daß sich die Kultur Amerikas, des ethnographischen Orients (s. oben, S. 136), auf der gemeinsamen Grundlage aller Entwickelung erhebt, wenn wir somit hoffen dürfen, durch eine Vergleichung mit dem altweltlichen Kulturbesitz längst vergangene Zeiten der Menschheitsgeschichte zu erhellen, dann ist die erste Forderung, daß wir über die Einheit der amerikanischen Rasse Klarheit erlangen. Es ist nicht gleichgültig, ob uns die Mischung mit asiatischem und polynesischem Volkstum in Nordwestamerika zugleich über den unmittelbaren Ursprung eines großen Teiles der amerikanischen Bevölkerung aufzuklären vermag, oder ob sich nur eine Kontaktzone selbständiger Kulturen an den Gestaden des Beringmeeres gebildet hat; unbedingt erforderlich ist es aber, daß wir das Alter des amerikanischen Stammes mit dem der übrigen Rassen vergleichen und den reichen Schatz wichtiger Funde nicht vernachlässigen, den die Altertumsforschung Amerikas bereits ans Licht gebracht hat.

Schon früh wurde die Einheit der amerikanischen Menschheit behauptet; zahlreich sind anderseits die Versuche, eine größere Anzahl von Rassen festzulegen; keins von beiden hat zu einem allgemein angenommenen Resultat geführt. Indessen scheint die alte Anschauung Blumenbachs, daß alle Amerikaner mit Ausnahme der Eskimo eine einzige Hauptrasse bilden, der Punkt zu sein, wohin die Meinungen immer wieder zurückschwingen. Die Indianer Mexikos haben eine allgemeine Ähnlichkeit mit denen von Kanada, Florida, Peru und Brasilien. Sie haben dieselbe dunkle Kupferfarbe, gerades und glattes Haar, geringen Bart, stämmigen Körper, langgeschlitzte Augen mit aufwärts gegen die Schläfen gerichteten Augenwinkeln, vortretende Backenknochen, dicke Lippen, einen gewissen weichen Ausdruck im Munde, der stark kontrastiert mit dem strengen und düsteren Blicke. Vom Kap Hoorn bis zum St. Lorenzstrom und zur Beringstraße erstaunt uns auf den ersten Blick die allgemeine Ähnlichkeit in den Zügen der Bewohner. Wir glauben ihnen anzusehen, daß sie alle desselben Ursprungs sind, ungeachtet der wunderbaren Mannigfaltigkeit ihrer Sprache. Dieselben Züge kehren in beiden Amerika wieder. Wenn auch die neuere Forschung diese Einheit in den Schädelformen nicht festhält, so gewähren doch die Versuche einer tiefer gehenden Rassensonderung heute nur noch ein historisches Interesse.

Ihren Grund kann die Einheit der amerikanischen Bevölkerung haben in gemeinsamer Abstammung oder langer Isolierung und Ausgleichung. Früher war man durchaus geneigt, die erste einfachere Möglichkeit zu betonen: über die Inselbrücke der Beringstraße mußte der asiatische Stamm gewandert sein, der das riesenhafte Gebiet mit seinen Abkömmlingen erfüllte, wobei er unter dem Polarkreis wie unter dem Äquator seine Eigentümlichkeiten zu wahren wußte. Es schien überdies richtig, diese Wanderung nicht in zu entlegene Zeiten hinaufzurücken, da die Veränderungen des Klimas und der Lebensweise noch nicht zur Herausbildung neuer Typen geführt haben.

Die Urgeschichtsforschung hat diese Theorie in ihren Grundfesten erschüttert. Daß Amerika im Norden wie im Süden schon zur Diluvialzeit eine menschliche Bewohnerschaft besaß, ist zweifellos; der Streit um den Tertiärmenschen ist in Amerika ebenso unentschieden geblieben wie in Europa. Damit vertieft sich nicht nur zeitlich der Hintergrund der amerikanischen Menschheitsgeschichte, auch die Gestalt und mit ihr das Klima der Erdräume muß sich im Laufe langer Zeiten verändert haben; damit verschieben sich aber die Probleme, die so einfach zu sein schienen, in bedenklicher Weise. Die neueste und übersichtlichste Zusammenstellung der amerikanischen Funde verdanken wir Brinton. Auch in Amerika sind die Spuren menschlicher Thätigkeit (bearbeitete

Steine wie in Europa) weiter zurück zu verfolgen als Reste des Menschen selbst. Danach scheint während der ersten Eiszeit die Ostküste Nordamerikas bereits bewohnt gewesen zu sein; eine förmliche Werkstätte für Bearbeitung von Quarzsplittern, die in Minnesota am Ufer des Mississippi entdeckt wurde, entstammt der Interglazialzeit, und zahlreiche Funde gehören der Periode an, wo sich die Vergletscherung zum zweitenmal ausbreitete. Diesen Entdeckungen in den nördlichen Gegenden des Kontinents schließen sich andere an, die man in Mexiko und in Argentinien gemacht hat, wo Jäger die längst ausgestorbenen Tiere der Diluvialzeit verfolgt haben müssen. Wenn Brinton deshalb zu dem Schlusse kommt, daß die Einwanderung des Menschen nicht über das



Mädchen der Paressi vom oberen Paraguay. (Nach Photographie von Dr. Paul Ehrenreich.) Vgl. Text, S. 459.

vergletscherte Alaska aus Asien, sondern aus Europa auf einer alten Landbrücke über den nördlichen Atlantischen Ozean erfolgt ist, so ist das eine Hypothese, die der schärfsten Prüfung bedarf. Erst aus Schichten, die nach dem Schlusse der Eiszeit abgelagert wurden, sind uns menschliche Gebeine erhalten, die einen Schluß auf die Beschaffenheit der ältesten Bevölkerung Amerikas gestatten. Vorläufig freilich hat die Vergleichung der vorgeschichtlichen Schädel mit denen der heutigen Indianer nur zu neuer Verwirrung geführt und eine Menge verfrühter Theorien gezeitigt.

Die Lehre von der Zweitypischkeit der Indianer, im Grunde nur eine schwach motivierte Anwendung der längst als irrtümlich erkannten Retziusschen Hypothese von der Zweitypischkeit des gesamten Menschengeschlechts, hat hauptsächlich bei den Franzosen Topinard und Quatrefages Anklang gefunden. Von den später an der Bildung der amerikanischen Völker beteiligten Elementen muß nach Quatrefages wenigstens eins brachykephal gewesen sein; doch hat er zugeben müssen, daß angesichts der Mischung der Typen von ihrer Aussonderung nach



OSTBRASILISCHE INDIANERFAMILIE

(Nach Aquarell von Moritz Rugendas.)

geographischen Provinzen nicht die Rede sein könne. Auch Virchow hat eskimoähnliche Langschädel bei Patagoniern, aus Gräbern von Bogotá, der Muisca und der alten Peruaner, anderseits ebenso ausgezeichnete Kurzschädel aus Muschelhügeln (Calchaquis) der brasilischen Küste von Pamperos, aus den Mounds Nordamerikas, aus Chile, Mittelbrasilien und den Karaibengebieten nachgewiesen. Er kommt zu dem Schlusse, daß es von dem Standpunkt der klassifizierenden Anthropologie aus unter der autochthonen Bevölkerung Amerikas keine Einheit der Rasse gebe. Ein angebliches Sondermerkmal peruanischer Schädel, das sogenannte Inkabein, findet sich bei 6,08 Prozent aller peruanischen Schädel, häufiger noch, 6,81 Prozent, bei den Bewohnern des Gila-Thales und ist in ganz Amerika bei etwa 3,86 von hundert Schädeln gefunden worden.



„Der graue Adler", ein Apatsche. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 459.

Der typischen „Rothaut", „amerikanischer Schädel" ist also nicht festzuhalten. Jede größere Gräberstätte läßt alle Längen und Formen vertreten sein. Das Überwiegen der Mittel- und Kurzköpfigkeit ist das einzige Gesetz, das bis jetzt mit einiger Sicherheit abgeleitet werden konnte.

In der Hautfarbe herrscht insoweit Einheit, als die Extreme der dunkelbraunen Töne der Negerhaut wie der Hellfarbigkeit des Europäers ausgeschlossen sind; ein helles Braun, oft als hell lohfarben klassifiziert, darf als die häufigste Färbung bezeichnet werden (vgl. die beigeheftete Tafel „Ostbrasilische Indianerfamilie"). Stark pigmentiert wird die Indianerhaut stets gefunden; rot ist in wechselndem Maße zugemischt, und die Skala schwankt zwischen Ocker und Kupfer; in den dunkelsten Tönen bewirkt es ein fast grelles Kakao-Rotbraun. Bei angeblichen Odschibwäh fand Virchow die Haut mehr gelb als rot: man würde kaum auf den Gedanken kommen, sie Rothäute zu nennen; ähnlich spricht sich der Prinz von Wied über sehr helle Botokuden aus. Jetzt muß man überall

schon an Mischung denken. Nach Ehrenreich waren die hellfarbigen Jurina, die sich kaum von Südeuropäern unterschieden, zugleich die größten und kräftigsten ihres Stammes. Je eingehender die Untersuchungen, desto mehr lokale und individuelle Variationen. Corbusier sagt von den Apatsche-Mohave (Yavapai), ihre Farbe sei im Sommer dunkel, im Winter hellbraun; Petitot läßt bei den Tinneh die Schattierung von Stamm zu Stamm wechseln. Wenn die Klamath heller als die Anwohner des Columbiaflusses und als Kalifornier geschildert werden, spielen wohl auch fremde Beimischungen mit. Einwirkung des Sonnenlichts auf die Hautfarbe ist nicht zu leugnen. Ehrenreich bemerkt, daß das helle Gelbbraun der Karayá nur noch unter den Arm- und Kniebinden erhalten ist. Doch dürfen wir die klimatischen Einflüsse nicht überschätzen: die Patagonier sind dunkler als die Indianer des Chaco und von Paraguay, und die Yurucores in Bolivia gehören mit den Koloschen Nordwestamerikas zu den hellsten Stämmen.

Das Haar ist wegen seiner Schwärze und Straffheit oft mit dem der Mongoloiden verglichen worden, zeigt aber kleine Unterschiede; es ist weder so grob noch so straff, schlicht oder leicht wellig und hat einen bräunlichen Grundton, der insbesondere bei Kindern merklich wird. Es hat darin die größte Ähnlichkeit mit dem Haar der Polynesier (s. oben, S. 137); und doch deutet kein Anzeichen bei einem Indianer so deutlich auf Rassenmischung als stark gewelltes oder lockiges Haar (s. Abbildung, S. 469). Daß Albinismus nicht selten ist, erklärt die häufigen Angaben über das Vorkommen sehr heller Haare. Nicht zu vergessen ist, daß Im Thurn hellgelbes Haar für ein Zeichen des Alters hält, die Erscheinung aber auf seinen Reisen nur zweimal beobachtet haben will. Kahlköpfigkeit ist selten. Nicht gar selten sind Augen, die ins Blaue schillern, z. B. bei Galibi und Botokuden. Der Bartwuchs ist von Natur spärlich; von Jünglingen und Männern wird er außerdem durch Ausreißen entfernt. Auch die Augenbrauen sind von Natur nicht dicht; die Payagua von Paraguay beseitigen selbst die Augenlider. Etwas Bart trifft man am ehesten bei Greisen. Die „Barbados“ auf älteren Karten erinnern daran, daß einige Stämme durch stärkeren Bartwuchs ausgezeichnet sind; so die Guarayos in Bolivia.

Der Amerikaner ist durchschnittlich mittelgroß, zwischen 1,5 und 1,8 m. Im südlichen Südamerika haben wir eine nicht auf den Feuerland-Archipel beschränkte Region mit geringeren Körpergrößen. Doch ebensowenig wie diese Kleinwüchsigkeit, die als Stammesmerkmal auch bei den Puri und Galibi angegeben wird, bedeutet die oft übertriebene Länge der Patagonier eine beträchtliche Abweichung vom Mittelmaß. Hoch gewachsene Individuen von mehr als 1,8 m fehlen auch in anderen Stämmen nicht; reich an imposanten Gestalten sind die Jivaros, Sioux und Mohave. Es ist nicht wunderbar, wenn Stämme in elenden Verhältnissen eine größere Zahl Kleinwüchsiger ergeben. Gedrungenheit ist häufiges, wenn auch nicht durchgehendes Merkmal. Der gewölbte Brustkasten ist nicht auf die Puna von Hochperu beschränkt, wo er der Luftverdünnung zugeschrieben wurde. Die Muskeln des Nackens und des Oberarms sind stark entwickelt, der Unterarm kurz, Hände und Füße klein. Daher ein Zug von Zierlichkeit in dem gedrungenen Gesamtbau. Noch in verdünnter Mischung zeichnen kleine Hände und Füße die Mestizin vor der Germanin, selbst vor der Spanierin aus. Die kräftige Entwickelung des Oberkörpers tritt noch mehr hervor bei den Völkern, die man als kahnbewohnende bezeichnen könnte: bei einigen Stämmen des Nordwestens, die die meiste Zeit in ihren engen Booten auf Meer und Flüssen herumplätschern; bei den Feuerländern, den Wulwa, ist dies häufig zu bemerken, während die unteren Partien fast verkümmert sind.

Manche Völker ragen entschieden über den Durchschnitt amerikanischer Indianer, wohl durch Mischung des Blutes, hervor: die Jivaros werden als ziemlich groß, schlank, kräftig gebaut, mit wenig prognathem Gesicht, dünnen Lippen, kleinen Zähnen, gerade liegenden Augen, meist schwarzen, selten rötlichbraunen Haaren beschrieben; auch von den Neufundländern wird berichtet,

daß sie an Farbe heller als die an den gegenüberliegenden Küsten Kanadas wohnenden Mikmak sind (s. Abbildung, S. 469). Häufiger als bei anderen Küstenstämmen begegnet man bei den Haidah Männern und Frauen von hellerer Farbe, auffallend regelmäßigen Zügen und intelligentem Ausdruck.

Für die Physiognomie der Indianer ist bezeichnend neben der Größe des Kopfes die durch stark entwickelte Backenknochen bewirkte Breite des Gesichts und die Niedrigkeit der schmalen Stirn. Die Nase ist häufig gekrümmt (s. Abbildungen, S. 125 u. 457): die Adlernase, fast wörtlich genommen, bildet geradezu eine Stiltradition der mexikanischen und peruanischen Künstler. Die gekrümmte Nase will man in Nordamerika häufiger östlich als westlich von den Felsengebirgen, in Südamerika häufiger westlich als östlich von den Kordilleren finden. Platte, kleine Nasen werden bei süd- und nordamerikanischen Stämmen erwähnt (s. Abbildungen, S. 138, 456, 469). Die Augen sind an den äußeren Winkeln mehr oder weniger nach oben gezogen; dieser mongolische Typus ließ in Spanisch-Amerika die Indianer als „Chinos" bezeichnen und die Wintun Kaliforniens neben die eben eingewanderten Chinesen stellen. Das braune oder schwarze Auge ist eher klein, und das „Weiße" hat einen Stich ins Gelbliche.



Ein Botokude. (Nach Photographie im Damann-Album.)

Die Sinnesschärfe ist oft betont, oft auch übertrieben worden. Gewiß wirkt besonders bei den Jagdstämmen die Übung im Orientieren und Ausspähen. Daher mag wohl der raubvogelartige Ausdruck ihres Gesichts kommen. Wenn sie nun auch gute Wegfinder und als solche, „Scouts", auch in der Armee der Vereinigten Staaten anerkannt sind, so ist doch die Genauigkeit ihrer Karten übertrieben worden. Vom Chilkat-Gebiet sagt Dr. Krause: „Indianerberichte sind sehr unzuverlässig; wir haben sieben verschiedene Indianerkarten, nur eine derselben stimmt schematisch mit dem jetzt bekannten wahren Sachverhalt."

Von den Krankheitsdispositionen der amerikanischen Völker sind die von Interesse, die einen Zusammenhang mit dem raschen Aussterben aufweisen. Die Indianer kommen in tropischen Tieflandgegenden weniger gut fort als Neger und Negermischlinge; von Maryland bis Argentinien sind Neger, auch wo sie im übrigen nicht zahlreich sind, stark in den atlantischen Tiefländern vertreten. Besonders rasch haben sich die Pocken ausgebreitet; ihre Wirkung war verheerend. Daß einfache Katarrhe gefährliche Folgen erzielen, ist nicht zu bezweifeln; Schnupfen ist vielen ein gefürchteter Gast. Auch nach der Angabe Im Thurns werden unbedeutende Erkältungen, Stöße oder Wunden, die den Weißen oder Neger kaum anfechten, den Indianern oft verderblich. Demnach könnte man wirklich glauben, daß sie infolge eines gewissen allgemeinen Mangels in ihrer Organisation die Keime frühen Unterganges in sich trügen. Aber dies haben die günstigen Geschicke solcher Indianergruppen, die unter die Leitung von wohlgesinnten Weißen kamen, glänzend widerlegt. Übrigens wird Schwindsucht, die unter den brasilischen Indianern furchtbare Verheerungen anrichtet, allgemein als „Katarrh" bezeichnet, dürfte aber kaum von Europäern eingeschleppt sein. Vielleicht aber hat der Weiße nicht so viele Krankheiten herübergeführt, wie man sonst annahm: was die Syphilis betrifft, so glaubt man in präeuropäischen Gräbern Knochen mit Syphilisspuren gefunden zu haben. Durch ungleiche Verteilung des Farbstoffes in der Haut entsteht die scheckige Färbung (Carate) der „Indios Pintos": oft sind ganze Stämme gescheckt. In der leichtesten Form der Krankheit ist die Haut bloß mit dunkeln oder schwarzen Flecken bedeckt; in schwereren jedoch entwickeln sich hellere Stellen von weiter Ausdehnung, auch kommen

bläuliche, violette, gelbliche Töne zum Vorschein, und der Eindruck ist zuletzt der des scheckigen Negers, wie er im 2. Bande abgebildet ist. Daher die „weißen Stämme“ mancher Schilderungen.

An Sinn für **Reinlichkeit** scheint es dem Indianer ursprünglich nicht zu fehlen. Die von der Kultur fast unberührten Stämme Guayanas sind ungemein sauber und große Freunde des Badens. Örtliche Verhältnisse wirken natürlich bestimmend ein: von den polwärts wohnenden Stämmen oder den Steppenindianern wird man von vornherein nicht allzuviel erwarten; auch unter den südamerikanischen Waldbewohnern gibt es häßliche Schmierfinken.

Der **Charakter** ist viel besprochen worden. Scholastische Abhandlungen und einige päpstliche Bullen wiesen im 16. Jahrhundert nach, daß die Indianer eine Seele hätten, was freilich die Spanier nicht abhielt, als gente de razon einen eignen Ehrenkodex für sich zu beanspruchen mit dem Motto: Indigne de un ombre de cara blanca. In unserer gelehrten Zeit hat man die Unfähigkeit der Eingeborenen zu höherer Kultur aus dem Charakter ihrer Sprachen und dem Mangel abstrakter Wörter ableiten wollen. Dieser Grund wird aber durch viele Thatsachen widerlegt. Die geschichtliche Stellung eines Juarez war ohne geistige Bedeutung einfach nicht möglich, und er stand und steht nicht allein. Nach **Humboldt** ist den mexikanischen Indianern eine große Leichtigkeit des Lernens, ein richtiges Urteil, eine natürliche Logik, eine besondere Neigung zu den subtilsten Unterscheidungen eigen; sie besitzen aber nicht die lebhafte Einbildungskraft, das „Kolorit der Leidenschaft“, die fruchtbare Schöpferkraft der Völker Südeuropas und einiger Afrikaner.

Der Indianer neigt zur **Trägheit**. Selten sieht man ihn laufen oder rasch etwas vollbringen, wenn es nicht das Äußerste gilt. Das Dahinsinken der amerikanischen Kulturen entspricht dieser Sucht nach Ruhe; denn Kultur ist Arbeit. Der Indianer ist indolent; Dinge, die dem Neugierigen aufgefallen wären, hat er keine Lust zu untersuchen. Der Mangel jeglichen Strebens erschwert die Zivilisierung: ein Indianer, der einmal ein Messer besitzt, gäbe nichts in der Welt für ein zweites. Inwieweit damit die Schwäche der geschlechtlichen Sinnlichkeit zusammenhängt, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls steht die Sittlichkeit vieler unkultivierter Stämme hoch. **Stoll** bestätigt, daß die Zote in den heutigen Indianersprachen Guatemalas zu den seltensten Vorkommnissen gehört, während die spanisch redenden Mischlinge hierin Unglaubliches leisten. Freilich ist auch hier ein allgemeingültiges Urteil nicht möglich. So phlegmatisch der Indianer in der Liebe sein soll, so leidenschaftlich ist er im **Hasse**, obgleich er ihn lange Zeit verbergen kann. Traurigkeit schließt die Indolenz nicht notwendig ein: geräuschvolle Lustigkeit bricht mit Naturkraft hervor. Bei den Indianern der sonnigen südlichen Rocky Mountains wie in den dunkeln Tropenurwäldern Guayanas herrscht Heiterkeit. Der Indianer zeigt sich erst unter seinesgleichen in seiner ganzen Lebhaftigkeit.

Die Äußerungen des Indianercharakters tragen das Gewand der Zurückhaltung: Großmut sowohl wie die am anderen Pole liegenden Neigungen. Gegen Fremde wird zwar Gastfreundschaft geübt, aber sie werden zugleich durch Betteleien und Forderungen jeder Art ausgebeutet, und Dankbarkeit scheint oft ganz erstickt zu sein. **Ehrlich** aber sind die Indianer in vielen Dingen und wissen sich zu beherrschen. Das Eigentum ist durch Symbole genug geschützt: Südamerikaner pflegen um Felder und Hütten einen Baumwollfaden zu ziehen. (Vergleiche den Tabufaden der Polynesier und das Fadi-Rotang der Malayen.) Freilich ist die Kleinheit der Stämme zu bedenken, die ein Verhehlen des Gestohlenen unmöglich macht. Lügenhaftigkeit und Prahlerei werden häufig als Fehler dieser Völker bezeichnet; doch sind im Verkehr mit Weißen die Pfadfinder der nordamerikanischen Armee, die Scouts, wegen ihrer ruhigen Zuverlässigkeit gerühmt worden. Im übrigen ist der Versuch, indianische Spezialtruppen zu schaffen, in der Armee der Vereinigten Staaten aufgegeben, nicht weil es den Indianern an Mut, sondern weil es ihnen an Ordnung und Ausdauer fehlt, auch weil sie sich nicht gern die — Zöpfe abschneiden lassen.

Der Vorwurf der **Grausamkeit** lastet auf den Indianern aller Gegenden und Kulturstufen. Grausam gegen sich selbst in ihren Peinigungen und Prüfungen, sind sie noch grausamer gegen andere. Die blutigen Menschenopfer der Azteken entspringen derselben Gesinnung wie die Behandlung der Kriegsgefangenen der Pampas-Indianer. Verstümmelung, um sie langsamem Verschmachten zu überlassen, war Sitte von den Apatschen bis zu den Tehuelchen, und daß Sterbende lebend in die Mumiengestalt gebracht wurden, wird nur zu häufig berichtet. Das Skalpieren übten selbst die sonst fortgeschritteneren Zuñi. Nicht selten arteten christliche Feste zu blutigen Orgien der Grausamkeit aus, und die Sitte, Kranke, die sich nach Empfang der Sakramente wieder zu erholen beginnen, erbarmungslos zu erwürgen, scheint in Südamerika weit verbreitet zu sein. Dagegen werden Blödsinnige mit ehrfurchtsvoller Scheu behandelt, da sie in Verbindung mit einem Geiste stehen. Und dabei können hohe soziale Tugenden, zurückhaltendes Benehmen, Vermeidung offenen Widerspruchs, beleidigender Äußerungen, Achtung der Sitten der Vorfahren, vorhanden sein. Man hat die Waldindianer finsterer als die Ackerbauer der ebenen Länder genannt und in diesem Sinne die Guarani mit den offenäugigen Payagua kontrastiert: ein verbreiteter Dualismus des Indianercharakters. In jedem größeren Gebiet gibt es einen wegen seiner Schlechtigkeiten verschrieenen Stamm, wie einst die Omaha unter den Stämmen des Missouri, die Botokuden unter den Ostbrasiliern. Am Aussterben der Indianer haben die Indianer selbst ihren Teil: die von Cape Breton herübergekommenen Mikmak beschleunigten die von den Weißen begonnene Ausrottung der Beothuk, der „roten Indianer".

Die **Erziehungsfähigkeit** ist nach den Ergebnissen der Missionen, der Ackerbaureservationen der Vereinigten Staaten, der politischen Entwickelung indianerreicher Staaten nicht zu leugnen; aber sie hat für die Masse ihre Grenzen. Nicht schwaches Gedächtnis, sondern der **Reiz der Ungebundenheit**, den man Instinkt des Nomadismus genannt hat, und die **Macht der Gewohnheit** sind die hindernden Elemente. Wo man Indianer und Neger vergleicht, wird der Mangel des bei diesen so mächtigen Nachahmungstriebes als die entmutigendste Eigenschaft des Indianers bezeichnet. Mit Zähigkeit halten die Indianer an ihrem Glauben, und bei Getauften laufen viel heidnische Gebräuche mit unter. Sind sie aber einmal bekehrt, und gelingt es, sie im Christentum festzuhalten, dann liefern sie ein prächtiges Material von Fanatikern; in dem Jesuitenstaate von Paraguay, in Ecuador und unter Führung ihrer Seelenhirten in den Armeen der Unabhängigkeitskriege gegen Spanien sowie den darauf folgenden bürgerlichen Wirren haben sie ihre Glaubenstreue blutig besiegelt.

Wenn man die **geistigen Äußerungen** des Indianerlebens betrachtete, legte man früher zu viel Gewicht auf die **Beredsamkeit**. **Dodge** hat ihren eigentümlichen und unnatürlichen Stil als eine Nachahmung der aufgebauschten Quäker- und Missionarsberedsamkeit bezeichnet, die sich aus Unkenntnis immer nur um einige wenige Worte und Wendungen dreht. Nichts von dem Pomphaften der Beredsamkeit der „Großen Wolke" oder des „Gefleckten Schwanzes", wie sie von den sensationslustigen Journalisten Nordamerikas wiedergegeben wird! Ruhig und maßvoll reden sie in den Volksversammlungen. Reich ist das **Mienen- und Gebärdenspiel**. **Coppinger** beschreibt es von den Chonos: „Große Freude: Zeigen der geschlossenen Zahnreihe, glucksende Töne und Auf- und Abbewegung des Körpers; Heftigkeit: ein glucksender Ton und schäumender Speichel zwischen den Lippen; Kummer oder Verdruß: die Oberlippe straff gezogen, die oberen Schneidezähne etwas gezeigt und der Unterkiefer vorgeschoben." Die Hand über den Kopf gehalten vertritt den Schwur, ebenso Berührung der Waffen oder des Halsgeschmeides. An die Stelle des Kusses tritt Nasen- oder Gesichtreiben. Ein lautes, lang gehaltenes Blasen ist Trauer bei kalifornischen Stämmen. Zur würdevollen Repräsentation gehört die Begrüßung mit langen Reden, dann aber auch jener südamerikanische Gebrauch, in der Hängematte liegend seinen

Gast zu empfangen. Eine große Zahl von Bräuchen bei der Begrüßung in Südamerika geht auf die Furcht vor dem bösen Blick oder den Geistern der Verstorbenen zurück, so wenn man mit kriegerischem Lärm in ein befreundetes Dorf einbricht, um nicht mit heranschleichenden Gespenstern verwechselt zu werden.

Über die Zeitrechnung dieser Völker sind wir nicht völlig im klaren. Das Sonnenjahr ist wenigstens innerhalb der mexikanischen und peruanischen Kultur bekannt; selbst die Zuñi Neumexikos wissen, daß ihr Jahr fünf Tage nach der Zeit beginnt, wo der Schatten in einem bestimmten Winkel gegen die Mesa fällt. Man darf Spuren hiervon noch weiter hinaus vermuten, wenn auch bei vielen Nordamerikanern nicht nach Jahren, sondern Wintern gerechnet und eine Zweiteilung in kalte und warme Monate vorgenommen wird. Von den Nutka sagt Sproat, daß sie 13 Monate zählen und die Zählung ungefähr mit unserem November anfangen. Die Monatsnamen sind vom Fischfang, Laichen der Fische, Reifen der Beeren etc. hergenommen. Benennungen sind oft mehrfach für einen Monat vorhanden und wechseln leicht von Stamm zu Stamm. Wo im gemäßigten Südamerika an der Westküste die Jahreszeiten in insularem Klima nicht scharf abgegrenzt erscheinen, haben sich die Springfluten der Nachtgleichen als Sonderer zwischen Sommer und Winter geltend gemacht. In den tropischen Gegenden werden die Sterne zur Unterscheidung herbeigezogen: in Guayana verkünden die Plejaden, Ciu, die Trockenzeit.



Eine Maisfigur der Bakaïri, Nachahmung der Harpyia destructor. 1/10 wirkl. Größe. (Nach Dr. K. v. d. Steinen.)

Die Möglichkeit des Zählens geht über zehn hinaus; doch liegt das Dezimalsystem zu Grunde. Gewisse Zahlen (vier, sieben, zwölf) waren bei vielen Stämmen heilig. Die Spanne ist meist das Grundmaß. Als kleinstes Maß gilt die Dicke des platt aufgelegten Daumens, als größtes die Entfernung zwischen Daumenende und Oberende des Biceps. Bei den Nordwestamerikanern kommt es vor, daß ein Maßstab auf einen Arm tättowiert ist. Die Maya und Azteken gebrauchen als Grundmaß den Fuß, dem gegenüber andere körperliche Maße zurücktreten. Längere Entfernungen vermochte man nicht genau zu bestimmen, und Gewichte fehlten wohl selbst den mittelamerikanischen Kulturvölkern.

Die amerikanischen Sprachen erregten immer ihrer großen Zahl wegen Erstaunen. In neuerer Zeit hat man noch ca. 100 Sprachen und Sprachgruppen unterscheiden zu müssen geglaubt. Läßt nun der bisherige Gang der Forschungen weitere Vereinigungen voraussehen, so bleibt immerhin der Reichtum Amerikas an Sprachen erstaunlich: ihre Zahl dürfte der Asiens und Europas zusammengenommen gleichkommen. Dabei haben wir im Osten und Inneren Nord- und Südamerikas vorwiegend große, im Westen kleine Verbreitungsgebiete. Zahlreiche Sprachstämme nahmen einst das heutige Texas und das oregonisch-kolumbische Gebiet ein. In Südamerika haben nur das Ketschua, wesentlich im Gebiet des peruanischen Reiches, dann das

Moxo, Guarani und die Karaibensprache eine weitere Verbreitung gefunden; wahrscheinlich hat auch der Süden eine größere Sprachgruppe. Zentralamerika scheint mehrere Sprachstämme zu bergen. Die dialektische Differenzierung ist auf die Spitze getrieben; die isolierenden und differenzierenden Wirkungen haben freien Lauf gehabt und sind nur in geringem Grade durch die Gegenwirkung der konservierenden, assimilierenden Kräfte gehemmt worden. Stets scheint der Kontinent von einer Menge kleiner Völker bewohnt gewesen zu sein, die durch eifersüchtige und argwöhnische Abschließung voneinander getrennt waren: Wenn auch in Mexiko, Mittelamerika und Peru die Conquistadoren große Kulturreiche angetroffen hätten und in Nordamerika künstliche Hügel, Kupferminen und anderes auf eine untergegangene Kultur hinwiesen, so lägen nur Ausnahmen vor (**Whitney**). Amerikanische Sprachforscher halten für bewiesen, daß Stammesgruppen, deren Trennung in eine sehr junge Zeit fällt, Sprachen sprechen, wo das Gemeinsame schon fast ganz überwuchert ist von dem Trennenden. Die Zweisprachigkeit von Karaibenstämmen, deren Weiber Arawak, deren Männer Karaibisch sprechen, kann nur umändernd auf die Gesamtsprache wirken. Nach **Ehrenreich** findet sich bei den Karayá eine Weibersprache, die sich nur durch ihre altertümlichen Formen vom Dialekt der Männer unterscheidet, so daß hier die Spaltung im Volke selbst entstanden sein muß, nicht durch Weiberraub erklärt werden kann. Sprachmischungen kommen hinzu; sie sind nur zum kleinsten Teil bis heute erforscht, so wenn im Takilmo Nordwestamerikas Bezeichnungen für Teile des menschlichen Körpers an die Kalapúya-Dialekte erinnern. **Whitney** hält es trotzdem für möglich, daß alle amerikanischen Sprachen aus einer einzigen Grundsprache hervor- und dann auseinander gegangen seien. Allen liegt der Grundplan der Einverleibung zu Grunde: Pronomina, Adverbien, selbst Substantive werden in das Zeitwort aufgenommen und mit ihm konjugiert, so daß sich Wortungeheuer aus mehr als einem Dutzend verschiedener Elemente von der Zunge wälzen. Bei mangelnder Differenzierung, dem Überwuchern des Verbalbegriffes, der Verschmelzung des Pronomens mit dem Nomen, sind die Indianersprachen reich an Ausdrücken für bestimmte Verhältnisse; die grammatikalischen Formen, Numerus und Genus, sind aber fast überall vernachlässigt. Entwickelt sind wieder die Pronomina, die oft für den Charakter des zugehörigen Wortes (ob Verbum oder Substantivum) entscheidend sind, wie etwa in „ich liebe" und „meine Liebe"; man will deshalb die amerikanischen Sprachen als „Pronominalsprachen" zusammenfassen. Von der Einverleibung will **Brinton** die **Polysynthese** trennen, die eine große Zahl abgekürzter Wurzeln aneinander leimt. Dieselben Völker aber, die sich an der Bildung riesenhafter Worte ergötzen, gebrauchen einzelne Buchstaben als vollgültige Wörter, ja, wissen durch einzelne Vokale ganze Gruppen von Begriffen und Stimmungen zu bezeichnen.



Eine **Wachsfigur** der **Mehinakú**, Nachahmung des Nabelschweins. (Nach Dr. K. v. d. **Steinen**.) 1/3 wirkl. Größe.

In den **Farbenbezeichnungen** stehen die Amerikaner nicht hinter den Europäern zurück, sofern man von den künstlichen Farben absieht. Dafür besitzen sie Ausdrücke für Mischfarben am Vogelgefieder, an Erde und Felsen, die uns fremd sind. Die Bekanntschaft mit der Natur begünstigt in anderer Richtung den **Reichtum an Wörtern**. Zu der verwirrenden Veränderlichkeit trägt der Gebrauch bei, den Zahlwörtern klassifizierende Beisätze zu geben, die anzeigen, ob die gezählten Gegenstände rund, lang, flach, ob sie schon gezählt sind oder erst gezählt werden. **Präfixe** am Nomen und Verbum gestalten in mannigfaltiger Weise nicht bloß Reflexivum, Reciprokum und Medium des Zeitwortes, sondern dienen auch zur Angabe der äußeren Gestalt des Objekts, woran die Handlung vollzogen wird. Reduplikationen bis auf die Partikeln hinab,

sprechen Handlungen und Zustände von einer einzelnen Sache aus, die die einfache Form im allgemeinen hinstellt. Im Maklak finden an hundert Präfixe bald allein, bald in Kombination als Iterativa, Usitativa, Durativa, Kausativa und dergleichen Verwendung.

Brinton bemerkt, daß zwar viele Ausdrücke europäischer Sprachen nur mit Schwierigkeit in einen amerikanischen Dialekt zu übertragen sind, daß sich aber anderseits die Indianer Sprachen geschaffen haben, die ihnen manche Vorstellung deutlicher und schärfer zu fassen gestatten, als wir es können. Die synthetische Satzbildung kann mit der analytischen wechseln: eher ein Zeichen des Reichtums als der Armut. Das Fehlen abstrakter Ausdrücke erklärt Brinton daraus, daß man kein Bedürfnis danach gehabt habe; die Unsumme hohler Abstraktionen sei ein zweifelhafter Vorzug, den amerikanische Dialekte leicht nach- und einholen konnten.



Musikinstrumente der Juri, Brasilien. (Ethnographisches Museum, München.) 1/8 wirkl. Größe.

Amerika hat in seinen Kulturländern nicht bloß eine Hieroglyphenschrift entwickelt; seine Naturvölker sind weiter gegangen in der Ausgestaltung eines primitiven Schriftsystems als die Neger. Bilderschriften sind durch ganz Amerika verbreitet, und der Schritt zur Hieroglyphe scheint oft nicht mehr weit (vgl. die Tafel „Indianische Bilderschrift“ bei S. 35). Die Beziehung zwischen beiden liegt im Dunkeln. Häufig findet man sie in auffallenden Klippen und Felswänden eingegraben. Es mögen Weg- und Eigentumszeichen darunter sei. Bei den Pima im Südwesten Nordamerikas scheinen sie sogar Verehrung zu finden. Auf einer Piedra pintada in Venezuela eingegrabene Zeichen erinnern an die rechteckigen Hieroglyphengruppen der Maya; Professor Ernst in Caracas glaubt auch in den Brandzeichen der Herden Anklänge an indianische Bilderschrift zu erkennen.

Die Knotenschrift, die sich im alten Peru einst sehr entfaltet hatte, hat sich für schwierigere Botschaften im Norden und Süden erhalten. Die Zeichensprache ist ungemein ausgebildet. Sie ist von Stamm zu Stamm verschieden. Beim Zeichen für „Häuptling" wird der Zeigefinger der rechten Hand ausgestreckt, senkrecht niedergeführt und dann in einer geraden Linie bis zur Höhe des Kopfes wieder emporgeschnellt; oder der Sprechende hebt den Zeigefinger der rechten hoch gehaltenen Hand empor, dreht ihn im Kreise und bringt ihn dann zur Erde hinab. Hierher kann man auch die Trommeltelegraphie rechnen. Wie afrikanische Völker vermitteln die Jivaros Nachrichten durch ihre „Tunduli", die von Haus zu Haus, von Berg zu Berg gehört werden; durch bestimmten Trommelschlag werden in kürzester Frist über ein weites Gebiet hin Mitteilungen gemacht. Nachrichten werden wohl auch durch Läufer, die sich ablösen, in unglaublich kurzer Zeit befördert.


Ein Tanzstab mit Ringen, aus Nordwestamerika. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.)

Von der bildenden Kunst sei hier so viel erwähnt, daß phantastischere Stilisierungen der Formen in keinem anderen Teil der Menschheit zu finden sind. Im allgemeinen darf man allerdings behaupten, daß sich die Indianer fast nirgends dazu erhoben haben, menschliche oder tierische Körper treu wiederzugeben, und sich gerade in diesem Punkte scharf schon von den Eskimo unterscheiden. (Vgl. oben, S. 67.) Dagegen durchdringt ein Trieb zu künstlerischer Gestaltung das Leben mancher scheinbar roher Stämme so innig, daß man sagen kann, die Kunst verschöne ihr Dasein viel mehr als unseres. K. von den Steinen hat dafür eine Fülle schöner Belege (s. Abbildungen, S. 462 u. 463) aus Zentralbrasilien gegeben.

Musik und Tanz haben, wie überall, eine nahe Beziehung zum religiösen und politischen Leben. Die Beendigung der Ernte und des Lachsfanges, jeder Vollmond, die Rückkehr aus einem Kriege gab den Tupi Anlaß zu jenen Festen, die Hans Staden so lebendig beschrieben hat. Die Anordnung von Tänzen ist häufig Sache des Häuptlings; öfters nimmt der Musiker eine hervorragende Stelle ein: so bei den Karaibenstämmen. Die meisten Gesänge haben einen einförmigen, schleppenden Charakter, den höchstens laute Ausrufe und „Juchzer" unterbrechen. Bei den Zuñi sind die Haupttänzer bei religiösen Aufführungen zugleich einflußreiche Leute. Bei dem Lieblingstanz der Oyampi, dem Guavacan, bilden Männer und Frauen einen Kreis, stampfen zweimal heftig auf, gehen vorwärts, lassen sich los, umschlingen sich einzeln und drehen sich schnell nach dem Tempo der Rohrflöte. Der Bambuco ist nichts anderes als eine beständige Verfolgung der Tänzerin: sie weicht zurück, dreht sich um sich selbst, schlägt dabei die Augen bescheiden nieder, läßt die Arme schlaff niederhangen, hebt die Füße kaum vom Boden, entweicht beständig dem Anstürmen ihres Tänzers, bis sie sich endlich matt ergibt und im Triumph davongetragen wird. Dieser Tanz, wenn nicht ein importierter Fandango, beweist nur, wie gern über die ganze Welt hin die Geschichte von Suchen und Gewinnen behandelt wird. Übrigens tanzen auch die von spanischem und portugiesischem Einfluß unberührten Indianer Guayanas Liebesgeschichten. Kopfputz und Körperschmuck werden beim Tanzen getragen (s. die Tafeln bei S. 477 und 564), Masken besonders in Nordwestamerika und im Inneren Südamerikas (s. Abbildung S. 466 und die Tafel bei S. 497). Bei den Maraké-Tänzen tragen die Rukujenn in Südamerika ein Kleid von Fell- und Baumwollstreifen, das Brust und Bauch bedeckt; einige tragen auf dem Rücken einen hölzernen Fisch mit Löchern, worin große, wie Vogelschwänze herabfallende Federbüsche stecken. Bei den der Maraké-Marter (s. S. 559) vorangehenden Tänzen, die Männer und Weiber beim Feuer und unter Liebes-

und Kriegsgesängen ausführen, stehen die jungen Leute rund um ein mit einem großen Stück Rinde bedecktes Loch, stampfen alle im Takt mit dem rechten Beine darauf und entlocken bei jedem



Kaiman-Masken der Mehinakú. (Nach Prof. K. von den Steinen.) 1/4—1/5 wirkl. Größe.

Tritte einer kleinen Bambustrompete einen kurzen Ton. Besondere Instrumente laden zu den Ratsversammlungen ein, bei den Coroados ein Kuhhorn, bei den Botokuden eine Trompete aus der abgestreiften Haut des Schwanzes vom Armadill, bei den Cran Kürbistrompeten, bei den

Mundrukú Rohrschalmeien, bei den Miranha und anderen Stämmen nordöstlich vom Amazonas Holzpauken. Bei den Nordwest-Amerikanern vertreten ausgehöhlte Holzblöcke die Trommeln, Muscheln die Kastagnetten; sonst kommen noch eine Pfeife mit einem Loch und Rasseln in Gestalt von Vögeln oder Seehunden vor (s. Abbildung, S. 532). Das Orchester der Goajiros setzt sich aus Trommel, Rohrpfeife und der fagottähnlichen, mit Schallstück aus einer Kalebasse versehenen Maraka zusammen; bei den Neumexikanern findet man nur Flöte und Pfeife. Die Araukaner sollen sich früher Flöten aus den Schienbeinen erschlagener Feinde gemacht haben. Sollte nicht ein marimbaartiges Holzklavier aus zwanzig Bambusstücken unter zwanzig Holztäfelchen, mit Stricken an einem Dachbalken befestigt, afrikanischer Import sein? Die Cuaiqueres-Indianer und ihre Mischlinge sind wie vernarrt in die Töne dieses Instruments, das sie mit großer Geschicklichkeit spielen.

Leidenschaftlich wird gespielt. Die Haidah spielen gern „Gerade oder Ungerade" mit kleinen Stäbchen: wer dem Gegner das Bündel von 40 oder 50 Stäbchen abgewinnt, erhält damit beträchtliche Werte, endlich selbst die Freiheit seines Spielgenossen. Das Würfelspiel Ha der Wintun beschreibt Powers: Zwei Eicheln werden der Länge nach gespalten und auf der Außenseite mit roten und schwarzen Farben betupft; diese Würfel werden in der Hand geschüttelt und in einen breiten, flachen, schön geflochtenen Korb geworfen. Bei einem Spiele der Hasenindianer, das der italienischen Morra gleicht, muß erraten werden, in welcher Hand der Spielende einen Gegenstand verborgen hält; auch die Algonkin kennen dies Spiel. Oder mit roten Ringen bemalte Stäbchen werden in Gras gewickelt, und nun soll man die Zahl der Ringe erraten. Bei einem dritten Spiele wird eine Holzkugel zwischen zwei Kegeln hindurch in eine Grube geschoben. Geworfene Ringe mit Stäben aufzufangen lieben die Kalifornier, Mandan und andere. Die Yávapai allein haben ein Spiel von aus dem Bauchfell des Pferdes verfertigten 40 Karten: sicherlich eine Nachahmung. Die Bewohner der Königin Charlotte-Inseln sollen an Spielwut jedes Volk übertreffen. Kraftübungen im Ringen und Fingerhaken sind gebräuchlich, und die Kinder üben sich im Bogenschießen auf Tiere und Fische aus Stroh. Bei den Tschinuk wird ein Ball mit Stöcken geschlagen, an deren Enden Ringe angebracht sind. Frauen spielen unter sich, z. B. bei den Tschinuk mit würfelartig gezeichneten Biberzähnen.

Die Heilkunst gehört zu den Funktionen der Priester; hier möchten wir nur hervorheben, daß verschiedene Bäder eine Rolle in der Therapie spielen. Bei den Thlinkit ist kein Haus ohne eine Dampfbadhütte, bei anderen Stämmen steht inmitten des Dorfes ein gemeinsames Badehaus. Die Nutka baden im Freien. Auch da, wo die Wohnungen sowie die Kleidungsstücke kein Übermaß von Reinlichkeit zeigen, ist kaltes Baden am Morgen üblich, besonders bei westlichen Stämmen Nordamerikas. Pflanzliche Heilmittel scheinen seltener gebraucht zu werden, als man gewöhnlich annimmt. Aderlaß, Kneten, Saugen der kranken Stellen sind viel gebräuchlicher. Gegenseitiges Bearbeiten des Bauches mit den Füßen bei Magenüberladung wird von Arowaken und Botokuden erzählt. Die Jivaros am Pintuc erbrechen sich künstlich fast jeden Morgen mit Hilfe einer Feder: Speisen die über Nacht nicht verdaut wurden, seien für den Körper ungesund. Dieselbe Sitte finden wir bei den Karayá und bei manchen Nordamerikanern.

*

Kein anderer Erdteil hat so tiefgreifende, vorwiegend ungünstige Veränderungen durch das Eindringen der Europäer erfahren wie Amerika. Man könnte darin ein vernichtendes Zeugnis für die Seelen- und Geistesanlagen der Indianer sehen; denn zweifellos sind sie heute die Besiegten. Aber dies Zeugnis ist nicht entscheidend und genügt keineswegs für sich allein. Nicht die armen und furchtsamen Stämme sind am raschesten hingeschmolzen: in Kalifornien haben sich die Wintun erhalten, während stolzere und reichere untergegangen sind. Eine für so manche niedrige

Ordnung der Tierwelt charakteristische Lebensunverwüstlichkeit läßt oft den Wandel der Verhältnisse leichter überdauern. Niemand vermag heute zu berechnen, wie viele Millionen Indianer der Kultur zum Opfer gefallen sind. Blutspuren hinterließ auch dort das Vordringen der Weißen, wo man ihnen im Anfang freundlich entgegengekommen war. Da die indianische Bevölkerung außerhalb der Kulturländer nie dicht gewesen ist, so war die Zahl der Opfer zwar nicht so groß, wie man, mit europäischem Maße messend, geglaubt hat; aber es bedeutet schon einen gewaltigen Verlust, wenn in den letzten 300 Jahren die indianische Bevölkerung Nordamerikas auch nur stabil geblieben sein sollte. Die Thatsache, daß in dem vorwiegend germanischer Kultur gewonnenen östlichen Teil der Vereinigten Staaten die Indianer bei der ersten genauen Zählung zehnmal geringer waren als in dem westlichen Teil, den die Spanier kolonisiert haben, daß dort 23 Millionen, hier ½ Million Weiße gezählt wurden, zeigt, wie der Indianer vor der höheren Kultur gewichen ist. Nicht nur in Nordamerika. Wenn in Minas Geraës die Tupi auf einige Familien reduziert sind: freie Indianer höchstens 8000, so können wir auch hier an einem Rückgang nicht zweifeln. Auch an anderen Punkten Südamerikas hat sich, besonders seitdem die Missionen nach dem Unabhängigkeitskrieg eingegangen sind, die Zahl der Indianer nach fast einstimmigen Berichten vermindert; die Kultur des venezuelanischen Guayana oder der Amazonas-Tiefländer ist dadurch entschieden in Rückgang geraten.

Einst glaubte man, der Weiße verpeste die Luft, verbreite Ansteckungsstoffe, die schon bei der Annäherung verderblich würden. Man braucht jedoch kein Mikroskop: an Branntwein, Pocken und Aussatz siechen alljährlich Tausende hin, und die erbarmungslose Jagd auf vogelfreie Stämme gehört noch immer nicht ganz der Geschichte an. Aber selbst Branntwein und Pockengift der Europäer schaden dem Indianer nicht unbedingt und allgemein: wirtschaftliche Ursachen liegen mit zu Grunde. Es entstehen andere Verhältnisse, wo der einwandernde Europäer Indianern begegnet, die als Jäger oder Fischer umherziehen, andere, wo er auf Ansässige, Ackerbauende trifft. Im ersteren Falle müssen sogleich Konflikte entstehen: jeder, der sich im Jagdrevier niederläßt, stört den Erwerb. Was sich der Ackerbauer oder Viehzüchter im Schweiße seines Angesichts erringt, gilt diesen Nomaden als willkommene Beute: Tausende von herumziehenden Indianern im Grenzgebiet von Texas und Mexiko leben ausschließlich vom Raube. Kein Wunder, wenn dann sogar in den ärmlichen Ackerbau-Oasen des westlichen Felsengebirges der wilde Indianer vogelfrei wurde. Mit diesen Verhältnissen hat nicht die Rasse in erster Linie zu thun: der regelmäßige und der regellose Erwerb treffen hier aufeinander; der Rassenkampf ist vor allem ein Kampf um Land. In Mexiko, Süd- und Mittelamerika, vereinzelt auch in den Vereinigten Staaten, finden wir ackerbauende Indianer, die ganz anders zu den Europäern stehen. In Mexiko gibt es Indianerdörfer, die so blühend sind, wie Dörfer von Weißen je nur hätten sein können. Der weiße Einwanderer kann hier nichts anderes thun, als dem Indianer Land abkaufen und ihn durch Fleiß übertreffen; er zieht es aber meistens vor, sich als Handelsmann einzunisten, und wie jedes polnische Dorf seinen Juden, so hat jedes mexikanische seinen Spanier. Wollte man sagen: hier hat der Indianer bessere Chancen, so kann darauf verwiesen werden, daß der Indio bravo, der wilde Indianer, dort in demselben Konflikt mit den weniger energischen Ansiedlern lebt wie in den Vereinigten Staaten. Auch hier gibt es raubende, schweifende, verarmende, verfolgte und aussterbende Stämme; aber in Kanada sind die Indianer und ihre Mischlinge, die Bois brulés, unentbehrlich bei der Ausbeutung des Reichtums pelztragender Tiere, der fast mit Sibirien wetteifert. Als Jäger und Fallensteller ziehen sie zu Tausenden durchs Land, besoldet, gekleidet und genährt von Weißen. Hier brauchen die beiden Rassen einander: von einem Aussterben der Indianer in Kanada ist trotz ungünstiger klimatischer Verhältnisse nicht die Rede. Erst in den neuen Ackerbaugebieten des Nordwestens fängt bezeichnenderweise eine räumliche Verdrängung an.

Der soziale Unterschied prägt sich aber auch da aus, wo eine mildere Auffassung des Rassenunterschiedes gewaltet hat. Unvermittelter Gegensatz herrscht zwischen dem „unberechtigten Luxus" amerikanischer Hauptstädte und dem vegetativen, elenden Dasein mancher benachbarter Indianerstämme. Auch hier haben der Weiße und seine Mischlinge den Indianer in die rauhen, unfruchtbaren Gegenden zurückgedrängt; in Peru wie in Mexiko „droht" nun von der gesünderen, ärmlichen Höhe das Indianerdorf mit rascher sich mehrender Bevölkerung in die fruchtbaren, ungesunden Plantagenebenen hinab. Die Botokuden wurden wohl erst ganz zu Waldläufern, als der Weiße ihnen das gelichtete Ackerland genommen hatte. Der soziale Gegensatz wird dadurch erweitert, daß sich der Abschaum der Bevölkerung der tieferen Schicht des Indianertums mit Vorliebe zugesellt. Die Geistlichkeit ist den Indianern gegenüber in der Regel die einzige Vertreterin der besseren Klassen: und sie wird im romanischen Amerika zunehmend indianischer. Mit der Verdrängung geht die Aufsaugung durch Mischung Hand in Hand. Es ereignet sich in Amerika in großem Maßstab das, was man überall in dem Kampfe der schwachen gegen die starken Rassen beobachtet: Kampf, Verlust, Verschmelzung, Aufsaugung. In diesem Schmelztiegel werden sich sämtliche Menschenrassen miteinander vermischen. Rückschläge dürfen hierüber nicht täuschen.



Eine Neufundländerin. (Nach Photographie in Pruner Bel's Sammlung, München.) Vgl. Text, S. 458.

Die Geschichte wird die Meinung prüfen, die Kulturstufe bleibe unberührt, während das Blut der höher zivilisierten sich mit dem der niedriger stehenden Rasse mischt, und sie wird ihr widersprechen. In den meisten süd- und mittelamerikanischen Staaten sind die Mischlinge zahlreicher als die Angehörigen der reinen Rassen: unter 25 Millionen wohl 12 Millionen gemischtes Blut (Mestizen, Mulatten, Zambos, Chinos 2c.), von den Negern in Amerika ist höchstens ein Viertel reinen Blutes. Wenn sie einmal in der Mehrheit sind, haben diese Bastardvölker einen großen Vorsprung vor den reinen Rassen; sie werden in den meisten Teilen Mittel- und Südamerikas die Völker der Zukunft sein.

Die Stellung der Neger in Amerika ist, da sie als Sklaven mehr in der Nähe der Weißen ihren Aufenthalt hatten, meist der Mischung mit Indianern nicht günstig gewesen; Mischlinge

von Indianern und Negern (Zambos, Cafusos oder Mamelucos) treten weniger in den Vordergrund als Mulatten: sie haben alle Schattierungen, von dem Kupfer des Indianers bis zum Schwarz des Negers, und ihr Haar wird krauser, je näher sie diesem stehen. Dort sind sie jedoch nicht selten, wo sich flüchtige Negersklaven gemeinsam mit Indianern ihre Freiheit zu wahren wußten: die Buschneger Guayanas haben sich schon 1760 Anerkennung als selbständiges Volk von der Kolonie Surinam erworben.

---

## 23. Die Wald- und Prärien-Indianer Nordamerikas.

„Um ein treues Bild der nordamerikanischen Indianer zu entwerfen, das uns in den Stand setzt, ihre Fähigkeiten und Leistungen richtig zu würdigen, müßte es uns gestattet sein, in die Zeit vor der Ankunft der Europäer zurückzuschauen." Waitz.

Inhalt: Einteilung und Gruppierung. — Schmuck: Tättowierung und Bemalung. Perlen. Tracht. — Waffen: Der Bogen. Das Beil. Die Einführung des Feuergewehrs. — Die Bearbeitung des Steins. Metalle. Töpferei. Glasarbeiten. Flecht- und Lederarbeiten. Arbeitsteilung. — Fischerei und Jagd. Ackerbau. — Nahrung und Getränke. Der Tabak. — Wohnstätten und Befestigungen. Die Erdhügel (Mounds).

In den nordamerikanischen Wald- und Prärienbewohnern treten uns die typischen Rothäute des Nordens, die mit einem romantischen Schimmer umkleideten „wahren" Indianer, entgegen. Mehr als anderswo sind wir gezwungen, in die Vergangenheit zurückzuschauen, wenn wir ihr Wesen unverfälscht erkennen wollen. Die Einwanderung der Europäer hat nicht nur die Ureinwohner weiter Landstriche in Gebiete zurückgedrängt, deren Beschaffenheit ganz anders ist als die der früheren, — sie hat auch andere Waffen und Werkzeuge, Nutztiere und Pflanzen übermittelt. Das bedeutsamste Geschenk war das Pferd. Ihm verdanken es zahlreiche Stämme, daß sie sich den Lebensbedingungen der Steppen anzupassen und den drohenden Untergang hinauszuschieben vermochten; das Pferd ist die Ursache, daß wir jetzt zwei Gruppen unter den Nordamerikanern unterscheiden können: die Wald- und Gebirgsstämme, die in der alten Weise des Daseins verharren, und die berittenen Bewohner der Prärie. In älterer Zeit hätte man vielleicht den Waldbewohnern eine andere Gruppe gegenübergestellt: die Ackerbauer, die freilich nie scharf von den eigentlichen Jägervölkern geschieden waren. Jetzt sind gerade diese edleren Stämme, die sich, wie die Irokesen, als Vorkämpfer dem Ansturm der Europäer stellen mußten, meist zerstreut und vernichtet; die jetzt ansässigen Indianer haben europäische Kultur angenommen.

Die ärmlichen Stämme, die den eisigen Norden bis zur Südgrenze der Eskimo bewohnen, gehören größtenteils zur Gruppe der Athapasken oder Tinneh; auf den Namen Tschippewä machen auch andere Stämme Anspruch. Nur der Kern wohnt im Norden; einzelne Zweige sind südwärts bis Arizona vorgedrungen, wo wir in den Apachen ein Reitervolk finden, das äußerlich in grellem Gegensatz zu den nördlichen Verwandten steht, sprachlich aber unbedingt zu ihnen gehört. Auch andere Stämme Arizonas, die Tschiribahua, Ariquipa, Coyoteros, Navajos, ferner die Jicarilla, Mescaleros in Neumexiko, die Huga in Kalifornien und die Jano in Tschihuahua müssen zur Gruppe der Athapasken gerechnet werden. Im höchsten Norden finden wir die Loucheux am unteren Mackenzie, die Kenai, Kutschin, Atuah und andere in Alaska, die Tschippewä, Sarsi 2c. im britischen Nordamerika. Das Gebiet der Athapasken wird von den Algonkin durch eine Linie getrennt, die von der Mündung des Churchillflusses in die Hudson-Bai bis zur Mündung des Fraser-Flusses in den Stillen Ozean läuft. Die einzelnen Stämme sind ohne politischen Zusammenhang, ihre Angehörigen kräftig, aber wenig begabt.

Eine zweite weitverstreute Gruppe sind die **Algonkin**. Sie besiedelten ehemals die atlantische Küste von Kap Fear bis Kap Hatteras und saßen nordwärts bis an die Hudson-Bai und tief nach Labrador hinein. Ihnen gehörten die **Ottawa** und **Tschippewä** in der Gegend der Großen Seen an, die **Abenaki** mit vielen Unterabteilungen südlich vom Lorenzstrom, die **Algonkin** im engeren Sinne in den Neuengland-Staaten, die **Lenape** am Delaware und die **Mohikaner** am oberen Hudson. Die südlichsten Stämme, die **Nautikoka** in Maryland und andere, sprechen bereits abweichende Dialekte.



Ein Indianer von einem Missouri-Stamm. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 476.

Aber auch westwärts waren Angehörige der Algonkingruppe verschlagen: am oberen Kansasfluß hausten die **Arapahu**, am oberen Arkansas die **Tscheyeea**, im Quellgebiet des Missouri die **Schwarzfüße**. Als nördlichste Stämme sind die **Krih** an der Südküste der Hudson-Bai und die **Sakoffie** in Labrador zu nennen. Von diesen Völkern hat sich nur ein Teil in seinen Wohnsitzen behaupten können; aber Rückgang oder Vernichtung ist nicht ausschließlich das Werk der Weißen gewesen: als die ersten Europäer landeten, fanden sie die kriegerischen **Irokesen** damit beschäftigt, die benachbarten Algonkin in ununterbrochenen Kämpfen auszurotten. Diese kühnen Eroberer bewohnten den heutigen Staat New York und beide Ufer des Lorenzstroms in der Gegend von Montreal und Quebec; in dieser Stammesgruppe sehen wir die höchste Leistung nordindianischer Kultur und Staatskunst verkörpert: Die fünf Nationen der **Mohawk**, **Onondaga**, **Seneka**, **Oneida** und **Cayuga**, zu denen später noch die **Tuskarora** treten, wurden ungefähr in der Mitte des 15. Jahrhunderts von Hiawatha, einem Häuptling der Onondaga, zu einem dauernden Bunde vereinigt. Andere Irokesen standen dem Bunde feindlich gegenüber, so die **Huronen** und **Weiandot**; eine vorsichtige Mittelstellung behauptete die sogenannte **neutrale Nation** im Westen des Niagara. Sprachlich sind den Irokesen nicht nur die **Susquehannock** am unteren Susquehanna verwandt, sondern auch die tüchtigen, gegenwärtig hochgebildeten, aber freilich auch stark mit weißem Blut gemischten **Tschiroki**.

Als **Chahta-Muskoki** faßt man zahlreiche Stämme im Südosten der Vereinigten Staaten zusammen. Bei ihnen war die Errichtung von Erdhügeln noch in historischer Zeit gebräuchlich; sie dürften also das „alte, hochkultivierte Volk" der Hügelbauer im Ohiothal sein, um so mehr, als ihre Wandersagen nach Nordwesten weisen. Es gehören hierher die **Tschoktah**, **Tschickasah**, **Apalachen**, **Muskoki**, die **Seminolen** in Florida und manche andere. Zerstreut unter ihnen lebten vereinzelte Splitter einer älteren Bevölkerung, wie die **Natchez**, **Katahba** und **Tonika**.

Die meisten dieser Stämme sind teils in unbedeutenden Resten in ihren alten Sitzen erhalten, teils westwärts in das Gebiet der Prärien übergeführt; hoffentlich bleibt ihnen das Indianerterritorium dauernd gesichert. Aber es fehlte auch früher nicht an Bewohnern der Prärien. Die Pahnistämme (s. beigeheftete Tafel) waren unregelmäßig über das Gebiet zwischen dem mittleren Missouri und dem Golf von Mexiko verstreut; die Dakota oder Sioux saßen und sitzen größtenteils noch zwischen dem Arkansas und dem Saskatchewan. Zu den Dakota gehörten außer dem Stamm, der der Gruppe den Namen gab, noch die Assiniboin, die Wandan, Osagen, Winnebago und andere. Isoliert davon haben sich die Keiowä am oberen Arkansas in der großen amerikanischen Wüste zu einem echten räuberischen Reitervolk entwickelt.



Ein Fellmantel der Dakota. (Ethnographische Sammlung, Stockholm) Vgl. Text, S. 475.

Eine weitere sprachlich geeinigte Gruppe sind die Yuma im Coloradothal in Arizona, auf der Halbinsel Kalifornien und an der Ostküste des kalifornischen Golfes. Als „Pueblo-Indianer" faßt man die Stämme zusammen, die in Arizona, Neumexiko und den benachbarten Strichen seit alter Zeit als Erbauer der zahlreichen Ruinenstädte (Pueblos) gelten. Der bedeutendste Zweig der westlichen Indianer aber, dem ein großer Teil der Bewohner des Felsengebirges angehört, und der bis tief nach Mittelamerika eingreift, ist die Gruppe der uto-aztekischen Völker in drei Hauptabteilungen. Der nördliche oder schoschonische Zweig umfaßt die Utah und Pa-Utah in Utah, die Schoschoni oder Schlangenindianer von Neumexiko bis zum südlichen Oregon, die Comantschen im nördlichen Texas, die Moqui in Arizona und viele andere. Die Stämme der zweiten Gruppe, der Indianer von Sonora, sind im nördlichen Mexiko und Arizona verbreitet; die Cahita, Cora, Papayo, Pima, Yaqui &c. gehören hierher. Der dritten oder Nahuatlgruppe gehörte das Kulturvolk der Azteken, die Tlaskalaner und mehrere andere Stämme Mexikos an, ferner die Pigil in Soconusco und Guatemala, die Tlaskaltekan in San Salvador und die Nicarao in Nicaragua; so hat sich der



**Ein Pahni-Indianer Nordamerikas im Kriegsschmuck.**
(Nach Photographie.)

gewaltige Stamm der Uto-Azteken im Laufe der Geschichte von den Nordgrenzen der Vereinigten Staaten bis zu den Isthmen von Mittelamerika verbreitet.

Es ist der Vorzug einer Einteilung nach sprachlichen Gesichtspunkten, daß sie über Verwandtschaften und Wanderungen einen raschen Überblick gewährt; dafür muß sie die Gleichartigkeit unberücksichtigt lassen, die eine ähnliche Lebensweise, der Zwang der Umstände und Austausch der Kulturmittel über die verschiedenartigsten Völker verbreitet. Darum nun zum ethnologischen Besitz des Nordamerikaners.

Die Haartrachten sind in der Regel sehr einfach, wie bei allen straffhaarigen Völkern. Ausnahmen fallen auf: daher der Name des Stammes der „Cheveux relevés“. Man liebt mehr Kopfbedeckungen und Perücken als Frisuren, wo nicht das Ideal im schwarzen Spiegelglanz der straffen Strähnen gesucht wird. Bei Stämmen des nordamerikanischen Westens, wie den Wintun, findet man zeitweilig das Haar durch einen Teig von Thon und Mezquitegummi in eine einzige Masse vereinigt, möglich auch wegen gründlicherer Reinigung. Rasieren des Schädels bis auf eine Skalplocke war vielfach Kriegern geboten. Andere flechten das Haar in Zöpfe, vielleicht als Nachahmung der europäischen Tracht, und die Mandan verbanden fremdes Haar mit dem eignen zu langen Haarbeuteln. Im allgemeinen galt aber langes, frei hängendes Haar als Zierde. Darum wurde es zum Zeichen der Trauer und des Sklavenstandes abgeschoren. Kopfbedeckungen sind wenig beliebt, um so häufiger Federschmuck. Durch Federn von Adlern, Eulen, Raben unterscheiden sich die Jäger- und Kriegerbanden vom gleichen Stamme; bei dem Mandan bedeuten hölzerne Messer im Haare, daß er einen Feind mit dem Messer erstochen, und Stäbchen mit Messingnägeln, wieviel Kugelwunden er empfangen hat.

Die Tättowierung wurde ursprünglich vielleicht durch den ganzen Kontinent geübt, und zwar hauptsächlich als Punkttättowierung durch spitze Knochen, Gräten, Dornen oder ein Bündel Nadeln hervorgebracht und mit Ruß eingerieben; Champlain bildet noch einen vollständig tättowierten Irokesen ab. Wie in Polynesien, hatte die Sitte aber längst eine Neigung, zu verschwinden. Tierfiguren werden von den Pomo, ein den ganzen Leib bedeckender Baum, federartige Zeichnungen auf den Wangen bei den Karok und Patawat Kaliforniens erwähnt. In manchen Fällen bedeckt die Zeichnung den halben Körper und mehr, wie bei den Mohave, einem Stamme der Yuma, die mit ihrer reichen Tättowierung unter bemalenden Nachbarn allein stehen. Auf den ersten Blick scheinen die Zeichen nur persönliches Interesse zu haben; aber bei vielen Stämmen Nordkaliforniens tättowierten nur die Frauen das Gesicht, und die auf Kinn oder Wangen gemalten Linien und Punkte waren Stammeszeichen. Wenige Zeichen genügten dazu; unter Vermeidung von ornamentalen Linien, wozu die Tättowierung gern verführt, ward hier am einfachen Stammeszeichen festgehalten: in Kalifornien Linien von der Unterlippe abwärts zu dem Kinn. Der einzige in Kalifornien bekannte Stamm, dessen Männer sich tättowieren, sind die Mattoal; sie haben einen runden blauen Fleck in der Mitte der Stirn. Der Tättowierung der Hidatsa in Dakota, breite Querstreifen an der rechten Körperseite, am rechten Arm und Bein, kommt religiöse oder geheimbündlerische Bedeutung zu. Die Huga-Indianer zeichnen sich zehn Linien kreuzweise auf die innere Seite des linken Vorderarmes ein und gebrauchen sie beim Messen der Schnüre von Muschelgeld.

Was man als Narbentättowierung auffaßt, ist mitunter nichts als die Spur von Aderlässen, die ungemein häufig vorgenommen werden. Nicht nur bei Rheumatismus und Kongestionen ritzen die Indianer auf das grausamste den ganzen Körper: auch um Kraft und Ausdauer zu vermehren. So schaffte die Menge der bei Kampfspielen und Selbsttorturen empfangenen Narben bei kriegerischen Stämmen eine ungeordnete Narbentättowierung.

Die Bemalung hat in vielen Fällen die Tättowierung ersetzt, denn sie ist weniger schmerzlich und lästig; übrigens geht bei den Tinneh beides zusammen. Die Hualpai Arizonas beschmieren

sich mit dem Blute der getöteten Jagdtiere; zum Bemalen des Gesichts ist roter und gelber Ocker, weiße Infusorienerde oder Kreide sowie Ruß und Graphit am gebräuchlichsten. Jetzt werden Tinten und Farben dazu in den Läden gekauft. Pflanzensäfte kommen in Nordamerika seltener als in Südamerika zur Anwendung. Bemalung dient den verschiedensten Affekten zum Ausdruck; beim Tanze ist sie allgemein (s. die Tafel „Sioux beim Kriegstanz" bei S. 564). Für den Krieg bemalen sich die Dakota das Gesicht von den Augen an bis zum Kinn; die Absaroka oder Krähen-Indianer nur die Stirn. Dies wird von den Indianern in ihren Bilderschriften oder auf den damit bemalten Kleidern und Decken getreu wiedergegeben. Trauer wird durch schwarze Bemalung des Gesichts mit Kohle angedeutet. Indianermädchen in Südkalifornien und bei den nördlichen Sioux bemalen ihr Gesicht rot, wenn sie verliebt sind.


Eine Frau vom Stamme der Keiowá. (Nach Photographie.)

Schädelmißbildung war in ganz Amerika weit verbreitet, scheint aber besonders stark im Nordwesten geübt worden zu sein. Die angebliche Abnutzung der Zähne bis auf die Zahnfleischränder bei Schädeln aus Mounds in Missouri sieht wie Verstümmelung aus. Für die Schädelmißbildung wurden schon kurz nach der Geburt Anstalten getroffen. Das gewöhnliche Verfahren bestand darin, daß man das Kind in einen Trog legte, woran durch Stricke ein Stück Baumrinde mit einem Polster befestigt war, das quer über die Stirn hinweg festgeschnürt wurde; oder man befestigte das Kind auf ein Brett, woran ein kleineres in einer Angel ging. Bei den Tschoktah und Tschinuk erstreckte sich die Schädeldeformation nur auf das männliche Geschlecht; bei anderen Stämmen auf beide. Vielleicht deutet darauf der alte Name Têtes de boule eines Stammes am St. Lorenz. Künstliche Zurückdrängung der Stirn scheint bei den alten Cubanern Brauch gewesen zu sein. Eine als dreilappig beschriebene Art von Verbildung führt wahrscheinlich auf das in Nord- wie Südamerika übliche Tragen schwerer Lasten an einem Stirnbande zurück. Schließlich sind Schädel mit durchbohrtem Scheitel in nordamerikanischen Gräbern gefunden worden: Trepanation, wie in Europa an Schädeln der neolithischen Periode, oder Durchbohrung zur Entleerung des Gehirns und zum Aufhängen als Amulett, oder Skalpierung?

Perlen, natürliche wie künstliche, sind als Schmuck üblich (s. Abbildung, S. 475), als Geld und Wampum (s. Abbildung, S. 566) gelangen sie zu höherer Bedeutung. Perlen aus Meeresmuscheln sind oft zu Hunderten in den Mounds und auf deren Altären gefunden worden, und die Eroberer Floridas sahen großartige Mengen von Schmuckperlen. Viele Perlen wurden auch künstlich mit unendlicher Mühe aus den inneren Teilen gewisser Muschelschalen hergestellt. Kleinere Meermuscheln, Marginella, Natica, Oliva, dienten durchbohrt als Schmuck und zugleich als Geld. Häufig wurden auch fossile Muscheln und Schneckenschalen, am meisten durchbohrte Scheibchen von Flußmuschelschalen getragen. Die wertvollsten Perlen wurden aus der Columella großer Schneckengehäuse, besonders von Strombus, gefertigt. Auf scheibenförmige Muschelfragmente

von Kreisumriß wurden die verschiedensten Zeichnungen eingeritzt oder eingebrochen. Auch unveränderte Seeschneckenhäuser sind in Gräbern gefunden worden, am meisten von Pyrula und Cassis. In den kalifornischen Gräbern bestehen die hauptsächlichsten Fundstücke gleichfalls aus Perlen, deren Grundstoff fast durchaus Muscheln, gewöhnlich Venus mercenaria, sind. Dort sind schon die Stäbchenperlen aus Muschelschale zu finden, deren Bohrung ohne Metall noch nicht erklärt ist; die Herstellung regelmäßig durchbohrter, minimaler Perlen, wahrscheinlich aus der Schale von Olivella biplicata, ist mit Steinwerkzeugen ebenfalls kaum denkbar. Da ferner viele Stämme Nordamerikas Flußmuscheln aßen und Flußmuscheln als Grabmitgabe Verwendung fanden, so wurden zweifellos auch Flußperlen verwendet. Email- und Glasperlen sind angeblich durchaus europäischen Ursprungs. Die modernen Indianer Kaliforniens nahmen nichts von dem Kulturbesitz der Weißen rascher an als die Münzen, die sie im Werte bis zu 40, 50 Dollars auf Schnüre reihten. Jedenfalls fand ein großer Verkehr mit allen Schmuckgegenständen statt. Bleiglanz ist in den Mounds oft und viel gefunden worden, sogar auf den Altären der Opferhügel; aber allem Anschein nach wurde metallisches Blei nicht hergestellt.



Ein Dakota von Nordamerika (Nach Photographie.)

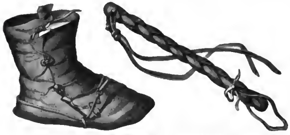
Glimmer, der im östlichen Nordamerika in großen Stücken und vortrefflicher Reinheit vorkommt, wurde zu Schmuckgegenständen verarbeitet und in großen Stücken angeblich zu Spiegeln benutzt: in Gräbern Ohios hat man Scheiben von Meterlänge gefunden, und Skelette waren ganz mit Glimmerplatten zugedeckt. Schoschoni und Bannock von Idaho gebrauchen noch heute die Wapitizähne als Zahlungsmittel, wobei ein Augenzahn, die gesuchteste Trophäe, 25 Cents wert gehalten wird.

Das Klima bedingt in ganz Nordamerika eine ziemlich vollständige Kleidung. Bison- und andere Felle gaben die bequemsten Mäntel ab (s. Abbildung, S. 472) und dienten, wenn von

weißen Tieren stammend, als Würdezeichen. Schon vor 60 Jahren waren sie bei den Osagen des mittleren Missouri durch wollene Decken verdrängt, die in Masse von der Regierung der Vereinigten Staaten den friedlichen Indianern geliefert wurden; das wollene „blanket" ist daher heute ein Stück indianischen Nationalkostüms. Aber diese dem Poncho der Südamerikaner entsprechende Wolldecke ist nur ein Übergang zu Jacke und Hosen. In den Berichten des Indianerkommissars der Vereinigten Staaten liest man, daß die Decke von immer mehreren gegen das Kleid der Zivilisation vertauscht wird. Die ursprüngliche nordamerikanische Kleidung (s. Abbildung, S. 471) wird durch das Material und das Vorkommen von Beinkleidern und Stiefeln zu einer Abschwächung der hyperboreischen: die Tinneh, Mann und Weib, tragen Beinkleider, unten in Stiefel übergehend, wie die Eskimo. Aus ungegerbten, geschmeidig gemachten Fellen wurden Wams, Beinkleider, Gamaschen gefertigt. Mokassins (s. nebenstehende Abbild.) sind Schuhe aus frischem, an den Füßen getrocknetem Wildleder; bei einigen Stämmen waren sie spitziger, bei anderen breiter, auch die Lage der Naht war verschieden: so konnte aus der Fußspur auf das Volk geschlossen werden. Moosbüschel als einfachste Schamhülle kamen bei virginischen Stämmen vor; im allgemeinen dürfte aber die Kleidung im Osten und Süden vollständiger gewesen sein als im Westen; obwohl auch bei einem den Huronen verwandten Stamme die Männer im Sommer bis auf ihre Mokassins



Ein Halsband aus menschlichen Fingern, von Zauberern der Apalachen getragen. (Nationalmuseum in Washington.) Vgl. Text, S. 583.

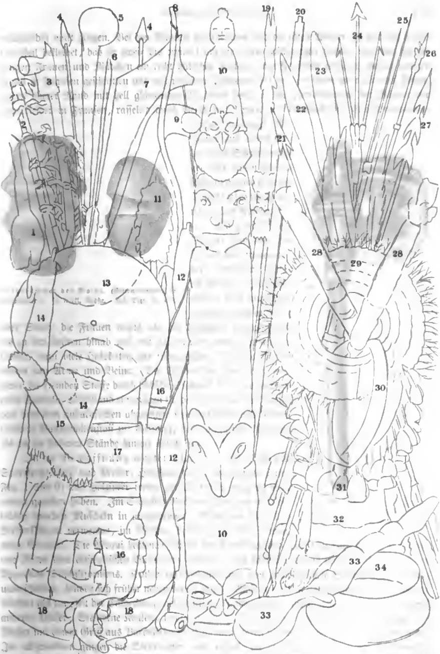


Mokassin und Reitpeitsche der Moqui. (Nationalmuseum in Washington.) 1/8 wirkl. Größe.



INDIANISCHE WAFFEN UND SCHMUCKE.

[Zur Tafel: *Indianische Waffen und Schmucke.*]

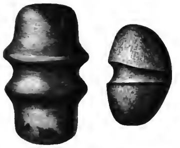



1. *Holzhelm der Haida.*
2. *Kriegstanzflöte der Sioux.*
3. *Pfeife der Schwarzfuss-Indianer.*
4. *Pfeil der Apatschen, Neumexiko.*
5. *Ballkelle der Tschokta.*
6. *Stumpfer Pfeil der Apatschen.*
7. *Steinerner Tomahawk aus d. westl. Nordamerika.*
8. *Bogen der Apatschen.*
9. *Hölzerne Keule.*
10. *Hauspfeiler der Haida*
11. *Tanzrassel, Apatschen?*
12. *Tabakspfeife.*
13. *Schild der Pueblo, Cochiti.*
14. *Köcher u. Bogen in Futteral, Apatschen?*
15. *Skalpiermesser u. Scheide der Schwarzfuss-Indianer.*
16. *Fischotter-Medizinsack.*
17. *Jagdtasche der Tscherokesen.*
18. *Gefäss der Pueblo, Acoma, Arizona.*
19. *Federgeschmückter Speer, (Uaupé) Brasilien.*
20. *Bogen der Conibo.*
21. *Pfeil der Cashibo.*
22. *Pfeil der Conibo.*
23. *Pfeil der Shakaja.*
24. *Fischpfeil der Shakaja, Orinoko.*
25. *Fischgabel der Pano.*
26. *Harpune der Pano.*
27. *Pfeil der Cashibo.*
28. *Tanzfederzepter v. den Mundrucu.*
29. *Federkrone der Makusi.*
30. *Brustgürtel der Conibo.*
31. *Halsband der Lengua.*
32. *Rückenschmuck vom Rio Pastasa.*
33. *Geschnitzter Löffel der Poba.*
34. *Schüssel der Cocama.*

1/30 *der wirklichen Grösse. Alle Gegenstände aus dem Museum für Völkerkunde, Berlin.*

Die Gegenstände, welchen keine nähere Ursprungsbezeichnung beigefügt ist, entbehren derselben auch im Katalog des Museums; es sind alte gute Stücke der ehemaligen königl. Kunstkammer.

vollständig nackt gingen. Bei den Wintun Kaliforniens sind die alten Weiber oft nur mit einem Grasseil bekleidet, das sie zwei- bis dreimal um die Hüfte geschlungen haben, während sich die jungen Frauen und Mädchen ein recht hübsches Röckchen aus Rehfellen fertigen, dessen unterer Rand in Fransen geschnitten und mit polierten Fichtennüssen an dem Ende jeder Trobbel besetzt, dessen oberer Rand mit hell glänzenden Muscheln besäumt ist. Zerschneidung der Ränder der Lederkleider in Fransen, rasselnd durch Besatz mit Perlen und Bleistückchen, ist echt nordindianischer Geschmack. Ein Fächer aus einem Adler- oder Schwanenflügel oder einem Eulenschwanz gehörte einst zur Toilette jedes nordamerikanischen Kriegers.



Steinhämmer der Wolpi. (Nationalmuseum in Washington.) 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 478.



Eine Muschelhaue aus Ohio, wiederhergestellt. (Nach William H. Holmes.) Vgl. Text, S. 479.

Wo zivilisierte Tracht Eingang gefunden hat, tragen auf der untersten Stufe die Männer Wolldecke, Hemd, Hose und breitrandigen Hut aus Filz oder Stroh; die Frauen nichts als ein häßliches blaues Hemd bis zu den Knieen hinab und mit gelben und roten Mustern gesäumt, dazu viele Halsketten aus Glasperlen und breite Bänder davon um Arme und Beine. Die Weiber der Seminolen verzieren die fremden Stoffe durch hübsche Stickerei. Wo, wie in Spanisch-Amerika, Wohlstand eingezogen ist, da kommt bei den Frauen das aus dem andalusischen abgeleitete Kreolenkostüm aus hellem, leichtem Baumwollenstoff zur Geltung, das, billig und kleidsam, bis in die höheren Stände hinauf üblich ist.

In der Bewaffnung waltet Stein vor als Pfeil- und Speerspitze, Beil und Messer; Holzkeule (s. die beigeheftete Tafel, Fig. 1 und 9) und Holzspeer treten zurück, früher mag es mehr davon gegeben haben. Im Südosten Nordamerikas und in Westindien wurden Muscheln in ausgedehntem Maße als Axt- und Messerklingen verwendet, im Westen, besonders in Kalifornien, mehr Knochen. Die Moqui bedienen sich bei der Kaninchenjagd einer hölzernen Waffe, in Größe und Form dem australischen Bumerang ähnlich; eines schmäleren und längeren Wurfstocks die Digueños Südkaliforniens. Keulen verschiedener Art, von gewöhnlichen Stöcken durch Namen unterschieden, fanden sich früher neben den Speeren. Auch aus Stein gab es einst mannigfaltigere Waffen als zur Zeit der Entdeckung; gelegentliche Funde zeigten unvermutete Anklänge an Waffen anderer Völker. Steinerne Keulen, lang-oval und platt, gleichen neuseeländischen. Dolchartige Messer mit einem Griff aus Bärenkiefer samt Zähnen waren beliebt, später auch mit Eisenklingen. Im allgemeinen gingen die Steinmesser rasch zurück: die großen Obsidian- und Jaspismesser der Gräber von Oregon und Kalifornien waren schon vor den Europäern als Waffen außer Gebrauch gekommen, ebenso die Skalpiermesser der Tinneh, Sioux und Kri mit rückwärts gekrümmter Klinge.

Der Speer ist allgemein verbreitet. Seine Spitze besteht aus Holz, Horn, Knochen oder verschiedenem Stein. Steinerne Speerspitzen, durch Schlagen und Absprengen des Feuersteins hergestellt, sind oft messerscharf. Wo das Pferd eingeführt ist, hat in ganz Amerika die leichtere Lanze den Vorzug vor allen anderen Waffen, ausgenommen die Schleuderkugel und den Lasso, gewonnen. Ob steinerne durchbohrte Kugeln, wie man sie in Nordkalifornien und Chile gefunden hat, nach Art der südamerikanischen Bolas geworfen wurden oder bloß Netzsenker sind, ist nicht klar. An die Bola erinnert der eiförmige, in Leder gefaßte Schlagstein der Mandan. Pfeil und Bogen, die Hauptwaffen der Nordamerikaner (s. die Tafel bei S. 477), wurden vor der Zeit des Feuergewehrs viel benutzt. Im pazifischen Gebiet Nordamerikas wurden die Bogen aus dem zähen Holze des Taxus gebogen oder mit Sehnen verstärkt, die mit ausgezeichnetem Leim befestigt waren; auch wird der Bogen aus mehreren durch Leim und Sehnen verbundenen Stücken zusammengesetzt wie bei den Hyperboreern. Mit Muscheln eingelegte Bogen führten die Karok. Zum Köcher verwendete man in Nordwestamerika ganze, phantastisch ausgestopfte Felle von Waschbären oder Mardern; am Köcher war auch oft eine Lederscheide für den Bogen befestigt. Durch Löcher von Steinplatten wurden die Bogensehnen hindurchgezogen, damit sie gleiche Dicke erreichten: daher die zweimal durchbohrten Schieferplättchen in Indianergräbern. Es gab Leute, die sich ausschließlich mit der Verfertigung steinerner Pfeilspitzen beschäftigten. Die Kaddu galten für geschickt im Bogenmachen und handelten mit Bögen. Auch mit Holz zu Pfeilen wurde Handel getrieben. Die Yuki rechneten 300 Pfeile zur Ausrüstung eines Kriegers. Rinnen im Holzschaft sollten der Fiederung Wind zuführen. Pfeilspitzen aus Holz wurden vielleicht vergiftet; in manchen Gebieten wurden nur tierische, in anderen gar keine Gifte benutzt, wie Prinz von Wied von den Brasiliern und den Nordamerikanern am oberen Missouri hervorhebt. Gegenwärtig hat das Feuergewehr weithin Pfeil und Bogen verdrängt. Während es in den dreißiger Jahren den Mandan noch fast unbekannt war, haben heute sogar die entlegenen Stämme von Labrador und der Hudsonbai-Länder Bogen und Pfeil fast aufgegeben.

Schutzwaffen sind nicht häufig. Der Schild kommt vor (s. die Tafel bei S. 477, Fig. 13), meist rund, aus Fell oder Leder. Die Pima führten runde Schilde aus Ochsenhaut, die Dakota überzogen ihre Lederschilde mit einem dünnen Fell, die Irokesen fertigten sie aus Holz oder ungegerbter Bisonhaut; die Wailakki Kaliforniens schützten sich zu zweien und dreien hinter Schilden aus Hirschhaut, und manche trugen einen breiten Hirschhaut-Gürtelpanzer. Auch von den Irokesen werden Brustpanzer und Beinschienen aus Flechtwerk erwähnt.

Die Werkzeuge sind im Verhältnis zu den Arbeiten, die damit ausgeführt werden, einfach. Ihre Riesenbäume fällten die Nordwestamerikaner mit einem Meißel aus Feuerstein oder Hirschhorn, der mit einem Steinhammer (s. Abbild., S. 477) eingeschlagen ward. Zimmerleute spalteten Holz mit Keilen, benutzten Stein- und Muschelärte und Bohrer aus Vogelknochen. Mit Feuer wurden Kähne ausgehöhlt. Wasserdichte Gefäße flocht man aus Binsen- und Bastfäden. Die Vorrichtung dazu wird mit dem altägyptischen Webstuhl verglichen. Die südlichen Stämme vom Puget-Sund an scheinen diese Kunst nicht verstanden zu haben. Man verwandte viel Zeit darauf, und niemand durfte sein Werk ansehen, bevor es fertig war. An Geschicklichkeit übertrafen alle anderen im Nordwesten die Haidah, und diese besaßen dann auch noch die Schieferbrüche, woraus das Material wunderbarer Steinbildhauereien, besonders der phantastischen Tabakspfeifen (s. Abb., S. 68, Fig. 2), stammt. Auch die Thlinkit sind geschickt in der Bildschnitzerei, weniger im Malen; am wenigsten leisten darin die südlichen Stämme am Columbia und Umpqua.

Die Verarbeitung des mannigfaltigsten Steinmaterials zu den verschiedensten Waffen und Geräten, vor allem zum Steinbeil, dem Tomahawk, nährte als Industrie einen regen Handel und beruhte auf Arbeitsteilung. Wohl jedes verwertbare Steinlager ist ausgebeutet worden. Die

nordamerikanischen Indianer scheinen gewußt zu haben, daß frisch ausgegrabene Kiesel leichter zu schlagen sind als trockene. Obsidian ward überall zu Pfeilspitzen und Messern verwandt: am Yellowstone, am Snake River, in Neumexiko, vor allem aber in Mexiko. Dann verbreitete sich der kostbare Stoff über das ganze Land bis nach Ohio und Tennessee: ein Weg von fast 3000 km. Weicher Schiefer wurde nach der Mississippi-Region aus den atlantischen Gebirgen gebracht. Das Material zu den roten Steinpfeifen, die man vom Felsengebirge bis zur atlantischen Küste findet, kommt von einer einzigen Stelle am Coteau des Prairies. Auch Seemuscheln jeder Art fanden ihren Weg ins Innere. Die Unterscheidung zwischen Steingeräten von geschlagener und von geschliffener Arbeit, die in Europa beliebt wird, ist drüben nicht aufrecht zu erhalten. In Nordamerika haben die mit Resten ausgestorbener Säugetiere gefundenen ganz denselben Charakter wie die Steingeräte in jüngeren, selbst historischen Ablagerungen. Die europäische Periode der geschlagenen Steinwaffen bietet übrigens kein einziges Beispiel einer Waffe oder eines Gerätes aus Stein, das nicht in Funden der nordamerikanischen Mounds, Gräber &c. sein genaues Gegenstück besäße. Große geschlagene Feuersteinstücke in mandel- oder eiförmiger Blattform erinnern auffallend an die Äxte Bouchers de Perthes und Rigollots aus den diluvialen Kieselbänken des Somme-Thals; sie haben hier vielleicht zur Glättung von rauher Holzarbeit und zum Lederglätten gedient.


Ein eiserner Dolch von Nordwestamerika. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.) 1/5 wirkl. Größe.

Die Methode der Arbeit in Stein scheint ähnlich wie in Europa gewesen zu sein. Feinere Feuerstein- und Jaspispfeilspitzen und -Messer wurden durch splitternden Druck mit einem Knochen- oder Holzstab, seltener mit einer Holzzange hergestellt; Durchbohrungen wurden mit Knochen- oder Holzröhren ausgeführt. Manche Speerspitzen sind wahrhaft schön in Form und Einzelarbeit. Begünstigt durch treffliches Material, war die Herstellung von Steingeräten in Amerika mancherorts leistungsfähiger als in Europa; sie erging sich z. B. in Hohlformen: Mörser aus Sandstein oder Basalt nebst Stößeln sind die häufigste Mitgabe in kalifornischen Gräbern. Aus den Brüchen von Speck- oder Topfstein auf der kalifornischen Insel Catalina stammen Töpfe und Schalen, die in den Gräbern des Festlandes häufig sind; die Töpfe wurden, die Unterseite oben, aus dem anstehenden Fels herausgearbeitet, dann abgesprengt und ausgehöhlt. Seifensteinlager mit Spuren alter Bearbeitung sind in Rhode Island, New Jersey, Pennsylvanien und anderen Orten gefunden worden. Dagegen scheinen die reichen Petroleumlager ebensowenig wie die Anthracite und Steinkohlen Verwendung gefunden zu haben; doch gebrauchten die Kalifornier Asphalt zur Befestigung der Pfeilspitzen, Speerklingen und Angelhaken. Kleine Kunstwerke in Hornstein und Feuerstein, dreizackige, schwungvolle Lanzenspitzen, Speerspitzen in menschlicher Gestalt sind in den künstlichen Hügeln nicht selten. Dolche mit Griff aus Einem Stück, mondsichelförmige, feine Schmucksachen sind besonders häufig in Yucatan gefunden worden. Wo guter Stein fehlte, wurden Meermuscheln als schneidende Werkzeuge benutzt; Muschelärte (s. Abbildung, S. 477) sind indessen selten, gab es aber in Florida. Muscheln haben offenbar auch als Gefäße gedient und als Rohstoff für Messer, Nadeln und zahllose Perlen.

Kupfer ist trotz reichen Vorkommens niemals zu wirtschaftlicher Bedeutung gelangt, schon deshalb nicht, weil es nicht geschmolzen, sondern durch Hämmern bearbeitet wurde. Kupfersachen sind zwar weithin verbreitet, aber überall selten; meist war es zu Schmuck verarbeitet. Auf Tausende von steinernen Geräten und Waffen kommen immer nur einige kupferne; doch ist die Zahl der Kupferfunde noch im Zunehmen. Das Metall wurde großenteils am Lake Superior

gewonnen, zerstreut auch im Drift, den westlichen Staaten, im Connecticut-Thale und in New Jersey, ferner am Kupferminenfluß im polaren Nordamerika. Kupferne Fingerringe aus Madisonville in Ohio könnten auf Gußarbeit deuten; so wurden die feinen, filigranartig durchbrochenen Gold- und Silberarbeiten Mexikos durch Guß hergestellt. Kupferplatten mit Zeichnungen mexikanischen Stiles in den Etowah Mounds in Nordgeorgien deuten auf Einfuhr aus Südwesten. Sollten aber nicht aus den Kulturländern Hochamerikas wandernde Schmiede ihre Kunst in die Tiefländer im Norden und Süden einst ebensogut haben tragen können wie in Afrika?

Gold in Körnern ist in Florida bei menschlichen Resten entdeckt worden, vereinzelt auch als Pfeilspitzen und dergleichen. Ein eigentliches goldenes Gerät hat man im übrigen Nordamerika noch nicht gefunden, und die gewaltigen, einst geradezu an der Oberfläche liegenden Goldmassen Kaliforniens und der Westgebirge fanden gar keine Nutzung. Silber ist hier und da in den Mounds vorhanden. Das Eisen verstand man nirgends zu schmelzen, obwohl die Tinneh Pfeilspitzen aus Hämatit fertigten. Auch sonst ersetzten die Metalle nirgends den Stein, das Holz, die Knochen; sie blieben immer Schmuck und Luxus. Darum kann von einer Kupfer- oder Bronzezeit im Sinne der europäischen Prähistorie hier gar keine Rede sein.

Die Töpferei scheint schon vor dem Wettbewerb der europäischen Industrie zurückgegangen zu sein. Daß einst eine Masse von Thongefäßen geschaffen ward, lehrt der American Bottom in Illinois, jene 300 Meilen lange, fruchtbare Niederung längs des Mississippi in Illinois, die an vielen Stellen, dem Boden alter, verlassener Dörfer, mit Thonscherben buchstäblich bedeckt ist. In Neumexiko erweckte ähnliches bei O. Löw die Vermutung, daß hier Gefäße aus religiösen Gründen massenhaft zerschlagen worden seien. Reich daran ist auch das einstige Land der Tschoktah und Natchez in Mississippi. Hier hat man Öfen aufgedeckt, worin sich neben halbgebrannten Töpfen solche mit der Kürbisschale befanden, worüber sie einst geformt worden waren; auch verglaste Ziegel waren darin. Thongefäße und Lehmwälle tragen auch sonst in Nordamerika die Spuren, daß sie aus thonbestrichenem Flechtwerk entstanden sind. Das Material ist nicht fein geschlämmt oder gereinigt, sondern mit kleinen Muschelfragmenten und Steinchen gemengt. Man kennt rund- und flachbödige, mit ausgebogenem Rande und mit massivem Henkel versehene Formen. Die Farben glänzen durch die Zumischung eines harz- oder terpentinartigen Körpers. Es gab auch eine Glasur durch Aussetzung im Rauche der Pechföhre; eine Ockerfarbe verlieh nach dem Brande den Töpfen eine rote Oberfläche. Die Zierate wurden eingeritzt, mit Vorliebe Zickzack. Gelegentlich finden sich auch im Norden, wie in Yucatan, Phantasiegebilde, Vögel, Kähne als Kinderspielzeuge und Thonfiguren, freihändig geformt oder in Formen gepreßt, bald kostümierte, bald nackte, tättowierte Menschen darstellend, zu Rasseln, Flöten und Gliederpuppen dienend. Bei den Natchez tritt uns eine besondere Mannigfaltigkeit der Formen und Reinheit der Arbeit entgegen; unter den westlichen Stämmen waren die Mandan gute Töpfer. Weniger im Detail als im allgemeinen Ausdruck getreue Tierbilder in Stein und Thon werden oft in den Mounds gefunden. Mit Vorliebe stellt der Kopf der Tabakspfeife ein Tier vor; Kröten sind so täuschend nachgebildet, daß Squier und Davis behaupten, ein unbefangener Beobachter würde sie im Grase für Natur halten. Die größten Leistungen, die sich teilweise den peruanischen Herrlichkeiten vergleichen lassen, zeigen aber die Felsen- und Pueblobewohner des oberen Rio Grande, deren mannigfaltig geformte und mehrfarbige Gefäße mit scharfgezeichneten symbolischen Ornamenten bedeckt sind. Auch in Nordamerika gab es Völker ohne alle Ausübung, wenn auch wohl nicht ohne alle Kenntnis der Töpferei. Die Assiniboin, wörtlich „Steinkocher", weil sie mit glühenden Steinen Flüssigkeit in Häuten erhitzten, waren ein Zweig der mit dieser Kunst wohlbekannten Sioux und Nachbarn der Mandan. Auch den kalifornischen Indianern war die Töpferei fremd; erst in jüngeren Gräbern tauchen schüchterne Versuche nach spanischen Mustern auf. Bei den sonst so kunstreichen

Nordwestamerikanern bewegt sich ohnehin alle Industrie durch Vorwalten des Holzes und Steines in anderer Richtung. Die Lenape kannten die Töpferei noch in historischer Zeit, haben sie aber, nach Westen verdrängt, vollständig verlernt. Nach W. Mathews betrieben die Mönitarri oder Hidatsa, ein Zweig der Dakota, selbständig das Schmelzen des Glases. Als 1804 die Arickarri

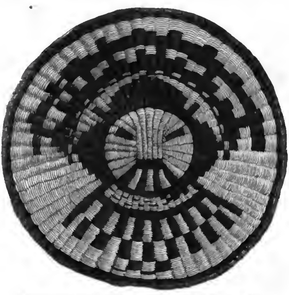



Nordamerikanische Thongefäße: 1, 2 und 3) von den Zuñi; 4 und 5) Graburnen aus Indiana; 6) Graburne aus Georgia. (1, 2 und 3 im Nationalmuseum in Washington; 4, 5 und 6 nach Foster.) 1 und 2) 1/6; 3) 1/5; 4, 5 und 6) 1/3 wirkl. Größe.

und Mandan zuerst auftauchten, berichteten Lewis und Clarke, daß sie Glasperlen, aber nicht aus Rohstoffen, sondern aus zerstoßenen Glasperlen herstellten, die der Handel mit den Weißen brachte. Jetzt ist diese Kunst auf dreieckige Platten aus Thon mit Glasfluß beschränkt. Diese werden als Verlobungszeichen getragen: ein Mädchen, das von ihren Eltern einem Manne versprochen wird, trägt auf der Stirn eine solche Platte.

Weben und Spinnen war durchaus nicht allgemein bekannt; Spinnwirtel aus Stein oder Thon finden sich nur in Gräbern der westlichen Hochländer. Auch hierin standen vielleicht die

Nordwestamerikaner am höchsten, während im Inneren kunstreich geflochten wurde. Cook erwähnt ein Zeug aus dem Bast einer Fichtenart, der vorher zu einer hanfähnlichen Substanz geschlagen worden war. Die Arbeiterin schlang mit geflochtenen Zwirnfäden Knoten durch den Hanf, der mit diesen ungefähr 1/2 Zoll weit voneinander laufenden Fäden ein weiches und biegsames Zeug bildete. Auch Haare des Fuchses und Luchses wurden mit mannigfaltigen Zeichnungen versponnen und verwebt. Einige dieser Zeuge vergleicht Forster unserem gröbsten Fries, andere den feineren Sorten unserer Flanelle; sie waren sogar weicher und wärmer. Auch diese Kunst ist rasch verloren gegangen, doppelt rasch an dieser so häufig besuchten Küste. Als Pflanzen, die Bastzeug liefern, werden Maulbeerbaum, Pappel, Linde, Taxodium, die Ulme (Slippery Elm), Asimina und mehrere andere genannt. In Kalifornien werden auch die feineren Wurzelfasern der Nadelhölzer als Rohstoffe der Flechterei verwendet. Geschwungene oder gerundete Motive in Flecht- und Webarbeiten sind charakteristisch selten.



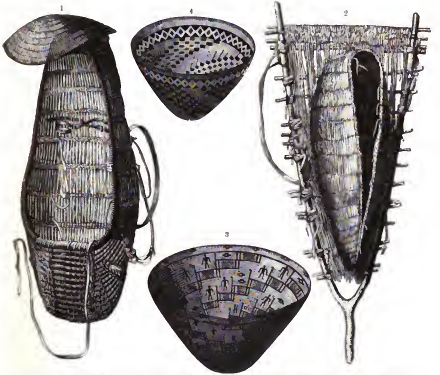
Geflochtene Platte der Moki, eine menschliche Figur darstellend. (Nach Will. H. Holmes.) 1/4 wirkl. Größe.

Die indianische Zubereitung des Leders erinnert an hyperboreische Methoden. Man verstand Felle geschmeidig zu machen, ohne sie zu enthaaren. Zunächst im Schatten aufgespannt, wurden sie mit einer Mischung von frischem Büffelharn und Thon eingerieben und mehrere Tage feucht erhalten; dann wurden sie mit Gehirn eingerieben, getrocknet, abgekratzt oder durch Hin- und Herziehen über ein Stück Holz geschmeidigt und im Rauche aufgehängt. Das Räuchern der Felle ist eine echt indianische Erfindung. Ein löffelförmiger Kratzer mit zähnebesetzter Vorderseite kommt am Missouri wie in Südamerika vor.

In einem gewissen Grade hatte auch hier Arbeitsteilung bereits Eingang gefunden. Vom Oberen See und vom Savannahfluß wird überliefert, daß geschickte Männer Pfeil- und Speerspitzen für andere herstellten; aus Georgias Gebirgen sollen die Pfeilspitzenmacher mit ihren Erzeugnissen bis zur Küste Tauschhandel getrieben haben. C. Lyon erzählt, daß bei den Schasta die Verfertigung von Obsidian-Pfeilspitzen ein Handwerk sei, das viele versuchen, worin aber nur wenige zur Vollkommenheit gelangen. Daß auch unter den Geschlechtern die Arbeiten verschieden verteilt waren, ist selbstverständlich. Die Regel war so wie bei den Huronen: die Männer bauten Häuser und fertigten Waffen, Pfeifen und Kähne, die Weiber bereiteten die Häute zu, räucherten Fische, besorgten den Feldbau und nähten Kleider.

Die einheimischen Künste verfielen von der Zeit, daß die Europäer die Neue Welt betraten, besonders deutlich im Nordwesten und in den Pueblos von Neumexiko und Arizona. Ver-

gleicht man aber mit der Lage, wie sie zur Zeit der Ankunft der Europäer war, die frühere Kunstfertigkeit, so findet man in vielen Gebieten Rückgang auch vor diesem Ereignis. Nur so läßt sich der spätere rasche Verfall erklären; vor der Entdeckung war er, vielleicht infolge verheerender Kriege, ohne Zweifel schon weit fortgeschritten. Schoolcraft denkt an eine große Völkerbewegung durch Einwanderung der aztekischen Völker nach Mexiko im 12. und 13. Jahrhundert; wir neigen mehr der Ansicht zu, daß Stufen der materiellen Kultur, wie sie in Amerika da und dort erstiegen




Flechterbeiten der Modok: 1, 2) Tragkörbe für Säuglinge; 3, 4) Schüsseln für Früchte u. dgl. (Nach Powers. Zum Teil im Nationalmuseum zu Washington.) 1/8 wirkl. Größe.

wurden, bei der geringen Fortbildung der geistigen Elemente der allgemeinen Kultur immer nur eine geringe Dauer besitzen konnten.

Durch die weite Verbreitung einzelner Gegenstände wird ein alter Handel bezeugt. An Unternehmungsgeist hat es den Indianern nicht gemangelt. So lieferten die Narraganset ihren Nachbarn Wampum, Schmuck aller Art, Pfeifen und Irdengeschirr und tauschten Biber- und andere Felle für die Engländer ein. Solange die ärmlichen Wintun in Frieden mit den Indianern leben, die im Gebirge wohnen, treiben sie mit diesen einen lebhaften Handel in getrockneten Lachsen, Krebsen und Muscheln gegen Bögen, Eicheln und Manzanitabeeren; in neuerer Zeit verfertigen sie mit Beharrlichkeit Pfeilspitzen aus dicken, braunen Whiskeyflaschen als Tauschmittel und als Spielmarken. Die Huronen und andere Stämme tauschten mit den nördlich wohnenden Jägervölkern gegen Fische und Pelze ihren aufgestapelten Überfluß an Mais aus.

Auch andere Waren wurden nach Norden vertrieben, und jeder Handelszweig war das Monopol der Familie, die ihn eröffnet hatte.

Im Schiffsbau leistet man nichts Außerordentliches, am wenigsten, trotz des herrlichen Meerbusens, in Niederkalifornien. Das Material der besten, der nordwestamerikanischen Fahrzeuge ist vorwiegend Holz. Birkenrindenkähne kannten Neufundländer, auch Huronen und Algonkin; über den Missouri setzt man in runden Kähnen aus Bisonhaut. Die Kähne der Odschibwäh aus Birkenrinde und der Mandan und anderer Missouristämme aus Bisonfell zeigen im Gegensatz zu den mit schlechten oder gar keinen Schiffen ausgerüsteten Stämmen weiter im Süden und Südwesten, daß die höhere Stufe des Kahnbaues der amerikanischen Hyperboreer keine zufällige und scharf abgeschnittene Erscheinung ist. Im Nordwesten wurden Baumstämme mit Feuer ausgehöhlt und mit Muschelschalen bearbeitet; Nägel wurden nicht verwendet, sondern alles nur genäht und mit Zedernbast gebunden; zum Kalfatern paßte Harz. So fuhren die Modok mit ihren Kähnen Lasten von 1800 Pfund auf dem unteren Klamath. Ein guter Kahn repräsentierte einen Schatz. Völker, die über gutes Holz verfügten, wie über das Redwood am Klamath, handelten mit Kähnen. Im übrigen Nordamerika begegnet man entwickelterer Schiffahrt nur an den Grenzen der Karaiben, zu Columbus' Zeit der Seenomaden des Antillenmeeres, und zwar besonders in Florida. So schwach ihre Fahrzeuge auch waren, fuhren doch die Seminolen von Westflorida bis nach den Bahama-Inseln und Cuba, Handel zu treiben; ja die Indianer von Südcarolina sollen einst eine Flotte gebaut haben, um direkt nach England zu handeln.

Die Fischerei wurde in Amerika schon vor der Zeit des europäischen Einflusses ebenso betrieben wie in der Alten Welt. Im Nordwesten scheinen die besten Angeln vorzukommen (s. Abbildung, S. 78), die vielfach an melanesische Formen erinnern. Hier wird auch Küstenfischerei mit großem Erfolg gepflegt, die anderwärts wenig entwickelt ist. Netze, Reusen, Wehre und Kanäle kamen bei der Fischerei zur Anwendung; das Speeren der Fische wird besonders von den Wintun und anderen Kaliforniern geschickt ausgeführt.

Wichtiger als die Fischerei ist für die Nordamerikaner die Jagd, und um so mehr, je weiter nördlich die Stämme wohnen. Die nördlichen Indianer, die noch auf der Grenze des Ackerbaues etwas Mais ziehen, wie die Saulteux auf ihren Inseln im Wäldersee, hängen so sehr von der Jagd ab, daß das Verschwinden ihres Hauptgegenstandes, des Hasen, wie früher des Büffels, jetzt schwere Hungersnot veranlaßt. Aber auch sonst heben sich reine Jägervölker deutlich heraus, so die Mehrzahl der Algonkin aus den Irokesen; ja die Sage behauptet, daß sie ehemals als Jäger von den letzteren in Dienst genommen worden wären. Die Jagd wird als Angelegenheit des Stammes vom Häuptling geordnet und geregelt. Gemeinsame Rehtreibjagden mit Netzen veranstalten die Wintun; die Tinneh überfallen die Renntierherden beim herbstlichen Landeinwärtswandern und beim Übersetzen der Flüsse. Das Bergschaf, den Biber, das Elen schießen sie auf dem Anstande. Heimschaffen und Zerlegen des Wildes ist Sache der Weiber und Kinder, ebenso das Hacken von Löchern ins Eis der Ströme, um Angelschnüre darin aufzuhängen, und das Stellen von Fallen für Hasen und Schneehühner. Die Felle von Mardern, Vielfraßen, Füchsen werden bei den Händlern der Hudsonbaigesellschaft gegen Waffen, Schießbedarf, Fangnetze, Kleider &c. umgetauscht. Schon vor Ankunft der Europäer kannte man Schonzeiten; ja, einzelne Jagdgebiete waren gleichsam tabuiert. Fallgruben waren nicht so beliebt wie in Afrika. Bei den Huronen erinnert eine seltsame Sitte an die Gebräuche ostasiatischer Völker: man mästete gefangene Bären und verspeiste sie an bestimmten Tagen unter festlichen Tänzen.

Hunde finden überall bei der Jagd Verwendung; doch gab es keine guten vor der Einführung europäischer. Bis zu den Mandan des mittleren Missouri hinab benutzte man sie als Zugtiere vor Schlitten und schlittenartigen Schleifen. So wohlgenährt ihre Herren sind, so mager

sind in der Regel diese armen Tiere, die selten mehr als Knochen von der Jagdbeute erhalten, weil der Indianer das Fleisch selbst ißt. Die einheimischen Hunde wurden selbst von den Irokesen ohne Bedenken verspeist, und größere europäische waren eine erwünschte Beute indianischer Jäger.

Weitaus die Hauptmasse der Nordamerikaner war über die Stufe des reinen Jägervolks hinausgeschritten: Ackerbau wurde fast durchgehends südlich vom St. Lorenzstrom und östlich vom Mississippi vor der europäischen Zeit geübt. Hochäcker deuten z. B. in virginischen Buschwäldern die Stelle an, wo er einst mehr blühte als heute. Noch in historischer Zeit sind mit Abnahme der Bisonherden Teile von Stämmen Ackerbauer geworden, die früher bloß jagten, wie die Mönitarri. Maisbau fehlte im Norden von Wisconsin und des Kennebec, in Maine, Neubraunschweig und Neuschottland. Des Maises Auspflanzung und Ernte gab Anlaß zu Opferfesten, wobei er „der Alten, die nie stirbt", dargebracht wurde. Zu den Ackerbauern kommen noch die Omaha, Punca und sämtliche Völker am südwestlichen Ufer des Missouri, wo Prinz zu Wied 9 Abarten des Maises, 6 des Kürbis und 4 der Bohne kennen lernte. Alle Äcker lagen hier in den fruchtbaren Flußniederungen. Spuren von Ackerbau begegnet man ferner in Kalifornien, allerdings auf tiefer Stufe. Unzweifelhaft bildete er die Hauptnahrungsquelle der in den Hochländern von Neumexiko und Arizona wohnenden Stämme. Große Unterschiede bestanden sicherlich in seiner Intensität; im allgemeinen dürfte der Süden auch hierin weiter voran gewesen sein als der Norden. Die großartigsten Arbeiten hat er im Südwesten hervorgerufen, wo verfallene meilenlange Bewässerungsanlagen aus der indianischen Zeit, z. B. im Salzflußthal Arizonas, Bewunderung erregen. Die ersten Ansiedler tauschten häufig von den Indianern Mais ein; die virginischen Ansiedler wären umgekommen, wenn ihnen nicht die Indianer Nahrung dargeboten hätten. Anbau, Ernte und Besorgung lehrten in Neu-England die Indianer. Im 17. Jahrhundert schon sprach man von Düngung der Maisfelder mit Fischen und Muscheln; Düngung mit Mist scheint unbekannt gewesen zu sein. In Kanada lernten die Ansiedler von den Huronen die Maiskörner vor dem Säen in Wasser erweichen. Das Ausästen und Anbrennen der Bäume übten die Indianer, ehe weiße Ansiedler ins Land kamen; daran nahmen alle Nachbarn, Männer wie Weiber, teil. Neben Mais kamen mehrere Kürbisarten, im Süden Bataten und wohl erst seit der europäischen Zeit Bohnen und Erbsen vor; im Missourigebiet wurde auch die Sonnenblume angebaut. In alten Gräbern hat man aber immer nur Mais gefunden, der nicht allein seiner Nährkraft wegen, sondern auch zur Verwendung bei religiösen Zeremonien gesäet ward. Fruchtbäume wurden wohl erst in Nachahmung der Europäer angebaut. Zahlreich wurden Früchte und Beeren des Waldes eingesammelt und für den Winter aufbewahrt. Von Tabak kannte man mehrere Arten, unter anderen Nicotiana quadrivalvis bei den Mandan, und im Westen wurde Ilex Cassine angebaut, dessen Blätter den „indischen Thee" lieferten.

Mit hölzernen Stäben und Hauen aus Holz und Knochen wurden die Äcker bearbeitet, im Westen auch mit einem durch einen Steinring beschwerten Grabstock. Allein wie mannigfaltig auch das Thema des Grabstocks oder der Haue in Holz, Knochen und Stein variiert wurde, immer blieben sie wenig wirksame Werkzeuge. Darum konnte von einem intensiven Ackerbau nicht die Rede sein, solange nicht der Arbeiter kräftiger in die Tiefe und nach der Breite hin wirken konnte. Nur oberflächlich wurde der Boden aufgebrochen, so weit, um das Unkraut mit den Wurzeln auszunehmen. Dazu kommt, daß die Feldarbeit wesentlich den Frauen, Greisen und Kindern oblag.

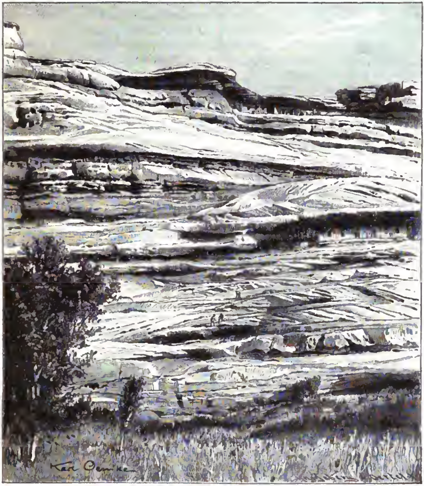
Der Viehzucht haben sich die gerne Wandernden mit Vorliebe zugewendet. Pferdezucht und Pferderennen sind eine weitverbreitete Liebhaberei geworden. Als Vaqueros und Cowboys sind besonders Mischlinge thätig. Aber die 20,000 zivilisierten Navajos in ihrer Reservation am Colorado Chiquito haben auch die Schafzucht zu einem solchen Grade des Ertrages ausgebildet, daß sie in den letzten Jahren jährlich für 4 Millionen Mark Wolle zu verkaufen hatten.

Animalische Nahrung wird allenthalben gern genossen, wenn auch Speiseverbote des Totemismus häufig große Beschränkungen auferlegen. Fleischkonserven wurden von vielen nördlichen Stämmen hergestellt. Pemmican, getrocknetes, mit Fett zusammengeschmolzenes Fleisch, ist eine treffliche Erfindung, deren Wert die Europäer sehr bald erkannten. Hauptnahrung der atlantischen und Mississippi-Stämme von den Huronen bis zu den Floridanern bleibt immer der Mais. Er bildete Winter- und Reisevorrat und Handelsartikel. Im Westen wurde er ähnlich wie noch heute mit einem Reibstein auf einer Platte zerrieben. Zolldicke Platten aus Stein oder Thon entsprechen den Comales der heutigen Mexikaner, worauf Tortillas, Maisfladen, gebacken werden: in den Häusern der Zuñi sind derartige Steine in den Boden eingelassen. Im Missourigebiet wurde der Mais zerstoßen. Oft dienten Aushöhlungen in Felsen zum Zerkleinern; nach einer solchen natürlichen Mühle scheint sich die Lage manches Dorfes bestimmt zu haben. Hölzerne Mörser waren im Osten die gebräuchlichsten Gerätschaften. Im Nordwesten, besonders bei den Haidah, dürfte die Kartoffel erst durch europäischen Einfluß verbreitet worden sein. Diese Völker lebten wohl ursprünglich vom Fischfang und von wilden Erzeugnissen des Pflanzenreichs; sie mögen dann ähnlich gespeist haben, wie es Powers von den Wintun Kaliforniens beschreibt: im Winter als Vorspeise Fichtenrinde, dann der sehnsüchtig erwartete Klee, Wurzeln und wilde Kartoffeln. Im Juni und Juli sind Lachse an der Tagesordnung, dann kommt wilder Hafer und Grassame, Manzanitabeeren und Fichtennüsse; zuletzt können Eicheln gegessen werden, während Wild und Ungeziefer die ganze Saison hindurch als wünschenswerte Beigabe gelten.

Manche nördliche Stämme der Nordamerikaner scheinen berauschende Getränke nicht genossen zu haben., Die Pima brauen heute zwar ein Weizenbier, trinken es aber ungegoren. Da diese Völker indessen den Zucker des Ahorns und der Birke, wie die Kalifornier den der Zuckerföhre, kannten und genossen, so wird doch der kleine Schritt vom Zuckerwasser zu gärenden Getränken nicht selten gemacht worden sein. Ebenso soll der sonst allgemein verbreitete Tabak ursprünglich bei den Tschippewäh im Norden und den Dakota im Westen nicht bekannt gewesen sein. Angebaut wurde er, wenn auch nicht von allen Stämmen, vom Missouri bis zum La Plata. Die Zigarre gehörte zu den ersten Merkwürdigkeiten, die Europa von dem neuentdeckten Westland erfuhr; sie hatte bis zu 4 cm Durchmesser und enthielt etwas Tabak in Blättern anderer Pflanzen. Die Mandan mischten ihren selbstgebauten Tabak mit Blättern der Bärentraube, die auch angebaut ward, und der Rinde mehrerer Cornus- und Elaeagnus-Arten; und die Hupa rauchten selbst die Mistel des Eichbaumes.

Als Wohnung weitaus der meisten Stämme dient das bewegliche Leder- oder Rindenzelt, der Wigwam. Weiber der Algonkin schnitten lange Schößlinge von Birken und Fichten ab, die Männer schaufelten mit ihren Schneeschuhen einen runden oder viereckigen Platz aus und türmten den Schnee wie einen Wall ringsum auf. Nun wurden die Stangen auf dem Schneewall derart eingerammt, daß sie oben schräg zusammenliefen, und mit großen Stücken Birkenrinde bedeckt; ein Eingang blieb frei, von einer Bärenhaut gedeckt. Im Inneren wurde der Boden dicht mit Zweigen, womöglich den prächtig duftenden der Balsamtanne, bestreut, und die Hütte war fertig. Das alles dauerte durchschnittlich drei Stunden. In Neu-England gab es einfache Häuser von halbrundem Grundriß, in Kalifornien vollkommene Bienenkorbbauten. Bis dahin griff aber von Norden die hyperboreische Sitte der Aushöhlung des Bodens über. Die Zelte der Tinneh, aus Elen- oder Renntierhaut, die konisch oder halbkugelig über ein Stangengestell gespannt sind, nähern sich am meisten den hyperboreischen Sommerwohnstätten. Daß die Missouri-Stämme der Mandan, Mönitarri und Genossen im Winter Erdhütten im Walde, im Sommer größere, oberirdische in der Prärie bewohnten, erinnert ebenfalls an hyperboreische Sitten. Bei den Irokesen, die besser bauten, bestanden die Wände aus fest verbundenen Balken, das Dach aus zweig-

verbundenem Sparrwerk; das Ganze war außen mit Rinde gedeckt, im Inneren standen rund herum Bänke mit Matten belegt; unter dem Dach befand sich der Speicher für die Vorräte. Das waren aber schon Sippenhäuser. Im Süden werden die Hütten immer luftiger: das Wohnhaus der Seminolen ist im Grunde nur noch ein Regendach, wie in vielen Teilen von Mittel-



Cliffwohnungen in Colorado. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 488.

amerika: niedere Pfeiler tragen eine Plattform und darüber ein nach beiden Seiten abgeschrägtes Dach, das durch schwere Balken vor den Unbilden des Sturmwindes geschützt ist; Wände fehlen. In den Häusern der Irokesen liefen Bänke an den Wänden hin, worauf die Bewohner schliefen; die Feuerstellen lagen in der Mitte der langgestreckten Häuser; abgeschlossene Stuben fehlten. Die Räume sind selbst in den durch ihre Zusammenhäufung großartigen Casas grandes Neumexikos zu niedrig, um das Aufrechtstehen zu gestatten. Die Wände werden von den Weibern mit rotem oder weißem Thon getüncht.

Irdene Töpfe von verschiedener Größe und Form, rohe Bänke, einige Teller und Schüsseln von Holz, geflochtene Körbe und Matten, Beutel von Leder und Tierfell sind der ganze Hausrat. Den Mittelpunkt bildet bei den Ackerbauern neben dem Herde der Mahl- und Reibstein. Gestelle, im Süden aus gespaltenem Bambus, dienen zur Aufbewahrung getrockneten Maises; Bogen und Pfeile sind in das Geflecht der Decke gesteckt; als Schmuck und wohl auch zum Schutz werden Schädel von Tieren, Unterkiefer, Federn, bei Kriegern wohl auch Skalpe aufgehängt. Bei den Seminolen findet sich schon eine an Stricken schwingende Wiege aus Fellen.

Befestigungen, meist eng an den Dorfanlagen, sind in der einfachsten Form Ringwälle und Gräben, die ganze Berge umzirkeln, viereckige Umschließungen, Bastionen, Wälle, selten Mauern zur Absperrung von Wegen, im Flachland Dämme. Die Höhe dieser Werke erhebt sich oft bis nahe an 10 m; ausgedehnte Gruppen davon bedecken bei Newark in Ohio einen Raum von 12 qkm. Palissadenreihen waren auch damit verbunden, oft in konzentrischen Reihen und mit Rindenstücken gepanzert. Bei den Huronen lagen alle befestigten Plätze an der bedrohten irokesischen Grenze; übrigens haben jene bald wie andere Stämme des Ostens von den Europäern verbesserte Befestigungen übernommen. Schutzbedürfnis ist das erste Motiv bei Bestimmung der Lage einer Indianeransiedelung, Nähe des Wassers das zweite. In wasserarmen Ländern, Nevada und Kalifornien, liegen die Ansiedelungen immer dicht am Wasser; im Ohiogebiet wurden Inseln und Landzungen mit Vorliebe bebaut; deshalb zeichnen auch alte Karten, z. B. bei Ortelius, in Nordamerika so viele Orte von Wasser umflossen. Das erklärt auch den Anschein dichter Bevölkerung: die Wege führten an den Flüssen und Seerändern hin und hielten dadurch von den unbewohnteren Höhen lange Zeit ab. Einzelne Stämme bauten sich aber schon früh lieber auf beherrschenden Höhen an, und heute werden, ganz im Gegenteil, gern abgelegene Stellen gewählt. Die in fast senkrechte Felsen hineingewühlten höhlenartigen Wohnungen der Cliff Dwellers (s. Abbildung, S. 487) bieten die stärkste Ausprägung des Schutzmotivs in der Lage menschlicher Wohnstätten.

Über die Größe der einzelnen Dörfer (Städte werden sie meist ohne alles Recht genannt) schwanken die Angaben. Powers, der so eindringlich für die Annahme einer dichteren Bevölkerung Kaliforniens plaidiert, kann doch immer nur von kleinen Hüttengruppen sprechen, und Prinz von Wied gibt für die Blütezeit der Mandan drei Dörfer zu etwa 140 Hütten mit insgesamt 2100—2200 Köpfen an. Und wo sich an den lachsreichen Gewässern von Nordkalifornien und Oregon die Menschen wirklich zusammendrängten, sind es doch nur schmale Streifen mit menschenarmem Hinterland, wo 12—1500 auf der Quadratmeile leben. Alle nüchternen Beobachtungen geben das gleiche Resultat: die Wald- und Steppenindianer waren vor der europäischen Zeit dünn verteilt und bauten nichts, was wir Stadt nennen würden, sie wohnten nur in Sippenhäusern oder kleinen Dörfern.

Mit den Dorfanlagen hängen innig zusammen viele von den Erdhügeln, den Mounds, denen eine allzu phantasiereiche Forschung übertriebene Bedeutung beilegte. Dörfer wurden nicht bloß in Niederungen, die den Überschwemmungen ausgesetzt sind, auch in hoch gelegenen Prärieländern auf künstlichen Erdhügeln erbaut. Oft wurde die Hütte des Häuptlings so ausgezeichnet; seltener war der Hügel zum Opferplatz bestimmt. Geschützte Lage, Wälle, Mauern, Gräben zeigen, daß Schutz gegen Angriffe der Zweck solcher Anlagen war. Daß sie dauernd bewohnt waren, beweist der Reichtum an Spuren des täglichen Daseins; oft ist das Mauerwerk noch erhalten. Flache Kuppen haben die Indianer überall mit Hütten oder Grabstätten besetzt: in Mexiko gibt es keinen Gipfel von einigen Quadratmetern, der nicht Spuren häufiger oder ständiger Anwesenheit der Menschen trüge. Gewöhnlich wird das untere und mittlere Ohiothal als das Gebiet der Mounds bezeichnet; jedoch sind sie auch in Tennessee, südlich von der Ver-

einigung des Mississippi mit dem Missouri und in Wisconsin zahlreich vorhanden. Die größten erreichen 30 m Höhe und bedecken Flächen von 12 Acres. Das Material besteht, ebenso wie das der Befestigungen, fast nur aus kunstlos aufgeworfener Erde; erst von Mexiko an kommen auch an der Sonne getrocknete Lehmziegel zur Verwendung. Die Form wird in manchen Fällen durch Treppenaufgänge oder durch Terrassierung des ganzen Hügels belebt: ein vom Teocalli nicht zu unterscheidendes Bild. Runde oder ovale Hügel von Kegelform kommen bis zu mehr als 20 m Höhe vor. Endlich sind nach der äußeren Form auch die Animal Mounds in Wisconsin, Georgia und Ohio zu unterscheiden: Tiergestalten von mehr als 100 m Ausdehnung sind darin durch Erdaufschüttung zu kolossaler Erscheinung gebracht. Über den Ursprung dieser Werke ist außerordentlich viel geschrieben worden; denn das schien eine große Sache, die Frage der Moundbuilders zu bergen. Am meisten fand zuerst natürlich die Annahme einer besonderen Rasse Beifall. Wenn man aber bis auf die Quellen des 16. Jahrhunderts zurückgeht, waren damals die Errichtung von künstlichen Hügeln, die Aufwerfung von größeren Grabhügeln und von hügelartigen Steinmälern noch üblich; auch für die Errichtung aller Arten von Befestigungen sind Augenzeugen vorhanden. Für die allergrößten Stufenhügel oder Teocalli braucht man nur eine dichtere Bevölkerung anzunehmen; dafür sprechen auch andere Anzeichen. Daß die meisten Indianerstämme keine Tradition über die Entstehung dieser künstlichen Hügel hatten, bedeutet bei der allgemeinen Zerrissenheit der Tradition nichts; doch die Tscheroki schrieben sie in der That ihren eignen Vorfahren zu. Gegenwärtig scheint man sich dahin zu einigen, in ihnen gerade einen Teil der Nachkommen der alten Moundbuilders zu suchen.

## 24. Die mittel- und südamerikanischen Waldindianer.

Inhalt: Die Hauptgruppen der Mittel- und Südamerikaner. — Wanderungen und Ursprungssagen. — Heutige und einstige Verbreitung. — Tracht. Schmuck und Verunstaltungen. — Waffen: Bogen. Pfeilgift. Blasrohr. Keule. — Steingeräte. — Metalle. — Handel. Die Indianer als Träger und Läufer. Schiffahrt. Jagd- und Fischervölker. — Die modernen Hirtennomaden. — Ackerbau. — Nahrung. Geistige Getränke. Tabak. Kola. — Hüttenbau.

So ähnlich sich die beiden Hälften der gewaltigen amerikanischen Weltinsel im Aufbau und selbst in den äußeren Umrissen verhalten, so verschieden sind ihre klimatischen Zonen. Dort fällt die Verbreiterung in die kalte Zone; hier liegt das Gebiet, das den riesenhaftesten Strom der Erde nährt, unter der Glut der Tropensonne, und nur die südlichste Spitze ragt in die kalten Wogen des Eismeeres hinaus. Diese Verhältnisse drücken auch der Bevölkerung ihren Stempel auf. Hier wie dort hat die Mehrzahl der Stämme nur geringe Kultur entwickelt; während aber im Norden der Kampf mit der Kälte und dem Mangel die Jägervölker zu Boden drückt, sind die Stämme des Südens unter der Überfülle der Natur erschlafft. Mittelamerika muß mit seinen Naturvölkern unbedingt zum Süden gerechnet werden; die Kulturvölker seines Hochlandes bilden mit denen des westlichen Südamerika eine selbständige Gruppe.

Ein paar Worte nur über die Versuche sprachlicher Sonderung. Die uto-aztekischen Stämme (s. S. 472) waren in ihren Ausläufern bis Nicaragua zu verfolgen; andere ältere Reste Mexikos sind bei der Schilderung der Kulturvölker zu erwähnen. Die Sprachen der wilden Zoque und Mixe auf dem Isthmus von Tehuantepec entstammen einer gemeinsamen Wurzel; dagegen haben die zahlreichen Stämme, die man als Tschontal einerseits, Popoluka anderseits zusammenfaßt, wenig miteinander zu thun: „Tschontal" heißt in der Nahuatlsprache „Fremder"

und „Popoluka“ einer, der gebrochen Nahuatl spricht. Es gibt sogar einige Horden, die gleichzeitig Tschontal und Popoluka genannt werden. Vorläufig müssen als sprachlich isoliert gelten die Huave an der pazifischen Küste des Isthmus von Tehuantepec, die Subtiaba bei Leon in Nicaragua, wahrscheinlich die Nachkommen der alten Mariboi, die Lenka im mittleren Honduras, die Xinca im südöstlichen Guatemala und andere. Eine verwandte Gruppe sind die Ulva am Oberlauf der Flüsse der Mosquitoküste. Im allgemeinen kann die Bergkette zwischen Nicaragua und Costarica als die Grenze der nord- und mittelamerikanischen Sprachstämme hingestellt werden: Costarica gehört sprachlich bereits völlig zu Südamerika.

Die südamerikanischen Teile des Isthmus waren zur Zeit der Entdeckung von den Cuna besiedelt, die noch jetzt einen Rest davon behaupten. In Kolumbien bilden die Nachkommen und Verwandten der Tschibtscha den Kern der Bevölkerung, weiter süd- und ostwärts sitzen isolierte Gruppen, die Andaqui, Coconuco, Barbacoa und andere. Ein gewaltiges Reich beherrschen die Dialekte der Ketschuasprachen, das alte Kulturgebiet Perus und seiner Nachbarländer. Einzelne Worte sind weit hinausgewandert; dagegen fanden sich auch drinnen eigenartige Sprachen: Brinton rechnet selbst die Aymara dazu. So lebten auf den Inseln und an den Ufern des Titicacasees die Puquina oder Uru, bei Trujillo an der Küste die Yunca, an der Grenze der Atakamawüste die Atakameños und die Tschango. Auch den großen Gruppen des östlichen Südamerika angehörige Stämme sitzen zwischen den Nachkommen der alten Peruaner.



Eine Botokudin mit Lippen- und Ohrenscheiben. (Nach Photographie im Damann-Album.) Vgl. Text, S. 496.

Karl von den Steinen hauptsächlich und Ehrenreich verdanken wir eine sprachliche Gruppierung der Stämme Brasiliens, einen verheißungsvollen Anfang besseren Verständnisses auch ihrer Ethnologie. Nach den arg zusammengeschmolzenen Urbewohnern der Küsten von Guayana, den Arowaken, ist die große Gruppe der Nuaruak oder Maipure benannt, die von dem Küstenland Venezuelas bis zu den bolivianischen Anden lückenhaft verbreitet ist. Der Name Karaiben bezeichnet jetzt außer den Eroberern der Kleinen Antillen auch eine Anzahl brasilischer Stämme, die südlich bis zum oberen Schingu, westlich bis zum oberen Yapura wohnen. Die Tupi besiedelten ehemals das Land am unteren Amazonas und erfüllten als Guarani das südliche Brasilien und Uruguay. Davon sind diesseit des Uruguay nur noch arme Reste zu finden; aber unter dem Schutze der Missionen hat sich ein starker Kern in Paraguay erhalten, ebenso in den angrenzenden Provinzen Entre Rios, Santa Fé und Misiones des argentinischen Bundes. Der schreckliche Krieg zwischen Brasilien, Argentinien und Uruguay gegen Paraguay hat hierin stark gelichtet, und Einwanderung hat dann rascher den Übergang in ein Mestizenvolk herbeigeführt. Auch in Mato Grosso und in Bolivia finden wir Tupi am Tapajoz und Schingu hinab und oben an Andenzuflüssen des Madeira; sie sitzen weiter nördlich am Huallaga und verbreiten sich an der Ostküste über den Amazonenstrom bis ins Hinterland Französisch-Guayanas. So gewinnt man den Eindruck von drei Richtungslinien der Verbreitung: Ostküste, große Südzuflüsse des Amazonenstroms im mittleren Kontinent, Ostabhang der Anden. In Ostbrasilien sitzen jetzt Tapuya, besser Gesvölker; die bekanntesten davon sind die Botokuden. Der westlichste Gesstamm ist der der Suya, mit dem von den Steinen am Schingu zusammentraf. Andere sprachliche Gruppen sind nur unvollkommen bekannt, so die Zaparo am oberen Amazonas, die Miranhavölker am oberen Rio Negro und Yapura, die Jivaros und viele andere Stämme der peruanischen Anden, die

Pano am oberen Ucayali und die Stämme des bolivianischen Hochlandes: Yurukare, Mosotena, Takana und andere. Die große Zahl von Dialekten erschwert eine Einordnung der Pampasindianer (Guaykuru, Lule, Matacos und Tscharrua). Gut begrenzt sind die Bewohner Chiles, die Araukaner; nur ostwärts mischen sie sich als unstete Reiternomaden mit den Patagoniern. In den Pampas weichen sprachliche Unterschiede vor der Macht gemeinsamen Bodens und gleicher Lebensführung; diese Reitervölker lassen sich kaum unterscheiden, mögen sie nun patagonischen, araukanischen oder, wie die altberühmten Abiponer, Guaykuruvölkern angehören.



Ein junger Karaya (Sambioa). (Nach Photographie von Dr. P. Ehrenreich.) Vgl. auch Text, S. 496.

Das ethnologische Bild der südamerikanischen Naturvölker ist klarer.

Die Haartrachten sind verhältnismäßig einfach. Wulst- und Turmfrisuren sowie hohe Kämme (s. Abbild., S. 493) sind den Boni und anderen aus Negersklaven zusammengelaufenen Stämmen vorbehalten. Gewöhnlich wird das Haar quer über der Stirn abgeschnitten und im übrigen wachsen gelassen; so die Weiber. Die Männer tragen öfters den Zopf oder einen Haarbeutel; die Trio drehen ihr Haar zu einer großen Locke zusammen, stecken es in eine aus Lianen geflochtene spitze Tüte und lassen es darin auf den Rücken herabhängen. In früheren Inkagebieten, am Lago de San Pablo, lassen die Weiber ihr Haar zu beiden Seiten des Kopfes frei herabfallen und drehen es am Hinterhaupt zu einem festen Zopf zusammen. Die peruanische Sitte, die Haare des Vorderhauptes zu scheren, war noch allgemeiner bei den Chaco-Bewohnern. Die Kahlheit des Vorderscheitels, Nalemra, hielten sie für das edelste und beinahe gottesdienstliche Ehrenzeichen (Dobrizhoffer). Tupistämme schoren das Haar vorn kurz ab, ließen es hinten herabhängen und verlängerten es durch Federn. Federbündel wurden auch auf dem unteren Teil des Rückens befestigt. Die Körperhaare, auch die Wimpern, werden bei vielen Stämmen sorgfam entfernt.

Die gewöhnlichen Indianer tragen keine Kopfbedeckung. Wohl kommt es vor, daß sie die Blütenscheide einer Palme einer Zipfelmütze gleich (s. Abbildung, S. 91) auf den Kopf setzen. Obgleich ein breitrandiger Hut in diesem Klima so praktisch wäre, trifft man nur selten einen (s. die Tafel bei S. 457). Häufig aber trägt das Stammoberhaupt einen Palmblätterhut mit kleinem Kopf und breiter Krempe. In dem altspanischen Mexiko ist der kastilische, schwere,

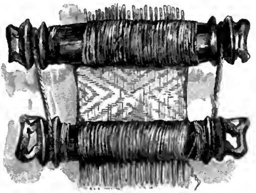


Umaua oder Kröteninbianer von Südamerika. (Nach Photographie im Damann-Album.)
Vgl. auch Text, S. 496.

breitkrempige Filzhut bei den wohlhabenderen Indianern durchaus üblich geworden. Ercilla schildert bei Chiloten einen spitzen Hut, dessen Ende hinten herabhing, aus gekräuselter Wolle mit bunten Streifen; aber besondere Kopfbedeckungen sind Häuptlingen und festlichen Gelegenheiten vorbehalten. Hüte aus Alligatorschuppen erinnern an die Manisschuppendeckel der Malayen. Ein merkwürdiges Phantasiegebilde von Kopfbedeckung schildert Crevaux von den Rukuyenn: ein Gebäude von $1^1/_2$ m Höhe, gekrönt von einem Bogen, der sich von vorn nach hinten zieht und eine Masse roter und blauer Federn trägt, die mit metallisch glänzenden Flügeldecken von Käfern verziert sind; der Hut selber verschwindet unter etwa 20 übereinander liegenden Binden

oder Kronen von roter, gelber, schwarzer, grüner, weißer und blauer Farbe. Hinten fällt eine Art Schild herab mit einem Mosaik aus Federn, das einen Menschen mit ausgespreizten Armen und Beinen, fast einem Frosche gleich, darstellt. Wyse begegnete am Tuyru Kautschuk sammelnden Indianern, die von ihrer alten Tracht aus bunten Vogelfedern nur noch einen Kopfputz aus Lianenfasern und Urupendulos- und Arasfedern trugen.

Eine der polynesischen ähnliche Tättowierung wird bei südamerikanischen Waldstämmen als Punkttättowierung mit Dornen oder spitzen Palmettorippen ausgeführt. Die Wunden, mit Pflanzensaft oder Asche eingerieben, nehmen eine violette Farbe an. Bei den Payagua von Paraguay werden den Mädchen im Alter der Mannbarkeit Streifen im Gesicht von den Schläfen bis zur Nase eingeritzt. Verheiraten sie sich, oft mit zehn Jahren, dann schneidet man ihnen die Haare auf der Stirn gerade wie bei den Männern und tättowiert das Kinn mit einigen Linien. Die Zerstochenste ist die Vornehmste. Möglicherweise liegt in manchem tättowierten Zeichen auch ein Stammesmerkmal. Neben allerlei Arabesken kommen Kreuze, Parallel- und Gitterlinien am häufigsten vor. Die Operation muß kaltblütig ertragen werden und reiht sich so den Proben an, denen in dieser kritischen Periode die Jugend unterworfen wird. Im Norden Südamerikas ist sie weniger verbreitet. Natürlich fehlt es nirgends an jener Pseudotättowierung, die von Aderläßen und den beliebten, mit Tierzähnchen besetzten Wundkratzern herstammt. Spuren von Tättowierung durch Vertikalstriche kommen auf den Wangen von Gesichtsurnen aus Gräbern Argentiniens vor, wie denn auch die alten Peruaner sich tättowierten.


Kamm der Mehinakú (mit Jaguaren), Brasilien. (Nach Professor K. von den Steinen.) Vgl. Text, S. 491. Etwas über 1/3 wirkl. Größe.

Die Bemalung wird wohl nirgends so ausgedehnt betrieben wie bei den Indianern des nördlichen Südamerika. An den Karaiben fiel sie schon dem Columbus auf; die Churruje Kolumbiens bemalen sich alle Tage, nachdem sie sich gewaschen haben, Gesicht, Arme und Beine mit unregelmäßigen Punkten oder Strichen. Manchmal färben sie sich vollständig den oberen Teil des Gesichts und punktieren das übrige; die Männer weniger als die Frauen: diese geben Schraubenlinien auf Nase und Wangen den Vorzug. Bei den Oyampi kommt Rotfärbung des ganzen Körpers vor mit schwarzen Tupfen, was an ein Jaguarfell erinnert; die Weiber ziehen drei oder vier feine schwarze Linien auf dem roten Grunde über Nase und Backen unter den Augen hin. Viele Brasilier bedienen sich dazu des Fruchtsaftes der Lana (Genipa Caruto), womit die Indianer des Amazonas die Bilder der Sonne, des Mondes und der Sterne auf ihre Zeuge malen: die unreife Frucht wird gekaut und ihr Saft in eine Kalebasse gespuckt. Mit einem Bäuschchen aus Baumwolle wird die Malerei mit dem grünen Saft auf dem nackten Körper ausgeführt; nach 10 bis 12 Stunden tritt sie in dunkelvioletter Färbung deutlich hervor. Der Saft beizt dermaßen in die Haut ein, daß sich die Zeichnungen trotz Waschens erst nach 8 bis 10 Tagen wieder verlieren. Mütter malen auch ihre Kinder an, weiter noch Hunde und Affen. Beliebt ist auch goldgelber Ocker oder grell rotgelber Bixasaft (Urukú). Die Konvenienz hat diesem Schmuck

eine große Wichtigkeit verliehen: der Indianer wird keine fremde Niederlassungen betreten, ohne sich zuvor wenn möglich gebadet, aber mindestens Gesicht und Körper bemalt zu haben; dann dünkt er sich gekleidet.

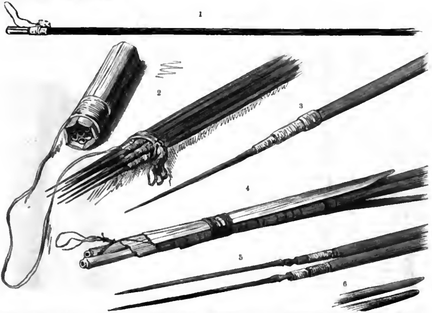
Wie in der Tättowierung, so liegt auch in der Bemalung etwas Medizinisches, Religiöses, Soziales. Die Rukujenn und Carijona treten nie eine Reise an, ohne sich von ihren Weibern mit Urukú oder Genipa bemalen zu lassen. Bemalung gilt auch als Ehrenbezeigung: Personen von Rang werden dadurch festlich begrüßt, daß man sie anmalt. Bestreichung mit dem moschusduftenden Aufguß des Abelmoschusstrauchs gilt für Tiere und Menschen als Schutz gegen Jaguarbiß. Sowohl die Indianer als die Indianerinnen beschmieren sich auch gern mit Tierfett oder Palmöl, die Sonnenhitze zu mildern.



Karaya (Sambioa) im Kriegsschmuck. (Nach Photographie von Dr. P. Ehrenreich.) Vgl. Text, S. 492 und 496.

Versuche, einzelne Körperteile umzugestalten, haben auch in Südamerika groteske Verirrungen des ästhetischen Gefühls veranlaßt. Im Glauben, daß bestimmte Körperteile zur Kräftigung zusammengequetscht werden müßten, schnüren sich bei den Galibi die Frauen die Waden ein, während bei den Emerillons die Männer Baumwollschnüre nicht nur um die Beine, sondern auch um die Handgelenke und den Oberarm tragen, bei den Botokuden mit roten Arasfedern aufgeputzt. Die südlichen Karaibenstämme tragen breite Baumwollbinden um die Arm- und Beingelenke: sie sollen die Muskeln während des Bogenspannens hineindrücken. Die Indianer Darieus tragen, auch als Kautschuksammler oder Träger unter europäischer Tracht, eine Schnur eng um den Leib, das wichtigste Stück ihrer Kleidung: Knaben vom fünften bis zum zehnten Jahre ersetzt sie die Hose; später trägt sie Schurz, Feuerzeug, Messer, Tabaksbeutel. Die Schnur schneidet in die Haut ein, und viele Männer tragen davon an den Hüften Narben. Bei den Rukujenn Guayanas erblickt man sein Ideal in einem

hervorstehenden Bauch und bedeckt ihn deshalb mit zahlreichen Gürteln. Die Carijona tragen statt dessen hölzerne, mit Lianen zusammengebundene Reifen bis an das untere Ende der Brust hinauf und vorn eine kleine Schürze aus Rindenzeug: diese unbequeme Tracht wird weder bei Tage noch bei Nacht abgelegt, bis sie aufgebraucht ist. Die Weiber der Payagua von Paraguay verlängern durch Druck nach unten von Jugend auf ihre Brüste und, wenn sie Mütter geworden sind, durch Pressen und Binden mit einem Riemen. Durchbohrung des Penis mit Einführung von Stäbchen und dergleichen, ähnlich wie bei den Dajaken, beschrieb schon Pigafetta von den Amerikanern des Südens.




Wurfspeere der Indianer von Brasilien: 1) Bündel von Speeren von 1,8 m Länge, 2) dieselben aus dem Stiefel genommen, 3) einzelner Speer, 4) Bündel von Speeren im Schaft, 5) dieselben aus dem Schaft genommen, 6) Spitzen. 2—6 in 1/8 wirkl. Größe. (Martiussche Sammlung, Ethnographisches Museum, München.)

Die Schmucksachen der Indianer haben wenig Eignes; nur die aus bunten Federn bereiteten sind zahlreicher und glänzender als bei den von Negern stammenden Boni Guayanas. Die Frauen der Orinokostämme schmücken sich mit Halsbändern von Zähnen, Glasperlen und kleinen Wurzelstückchen, die Männer mit Fangzähnen und Krallen von Jaguaren, auch Kaimanzähnen oder Glasperlen. In vielen Teilen Brasiliens und Guayanas walten Ketten aus harten Pflanzenkernen vor und Halsbänder aus kleinen aufgereihten Kürbissen, worauf Frauen allerhand Figuren gezeichnet haben; der ganze Schmuck der Galibi besteht aus einem solchen Halsband und zwei Beinringen, einem über, einem unter der Wade. Zahlreiche Arm- und Fußringe übereinander kommen nur bei den Boni afrikanischen Blutes vor. Fingerringe aus Kupfer sind nur in nordamerikanischen Gräbern gefunden worden; solche aus Palmfrüchten tragen die Goajiros des nördlichen Südamerika. Carijona und Rukujenn haben dreieckige Ohrgehänge aus Silber und einen Stift in der Unterlippe, dort aus Geldstücken hergestellt, hier aus Weißblech. Die Orejones durchbohren Ohrenränder und -Läppchen, Nasenflügel und Unterlippe und stecken runde Rindenstückchen hinein, nach und nach bis zu 16—20 mm groß. Runde Holzpflöcke in den

Ohren sind besonders stark entwickelt bei südamerikanischen Stämmen, z. B. den Botokuden, „den Großohren“. Ein Pflock in der Unterlippe, portugiesisch botoque, charakterisiert die nördlichen Botokuden (s. Abbildung, S. 490), während die verwandten Stämme vom Rio Grande den Schlitz ohne Pflock als zwecklosen Rest tragen. Bei den Tupi fand man Pflöcke aus grünem oder braunem Stein in der Unterlippe; aber auch Quarzstäbchen mit konischem Ende wurden getragen.

1



Der Holzklotz aus korkleichtem Bombaxholz wurde und wird zum Teil auch noch von den Männern der Karaya (vgl. Abbildung, S. 491 und 494), wo er bei festlichen Gelegenheiten durch einen Quarzpflock ersetzt wird, von den Payagua bei Asuncion, den Abiponern und den Toba getra-

2



1) Hölzerne Keulen und Würdezeichen aus Brasilien. (Martiussche Sammlung, Ethnographisches Museum, München.)
2) Indianische Keulen aus Demerara. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.) 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 497.

gen. Federn im Nasenknorpel kommen bei anderen Südamerikanern vor (s. Abbildung, S. 492); bei Südkaraiben, gleich dem übrigen Federschmuck, nur bei Männern. Stämme in Britisch-Guayana befestigen eine scheiben- oder halbmondförmige Kupfer- oder Silberplatte mit einem Stäbchen am Nasenknorpel, daß sie oft bis auf den Mund herabhängt; durch deren Gestalt unterscheiden sich die Karaiben von ihren Nachbarn. **Perlenschmuck** ist jetzt auch in Südamerika häufig, um so mehr, als er die einheimischen Muschelperlen verbessert und ersetzt hat; in Guayana gibt es neben Perlenschnüren noch aufgereihte Samenkörner.

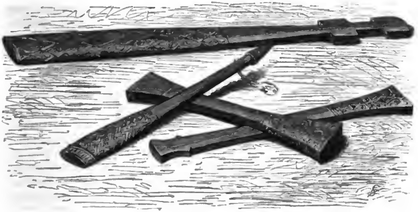
Die **Kleidung** hat bei den südamerikanischen Stämmen bis zum La Plata hinab der milde Himmel auf ein Minimum reduziert. Aber ebensowenig wie sonst in der Welt gibt es hier



**Waffen und Masken südamerikanischer Indianer.**

1—3) Pecuna-Masken der Maué (Spix' u. Martius' Sammlung im Ethnographischen Museum zu München). 4) Bogen der Goajiro. 5 u. 6) Bögen der Mataco. 7) Bogen der Pampas-Indianer. 8) Bogen der Payaguá. 9) Bogen zum Kugelschießen, der Payaguá. 10) Steinaxt der Maué. 11) Kriegstrompete der Maué. 12—16) Pfeile der Mataco. (Nr. 4—16 im Museum für Völkerkunde, Berlin)

Stämme, die gewohnheitsmäßig ganz nackt gehen, wenn auch bei Karaiben Guayanas nur ein kleiner Kürbis als Penishülle oder bei Waldstämmen Brasiliens ein Suspensorium als Rest erhalten geblieben ist oder sogar bloß der Gürtel, woran es befestigt wird. Eine futteralartige Hülle aus Baumwolle, bei den Botokuden und Otomaken aus Blattflechtwerk, findet sich sonst mindestens; bei den Orejones Guayanas ist sie ein Weidengürtel. Ganz nackt gehen in den Kampf die Mataco des Chaco. In der Regel sind bei den nördlichen Stämmen die Frauen mehr bekleidet als die Männer; umgekehrt sind bei den Mataco und Toba des Chaco die Männer mit einem Schamgürtel versehen, die Weiber häufig nur rotgelb bemalt. Dies wird besonders dort deutlich, wo kein Mangel an Kleidungsstoffen besteht: in Kolumbien versteht man Rindenstoff zu bereiten, auch bei den Guarauno des Orinokodeltas. Bei den Moskito scheint er sogar



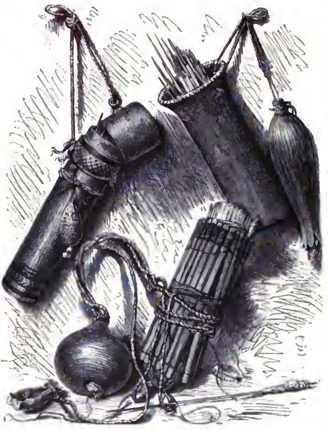
Indianische Keulen aus Brasilien. (Martiussche Sammlung, Ethnographisches Museum, München.) Etwa 1/7 wirkl. Größe.

den einheimischen Baumwollenstoff verdrängt zu haben, weil dessen Bereitung schwieriger und zeitraubender ist. Die Rinde wird wie in Polynesien mit gerieftem Schlägel geschlagen. Das Zeug, schmutzig weiß, wird manchmal mit Chica aus einer Bignonia rot gefärbt. Die Furquina, das Kleid der Frauen, bedeckt den ganzen Körper wie eine Tunika vom Hals bis zu den Knieen. Im gemäßigten Südamerika sind Fellmäntel allgemein. Der Poncho, der, wie peruanische Gräberfunde zweifellos zeigen, schon vor der europäischen Zeit getragen wurde, ein Tuch mit einem Schlitz für den Kopf, ist in Brasilien rund und blau, in Peru viereckig und weiß, in Chile viereckig und dunkel.

Die glänzenden Federkleider in Südamerika wurden nie täglich getragen, sondern gehörten zum Schmuck der Feste (s. die Tafel „Indianische Waffen und Schmucke" bei S. 477). Geschätzt wurden dem Gelde gleich im alten Guatemala die Federn des Quezal (Pharomacrus mocinna), woraus man die Federbüsche der Häuptlinge fertigte. Man fing das Tier in Schlingen und beraubte es nur der Schwanzfedern; einen Quezal zu schießen, war verboten.

Aus Stein, Holz und Knochen sind allenthalben in Südamerika die Waffen gefertigt, wo nicht Reste von alten Kulturen erhalten oder Erzeugnisse der Europäer eingezogen sind. Die Keule ist im nördlichen Südamerika vierkantig, abgeplattet und an beiden Schmalseiten ausgeschweift (s. obenstehende Abbildung und die auf S. 496, Fig. 2). Ein reichgeschnitzter Griff und feine Verzierungen der Fläche, sonst nicht häufig, lassen an eine Verwendung als

Häuptlingszeichen schließen. Bei den Karaya kommen neben stabförmigen Keulen auch schaufelförmige vor, die früher im Gebrauch gewesen zu sein scheinen. Ähnliche Keulen hatten die Araukaner. Daß früher auch Steinkeulen, ähnlich denen der Melanesier (s. Abbildung, S. 331) im Gebrauch waren, zeigen die scharfrandigen durchbohrten Steinscheiben, die man in Rio Grande in der Erde findet. Der Speer findet sich, wenn auch oft unentwickelt, fast überall; er fehlt den Bakaïrí am Schingu. Der Speer der Miranha ist so ähnlich einem großen Bogen, daß er in unseren Museen öfters damit verwechselt wurde. Wann haben die Pampasindianer und Patagonier Pfeil und Bogen gegen Speer, Lasso und Bola vertauscht? Allem Anschein nach zusammen mit der Einführung des Pferdes; aber die Bola ist ihnen schon in vorgeschichtlicher Zeit bekannt gewesen. Ein Mittelding von Messer und Säbel, ein längeres Faschinenmesser, die Macheta, ist überall, wohin der spanische Einfluß drang, das gebräuchlichste Werkzeug: in den Waldgebieten dient es als Buschmesser.



Köcher mit vergifteten Blasrohrpfeilen, Brasilien. (Martiussche Sammlung, Ethnographisches Museum, München.) 1/4 bis 1/5 wirkl. Größe.

Der Bogen ist die schönste Waffe Südamerikas: nur auf einigen Inseln Melanesiens ist er ähnlich schön gearbeitet. Im östlichen Südamerika zeichnet er sich aus durch Länge, Schlankheit, einfache geringe Biegung, seitlich zusammengedrückten, oben konvexen bis kantigen, unten ebenen bis flach konkaven Querschnitt, durch Politur und zierliche Umwickelung mit Schnur, Faden oder Rinde. Während die kurz gerundeten Spitzen untereinander nicht verschieden sind, wird doch durch einseitige Umwindungen eine Asymmetrie bewirkt. Wo diese fehlen, nach Norden zu, da ist der südamerikanische der symmetrischste aller Bogen. Im Süden ist dagegen der ganze Bogen mit farbigen Rindenstreifen umwickelt (s. Abbildung, S. 499, Fig. 2) und daher die Bearbeitung des Holzes roher. Die Bogen haben bei Botokuden, Rukujenn und Oyampi eine

Höhe bis 2 m und darüber; nach Norden zu kleiner werdend, erreichen sie die geringsten Maße in jenem Gebiet, das die Nordgrenze der Verbreitung der südamerikanischen Bogenform bedeutet: in Nicaragua. Auch Pfeile aus dem Inneren Costaricas sind auffallend ähnlich denen der Arowaken. Nur bei Guyanabogen sind die Spitzen etwas aufgebogen. Die Sehne wird aus Pflanzenfasern fein gedreht und auf den Bogen in dichte Lagen zurückgewickelt: daraus entsteht dann die Einhüllung des Bogens in dicht nebeneinander gelegte und hübsch geometrisch gefärbte Baumwollfäden bei den Juri. Mit Vorliebe werden Bogen verfertigt aus dem Kernholz der Airipalme und einer Bignonia, in Guayana aus dem des Letre, das schön bräunlich, oft gelb gefleckt ist. Den dicken Splint entfernt man nicht, sondern sucht vor Alter umgefallene Bäume aus, deren Splint bereits von Termiten zerstört ist. Das Holz ist ungewöhnlich hart und schwer wie afrikanisches Eisenholz. Um einen Bogen zu gewinnen, werden an einem größeren Stück zahlreiche Kerben eingeschnitten und von Kerbe zu Kerbe das Holz losgelöst, bis die passende Dicke erreicht ist; dann gibt man dem Bogen mit dem Unterkiefer des Pakirafchweins die Vollendung. In Guayana wird er mit den Blättern der Curatella americana poliert, und beim Schießen wird er mit links angelegtem Pfeil senkrecht gehalten. Die Formen sind mannigfaltig; jeder Stamm hat auch seine besondere Art, die Sehne zu befestigen, und verwendet mehr oder weniger Sorgfalt auf Politur 2c. In einer Rinne an der Vorderseite liegt bei dem einst weithin verhandelten Bogen der Machacari des Belmonte ein Pfeil in Reserve. Sehnen aus tierischer Faser kommen weiter nördlich gar nicht vor. Die Rohrpfeile tragen spiralig eingesetzte Federn. Der Bogen ist im allgemeinen keine starke Waffe, trotzdem jeder einem ganzen Baum das Leben kostet und monatelange Arbeit erfordert. Zwischen diesem und dem bis nach Mexiko hinein verbreiteten Bogen der Nordamerikaner, auch dem afrikanischen, ist der Unterschied groß; nähere Verwandtschaften können nur im Stillen Ozean gesucht werden. An der Ostküste Brasiliens fand der Prinz **Max von Wied** bis zum Rio Doce einen Schleuderbogen mit zwei durch ein Geflecht verbundenen Sehnen (s. die Tafel bei S. 497), worein die Thonkugel gelegt wird oder ein kleiner runder Stein (Pelotta). Nach **Azara** werden in Paraguay mehrere Kugeln zugleich mit solchen Bogen abgeschossen. Miniaturbogen zum Fliegenschießen hat **Ten Kate** von den Arowaken beschrieben.

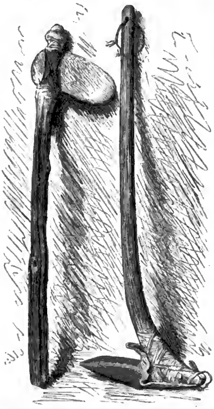




1) Brasilische Blasrohre für vergiftete Pfeile. Länge 2,3 bis 3,2 m. (Martiussche Sammlung, Ethnographisches Museum, München.) 2) Bogen der Conibo. (Ethnographisches Museum, München.) Vgl. Text, S. 498 u. 500.

**Pfeilgifte**, pflanzlichen wie tierischen Ursprungs, weist Südamerika eine ganze Anzahl auf, darunter einige der wirksamsten: am oberen Amazonenstrom zwischen Rio Negro und Sapura die Rinde von Strychnos Casteluana, in Guayana die Wurzeln von Strychnos Crevauxi, der vielgenannten Liane Urari, gemischt mit dem Safte von unschädlicheren Pflanzen. Die Indianer des Napoflusses holen ihr Urari von den Tecuna; sie brauchen zur Rückfahrt nicht weniger als drei Monate: das Gift wird in ihrer Heimat dann natürlich mit Silber

aufgewogen. Die Indianer Neugranadas bereiten ein Pfeilgift aus der milchigen Ausschwitzung der Rückenwarzen von Phyllobates melanorrhinus, ähnlich wie nordamerikanische Steppenindianer: sie reizen das Tier durch einen ihm in den Hals gesteckten Holzspan und tauchen ihre Pfeile in die Sekretion. Die Goajiro stecken die Giftdrüse einer grünen Baumschlange in eine Kalebassenfrucht, deren Inneres sich dann in eine dunkle, schleimige Masse verwandelt. Nach Ramon Paez läßt man giftige Tiere verwesen und taucht in diesen faulenden Brei die Pfeile. Versuche aber, die man mit Giftpfeilen der Goajiro gemacht hat, hatten keinen Erfolg.



Steinäxte: links von den Coeruna von Brasilien; die rechter Hand ist unsicherer Herkunft, möglicherweise ozeanisch oder altjapanisch. Ungefähr 1/5 wirkl. Größe. (Martiussche Sammlung, Ethnographisches Museum, München.) Vgl. Text, S. 501.

Das bei den Eskimo allgemein gebrauchte Wurfholz fehlte fast ganz den Indianern Nordamerikas, tritt aber von Mexiko an, wo es in schön verzierten Exemplaren mit anscheinend religiösen Bildwerken vorkommt, da und dort auf, besonders in Mittelamerika, Kolumbien und im Gebiet des Amazonas, früher vielleicht auch in Ostbrasilien. Aber überall kommt es nur spärlich vor, da es offenbar vor dem kräftiger wirkenden Bogen schon länger im Rückgang ist. Von Tupistämmen wurde es wohl noch im 17. Jahrhundert unter Ausschluß des Bogens gebraucht. (Vgl. die Tafel „Amerikanische Wurfbretter“ bei S. 502).

Aus dem Blasrohr, ähnlich dem malayischen, werden feine und an der Spitze vergiftete Hölzchen mit einem Baumwollpfropfen hinausgeblasen (s. Abb., S. 498 u. 499, Fig. 1). In Nordamerika scheint es mehr Kinderspielzeug zu sein; in Südamerika kommt es als Waffe nur bei Stämmen des oberen Amazonas und Guayanas vor, ohne immer den Bogen auszuschließen. Auch die Tupi haben vielleicht neben dem allgemein bei ihnen verbreiteten Bogen das Blasrohr gebraucht. Den Rinderhirten (Vaqueros) im östlichen Ecuador ersetzt es Peitsche und Hund: aus einem starken, etwa $1^1/_2$ m langen Rohr der sogenannten Caña brava (Gynerium saccharoides) und einem kurzen, dünneren Rohr als Mundstück werden Lehmkugeln auf beträchtliche Entfernung hingetrieben. Langschilde aus Holz (s. Abbildung, S. 504), Rinde oder Tapirhaut trugen die meisten südamerikanischen Stämme, mit denen die Europäer im 16. Jahrhundert in Berührung kamen.

Auch da, wo Bronze gemischt und Silber geschmolzen wurde, war man vom Stein abhängig für stechende und schneidende Klingen, schwere Schlagwaffen und -Werkzeuge, Schaber und dergleichen. Die Chamacocos im südöstlichen Bolivien benutzen noch heute Steinmeißel, deren Steinklingen in einen Spalt des Stieles mit zierlicher Umwickelung eingesetzt sind. Vieles von der Steinbearbeitung der Nordamerikaner Gesagte gilt ohne weiteres auch von den südlichen

Stämmen. Nur war wohl die Kunst der geschlagenen Steingeräte hier nicht so hoch entwickelt. Pfeilspitzen aus Bergkristall kennt man von Chile, aus Feuerstein von der Sierra von Cordoba. In der Form ähneln die Steinbeile nordamerikanischen Arten; als Material haben die Macuschi feinkörnigen Granit, die Wapischianna und Atorai roten Sandstein gewählt. (S. auch Abbild., S. 500.) Bei den Beilen der Indianer Südamerikas, als echten Beilen, ist die Schneide parallel dem Stiele befestigt; nur ausnahmsweise rechtwinkelig zum Stiele. (Vgl. auch die Beile auf der Tafel „Ostbrasilische Indianerfamilie“ bei S. 457.) Zu den schönsten Werken der Steinzeit gehören die „Ankeräxte“ aus Brasilien, Zeremonialbeile mit mondsichelförmigen Klingen (s. nebenst. Abb. 1 u. 2), deren Stiel oft schön mit Rohr umwunden und mit Muschel verziert ist.

Die Kenntnis der Metalle scheint sich auf die westlichen Kulturländer beschränkt zu haben. Kupfer verstand man mit Zinn zu legieren, ohne daß sich, vielleicht weil Zinn selten war, eine wirkliche Bronzekultur entwickelt hätte. Auch in der Sierra de Rioja und der Sierra de los Llanos in Argentinien hat man Kupfer- und Bronzekeile gefunden. Groß und zur Zeit der Konquista verhängnisvoll war die Menge des Goldes, das wie in Europa als wertvoller Schmuck galt. Es scheint nur in Wäschen gewonnen worden zu sein; Goldwäschereien, meist schwach, treiben die Indianer an vielen Zuflüssen des Orinoko und Amazonas auch noch heute, so besonders am Iça. Es gibt zwei Regionen reicher Goldfunde in Gräbern Amerikas, die eine in Mittelamerika und Mexiko bis Florida und Neumexiko, die andere im nördlichen Südamerika, Westindien, Peru, Chile, einem Teil von Patagonien und den Pampasländern. Silbersachen gibt es in Peru, Mittelamerika, Mexiko, Neumexiko und Florida. Zinn als solches, d. h. ohne Kupfermischung, wurde von den Chiquitos in Südamerika in den Lippen getragen.



1 und 2) Zierbeile der Gaveve-Indianer von Brasilien. (Britisches Museum, London.) 1/10 wirkl. Größe. 3) Knochenflöten, Pfeile und Steinbeile von Kolumbien. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.) 4) Karaibische Steinäxte aus Westindien. (Britisches Museum, London.) 1/4 wirkl. Größe.

Der **Mangel des Eisens** ist auffallend. Peruaner und Neukalifornier gruben Eisenoxydhydrat zum Färben — Eisen schmolzen sie nicht; wie die Eskimo scheinen aber die Araukaner Meteoreisen benutzt zu haben. Nur von Karaiben Westindiens führt **Columbus** an, daß sie einige eiserne Geräte besessen hätten: bereits europäischen Ursprungs? Sollte wirklich Benutzung des Eisens im alten Südamerika nachgewiesen werden können, so könnte es sich nur um gelegentliche Ausnutzung eines Stoffes handeln, der durchgreifende Bedeutung nie erlangt hat; und auch das nur im Westen, wo der Weg zur Metallverwertung energisch beschritten war.

Die einfachen **Werkzeuge** zeigen den tiefen Stand der Industrie: am Schingu dienen Nagetierzähne (vom Aguti und Capivara) als Meißel, mit den Zähnen des Piranhafisches werden die Haare geschnitten, ein Fischzahn dient zum Aderlassen, mit den Halmen eines Schneidgrases (Tiririca) wird rasiert, mit den paarweise zusammengefügten Vorderklauen des Riesengürteltieres (Dasypus gigas) die Erde aufgewühlt, mit Muscheln geschnitten und geschabt, mit einem steinbesetzten Quirlbohrer gebohrt.



Links Thongefäße aus Guayana; rechts eine irdene Trompete der Priester der Arowaken. (Britisches Museum, London.) 1/3 wirkl. Größe.

Das vorgeschichtliche Süd- und Mittelamerika kann als das große Land der **Töpferei** betrachtet werden. Die Masse dieser Fabrikate ist in Peru ebenso erstaunlich wie in Araukanien, wo sie **Fonck** nur aus plötzlichem Verlassen der Wohnsitze deuten konnte. Der hohe Stand der Töpferei der altamerikanischen Kulturvölker ist selbst bei den Schingustämmen schon angebahnt. Wie so viele andere einheimische Künste, mußte auch die Töpferei von ihrer Höhe in dem Augenblick herabsteigen, wo Europäer mit metallenen Gefäßen erschienen. Anderwärts muß sie bereits früher zurückgegangen sein: manche Stämme hatten sie völlig vergessen. Es fehlt die Töpferei im südlichen Südamerika den Feuerländern, den Chonos, den Patagoniern: Kürbisschalen stellen zu leicht Krug, Glas, Teller, Schüssel, Tasse und Flasche dar. Dagegen konnten im südlichen und mittleren La Plata-Gebiet über 1/2 m hohe und breite Totenurnen Leichen aufnehmen.

In der **Weberei** wurde in manchen Teilen Hervorragendes geleistet; bei den Tupi fanden die Europäer die Baumwolle angebaut. Spinnwirtel aus Stein oder Thon gehören zu den häufigsten Funden in Mittel- und Südamerika. Das Weben ist in der Regel Sache der Weiber; bei einigen Guayana-Stämmen aber werden nur die Baumwollfäden für die Hängematten von den Frauen mit einer aus hartem Holz und rundem Knochen hergestellten Spindel gesponnen, während Schnüre für die Halsketten und alle sonst nötigen Fäden von den Männern angefertigt werden. Als vorzügliche Weberinnen werden die Weiber der Galchaqué von Tucuman bezeichnet. Die Webkunst der Peruaner hatte Ausläufer in Chile, ebenso die mexikanische in Neumexiko und

1 2 3 4 5




## Amerikanische Wurfbretter.

1) Wurfbrett, wahrscheinlich mexikanisch, mit zum Teil ergänzten Ösen aus Muschelschalen, teilweise vergoldet. (Brittisches Museum, London.) ca. 1/3 wirkl. Größe. 2 u. 4) Mexikanisches Wurfbrett aus Tlaxiaco, Vorder- und Rückseite. (Sammlung Dorenberg, Puebla.) 3) Wurfholz aus Antioquia, Columbia. (Ethnographisches Museum, Kopenhagen.) 5) Wurfbrett der Eskimo von der Barrow-Spitze. (Nationalmuseum, Washington.) 6) Altes Wurfholz, wahrscheinlich von den Tupi, Brasilien. (Ethnographisches Museum, Kopenhagen.) 1/4 wirkl. Größe.

Arizona; die der Karaya in Goyaz soll nach Ehrenreich ursprünglich von Europäern eingeführt sein, obwohl sie jetzt selbständig dasteht. Rindenstoffe liefern verschiedene Ficus-Arten. Es erinnert an Afrika wie an Polynesien, wenn bei den Karaya die Rinde des Jangadabaums gewässert und mit flachen, mit Rinnen versehenen Steinen geklopft wird. Auch zu Geflechten dienen Streifen von Baumrinde. Überhaupt ist die Flechtkunst allgemein bekannt; und in ihr bethätigt sich auch dort ein gewisser Geschmack, wo sonstige Gewerbe zurückgeblieben sind.

Die bildende Kunst hat sich in Südamerika nicht sonderlich geregt; auch die geschnitzten menschlichen Figuren der Karaya sind nur bedingungsweise zu rühmen. Die Bakairí und Mehinakú bewahren ihren Mais als aus trockenen Maiskolben zusammengedrehte Vogelgestalten, ihr Wachs in Tierform auf. (Vgl. die Abbild., S. 462 u. 463.) Und man kann von Bilderschmuck sprechen, wenn sich in einer Häuptlingshütte friesartig an den Wänden schwarze Täfelchen hinzogen, auf denen stilisierte Fische und andere Ornamente mit weißem Thon, allerdings sehr roh, gezeichnet waren. Die Darstellung des menschlichen Körpers scheint von jeher selten gewesen zu sein: ein Fund wie der einer Pfeife in Gestalt eines Indianerkopfes in Rio Grande do Sul fällt schon auf. Überhaupt steht in der Osthälfte Südamerikas der Kunstsinn im ganzen tiefer als in der westlichen oder in Nordamerika. Die Amazonas-Stämme haben farbenprächtige Federarbeiten.

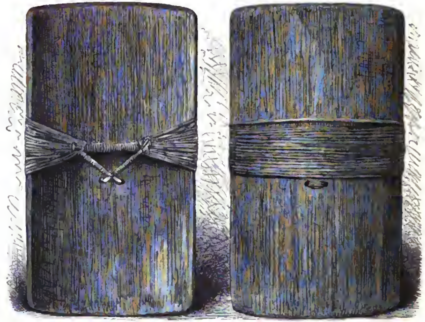


Braungebeizte Kürbisflasche der Kamayurá, Mereschu-Muster. (Sammlung des Prof. K. von den Steinen, Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Der Handelsverkehr ist in Südamerika schwächer als im Norden, ohne irgendwo ganz zu fehlen. Bei den Karaiben des Essequibogebiets besteht ein System der Arbeitsteilung: der eine spinnt Baumwolle, der zweite verarbeitet sie zu Hängematten, der dritte macht Töpferwaren, der vierte stellt die Reibeisen her, worauf Kassawawurzeln zu Brei gerieben werden; bezahlt wird dann oft mit zahmen Tieren. Werthemann fand in den verlassenen Hütten der Chunchos am Paraná eiserne Äxte und Fischangeln, wodurch ein Verkehr selbst dieses abgeschlossenen Stammes mit dem Amazonenstrom erwiesen zu sein scheint. Unbedeutend ist der Handel im Inneren Guayanas, wo man Netze, Waffen und besonders Curare gegen Stoffe, Messer, Nadeln und Salz umtauscht. Die Boni, die des Handels halber in das Land der Rukujenn kommen, müssen sofort für die Hängematten bezahlen, die sie erst im nächsten Sommer geliefert erhalten. Der Indianer neigt immer zu Geiz, sobald er überhaupt den Erwerb schätzt. Als Träger und Läufer sind die Indianer von je berühmt gewesen. Früher, als die Wege in Südamerika noch schlechter waren als heute, trugen die Indianer tagelang Menschen auf ihrem Rücken über die Anden, auf der vielleicht schon in Inkazeiten beliebten silleta: früher ein mit einem Fußtritt versehener Stuhl, jetzt ein Packsattel. Getragen wurde sie an Achselbändern aus Cecropia-Rinde und einem Stirnriemen. Durch Ausdauer im Laufen und Tragen hat sich der Indianer wirtschaftlich an den weißen Mann anzulehnen verstanden.

Als Holzfäller finden Indianer Verwendung, wo der Mahagonibaum wächst, zwischen 10° nördlicher Breite und dem Wendekreis des Krebses: um die Bäume herum wird mit Buschmessern und Äxten der Grund von Unterholz gesäubert, der Baum gefällt, die Äste abgeworfen, der Stamm zu einem viereckigen Balken behauen und von Ochsengespannen nach den nächsten Wasserlauf

geschleift. In Südamerika tragen die Huilliche von Chiloe, fleißige und geschickte Holzschläger, in dem weglosen Land auf ihren Schultern die Balken und Bretter zur Küste hinab. Eine wichtige Klasse indianischer Arbeiter in europäischem Dienste sind die Uleros Mittelamerikas, die Sammler des Federharzes. Das „Ule" wird dort von der Castiloa elastica gewonnen und ist im Werte stark gestiegen, seit es bei den unterseeischen Telegraphenleitungen verwendet wurde. Die Gummisammler, von einem Unternehmer gedungen, begeben sich, wenn sie ihr Handgeld verjubelt haben, nach dem Revier, wo sie wochenlang den Baumsaft sammeln. Sie sind als Räuber und Schlimmeres gefürchtet, und leider tragen gerade sie Kultur in oft abschreckender Form in kaum gekannte Indianerdörfer. Der Saft der Kopaiva, Cumare, Moriche und andere Harze sind



Holzschild der Ymmano. (Martiussche Sammlung, Ethnographisches Museum, München.) 1/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 500.

Handelsartikel der ärmlichen Wanderstämme des nördlichen Südamerika. Seitdem die sinnlose Verwüstung der Kautschukpflanzen in Kolumbien gezwungen hat, die wertlosere Elfenbeinnuß zu sammeln, findet auch hierin regelmäßige Ausfuhr statt.

Gering im Vergleich zur Ausdehnung des Landes ist die Schiffahrt; nur vereinzelte und weit auseinander wohnende Völker leisten Bedeutenderes darin. Ganze Stämme, wie die Botokuden, hatten gar keine Kähne. Die Seri der Sonoraküste und der Tiburon-Insel binden floßartige Kähne für 1—2 Personen aus drei Bündeln Schilfrohr zusammen und biegen sie hinten und vorn auf: das Ambatsch-Boot der Nil-Anwohner, wie es auch in Mikronesien wiederkehrt. Ähnlich ist das Tule-Floß kalifornischer Stämme. Etwas festere Fahrzeuge hatten nach Clavijero die Indianer in Niederkalifornien, die 4 Meilen von der Küste mit Flößen aus 3—6 Baumstämmen fischten. An den Zuflüssen des Amazonas und Orinoko sind vielfach Rindenkähne im Gebrauch. Mit hoher Bewunderung spricht der Brite Pym von den bis 15 m langen, aus

Zedern- oder Mahagonistämmen ausgehöhlten Kähnen der Eingebornen der Moskitoküste und ihrer nautischen Geschicklichkeit. Viel aus Riesenbäumen gehöhlte, für tieferes Wasser zu flache Kähne mit guten, schön verzierten Rudern besitzen die Guarauno des Orinoko-Deltas, die Karaya des Schingu u. a., während die zur Schiffahrt einladenden Lagunen Brasiliens einst fast keinen Kahn sahen. Colon begegnete den ersten größeren Fahrzeugen zwischen Yucatan und Honduras,



Gefirnißte Thongefäße von Brasilien. (Martiussche Sammlung, Ethnographisches Museum, München.) 1/5 wirkl. Größe.

und Las Casas nennt sie so lang wie eine Galeere und 8 Fuß breit; etwa 25 Mann waren darin. Als zweites größeres Schiff wird erwähnt die „Balsa peruana", die Pizarro in Tumbez



Geschnitzte Trinkgefäße brasilischer Indianer. (Martiussche Sammlung, Ethnographisches Museum, München.) Etwas über 1/3 wirkl. Größe.

nahm; sie hatte Segel und Steuerruder. Auch Bernal Diaz de Castillo spricht deutlich von „cinco canoas grandes, llenas de Indios y venian a remo y vela"; wie auch Gonzalo de Sandoval einem „canoa a remo y a la vela" begegnete. Man darf vermuten, daß die Huasteken das Segel kannten und in ihren Schiffen vielleicht bis zu den Antillen fuhren. Ferner wird von Segelbooten an der yucatekischen Küste von Oviedo gesprochen, allerdings zu einer Zeit, wo die Europäer schon ein Menschenalter das Antillenmeer befuhren. Azteken dagegen und andere

Bewohner Altmexikos konnten mit ihren Booten nur die nächstgelegenen Eilande besuchen: es waren Baumflöße oder Einbäume; des Cortez Segel auf ihrer Lagune erschreckte sie als etwas Ungewohntes. Die Schiffahrt ist eine wesentliche Stütze des Lebens nur in dem vielgegliederten Südwesten südlich von Araukanien, ebenso wie im Nordwesten von der Vancouver-Insel an. Die Bewohner von Chiloe sind tüchtige Seefahrer; schon jung geht der Knabe mit dem Vater im einmastigen Boote zur See, und seine Auswanderungslust führt auf Seegewohntheit zurück. Ein Sterbender glaubt in Chiloe, er werde leben bleiben, solange das Meer mit der Flut steigt, und werde mit der Ebbe sterben. Doch hat wohl erst die Berührung mit den Europäern die höhere Entwickelung gebracht. Notwendig zum Leben, aber technisch primitiv finden wir die Schiffahrt bei den Feuerländern: um so größer ihr Mut im Kampf mit dem gefürchteten Meer der Südspitze Amerikas.



Ruder von Surinam. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.)

Der Fischfang muß in Amerika vielen Binnenvölkern einen weit größeren Teil der Nahrung, namentlich im Verhältnis zur Jagdbeute, liefern, als man gemeinhin annimmt; die Küstenfischerei hat sich dagegen nur im Südwesten hoch entwickelt. Das Schießen der Fische üben die Churruje, ein Stamm des Orinokogebiets, und der Bakairi-Fischer, der die Angel nicht kennt, wirft eine rote bohnengroße Beere ins Wasser und schießt auf sie den Pfeil in dem Augenblick, wo sie im Rachen des Fisches verschwindet. Die Fischpfeile sind lang wie Wurfpfeile, die Pfeile mit meterlanger Holzspitze der Indianer von Costarica sind wohl Fischpfeile. Am oberen Amazonas wird mit Hilfe der betäubenden Blätter einer Paullinia und einer Jacquinia gefischt. Getrocknete Fische bildeten ehemals einen Handelsartikel: am unteren La Plata fand Ulrich Schmiedel Vorräte von „Fischmehl und Fischschmalz" in den Indianerhütten. Von Wasserreptilien werden Alligatoren und Schildkröten gejagt: die Botokuden verzehren jene ohne Scheu. Amerika hat wie Afrika seine Fischnomaden, die von Fluß zu Fluß ziehen oder in regelmäßigen Zwischenräumen bestimmte Strecken absuchen; ein solcher Stamm in Honduras verweilt in den Ansiedelungen, nur in den Monaten Dezember, Januar und Februar fährt er auf seinen Kanoes den Fluß Meta abwärts, Schildkröteneier zu suchen, die sich im Sande etwa 1 m tief an den Flußmündungen in gewaltiger Menge finden. Damit wird ein regelmäßiger Handel getrieben. Muscheln bilden offenbar seit langem die Nahrung der Küstenbewohner: Kjökkenmöddinger sind an allen zugänglichen Küsten zu finden, bis zu 25 und 30 m hoch in den südbrasilischen Provinzen, wo in Santa Catharina zwei Austernarten und eine Herzmuschel häufig gegessen werden.

Eine Anzahl südamerikanischer Stämme lebt von der Jagd auf Hokkohühner, Tapire, Affen und Meerschweine, die jetzt meist mit Flinten ausgeübt wird, mit Pfeil und Bogen nur noch in abgelegenen Teilen des inneren Südamerika. Die Einführung des Pferdes erleichterte sie in

den wildreichen Steppen. Bei der Jagd auf Faultiere steigt der Jäger mit einer Stange, an deren Ende eine Schleife angebracht ist, auf einen Baum, zieht die Schleife dem Faultier über den Hals und dreht ihm damit die Kehle zu. Ist das Tier halb erstickt, so genügt eine geringe Anstrengung, es herunterzuziehen; durch den Fall betäubt, wird es mit Stöcken erschlagen. Die Indianer von Rio Grande do Sul fangen in Schlingen Papageien, die in Masse auf ihren Nistbäumen sitzen; daneben gebrauchen sie für Vogeljagd Pfeile mit abgeplatteten Spitzen.

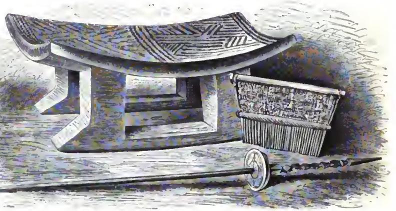
Die Indianer lieben es, wilde Tiere zu zähmen; selten hat ein Dorf keine gezähmten Papageien, Affen und Bisamschweine. Hokkos, Agumis, Marayes, sogar Harpyien, die gewaltigen Raubvögel, deren Federn für die Pfeile verwendet werden, sind besonders häufig. Diese Spieltiere gelten ja auch als Tauschmittel. Die Waldindianer züchten auch heute nur Hunde, Katzen, Schweine, Hühner und Enten; unbekannt ist die Zucht von Pferden, Maultieren, Eseln, Rindern, Ziegen oder Schafen. Der altamerikanische Hund (Inkahund) scheint selbständig



Schemel der Bakaïrí. (Nach Prof. K. von den Steinen.) Ungefähr 1/6 wirkl. Größe.

aus dem nordamerikanischen Wolf gezüchtet zu sein, trotzdem aber in seinen drei Hauptrassen bestimmten Arten des europäischen Hundes zu entsprechen. So wie die Bakaïrí zahlreiche Tiere zähmen — kleine Eidechsen halten sie in ihren Hütten angebunden, die die Grillen vertilgen — pflanzen sie in der Nähe ihrer Dörfer wilde Fruchtbäume: die Macayuvapalme (Acrocomia), die Mangava, die Fruta do Lobo (Solanum lycocarpum), die ölhaltige Piquia (Caryocar butycosum). Der Truthahn ist nach Baird zuerst in Mexiko gezüchtet worden, doch sah auch die Mündung des Arkansas Herden von Truthühnern. Auf den natürlichen Grasebenen Venezuelas, Guayanas und der südlichen Andenabhänge zum La Plata hin hat die aus Europa verpflanzte Großviehzucht Raum gewonnen; dort hat sie, besonders in den Apureños Venezuelas, die Llaneros, eine Klasse gemischter farbiger Menschen, geschaffen, ein Reitervolk, das auch hier eine historische Rolle gespielt hat. Die Llaneros bewohnen das freie Land, zum Teil in eignen kleinen Niederlassungen, meist aber auf den Meierhöfen reicher Herdenbesitzer, der Hateros, die trotz ihres oft fürstlichen Besitzes ebenso naturwüchsig leben wie ihre Hirten. Ein Hato, wozu mitunter Tausende wild umherschweifender Rinder gehören, besteht aus ein paar Hütten, roh aus Palmen errichtet. Der Llanero plagt sich nicht mit Schule oder Kirche; er verehrt einige Heilige: das ist seine ganze Religion. Seine Wohnung ist der Sattel; darin bringt er buchstäblich den größeren Teil seines Lebens zu. Wie die Gauchos in den Pampas, so sind die Llaneros ausgezeichnete Reiter; für ihr Roß empfinden sie zärtliche Zuneigung. Sattel und Pferdegeschirr ist im Norden und Süden nach spanischem Muster gearbeitet und bunt verziert.

Der **Ackerbau** ist heute in Südamerika mannigfaltig in der Zahl seiner Produkte. Neben Mais, Maniok, Bataten findet man Baumwolle, Pfeffer, den farbeliefernden Bixa-Strauch und manche vorübergehend gepflegte Pflanze der Wildnis. Allein mit rechtem Eifer wird nirgends von Indianern im tropischen Gebiet angebaut. Der Grabstock oder eine schwache Hacke genügt; im feuchten Südchile wurde der Rasen durch zwei spitze Stangen (Lumas) zerschnitten und gewendet, während der trockene Boden im Norden mit Grabstöcken bearbeitet wird. Darum stehen hierin kolumbische Stämme trotz ihrer zahlreichen Kulturgewächse auf keiner höheren Stufe als die Eingeborenen von Guayana, deren ganzer Ackerbau in der Kultur des Maniok, der Brotfrucht Südamerikas, aufgeht. In diesen Gebieten wurden vor europäischem Einfluß sicher nur Maniok, Batate und Kürbis, vielleicht auch Tabak gebaut und Mais in Südamerika überhaupt weniger als in Nordamerika. Daß im gemäßigten Südamerika Ackerbau einst in größerer Ausdehnung



Schemel, Spindel und Kamm der Jurí. (Martiussche Sammlung, Ethnographisches Museum, München.) Etwa 1/4 wirkl. Größe.

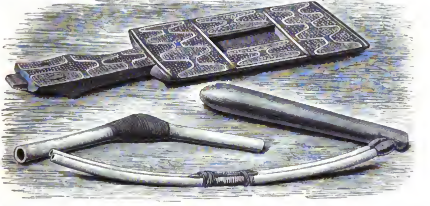
betrieben ward als heute, lehren hochäckerartige Furchen in Wäldern Araukaniens (s. unten, S. 590); Halt machte er in den Steppen des unteren Paraguay, nach **Burmeister** schon am unteren Paraná de la Palmas. Daher die plötzliche Abnahme der Bevölkerung in diesem Strich.

Einen nomadischen Ackerbaubetrieb findet man bei einer Gruppe der Paya-Indianer in Honduras, die bald da, bald dort Pflanzungen anlegen und nach einigen Monaten erst wieder besuchen, die Früchte einzuheimsen. Honig, Pflanzenfarben, Sassaparille vertauschen sie dann an ihre gesitteteren Brüder gegen Angelhaken, Harpunen, Lanzenspitzen und Messer. Wo etwas Industrie Platz gegriffen hat, Kautschuk- und Chinarindensammeln oder Strohflechten, wird auch in einem so erstaunlich fruchtbaren Lande wie an den Ostabhängen von Ecuador der Ackerbau verlassen, besonders wo er in fast leibeigner Stellung betrieben wird.

Wo kein Speiseverbot hindert, ziehen die Indianer animalische **Nahrung** vor. Die Rukujenn verzehren die Larven eines großen Wespennestes, Okano genannt, mit Kassawa. Termiten, die sich in Pflanzenblätter eingebissen haben, ißt man bis auf die mit den Kiefern festsitzenden Köpfe. Alle Indianer beißen das Fleisch nicht mit ihren prächtigen Zähnen ab, sondern zerreißen es mit den Fingern und führen es in kleinen Stückchen zum Munde. Die linke Hand als Teller, zwischen dem vierten und dem kleinen Finger der rechten ein Stückchen Kassawa oder Tortilla (Maisfladen) als Brot, zwischen Zeigefinger und Daumen ein Bissen Fleisch: so kauen

sie beim Essen. Fleisch, das aufbewahrt werden soll, wird gedörrt und geräuchert. Zum Braten bauen die Bakairi sinnreich aus drei Stäben eine Pyramide, die durch Querhölzer einen Rost erhält. Das ganze Gestell kann beliebig nahe zum Feuer gebracht werden.

Eine Eigentümlichkeit der Botokuden, Nukujenn und anderer Südamerikaner ist das **Erde-Essen**: Thon wird von geräucherten Thonkugeln abgeschabt. Im Reiseproviant dürfen solche nicht fehlen. Yuma-Stämme tragen Ringe aus geknetetem Thon am Gürtel, womit sie sich, nachdem sie ihn mit Speichel befeuchtet, angeblich bemalen: wohl auch ein Erde-Essen? Thonfiguren der Bakairi entsprechen unseren Lebkuchenmännern, gleich denen sie „vor der Mandiokka" zum Essen dienten. Weiße oder gelbliche Erde, anscheinend ein Verwitterungsprodukt vulkanischer Asche, wird als „weiße Süßigkeit" oder „weißes Gewürz" seit alter Zeit in Guatemala zum Bestreuen der Speisen verwendet.

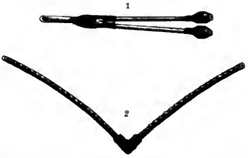


Geräte brasilischer Indianer zum Reiben und Schnupfen der Samen des Pariká-Baumes, später auch des Tabaks. (Ethnographisches Museum, München.) 1/3 bis 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text S. 511.

Die **Kartoffel** ist neben Quinoa (s. Abbildung, S. 450) des Indianers der Hochebene Haupt- und Nationalspeise; in Chile ist auch die Erdbeere, die meilenweite Strecken mit ihren Ranken überzieht, ein wichtiges Nahrungsmittel. Von **Maniok** hat man zwei Arten: eine mit giftigem Safte, aus der Mehl in Klümpchen gemacht, und eine zweite, Yukka, die wie Kartoffel gekocht wird. Jene liefert die Kassawa oder Cassabe, als Nahrungsmittel und als Proviant gleich wichtig. Die Orinoko-Stämme mahlen oder zerreiben die Wurzel, waschen sie aus und entwässern sie im Zebucan, einer Röhre von starkem Rohrgeflecht, an den Enden mit zwei Ringen, das gefüllt wie ein kurzer, dicker Cylinder aussieht. Man hängt ihn mit dem oberen Ringe auf und zieht kräftig am unteren; dadurch verlängert und verengert sich der Apparat und läßt das Wasser heraus treten. Schließlich wird der beinahe trockene Teig herausgenommen, in dünnen Schichten auf erwärmten Schiefer- oder irdenen Tafeln vollständig getrocknet oder auch vorher auf einem Sieb zerrieben. Diese Kassawa hat keinen Geschmack mehr; es ist ein Brot von Sägespänen. Salz als Würze scheinen einige Stämme nicht gekannt zu haben: in den östlichen Teilen von Ecuador unterscheidet man noch heute (heidnische) Nichtsalzesser und (christliche) Salzesser.

Schon vor der Entdeckung kannte man **berauschende Getränke** aus Kassawabrot, Palmfrüchten, Mais und Bananen, doch gab es auch, z. B. in Südbrasilien, Stämme, die nur Wasser tranken und saftige Pflanzenstengel kauten. In Guayana wirft man Stücke Kassawa in ein großes

Gefäß und gießt kochendes Wasser darüber. Die abgekühlte Masse rühren die Weiber mit den Händen um und zerkauen sie zu förmlichem Brei; dieser wird in einen langen Trog aus einem ausgehöhlten Baumstamm gespuckt und mit warmem Wasser übergossen. Wie ähnlich der Kawabereitung der Ozeanier! (S. oben, S. 241.) Nach der breiigen Gärung wird die Flüssigkeit durch ein Rohrsieb geseiht und das fertige Getränk in gewaltige Flaschenkürbisse gefüllt. Im Geschmack ähnelt dieser Paiwari saurem Bier; er ist ein kühlendes braungelbes Getränk, worin Stückchen der gekauten Kassawa umherschwimmen. In großen Quantitäten genossen, wie es nur der Indianer fertig bringt, wirkt das Getränk berauschend: das Ende eines Paiwarifestes ist stets Trunkenheit. Ungegorener Paiwari, täglich frisch bereitet, bildet in manchen Dörfern das gewöhnliche Getränk. Die Paiwari- oder Mischla-Bereitung ist wie die der Kawa nicht ohne religiöses Motiv. Es herrscht dabei nicht die Lustigkeit wie bei den Gelagen in Bananen- und Zuckerrohrwein; oft sind die Weiber davon ausgeschlossen, haben aber später die Betrunkenen in Sicherheit zu bringen. Aus Mais oder Bataten bereitet man mit Zuckerrohrsaft ein Getränk, wobei die Gärung durch gekaute Maiskörner hervorgerufen wird. Die schnelle Akklimatisation des Apfelbaums hat den Apfelwein besonders in Chile eingebürgert: wo man einst Aloja oder Quinoabier aus Muscheln trank, schlürft man heute Tschitscha von Äpfeln aus dem Kuhhorn. Palmweine werden in Südamerika und Westindien bereitet, besonders aus den unreifen Blütenkolben der Mauritia flexuosa, indem man sie in der Mitte durchschneidet und den entströmenden Saft in Kalebassen auffängt.



Schnupfröhren: 1) der Guahibo-Indianer (Amazonas), — 2) der Conibo-Indianer. (Christy Collection, London.) 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 511.

Im Andengebiet Kolumbiens und Ecuadors bereitet man statt dessen den Guarapo aus rohem Rohrzucker, den man in einem großen Thongefäß voll Wasser gären läßt. Nach 2—3 Tagen erhält man eine süßlich-säuerliche, erfrischende Flüssigkeit, die nach Zusatz des Saftes einiger kleinen aromatischen Zitronen mit dünner, grüner Schale eine köstliche Limonade abgibt. Ist der Guarapo fertig, so wie man ihn gewöhnlich trinkt, so ist er „regular"; bei vorgeschrittener alkoholischer Gärung heißt er „bravo" (bösartig): so lieben ihn die Maultiertreiber. Der gleiche Unterschied wird bei dem aus dem zuckerreichen Saft einer Agave bereiteten Pulque der Mexikaner gemacht. Ein ähnliches Getränk gewinnt man auch dadurch, daß man Zuckerrohrstücke kaut, in eine Kalebasse spuckt und in einen Flaschenkürbis füllt, wo der Saft gärt, im späteren Stadium scharf alkoholartig schmeckt und ungemein berauschend wirkt. Kakao war längst im Gebrauch, ehe die Schokolade zu uns gebracht wurde. Vielleicht ist der Quirl, mit dem sie gerührt wird, in Südamerika einheimisch. Ein Löffel von dem siedend heißen Dekokt von Kakao, ohne Milch oder Zucker, aber stark gewürzt mit frischem spanischen Pfeffer, wie es Orinokostämme lieben, reicht hin, Mund und Schlund eines Europäers in ein Fegfeuer zu verwandeln.

Das Rauchen des Tabaks ist in Südamerika fast allgemein; die Namen für Tabak und Tabakspfeife sind in Südamerika weit verbreitet, z. B. in Chile und Brasilien fast gleich, so daß man eine weite Verbreitung dieser Dinge von Land zu Land annehmen muß. Trotzdem bauen ihn manche Stämme nicht an. Das Schnupfen ist noch beliebter. Bei Stämmen Guayanas enthält eine Dose aus einer großen Vielfraßschnecke, deren Basis mit einem durch Balata oder

Guttapercha befestigten Fledermausflügel verschlossen ist, ein wohlriechendes Pulver von unbekannter Zusammensetzung, das sich aus der in einen hohlen Knochen endigenden Spitze der Muschel herausschütteln läßt. Um es nun in die Nasenlöcher zu bringen, hat man ein Instrument aus zwei hohlen, durch Balata verbundenen Vogelknochen (s. die Abbildungen auf S. 509 und 510): den einen steckt man in den Mund, den anderen in ein Nasenloch; dann bläst man und führt so den Staub den entferntesten Teilen der Schleimhaut zu. Einer solchen Schnupfmaschine bedient sich aber nur der Egoist; verträgliche Leute blasen sich mit einem Instrument aus zwei gekreuzten Knochen das Pulver wechselseitig ein.

Die **Koka** reicht von Nordperu bis zu den westlichen Goajiros, die sie, wie die Peruaner, wahrscheinlich zur Anregung des Nervensystems kauen, nach Cumaná und im Osten zum Huallaga, wo **Pöppigs** Ruderer vom Cholanen-Stamm 5—6mal am Tage ausruhten, um zu kauen.



Indianische Hütte am Amazonenstrome. (Nach Photographie im Damann-Album.)

Die Indianer des oberen Amazonas genießen Massen spanischen Pfeffers, den sie in schöngeflochtenen Spindelkörben rösten.

In der **Bauweise** der nomadischen Stämme prägt sich außer dem rechteckigen oder quadratischen Grundplan wenig Eigenes aus, am ehesten eine allgemeine Lockerheit und Vergänglichkeit. Einige Stämme sind nahezu hüttenlos: vertrocknete Palmenblätter sind die einzige Spur, die Hütten der Botokuden zurücklassen. Vier Pfähle, vier Bambuswände, ein Laubdach kehren als Hauptbestandteile vielfach wieder (s. obige Abbildung). Drei Steine, den Kochtopf darauf zu stellen, und eine oder zwei Hängematten bilden das gesamte Mobiliar. Auf den Kanälen des Orinoko und Amazonas umherschwimmende Stämme, wie die Oyampi, hängen ihre Hängematten unter einem täglich neu improvisierten Gerüst aus jungen Bäumen auf. Die Schuppen der Toba sind nur auf drei Seiten mit Wänden versehen, und die Hütten der argentinischen Gauchos sind oft nicht viel besser. Die Jagdhütten der Guaharibo sind spitz kegelförmig mit so schmaler Basis, daß der Bewohner eben darin kauern kann. Im Süden kennen nur die Suya, die westlichsten Gés, die Hängematte, die sie ihren nördlichen Nachbarn entlehnt haben.

**Pfahlbauten** kamen früher besonders an der Nordküste Südamerikas vor, solche auf trockenem Lande, den malayischen entsprechend, finden sich noch jetzt bei vielen Stämmen Guayanas; neben schwimmenden Flößen bewohnen die Paumari halbcylindrische Palmstrohhütten auf

den Sandbänken. Die festgebauten Häuser der Ipurina haben nach Ehrenreich einen elliptischen Grundriß; ihr Giebeldach besteht aus einem Stück.

Im nördlichen Südamerika sind große gemeinsame Häuser selten; doch wird häufig eine Hütte von drei oder vier Familien bewohnt. Die großen Häuser der Churruje Kolumbiens enthalten gewöhnlich drei Abteilungen; die vierte ist der große Eingang. Einige Abteilungen haben noch ihre besonderen kleinen Thüren nach außen. In der Mitte befindet sich ein großer, viereckiger Raum, wo die Indianer zur Unterhaltung zusammenkommen und ihre kleinen Feste feiern; er ist von Balken umgeben, die das tief herabhängende Dach tragen. Zwischen der Balkenreihe und dem Dache richten sich die Familien ein. Sie sind durch horizontal ausgespannte Stricke von-



Hütten der Bakairi. (Nach Dr. Paul Ehrenreich.)

einander geschieden, die niemand ohne Erlaubnis überschreiten darf. Bei den Orejones Guayanas findet man wohl 30 Personen in der palmbedeckten Hütte. Die ausgeprägtesten Phalansterien hat aber Mittelamerika: bei den Paya- oder Payer-Indianern wohnt in einem eirunden Hause, etwa 25 m lang und 10 m breit, ein Dorf beisammen. Auch bei den Puri Ostbrasiliens und den Guarani Südbrasiliens werden einzelne Hütten von 70 Menschen bewohnt, so daß ein ganzer Stamm wohl nur drei Hütten zählt. Aber Staden sah bei den Tupi noch Langhäuser von 50 m. Dazwischen kommt dann am Rio Pardo bei den Mangojos wieder das Einzelwohnen vor.

Neben den Wohnhütten steht die Hütte mit heiligen Geräten, Trophäen und dergleichen, wo der Priester sein Wesen treibt. Um dem Blick der Weiber die heiligen Geräte zu verbergen, ist bei den Mehinakú am Schingu der Eingang dieser Hütten so niedrig, daß man sich hineinwälzen muß.

## 25. Die Patagonier[1].

„Sie irren in den weiten Ebenen des südlichen Amerika herum, mit Weib und Kindern beständig zu Pferde und folgen dem Wilde... und hinter ihnen ist nichts übrig als der arme kalte Rand der Erde."
Commerson.

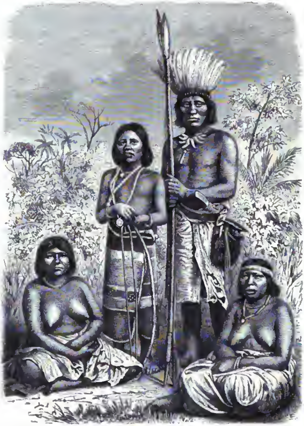
Inhalt: Alte und neue Steppenvölker Südamerikas. — Die eigentlichen Patagonier. — Körperliche Merkmale. — Schmuck und Kleidung. — Waffen. Bogen und Bolas. — Nahrung. — Die Herden. Die Jagd. — Hütten und Zelte. — Handwerk. — Politische und militärische Organisation.

Südamerika hegte vor dem Eindringen der Europäer südlich vom Wendekreis eine in vielen Beziehungen übereinstimmende Bevölkerung, die das ganze Gebiet mit Ausnahme der gebirgigen Teile Paraguays und Südbrasiliens einnahm und im Stromgebiet des Paraguay und Pilcomayo darüber hinausgriff. Dünn war sie verteilt: die Jesuitenpatres Strobl und Cardiel fanden 1746 viele Wochen lang südlich vom Rio Negro überhaupt keine Menschen. Schon damals also keine ständigen Wohnsitze. Die Insulaner des Feuerlandes, der Chonos und anderer Inseln der Südküste, gewöhnlich kurzweg die Feuerländer genannt, bildeten schon für die ersten Weltumsegler eine gesonderte Gruppe, die wohl früher an der Südwestküste bis Chiloe hinaufreichte (s. S. 520). Die übrigen aber, die Patagonier im weiteren Sinne, bestehen aus zwei in Sprache und Körperbau, weniger in Religion und Sitten verschiedenen Stämmen, aus den eigentlichen Patagoniern und den gegen die Anden hin sitzenden Manzaneros, Abkömmlingen der Araukaner Chiles.

Innerhalb der Nomadenstämme Patagoniens und der Pampas sind außer den Stämmen der Tehuelchen (s. Abbildung, S. 515), Pehuenchen, Puelchen und anderen einige Abstufungen zu unterscheiden. Die eigentlichen Patagonier, mit Ausschluß der verwandten Fußindianer des östlichen Feuerlandes, des Stammes der Ona, zerfallen in zwei große Stämme, den nördlichen und den südlichen. Sie reden Dialekte derselben Sprache. Die südlichen scheinen aber im Durchschnitt größer und besser gebaut, auch gewandtere Bolajäger zu sein; Bogen und Pfeile sind dort jetzt unbekannt. Sie repräsentieren den reineren Typus der vor der Einführung des Pferdes von Jagd, Fischfang und den wilden Früchten der Steppe lebenden Indianer und sind auch bis heute meist nicht beritten. Unter den südlichen Tehuelchen, südlich vom Rio Santa Cruz bis Punta Arenas, suchte man einst die patagonischen Riesen. Vom Rio Negro bis zum Chupat begegnet man einer Gruppe mit abweichendem Idiom, die vor der beginnenden Zurückdrängung ihr Hauptquartier um Salinas, im Norden vom Rio Negro, hatte. Indem sie hier und da bis zum Rio Santa Cruz streift, berührt sie sich mit dem Südstamm; beide heiraten untereinander, ohne jedoch ihren Clan aufzugeben. Hierher gehören wohl auch die Pehuenchen der Andenabhänge. Ein dritte Gruppe bilden die Reiterstämme bis über den Wendekreis in den Gran Chaco hinein. Sie hängen großenteils nicht genetisch, sondern nur durch dieselben Kulturmittel mit den beiden südlichen Gruppen zusammen: Indianer anderer Stämme sind es, meist

[1] Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die Bezeichnung Patagonier den Indianern selbst völlig fremd ist; von ihren großen Fußspuren haben Spanier sie Patagones, d. h. Klumpfüßler, genannt. Wie alle größeren Völkergruppen, besitzen sie keinen Gesamtnamen; sehr verbreitete Gruppennamen sind indes Tehuelches oder Tsonecas. Die vor einigen Jahren in Deutschland gezeigten Patagonier wußten nichts von Tehuelchen, sondern nur von Tsonecas und Patagoniern. Das Wort Tehuelches bedeutet Südostleute (ähnlich wie Pehuelches Nord-, Pehuenches Waldleute), ist aber allmählich der Name aller Nordpatagonier geworden.

Verwandte der Guarani, die erst durch das Pferd in die Lage kamen, sich als Reiternomaden über die Pampas auszubreiten, um dann, immer nomadischer geworden, wieder nordwärts zurückzuschwellen. Ihr Typus sind die Abiponer, die vom Flusse Inate im Gran Chaco vor Angriffen südwärts nach Paraguay wanderten und später wieder nordwärts zogen. Ähnlich weisen die **Pamperos, Pampas-Indianer**, gleich den Manzaneros auf araukanisch-chilenischen Ursprung hin, haben aber einen guten Teil der Pehuenchen in sich aufgenommen. Sie teilen mit den Abiponern den normalen, mittelgroßen Indianertypus und haben sich in den Kämpfen mit den Argentiniern zu einem ausgesprochenen Räubervolk entwickelt. Ihre ursprüngliche Nordgrenze scheint beim La Plata gelegen zu haben.



Indios Cadiceos, Kazik mit Sohn und zwei Frauen, Südamerika. (Nach Photographie im Besitz des Herrn R. Rohde.)

Es gibt unter den südamerikanischen Steppenvölkern eine Anzahl besonders **großwüchsiger** Stämme: die Tehuelchen im Süden, die Toba, die Abiponer und andere im Norden. Nomaden sind ja oft größer und stärker als Ackerbauer desselben Gebiets. Die südlicheren Stämme sind auch dunkler als die nördlichen, die Männer mehr als die Weiber: Sonne und Luft wird daran schuld sein. Selten kommen verkrüppelte, nicht selten wohlgewachsene Leute vor, am wenigsten noch bei den Pampas-Indianern. Die gewaltige Muskelkraft ihrer Arme schleudert die Straußenbola wohl 70 Ellen weit. Ungeheuer ist die Marschierfähigkeit der Tehuelchen; dabei können sie lange der Nahrung entbehren. Der Schädel der Patagonier ist deformiert, da man den Kopf des Kindes, angeblich um die Erschütterung beim Reiten zu verhüten, zwischen Bretter einpreßt. Altpatagonische Schädel sind ebenfalls verunstaltet, aber anscheinend auf andere Weise.

Bart, Brauen, Lider und womöglich alle Körperhaare werden ausgerissen. Früher waren Tonsuren und bei Weibern kammartige Frisuren unter Kahlscheren des übrigen Schädels üblich;

die Haare ließ man nur aus Trauer frei. Heute achten die Männer sehr auf ihr schönes, grobes Haupthaar und lassen es sich durch ihre Weiber täglich mit einer Bürste aus Schweinsborsten oder Haaren des Ameisenbären ausbürsten. Beide Geschlechter tättowieren sich Zeichen (bei den Abiponern war es ein Kreuz an der Stirn und je drei Querlinien vom Auge zum Ohr), indem sie Asche oder blaue Erde in die aufgeritzte Haut einreiben. Früher war besonders bei den Frauen die Tättowierung auf Gesicht, Arm und Brust beim Eintritt der Mannbarkeit um so reichlicher, je höher die Lebensstellung; heute wird bei den Patagoniern in der Regel nur noch der Vorderarm tättowiert. Beide Geschlechter bemalen sich bei den südlichen Stämmen das Antlitz und gelegentlich auch den übrigen Körper mit Fett und rotem Ocker oder schwarzer Erde.

Die **Kleidung** der Männer hat seit den letzten 100 Jahren viel Europäisches angenommen. Unter allen Umständen wird ein um die Lenden befestigtes Unterbeinkleid, Chiripa, getragen: der Tehuelche hält viel auf Anstand und läßt selbst kleine Kinder nicht gern nackt sehen. Anstößige Nacktheit tritt erst etwa bei den Payagua von Paraguay entgegen. Alle sonstige Garderobe vertritt ein Mantel aus Guanakofell oder Pferdehaut, warm und weit, mit der haarigen Seite nach innen getragen, außen rot, gelb, blau, schwarz oder weiß bemalt. Früher bedeckten zwei Tücher aus Wolle oder Baumwolle, eins als Unterkleid über die linke Achsel gebunden, das andere als Mantel um den Hals geknüpft, den Körper bis zu den Füßen. Über die Kniee reichende Stiefel werden aus Pferdeleder oder auch aus dem Felle eines großen Pumafußes gefertigt. Gewöhnlich faßt man das volle Haar mit einem farbigen Netz zusammen; wenn man ihn haben kann, wird ein Hut gern getragen.

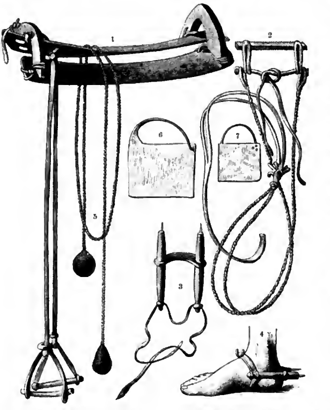


Ein Häuptlingssohn vom Stamme der Tehuelchen, Rio Negro, Argentinien. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 513.

Die Kleidung der Weiber ist altertümlicher geblieben: ein Mantel, um den Hals durch eine große silberne Brosche oder Nadel geschlossen, und darunter ein sackartig geschnittenes Kleidungsstück von den Schultern bis zu den Hüften; die Kinder haben ebenfalls Mäntel. Genäht wird mit feinen Dornen und Sehnenfäden. Das Einstecken von Stäbchen oder Röhrchen aus Stein, Knochen oder Messing in die Unterlippen sowie die unmäßige Ausdehnung der Ohrläppchen durch Rollen dicker Blätter und Pflöcke waren bei den nördlichen Abiponern bis zur Christianisierung üblich.

Seitdem durch Handel Silber hingelangt, tragen Patagonier beiderlei Geschlechts silberne **Schmucksachen**. Große viereckige Ohrgehänge (s. Abbildung, S. 516, Fig. 6 u. 7) und silberne Halsschnüre tragen die Frauen mit Vorliebe, auch die Männer; überhaupt liebt man Silberzierat, wo immer nur zulässig. Die Patagonier bearbeiten deshalb geschickt Dollarstücke mit einfachen, früher nur steinernen Werkzeugen.

Die **Waffen** dieser Nomaden sind nicht die sonst bei Reiter- und Hirtenvölkern üblichen Pfeile und Bogen, sondern **Lanze**, **Bolas** (s. Abbildung, S. 517) und **Lasso**, aus dem die Bolas entstanden sein werden. Die alten Bolas, die man noch heute bei Indianern im Gebrauch finden kann, bestanden aus zwei Steinkugeln mit Rinne zur Befestigung der Lederriemen; die neuen bestehen aus zwei größeren und einer kleineren, alles ohne Rinne, weil in Leder eingenäht. Beim Werfen wird die kleinere in der Hand gehalten. Im 16. Jahrhundert warfen die Guarani Bolas, die man in den südbrasilischen Campos, ja selbst im Waldland von Rio Grande in der Erde findet. Noch jetzt schwingen die Gauchos oder halbblütigen Hirten der Argentina ihren Lasso so meisterhaft, daß sie ihn sogar dem Feuerrohr vorziehen. Kleinere Bolas gibt es für Vögel, größere für Menschen und Wild. Die Bolas Perdidas sind riemenlose, meist roh gearbeitete Wurfkugeln. Die Lanzen der Araukaner sind über 5 m lang und leicht, da der Schaft aus einem bambusähnlichen, hochschäftigen Kordillerenrohr, Chusque Colen, besteht. Die Abiponer trugen hirschlederne Panzer. Südlich vom Rio Negro sind niemals Bogen aufgefunden worden; doch bis zu den Guarani des Uruguay war er Hauptwaffe. Allerdings werden prähistorische Pfeilspitzen in Menge in den Pampas gefunden, und prähistorisch kann hier vergleichsweise sehr jung sein. Wenn Bolakugeln in Rio Grande und Uruguay gefunden werden und früher auch weiter nördlich von Campo-Indianern geführt worden zu sein scheinen, so darf man sie nicht mit den Beschwersteinen der Netze und Grabstöcke verwechseln, die besonders in Chile häufig sind. Ähnliche Steine wurden auch bei einem Rollspiel gebraucht.



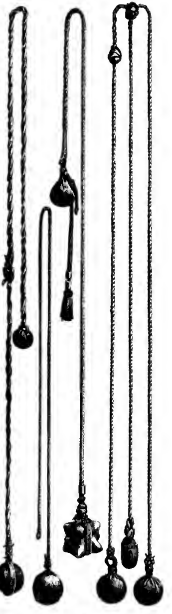
Patagonisches Schmuck- und Reitzeug: 1) Sattel, 2) Pferdegebiß. 3, 4) Sporen. 5) Bola, 6, 7) Ohrschmuck. (Nach Wood.) Vgl. auch Text, S. 515.

Fleisch ist die **Hauptnahrung**, Pferdefleisch bei den Pehuenchen. Wenn **Dobrizhoffer** von Spaniern im La Plata-Gebiet spricht, die ihr Lebtag kein Getreide gekostet hätten, wieviel näher muß es Indianern liegen, sich auf Wild und Herden zu verlassen. Die wenigen Vege-

tabilien suchen die Weiber in Wald und Feld zusammen, Araukariensamen zum Essen, Distelmark (schon zu Schmiedels Zeit) zum Durstlöschen und Berberitzenbeeren zu einem berauschenden Getränk. Die Patagonier essen nie regelmäßig, sondern nur, wenn sie der Appetit mahnt; allein wenn sie viel haben, verzehren sie viel. Im haldtropischen Überfluß des Chacogebiets mag man wohl üppiger leben. Bei den pferdereichen Pampas-Indianern werden alte und kranke Pferde verzehrt; erbeutete bilden Monate hindurch die Hauptnahrung. Während die verwandten, nördlicher am Jujuy lebenden Mataguaye hauptsächlich von Fischen lebten, sollen nach Musters die Tehuelchen erst von ihm fischen gelernt haben. Muschelhügel an den Küsten zeigen die Bedeutung, die einst Seetiere verschiedenster Art für diese Völker hatten: Muschelbänke mit Steinwaffen begleiten die Küste des südlichen Chile, der südwestlichen Inseln, auch Patagoniens und werden besonders häufig am La Plata und nördlich davon.

Ackerbau wurde wohl immer nur vereinzelt betrieben. Er erhielt sich bei den Toba und Verwandten im Gran Chaco, galt aber schon bei den Pehuenchen von Antuco (nach Pöppig) für entehrend. Durch die Einführung des Pferdes wurde er noch weiter zurückgedrängt; denn Jagd und Raub ward dadurch erleichtert, Ansässigkeit ward unnötig. Einzelne Stämme eigneten sich zeitweilig Pferde-, Schaf- und Rinderherden an, ohne Viehzüchter zu werden; große Mengen von Rindern, die in Grenzkriegen Pampas-Indianer Argentiniern abnahmen, wurden stets in kurzer Zeit getötet oder verdarben. Ein bedeutender Handel mit Steppensalz wurde zu Pöppigs Zeit von einem Pehuenchenstamm nach Antuco betrieben, ist aber längst seinen Händen entschlüpft.

Technische Fertigkeiten zeigen sich hauptsächlich in der Verarbeitung von Fellen zu Kleidern: große, karoßartige Mäntel werden aus Guanako- oder Pferdefellen zusammengenäht, aus Kuhhaut die Packsäcke der Pehuenchen. Metall war vor der europäischen Zeit unbekannt: schon im südlichen Chile wurde Kupfer nicht mehr gebraucht. Trotzdem zeigen auch die zahlreichen Pfeilspitzen und anderen prähistorischen Steinwaffen keine hohe Stufe. Bei den nördlichen Toba, Abiponern und dergleichen übten einst die Weiber Spinnen und Weben allgemein; aus dem Bast eines Baumes wurde Faser zum Spinnen gewonnen. Die



Bolas (Wurfkugeln) der Patagonier. (Britisches Museum und Christy Collection, London.) 1/7 wirkl. Größe.

Wohnstätten der südamerikanischen Steppennomaden sind heute Lederzelte mit Stangengerüsten aus Rohrstengeln oder Reisighütten, beide Toldos genannt. Von ganzen Sippen bewohnte Langhäuser gab es früher bei den nördlichen Stämmen.

Trotz kriegerischen Charakters ist die politische Organisation nicht immer straff. Die kleinen Hordenhäuptlinge fechten oft auf eigne Faust. In den meisten Fällen entscheidet die Volksversammlung. Dabei geht es sehr turbulent zu: geistige Getränke und starker Tabak erhitzen die Köpfe; so noch heute bei den Pehuenchen. Weiße Überläufer oder Mestizen haben eine höhere militärische Organisation zu stande gebracht: gleichmäßige Bewaffnung mit langem Speer und Bola, geübte Führer und Unterführer und eine gewisse Ordnung der Bewegungen. Gegenüber der früheren Schwäche und Zersplitterung der Ansiedler waren so Raubzüge möglich, die Hunderte von Quadratmeilen reinfegten. Seit der Vorschiebung der argentinischen Militärgrenze nach Süden hat sich das Blatt sehr gewendet; neuerdings ist sogar der Ruf erhoben worden, dem ärmlichen Rest der Tehuelchen eine Reservation zu geben, um sie dem raschen Untergang durch ausbeutende Weiße zu entziehen. Militärisch war auch das Zeremoniell beim Friedensschluß zwischen verwandten Stämmen der nördlichen Tehuelchen. An die Quipu der Peruaner erinnernde Bündel von Schnüren, rot, wenn sie mit rascher Rache drohen sollen, verkünden, daß ein gekränkter Stamm vom anderen Sühne fordert. Die einzelnen Stämme halten ihre Gebiete streng gesondert; ohne Erlaubnis soll ein Fremder das Gebiet eines anderen Stammes nicht betreten. Unter den Kriegern ist das System des Laku, der bis zum Tode verbundenen Kampfbrüderpaare, etwa wie in Fidschi, ausgebildet. Das Sippensystem mit Exogamie, Mutterrecht und Gynäkokratie scheint nur noch in Spuren erhalten zu sein.

---

## 26. Die Feuerländer[1].

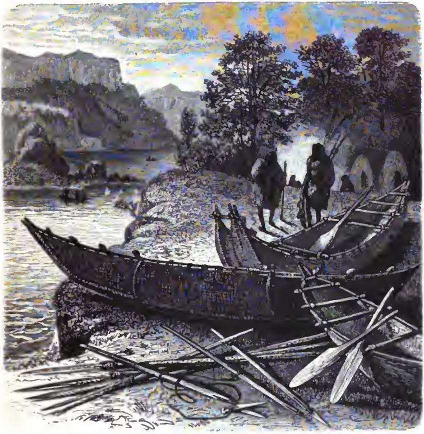
„Die Feuerländer sind die antarktischen oder magellanischen Wassermänner.“ Pickering.

Inhalt: Der südamerikanische Archipel. — Natur. — Nutzbare Pflanzen und Tiere. — Bewohnte und unbewohnte Gebiete. — Rassenzugehörigkeit. — Kleidung, Schmuck, Waffen, Geräte. — Ernährung. — Anthropophagie. — Tauschhandel. — Familie. — Gesellschaft. — Staat. — Spuren geistiger Mächte.

Das Feuerland läßt sich mit Darwin als ein Bergland beschreiben, das so tief ins Meer versenkt ist, daß tiefe Meerbusen die Stellen der Thäler einnehmen. Schon Cook fühlte sich hier an die Fjorde Norwegens gemahnt. Die bergigen Strecken sind, mit Ausnahme der exponierten westlichen Küste, vom Wasserrand aufwärts bis zu 500 m hoch mit Wald bedeckt; darüber hinaus bis zu der Firngrenze erstreckt sich Torfwiese und Bergheide. Auch in den tieferen Teilen des Landes treten sie überall an flachen Stellen auf; aber der gebirgige Charakter ist so ausgeprägt, daß ebene Stellen selbst in nächster Nähe der Küste selten sind. Das Eindringen in das Innere ist schwierig; die isolierten Familien der Feuerländer halten sich fast nur an der Küste auf und haben kaum Verkehr untereinander. Der Wald besteht vorwiegend aus einer immergrünen Buche, Fagus betuloides, mit kleinen Blättern von bräunlich gelbgrüner Farbe:

[1] Die Namen Feuerland und Feuerländer werden auf zwei Arten erklärt: entweder von dem Feuer, das sie der Kälte wegen stets in ihren Kähnen führen, oder von den Feuern am Lande. Als Fitzroy den Beagle-Kanal hinauffuhr, ließen die erstaunten oder erschrockenen Eingeborenen überall Feuer aufflammen, sei es, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, oder um die Neuigkeit weiter zu verkünden. Dies würde einen innigeren Zusammenhang der Stämme bezeugen, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt.

bei der großen Ausdehnung der Wälder eine trübe, düstere Landschaft. Sie wird nicht oft durch Sonnenstrahlen belebt. Nicht bloß Felsen und Gletscher, auch natürliche Wiesen unterbrechen den Wald; der Kultur stünde er nicht entgegen: die freien begrasten Stellen sind sogar für Reste spanischer Ackerbauversuche ausgegeben worden.



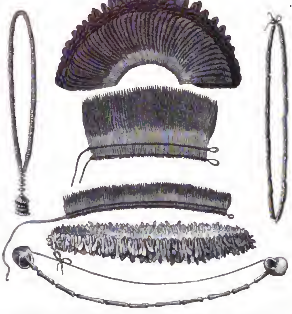
Feuerländische Landschaft mit Booten, Rudern, Harpunen, Fischspeeren. (Hagenbeck'sche Sammlung, Hamburg.) Vgl. Text, S. 521.

Das **Klima** ist abnorm kühl, feucht und windig von ungefähr 50° südlicher Breite südwärts. Der Winter entspricht dem unserigen, der Sommer dem des nördlichen Norwegen. Am unangenehmsten wirkt die auf niederem mittleren Luftdruck beruhende **Stürmischkeit**, die die Magalhães-Straße und das Kap Hoorn so gefürchtet macht.

Von **Pflanzen** mit eßbaren Beeren kommen im Unterholz der feuerländischen Wälder vor: Johannisbeere, Berberitze, eine Bärentraube, ferner eine schlingende Brombeere und die wohlschmeckende Myrtus memmolaria. Der wilden Sellerie und des Löffelkrautes Nutzen ist von den Eingeborenen noch nicht entdeckt worden; keins von den zahlreichen Gräsern wird benutzt. Holzarten, die zu Waffen und Geräten verwandt werden, sind im eigentlichen Feuerland Buche und

Magnolie (Drimys), auf den Chonos auch Libocedrus. Aus Schilfrohr werden Körbe geflochten; Berberis und Mayteuns geben schlanke Stäbe zu Pfeilschäften. Mehrere Erdschwämme werden roh gegessen, auch zwei Baumschwämme; Cyttaria Darwinii, ein kugeliger Pilz, an Buchenstämmen wachsend, wird von Frauen und Kindern in großer Menge roh genossen. Wenn man Neuseeland ausnimmt mit seinem knollentragenden Farnkraut, dürften nirgends auf der Erde Erzeugnisse der niedersten Pflanzenklassen so viel gegessen werden wie hier.

Die **Fauna** ist arm an Land-, reich an Seetieren. Das Guanako, eine Hirschart, zwei Füchse bewohnen nur den trockenen östlichen Teil des Landes. Die wichtigsten Jagdtiere der Feuerländer sind Seehund, Seeotter und Walroß; für die Ernährung stehen Muscheln und Krebse in erster Linie, heute mehr als ehedem. Die Seehunde sind recht selten geworden: der Arctocephalus kommt nur noch auf unzugänglichen Klippen vor.



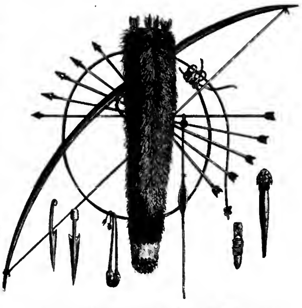
Federkronen und aus Knochen, Zähnen und Muscheln gefertigte Halsbänder der Feuerländer. (Hagenbeck'sche Sammlung, Hamburg.)

Diese armen Gestade sind von einer dünnen **Bevölkerung** bewohnt, deren Gesamtbetrag wohl nicht über 15,000 geschätzt werden darf; der größte Teil davon lebt von Fischen und Muscheln und sitzt daher an den Küsten. Nur im östlichen Feuerland greifen des Guanakos wegen die Ona über; diese lassen wir hier außer Betracht. Weite Gebiete sind unbewohnt, doch nicht der ganze Archipel zwischen Chiloe und Feuerland. Bei der geringen Bevölkerung ist hier stärkeres Ebben und Fluten auch der Menschen möglich: die Chonos-Insulaner wohnten bald auf den Inseln, bald am festen Lande. Höhlen mit Mumien und Steinwaffen sind auf den für menschenleer geltenden Guaytecas gefunden worden; und 1872 fand dort Kapitän **Simpson** eine Familie, deren Äußeres an das der Indianer von Chiloe erinnerte.

Seit langem werden die Feuerländer als die niedrigste Rasse dargestellt. Wir wollen nicht an die geschwänzten Menschen der älteren Seekarten erinnern; aber von **Malthus** bis auf **Darwin** haben nur wenige Ethnographen daran gezweifelt, daß man hier eine „zwar friedliche, aber äußerst tierische Rasse“ vor sich habe. Doch stellen, rein körperlich betrachtet, die Feuerländer **keine niedrigere Rasse dar als irgend eine andere Gruppe** der Mongoloiden. Unter einer von Virchow gemessenen Gruppe war der größte Mann 1,645 m, das kleinste Weib 1,432 m hoch. Je nähere Kenntnis man von ihren gemütlichen und geistigen Fähigkeiten im näheren

Umgang gewann, desto höher stieg auch in dieser Hinsicht ihre Wertschätzung. Die Feuerländer sind, wenn auch durch das Elend ihrer Lage gedrückt, im Kerne doch Indianer wie alle anderen; vielleicht nur noch etwas apathischer als der Durchschnitt. Die ungenügenden Ergebnisse der Missionen können nichts gegen sie beweisen.

Die **Bekleidung** wird mit rauherem Klima nicht besser und reichlicher, sondern ärmer und ungenügender. Bisweilen nur trägt man dort ein viereckiges, über eine Schulter fallendes Stück Seehundsfell, das zum Schutze gegen Unwetter von Seite zu Seite gerückt werden kann, trennt sich aber im Tauschhandel davon am ersten. Eine unmittelbare Schamhülle scheint meist vorhanden zu sein. Die ersten Besucher fanden schöne Mäntel aus Pinguinfell; sie sind mit diesen Tieren längst verschwunden. Bei den noch mehr Unbilden ausgesetzten Jagahn der feuerländischen Küste tragen auch die Weiber außer dem kleinen Fellmäntelchen nur ein Stück Zeug um die Hüften; **Bove** sah überhaupt kein Guanakofell bei den Alakaluf. Männer wie Frauen schmücken sich mit Schnüren von Muschelschalen oder Dentalien, mit Federzierat, mit Hals- und Armbändern von Seehundsfell und hängen an die Halsbänder Stücke Glas, Eisen, Schlüssel, große Muscheln u. dergl. (s. Abb., S. 520); zuweilen färben sie ihr Gesicht mit schwarzer Kohle oder einer Kruste aus weißer Holzasche. Auf den Chonos fehlt den Männern regelmäßig ein Zahn.



Jagdwaffen der Feuerländer: Bogen, Pfeile, Köcher, Messer, Schleudern. (Hagenbeck'sche Sammlung, Hamburg.) 1/9 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 522.

Die **Hütten**, die **Fitzroy** bei Port Sainte-Marie traf, waren keineswegs ärmlich. Schlanke Pfähle waren im Kreise oder Oval in den Boden gesteckt, oben zusammengebogen und bildeten so ein kegelförmiges Gerüst, das mit Laub oder Fellen so weit bedeckt wurde, daß zwei Öffnungen blieben, eine gegen die See, die andere gegen den Wald. Die Hütten der Chonos kann man mit verlängerten Heuschobern vergleichen. Was von ausgehöhlten Schlaflöchern und dergleichen erzählt wird, auch von **Darwin**, dessen Schilderungen der Feuerländer überhaupt nicht unbefangen sind, betrifft jedenfalls nur Ausnahmezustände. **Bove** kennt sogar außer den Wohnhütten bei den Jagahn auch noch kleinere Hütten für abergläubische Zwecke und solche für zärtliche Paare.

Für die Feuerländer sind die **Kähne** fast wichtiger als die Hütten; denn darin bringen sie in der Regel den größten Teil des Tages, oft genug Tage und Nächte zu. Andauerndem Kauern in engen Booten ist eine gewisse Schwäche der unteren Extremitäten zuzuschreiben, ohne daß von einer allgemeinen Verkrümmung der Beine die Rede sein könnte; Brust, Schultern und Arme sind um so kräftiger entwickelt. Die Kähne (s. Abbildung, S. 519) bestehen bei den Jagahn aus

Buchenrinden, kunstlos durch Binsenschnüre verbunden. Da sie nicht wasserdicht sind, so hat einer der Insassen stets Wasser auszuschöpfen. Abends wird das Boot ans Land gezogen. Auch das Chonos-Boot ist noch roh: ein gegen 6 m langes und 2/3 m breites Brett bildet den Boden und ist an beiden Enden aufwärts gekrümmt; vier andere, 1/2 m breit, bilden die Seiten, untereinander durch Stricke aus Campsidium chilense verbunden. Das Kalfatern geschieht durch Ausfüllen der Ritzen mit Rinde. Zwei Ruder mit breiten Blättern bewegen das stets lecke Kanoe, eine junge Frau steuert, eine alte schöpft das eindringende Wasser aus. In der Mitte fehlt fast nie ein Feuerherd aus Thon.

Die **Waffen** sind großenteils zur Jagd auf Seehunde und große Fische bestimmt (s. untenstehende Abbildung und die auf S. 521 u. 519). Die Harpune, ein Schaft von 2 1/2—3 m aus Buchen- oder Magnoliaholz, bei den Chonos auch aus Libocedrus, eckig geschnitzt, trägt im dickeren Vorderende eine Spitze aus Walknochen, daran eine 20 m lange Leine aus Seehundsknochen. Dem ungefähr 3 m langen Fischspeer aus demselben Holze ist an der Spitze ein langer, scharf ausgezahnter Knochen fest eingesetzt. Mit der Schleuder werden kleine Vögel auf 25—30 m getötet. Das Messer besteht aus einer Muschelschale als Schneide und einem runden Stein als Griff; beide sind durch einen Fellstreifen verbunden. Seit den Besuchen europäischer und amerikanischer Schiffe sind aber auch eiserne Messer und Äxte in Gebrauch gekommen: ein einziges Mal fand **Coppinger** ein Steinbeil, und zwar in einem alten Abfallhaufen. Am meisten Eisen gibt es bei den Alakuluf. Bogen, Pfeil und Messer noch sind die Waffen der Ona, weniger der Jagahn und Chonos. Pfeilspitzen werden jetzt meist aus Flaschenglas hergestellt, vielleicht durch Tausch aus Patagonien bezogen. Die Pfeilspitzen der Feuerländer sind fest im Schafte eingesetzt, nicht, wie **Lubbock** will, locker, um in der Wunde zurückzubleiben. Ein Unterschied zwischen Jagd- und Kriegspfeilen scheint nicht gemacht zu werden. Der Bogen ist einfach aus der Buche oder Magnolie zusammengebogen, die Sehne vom Seehund genommen, die Pfeilschäfte sind meist aus der feuerländischen Berberitze oder dem Strauche Maytenus (was Pfeilschaft bei den Jagahn bedeutet) so hergestellt, daß der geglättete Stab in der Mitte etwas dicker ist. Die Alakuluf machen die Pfeile in jeder Beziehung nachlässiger, die Pfeilspitzen kleiner, die Schäfte roher, die Befestigung minder sicher. Köcher aus Seehundsfell gebrauchen sowohl die Ona als die Alakuluf. Von späteren Beobachtern nicht erwähnte bolaähnliche Waffen (s. oben, S. 516) nennt **Oliver van Noort**.



Feuerländische Werkzeuge und Waffen aus Knochen. (Hagenbeck'sche Sammlung, Hamburg.)

Die **Kunstfertigkeit** steht hier auf einer niedrigen Stufe: sie hat es nicht viel weiter als zur Anfertigung von geflochtenen Körben und Muschelhalsbändern gebracht. Dagegen hat sich die Kunst, mit einem einfachen Knochen durch Absprengung Feuersteine zu Pfeil- und Lanzenspitzen zu verarbeiten, im Feuerland erhalten, während sie anderwärts meist erloschen ist. Töpferei und

die Kunst, das Eisen zu bearbeiten, sind unbekannt, wiewohl Eisen längst ein gesuchter Gegenstand ist. Zur Aufbewahrung des Wassers dienen cylindrische Gefäße aus der Rinde von Drimys Winteri (s. untenstehende Abbildung). Feste Begriffe von Tausch herrschen auch bei den Feuerländern. Am meisten gefallen ihnen Eisen, rotes Tuch und blaue Perlen; in neuerer Zeit sind blaue und weiße Perlen Lieblingstauschmittel geworden.

Die Hauptnahrungsquelle der Feuerländer ist das Meer. Den größten Teil des Jahres leben sie von Mollusken, besonders Mytilus und Patella; nur gelegentlich fangen sie eine Robbe, die kleine Otter Lutra felina und den Myopotamus Coypu. Die Chonos machen auf den Paarungsplätzen gute Beute an Arctocephalus Otaria. Selten töten die Jagahn ein Guanako, häufiger den Wolf, von dem sie aber niemals essen, sondern nur das Fell benutzen. Tintenfische, Krebse und Fische mancher Art werden nicht verachtet; Muscheln werden roh gegessen, Fische meist geschmort oder in einer Muschelschale mit Fett oder Thran gebraten. Nach Lovisato versetzen die Weiber der Jagahn jedem Fische einen Biß hinter die Kiemen; ob aus Aberglauben? Auch die wenigen vegetabilischen Nahrungsmittel werden roh gegessen. Auf das Verzehren ungekochter Nahrung ist wohl die Stärke der Kaumuskeln zurückzuführen; der Schädel der Feuerländer weist ja darin eine gewisse Ähnlichkeit mit dem der Eskimo auf. Geistige Getränke und Tabak werden nur von Schiffen bezogen. An der Gewinnung der Nahrungsmittel beteiligen sich die Weiber ausgiebig. Über ihre ärmlichen Nahrungspflanzen s. oben, S. 519.



Feuerländische Körbe und Gefäße aus Holz, Rinde, Leder, Binsen und Darm. (Hagenbeck'sche Sammlung, Hamburg.) 1/6 wirkl. Größe.

Feuer verschaffen sie sich, indem sie zwei eisenhaltige Kiesel gegeneinander schlagen; der abspringende Funke wird in Vogelflaum aufgefangen, angeblasen und die Flamme kleinen, dürren Reisern mitgeteilt. Die Kiesel kommen von der Insel Clarence, ein Beweis lebhafteren Verkehrs. Ob die Methode, wie man glauben möchte, von den Europäern eingeführt wurde, ist nicht bekannt.

Hat auch das Meer Feuerlands ein nicht viel ärmeres Tierleben aufzuweisen als anderswo, so erspart es doch nicht häufige gräßliche Notstände. Der Kannibalismus liegt unter solchen Verhältnissen gewiß nicht fern; aber gerechterweise ist zu betonen, daß einige der zuverlässigsten

zeugen die Feuerländer nicht mit diesem Vorwurf beladen. Jedenfalls sind sie keine gewohnheitsmäßigen Kannibalen, wie man sie unter Negern und Malayen trifft. Was die zu oft wiederholte Erzählung Darwins von dem Verspeisen der alten Weiber betrifft, so ist es sicher, daß Greise und Greisinnen nicht bloß in den feuerländischen Familien leben, sondern sogar mit Rücksicht behandelt werden.

Die Feuerländerinnen gebären leicht und häufig, aber die Sterblichkeit der Kinder ist groß. Neugeborene scheinen sofort nach der Geburt in das Meer getaucht zu werden und erhalten Namen vom Orte der Geburt. Die Kinder werden in einer Tasche aus Fell auf dem Rücken ge-



Eine Feuerländer-Familie. (Nach Photographie.)

tragen und mit mütterlicher Liebe behandelt; diese schwindet aber mit dem Heranwachsen der Kinder. Ältere Beobachter sind erstaunt über die Leichtigkeit, womit sich Familienglieder trennen; besonders wird auch die Hartherzigkeit betont, womit Männer den Weibern, Väter den Kindern, die hungerten, Speise verweigerten. Die Ehe ist wo möglich polygamisch. Die Zahl der Männer dürfte geringer sein als die der Weiber; diese erwerben einen großen Teil der Nahrung, erhalten aber weniger davon als die Männer: zu gewissen Zeiten dürfen Weiber nur Fisch essen. Die Ehe wird geschlossen, indem die Braut Kahn, Harpune und Lanze dem Bräutigam überreicht, während er sie mit Fellen beschenkt. Beide behalten ihre Namen.

Es gibt Geschlechter mit unterscheidenden Namen und bestimmten Wohnplätzen. Bove nennt als größte Zahl von Feuerländern, die er je sah, einige Hundert, versammelt um die Mission, weil ihnen hier Nahrung und Kleidung gegeben ward. Sonst reisen sie stets nur in Gruppen von ungefähr 12 Personen, nächtigen auch in ein und derselben Hütte; daß darin irgend eine engere Verwandtschaft herrscht, ist wahrscheinlich: diese 3 Männer, 5 Frauen und 4 Kinder dürften

die Familie darstellen. Nur bei den Ona, dem Jagdstamm, soll der Stärkste die Führung haben. Die Jakomusch der Jagahn, in denen Fitzroy irrtümlich Häuptlinge sah, sind Zauberärzte, die trotz wuchernden Aberglaubens mehr Verachtung als Verehrung finden.

Wie kaum ein zweites Volk sind die Feuerländer in Bezug auf ihre geistigen Fähigkeiten unterschätzt worden: ihr ganzes Leben sei so elend, daß von einem Funken höheren Ahnens gar nicht gesprochen werden könnte. Und doch entspräche es mehr den Thatsachen, vor allem zu betonen, daß trotzdem hier die Totengebräuche im ganzen ebenso getreu beobachtet und gründlich durchgeführt werden wie bei Nationen des Überflusses. Die Seelen Verstorbener wandern in den Wäldern; ein Vogelschrei, ein Krach im Gletschereis, jeder unerklärliche Ton ist Geisterruf. Es ist schwer zu entscheiden, wie weit sich darüber hinaus ihr Denken mit einer Gottheit und einem zukünftigen Leben beschäftigt. Idole, Amulette und dergleichen besitzen sie angeblich nicht, aber sie unterscheiden gute und böse Geister: bei den Jagahn gibt es einen mit Sturm, Schnee und Regen geißelnden bösen Geist. Manche Gebräuche deuten auf die Furcht vor Strafen höherer Mächte, so gewisse Speise- und Enthaltsamkeitsregeln. Vor Wasserstrudeln haben sie eine seltsame Furcht.

## 27. Die nordwestamerikanischen Indianer.

„Ethnologisch handelt es sich hier um eins der bedeutungsvollsten Areale auf der Erde, indem zu der Annäherung zweier Kontinente in der Bering-Straße noch eine dritte aus dem zwischenliegenden Inselreich hinzutritt; und die eigentümliche Physiognomie, die somit hier an dieser Küste geradezu schillert einerseits im polynesischen Reflex und anderseits mit den Verzweigungen in den Nahuatl-Wanderungen, hat deshalb auch schon häufig die Aufmerksamkeit der Beobachter gefesselt."

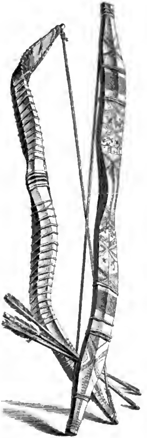
Adolf Bastian.

Inhalt: Allgemeines. Wohnsitze. — Tracht. Schmuck. Der Lippenpflock. Tättowierung. Masken. — Waffen. — Jagd. — Kähne. Hütten. — Handel. Fischfang. Ackerbau. Bereitung der Speisen. — Ornamentik.

Die Völker zwischen den südlichsten Ausläufern der Eskimo und Kalifornien und zwischen den nordwestlichen Randketten des Felsengebirges und dem Stillen Ozean bilden einen eigentümlichen Zweig der großen amerikanischen Völkerfamilie. In den Grundzügen mit ihr übereinstimmend, entfernen sie sich in Einzelheiten des äußeren Lebens in einer Richtung, die auf nähere Verwandtschaft mit Hyperboreern und Polynesiern hindeutet. Nicht erst seit den Besuchen der Spanier, Engländer und Russen, die hier mit hawaiischen Schiffsmannschaften und französischen Kanadiern so wirksam gearbeitet haben, daß in Britisch-Columbia ganze Stämme von Mischlingen eine Lingua franca aus Tschinuk, Englisch, Chinesisch, Hawaiisch und Französisch reden, sind diese Völker fremden Einflüssen ausgesetzt gewesen. Gerade diese äußeren Ursachen haben die Nordwestamerikaner zu einer Gruppe geeint, die man unter dem Namen Nutka-Kolumbianer von der Hauptmasse der nördlichen Indianer abhebt.

Ihre Wohnsitze liegen an der schluchtenreichen Küste zwischen dem Eliasberg bis zu den Grenzen Kaliforniens. Wie die Küsten Norwegens ist auch dieses Randgebiet klimatisch begünstigt, und sein ungeheurer Fischreichtum bot seinen Bewohnern eine „gesättigte" Existenz, die vielleicht mit zur Blüte ihrer Künste beigetragen hat. Seine Stämme greifen nirgends ostwärts über das Felsengebirge hinaus, fast ebensowenig die Indianer des Inneren herein. Darum unterscheiden sich die Nordwestamerikaner wie im Charakter, so auch äußerlich in vielen Punkten von den binnenländischen Stammesgenossen; ihre Nasen sind platter, die Lippen dicker, das Gesicht ist breiter, das Kinn besser entwickelt. Die Schädel sind keineswegs gleichartig, aber der Prozentsatz an Lang-

und Kurzschädeln ist bei den einzelnen Stämmen wenig verschieden. Um so größer ist die Zahl und Verschiedenheit der Sprachen. Als nördlichsten Stamm betrachtet man die **Thlinkit** oder **Koloschen** an der Küste von Alaska, ein hochgewachsenes, braunes, begabtes Volk. Nahe verwandt sind ihnen die **Haidah** auf den Königin Charlotte-Inseln und dem Prinz von Wales-Archipel. Weiter südwärts sitzen die **Tschimschian** am Roß- und Skeena-Fluß, die **Kwakiutl** am Gardiner-Kanal, die **Tschinuk** am Columbia, die **Nutka** oder **Wakaschan** auf der Westküste der Vancouver-Insel und zahlreiche andere. Die meisten dieser nach Sprachverwandtschaft zusammengestellten Gruppen zerfallen wieder in kleinere Stämme mit eignen Dialekten. Dieser Zersplitterung steht die ethnologische Einheitlichkeit unvermittelt gegenüber. Wir wollen hier die äußeren Seiten ihres Lebens und ihre Kunsterzeugnisse betrachten; das gesellschaftliche und religiöse Gebiet kann mit dem der übrigen Amerikaner zusammengefaßt werden.



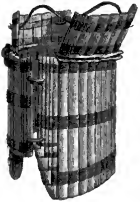
Bogen und Pfeile der nordwestamerikanischen Indianer. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.)

Beide Geschlechter bekleiden sich mit einem Kittel oder Mantel, oben mit einem schmalen Pelzstreifen, unten mit Franzen oder Quasten verziert. Den Stoff liefert die Rinde einer nützlichen Konifere, Red Cedar, oder einer Birke. Der Mantel geht unter dem linken Arme weg über die rechte Schulter, wo er mit zwei Schnüren zusammengebunden wird, und hängt bis an die Kniee hinab, so daß die rechte Seite offen bleibt oder höchstens von den Rändern berührt wird. Ein Gürtel von grober Flechtarbeit oder Wollenzeug zieht ihn fest. Darüber trägt man einen Poncho, früher aus Haaren der Gebirgsziege oder des Hundes gewoben, unten rundum mit Fransen besetzt und die Arme bis zu den Ellbogen sowie den Leib bis zur Mitte bedeckend; jetzt hat man dafür die Wolldecke, das blanket, wovon einzelne Häuptlinge Tausende aufstapeln. Die Überwürfe aus Bären-, Wolfs- oder Seeotterhaut sind verschwunden. Auf dem Kopfe trägt man eine Mütze in der Gestalt eines abgestumpften Kegels oder eines umgekehrten Blumentopfes, die wie eine feine Matte aus Gras geflochten, verschieden bemalt, manchmal mit einem Knopfe oder mit ledernen Quasten verziert ist und unter dem Kinn mit einer Schnur festgebunden wird (s. Abbildung, S. 66). Wenn es regnet, schlagen die Männer eine grobe Matte über die Schultern. Da der ganze Körper beständig mit einer roten Farbe aus Ocker und Öl eingerieben wird, so bekommt auch der Anzug seinen Teil von fettem Schmutz und ranzigem Geruch. Überhaupt gehört die Reinlichkeit nicht zu den Tugenden dieser Völker.

Außer dieser Alltagstracht gibt es feierlichere. Hierher gehören die Wolfs- oder Bärenfelle, die zwar auf die gewöhnliche Art angegürtet, aber am Rande mit breiten Streifen von anderem Pelzwerk verbrämt oder mit selbstgefertigtem, geblümtem Wollzeug besetzt werden. Ferner Decken aus Ziegenhaar, worein mythologische Figuren gewebt sind. Der Kopfputz besteht aus einer Menge Bast oder halbgeschlagener Baumrinde, die man hier um den Kopf wickelt, wie die Polynesier ihre

Tapa-Streifen, und mit einer Menge großer Federn, besonders Adlerfedern, umsteckt oder auch über und über mit kleinen weißen Dannen gleichsam bepudert. Die obere und untere Hälfte des Gesichts bemalen die Indianer mit je einer Farbe, daß die Pinselstriche oft wie frische Wunden aussehen, oder sie überziehen es mit gefärbtem Talg und bilden darauf eine Menge regelmäßiger Figuren.

Bisweilen teilen einige das Haar in kleine Zöpfe, die mit Zwirn unterbunden werden; andere lassen es frei hängen, wieder andere binden es im Nacken und stecken Cypressenzweige hinein. Bei den Haidah kommt auch kurzgeschorenes Haar vor, was bei den Nutka-Sundbewohnern für eine Schande, nur der Sklaven würdig, gelten würde. Junge Nutka reißen die Barthaare aus. Abschleifung der Zähne bis auf das Fleisch wird auf das Essen sandiger Fische und Muscheln zurückgeführt, beruht aber wohl eher auf bewußter Verunstaltung. Tättowierung war früher viel häufiger, z. B. bei den Tschinuk; wohl aber werden bei Trauer, gegen den blendenden Schnee oder das glühende Herdfeuer und zur Erhöhung der Reize das Gesicht und andere Teile des Körpers mit schwarzer Farbe gefärbt. Bei Festen, Jagd und Krieg wird rote Bemalung angewandt; weiße verleiht zeitweilig ein scheußliches, ekelhaftes Ansehen.



Ein Panzer aus Holzplatten und -Stäbchen, angeblich vom Nutka-Sund, wahrscheinlich von den Thlinkit. (Britisches Museum, London.) 1/16 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 528.

Zum Schmucke machen sie nicht nur im Ohrläppchen eine große Öffnung, sondern auch etwas höher hinauf am äußeren Rande des Ohres noch zwei oder mehrere, und hängen geschnitzte Knochen, Zähne, auf einen Riemen genähte Federspulen, kleine Schnecken, Haifischzähne, wollene Quasten oder dünne Kupferbleche hinein. Später trugen die Tschinuk ganze Glaskorallenschnüre im Ohre. Bei vielen ist auch durch den Nasenknorpel eine weiche Schnur durchgezogen und dünnes Eisen-, Kupfer- oder Messingblech in Gestalt eines Hufeisens hineingehängt. Durch den Handel ist Silber beliebt geworden: Arm- und Fingerringe einheimischer Arbeit werden höher als Gold geschätzt und an einem Arm sowie an allen Fingern getragen. An den Händen trugen die Nordwestamerikaner früher nur Armbänder von weißen, aus einer muschelartigen Substanz geschnittenen Perlen, Büschel von Riemen mit Quasten oder ein breites schwarzes, glänzendes Armband aus Einem Stücke Horn. Auch die Knöchel an den Füßen wurden mit gekräuselten Lederriemen oder dicken, gedrehten Tiersehnen verziert. Bei einigen Stämmen ist auch ein Pflock in der Unterlippe üblich, früher von Holz und groß wie ein Eßlöffel, breit und flach, heute aber (außer bei alten Weibern) nur ein Silberstift. Dies ist offenbar eine Eskimo-Erbschaft: bei den Thlinkit wird dieser Stift nur freien Mädchen beim Eintritt in die Zeit der Mannbarkeit mit einem Knopf, ganz wie bei den Eskimo vom King William-Sund, gegen das Zahnfleisch gedrückt. Bei den Haidah war er einst größer und allgemeiner, gewöhnlich aus Holz, und scheint allen Frauen eigen gewesen zu sein; heute haben die meisten sogar das silberne Röhrchen aufgegeben. Die südlichen Stämme besitzen den Lippenflock nicht: er geht nur bis zum Millbank-Sund. Der von der Geburt an geübten Verunstaltung des Kopfes, bei einigen zum Platt-, bei anderen zum Kegel- oder Zuckerhutkopf, wurden Weiber vielleicht mehr als Männer unterworfen. Sie ist allgemein bei den Tschinuk, häufig bei den Nutka, selten bei den Haidah, nimmt also von Süden nach Norden ab. Einige Stämme, wie die Aht, haben sie seit ihrer Berührung mit den Weißen abgeschafft.

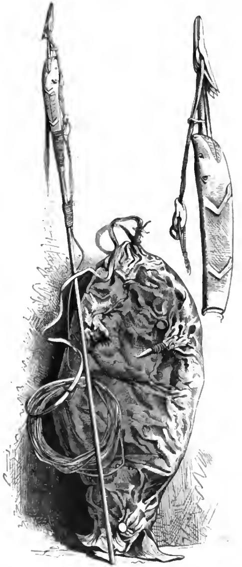
Die Waffen der nordwestamerikanischen Indianer waren einst in erster Linie Bogen und Pfeile (s. Abbildung, S. 526), dann Schleudern, 1—5 m lange Spieße, kurze knöcherne Keulen,

ähnlich dem Meri der Neuseeländer, und eine kleine Art, dem Tomahawk gleichend. Die Spieße waren gewöhnlich mit einer langen knöchernen Spitze versehen, die Pfeile mit Spitzen von Knochen mit Widerhaken; doch hatten sich schon zu Cooks Zeiten die Thlinkit entweder aus dem Süden oder von der asiatischen Küste eiserne Messer verschafft und vereinzelt eiserne Pfeilspitzen gefertigt. Russische und englische Gewehre — die Amerikaner verbieten Ausfuhr von Hinterladern hierher — findet man fast in jeder Hütte. Eine Taawisch oder Tsuskiah genannte Art ist mit einem 20—25 cm langen Steine versehen, an einem Ende zugespitzt und am anderen in einen hölzernen Griff eingelassen, der den Kopf und Hals eines Menschen vorstellen soll, in dessen Munde der Stein eine ungeheuer große Zunge bildet; außerdem ist sie mit Menschenhaaren verziert (s. Abbildung, S. 532). Die beträchtliche Anzahl der Handwaffen schien zu beweisen, daß man im Gefecht oft handgemein werde: auch ein Dolchmesser (s. Abbildung, S. 479) trägt jeder bei sich; Lust am Kampf und Zweikampf wird zwar von den Thlinkit berichtet, von den Haidah jedoch eher eine Hinneigung zu heimtückischer Kriegführung. Anwohner des Columbiaflusses haben eine schwertartige, fast meterlange Keule. Der Bogen der Nutka ward sorgfältig aus dem Holz des Taxus oder des Holzapfelbaumes verfertigt, ist über 1 m lang und an beiden Enden vom Sehnenansatz an zierlich aufgebogen; der der Tschinuk ist zur Verstärkung der Elastizität mit einem Sehnengeflecht überzogen und verbreitert sich gegen die Enden zu, ähnlich dem hyperboreïschen (s. Abbildung, S. 526). Die Pfeile sind oft über 1 m lang, mit gesägten Knochen- oder Steinspitzen versehen, während der Schaft in der Regel aus einem kurzen schwereren und einem langen leichteren Holze besteht. Bei den zivilisierten Nutka waren schon vor vierzig Jahren Bogen und Pfeile vollständig verschwunden. Heute sieht man Bogen und Pfeil nur noch in den Händen von Kindern.

Schutzwaffen sind im Süden seltener als im Norden. Cook bemerkte in Nutka nur einen Mantel aus gegerbter Büffel- oder Elenhaut mit ledernem Unterfutter, vorn bis an die Kehle, hinten bis beinahe zur Erde reichend. Bisweilen ist er in verschiedenen Abteilungen zierlich bemalt. Wegen seiner Dicke und Festigkeit widerstand er sogar Speeren wie ein Panzerhemd. Damals trug man noch einen anderen ledernen Mantel, der in wagerechten Reihen mit getrockneten Hirschklauen besetzt war, so daß jede Klaue an einem mit Federspulen besetzten Riemen hing; einst sah Cook bei einem Feste den Leiter in einem solchen Mantel, eine Maske vor dem Gesicht und eine Klapper schwingend. Die Tschinuk hatten pfeildichte Lederkoller und Panzer aus zusammengereihten Stäben, ferner Helme aus Birkenrinde; nach Roß auch kreisförmige Schilde aus Elchhaut. Reicher sind hierin die Thlinkit ausgestattet: sie haben, ähnlich den West-Hyperboreern, Harnische aus Holzstäben (s. Abbildung, S. 527) und holzgeschnitzte Helme mit gräßlichen Fratzen als Visier. Auch Tanzhelme mit Masken kommen vor; indes sind die Harnische mit denen ihrer nördlichen Nachbarn an Vollendung der Arbeit nicht zu vergleichen.

Wo das schweifende Leben der Jäger und Fischer herrscht, da gibt es als Wohnstätten nur flüchtige Obdächer aus Stangen und Rindenmatten zunächst den Jagd- und Fischereigründen; und ähnlich wie im Inneren Nordamerikas werden dann Winter- und Sommerwohnstätten unterschieden, diese häufig auf kleinen Inseln. Fast alle bewohnen daneben ständige Häuser am Rande des Meeres oder eines Flusses, wenn möglich auf kaum ersteiglichen Klippen; davon dient jedes einer Reihe von Familien gleichzeitig zur Wohnung. Viereckiger Grundriß herrscht vor. Poole sah auf den Königin Charlotte-Inseln ein Haus von 15 m im Quadrat mit angeblich 700 Bewohnern, Lewis und Clarke ein 70 m langes im Thale des Willamette, durch einen langen Gang in zwei Reihen Wohnstätten geteilt. Heute wohnen in der Regel 4—6 Familien zu 6—18 Personen in einem Hause: bei den Haidah, die auch jetzt noch die größten Häuser bewohnen, fand Jacobsen keine über 20 m langen mehr. Im Norden, vereinzelt noch am Columbiafluß, kommen Häuser vor, deren untere Hälfte unterirdisch ist. Die Giebelfront ist in der Regel dem

Wasser zugewandt und enthält die früher runde oder ovale, jetzt viereckige Thüröffnung. Im Rindendach ist eine viereckige Rauchöffnung gelassen, und im Inneren sieht man ungehindert von einem Ende zum anderen; die Absonderungen für jede Familie und für Warenräume bestehen oftmals nur aus Stückchen von Planken, die von der Wand gegen die Mitte zu laufen. In der Mitte des Fußbodens ist ein quadratischer, in den Haidah-Häusern vertiefter Feuerplatz gelassen. Außerdem erhebt sich über ihm auf Pfählen ein Gestell zum Räuchern der Fische, Trocknen 2c. Da nur mit abgestorbenem Holz oder höchstens mit gefallenen Stämmen fast ununterbrochen geheizt wird, so ist die Luft schlecht und verschuldet häufig Augenleiden. Geschnitzte Totempfosten (vgl. auch S. 530, 533 und 582) zwischen und vor den Häusern, phantastische Schnitzereien an den Wänden im Inneren, bunte Schamanengräber vertreten die Kunst. Zu **Cooks** Zeiten stand ein Dorf am Nutka-Sund auf einer Anhöhe, die vom Strande bis an den Waldrand steil hinanläuft, die Häuser drei Reihen tief hinter- und übereinander, das größte vorn, die kleineren dahinter; außerdem an beiden Enden des Dorfes noch einige zerstreute Wohnungen. Zwischen den Häusern einer Reihe laufen enge Gäßchen in ungleichen Entfernungen voneinander den Hügel hinan, die Gassen zwischen den Reihen sind breiter. Die Häuser selbst sind unregelmäßig gebaut, so daß Gebäude, die durch zwei Fußsteige abgeschnitten werden, bald aus einem, bald aus mehreren Häusern bestehen können: weder von außen noch von innen sieht man Abteilungen. Sie sind aus langen, breiten Planken erbaut, die auf ihren Kanten übereinander liegen und hin und wieder mit Bändern von Fichtenrinde gebunden sind. Außen stehen entfernt voneinander Pfähle oder dünne Pfosten, woran ebenfalls die Planken befestigt sind, inwendig andere größere Pfähle oder schiefe Streben. Die vordere Wand des Hauses ist ca. 2 m hoch, die hintere Wand etwas höher, so daß die Planken des Daches nach



Harpune mit Schwimmer aus Seehundsfell, Nordwestamerika. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.) Vgl. Text, S. 531.

vorn zu einigen Abschuß bekommen; befestigt sind sie aber nicht: man will sie bei Regenwetter aneinander, bei schönem Wetter auseinander rücken können. Man geht aus und ein durch ein Loch, das zufällig entstanden ist, weil eine Planke zu kurz war, oder die Planken an einer Stelle breiter voneinander standen. In den Wänden sind auch unregelmäßig Löcher oder Fenster ausgeschnitten, Matten davor verhüten das Hineinregnen. Auf Pfählen 8—9 m hoch vom Boden errichtete Häuser kommen im südlichen Teile des Haidah-Gebietes vor; **Vancouver** sah eins, das 35 Ellen lang, 15 Ellen breit war und in drei Abteilungen zerfiel, deren jede einen mit Kerben versehenen Baumstamm als Eingang hatte. Bei den Nutka und Haidah wird die Außenseite der Häuser mit phantastischen Tier- und Menschenfiguren bemalt; bis 20 m hohe geschnitzte Pfähle, deren Spitze ein Totembild krönt, stehen als Wappenzeichen davor (vgl. Fig. 10 auf der Tafel bei S. 477). Als Eingangsthüren kommen auch Rachen irgend eines Ungeheuers vor. Hyperboreisch ist die Unreinlichkeit der Wohnstätten; die Einwohner pflegen die Fische innerhalb des Hauses nicht nur zu trocknen, sondern auch auszunehmen und die Eingeweide auf dem Boden liegen zu lassen. In der Fischzeit sind es geradezu Schweineställe, diese Wohnungen, sagt **Cook**.



Angelruten von Nordwestamerika. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.)

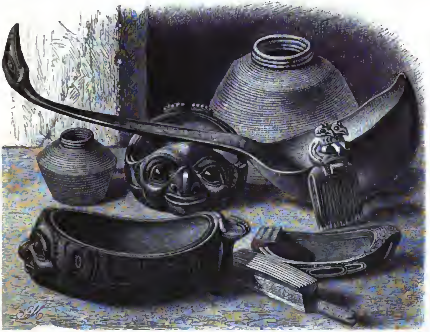
Der **Hausrat** besteht in einer Menge Kisten und Kasten von allerlei Größe, an den Wänden übereinander getürmt; darin der ganze Vorrat von Kleidern, Pelzwerk, Masken und sonstigem Kram. Oft sind sie schwarz bemalt, mit allerlei Zähnen eingelegt oder mit einem geschnitzten Fries und Darstellungen von Tieren und Vögeln verziert. Dann findet man viereckige oder längliche Wassereimer, runde Holzschalen und -Schüsseln, flache, $1/2$ m lange Holztröge, woraus gegessen wird, und endlich aus Reisern geflochtene Körbe und Beutel von Mattenarbeit. Fischereigerätschaften liegen im Hause umher; nur die Schlafbänke sind von der allgemeinen Unordnung ausgenommen: darauf nichts als Matten feinerer Arbeit, bei größerer Reinlichkeit. Ein schön geschnitzter Nackenschemel, auf dem des Zauberers Haupt in der Verzückung ruht, wird von den Schamanen der Chilkat benutzt.

Die **Kähne** sind einfach: von Norden aus trifft man zuerst bei den Thlinkit hölzerne. Die größten, worin 20 und mehr Menschen Raum haben, sind bis auf die Ansätze aus einem einzigen Baume ausgehöhlt; solche Kanoes sind bis 12 m lang. An einigen ist etwas Schnitzwerk angebracht. Das Vorderteil hat zuweilen einen Aufsatz wie einen großen Schnabel, mit einer Tierfigur bemalt. Der Kahn ist leicht und schwimmt sicher ohne den Ausleger der Südsee-Insulaner und Malayen, weil er breit und flach, mehr für seichte Flüsse als tiefes Meer gebaut ist. Darum taugt er aber auch nicht für lange Fahrten. Die Ruder sind klein und leicht, am Ende spitz, in der Mitte breit. Segel waren den Thlinkit und Haidah vor der Zeit der Europäer unbekannt, aber durch beständige Übung hatten sie eine große Fertigkeit im Rudern erlangt.

In lebhaftem **Handel** zogen die Tschinuk, begünstigt durch ihren Sitz am Columbiafluß, alljährlich aufwärts bis zu den Dalles, dort Fische, Öl, Muscheln und die Wurzel Wapato auszutauschen. Auch andere Stämme haben Neigung, Schätze zu sammeln. Die Haidah hatten einen großen Reichtum an zwei begehrten Artikeln: Otterfellen und Bildschnitzereien in weichem, feinem, schwarzem Schieferstein (s. Abbildung, S. 68). Die Bewohner der Königin Charlotte-Inseln pflegten schon früh den Kartoffelbau so, daß sie von ihrem Überfluß den Stämmen des

Festlandes abgeben konnten. Als Tauschmittel dienten früher Otterfelle, heute Decken und Kupferplatten aus Alaska. Auch Dentalium-Schalen waren eine beliebte Münze; Sklaven, nicht im Kriege erbeutete, sondern von benachbarten Stämmen eingehandelte, waren als Ware bevorzugt. Viereckige, an den Ecken verdickte Kupferplatten mit eingeritzten Ornamenten, die Tlakwa genannt werden, bilden den größten Schatz der Kwakiul bei Bute Inlet (Britisch-Columbia).

Die nordwestlichen Stämme leben vorwiegend vom **Fischfang**. Wenn auch gerade bei den Thlinkit (ohne die Jakutat) und Tschinuk eine unüberwindliche, halbreligiöse Scheu vor dem

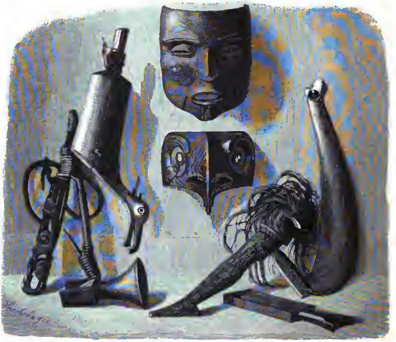


Indianische Schnitzereien aus Nordwestamerika: Hornlöffel, Körbe, Kamm, Thranschüsseln, Schöpfer, Rindenklopfer. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 533.

größten Seetier, dem Walfisch, besteht — bei den Nutka war seine Jagd der beliebteste, den besten Männern vorbehaltene Sport — so bleiben ihnen doch noch zahlreiche Seetiere übrig; aus dem Pflanzenreich greifen sie sich einige Wurzeln, Gräser und Beeren nur als Leckerbissen des Sommers heraus. Der Fang ist Sache der Männer, die Zubereitung und Aufbewahrung die der Frauen. Die Werkzeuge sind mannigfaltig, zahlreich und gut. Außer Netzen, aus Holz und Knochen zusammengesetzten Angeln (s. Abbild., S. 530 und S. 78), Harpunen (s. die Abbild., S. 529) und Wurfspießen haben sie ein ruderförmiges Instrument, das ungefähr 6 m lang, 10—15 cm breit und 1 cm dick ist. Zwei Dritteile von den Kanten der beiden Seiten sind mit scharf gezähnten Knochen besetzt, die 5 cm breit hervorragen; damit schlägt man mitten in den Zug von Heringen, Sardinen und anderen kleinen Fischen, und diese bleiben auf oder zwischen den Zähnen stecken. Bast, Tang und Sehnen sind das Material für die Angelschnüre; Nessel und wilder Flachs (am Fraser River) für die Netze. Seehunde werden meist mit Pfeilen geschossen. Die Fische werden auch getrocknet oder geräuchert und mit Matten zu Ballen auf Vorrat gepackt. Den Rogen der Heringe

kleben die Nutka um kleine Zweige der kanadischen Fichte; dieser Kaviar wird in Matten aufbewahrt, wo er eine Gärung durchmacht. Zum Auskochen des Thranes, besonders einer Stintart, dienen den Thlinkit im Sande halb vergrabene Kähne, in denen das Wasser durch heiße Steine erhitzt wird.

Die Zubereitung der Speisen geschah früher durch Erhitzen mit heißen Steinen in hölzernen Gefäßen oder Erdlöchern, durch Dämpfen auf heißen Steinen, Übergießung mit Wasser und dichtes Bedecken mit Matten. Jetzt sind eiserne Kessel weitverbreitet und damit das Kochen über



Indianische Geräte von Nordwestamerika: Klappern, Larven, Angeln, Rindenklopfer, Keulen und Beil. Der Pistill links unten ist polynesischen Ursprungs, s. oben S. 224. (Cooks Sammlung, Ethnographisches Museum, Wien.)

Feuer. Geschmort werden kleinere Fische und Muscheln; roh werden Fischlaich und je nach den Umständen die verschiedensten Seetiere gegessen. Mit Genuß wird Walfisch- und Seehundsspeck, besonders im Beginn der Fäulnis verzehrt. Einige Wurzeln werden vor der Zubereitung von den Weibern gekaut. Feuer wurde durch Drehen eines Zedernholzstabes in weichem Holz erzeugt. Dem Tabakrauchen aus eigentümlich verzierten Pfeifen (s. Abbildung, S. 68, Fig. 2) ist das anderer betäubender Kräuter (bei den Haidah das eines mohnartigen, bei den Tschinuk des Bear-berry-Krautes) vorangegangen. Kauen von Harz der Zuckerföhre gilt allgemein als angenehmer Zeitvertreib.

Ackerbau ist ursprünglich nicht gepflegt worden. Jedenfalls ist er auch jetzt unbeträchtlich. An die Häuser der Haidah schließt sich gewöhnlich ein Kartoffelfeld an.

Eine geradezu wuchernde Ornamentik umschlingt alles, was aus den kunstfertigen und fleißigen Händen dieser Menschen hervorgeht. Bewundernswert ist ihr Fleiß, der bei unvollkom-

menen Werkzeugen so Bedeutendes zu leisten weiß. Weiber der Thlinkit nähen beim kümmerlichen Scheine der Thranlampe mit Tiersehnen zierliche Mokassins, verfertigen dauerhafte Fischnetze aus Schnüren, flechten Körbe und Hüte aus Stroh oder aus Wurzelfasern und Matten aus dem Baste der Zeder (Krause). Die Frauen der Haidah spinnen und weben sogar Zedernbast und wilden Flachs. Nicht minder geschickt verfertigen die Männer phantastisch verziertes Schnitzwerk in Holz und Stein; einst wendeten sie Jahre an die Vollendung einer Waffe, einer Schale, eines bunt bemalten Wappenpfahles mit seinen grotesken Tier- und Menschengestalten, den Clanzeichen der Familien (s. die Tafel bei S. 477, Fig. 10). Neuerdings verarbeitet man auch Silber und Kupfer mit großer Geschicklichkeit.

Bezeugen die Schnitzereien in Horn und Stein (s. Abbildung, S. 68, Fig. 2, und die auf S. 531) die Bewältigung schwierigen Materials, so sind die Holzschnitzarbeiten mannigfaltiger und zeigen den seltsamen Kunststil deutlicher. Bemalung verstärkt noch den barocken Effekt dieser Fratzenkomplexe. Eßschalen schnitzt man aus Holz in Kahnform mit Tierköpfen. Die Hauspfeiler bestehen aus übereinander kauernden Figuren halb menschlicher, halb tierischer Bildung; dabei kommt es auch nicht darauf an, ob eine Figur auf dem Kopfe steht, ob die Grenze zwischen Mensch und Tier, zwischen Wirklichkeit und Phantasie eingehalten wird. Verzierungen durchdringen alles ihnen Zugängliche. Überall muß ein Fries geschnitzt, ein Tier abgebildet werden, am häufigsten das menschliche Gesicht mit stark hervortretenden Augen. In Masken und Menschenköpfen haben die kleinsten Teile das richtige Ebenmaß und Zierlichkeit in der Ausführung. In anderen Dingen könnte man wegen ihrer realistisch naturähnlichen Durchbildung an Nachbildungen europäischer Muster denken; aber die Naturtreue liegt diesen Völkern an sich ganz und gar nicht fern. Übrigens werden die Tiernachahmungen in den Masken im Norden viel genauer ausgeführt als im Süden. Die ersten Besucher der Charlotte-Inseln gewannen den Eindruck eines urtümlichen Ninive und Babylon. Adolf Bastian verdanken wir es, daß die schönste Sammlung nordwestamerikanischer Werke im Museum für Völkerkunde zu Berlin liegt.

Reichtum und Richtung der Ornamente klingt an polynesische, besonders neuseeländische an. Ob man nun hier Ergebnisse einer alten Verbindung geographisch entgegengesetzter Teile der pazifischen Bevölkerung vor sich hat, oder nur ähnliche Wirkungen ähnlicher Ursachen — immer bleibt die Erscheinung hochinteressant. Wenn man nach Vorbildern suchen will, so liegen ja für die überladene und verzerrte Ornamentik der Steinpfeifen (s. Abbildung, S. 68) und der bemalten Idole Urbilder in Mexiko und Mittelamerika in erreichbarer Entfernung; es fehlt auch nicht an Etappen von den einen zu den anderen hinüber. Was aber auffällt, das ist das Vorkommen von echten Knochenschlägeln mit Griff in Gestalt eines Vogelkopfes, die in der Form mit neuseeländischen vollkommen übereinstimmen, deren ornamentierter Griff, wenn auch ein anderes Motiv variierend, diesen Anklang noch verstärkt (vgl. Abbildung, S. 532). Zweitens ist auffällig das Einsetzen von Perlmutterschalen als Augen in fratzenhafte Holz- oder Beinfiguren; sie sind zwar nicht so künstlich ringförmig eingesetzt wie bei den Maori, machen aber zusammen mit ihrer Grundlage einen ganz ähnlichen Eindruck. Andere Hindeutungen könnte man sehen in dem Vorkommen von hölzernen geschnitzten Gefäßen in verschiedener Tiergestalt, vorwiegend in der von Schildkröten und Vögeln, und mit bunter Bemalung. Im einzelnen ist bemerkenswert das Auge, das man geradezu allgegenwärtig nennen kann: an Gewändern und auf Waffen, an Geräten und an den Hüttenornamenten blickt es uns in typisch verzogener Form (s. Abbildung, S. 66, 531, 532 und 482) an, als ob eine Scheu von allzu treuer Nachbildung zurückhalte. Die Menschheitssage vom bösen Blicke sucht auch hier wie bei den Peruanern und Polynesiern Schutz in der Nachbildung des blickenden Auges. Auch der Mangel der Töpferei ist gerade in Amerika auffallend.

# 28. Die Eskimo.

„Hier sitzt die harte Notwendigkeit auf dem höchsten Throne, so daß der Mensch beinahe die Lebensweise des Bärs ergreifen mußte. Und dennoch hat er sich als Mensch erhalten.“ J. G. Herder.

Inhalt: Die Natur der arktischen Inseln. Das Leben im Eis. — Schwankende Grenzen. — Die Nahrung. — Seelische Einflüsse. — Ursprung der Eskimo und einstige weitere Verbreitung. Asiatische und amerikanische Beziehungen. — Rasse. — Sprache. — Charakter- und Geistesanlagen. — Familie und Stamm. — Tracht und Schmuck. — Tättowierung. — Die Waffen. Wurfwaffen. — Walroß- und Seehundjagd. — Ernährung. — Handel. — Der Hund und der Schlitten. — Weiber- und Männerboote. — Die Arbeiten in Knochen und Stein. — Schneehütten und Zelte. — Allgemeiner Eindruck des Lebens der Eskimo.

Eine Gruppe von Völkern, die körperlich mit den Nordostasiaten, sprachlich mit Indianern, ethnographisch mit den Nordwestamerikanern übereinstimmt, wohnt an der Nordküste Amerikas, vom Schnittpunkt des 60. Grades mit der Westküste beim Eliasberg bis zu der Stelle, wo gegenüber Neufundland der 50. Breitengrad die Küste von Labrador berührt. Soweit die vorgelagerten Inseln bewohnt sind, in erster Linie Grönland, hegen sie dieselbe Bevölkerung, die, trotz ihrer Zerstreuung durch das Band der rauhem Klima angepaßten Lebensweise, der Abhängigkeit von der Jagd auf Meeressäugetiere und Fische zusammengehalten, als Ein Volk erscheint. Schon die einzige Lage seiner Wohnsitze stempelt es zu dem echten Polarvolk der Erde. Küsten und Inseln, die in Nordasien und Nordeuropa unbewohnt sind, sind in Nordamerika der Sitz dieses Randvolkes. Auf der Tschuktschenhalbinsel, wo wir zum erstenmal den Eskimo begegnen, treffen wir auch sofort jene möglichst nahe ans Meer geschobenen, dauernden Küstendörfer, die von da bis Ostgrönland hinüberreichen.



Eskimo von Labrador, wahrscheinlich Mischblut. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 540.

Die Abhängigkeit von der Tierwelt des Meeres ist das Grundgesetz der Verbreitung des nearktischen Menschen. Eine einseitige, leicht erschütterte und gefährdete Existenz. Nicht offenes Meer, wie den Polynesier, sondern Eis umgibt ihn: bringt es vor, so schneidet es ihn von seinen Hilfsquellen ab. Meereis und Inlandeis schnürt ihm die Lebensgrundlage zusammen. Jäger, die sich zu weit auf die Eisfelder hinauswagen, treiben ab und gehen verloren; nur selten läuft ein Wettlauf mit dem Tod über das in Bewegung geratene Eis günstig ab. Allerhand Verunglückungen nehmen in den Totenlisten hochnordischer Länder eine hervorragende Stelle ein: in Grönland sind 11 Prozent der Todesfälle gewaltsam. Vielleicht werden diese Verluste beim Rückgang der Gesamtzahl allmählich stärker als früher empfunden werden; denn hier und da findet bereits ein Übergang von der Robben- und Walroßjagd zur Fischerei an Küsten und Flüssen statt. Das ist ein Rückschritt, ein Aufgeben des Kampfes mit stählenden Gewalten, eine Beschränkung des Gesichtskreises. Allerdings nehmen auch die großen Seesäugetiere immer mehr ab; die Konkurrenz der mit größeren Schiffen und besseren Waffen Walfischfang und Robbenschlag als Großindustrie treibenden Weißen hat die sinnreiche, kühne Jagd der Eismänner lahmgelegt, und Not an die Stelle des Überflusses gesetzt. Auch eine Segnung der Zivilisation.

Solch eine Existenz verbraucht ungeheuer viel Zeit, Kraft und Leben. Man denke nur an das Schnee- und Eisschmelzen im Steinkessel mit der Thranlampe. Ein ganzes Jahr unter diesem Himmelsstrich bedeutet nicht viel mehr als einen Monat in unserer Zone (John Roß). Daß das rauhe Klima unmittelbar zerstörend eingreift, ist nicht zweifelhaft: Tod durch Erfrieren und Hunger ist hier oft genug konstatiert worden. Da die Wohnsitze der an und für sich kleinen Zahl der Menschen in diesen Gebieten beschränkt sein müssen, so hinterläßt dieses Ringen mit widrigen Lebensverhältnissen deutliche Spuren auch in der Verbreitung: Vorstößen folgen Rückschläge, und jedes Weichen bedeutet zugleich Rückgang der Grenze der Menschheit. Für Kane und Hayes lagen die äußersten Grenzen der Eskimo noch bei der Foulke-Bai. Schon 1872 sind durch Bryan zahlreiche Reste von Eskimohütten auf der Offlay-Insel vor der Mündung des Petermann-Fjord gefunden worden. Und die Greely-Expedition hat an der Küste und im Inneren von Grinnell-Land eine ganze Reihe von Punkten als einstige Aufenthaltsstätten nachweisen können. Anderseits besannen sich die Eskimo von North Devon oder der Prinzeß Royal-Inseln nicht lange,



Die Hauptnährpflanzen der Polarländer: 1) Isländisches Moos, 2) Renntiermoos, 3) Moosbeere. Natürl. Größe.

den nordwärts ziehenden Renntieren und den ihnen folgenden Wölfen und Füchsen an der Ostküste von Grinnell-Land bis zu ihrer äußersten Verbreitungsgrenze zu folgen und so lange in dem ergiebigen Jagdgebiet zu verweilen, als Robbenschlag und Jagd das Leben fristen mochten: der Unterschied der unter 82 Grad 137 Tage dauernden Polarnacht von der in den fast dauernd bewohnten Siedelungen von Itah wird von diesen Menschen seelisch nicht empfunden; materiell natürlich durch größeren Verbrauch von Thran. Und wahrscheinlich hat sich solch ein Hinausschwellen einer kleinen Welle der arktischen Menschheit öfter wiederholt. Unzweifelhaft ruht auch weiter im Süden das Leben auf schwankendem Boden: es gibt in der Nachbarschaft des 70. Grades ärmere Striche im Parry-Archipel, als Grinnell-Land in seiner Gesamtheit ist. Dennoch liegen die Siedelungen im Süden dichter, vor allem dort, wo alljährlich wiederkehrendes Wandern zwischen dem Festland und den vorgelagerten Inseln die Hilfsquellen sozusagen verdoppelt, oder an den Rändern von



Knochenzeichnungen (angeblich Tagebuch) der Küsten-Tschuktschen. Diese Knochenstäbe dienten vermutlich als Griffe von Gerättaschen. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.) Vgl. Text, S. 539.

Meeresstraßen, deren von heftigen Gezeitenströmen öfters aufgelüftetes Eis Robben und Walrossen günstigere Daseinsbedingungen bietet. Ein so dichtes Beisammenliegen wie in der Prince von Wales-Straße kommt nördl. vom 75. Grad nicht wieder vor.

Im allgemeinen nimmt das nutzbare Land polwärts ab. Der den größten Teil des Jahres schnee- oder eisbedeckte Boden ist von geringem Wert; in Grönland sind nur schmale Fleckchen des Küstenrandes nicht unter ewigem Eis begraben. Der spärliche Pflanzenwuchs kann nicht viel Humus erzeugen. Einige Beeren und Kräuter werden gegessen: nach Kjellmann dienten 23 Pflanzen den Namollo in der Gegend der Koljutschin-Bai zur Nahrung; von Beeren und dem stärkereichen Renntiermoos werden auch Wintervorräte angelegt. Andere Pflanzen werden einem Gärungsprozeß unterworfen wie Sauerkraut, noch andere mit Seehundsspeck gekocht. Geheizt wird mit holzigen Strünken und Wurzeln. Die Hauptnahrung aber ist tierischer Natur. Vom Gehen und Kommen der Seehunde und Walrosse hängt alles Thun und Treiben der Eskimo ab. Wenn die Eskimo im Winter die Schneehütten beziehen, nehmen rasch die Seehunde ab, und Fische werden statt Fleisch gegessen. Mit der Kälte kommt die schwere Zeit. Im Frühling ist der Nahrungsmangel seltener: mitunter macht man da ergiebige Fänge von Seehunden und Fischen. Dann bezieht man Zelte. Sommer und Herbst, das ist nun die rechte Zeit für den Seehundsfang, auch die der Beeren und überhaupt der Völlerei. Man zieht aus den Zelten wieder in die Häuser, und gerade dann ist in Grönland die Sterblichkeit am größten. Überwinterung ohne Hungers- und Kältegefahr ist das große wirtschaftliche Problem, dessen Lösung bei aller Anstrengung nicht immer gelingt. Den tiefsten Wirkungen der Natur werden wir nicht in diesen rein materiellen Beziehungen, auch nicht in Eigentümlichkeiten, wie Schlitten, Fellboot, Schneeschlittschuh und Thranlampe, begegnen: sie liegen in der Einschränkung des Raumes und der Zeit und in den seelischen Einflüssen. Wollen wir auch nicht die Wirkungen der wachsenden Zusammenschiebung wärmerer und lichterer Jahreszeit an den feineren Empfindungen der Kulturmenschen messen, so ist doch sicherlich auch eine Eskimoseele nicht unempfindlich. Der nordasiatische Tundra- und Waldnomade zieht sich mit sinkender Sonne über den Polarkreis zurück: die große Mehrzahl der amerikanischen Hyperboreer hat eine lange sonnenlose Zeit zu überstehen.

*

An entgegengesetzten Enden Amerikas haben sich im Eskimo und Feuerländer eigentümliche Zweige der amerikanischen Rasse entwickelt. An den Rand der bewohnten Erde gedrängt, kämpfen beide Völker einen harten Kampf, der verwandte Züge herausbildete; wenn sich trotzdem der Eskimo von den benachbarten, ähnlichen Lebensbedingungen unterworfenen Indianern scharf unterscheidet, so müssen noch andere Thatsachen wirksam sein als Klima und Boden. Nachdem in südlicheren Strichen bereits ein amerikanisches Volkstum erwachsen war, hat sich der Norden nicht durch einfaches Vorrücken indianischer Stämme bevölkert: eine jüngere besondere Einwanderung aus dem asiatisch-amerikanischen Grenzgebiet muß dabei einen Einfluß ausgeübt haben. Mongoloide Züge in Charakter und Körperbau des Eskimo sind so kenntlich, daß man sogar seine vollständige ethnologische Trennung vom Indianer versucht hat; Eskimo siedeln sich auch an der Nordostküste Asiens an, während sie in Grönland vielleicht erst in historischer Zeit erschienen sind, und manches in ihrem Kulturbesitz läßt sie mit den asiatischen Hyperboreern vergleichen, erinnert selbst an die europäischen. Trotzdem sind sie hier den Indianern angeschlossen worden; eine Anreihung an die echten Mongoloiden erschien zu bedenklich. Aber das nordöstliche Asien ist bereits ein Übergangsgebiet, das im nördlichsten Amerika seine Fortsetzung findet.

Der Körperbau der Eskimo zeigt in den verschiedenen Gebieten nur geringe Abweichungen. Der Schädel ist lang und hoch. Man bedenke, daß die Tschuktschen brachykephal, die nördlichen

Indianer wenigstens mesokephal sind. Der Gesichtsausdruck wird bestimmt durch starke Entwickelung der Kieferknochen und Kaumuskeln, bedeutende Entfernung zwischen den inneren Augenwinkeln einerseits, den Augenbrauen und der Lidspalte anderseits und durch ziemlich deutlichen Prognathismus. Die Schlitzäugigkeit und die Stellung der Backenknochen ist mongoloid. Die echten Eskimo haben schwarze Haare, dunkle Augen und rotbraune oder gelbbräunliche Haut. Wenn hier und da, besonders in Grönland, Spuren des blonden Typus auftreten, so liegt das wohl an einer Mischung mit alten normännischen und neuen dänischen Elementen. Das Kopfhaar ist straff und verhältnismäßig lang, der Bartwuchs, fast nur als Schnurr- und Kinnbart entwickelt, bei reinen Eskimo spärlich. Die Haut ist nur an Gesicht und Händen dick und grob, im übrigen aber weich, dünn und glatt. Die rötliche Färbung der Wangen und kräftiges Rot der Lippen geben dem Gesicht ein frisches Aussehen. Die körperliche Größe ist gering, ohne zwerghaft zu sein. Als Durchschnittszahlen größerer Messungsreihen erscheinen für die Männer des



Eskimoweiber von Labrador. (Nach Photographie.)

Cumberland-Sundes 1,58 m und der Bering-Straße sogar 1,69 m (Rosse); einzelne Messungen erwachsener Grönländer durch Virchow ergaben 1,55 und 1,43 m, einer Grönländerin 1,45 m, und Männer von Labrador waren 1,60 m durchschnittlich, Weiber 1,49 m groß.

Mehr Gegensatz zum Indianer prägt sich im Charakter aus. Der träge, schwermütige Zug des Indianers müßte sich eigentlich unter dem trüben Himmel der Polarländer, im schweren Ringen um ein dürftiges Dasein bis zur dumpfen Melancholie steigern. Nichts davon! Es ist, als ob diese äußersten Vorposten der Menschheit einen anderen Charakter in sich entwickeln mußten, um überhaupt bestehen zu können. Die Geschlechtsgenossen schließen sich in gutmütiger Geselligkeit eng aneinander und finden in einer heiteren Sorglosigkeit ein Gegengewicht gegen die Unbilden der Natur. Statt eines niedergedrückten, bedauernswerten Menschen sehen wir einen fettigen, feisten, glatten Kerl mit einer guten Dosis Humor, der außer normalem Mut und Scharfsinn im Erwerben seiner täglichen Nahrung noch einige Gaben entwickelt hat, die wir als das Vorrecht der Zivilisation zu betrachten gewohnt sind (Clarence King).

Wenn seine Kunstschöpfungen auch nicht die Höhe jener Bildwerke aus der Diluvialzeit Europas erreichen, womit man sie gern vergleicht, so ist der Eskimo doch auch darin dem Indianer überlegen. Geschickt kann er Karten seiner Heimat entwerfen: in der Holmschen Sammlung im

Kopenhagener Museum liegen Holzstäbe, worauf Strecken der Küstenlinie mit den Inseln eingeschnitten sind, also Seekarten. Knochenstäbe erzählen seine Jagdzüge (s. Abbildung, S. 536). Groß ist die Vorliebe für erzählende oder beschreibende Lieder und für Spottgesänge.

Auch das Familien- und Staatsleben weist indianische und asiatisch-hyperboreische Züge nebeneinander auf. Matriarchalische Reste fehlen fast ganz, die Stellung der Frau ist im allgemeinen ungünstig. Polygamie kommt indes selten vor; und so ist es der Frau zuweilen möglich, die Herrschaft im Hause an sich zu reißen. Die Eheschließung hat nur noch die Form des Brautraubes. Mit Sorgfalt werden die Verwandtschaftsbeziehungen gepflegt. Nur die kinderlosen Witwen sind der Großmut derer anheimgegeben, die sich den Besitz ihres Mannes angeeignet haben. In Grönland erbt der älteste Sohn Zelt und Weiberboot, d. h. Haus und Hof, und ernährt Mutter und Geschwister; sonst fallen diese dem nächsten Verwandten zu. Was jüngere Kinder erwerben, gehört der Mutter.

Für die Niederkunft wird ein Zelt im Sommer, eine Schneehütte im Winter gebaut; nur die erste darf in der Familienhütte stattfinden. Nach der Reinigungszeit kleidet sich das Weib völlig neu. Das erste Kleid des Kindes besteht im Baffin-Land aus einem Vogelgefieder, dann aus einem Renntierfell. Die abgelegten Kleider, sorgfältig aufbewahrt, liefern später Stoff zu Amuletten. Solange die Mutter in der Hütte weilt, darf sie nur Fleisch essen, das ihr Gatte oder Kind erjagt hat. Ein Weib darf nicht durch die Thür, sondern muß durch einen besonderen Ausgang hinausgehen. Selten gibt es Familien mit mehr als drei Kindern; unter den Neugeborenen besteht eine große Sterblichkeit, wozu das 3—4 Jahre währende Säugen, selten der Kindesmord beiträgt. Schon bei den Kindern ist das gutmütige, zufriedene Temperament der Rasse ausgesprochen da; sie finden sich auch in die unbehaglichsten Situationen hinein. Zahlreich sind ihre Spielsachen: manche der kunstvollen Modelle von Schiffen, Schlitten oder Tierbilder in unseren Museen sind von geschickten Eltern für ihre Kinder gemacht worden, und die Kindergräber sind voll von solchen rührenden Kleinigkeiten. Vom zehnten Jahre an finden Übungen im Jagdboot, im Fischen, Vogelfangen und Bogenschießen statt, und mit fünfzehn gibt die Erlegung des ersten Seehundes Gelegenheit zu einem Feste der Wehrhaftmachung. Um dieselbe Zeit wird die Tättowierung ausgeführt. Hat der Jüngling gegen sein 20. Jahr hin ein Mädchen heimgeführt, so bleibt er trotzdem im Elternhause. Die Kinder gelten als wertvollster Schatz ihrer Eltern. Adoptionen sind nicht selten, und eine Witwe mit Kindern ist ihrer Versorgung sicher. Den Namen erhält das Kind entweder von einem kurz vorher Gestorbenen oder von dem zuerst in die Hütte Tretenden; öfters wird er geändert: stirbt ein Verwandter, so fällt sein Name dem jüngsten Kinde zu.

Trotz des Mangels einer bestimmten Obrigkeit wird das moralische Gewicht des Ältesten, Klügsten und Entschlossensten betont; der ansehnlichste Wirt, der am Nordende des Hauses wohnt, sieht auf Ordnung und Reinlichkeit und wird mit Ehrfurcht umgeben, hauptsächlich weil er sich auf Wetter und Fang am besten versteht. Bei Wanderungen folgt man dem verständigsten Mann, ohne Zwang. Aus Franklins Schilderung des Eskimo-Stammes bei Fort Churchill erhellt, daß recht wohl ein Unterschied zwischen Ältesten und anderen Stammesgliedern gemacht wird.

Die Stämme sind durchaus klein. Wenn schon bei den benachbarten Tschippewäh Stämme von 200 Jagdfähigen als groß gelten, so sinkt bei den Eskimo das Maß noch tiefer. Boas kennt nördlich von der Barrowstraße keinen Stamm von mehr als 10 Hütten. Von Igtlutuarsuk in Ostgrönland, das mit seinen 13 Hütten vielleicht die größte der dortigen Niederlassungen ist, bis Kap Farewell haben die 15 Eskimo-Niederlassungen meistens nur 1—2 Hütten. Manche Stammesnamen sprechen übrigens für eine ähnliche Gliederung wie im Totemsystem der Indianer. Die Gesamtzahl der Hyperboreer wird auf 15,000 in Grönland und im nördlichen

Amerika und auf 12,000 im nordwestlichen Amerika, vom King William-Sunde nordwärts, veranschlagt. Die Zahlen sind im einzelnen veränderlich, teils durch Verlegung der Wohnsitze, teils durch Überschuß der Todesfälle über die Geburten. Man sollte mit Notwendigkeit ein friedliches Verhältnis dieser zerstreuten Völker annehmen; dennoch erzählen ihre Überlieferungen viel von Streit und Krieg. Heute sind blutige Fehden selten; vielleicht warf die Phantasie dieser heißblütigen Eissöhne diese Bilder vergrößert auf die graue Wand des Vergessens, hinter der ihre Geschichte liegt. Die „internationalen" Verhältnisse der Eskimo sind so geregelt, daß man sogar von einem Völkerrecht sprechen kann: nicht Stamm kämpft gegen Stamm, sondern selbst dann, wenn ganze Stämme uneinig werden, treten nur einige gewählte Männer gegeneinander auf. Thorheit wäre es ja, mehr zu opfern. F. Boas hat es wahrscheinlich gemacht, daß in den letzten 40 Jahren ein Mischvolk von Ugjulik und Neitschillik entstanden sei. Jene wohnten in König Williams-Land und Adelaide-Halbinsel, diese in Boothia Felix. Neitschillik siedelten in das Gebiet der Ugjulik über, und zwar als Einzelauswanderer: viele wurden dadurch herübergezogen, daß die Zahl ihrer Weiber geringer war als die der Männer.

Merkwürdig ist die Furcht der Indianer vor den Eskimo. Feuer wird in ihrer Nähe nur mit der größten Vorsicht angezündet, die betretenen Pfade vermieden, der verräterische Charakter der Eskimo in düstern Farben gemalt. Selbst in den Sagen erscheint das Land der Eskimo als die ferne Insel, wohin einzelne Indianer als Sklaven fortgeführt werden. Gegenseitige Berührungen sind dennoch nachzuweisen. Die Eskimo des Festlandes haben ein Wort für Rothaut. Der Handelsverkehr zwischen beiden ist lange im Gange; damit ist auch ein Einfluß der südlicheren Völker auf die Eskimo gegeben. Politischen Charakter hat der Verkehr im fernen Westen und Osten angenommen. Die einst wie Helden gegen die Russen stehenden Kaniagmuten des Kadiak-Archipels wurden im Kriege von den ansässigen Koloschen der Nordseite von Kadiak unterjocht und mußten aus deren Mitte erbliche Häuptlinge aufnehmen; unter ihnen findet man die vom Eskimo-Typus abweichendsten Formen mit künstlichen Deformationen des Kopfes. Später hat der friedliche Verkehr indianische Aufpfropfungen, z. B. den Gebrauch der Masken, weiter zu benachbarten Hyperboreern wandern lassen. Ähnlich sind die Eskimo von Labrador durch ihre indianischen Nachbarn vielfach bedrängt worden. Heute ist ein Ruhezustand eingetreten, da beide Parteien schwach geworden und zurückgegangen sind.

Fragen wir nach dem Ursprung, so liegt Asien am nächsten, da der Verkehr zwischen der amerikanischen und asiatischen Küste der Bering-Straße mit den rohesten Fellbooten gewagt wird. Allein mit demselben Rechte ist an eine Herüberwanderung aus Amerika nach Asien zu denken. Die vom Ostkap bis zum Kap Tschukotskij wohnenden Küstentschuktschen können als Mischlinge von Tschuktschen und Eskimo die Sitten der Eskimo angenommen haben: vielleicht wollen deshalb die übrigen Tschuktschen diese nicht als Stammesgenossen anerkennen. Und die Eskimo, die von der Bering-Straße bis zum Anadyr wohnen, verstehen zwar die Sprache der Küstentschuktschen nicht, halten sie aber wegen der Übereinstimmung im Äußeren für ihresgleichen. Eine mehr zufällige Erscheinung sind die nördlich von Port Clarence auf der amerikanischen Seite liegenden Küstentschuktschen-Niederlassungen.

Bis zu den Eskimo von Kap Bathurst reicht die asiatische Pfeife (s. Abb., S. 547, Fig. 5) und das auch in Sibirien bekannte steinbeschwerte Wurfnetz. Hier kann man auch West- und Ost-Eskimo abgrenzen. Die neuere Sprachforschung gibt dem West-Eskimo ein höheres Alter als selbständiges Volk, das in seinen Sitzen verblieben ist. Rink, der alle amerikanischen Hyperboreer in sechs Familien (Grönländer, Labrador-Stämme, Eskimo der Mitte, Mackenzie-Stämme, West-Eskimo und Aleuten) teilt, hält es für sicher, daß sie einst auf engerem Raume zusammenwohnten, und daß sich erst die Aleuten, darauf die West-Eskimo, die Mackenzie-Stämme, noch

später die Labrador- und Grönland-Eskimo absonderten. Auch Boas sucht den Ausgangspunkt der Eskimo westlich von der Hudsonbai. Wo aber die Urheimat gewesen sei, ob amerikanisch oder asiatisch, wagt niemand zu entscheiden.

Auch ethnographische Merkmale deuten vorwiegend nach Westen. In der Sprache der Grönländer werden noch heute Fabelwesen, worin man die Einwohner des unbekannten Inneren sieht, mit demselben Worte benannt, das die Mackenzie-Stämme auf feindliche Indianer anwenden. Worte für Werkzeuge und Thätigkeiten, die den heutigen Eskimo ganz fremd sind, haben sich zäh erhalten: so kennen die Süd-Grönländer ganz gut den Hundeschlitten, der bei ihnen nie zur Anwendung gekommen ist, Schneehütten, Geräte und Jagdweisen, die heute nur im äußersten Norden jenseit der Davis-Straße gebräuchlich sind. Grundthatsache für die Mythologie der Eskimo ist die nahe Verwandtschaft mit der indianischen Sagenwelt. Die Sturmvogelmythen, die vier Winde, der Bär, die Ausbildung des Priesterstandes schlingen ein enges Band zwischen Indianern und Eskimo auf geistigem Gebiet. Im materiellen Kulturbesitz treten gemeinsam hervor die Unkenntnis des Eisens und feinerer Metalltechnik, die Verwendung gehämmerten Kupfers, die Speckstein-industrie, der Besitz des verstärkten oder dreigliederigen Bogens (s. Abbild., S. 6), der Fellboote, Stäbchenpanzer und Lederkleider. Ganz zu schweigen von lokalen Übereinstimmungen zwischen Aleuten und Nordwestamerikanern, zwischen West- und Mackenzie-Eskimo und Tinneh-Stämmen. Die eignen Ansichten der Eskimo über ihren Ursprung haben zu lokalen Charakter, als daß sie für die Entscheidung ohne weiteres herangezogen werden dürften. Stellt man aber die Richtungen ihrer Sagen zusammen, so ergibt sich ein Übergewicht des Westens bei den grönländischen und den östlich von der Hudsonbai wohnenden Stämmen, des Ostens bei den Alaska-Stämmen.

Über die Zeit der einzelnen Einwanderungen auch nur einige Gewißheit aus den Traditionen zu schöpfen, dürfte nicht minder schwer fallen. Grönland, am frühesten mit Europa in Beziehung gebracht, ist von Anfang an Sitz der Bevölkerung, die wir noch heute dort finden; keineswegs geht aus den Nachrichten der Normannen hervor, daß die „Skrälinger", Eskimo, erst im 14. Jahrhundert in Grönland erschienen seien: aus ihren Resten ergibt sich vielmehr, daß sie in Labrador wie in Grönland einst weiter verbreitet waren als heute, und vielleicht saßen sie einst bis Neufundland.

Die Eskimosprachen sind von Ostgrönland bis zur Tschuktschen-Halbinsel im Grunde wenig verschieden trotz dialektischer Abweichungen und verschiedener Aussprache. Jakobsen behauptet, daß sich Grönländer und Bewohner Alaskas müheloser miteinander unterhalten können als Plattdeutsche und Oberbayern. Der Typus ist wie der einer großen Zahl von amerikanischen Sprachen einverleibend. Schon Paul Egede bezeichnete als die Hauptschwierigkeit bei ihrer Erlernung die Zusammensetzung vieler einzelner Wörter, um „eine ganze Meinung" zu bilden. Ferner sind sie suffigierend: Adjektive, meistens Partizipien, Fürwörter, Präpositionen und Partikeln von augmentativer, diminutiver Bedeutung werden hinten angehängt. Der Dual wird deutlich ausgedrückt, Geschlechtsunterscheidung fehlt. Dafür ist die Abwandlung der Formen reich, und damit wächst der Wortschatz. Eigne Namen hat man für die Verschiedenheiten eines Tieres nach Gestalt, Geschlecht und Alter, für das Fischen jeder Fischart, für alle erdenklichen Erscheinungsformen von Eis und Schnee. Ärmlich sind abstrakte Begriffe und Zahlwörter vertreten. In der Aussprache fallen das tief gutturale r, Vermeidung von b, d, f, g, l, r und z im Anfang der Wörter, leichte Veränderung der Endungen (die Weiber bilden gern Endungen auf -ng), dann die schwer nachzuahmenden Variationen der Rede durch Mienenspiel, leise Hauchtöne und dergleichen auf. Man spricht nicht (indianisch-) pomphaft, sondern einfach und deutlich. Doch sind Gleichnisse beliebt, und die Angekok gebrauchen gern Umschreibungen. Die amerikanische Verwandtschaft liegt sowohl in jenen allgemeinen wie in diesen kleineren Eigenschaften. Lucien

Adam hat jüngst die Vermutungen über malayo-polynesische Beziehungen zurückgewiesen, aber nicht die Ansicht Whitneys entkräftet, der im Grönländischen den amerikanischen Sprachtypus klarer ausgesprochen sah als im Nahuatl. Rink findet ob des polysynthetischen Grundcharakters im Eskimo-Idiom mehr Ähnlichkeit mit den amerikanischen Sprachen als mit den uralaltaischen.

Wegen des Klimas ist Kleidung allverbreitet, wird aber in den warmen Hütten oft bis auf den letzten Rest abgelegt. Sie ist so sinnreich in Stoff und Herrichtung, daß Europäer sich



Eskimo-Familie von Labrador. (Nach Photographie im Besitz des Herrn Hagenbeck, Hamburg.)

ihrer mit dem größten Nutzen bedienen konnten. Als Unterkleid dient beiden Geschlechtern ein Paar Hosen, bei den Männern gewöhnlich enger als bei den Weibern und über den Knöcheln oder den Stiefeln mit Riemen so fest gebunden, daß das Wasser nicht eindringen kann; das Oberkleid ist hemdartig und reicht bis zu den Knieen, bei den Südgrönländern nur bis zum Magen. Hosen und Stiefel aus einem Stück werden von den Weibern in Alaska getragen, daneben Strümpfe aus Leder, Grasgeflecht oder Lachshaut. Da die Jacke keinen Kragen hat, so bleiben der Hals und der obere Teil des Brustkorbes auch beim strengsten Froste unbedeckt; ebenso

bleibt bei den Ostgrönländern die Magen- und Hüftengegend entblößt. Dagegen hat überall in Grönland die Jacke eine Kapuze. Haubenartige Pelzmützen sind bei beiden Geschlechtern üblich. Zum Tragen kleiner Kinder hat die Jacke der Weiber (Amaut) einen tiefen Sack am Rücken. Luxus ist nicht ausgeschlossen. Kleider der Eskimo-Weiber sind immer etwas mehr ausgenäht oder mit Perlen verziert als die der Männer. Ihre Staatskleider kehren die Haare nach außen. Bei sehr kaltem Wetter wird eine zweite Jacke übergezogen, und die sonst bis zum Knie reichenden Fellstiefeln verlängern sich dann bis über den Leib. Im feuchten Sommerwetter tragen beide Geschlechter über ihrer gewöhnlichen Kleidung den mit einer Kapuze versehenen Überwurf aus Seehundsdärmen, wasserdicht wie der beste Teermantel und dabei viel leichter. Und darüber noch legen sie bei Seefahrten einen schwarzen, glatten Seehundspelz, der das Wasser ablaufen läßt.



Ein Eskimo-Weib von Westgrönland. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 544.

Je nach der Lebensweise ist der Stoff verschieden: bei den Küstenbewohnern Seehundsfell, daneben Fell von Hunden, Eisfüchsen, auch von Vögeln, besonders bei den Süd-Eskimo. Der Schnitt ist von Ort zu Ort verschieden, vermeidet aber überall jede unnötige Öffnung, so daß das Kleid immer über den Kopf gezogen wird; meist ist das weibliche Kleid mit einem frackartigen Anhängsel hinten und vorn ausgestattet. Verzierungen mit Fuchs- und Eichhörnchenfell, Eidergansfell, Moschusratten- und langhaarigem Hundsfell werden gern angebracht. Reiche schätzen die Kleider aus dem Fell ungeborener Renntierkälber.

Ein Ledergürtel mit Tabaksbeutel und Messer vervollständigt bei den Männern die Kleidung: in Alaska meist Beinfell des Vielfraßes, wobei dessen Schwanz hinten herabhängt. Die Aleuten tragen eine augenschirmähnliche, ovale, vorstehende, hölzerne Mütze mit einem Rande, der um den Kopf schließt. Sie ist meist grün gefärbt und oben herum mit langen Borsten von der Schnauze des Seelöwen umsteckt, woran Glaskorallen hangen. Vorn steckt ein kleines Bildchen von Knochen. Gegen die blendenden Schneereflexe tragen Eskimo auch Schneebrillen aus Glimmer.

Die Füße sind durch Stiefel aus gefärbtem, mit Stickereien geschmücktem Leder und durch lederne Strümpfe geschützt. Schneeschuhe, die namentlich in Alaska gebräuchlich sind, werden aus schmalen Holzreifen hergestellt, die durch Riemen verbunden sind; sie gleichen fast ganz den Schneeschuhen der benachbarten Indianer.

Die Tättowierung ist fast allgemein bei den Weibern der Eskimo, dagegen bei den Männern im Rückgange oder schon verschwunden. Charakteristisch für Stamm und Stand ist die Gesichtstättowierung, deren Methoden von Asien nach Amerika übergreifen. Die Tschuktschinnen haben zwei Streifen auf der Nase, von oben nach unten 10—12 Streifen am Kinn und einige Streifen und Figuren auf den Backen und Unterarmen. Die Tättowierung wird hier bei den Kindern im Alter von 9—10 Jahren mit Nadeln ausgeführt, oft auch ein Faden durchgezogen. Das Färbemittel ist gewöhnlich Ruß. In Alaska ist nur das Kinn in dieser Weise geschmückt, insbesondere zwischen dem Kotzebue-Sund und dem Eiskap. Bei Point Barrow ist der mittlere der drei Streifen einige Zentimeter breit; Weiber höheren Ranges haben dazu noch zwei senkrechte Linien an den Mundwinkeln. Zwei Striche, die parallel mit den Augenbrauen laufen, verschönern das Gesicht der Frauen von Labrador, die auch die Arme tättowieren.

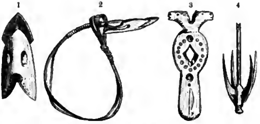
Die Haartracht der Männer ist verschieden. An der Ostküste Grönlands und am Mackenzie-Fluß trägt man das Haar lang und lose; doch wird es dort mit einem hochgeschätzten Stirn- und Kinnriemen zusammengefaßt. In Labrador wird es über der Stirn glatt abgeschnitten, im Kotzebue-Sund hängt es in Flechten zu beiden Seiten; bei den Küsten-Tschuktschen findet man einen einzigen Zopf, eine Mönchstonsur oder auch europäische Mode. Die Weiber tragen das Haar bei den Tschuktschen in Flechten, auch quer über die Stirn geschoren, bei den West- und Ost-Grönländern in einem mit Bändern und Perlen verzierten Knoten (s. Abb., S. 543). Von den Herrnhutern soll eingeführt sein, durch farbige Bänder den Stand (Jungfrau, Frau oder Witwe) anzudeuten. In Labrador legen die Frauen das gescheitelte Haar in zwei Flechten um das Ohr (s. Abb., S. 538). Falsches Haar oder Auffteifung des natürlichen durch Tiersehnen wird aus verschiedenen Gebieten beschrieben. Der schwache Bart wird häufig durch Ausreißen der Haare beseitigt.

Mit Schmuck sind Ohren, Lippen und Nase bedacht. Ringe, Federspulen, Perlen oder Pflöcke in der Nase sind allgemein, auch durchbohrte und abgeschliffene Muschelfragmente, auf einen biegsamen Draht von 10—15 cm Länge gereiht. Am Prinz William-Sund sind bei beiden Geschlechtern die Ohren am unteren, äußeren Rande mehrmals durchbohrt; darin hangen kleine Büschel von Perlen, die ganz wie der Ohrenschmuck im Nutka-Sund aus durchbohrten Muschelschalen bestehen. Die Männer der Tschuktschen tragen einige Lederringe um Beine und Arme mit einer sympathetischen Bedeutung, außerdem einen mit Perlen besetzten Streifen Zeug oder Leder um die Stirn, worauf angeblich die Zahl der Perlen die erschlagenen Feinde andeuten soll. Die nordwestamerikanischen Eskimo stecken in einen Querschnitt unterhalb der Unterlippe einen schmalen, platten, aus Knochen oder Muschelschale geschnitzten Zierat. Daneben kommen in Alaska andere Formen des Lippenschmucks vor. Manche Stämme haben eine Reihe Löcher durch die Unterlippe gebohrt, deren Knöpfe von Muschelschalen gleichsam eine zweite Reihe von Zähnen bilden. Daher der Name „zahnichte Völker“ bei älteren Beobachtern, die an diesem Schmuck die Eskimo des Tschuktschenlandes von ihren asiatischen Nachbarn unterschieden.

Der Vorwurf der Unreinlichkeit, den man den Eskimo oft gemacht hat, trifft nicht ganz und nicht überall zu. Natürlich verbietet Klima und Kleidung eine reichlichere Anwendung des Wassers, aber fast in jeder größeren Siedelung Alaskas dient das Festhaus zugleich als Badehaus. Zu den Schwitzbädern freilich gebrauchen sie Urin statt der Seife.

Die hohe Bedeutung der Jagd im Leben der Hyperboreer läßt Waffen so stark hervortreten, daß man sie zu den bestbewaffneten Völkern zählen darf (s. die Tafel bei S. 641). Bogen

und Pfeile haben rasch den Flinten Platz gemacht; wo sie noch da sind, da sind sie mit Achtung betrachtet und deshalb nicht gern vertauscht worden. Immerhin ist über ein weites Gebiet zwischen Grönland und Bering-Straße der **Bogen** Hauptwaffe, und zwar immer noch der von **Cranz** beschriebene klafterlange, mit zähen Fäden dicht umwundene Bogen, dessen Sehne aus tierischen Fasern zusammengedreht ist. Im Westen sind Waffen und Geräte durchschnittlich besser, so auch der Bogen; doch fehlt er nach **Markham** nördlich vom Smith-Sund bei den „Arctic-Highlanders", ebenso wie er durch das Wurfbrett bei den Aleuten ersetzt ist. Dort finden wir die vollkommenste Bogenform: ein gebogenes Mittel- und zwei gerade oder wenig gebogene Seitenstücke; man darf sie als die asiatische bezeichnen, da sie aus Asien auch nach Afrika hinübergreift. **Parry** spricht von Verstärkungen durch ein 25 cm langes Stück Knochen, Umwindung mit Sehnenfäden und eingetriebene Keile; auch gibt es Bogen, die aus 2—5 ungleichen Knochenstücken zusammengesetzt und dicht umwunden sind (s. Abbildung, S. 6). Die Bogensehne ist aus zahlreichen Sehnen zusammengedreht. Nach **Mackenzie** konnten mannshohe Eskimobogen durch Einsetzen eiserner Spitzen als Speere benutzt werden: ähnliche Zwitterwaffen besaßen nordamerikanische Indianer am Missouri zur Zeit des **Prinzen von Wied**.


1) Harpunenspitze, 2) Harpune, 3) Pfeilglätter, 4) Angelhaken der Eskimo von Labrador. (Britisches Museum, London.)

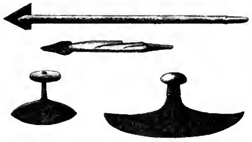
Die größte Entwickelung erfuhren die **Wurfwaffen**, besonders alle harpunenartigen. Dabei sind sie alle wesentlich gleich: am Prinz William-Sund wie bei den Grönländern. Unterschiede bedingt nur der Rohstoff. Die Spieße und Harpunen vom Prinz William-Sund sind schwer, die von Unalaschak leicht, wohl auch nicht so sorgsam gearbeitet. Im holzreichen Mackenzie-Gebiet findet man Zedernholzspeere von über 2 m Länge, sonst sind sie kurz. Neben dem Bogen dienen zum Abschnellen Wurfhölzer (s. die Tafel bei S. 502) mit Kerben und Gruben zum Einsetzen der Finger, die denen südamerikanischer Indianer ähnlich sind.

Ein besserer **Pfeil** besteht aus drei Stücken: einem hölzernen Schaft, häufig ohne Fiederung, einem knöchernen Mittelstück und einer Spitze aus Stein, Knochen oder Walroßzahn. Knochenpfeile, mit und ohne Widerhaken, dreispitzig, sind stumpf für kleinere Vögel, für anderes Wild nadelscharf. Alle steinernen Pfeilspitzen sind roh, ungleich gearbeitet; verhältnismäßig am besten noch die von der Bering-Straße und dem westlichen Nordamerika, am unfertigsten die der Grönländer, wo nur die aus Schiefer geschliffenen auf der Höhe ihrer übrigen Arbeiten stehen. Obsidian- oder Feuersteinspitzen fertigt man mit einem Quetscher und einem Stift aus Renntiergeweih nur durch Druck, nicht durch Schlag. Um aus Renntiergeweih Pfeilspitzen herzustellen, erweicht man es in warmem Wasser und streckt es mit einem Instrument gerade, dessen Seitenstücke sich unter Funden der europäischen Steinzeit nachweisen lassen (s. obige Abbild., Fig. 3) Unter den Formen der Pfeilspitzen ist die etwas verbreiterte Weidenblattform, wie sie auch in Neufundland, Illinois und anderwärts gefunden ist, die häufigste; hierbei ist das Kriterium einer guten Arbeit, die erhabene Mittellinie, oft gut markiert. Die beliebteste Fiederung ist angeblich die mit Rabenfedern. Ob Pfeilspitzen besserer Arbeit, schön geschliffen und ganz flach vierkantig, die in ostgrönländischen Gräbern gefunden werden, einer älteren Zeit oder nur diesem Bezirk angehören, ist zweifelhaft. Zielschießen ist eine beliebte Volksbelustigung.

Der Wurfpfeil (Agligak) der Eskimo ist bis 1½ m lang und hat eine Klinge von 25 cm, die sich leicht vom Schaft löst, woran sie mit einem Lederriemen befestigt ist. Die Öffnung seines Schwimmers, gewöhnlich einer Blase, trägt eine beinerne Röhre und einen Stöpsel. Der Unak, ein leichter Stab, ist an der Spitze mit einem Narwalzahn bewaffnet, dem eine an einer Leine befestigte Spitze aufgesetzt wird. Gesellen sich zur Klinge abstehende Beinfedern mit Widerhaken, so haben wir den Nuguit mit kürzerem Schaft, besonders zur Vogeljagd geeignet. Von größeren Dimensionen sind alle Wurfwaffen für große Seetiere; auf 5 cm dickem Schaft tragen sie einen beinernen Stift und darauf die beinerne, womöglich mit Eisen versehene Harpune (s. Abbild., S. 545).

Nach auffliegenden Vögeln werden 5—6 zusammenhängende, dünne, mit Knochenkugeln beschwerte Leinen geworfen; diese umwickeln die Flügel und verhindern den Flug.

Eisen gelangte schon früh durch Tausch zu den West-Eskimo, aber nur in kleiner Menge. Mit Messing eingelegte eiserne Speerspitzen, die Nordenskiöld bei den Tschuktschen der Küste, Beechey bei den Eskimo von Kap York fand, sind wahrscheinlich ostasiatischen Ursprungs; Steller erwähnt ja auch bei den Kamtschadalen eiserne Nadeln aus europäischer oder chinesischer Quelle. Heute wird Eisen wohl am wenigsten in Ostgrönland verwendet. Sonst haben größere Mengen davon selbst bei den zentralst wohnenden Polarvölkern von der Hudson-Bai oder den kanadischen Seen her Eingang gefunden. So begegnen wir ihm da und dort, aber immer nur gelegentlich als Verstärkung der Grundlage der Waffen und Geräte, des Knochens und des Steines. Auch Kupfer ist nicht selten; wurde aber, wie bei den Amerikanern, nur gehämmert. Eskimo vom Churchill unternahmen früher, wie vor ihnen die Kupferindianer, jährliche Züge nach dem Kupferminenfluß, wo das gediegene Kupfer ansteht.



Knochenpfeile mit Kupferspitzen und Schaber der Eskimo am Kupferminenflusse. (Britisches Museum, London.)

Die Einführung der Flinten hat die Jagd auf Landtiere vielfach umgestaltet, während Wassertiere noch harpuniert, gefangen oder erschlagen werden. Kaninchen werden geschossen, Füchse auch in Fallen gefangen; die Schützen verfahren dabei sehr vorsichtig, um Pulver zu sparen. Renntiere lockt man durch Rasenstücke dahin, wo der Jäger auf dem Anstand steht. Auch Mäuse, die ja in einigen Arten bis an den Nordrand des Festlandes gehen, verschmäht der hyperboreische Jäger nicht. Jagd und Fischfang beschäftigen den Eskimo jahraus jahrein; sie sind seine liebsten und auch gefährlichsten Beschäftigungen. Durch ihr Fett für Ernährung, Erwärmung und Beleuchtung wichtig sind Walroß und Seehund. Walrosse werden schon im Frühjahr geschossen, wann sie in Scharen auf dem Eise liegen, dann in Stücke geschnitten, ans Land gebracht, weit vom Wasser weg in Haufen gelegt und mit Häuten zugedeckt. Dort bleiben sie liegen, bis der Vorrat in den Häusern verbraucht ist. Seehunde werden meist auf dem Eis erlegt. Wann es Eislöcher und einzelne offene Stellen gibt, wo die Seehunde zum Luftholen auftauchen müssen, das ist die beste Jagdzeit; die Wohnorte bestimmen sich nach den Stätten des festliegenden Eises. Mit einem Kratzer (s. Abbildung, S. 553, Fig. 4) verursacht man ein Geräusch, das den Seehund herbeilockt. Schwieriger ist die Seehundsjagd mit Harpune und Spieß auf offener See. Die Fischgerätschaften und Jagdspieße liegen dabei an Riemen bereit, alle in bestimmter Ordnung, bei der Harpune die Blase hinten, die Leine vorn. Der Eskimo sucht sich dem Tiere hinter Wellen,

zwischen der Sonne, unter dem Winde rasch zu nähern und ihm aus 6—10 m Entfernung die Harpune ins Fleisch zu werfen, während die Linke das Ruder hält. Gefahr liegt dabei im Umwerfen des Fahrzeugs durch Hängenbleiben der Leine, heftige Bewegungen des Tieres oder darin, daß die Leine um Hand oder Hals des Jägers eine Schlinge bildet und ihn mit fortreißt. Ist das Tier ermattet, so wird es mit dem Spieße totgestochen, die Wunden verstopft, damit das Blut nicht ausfließt, zwischen Haut und Fleisch Luft eingeblasen, die Last zu erleichtern, und die Beute an der linken Seite des Schiffchens heimgeschleppt. Stärkere und behendere Tiere werden gemeinschaftlich gejagt; bei Seebären und Walrossen ist das noch notwendiger, und diese Vereinigungen sind von sozialer Bedeutung. Nach bestimmten Gesetzen findet die Verteilung der Beute statt. Wessen Pfeil zuerst getroffen, der erhält die Haut ganz oder zur Hälfte und den Hauptteil der Gedärme; wessen Pfeil der zweite war, erhält den Hals und den Rest der Eingeweide, und so weiter. Eisbären werden manchmal mit Hunden in ihren Höhlen aufgesucht und darin erstochen.



Geräte der West-Eskimo: 1) Tamburin, 2, 3) Steinlampen, 4) knöcherne Geräte zum Kleiderreinigen, 5) Pfeife aus Walroßzahn. (Museum für Völkerkunde, Berlin, und Britisches Museum, London.) Vgl. Text, S. 552 und 555.

Wichtig für das gesamte Leben der Hyperboreer ist der Robbenschlag im Bering-Meer geworden. Dadurch allein sind die Aleuten auf die Bering-Insel versetzt worden, die zu des Entdeckers Zeit unbewohnt war. Allerdings ist die Arbeit dieses Robbenschlags nicht schwer. K. Neumann sah einen der beiden Plätze, wo sich nach Angabe der Eingeborenen eine halbe Million Seebären tummeln; daraus werden zu bestimmter Zeit ein paar Tausend mit eichenen Prügeln totgeschlagen, nachdem man die ganze Horde so zusammengetrieben hat, daß man die passendsten Individuen auswählen kann. Die Jäger erhalten Geldgeschenke, man hat ihnen Hütten und Kirchen gebaut, und die amerikanische Gesellschaft hält ihnen einen Lehrer. Ähnlich ist es auf den Kommandeurs-Inseln. Allein mit dieser neuen Wirtschaft ist, wie immer unter gleichen Verhältnissen, das Gleichgewicht dieser Völker gestört worden; ihre Bedürfnisse steigen rascher als die Mittel zu ihrer Befriedigung.

Die Eskimo bedienen sich neben dem Fischspeer auch der Angel, der Netze und Wehre. Ihre Angelhaken bestehen aus einem Knochen mit Widerhaken (s. Abbildung, S. 545) oder einem hellen Stein, der als Lockmittel in gespaltenes Holz gesteckt wird; die Leinen aus Sehnen, dünnen Algenfäden, Weiden- oder Nesselfasern, ihre kleinen, nicht allgemein verbreiteten Netze aus ähnlichem Material; die Eskimo am unteren Kupferminenfluß fischen bloß mit Speer und Angel. Fischfang mit betäubenden Pflanzenstoffen ist nicht bekannt, aber die Aleuten benutzen eine scharf riechende Pflanze als Köder. Hinter der Jagd auf die größeren Seetiere tritt der Fischfang besonders bei den

Grönländern und den mittleren Eskimo zurück; weniger dort, wo der Fischreichtum in Flüssen so gewaltig ist wie am Bering-Meer.

Die Hauptmahlzeit, womöglich mit mehreren warmen Speisen, findet gegen Abend statt; im Winter legt sich die Gesellschaft in der Regel bald darauf zur Ruhe und erhebt sich sehr früh, oft schon um 2 Uhr, zum Genuß einer kalten Speise. Wenn möglich, füllen wohl fünf Mahlzeiten den größten Teil des Tages aus, d. h. wenn nicht, wie so oft, Nahrungsmangel herrscht. Nichts wird roh verzehrt, wenn nicht die Not dazu zwingt; höchstens gelegentlich ein Stück Speck. In einen meterlangen Holztrog wird das Fleisch geschüttet und von der Frau in kleine Stücke geschnitten, dann langt ein jeder mit den Fingern zu. Die Brühe wird in kleinen hölzernen Gefäßen oder Blechbüchsen verteilt. Am beliebtesten sind Renntierfleisch, getrocknetes Blut, der Mageninhalt des Renntiers, ein Gemisch von frischen und angebrüteten Vogeleiern, Angelikawurzeln und Moosbeeren, Köpfe frisch gefangener Fische und ähnliches. Nachbarn machen sich gegenseitig Geschenke mit diesen Delikatessen. Das Thrantrinken hat schon Cranz als eine Fabel bezeichnet. Ehe der Branntwein seinen Weg hierher fand, war frisches Wasser, oft durch Eis oder Schnee gekühlt, das einzige Getränk der Eskimo; es steht in hölzernen, mit Knochenplättchen und -Ringen schön eingelegten Gefäßen nebst Schöpfbecher stets bereit. Tabak, häufig mit einheimischen Kräutern und selbst Holz gemengt, wird stark geraucht. Die Bering-Völker haben ihn vielleicht nicht erst von den Europäern erhalten: sie rauchen ihn fein geschnitten aus einer kleinen Pfeife, die durch einige Züge leer wird. Jakobsen nimmt in der That an, der Tabak der westlichen Eskimo komme durch Vermittelung der Tungusen, Jakuten und Tschuktschen aus der Mandschurei. Die Eskimo südlich vom Jukon schnupfen den Tabak nur.



Ein Steinbeil von den Aleuten. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.)

Während die eigne Thätigkeit durch Hereinströmen überlegener Industrien eingeschränkt wurde, hat der Handel lebhaften Aufschwung genommen, am lebhaftesten zwischen Küsten- und Binnenstämmen; jene sind in der Regel dabei der aktive Teil. Die Nachbarn des Ostkaps der Tschuktschen-Halbinsel gehen jeden Winter westwärts, da Schiffe selten dahin fahren. Auch tauschen im Sommer Eingeborene von Alaska hölzerne Gefäße gegen Renntierfelle um. Da die Küstenbewohner selbst keine Renntiere besitzen, so müssen sie, wenn sie Felle oder Fleisch haben wollen, Handelsartikel mitnehmen, am besten Öl. Keineswegs hat den Verkehr erst die Berührung mit den Europäern hervorgerufen. Im Mittelpunkt des Eskimogebiets, bei den Netschillik von König Wilhelms-Land, setzt er besonders Treibholz und Topfstein um; man bringt dafür Schwefelkies, zum Feuerschlagen benutzt, von der Ostküste von Boothia Felix. Ihre Wege vergessen die Eskimo nicht auf den für Europäer gezeichneten Karten anzugeben. Ununterbrochene Verbindungsstraßen laufen von Labrador im Süden bis zum Smith-Sund im Norden, ebenso in ostwestlicher Richtung. Freilich wird kaum jemals ein Einzelner diese ganzen Strecken durchziehen, aber die Wege fördern doch die gegenseitige Kenntnis; so ist der Cumberland-Eskimo recht gut über die Nordküste von Labrador unterrichtet und hat von seinen Stammesgenossen am Smith-Sund wenigstens gehört. An mehr Stellen, als man weiß, finden sich Marktplätze, die zeitweilig von einer größeren Zahl Handeltreibender besucht werden: so zur

Sommerzeit die der Südspitze Grönlands nahegelegene Insel Allnk, wo Westgrönländer von Ostländern Felle gegen europäische Waren eintauschen. Auf Inseln des Eismeeres handeln Küsten-Tschuktschen russische Waren, besonders Tabak, gegen die Biber-, Marder- und Robbenfelle der Kargaulen ein. Außer mit den Amerikanern haben sie noch Handelsbeziehungen mit den Eskimo an der Ostküste der Bering-Straße, denen sie Renntierhäute und russischen Tabak gegen Pelzwerk und Branntwein verkaufen. Des Branntweins und Tabaks halber sind viele Küstenbewohner mehr Händler als Fischer oder Jäger. Darin gerade liegt das Gefährliche dieses Handels, weil im Inneren das „Tollwasser" nicht mehr zu kontrollieren ist. Aber nicht Handel allein, auch die Ansammlung zahlreicher Walfischfänger in der Bering-Straße bewirken Veränderungen. Sie nehmen in jeder Fangzeit Eingeborene aus der Plover-Bai, von Indian Point, aus der Lorenz-Bai



Ein Eskimolager in Grönland. (Nach Photographie im Besitz des Herrn Hagenbeck, Hamburg.)
Vgl. Text, S. 550 und 555.

und vom Ostkap an Bord und setzen sie oft erst nach längeren Reisen wieder ab. Daher die weithin verstandene Mischsprache.

Dem **Hunde** begegnen wir in Amerika, Grönland und Asien bald als Zug-, bald als Masttier, bald als Jagdgefährten. Obwohl er nicht überall derselben Rasse angehört, prägen ihm die spitze Schnauze, die aufgerichteten Ohren, der buschige Schweif, das fahlgraue bis weißliche Fell, die um 80 cm schwankende Größe, wolfähnliche Züge, die Nahrungsweise und Ausdauer einen besonderen Charakter auf. Er wird mit Abfall gefüttert, auf der Reise aber mit Fischen und Fleisch. Vor längeren Fahrten werden die Hunde besser genährt und an raschen Lauf gewöhnt, so daß sie endlich für kurze Zeit und bei nicht zu strenger Kälte 100—150 km in einem Tage zurücklegen. Die Füße werden zum Schutz vor Wundlaufen mit Pelzschuhen bezogen. Ein gutes Gespann besteht aus ungefähr zwölf Hunden, mit Geschirr aus Bären- und Seehundshaut eingespannt. Voran läuft oft frei ein dressierter Leithund. Orts- und Geruchssinn sind hoch entwickelt; scharf ist ihr Instinkt für die Sicherheit des Eises. Während ihrer sommerlichen Bootsreisen bringen die Eskimo ihre Hunde oft auf kleine Inseln, wo sie nicht leicht entfliehen und

sich selbst ernähren können. Die Behandlung steht aber nicht im Verhältnis zu den Diensten, die sie leisten: lahm geschlagene Beine, ausgepeitschte Augen sind nicht selten. Zu leiden haben sie auch unter häufigen, verheerenden Seuchen. Hundeschlitten sind in Südgrönland wegen ungünstiger Bodenverhältnisse nicht im Gebrauch.

Die Schlitten der Eskimo (s. Abbildung, S. 549) ist wie ihr Jagdboot, der Kajak, in den Gebrauch der zivilisierten Menschheit übergegangen. Beide sind ganz der Natur angepaßt und in diesen Umständen fast unübertrefflich. Zwei knöcherne oder hölzerne Kufen, durch Riemen, damit Verschiebung möglich sei, mit Querhölzern verbunden, an der Unterseite mit Walfischknochen belegt: das ist der ganze Bau. Die Größe ist verschieden. Bei großer Kälte nimmt der Schnee eine harte, krümelige, sandartige Konsistenz an, und es ergibt sich dann eine solche Reibung, daß die Walfischknochen öfters genetzt werden müssen; dadurch wird eine dünne Eisschicht darüber erzeugt und die Fahrt erleichtert. Die Hunde werden in Grönland und Labrador derart an den Schlitten gespannt, daß jeder Hund seine besondere Zugleine hat; in Alaska, wo das Gespann auch dichte Wälder zu durchfahren hat, sind sie an eine Hauptleine als Deichsel paarweise befestigt, während ein besonders intelligentes Leittier am Vorderende zieht.



Ein Kajak der Eskimo. (Nach Photographie im Besitz des Herrn Hagenbeck, Hamburg.)

Die Schiffe der Eskimo bestehen aus einem mit Fellen überzogenen Gerüst von Holz und Knochen. Eisenteile werden wegen des Rostens und Durchscheuerns auch heute vermieden; befestigt werden die Teile durch Holzpflöcke, Fischbein und Sehnen. In der Regel kommen zwei Formen vor. Das Weiberboot (Umiak der Grönländer), geeignet zum Transport und für größere Reisen, ist bei 6—8 m Länge 1½ m breit und ein komplizierter Bau aus Kiel, Längsrippen, Querbalken und Ruderbänken. Das Fahren damit ist bei den Grönländern den Weibern überlassen; diese stellen auch den Überzug mit Seehundsfell her, die Männer das Gerüst. Die kurzen, grabscheitähnlichen Ruder hängen in Lederriemen; mit einem Ruder wird auch gesteuert. Leicht reist eine Gruppe von 15—20 Köpfen mit Zelten, Hausgerät und Hunden darin mehrere Hundert Kilometer weit. Früher brachten jährlich nach Pamiagdluk 2—3 Umiaks 1000 Pfund Robbenspeck, 6 Eisbärenfelle, 12 Fuchspelze und 200 Seehundsfelle zum Verkauf. Einige Männer fahren bei solchen Transporten nebenher, unter Umständen Hilfe zu leisten. Neuerdings hat in Westgrönland der Mangel starker Felle den Bau solcher Boote ganz aufhören machen. Am Kotzebue-Sund führen die älteren Männer das Steuerruder und dürfen, wenn sie nicht arbeiten, den Hintersitz einnehmen. Segel können wegen des leichten Umschlagens nicht oft angewandt werden; man erwähnt sie von Grönland und der Nordostküste Asiens, und Cranz spricht von grönländischen Segeln aus Seehundsdärmen.

Schmal und einsitzig ist das Jagd- oder Männerboot, Kajak der Grönländer, eine der vollendetsten Erfindungen der Naturvölker, das wichtigste Hilfsmittel bei Seejagd und Fischfang (s. Abbildung, S. 550). Ohne Ballast und Kiel schwebt es fast auf der Oberfläche; große Übung und Kaltblütigkeit ist nötig, es zu lenken. Trotzdem wagt sich der Kajaker auf eine See, deren Wogenschlag ein gewöhnliches Boot zertrümmern würde, und bricht durch eine Brandung, die ihn momentan begräbt. Überall im Eskimogebiet trifft man den Kajak. Das Gerüst besteht bei diesem 3—4 m langen, nie über ½ m breiten Fahrzeug aus bis zu 60 Stück hölzernen oder knöchernen, mit Sehnen oder zerfasertem Fischbein befestigten Sparren und Leisten; der Überzug von Seehundsfell deckt das ganze Boot mit Ausnahme einer runden Öffnung in der Mitte (zwei und drei Öffnungen haben nur die Jagdboote der Aleuten, die Baidarki); darin nimmt der Rudernde Platz und kann sie mit dem Wasserpelz so dicht um sich zuknüpfen, daß keine Feuchtigkeit eindringt. Feine Nähte und öftere Einreibung mit Walfischspeck befördern die Dichtigkeit. Dazu gesellen sich Gelenkigkeit und Leichtigkeit. Die zahlreichen, kunstvoll zusammengefügten Bestandteile des Gerippes und der elastische Überzug machen fast jeden einzelnen Teil biegsam; ein Kajak wird von dem Ausziehenden bis ans Meer quer über dem Rücken getragen. Wurfspieße verschiedener Art hat er auf dem Verdeck in Schlingen so befestigt, daß er sie beim Sitzen in der Luke sämtlich mit Leichtigkeit ziehen und mit dem Wurfbrett, das ebenfalls dort lagert, mit großer Gewalt und Sicherheit werfen kann. Mit 30 kg Waffen und Ballast und einem Schiffer von 70 kg Gewicht beladen, macht nach Erman eine aleutische Baidarke Wege von 26 deutschen geographischen Meilen in 24 Stunden. Ein entsprechend beladener Fußgänger würde dazu zehn- bis elfmal mehr Zeit brauchen. Beschädigungen des Kajaks werden mit Speck verstopft oder zugenäht; man geht dazu ans Land und stützt das umgekehrte Fahrzeug auf einige Holzpflöcke, die auch zur Ausrüstung gehören.

Die aleutischen Kajaks haben die Eigentümlichkeit, daß das Vorderende eine Spitze unter und eine über Wasser hat, sonst gleichen sie den grönländischen. Das aus Treibholz verfertigte Doppelruder (Pautik der Eskimo) gehört zu den wertvollsten Besitztümern und wird zur größeren Haltbarkeit mit Bein eingefaßt. Beim Kentern wird es als Hebel benutzt, um Mann und Kahn wieder aufrecht und ins Gleichgewicht zu bringen. Nur der Verlust des Ruders ist gefährlich; dann beeilt sich der Schiffer, sich loszuschnüren. Mit dem Ruder aber kennt er zehn Wege, sich und das gekenterte Fahrzeug zu retten; er übt sie von Jugend auf. Selten sind Fremde zu der Fertigkeit gelangt, dieses Schiffchen in nicht ganz glatter See zu lenken. Die Form des Ruders ist von Grönland bis Alaska gleich, nur im einzelnen finden sich Unterschiede, woraus der Eskimo freilich gleich den Stamm bestimmen kann.

Wie nach Anlage und Erfindung sinnreich, sind alle Werke des Eskimo auch im einzelnen vollendet, ein Merkmal der fleißigen, geduldigen Arbeit, oft auch eines regen Schönheitssinns. Bedenkt man seinen Zustand, seine Lage, seine elenden Materialien und Hilfsmittel, so muß man gestehen, daß er es an Geschicklichkeit und Erfindung in Handarbeiten allen anderen Nationen wenigstens gleich thun könnte. Dabei ist von Arbeitsteilung in diesem der festen Stützen des Ackerbaus und der Viehzucht entbehrenden Leben natürlich nicht viel die Rede.

So vielseitig wie hier wird der Knochen nirgends mehr verwendet (s. Abbildung, S. 552). Auch Stein wird benutzt, weniger das Metall. Dies wurde nur mit Wracken europäischer Schiffe an den Strand geschwemmt, selten in gediegenem Zustand gegraben, der Stein liegt in manchen Gegenden den größten Teil des Jahres unter Schnee und Eis; Knochen dagegen liefern die Tiere zu jeder Zeit. Dies ist das Material, worin der Eskimo schwelgt, das ihm in unerschöpflicher Fülle und in einer Schönheit (man denke an die Walroß- und Narwalzähne) zur Verfügung steht, die zur künstlichen Bearbeitung herausfordert. So ist denn hier im Eise der Polarländer eine Kunst der

Knochenschnitzerei aufgeblüht, die in ihrer Art nicht minder reich und mannigfaltig ist als die Holzschnitzerei der sonnigen Fidschi- oder Salomon-Inseln. Spitzen von Wurfspeeren und Harpunen, Hämmer, Stäbe und Zepter, fußlange Drills zum Feuerbohren, Pfeifen, Messerscheiden, Bogenspanner und kleinere Gegenstände, wie Messergriffe, Pfeilspitzen, Fischangeln, Schwimmer, Spatel zum Lederglätten, Ahlen, Kämme, Schiffchen zum Netzeflechten: alles, alles wird aus Knochen hergestellt (vgl. auch Abbild., S. 547). Hervortretende Ornamentierung ist gewöhnlich ausgeschlossen; dafür prägt sich aber Glätte, Sauberkeit und Zweckmäßigkeit um so mehr aus. Je primitiver im allgemeinen die Steinsachen (s. Abbild., S. 553, Fig. 1) sind, um so auffallender ist die Politur der Knochenarbeiten. Daneben herrscht ein feiner Sinn für Symmetrie. Ornamente sind eingeritzte gerade Linien, Rauten, Punktreihen, eingebrannte kleine Ringe (ähnlich wie auf Elfenbeinringen in Afrika) und hauptsächlich auf den Feuerbohrern Hütten, Schiffe, Menschen, Renntiere, oft in dutzendfacher Wiederholung. Auch die Bogenspanner sind dann und wann mit ähnlichen Zeichnungen geschmückt. Die Ost-Grönländer kennen diese „Malerei“ nicht, ihre Kunstbegabung äußert sich in Schnitzarbeit und bunten Nähereien. Übrigens zeigen jene kleinen und schematischen Bilder doch nicht die scharfe Auffassung und kühne



Knöcherne Belle, Hämmer und Hacken der Eskimo. (Britisches Museum, London.) 1/6 wirkl. Größe.

Linienführung der in unseren Diluvialhöhlen gefundenen Tierbilder. Mehr künstlerischen Wert haben Schnitzereien nach der Natur, die mit Vorliebe Seehunde, Walrosse, Hunde, Bären darstellen und entweder bloß zur Kurzweil gefertigt sind oder zum Einsatz von Fischangeln und dergleichen gebraucht werden. Zuweilen gehen die Gestalten, namentlich die Seehunde, wieder in Ornamente über. Geschnitzte Menschenfigürchen finden sich als Amulette besonders in Ostgrönland, ebenso die Puppen, womit sich die heranwachsende weibliche Jugend beschäftigt, und ornamentale, geschnitzte Figuren, die nichts anderes als schematische Abwandlungen des Seehundes sind. Eigentümlich sind die Ringe aus den Klauen kleiner Vögel und im Westen die Knöpfe aus seltenen Steinen, häufig Türkisen, zum Einstecken in die Unterlippe. Besondere Geschicklichkeit

bezeugen die aus einem Stück Walroßzahn geschnittenen Ketten (s. Abbildung, S. 70) und Griffe verschiedener Werkzeuge. Vollendet sind wasserdicht zusammengenähte Schöpfgefäße aus biegsamem Holz und Holzschüsseln, deren Rand mit viereckigen oder runden Steinen ausgelegt ist.

Viel leisten die Nachbarn der Nordwestamerikaner im Flechten. Dazu benutzen sie eine nach Art des Hanfes zubereitete Faser aus den Halmen einer Elymus-Art; in den Höhlengräbern von Santa Catharina hat Dall kunstvolle Matten gefunden, worein, wie bei den Maori, Federn und Renntierhaare eingeflochten waren. Die Hüte der Bewohner vom Prinz William-Sund sind aus Binsen undurchlässig geflochten, oft doppelt: mit einem Kopfteil und einem äußeren eigentlichen Hut, und mit denselben schwer deutbaren Figuren bemalt, die auch ihre übrigen Geräte haben; ebenso vorzüglich sind ihre undurchlässigen Körbe aus Bastfäden, wie sie genau so bei Indianern wiederkehren, ihre kunstreichen Puffer zum Aufbewahren der zur Bepuderung des Kopfhaares verwandten Flaumfedern vom Kormoran und dergleichen. Netze aus Nesseln flicht man in Alaska.



Geräte der Eskimo: 1) Jadeithammer; 2, 3) Geräte zur Herstellung von Quarzpfeilspitzen; 4) Eiskratzer. (Christy Collection, London.) Vgl. Text, S. 546 und 552.

Grobe Kämme lockern und zerteilen die Sehnen wie in Nordamerika. Kämme für das Haar, bei den Eskimo oft hübsch verziert, sind viel feiner und dichter. Genäht wurde mit Knochennadeln sehr fleißig und geschickt: wenige zivilisierte Näherinnen würden selbst mit den feinsten Nadeln so fein und genau arbeiten können, wie diese Eskimo mit Ahlen aus Vogelknochen. Auch die Holzarbeiten verdienen Bewunderung, weniger wegen ihrer Vollendung als wegen der Geschicklichkeit, womit oft die kleinsten Stückchen Treibholz zu brauchbaren Geräten umgestaltet und zu größeren Stücken zusammengesetzt sind. Es ist der Mangel des Treibholzes, der im nordwestlichen Grönland die Eskimo auf einer niederen Stufe festhält, da sie dort nicht im stande sind, sich gute Fanggeräte zu verschaffen.

Die Architektur der Hyperboreer ist auf Herstellung festgeschlossener Wohnstätten angewiesen. Westlich vom Mackenzie-Fluß, wo Treibholz häufig ist, finden wir Holzhütten; östlich davon bis an die Hudson-Bai, wo dies und auch die knochenspendenden Säugetiere fehlen, Schneehütten. Zunächst schützt vor dem rauhen Klima Eingraben in die Erde bis auf den gefrorenen Untergrund und Errichten einer wenig vorragenden Hütte, mit Treibholz und Walfischrippen gerüstet, mit Fellen, Erde und Rasen bedacht. Der Trieb nach Konzentration führt dabei von selbst auf den kreisförmigen und elliptischen Umriß; doch allgemein ist er nicht: Hütten rechtwinkeligen Umrisses fand Koldewey im nördlichen Ostgrönland. Um nur die unumgänglich nötige Luft einzulassen, wird die Hütte durch einen gedeckten oder unterirdischen Gang (Pak) mit einer zweiten Grube verbunden, die als Eingangsschacht durch eine Deckung geschützt ist: man steigt auf einer Leiter hinab und gewinnt auf Händen und Füßen den Weg zur eigentlichen Hütte. Außerdem dienen diese Vorräume auch zum Ablegen gefrorener und beschneiter Kleidungsstücke und der Geräte sowie als Aufenthaltsort der Hunde; ihnen entspricht das eine der beiden Zimmer der aleutischen Hütte mit dem Herdfeuer, das als Küche dient. Die Hütten sind nach der See, womöglich nach Süden oder Südosten gelegen; größere Hüttengruppen sind immer vor dem Nordwind

geschützt. Die aleutischen Hütten sind halb unterirdisch aus Rasen gebaut, dem einige Balken von Treibholz Festigkeit verleihen, und so tief in die Erde gegraben, daß sich die kleinen Fenster unmittelbar auf der Bodenfläche befinden. Die darüber aufgetürmten, mit allerlei Grasarten üppig bewachsenen Rasendächer geben ihnen mehr das Ansehen von Gräbern als von menschlichen Wohnungen. Sie erinnern in der Größe an die Langhäuser im Nutka-Stil und beherbergen zehnmal mehr als eine große Eskimohütte. Eingegangen wird durchs Dach; die Schmalseiten wenden sich der vorwiegenden Windrichtung zu. Wo Mengen von Treibholz oder Waldungen größere Feuer gestatten, befindet sich in der Mitte des Daches eine 1 qm große Öffnung, wo der Rauch abzieht; ein Fenster aus Seehundsdärmen verschließt sie. Heute sind bereits auf den



Hütten der Küsten-Tschuktschen. (Nach Cook.)

Kupfer- und Bering-Inseln bequeme amerikanische Blockhäuser für die Eingeborenen aufgerichtet. Die Grönländer lassen ihre Hütten wohl nie über 15 m Länge hinausgehen, bei einer Breite von $1\frac{1}{2}$—2 m. Darin wohnen durchschnittlich nicht über 40 Leute. Ihre Hütten stehen frei auf Felsen oder Steinen, wo Schmelzwasser leicht ablaufen kann; ihre Mauern sind aus Steinen, Erde und Rasen aufgetürmt. Die Vorratshäuser sind besondere, backofenförmig aus Steinen gewölbte Räume; die Jagd- und Fischereigeräte hängen bei den Booten im Freien, manchmal auf besonderen Knochen- oder Holzgerüsten.

Die Eskimo des amerikanischen Archipels verbringen den Winter in Schneehütten, den Sommer in Zelten. Jene bauen sie so: aus der sturmgepreßten, harten Schneedecke schneiden sie Platten von 40 cm im Quadrat und 15 cm Höhe und fügen sie zu einem Kuppelgewölbe zusammen, daß die Fugen eine Schneckenlinie bilden. Zwei solcher Kuppeln nebeneinander stellen Vorhalle nebst Hundehütte und Wohnraum dar, eine dritte dient zur Aufbewahrung von Geräten. Ein in den Schnee gegrabener Stollen bildet den Eingang, die Thür verschließt eine Schneeplatte, und so ist es auch in einer Schneehütte möglich, sich's bequem zu machen. Bei $2\frac{1}{2}$ m Außenhöhe erlauben sie einem mittelgroßen Mann, aufrecht zu stehen, erhalten das Licht durch

eine durchsichtige Eisplatte und werden durch Bewurf mit Schnee von außen geglättet und verdichtet; selbst die säulenartigen Untersätze für die Lampen sind aus Schnee gemacht, ebenso die mit Fellen oder Buschwerk gedeckte Schlafstätte.

Das nomadische Leben macht neben der Erdhütte das **Zelt**, wenn auch nur im kurzen Sommer, zur zeitweiligen Wohnstätte je einer Familie (s. Abbildung, S. 554, und die auf S. 549). Die zahlreichen Steinkreise, die den Polarfahrern als Spuren längst untergegangener Geschlechter erschienen, sind in Wirklichkeit nur Reste flüchtiger Sommerzelte, die bezogen werden, wenn der schmelzende Schnee die Rasendecke der Winterhütte zu durchsickern droht. Doch im September ist meist die Einhamsterung wieder vollendet, die dann bis in den Mai dauert.

Zur Beleuchtung ihrer Langhäuser hatten die Aleuten und die Bewohner von Alaska im Dache, die Grönländer neben dem Eingang Löcher, die mit durchscheinenden Häuten überspannt waren. Bei allen Eskimo dient dazu und zur Erwärmung eine Lampe aus einer Steinplatte, die an einer Seite eine tellerförmige Vertiefung hat (s. Abbildung bei S. 547, Fig. 2 und 3). Darein gießen sie Öl und benutzen etwas dürres Moos oder Gras als Docht. Männer und Weiber erwärmen sich, indem sie eine Lampe zwischen die Beine stellen und einige Minuten lang darüber kauern. Wenn in jeder Familienabteilung der Langhäuser eine Lampe brennt, ist der Heizeffekt mit der Zeit nicht unbeträchtlich. Über der Lampe hängt ein Kessel zum Schneeschmelzen; weiter sieht man Wasserbehälter, Stäbe zum Aufhängen feuchter Kleidungsstücke, zur Aufbewahrung der Waffen und Geräte. Unangenehm für den Europäer ist das unvermeidliche, übelriechende Uringefäß, worin Häute zum Gerben eingeweicht sind. Cranz faßt den Gesamteindruck des häuslichen Lebens der Eskimo in die Worte: „Man weiß oft nicht, ob man ihre ins Enge gefaßte, recht wohl ausgesonnene Haushaltung oder ihre Genügsamkeit bei der Armut (wobei sie glauben, reicher zu sein als wir) oder ihre in einem so engen Bezirk wahrgenommene Ordnung und Stille am meisten bewundern soll.“

---

## 29. Die amerikanische Familie und Gesellschaft.

„Die altamerikanische Gesellschaft beruhte mehr auf Verwandtschaft als auf politischer Verbindung.“ Lewis H. Morgan.

Inhalt: Ehe und Heirat. Spuren älterer Familienformen und Eingreifen der Sippe. Stellung des Weibes. — Die Kinder. Ihre Zahl und Erziehung. — Arbeitsteilung der Geschlechter. — Sittlichkeit. — Reifefeier. — Gynäkokratisches. Mutterrecht. — Eigentumsformen. — Die Gesellschaft. Sippe und Totem. — Unterthänigkeitsverhältnisse. Sklaven. Verweibte Männer. — Der Häuptling und die Ratsversammlung. Krieger- und Jägergesellschaften. Autorität und Revolution. — Die Kriegführung. — Kleinheit der Stämme. Bündnisse. Grenzen. — Völkernamen. — Der friedliche Verkehr und seine Formen.

Die Familie hat sich in Amerika nicht eigen entwickelt; dieselben Zwischenstufen zwischen Geschlechtsgenossenschaft und patriarchalischer Familie, dieselben Reste mutterrechtlicher Zustände, die sich in der Alten Welt und Australien erhalten haben, lassen sich in Amerika nachweisen: ein vollgültiges Zeugnis für die enge Verwandtschaft der gesamten Menschheit.

Die **Ehe** ist bei den Indianern eine innere Angelegenheit der Sippe. Polygamie ist fast überall erlaubt; aber die geringe Zahl der Weiber und die Schwierigkeit der Ernährung machen sie zu einem Vorrecht der Besitzenden und der Häuptlinge. Martius meint, daß unter kräftigeren Südamerikanern die Polygamie vorwalte, wie bei den Botokuden, und unter den im heißeren Klima lebenden Stämmen. Die Wintun Kaliforniens lehren aber, daß in armen Verhältnissen

vermehrte Arbeitslast dem Weibe auch größere Rechte gibt; denn dann erzwingt es sich die Monogamie. Darum suchen sie auch nicht schöne, sondern kräftige und arbeitsame Weiber. Bei den monogamen Irokesen dürfte das Sippensystem einschränkend gewirkt haben. Mehr als zwei Weiber sind bei den Nordwest-Amerikanern sehr selten.

Der Weiberkauf hat fast allgemein die roheren Formen der Eheschließung ersetzt, und vielfach erschweren hohe Preise die Heirat, so daß bei den Abiponern die Jünglinge in der Regel nicht vor dem 25., die Mädchen nicht vor dem 19.—20. Jahre zur Ehe schreiten konnten. Die Zeremonien sind oft sehr einfach, werden aber gerade dann als bindend betrachtet, besonders der stumme Geschenktausch. Weiberraub in der milden Form, daß der Bräutigam nicht nach der Einwilligung seiner Braut fragt, sondern sie einfach nach Erlegung des Kaufpreises hinaus in den Busch entführt, scheint selten noch vorzukommen. Dagegen haben sich Formen der Zurückhaltung, der Weigerung, des Zauderns der Braut, die bei den Abiponern zuletzt sogar in einem Sacke ihrem Gatten gebracht werden mußte, hier und da erhalten. Übereinstimmung zwischen den Brautleuten ist indessen meist vorhanden; nach Musters Zeugnis gründen sich die Ehen der Tehuelchen stets darauf. In den meisten Fällen ist die Hochzeitsfeier ein einfaches Trinkgelage, wobei mitunter die Brautleute ihren Willen erklären. Bei Nordwest-Amerikanern fällt sie zusammen mit der Übergabe der Geschenke oder des Kaufwertes unter langen zeremoniösen Reden; als symbolische Gegengabe der Braut erscheinen Mais- oder Bananenähren; diese erhält dafür wieder bei den Odschibwäh ein Stück Fleisch. Die Braut des Abiponers trug in feierlichem Zuge Hausrat und Webstuhl in ihr neues Haus unter einem von Gespielinnen ausgespannten Kleide. Bei Orinoko-Stämmen fastet die Braut vor dem Eheschluß. Im Millbank-Sunde überreicht man die Brautgabe auf einer Plattform, die auf Kähnen ruht; Reiche geben dabei große Feste. Bei den Makah führt die Bemannung eines Bootes als Hochzeitszeremonie eine Walfischjagd und Harpunenwerfen in die Umfriedigung des neuen Hauses auf. An der Grenze von Kanada pflegten die Brautleute einen 1 m langen Stock an den Enden zu fassen, so daß sie dadurch noch getrennt waren; ein älterer Mann hielt dann eine Rede und zerbrach den Stock in so viele Stücke, als Zeugen da waren. Auf den Beweis der Fähigkeit, eine Familie zu ernähren, laufen viele Gebräuche hinaus. So hatte bei den Muskotschi ein Heiratskandidat ein Haus zu bauen, eine Ernte zu machen, ein Wild zu erjagen, und die Frau galt erst dann für gebunden, wenn ihr dies alles übergeben war. Auch bei den Jagdvölkern Nordamerikas schickte der Jäger seine beste Beute dem Mädchen, das ihm, wenn es ihm wohlwollte, ein Stück davon gekocht mit kleinen Liebesgaben zurücksandte; um einen berühmten Krieger dagegen warben die Mädchen, bei den Osagen durch Darbietung einer Maisähre. Ein Unterhändler ist nahezu unentbehrlich. Er unterhandelt bei den Thlinkit zunächst mit den Eltern über den Kaufpreis; dann bringt im Beisein der Verwandten der Bräutigam seine Geschenke und erhält dafür die Braut. Als Zwischenhändler dienen mit Vorliebe ältere Tanten, bei den Odschibwäh die Mütter des Paares. Die Preise steigen mit dem Range. Erwerbung der Braut durch Wettkampf im Blockwerfen schildert Martius von den Chavante Brasiliens. Heiraten dienen auch zur Förderung politischer Zwecke. Nicht nur bei den Inka Perus war es nach Garcilaso Sitte, daß Fürsten ihre weiblichen Verwandten an verdiente Männer gaben: auch anderwärts versagt man mächtigen Häuptlingen eines Nachbarstammes nicht leicht eine Tochter oder mehrere.

Hindernisse und Erleichterungen entstehen überall da, wo sich die mutterrechtliche Familie erhalten hat, wo man dem Totemismus huldigt. Hier ist das Geschlecht, woraus die Gattin gewählt werden darf, unweigerlich bestimmt, und da dies selten sehr groß ist, ist die Wahl sehr beschränkt. Anderseits sind Ehen möglich, die einer vaterrechtlichen Familie als ärgste Verirrung gelten müssen: da die Kinder nur im Mutterbruder ihren männlichen Beschützer erblickten, durfte

der Vater die eigne Tochter heiraten. Übrigens ist dieser Brauch in Nordamerika jetzt meist erloschen. Zäher hat sich gerade dort das **Levirat** erhalten. Eine andere Gruppe von Verwandtschaftsehen entsteht aus der **Endogamie**. Unter kleinen Stämmen, deren Männer auf die Weiber des eignen Geschlechts angewiesen sind, ist die Geschwisterehe ungemein gewöhnlich; man kann sie gerade hier nicht als einen Rest von Hetärismus betrachten, sondern muß annehmen, daß sie unter dem Zwang der Umstände immer von neuem entsteht. **Martius** gibt an, daß die Sitten um so reiner werden, je zahlreicher die Stammesglieder sind. Als locker bezeichnet er die der Coeruna und Nainumá, die beide zu seiner Zeit am Erlöschen waren. Eine dritte Quelle der Verwandtenehe endlich ist der Brauch, Mutter und Töchter einer kriegsgefangenen Familie einem einzigen Manne zu überlassen, was schließlich auch in Friedenszeiten geübt wird, so von den Rayma Guayanas. Von den Karaiben der Antillen wissen wir, daß ein Mann mit Mutter und Tochter oder mit zwei Schwestern gleichzeitig verbunden sein durfte. Vereinzelt vorkommende Beschränkungen des Verkehrs zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn sind möglicherweise auf naive Versuche zurückzuführen, diese ungesunden Zustände zu beseitigen.

Das **Totemsystem** besteht zwar nur bei vereinzelten Stammesgruppen in seiner ganzen Schärfe; aber die Sitte, immer nur in einen fremden Stamm zu heiraten, taucht da und dort auf. So teilen sich die Kenai Atnah und Koloschen in verschiedene exogamische Geschlechter. Großartig hatte sich der Totemismus bei den alten Irokesen entwickelt. Jedes Volk war hier in acht Geschlechter geteilt, die durch die Symbole (Totem bei den Algonkin) Wolf, Bär, Biber, Schildkröte, Reh, Schnepfe, Reiher, Falke unterschieden wurden. Die gleichnamigen Geschlechter betrachteten sich als Brüder, blutsverwandt, und hierauf beruhte die Festigkeit dieses Völkerbundes. In alter Zeit konnten die ersten vier Geschlechter nur in die letzten vier heiraten und umgekehrt; später mußten Mann und Frau wenigstens verschiedenen Geschlechtern angehören. Die Kinder wurden zum Geschlecht der Mutter gerechnet, und alles Eigentum, alle Würden und Rechte wurden nur in weiblicher Linie vererbt. Was man in Südamerika Zünfte nennt, die auf Wechselheirat oder Exogamie angewiesen sind, war dasselbe: bei Indianern Guayanas tritt der Bräutigam in den Stamm der Braut über. Ungleiches Alter der Ehegatten ist sehr gewöhnlich: junge Männer heiraten ältere Weiber, während die alten Männer die jüngsten Mädchen beanspruchen. Das Altern des Weibes zwingt den jüngeren Mann zu einer neuen Ehe: auch eine Polygamie! Angaben über Lockerheit des ehelichen Bündnisses scheinen sich bei näherem Zusehen nicht immer zu bestätigen. Wenn brasilische Männer Fremden ihre Frauen anboten, handelte es sich oft nur um kriegsgefangene Sklavinnen. Die Karaya unterhalten auf gemeinsame Kosten gewisse Männer, die mit den verwitweten Frauen zu verkehren haben, damit diese nicht den Frieden stören. Ehebruch wurde bei vielen Indianerstämmen in älterer Zeit sehr hart gestraft.

Die **Zahl der Kinder** ist in der Regel gering, in monogamischen Ehen schon deshalb, weil das Säugen leicht 3—4 Jahre dauert; aber auch in polygamischen scheuen die Weiber die Entfremdung des Mannes durch ihre Schwangerschaft und Entbindung: daher die verschiedensten Mittel zur Abtreibung der Leibesfrucht. Nach **Azara** gebären die Weiber der Guaná am Paraguay erst vom 30. Jahre an. Aussetzung und Ermordung der Neugeborenen ist ebenfalls nicht selten. Daß eine verlassene Gattin ihr Kind mordet, betrachten die Wintun Kaliforniens, die ein vaterloses Kind „des Teufels Eigentum" nennen, als gerechtfertigt. Gefahrvolles Gebären bei den Weibern der Reitervölker betont schon **Dobrizhoffer**. Das männliche Wochenbett, die Couvade, ist in Amerika ungemein verbreitet und hier auch zuerst genauer studiert worden: Sobald sich die Frau wieder erhebt, heuchelt der Mann krank zu sein. Oft muß er einen ganzen Monat lang liegen bleiben und nur Kassawa oder kleine mit der Nicou-Pflanze erbeutete Fischchen essen; jeder Verstoß dagegen würde sich durch den Tod oder die Lasterhaftigkeit des Neugeborenen rächen.

Sogar Weiße einiger „zivilisierten“ Ortschaften am Amazonenstrom glauben, das Kind gedeihe nicht, wenn der Vater nicht mehrere Tage unthätig in der Hängematte verharre. Das Weib erhält von dem Beginn der Schwangerschaft an einen besonderen Raum, womöglich eine Hütte. Kein Mann darf sich ihr nähern oder ihre Speisen berühren. So bei den Wintun, an der Moskitoküste, in Nordwestamerika, bei den Tinneh. Nach der Entbindung wird die Wöchnerin häufig in ein Dampfbad gebracht. Die Frau der Thlinkit erwartet ihre Niederkunft auch im Winter in einer Schneehütte hinter dem Hause: keine rohe Isolierung, sondern eine Wohlthat im Vergleich zu dem Aufenthalt in den geräuschvollen und dunstigen Familienhütten. Sowie das Kind nur wenige Wochen alt ist, wird es täglich im kalten Wasser gebadet: eine körperliche Reinigung, wie eine Sühnezeremonie. Die Wiege, die das Kind verlassen hat, wird bei den Kwakiúl in einer Felsspalte sorgfältig verpackt niedergelegt und nie mehr berührt.

Ob bei der Weihe dem Neugeborenen der Name gegeben wird oder erst bei der Pubertätserklärung, ist nicht genau bekannt. Häufig sind Tier- und auch Pflanzennamen. Wechsel des Namens bei Verheiratung nahmen bei den Karaiben beide Teile vor, ebenso bei Brasiliern.



Eine Wiege brasilischer Indianer mit Vorrichtung zur Abplattung des Kopfes. (Ethnographisches Museum, München.)

Vielfach fungiert als Namengeber der Medizinmann. Bei den Tinneh ändern Mutter und Vater ihren Namen nach dem des ersten Sohnes.

Die **Behandlung der Kinder** durch die Eltern ist liebevoll, obwohl Liebkosungen wenig vorkommen, körperliche Züchtigungen aber ebenso selten. Die kleinen Kinder werden meist auf einem Brette oder einer Wiege befestigt (s. obenstehende Abbildung und die auf S. 560), die oft hübsch verziert, mit Spielsachen und Amuletten behängt ist und von der Mutter auf allen Wegen, bei allen Geschäften mit herumgetragen wird. Bei den Natchez pflegte man nach Adair Knaben auf Panther-, Mädchen auf Büffelkalbfelle zu legen, damit sie sich die Gemütsart dieser Tiere aneignen möchten. Vereinzelt stehen Angaben über Verkauf von Kindern.

Knaben wie Mädchen werden festlich in die **Mannbarkeit** übergeführt. Vorher werden die **Mädchen** längere Zeit in einer kleinen Hütte eingeschlossen, bei den Thlinkit früher bis zu einem Jahre. Darin erhalten sie zuerst nur Wasser und müssen vor allem vor dem Anblick des Feuers und der Sonne bewahrt werden; sonst verfielen sie ewiger Schande. Bei den Makuschi wird das Mädchen mit seiner Hängematte in die äußerste Kuppelspitze der Hütte verwiesen, die es nur des Nachts verlassen darf; gleichzeitig muß es fasten. Nach einiger Zeit darf die Jungfrau einen kleinen Verschlag in dem dunkelsten Winkel der Hütte beziehen. Am Morgen muß sie sich in eignem Topfe, an besonderem Feuer ihre einzige Nahrung, einen Maniokbrei, kochen. Erst wenn sie der Piai entzaubert hat, darf sie die Hütte verlassen und ein Bad nehmen. Nach der Rückkehr davon wird sie während der Nacht auf einem Schemel oder Stein von der Mutter mit dünnen Ruten bis aufs Blut gegeißelt, ohne einen Schmerzensschrei ausstoßen zu dürfen. Bei

den Karaiben werden dem Mädchen die Haare abgebrannt, auf einem Steine vom Piai mit Aguti-Nagezähnen zwei tiefe Einschnitte längs des Rückens und von Schulter zu Schulter gemacht und mit spanischem Pfeffer eingerieben, ohne daß es einen Schmerzenslaut ausstoßen darf. Danach wird es mit gebundenen Armen in die Hängematte gelegt und ihm ein Amulett von Zähnen umgehängt. Nach dreitägigem Fasten abermals auf die Platte getragen, wobei die Füße die Erde nicht berühren dürfen, wird es mit losen Armen wieder nach der Hängematte gebracht, wo es sich einen Monat von ungekochten Wurzeln, Kassawabrot und Wasser nähren muß. Erst nachdem diese harten Prüfungen noch einmal wiederholt sind, ist das Mädchen unter die Frauen aufgenommen. Heilige Hütten, wo menstruierende Frauen sich von der Gemeinschaft absondern, gibt es in vielen Dörfern. Bei den Tschimuk müssen die Jungfrauen nach dem Eintritt der Mannbarkeit eine Zeitlang täglich baden, den Körper mit Hanf reiben und dürfen weder Fische noch Beeren essen. Gehen sie bei Südwind aus der Hütte, so erscheint der Donnervogel und bringt Gewitter. Auch in Südamerika glaubt man, daß solch ein Mädchen von Kropf und Geschwüren befallen wird, daß Frauen, die in dieser Zeit in den Wald gehen, von Schlangen angegriffen werden. Solange die Juri- und Tupi-Mädchen Jungfrauen sind, tragen sie Baumwollfäden um Arme und Lenden.

Auch die Knaben sollen sich durch Ertragung von Schmerzen und Entbehrungen der Aufnahme unter die Männer würdig erweisen. Bei einigen Orinoko-Stämmen werden ihnen Wunden mit den Hauern des wilden Schweines oder der Schnabelspitze des Tukans auf Brust und Armen beigebracht. Bei den Makuschi und Wapischiana bringt der Piai ein viereckiges Netz aus Calathea-Stengeln, etwa 1/3 m im Durchmesser groß, heran, in dessen enge Maschen wohl an 60—80 große, heftig beißende Ameisen eingezwängt sind. Dies wird den Jünglingen und Mädchen so auf nackte Körperteile gepreßt, daß sie den Bissen ausgesetzt sind. Apalaí und Rukujenn benutzen es auch zur Bewillkommnung der Fremden: Crevaux mußte dem Drängen der Leute nachgeben und ihnen das Ameisengitter ansetzen. Wer das „Maraké“ (vgl. oben, S. 465), das auch mit Wespen ausgeführt werden kann, glücklich bestanden hat, muß noch eine hinter seinem Rücken aufgestellte Scheibe dreimal hintereinander mit kleinen, über die Schulter geschleuderten Kassawakugeln treffen. Dieselbe Sitte findet sich auch bei den Guarauno des Orinoko-Deltas. Bei den Gualaquiza-Jivaro ist eine große Festlichkeit die Einführung eines drei- bis vierjährigen Kindes in die Kunst des Rauchens: die ganze Familie versammelt sich, ihr Haupt preist die Tugenden und Thaten der Vorfahren des Kindes und gibt der Hoffnung Ausdruck, es möge jenen nacheifern. Darauf wird die brennende Pfeife dem Kinde gereicht. Die Pfeife geht im Kreise herum; den Beschluß macht ein Tschitscha-Gelage.

Daß die Mädchen weniger bekleidet gehen als die Frauen, oft bis zur Mannbarkeit jeder Hülle entbehren, ist auch in Amerika allgemein.

Über geschlechtliche Sittlichkeit herrschen verschiedene Begriffe. Die unverheirateten jungen Männer wohnen bei den Mundrukú in besonderen Hütten und werden bei den Chavante streng bewacht, um die Jungfrauen zu schützen. Die meisten brasilischen Stämme aber legen keinen Wert auf die Jungfräulichkeit der Mädchen, so wenig wie bei den alten Peruanern Jungfrauen gern geehelicht wurden. Bei den Juri und Passe lag dem Zauberer die Aufgabe ob, das Mädchen zu deflorieren. So muß in den mehr oder minder einflußreichen Zünften oder Banden der von einer niederen in eine höhere Bande sich Einkaufende sein Weib den Verkäufern überlassen. Völlige Ungebundenheit der Mädchen fand sich in Nordamerika bei den Huronen.

Die Stellung der Frauen ist nicht überall gedrückt. In normalen Verhältnissen ist vor allem die Teilung der Arbeit streng geregelt: wer eine Frauenarbeit von einem Manne verlangt und umgekehrt, dem bleiben seine Wünsche unerfüllt oder werden überhaupt nicht

verstanden. Weit entfernt, sich nur mit Jagd und Fischfang zu beschäftigen und den Frauen die ganze Arbeit des Hauses und Feldes zu überlassen, liegt z. B. den Männern der Rukujenn hauptsächlich die Kultur des Maniok und der Bananen ob. Die Weiber tragen die Früchte, die die Männer geerntet haben, nach dem Dorfe oder holen die Jagdbeute am Saume des Waldes ab. Wohl sieht man sie beim Rudern helfen, nie aber beim Hüttenbau. Auch bei den Haidah und anderen Stämmen des Nordwestens ist die Arbeitsteilung nicht zu ungunsten des schwächeren Geschlechtes ausgefallen, wie manchmal im Inneren: das Muttererbrecht hat hieran wohl die Schuld. Sorgt das Weib für Kleidung und Küche, so nehmen bei Reichen oder siegreichen Stämmen Sklaven diese Arbeit ab. Bei halbzivilisierten und zersetzten Stämmen ist freilich der Mann durchaus träger als die Frau. Auch den barbarischen Makuschi wird nachgesagt, daß die Feldarbeit vom Pflanzen bis zur Ernte, die Zubereitung des Brotes und Getränkes, das Holen des Wassers und Brennholzes den Frauen allein zukommen, dazu noch die Pflege und Wartung ihrer Kinder und das Spinnen von Baumwolle für die Hängematten. Stets essen die Weiber allein und müssen mit dem vorlieb nehmen, was die Männer übriglassen. Am schwersten lastet wohl die Arbeit auf den Frauen der wandernden Indianer.



Araukaner-Familie. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 558.

Bei den Nordamerikanern war im allgemeinen die Arbeit so geteilt, daß Krieg, Jagd, Herstellung von Häusern, Schiffen, Waffen und Geräten dem Manne, alles übrige dem Weibe zufiel. In geringem Maße halfen Knaben und Greise bei Weiberarbeiten, der Bestellung des Feldes, der Einsammlung wilder Früchte und Wurzeln, der Zubereitung der Häute und der Töpferei. Bei den Irokesen war Feld- oder Hausarbeit für den Mann entehrend. Für hilflose Witwen arbeiteten, wie von den Katawba Adair berichtet, junge Männer. Aber bei den Tschoktah, Muskotschi und am Ohio halfen die Männer bei der Feldarbeit; das Feld, dessen Frucht für das Erntefest bestimmt war, bearbeiteten bei den Natchez sogar nur die Krieger. Jagd war übrigens kein Vergnügen; doch kann es nur Indianophilen einfallen, den Mann als den schwerer Belasteten hinzustellen. Sinkt ein Volk, so wächst immer die Last auf den Schultern des Weibes.

Wenn durch diese Arbeitsteilung das Weib, dem es leichter fiel in kriegerischen Verhältnissen sich und seine Künste zu erhalten, einen großen Einfluß auf die Kulturentwickelung übt (von den Steinen), so liegt ohne Frage in dem matriarchalischen Geschlechtersystem der Hauptgrund einer oft geradezu hervorragenden Stellung des Weibes. Dieses Übergewicht sprach sich am deutlichsten aus, wenn ein Geschlechtsfremder ein Weib begehrte. Er mußte in den Verband eintreten, oft längere Zeit für ihn arbeiten, ohne daß er sich dadurch Eigentum schuf, und konnte sich häufig erst nach der Geburt des ersten Kindes selbständig machen. Bei den Irokesen und anderen Stämmen mit Gentilverfassung hatten die Matronen den Sachem oder Friedenshäuptling zu ernennen, und die Waiandott hatten nach Powell eine Regierung von vier Weibern, die aus ihren Söhnen oder Brüdern den Häuptling wählten. Dessen Absetzung war wiederum eine Sache der Weiber oder doch einer Gentilversammlung, worin die Weiber stimmberechtigt waren. Weiblichen Ordnern der Feste, „Erhaltern des Glaubens" (Morgan), stand eine Aufsicht über die Sitten und religiösen Übungen der Gens zu. Auch in den Räten über äußere und Kriegsangelegenheiten sprachen die Weiber selbst oder hatten einen besonderen Sprecher; in dringenden Fällen hielten sie unabhängig Rat und sandten von sich aus Boten mit Wampums. Manche Schranke ist nun gefallen, die sie einst einengte: wo das Schwirrholz von den Weibern ungestraft erblickt werden darf, wie bei den Bakaïri, bleibt ihnen auch der Maskentanz nicht mehr verborgen.

Die Eigentumsbegriffe sind ausgebildeter, als man wähnt. Großer Wert wird überhaupt auf Besitz gelegt, und Wertmesser, die die Kapitalbildung gestatten, sind allgemein. Die Geschichte der Kolonisation in Amerika lehrt, wie die Eingeborenen trotz flüchtigen Ackerbaues besseres Land zu schätzen wußten. Reichtum gibt auch hier Einfluß: Haidah erkaufen sich mit Geld gar die Gunst ihrer Medizinmänner. Mit Geld kann man Strafen abkaufen. Wenn auch der Grundbesitz des Stammes gemeinsames Gut war, das dem Einzelnen nur auf Zeit verliehen wurde, so wissen wir doch, wie sich jeder als Miteigentümer fühlt, und wie streng Fremden gegenüber am Eigentumsrecht festgehalten wird. Die Art, wie die Haidah den Charlotte-Archipel unter sich geteilt und unter entwickelten Erb- und Zessionsgesetzen als Eigentum an die Familien gegeben haben, bildet eine große Schwierigkeit für das Eindringen der Europäer.

Die meisten Indianerstämme stehen bereits auf dem Standpunkt der Genossenschaft; denn alles Land war insofern gemeinsames Eigentum, als jeder darauf pflanzen und säen durfte. Für Jagdzwecke verteilte der Stamm sein Land an seine Familien, und jeder Jäger schlug seine Hütte im Mittelpunkt seines Stückes auf. Das bearbeitete Land, die Felder, lag meist in Einer Erstreckung: der „Dorfacker" der Irokesen umfaßte oft mehrere Hundert Acres. An das Land schuf die Feldarbeit ein Anrecht, das einer Familiengruppe, einer Familie oder einem Einzelnen zugehörte, aber niemals das ältere Recht des Stammes ganz beseitigte. Wo das Weib fast allein die Schöpferin von Landbesitz durch Ackerbau war, nahm sie ihm gegenüber auch eine bevorzugte Stellung ein. In den Verhandlungen nordamerikanischer Stämme mit den Kolonialregierungen tragen viele Zessionsurkunden weibliche Unterschriften, was wohl auch aus dem Mutterrerbrecht herzuleiten ist. Ein Besitztitel hing von fortdauernder Benutzung des Eigentums ab, das verkauft und vererbt werden konnte. Wer von den Nicaraguanern seinen Grundbesitz verließ, durfte nach Gomara nur zu gunsten seiner nächsten Familienmitglieder darüber verfügen. Einzelwohnungen sind Privateigentum, während in gemeinsamen Hütten Pfosten in der Wand die Grenzen der einzelnen Feuerstellen markieren. Das Chinamit der Guatemalteken, das Calpulli der Azteken zeigt schon durch die Bedeutung seines Namens: Umfriedigung (entsprechend bei den Quiché Yai), die enge Verbindung mit dem Boden an. Nicht nur die Blutsverwandtschaft band die Familie zusammen, sondern auch der gemeinsame Besitz, die „Milpa communal", wie sie sich in Spanisch-Amerika erhalten hat. Bei diesem System konnte die Bevölkerung niemals eine große Dichtigkeit

erreichen; wo man sie schätzen kann, wie im Staat New York, dürfte sie noch nicht 1/200 der heutigen Bevölkerung erreicht haben. Berühmte Stämme zählten nur ein paar hundert Krieger.

Öfters begegnen wir Spuren einer Armenpflege: mehr Fürsorge für die künftige Not der Gesamtheit als Mitleid. Deshalb hatten einzelne Stämme Vorratshäuser, die Tscheroki eine „Häuptlingsscheune"; zu deren freiwillig gesammeltem Notvorrat hatte jeder Zutritt, dessen eigner erschöpft war, wer Fremde beköstigte, sich auf Kriegszüge begab oder notleidende Nachbarstämme unterstützen wollte. Einen öffentlichen Schatz aus Mais, getrocknetem Fleisch und Wampums besaßen die Irokesen. Am häufigsten wurde der Überfluß an Getreide vergraben: die Huronen bewahrten ihn unter den Dächern, die Tensa in geflochtenen Körben oder Riesenkürbissen.

Auch bei den Amerikanern ruht die Gesellschaft auf dem System der Totems, der durch Tier- und Pflanzensymbole unterschiedenen Geschlechter. Nur ein Beispiel. Die beiden vornehmsten Geschlechter der Thlinkit sind das Wolfs- und das Rabengeschlecht; diesen schließen sich das Bären-, Walfisch-, Lachs- und Froschgeschlecht an. Ein Mann aus dem Rabengeschlecht darf nur ein Mädchen aus dem Wolfsgeschlecht heiraten; die Kinder folgen der Mutter und beerben den Oheim von mütterlicher Seite. So wird das Familienvermögen immer in ein und demselben Geschlecht erhalten. Darum muß auch der Neffe die Witwe seines Oheims heiraten, selbst wenn er bereits eine Frau besitzt. Hier und da ist allerdings das Mutterrecht bereits durchbrochen, und zwar am häufigsten durch Vererbung des vom Mann Erworbenen. Die Odschibwäh haben ein ausgesprochenes Männererbrecht. Ein neugeborenes Kind kann auch der Schwester des Vaters zum Aufbringen übergeben werden, wenn es nötig erscheint, den Stamm des Vaters zu stärken. Patronymische Endungen bedeuten Sohn oder Großvater; so bei den Goajiro vom Maracaibosee: Großvater des Aasgeierkönigs, Sohn des Jaguars. Die Totembezeichnungen ersetzen völlig unsere Familiennamen; doch hat jeder nebenbei noch einen anderen oder mehrere nach und nach zugeteilte Namen, die Männer zum Teil Kriegertitel 2c. Durch Spaltung der zwei ersten Geschlechter entstehen Untergeschlechter, wovon mit der Zeit ein durch Exogamie verbundenes Paar zur Wurzel einer neuen Gruppe werden kann. Nach Gatschet haben an totemischen Geschlechtern die Krihk oder Muskoki, früher in Alabama und Georgia, jetzt im Indianer-Territorium, 20, die Tinneh nach Petitot sogar 28 aufzuweisen. Auch in Florida griff die Totemteilung durch, wohl noch mehr als im nördlichen Nordamerika, aber neben ihr bestand ein Kastensystem mit streng endogamischen Prinzipien; wo sie nicht so ausgeprägt besteht, läßt sie sich aus der Zwei-, Vier- und Achtteilung der Stämme schließen (zwei Sippen gehören immer paarweise zusammen) oder auch aus Traditionen. Bis auf den heutigen Tag findet man in der Kleidung der Bewohner einzelner Dörfer in Guatemala kleine Unterschiede, in denen Stoll Reste der Totemabzeichen sieht.

Die Sklaverei war bei allen Indianern üblich. Aber nur Reiche besaßen Sklaven, vielleicht sogar nur die Edlen. Meist waren es Kriegsgefangene; doch kam es bei den Tschinuk vor, daß Männer ihre Freiheit verspielten. Der Sklave hatte das Haar geschoren, durfte seinen Kindern nicht den Kopf abplatten, wurde zu Menschenopfern benutzt und nach dem Tode ins Meer oder in den Wald geworfen. Grausame Behandlung war gewöhnlich, aber die Arbeit nicht erdrückend, und unter Umständen konnte er frei werden. Sklavinnen wurden Weißen als Prostituierte vermietet. 200 Decken waren 1878 der Preis eines Haidah-Sklaven (Dawson). Bei eigentlichen Jägervölkern im nordöstlichen Amerika waren Sklaven selten; selbst die Irokesen machten benachbarte Feinde nicht zu Sklaven, sondern handelten ausschließlich Leute der Pahni von westlichen Völkern ein. Kriegsgefangene wurden auch in die Stämme eingestellt, beweibt und als Zugehörige betrachtet, galten aber gewiß nicht als vollberechtigt; wies ihnen doch das Muttererbrecht schon eine tiefere Stellung als ihren Kindern an, da sie keiner Sippe angehörten. Männer in Weibertracht scheinen kaum Einem Stamme Nordamerikas gefehlt zu haben. Nach Marquette durften

sie bei den Illinois und Nadowessi in den Krieg nur mit Keulen gehen. Bei den Mandan und Mönitarri verrichteten sie alle Hausarbeiten der Weiber. Bei den Spielen und Tänzen zu Ehren des Kalumet durften sie nicht singen. Im Rate wurde ihre Stimme wie jede andere gehört; ja sie stehen bei den Nordwestamerikanern den Priestern nahe. Bei den Guaycuru Brasiliens dagegen wurden sie Cudinas, Verschnittene, genannt und gering geachtet.

Von schwächeren Stämmen richtete sich der Zug der Sklaven zu stärkeren. Ganze Sippen und Stämme standen zu einander wie Herren zu Dienern. So wurden nach Dobrizhoffer die einst am Paraguay wohnenden Chanas von dem großen und fleißigen Volk der Mbayas als Herren anerkannt. Von den drei Stämmen der Maracaibo-Halbinseln nehmen die Goajiro Glieder der Cocina in ihre Dienste. Die kulturliche Symbiose läßt die kunstfertigen und im Ackerbau fortgeschrittenen Aruak neben und unter den kräftigen, aber rohen und ungebildeten Karaiben stehen. Darauf baut sich ein großer Theil der Ethnographie von Südamerika auf. Es gab sicherlich auch im Norden Völker mit entwickelterem Ackerbau, die den Kriegspfad nicht beschritten. Wo Krieg das ganze Leben mit kurzen Unterbrechungen erfüllte, dürfte mancher Rückgang stattgefunden haben. Die Überlieferung der Irokesen, daß sie vor ihrer Ankunft in New York beim heutigen Montreal den Boden bebauten, von ihren Ernten Abgaben an die Algonkin leisteten und dafür an deren Jagdbeute teilnahmen, ist aller Beachtung wert. Vielleicht standen die Delawaren, als Penn den Vertrag von 1682 mit ihnen abschloß, ähnlich den Irokesen gegenüber: sie durften als Volk weder den Kriegspfad betreten noch über ihr Land verfügen.

Die Kenner indianischer Verhältnisse behaupten, daß nichts schwerer zu verstehen sei als die Regierung eines Indianerstammes. Zwar ist das schwierige Gemisch von Despotismus, Oligarchie, Demokratie und Gynäkokratie auf dieser Stufe allgemein menschlich; aber etwas Eigenartiges liegt noch in der Behandlung der kriegerischen Angelegenheiten und in der starken Ausprägung des Totemsystems. In vielen Fällen ist das Amt des Häuptlings erblich; im nördlichen Südamerika genießt der Erbsohn schon im Knabenalter Häuptlingsehre. Auch durch Heirat mit einer Häuptlingstochter wird diese Würde erreicht. Heute aber hat das Amt meist nur noch die Tendenz, erblich zu sein. Die Geschichte zeigt Fälle genug, wo ein Häuptling bloß durch seine Tüchtigkeit an die Spitze gelangte; und die Araukaner wählten angeblich den zum Kriegshauptmann, der einen langen Balken am längsten auf der Schulter zu tragen vermochte.

Revolutionen sind gar nicht selten; besonders, seitdem der Einfluß der Weißen die frühere Einheit zersetzt hat. Unterhäuptlinge über kleinere Gruppen treten mit zunehmender Zahl ihrer Anhänger in Wettbewerb um den Einfluß im Stamme. Häuptling und Unterhäuptling sind beide der Möglichkeit des Abfalls ausgesetzt: unerreichbar wird jeder von dem Augenblick an, wo er den Hüttenkreis einer anderen Stammesgruppe mit der Absicht erreichte, ihm anzugehören. Ein ungebilligter Befehl des Häuptlings führt sogar zu Massendesertionen aus der Mitte des Stammes. Läßt die „Gewohnheit des Herrschens" die Häuptlinge oft kurzen Prozeß mit der Opposition machen, so starb umgekehrt der Komantschenhäuptling Santana, nachdem er in Washington voreilig Frieden geschlossen hatte, erniedrigt und verlassen.

Je kriegerischer ein Stamm, desto höher die Autorität des Häuptlings. Prinz von Wied verwirft mit Recht die Anwendung des angeblich einer höheren staatlichen Ordnung entnommenen Ausdrucks Kazike für Indianerhäuptling; denn dies karaibische Wort wendet schon Gomara auf westindische „Könige" an, deren Macht kaum weiter reichte als die eines Botokuden-Häuptlings. Anderseits ist oft Einsicht in wirtschaftlichen Dingen wichtiger für das Gedeihen eines Indianervolks als kriegerische Tüchtigkeit. So konnten Werke entstehen, wie die Mounds; man wird deshalb, weil dort keine eigentlichen Despotien existieren, nicht davon abstehen, die Bewohner dieses Gebietes als die unmittelbaren Abkömmlinge der Moundbuilders anzusehen. Eine große Hütte,

ausgedehnte Felder, reiche Nahrung, Gastfreundl
zur Erhöhung des Einflusses bei.

Wesentlich stützt den Häuptling auch das
es wird erwartet, daß er es rasch thue, wenn
versammlung sich zur Seite weiß. Doch kann
sation entbehren. Außerdem durchkreuzen Nac
Jurisdiktion des Häuptlings. Bei den Kara
Weib über die Frauen. Für Leibesverbreche
die Bluträcher entferntere Verwandte des Ve
auch mußte sie meist innerhalb einer bestim
anderen Stammes die Missethäter, so führte
der Gefangenen mag auf Blutrache zurück
die Hütte des Häuptlings oder den Pfahl inni
selten, wird meist durch den Häuptling gea
Karaiben, Araukanern und Stämmen von D
raubten trat in Nicaragua ein.

Seltener als in Afrika und Polynesie
Religion. Man hat daran zu denken, daß sic
des Daseins steigerten und von selbst Häuptl
Häuptlinge der Calo genossen göttliche Vereh
Vergebens gefällt sich der neu-amerikanische G
lichen Hochlandes als exotische Pflanzen in ein
chische System hat sich hier wie anderswo ganz
auch bei den Kulturvölkern Altamerikas die
Spanier El Rey nannten, war nur der Erste

Nordamerikanische Völker zerfallen in
Arbeitsteilung, halb Kastensonderung. Die f
genießen, bis sie sich mit den Kriegern über
Zeremonien, die einen Kriegszug einleiten, n
Angelegenheiten durch Leute von der Kriegsp
sich die Totemgliederung unberührt von die
Einteilung durch den Stamm zieht.

Diese erscheint wie eine Weiterbildung
teilungen zerspaltenen Kriegerzünfte. Bei M
alle Männer des Stammes in bestimmten A
und äußere Abzeichen unterschieden: ein Her
besondere Tänze und Gesänge; auch die Weibe
man sich von einer niederen in eine höhere Ban
zum Ausgleich des Besitzes bei. Es mag woh
Stamm loslöst; so lassen sich die durch Exogan
Huga erklären, die keine Skalpe nehmen.

Ganz ohne Häuptling sind nur herum ... mnen
die sich an die Europäer anlehnen. So lebten die Wulwa zerstreut in Gruppen von zwei oder drei Hütten zusammen. Auf nordamerikanischen Reservationen haben sich dagegen die Häuptlinge vielfach als Schmiede, Lehrer, Missionsgehilfen und Musterackerbauer oder Viehzüchter rühmlich an der Spitze gehalten.



SIOUX BEIM KRIEGSTANZ

(Nach der Natur von Rudolf Cronau.)

ausgedehnte Felder, reiche Nahrung, Gastfreundschaft, Feste und Familienschatz tragen gleichfalls zur Erhöhung des Einflusses bei.

Wesentlich stützt den Häuptling auch das Richteramt. Der Häuptling straft Vergehen, und es wird erwartet, daß er es rasch thue, wenn er nur die stillschweigende Einwilligung der Ratsversammlung sich zur Seite weiß. Doch kann er nicht wohl die Hilfe einer vollstreckenden Organisation entbehren. Außerdem durchkreuzen Rache und Abmachungen der Parteien untereinander die Jurisdiktion des Häuptlings. Bei den Karaya urteilt der Häuptling nur über die Männer, sein Weib über die Frauen. Für Leibesverbrechen galt Blutrache, die abgekauft werden konnte, wenn die Bluträcher entferntere Verwandte des Verletzten waren und demselben Stamme angehörten; auch mußte sie meist innerhalb einer bestimmten Frist ausgeübt werden. Waren Glieder eines anderen Stammes die Missethäter, so führte es fast notwendig zu Krieg; manche Hinmetzelung der Gefangenen mag auf Blutrache zurückzuführen sein. Freistätten hatten einige Stämme: die Hütte des Häuptlings oder den Pfahl inmitten des Dorfes. Diebstahl, innerhalb des Stammes selten, wird meist durch den Häuptling geahndet. Todesstrafe stand darauf bei den Inka, den Karaiben, Araukanern und Stämmen von Darien; Sklaverei des Diebes bis zum Ersatz des Geraubten trat in Nicaragua ein.

Seltener als in Afrika und Polynesien hebt den Häuptling ein engeres Verhältnis zur Religion. Man hat daran zu denken, daß sich Glaube und Aberglaube mit jeder höheren Stufe des Daseins steigerten und von selbst Häuptlingen leichter dienstbar wurden als Gemeinen. Die Häuptlinge der Calo genossen göttliche Verehrung und pflogen in Person mit den Göttern Rat. Vergebens gefällt sich der neu-amerikanische Geist darin, die rasch zerfallenen Kulturen des westlichen Hochlandes als exotische Pflanzen in einem demokratischen Boden zu betrachten; das monarchische System hat sich hier wie anderswo ganz natürlich theokratisch entwickelt. Im übrigen waren auch bei den Kulturvölkern Altamerikas die Fürsten verantwortliche Staatsbeamte. Was die Spanier El Rey nannten, war nur der Erste im Rate des Stammes.

Nordamerikanische Völker zerfallen in eine friedliche und eine kriegerische Hälfte: halb Arbeitsteilung, halb Kastensonderung. Die friedlichen Clans dürfen nur vegetabilische Nahrung genießen, bis sie sich mit den Kriegern über Eintausch von Fleisch verständigt haben. In den Zeremonien, die einen Kriegszug einleiten, muß sich die friedliche Partei in ihren kriegerischen Angelegenheiten durch Leute von der Kriegspartei vertreten lassen. Ausdrücklich sei betont, daß sich die Totemgliederung unberührt von dieser politischen Gliederung als rein gesellschaftliche Einteilung durch den Stamm zieht.

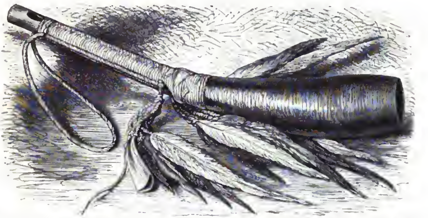
Diese erscheint wie eine Weiterbildung der bevorrechteten Stellung der oft wieder in Abteilungen zerspaltenen Kriegerzünfte. Bei Missouri-Stämmen umfaßten bis zu sechs Banden alle Männer des Stammes in bestimmten Altersklassen; dabei waren sie aber durch Tiernamen und äußere Abzeichen unterschieden: ein Herübergreifen des Totemsystems. Jede Bande hatte besondere Tänze und Gesänge; auch die Weiber des Stammes waren in Banden geteilt. Indem man sich von einer niederen in eine höhere Bande hinaufkaufen konnte, trugen diese Einrichtungen zum Ausgleich des Besitzes bei. Es mag wohl auch vorkommen, daß sich ein solcher friedlicher Stamm loslöst; so lassen sich die durch Exogamie verbundenen Wintun-Stämme Tien-Tien und Huga erklären, die keine Skalpe nehmen.

Ganz ohne Häuptling sind nur heruntergekommene, versprengte Stämme oder solche, die sich an die Europäer anlehnen. So lebten die Wulwa zerstreut in Gruppen von zwei oder drei Hütten zusammen. Auf nordamerikanischen Reservationen haben sich dagegen die Häuptlinge vielfach als Schmiede, Lehrer, Missionsgehilfen und Musterackerbauer oder -Viehzüchter rühmlich an der Spitze gehalten.



SIOUX BEIM KRIEGSTANZ
(Nach der Natur von Rudolf Cronau.)

Außer den natürlichen **Insignien der Herrschaft:** Stärke, Größe, womöglich auch Wohlbeleibtheit, zeichnet den Häuptling äußerlich oft wenig aus. Federn und anderer Schmuck im Haar bezeichneten siegreiche Kämpfe, getötete Feinde, und die verzierten Insignien der Kriegerkaste bildete bei den Schwarzfüßen eine mit Bisonhufen behangene flache Holzkeule. In Südamerika scheinen, ehe die Europäer Ehrenstäbe einführten, zepterartige, geschnitzte Stäbe oder Keulen, ferner Federzepter, bei den Mundrukú; kurzgestielte Äxte, bei den Eran (s. Abbildung, S. 496 und 501) getragen worden zu sein. Dazu als häufigster Schmuck eine Stirnrosette aus bunten Federn, wohl auch ein Diadem aus Alligatorschuppen. **Vasconcellos** erzählt von krallenartigen Nägeln als Würdezeichen. Mondsichelförmige Brustplatten aus Muschelschalen, aus Nephrit und anderem Material, öfters so dünn gearbeitet, daß beim Anschlagen ein feiner Ton entsteht (Klangplatten), gleichen polynesischen Brustschildern.



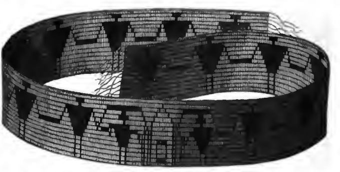
Eine Kriegstrompete brasilischer Indianer. Fast 1/3 wirkl. Größe. (Ethnographisches Museum, München.) Vgl. Text, S. 567.

Die **Ratsversammlung** bestand in den großen Stämmen und Bünden aus den Häuptern der Geschlechter, in den kleinern scheint sie alle freien und mündigen Waffenträger des Stammes zu umschließen. Bei den Irokesen hielten die jungen Krieger und die Weiber eigne Versammlungen ab, die durch Abgesandte mit dem Rate der Krieger verkehrten. Bei den Nordamerikanern ist in der Mitte ein Feuer unentbehrlich; die Südamerikaner halten ihre Versammlungen gern bei einbrechender Nacht und bei Fackelschein. Dabei wird Tabak geraucht und berauschendes Getränk genossen; ja bei den Abiponern wurden die Beschlüsse in der Trunkenheit gefaßt, nichtsdestoweniger aber getreu ausgeführt. **Dodge** bezeichnet die Bedeutung der Ratsversammlung im öffentlichen Leben der Indianer als überragend, sowohl in den inneren als den äußeren Angelegenheiten. Abstimmung ist unbekannt, Beschluß erfolgt durch Zuruf; daher der große Einfluß der Redner, namentlich bei den Irokesen. Wichtige Sachen wurden streng geheim gehalten; die besten Kenner der Indianer bekennen, auch durch die intelligentesten Indianer wenig Genaues darüber vernommen zu haben. Eine gewaltige Achtung genossen die alten Männer, denen mit der Aufbewahrung und Deutung der Wampums (vgl. S. 474 und Abbildung, S. 566) die Stammestradition anvertraut war.

Neben Häuptling und Ratsversammlung ist einflußreich die **Vereinigung der Jäger des Stammes**, eine Zunft, die in eignen Angelegenheiten ohne Appellation richtet und schaltet. **Dodge** hat sie als den Magen des Indianerstammes bezeichnet: Kopf und Herz wären dann in

jenen zu erblicken; wie nun die Anforderungen des Magens dauernder sind als die des Herzens oder Gehirns, geht auch der Einfluß dieses Bundes oft tiefer als der des Häuptlings und der Ratsversammlung. Er umschließt die jüngeren Häuptlinge, die Jäger und Krieger, also die ganze männliche Arbeitskraft des Stammes, die Nahrung erwirbt und Schutz gewährt. Unter ihrer Aufsicht steht das Dorf, sie bestimmen den Ort des Lagers und die Wachen, suchen die Jagdgründe und organisieren die Jagd; seit der Verminderung des Wildstandes sorgen sie für seine Schonung. Bei den Tinneh reduziert das Übergewicht der Jäger den Häuptling zum Anordner der Jagden und zum Handelsreisenden, den zuletzt die Hudsonbai-Kompanie einsetzte. Mehrtägige Jagden unter Leitung des Häuptlings kommen auch unter Brasiliern vor; bei anderen gehört wenigstens die Bestimmung der Jagdzeit zu den Aufgaben des Häuptlings.

Außerhalb der großen Kulturländer nichts von großen, beherrschenden *Staatenbildungen*. Konföderationen bildeten sich zeitweilig zu Krieg und Raub oder zum Schutze gegen stärkere, und zwar in der Regel unter Stammverwandten. Als einzige große Ausnahme ist der auf einem festen Vertrag ruhende Bund der Irokesen zu nennen; aber es waren doch hauptsächlich Familienbande, die die „fünf Nationen" aneinander ketteten: die später aufgenommenen Tuscarora wurden nie vollberechtigte Glieder, und der Versuch, durch Vereinigung mit anderen Stämmen die sinkende Macht der Irokesen zu stärken, scheiterte jedesmal. Der Bund der Otawa am Oberen See umfaßte auch nur drei stammverwandte Völker. In großen Gruppen, wie der der Tschinuk, gab es nur Dorfstaaten. Auch die Thlinkit hatten ein patriarchalisches Gemeinwesen, das durch Übereinkunft und strikte Beobachtung des Herkommens gehalten wurde, während die Häuptlinge nur geringen Einfluß in Anspruch nahmen. Bei den Nutka wird dem Häuptling nur eine formal führende Stellung zugegeben. Nicht selten schlossen sich halb zerstörte Stämme anderen an, so die Missouri den Otu.



Ein Wampum-Gürtel der Onondaga, aus 9750 Perlen gestickt. (Nach Powell. Agentur der Onondaga, Grafschaft Onondaga, NY.) Vgl. Text, S. 565 und 474.

Die Zersplitterung bringt eine Menge *kleiner Feindseligkeiten* mit sich. Gerade Teile ein und desselben Volkes befehden sich am heftigsten. Die keineswegs starken Stämme der Botokuden lagen alle im Streite mit ihren Nachbarn und zwar so sehr, daß sich die Malali und Maroni nur zu halten vermochten, indem sie sich unter den Schutz der christlichen Priester und Behörden stellten. Auf den Flüssen Guayanas hemmen diese Gegensätze den Verkehr in empfindlicher Weise. Dörfer versperren ihre Zugangswege mit spitzen Pfählen, die sie verborgen in die Erde setzen.

Ohne Förmlichkeiten und mit wechselnder Zahl der Teilnehmer werden einfache *Raubzüge* unternommen. *Kriege* dagegen, so häufig sie sind, werden stets sorgsam vorbereitet; allerdings besitzen ja die größeren Stämme immer ihre eigne Kriegerkaste. Kundschafter erreichen einen hohen Grad von Findigkeit, Anpassungs- und Verstellungskunst, besonders nordamerikanische. Nach ihrer Rückkehr wird im Rate bei Trunk und Tabak über den Krieg beschlossen; wenn man den Sieg nicht

sozusagen in den Händen hat, so ergreift man die Waffen niemals (Dobrizhoffer). Die Kriegserklärung wird, wo nicht ein Raubzug beabsichtigt ist, durch Symbole (Pfeile oder Speere auf das feindliche Gebiet geworfen oder an der Grenze in die Erde gesteckt) oder Boten verkündet. Zum Kriege wird durch Trompeten (s. Abbildung, S. 565) oder Trommeln gerufen, die manchmal ganze Begriffsreihen in bestimmten Tonfolgen ausdrücken. Bei den Mundrukú wie Irokesen verpflichtet sich jeder Unterhäuptling zur Heeresfolge, indem er eine Kerbe in einen ihm überbrachten Stab schneidet. Nordamerikanisch ist der Gebrauch, das mit Erinnerungshieroglyphen bedeckte Kriegsbeil auszugraben und tanzend umherzutragen: wahrscheinlich gleich dem kurzstieligen brasilischen Tamarana und dem Butu der Karaiben Kriegsfahne und das Würdezeichen des Kriegshäuptlings (s. die Tafel bei S. 472). Auf dem Marsche sind Kundschafter beständig thätig.



Ein Dorf der Karaya. (Nach Photographie von Dr. P. Ehrenreich.)

Die Lager werden an geschützten Plätzen aufgeschlagen und durch Vorposten bewacht; darin herrscht je nach der Gliederung des Volkes die Absonderung in Geschlechter. Oft wird nur des Nachts marschiert. Die Herdfeuer werden vervielfältigt, den Feind über die Zahl zu täuschen.

Bei großen Feldzügen des ganzen Kriegsvolkes, in Nordamerika nur im Sommer, werden mehrere Tage vor dem Ausmarsch mit Tänzen (s. die Tafel „Sioux beim Kriegstanz“ bei S. 564) und Zeremonien zugebracht. Zauberer sind dabei unentbehrlich. Am vierten Tage ziehen die Krieger in zwei Kolonnen geordnet aus. Offenbar ein unklarer Rache- oder Sühnungsgebrauch ist bei den Osagen Nordamerikas der Feldzug des heiligen Sackes, woran nur wenige teilnehmen. Ein Trauernder beschmiert sein Gesicht mit Erde, kommt ins Dorf und wählt sich einen Diener, der für ihn in der Nähe eine kleine Hütte baut, wo der Trauernde zurückgezogen lebt. Bald darauf sendet er seinen Diener aus, zwei Bannerträger zu suchen; dann werden die Krieger eingeladen. Der Kriegszug beginnt. Wird ein Feind getötet, so kommt die Ehre, ihn getötet zu haben, stets dem Trauernden zu, der Skalp gehört ihm. Der Rückweg wird in Eile gemacht; bevor man aber nach Hause kommt, werden die Trophäen und der Skalp an einen Pfosten gebunden und viermal darauf geschossen. Anderwärts wurden kleinere Konflikte zwischen den Sippen ein und desselben Stammes mit Stangen und Knüppeln ausgetragen.

Wenn die **Kriegsgefangenen** nicht zu Sklaven gemacht wurden, opferte man sie einer Blutrache oder einem Aberglauben. Dabei legten nordamerikanische Haseninndianer und Mexikaner ihre Gefangenen auf den Rücken, stießen ihnen einen spitzen Pfahl durch den Nabel, öffneten die Brust mit einem Messer aus Feuerstein, rissen das Herz heraus und gaben es den Weibern zum Verspeisen. Auch die Gefangenen, die man zu adoptieren beabsichtigte, waren oft zuvor den größten Martern und Beschimpfungen ausgesetzt oder mußten durch Zweikämpfe und Spießrutenlaufen ihre Tüchtigkeit beweisen. Doch gab es auch mildere Friedensbedingungen: **Charlevoix** erzählt einen Friedensschluß der Utagami, worin diese ihren Feinden versprachen, ihnen so viel Sklaven zu übergeben, als sie ihnen Krieger erschlagen hatten. Unterworfene Völker wurden als Weiber, besonders als alte Weiber, bezeichnet, durften nicht über ihr Land verfügen und zahlten einen Tribut an zierlich geschnitzten Bogen und Pfeilen. Die Friedenspfeife galt nicht nur als Besiegelung des Friedensschlusses, sondern auch als Symbol der Unterwerfung.

Die Kriege führen oft **über weite Gebiete** hin, und wenn sie verwüsteten, so trugen sie doch dazu bei, die Völker durcheinander zu rütteln und in Berührung zu bringen. Die Irokesen New Yorks verfolgten ihre Kriegspfade bis an den Mississippi, die Mandan zwischen Pembina und dem Felsengebirge. Kriegerische Verdrängungen waren an der Tagesordnung. Innerhalb einiger Generationen wurden die Omaha vom heutigen St. Louis nach Bellevue (Nebraska), nach den Pfeifensteinbrüchen, nach der Poncas Reservation, nach Ponca, nach dem heute Homer genannten Orte, nach dem Elkhornfluß, nach dem Republicanfluß und endlich — auf die Reservation geschoben. Sind sie hier zur Ruhe gekommen?

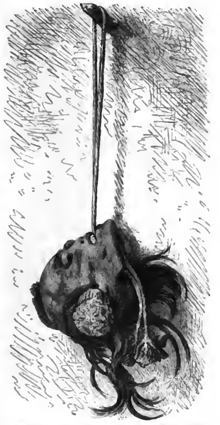
Das Andenken großer Krieger wird lange in Ehren gehalten. Stämme, die sich weit voneinander entfernt haben, behalten einen Vereinigungspunkt in solchen Erinnerungen, so die friedlichen Pima und der abgefallene kriegerische Stamm. Viele Stämme haben **Vereinigungsplätze**, die damit zusammenhängen mögen; so haben die weit zerstreuten Wintun ihr Mekka im Thal von Cottonwood. Derartige Gebiete waren häufig die Ausgangspunkte der Wanderungen eines Volkes, dessen zerstreute Glieder dann gleichsam an der Wiege wieder zusammentreffen. Aber auch sonst bleiben Stämme über auffallend weite Strecken miteinander verbunden, wie die Puri des Espiritu Santo und Minas.

Das **Skalpieren** hängt unbedingt mit der Schädelverehrung zusammen. Die Schädelhaut wurde durch Trocknen konserviert, auf einen Reifen gespannt und bildete mit dem Schädel den Hauptschmuck der Hütte eines Kriegers und des Vereinigungsplatzes. Dajakisches „Köpfeschnellen“ war einst durch einen großen Teil von Nord- und Südamerika verbreitet; es entspricht ihm so ziemlich das, was die Kanadier später „faire coup“ nannten, und auch hier ging Fasten, Beten und Rauchen der heiligen Pfeife voran. In Nordperu wie in Catamarca wurden die Schädel genau so präpariert wie heute bei den Jivaros: es wurden Gehirn und Knochen entfernt und die Schädel- und Gesichtshaut mit heißen Steinen gefüllt, bis der Schädel in ein Gebilde von der Größe eines kleinen Affenkopfes zusammengeschrumpft war. Aus dem Caucathal und Darien hören wir von der Aufbewahrung getrockneter Menschenhäute, bei den Tschibtscha wurden die Skelette der Kriegerfürsten dem Heere vorangetragen, und die Panche hingen die Köpfe erschlagener Feinde an ihren Thüren zum Schmucke auf. Der Mundrukú faßt es als eine Pflicht gegen sein Volk auf, dem armen schwachen Parentinin überall, wo er ihn findet, den Kopf abzuschneiden, um daraus eine Trophäe zu machen (s. Abbildung, S. 569).

**Krieger von Fach**, gleichsam die von allem Verband losgelöste Kriegerkaste eines Stammes, „Indios bravos“, an ihrer selbstgeschaffenen Isolation kenntlich, sind durch alle Länder Amerikas zerstreut. Auf ihren Ursprung wirft die Episode aus der Pima-Geschichte ein helles Licht, die uns einen Teil des Stammes in Sezession zeigt. In Nordamerika leben die Komantschen

und Apatschen mit den altansässigen Stämmen Arizonas und Neumexikos in so beständiger Fehde, daß sie wie Tiere niedergeschossen werden. Darum halten die Pima einen Apatsche-Krieger für unrein; und wer einen tötet, sondert sich ab und darf erst nach verschiedenen Zeremonien wieder mit seinen Genossen verkehren. Besonders hat die Aneignung europäischer Pferde und Waffen die Entstehung derartiger Völker begünstigt. Eingeborene Sklavenfänger unternehmen in der brasilisch-kolumbischen Grenzregion mit europäischen Waffen Raubzüge auf den Strömen, greifen die nur mit Bogen bewaffneten Stämme an, töten die Wiederstand leistenden und führen die anderen den Seelenverkäufern auf der brasilischen Seite zu. Weiße Ansiedler in Neumexiko und Arizona haben auf dieselbe Art ihren Bedarf an Dienstboten gedeckt. Als halb europäische Abwandlung des Indio bravo ist der Gaucho malo der Pampas zu betrachten, ein vom Pferde- oder Stierbändiger zum Räuber und Mörder fortschreitender Artverwandter des rohesten Steppenkosaken oder ungarischen Roßhirten.

Das im engeren Horizont scharfe Auge des Indianers scheint an Schärfe zu verlieren, wenn es den weiteren Umfang der Stammesinteressen umfassen will, soweit sie durch eine **Grenze** räumlich festgelegt erscheinen. Daher die Verwirrung seiner Begriffe über Ausdehnung seines Landes. Die Vereinigten Staaten haben den Boden des heutigen Illinois doppelt erwerben müssen, zum Teil sogar dreifach, in vierzehn Verträgen. Für die Ausdehnung des Stammesgebietes über das unmittelbar durch Arbeit zu eigen gemachte Land und dessen Umgebung hinaus kann nur die Erstreckung der Jagdgründe praktisch maßgebend sein. Gibt es auch Traditionen und Verträge über Grenzen, die unter Mitwirkung des Zauberers durch Lappen, Fetzen, Baumrinden und Körbe markiert werden oder sich an Berge, Flüsse und große Bäume anlehnen, so gilt es doch anderseits als Regel, daß sich, wenn ein Volk seine Jagdgründe nicht ausnutzt, ein anderes ihrer bemächtigt. Mit vieler Wahrscheinlichkeit hat man übrigens neuerdings einen Teil der südamerikanischen Felsskulpturen als Grenzzeichen gedeutet. Wenn auch die Besitzergreifung und die Kolonisation Amerikas durch die europäischen Mächte eine thatsächliche Leugnung jedes indianischen Besitztitels in sich schloß, so daß auch bei den kolossalen Besitzänderungen, die der Friede zwischen England und den jungen Vereinigten Staaten mit sich brachte, kein Zweifel an dem alleinigen Verfügungsrecht der Weißen selbst über noch unbekannte Gebiete laut ward, so mußte doch eine gerechte Würdigung der Verhältnisse endlich zur Erkenntnis führen, daß den Indianern als den früheren Bewohnern ein Recht



Schädeltrophäe der Mundrukú. (Martiussche Sammlung, Ethnographisches Museum, München.) Vgl. Text, S. 568.

auf den Boden zukomme. So entstanden seit 1789 unter der Präsidentschaft Washingtons die Verträge mit den verschiedensten Konföderationen der Indianer. Gleichzeitig wurden aber die Beziehungen der innerhalb der Vereinigten Staaten wohnenden Stämme dahin bestimmt, daß sie in keiner Weise als fremde Völker, sondern als „domestic dependent nations" anzusehen seien. Spanier und Portugiesen verfuhren konsequenter und menschlicher, indem sie die Indianer einfach als Unmündige, als „gente sin razon" durch die Kirche bevormunden ließen.



Ein Mayo-Indianer. (Nach Photographie.)

Den Völkernamen sind die verschiedensten Motive untergelegt: Himmelsgegenden, Anführer, körperliche Merkmale oder auszeichnende Titel.

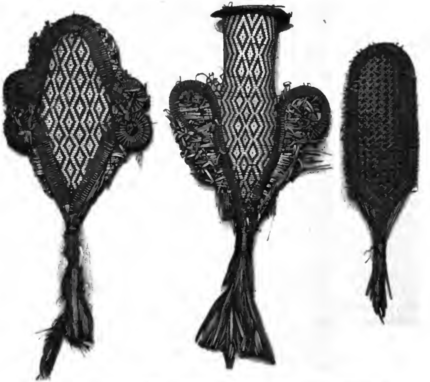
Den friedlichen Verkehr verschönert eine große Zahl von Zeremonien. Die Oyampi gebrauchen unter sich das Wort banaré, Freund, so oft, daß sie bei ihren Nachbarn danach so heißen. Bei ihnen wie bei den Rukuyenn hat der Häuptling dem Gastfreund einen Ehrentrunk zu reichen; bei den verwandten Apalai und vielen Nordamerikanern tritt der Tabak an seine Stelle. Die größte Ehre, die man dem Gaste erweisen kann, besteht darin, daß man ihn einige Züge aus der angerauchten Zigarre thun läßt. Beim Stamm der Ipurina ist wieder die Furcht vor heimlich heranschleichenden Gespenstern die Ursache, daß die Besucher mit kriegerischem Geschrei ins Dorf stürmen und mit verstellter Feindseligkeit empfangen werden. In den geselligen Zusammenkünften

läßt die lebhafte Unterhaltung nichts von der angeblichen Dumpfheit des indianischen Charakters erkennen. Die Neugier ist groß; selbst den geringsten Vorfall beeilen sich diese Leute nach anderen Niederlassungen zu melden. Gastfreundschaft wird hoch gehalten; doch nur da erfolgt eine reichliche Bewirtung, wo man der Erwiderung sicher ist. Einladungen zum Mitessen dürfen nicht abgeschlagen werden. Nordweststämme und Chiloten erheben bei der Annäherung an eine befreundete Küste Gesänge, die mit Gesang erwidert werden. Eßsitten der Alten Welt kehren in Amerika unverändert wieder, so die, den Essenden nicht anzusehen; in Nordamerika erinnern Wettschmausereien an die „wütige Fresserei", die in der Bibel als Gewohnheit heidnischer Stämme angeführt wird und, wie auch bei Indianern, abergläubische Zwecke verfolgt zu haben scheint.

Zahlreich und mannigfaltig sind die Feste, wodurch wichtige Abschnitte im Leben, in der Arbeit oder in der Natur gefeiert werden. Der Indianer Akomas freut sich, wenn zur Wintersonnenwende das Tagesgestirn seinen niedrigsten Stand erreicht und die Scheibe über bestimmten Felsen in empirisch ermittelter Stellung ruht. Man freut sich der Sommersonnenwende, man freut sich jedes Mondwechsels; ist der Mais gepflanzt, der Weizen bestellt, sind die Ernten eingebracht, so freut man sich und tanzt. Man freut sich jeder Geburt, jeder Heirat. Im Winter tanzt man jede Woche, oft mehrere Tage. Hat aber die gelb gefärbte Wintersonne aufgehört zu herrschen und wird die „grüne" Sommersonne das regierende Gestirn, dann hören die Tänze auf, die Märchenerzähler verstummen; denn die Klapperschlange ist hervorgekrochen aus ihrem Loche, und wehe dem, der eine Lüge spricht. Viele von den Festen haben einen religiösen Charakter; die gewöhnlichen bestehen in einer Bewirtung der Gäste, die sich durch Tänze erkenntlich erweisen. Ordner achten auf die richtige Abhaltung, Herolde laden feierlich ein. Die Speisen werden den um das Feuer herumgelagerten Gästen von den Freunden des Gastgebers direkt in den Mund gesteckt; das nicht Genossene muß mit nach Hause genommen werden. Im Nordwesten wird von den Haidah ein Fest nach dem Schlusse der Lachsfischerei gefeiert, nachdem ihr Häuptling und Zauberer, in Bärenfell und Rinde gekleidet, im Walde mit den Geistern Umgang gepflogen hat. Bei den Nutka werden in szenischen Darstellungen ganze Jagden, Kämpfe, die Bewegungen von Seehunden und anderen Tieren nachgeahmt. Bei den Thlinkit hält am Schlusse des Festtanzes einer der Tänzer eine Ansprache, die ein Zuschauer von außen beantwortet. Bei den weniger reichen, sozial weniger entwickelten Stämmen des Südens, wie den Tschinuk, verlaufen die Feste einfacher, ohne Herolde, Einladungen und Festspiele. Geschenke werden unter Gesängen und mit sorgfältig eingehaltener Rangabstufung überreicht. Indem dafür Mitarbeit am Hausbau, Bildschnitzen oder geradezu Zins gegeben wird, werden sie bei den Haidah zu einer wirtschaftlichen Grundinstitution. Oft wird das ganze bewegliche und entbehrliche Eigentum weggegeben und eingetauscht (vgl. oben, S. 232). Im binnenländischen Nordamerika ward das Fest der ersten Früchte oder des grünenden Kornes von den Golf-Indianern, Huronen, Algonkin und den Stämmen westlich vom Mississippi gefeiert. Ihm gingen zweitägige Fasten, Enthaltung vom Weibe und der „schwarze Trank" aus Ilex Cassine voraus. Am dritten Tage wurde morgens gegessen, und gegen Sonnenuntergang begann unter allgemeiner feierlicher Stille der Priester das Feuer zu reiben, das von allen Vergehen außer Mord die Anwesenden entsühnte. Es wurde in einem irdenen Topf auf einen Altar gestellt, hinein goß der Priester vom „schwarzen Trank" und bot neue Feldfrüchte, mit Bärenfett beschmiert, dem Geiste des Feuers dar. Nun erhielt jede Hausfrau neues Feuer für die Zubereitung ihrer Speisen, woran sich die Männer auf dem Versammlungsplatz, die Weiber und Kinder in ihren Hütten ergötzten, und unter Gesängen und Tänzen statteten die entsühnten Nachbardörfer einander Besuche ab.

Zu den Tänzen gehört außer Bemalung und klapperndem Zierat ein reicher Apparat von kunstreich geschnitzten Masken, die vor dem Gesicht befestigt oder auf dem Kopfe getragen werden.

Einige sind Menschengesichter, mit Haaren, Bärten und Augenbrauen, andere Köpfe von Adlern und Sturmvögeln, von Wölfen, Hirschen und Delphinen; gewöhnlich gehen sie weit über die natürliche Größe hinaus. Vielfach sind sie auch bemalt oder mit Glimmerblättchen bestreut. Oft trägt man sogar große Stücke Schnitzwerk, z. B. die Vorderteile eines Kanoe, auf dem Kopfe! Die Masken aus weichem Holz von Nordwestamerika sind mit großer Schärfe und Sicherheit geschnitten und schön geglättet. Ihr Rassencharakter tritt deutlich hervor und spricht für genaue Naturnachahmung. Tiermasken und -gestalten aus Bastgeflecht, die lebhaft an melanesische



Geflochtener Tanzschmuck (stilisierte Tierformen) von Indianern Guayanas, bei Festen gebraucht. (Ethnographisches Museum, Stockholm.)

Typen erinnern, finden sich in Nordwest- und Südamerika häufig. (S. obenstehende Abbildung und die auf S. 466 und 532.)

Bei den Südamerikanern spielt das Trinken bei den Festen eine große Rolle; sie sind oft nichts als Trinkgelage in Paiwari. Erklärlicherweise endigen sie in der Regel mit Berauschung, da die Beteiligten mit Tanzen und Lärmen Tage hinbringen. Chilenische Indianer schlürfen Wein liegend aus einem mit Schaffell ausgekleideten Erdloch. Auch bei den kriegerischen Abiponern und Genossen ward keine öffentliche Angelegenheit anders als beim Trunke entschieden. Diese verhängnisvolle Neigung zum Trunke! In keinem Lande der Welt, Neuseeland vielleicht ausgenommen, sind die geistigen Getränke von so verderblicher Wirkung geworden; der Rückgang

ganzer Stämme Nordamerikas hat erst nachgelassen, als der Branntweinhandel unter Kontrolle gestellt ward. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln spielen aber die geistigen Getränke noch immer eine verhängnisvolle Rolle im Leben der Indianer. Ihre schädliche Wirkung wiegt alles Gute auf, was die Europäer gebracht haben. Sie sind es wesentlich, die die Indianer auch wo sie wieder frei geworden sind, zu wirtschaftlicher und politischer Passivität verurteilen.

---

## 30. Religion und Priestertum der Amerikaner.

„Überall in Amerika besaß der Eingeborene ein Gefühl des Überirdischen. Er wußte unsichtbare, aber mächtige Kräfte rings um ihn her an der Arbeit, die ihm, wie sie wollten, helfen oder schaden konnten. In jeder Brust stand ein Altar des ‚unbekannten Gottes‘.“
D. G. Brinton.

Inhalt: Wieder die Frage nach Einem Gott. Sonnenverehrung. — Der Schöpfergehilfe. Der Feuerbringer. — Die Schöpfung. — Jälch. — Sintflutsagen. — Winde und Weltgegenden. — Hervorgehen der Völker aus der Erde. Wandersagen. — Tierverehrung. Totemverehrung. Tiersagen. — Der Weltbaum. — Berg- und Steinverehrung. — Seelen- und Geisterglaube. — Das Jenseits und die Unterwelt. — Idole. Tempel. — Priester und Ärzte. Heilmittel. Tierischer Magnetismus. Wasser als Reinigungsmittel. — Grab und Leiche. Einförmigkeit und Mannigfaltigkeit der Leichengebräuche. Ober- und unterirdische Beisetzung. Mumifizierung. Totenmasken. Vorläufige Beisetzung. Gräber und Grüfte. Leichenmitgaben. Totenfeste.

Kein amerikanisches Volk ist ohne Religion. Wir finden den Glauben an ein oder mehrere höhere Wesen und eine Menge niederer Geister, Schöpfungssagen und die Vorstellung von einem Jenseits. Der Gedanke eines einzigen Gottes schwebt unklar über der Verehrung des Himmels oder der Sonne. Ausdrücke der Nahua, wie unendlich, allmächtig, Seele der Welt, Schöpfer des Alls, bezeugen mindestens Ahnungen, die nach Ausdruck suchen. Aber die Masse erhob sich nicht zu dieser Höhe; sie zog die großen Schöpfungs- und Weltordnungsgeister in tolle Tiermaskeraden und unedle Anthropomorphismen herab. Auch hier hat den Missionaren die Umkleidung unseres Begriffes „Gott“ die größten Schwierigkeiten gemacht; wo sich ein hinreichend abstrakter Begriff findet, deckt er sich doch nur mit „Seele“, „Geist“, „Schatten“ oder einfach „wunderbar“. Alles das aber umfaßt unser Begriff „übernatürlich“. Vielleicht bezeichneten die Algonkin mit „Atahocan“ den höchsten, aber unthätigen, weltfernen Schöpfergott, dem keine Verehrung zu teil wurde. Ihr Manitu bezeichnet jedenfalls nicht den „großen Geist“, sondern etwas Geheimnisvolles, Unbegreifliches. Manitus sind zahllose Geister unbekannter Herkunft, die die ganze Natur bevölkern und bald feindlich, bald wohlwollend dem Menschen gegenübertreten. Ebensowenig ließ sich „Wakan“ vertreten; es ist einfach das Dakotawort für etwas Unbegreifliches. Der indianische Gottesbegriff rückt erst da aus der Sphäre des Verschwommenen heraus, wo er kosmogonische Beziehungen hat; dann verdichtet er sich in die einzige Vorstellung des persönlich gedachten Weltschöpfers. Der höchste Gott hatte Sonne, Mond und Sterne geschaffen. Von allen Göttern steht ihm die Sonne am nächsten: Licht, Leben und Geist wurden nicht streng auseinander gehalten. Zweck der ersten Schöpfung war die Gewinnung von Gehilfen: deren lebende Wesen gingen nun aus dem Wasser oder aus Höhlen hervor. Der Glaube, daß einst die Männer des Lichtes kommen würden, ihr Recht geltend zu machen auf das Land, das der Lichtgott vor seiner Rückkehr in den Himmel geschaffen, hat dazu beigetragen, die Macht der

weißen Eroberer des 16. Jahrhunderts so rasch auszubreiten; daneben wurden sie wie in Afrika und Australien als Geister Verstorbener verehrt und gefürchtet.

Fast alle Amerikaner verehrten die **Sonne**, mit Ausnahme der Eskimo und nördlichen Athapasken. Der Sonnenkult scheint, wie überall auf der Erde, an der Grenze des Ackerbaues zu enden. Um Licht, Sonne, Sonnenvogel drehen sich alle großen Gedanken der amerikanischen Mythologie und kehren gern nach Osten zurück. In Peru war die Heliolatrie aus politischen Rücksichten sogar in einer Weise organisiert, die einzig dasteht. Man muß **Brinton** zustimmen, daß die Sonne bald als **eine** der Gottheiten, bald als deren Symbol oder Form, bald als die höchste Gottheit selber angesehen worden sei. Zu beachten ist jedoch, daß in manchen Sprachen das Wort für Himmel und Sonne gleich lautet; auch anderwärts wird ja mehr dem Licht als dem Sonnenbild selbst Verehrung gezollt. Der Sonne wurden die Erstlinge des Ackerbaues, der Jagd- und Kriegsbeute in der Häuptlingshütte geopfert. Ihr sandte man Gebete, wenn sie aufgegangen war; bei ihr geschworene Eide waren die heiligsten. Für Reisen, Krieg und Jagd erbat man ihren Segen; ihr opferte man den ersten Rauch aus den Tabakspfeifen. Bei den Natchez wurde der Häuptling und Priester als „große Sonne" bezeichnet; niemand als die Sonne erkannte er über sich an und gab vor, von ihr abzustammen. Selbst bei den Sioux, die sonst weit abweichen, und anderen Stämmen westlich des Mississippi waren die Opfer an die Sonne und das Anrauchen gebräuchlich. Sonne, Mond und Sterne erhalten bei den Pueblos, Navajos, Zuñi und ihren Verwandten Verehrung, zwar nicht als Götter (gerade sie ahnen dunkel einen unsichtbaren höchsten Gott), aber als Bringer von Fruchtbarkeit und allerlei Segen. „Vor alters" heißt bei den Guatemalteken „vor Anbruch des Lichts". Als „Grunddogma" des aleutischen Glaubens ist die Anbetung der **Sonne** und des **Mondes** bezeichnet worden. **Bruder** und **Schwester** entbrannten in Liebe, wurden getrennt und suchen seitdem einander. Die Sonne wurde von ihrem Bruder verfolgt und machte ihn schwarz im Gesicht, um ihn am Tage wieder zu finden: daher die Flecke im Monde. Der hoch entwickelte Sonnenkult Perus, der in seiner Heimat zuzeiten erfolgreich gegen die Überhandnahme der zahllosen Dorf- und Geschlechtsgötzen, der Huaca, kämpfte, leuchtet bis in die Urwaldschatten Guayanas hinein. In Darien betrachtete man die Sonne als Schöpfer der Welt; bei dem Tschibtscha-Volke wurden dem Sonnengott allein Menschenopfer dargebracht.

Der Mond fand hier Verehrung als Wasser- und Regengöttin und deshalb als Göttin der Fruchtbarkeit des Ackers, der Kreißenden und Neugeborenen. Doch ist er auch Göttin der Nacht, die nichts Gutes bringt, Erzeugerin der Gifte, der Krankheiten, der übeln Träume. Wo ein übler Geist in Gegensatz zu einem guten gebracht wird, liegt der des Mondes zur Sonne, oder richtiger der Nacht zum Tage wohl am häufigsten zu Grunde; oft wohl auch die alte Vereinigung der Göttin der Fruchtbarkeit mit einem dunkeln Geist der Unterwelt. Daher auch hier die Warnung, sich zur Zeit der reifenden Frucht nicht im Felde umzusehen und dies gefährliche Doppelwesen nicht aufzuwecken. Im aztekischen Gottesdienst finden wir Aussätzige als Priester der Mondgöttin. Die Wüste richtet den Blick, hoffend oder dankbar, nach den Wolken. Wir finden in den Pueblos und Casas Grandes die Verehrung des Wassers wie in Mexiko und Peru, und so wurden auch in Iran die Wolken verehrt. Wo Feuchtigkeit zum Gedeihen der Feldfrüchte notwendiger war als Wärme, besonders in Mexiko, ward der Mond als Wassergöttin bei den Säe- und Erntefesten besonders berücksichtigt; **Gumilla** erzählt von einem Stamme am Orinoko, der bei einer Mondfinsternis fleißiger als jemals mit der Haue arbeitete, weil die Mondgöttin aus Zorn über die Trägheit der Menschen ihr Gesicht verberge.

Unwillig entläßt das **Wasser** die Erde aus ihrem Schoß; es verschlingt täglich die Sonne und die anderen Lichter. Als Schlange widersetzt es sich der schaffenden Gewalt des Feuers und der Sonne. Es erscheint als großer Hund, der bei Finsternissen die Sonne verschluckt: von den

Eskimo bis zu den Tupi wurden bei Sonnenfinsternissen Hunde geschlagen, damit sie durch ihr Winseln den großen Hund schreckten. Stürmischer See wurden Hunde geopfert; bei einzelnen Völkern wurden Hundebilder verehrt. Im **Gewitter- und Donnersturm** erkannte man das Rauschen eines mächtigen Flügelschlages, die Stimme des Großen Geistes, den Heroldruf des kommenden Sommers, die Verheißung der Fruchtbarkeit, den Trommelschlag des gehörnten Riesen Haokah. Blitzfeuer war heilig; in rot bemalten Donnersteinen verehrten die Peruaner die Kinder des Donnergottes, die Dakota ihren eignen Ursprung. Seltsam geformte Steine waren Donnerkeile. Konkretionen von auffallender Gestalt an Form und Farbe wurden aber von den Indianern der Casas Grandes, schon weil im Wasser, dem „Lebensquell", gefunden, heilig gehalten. Die Tupi Brasiliens sahen im Blitz das Aufleuchten der Augen und im Donner den Ton der Stimme des Vogels, der, einst höchster Gott und Schöpfer, in Menschengestalt Feuer und Feldfrüchte brachte und nun vom Himmel her Fruchtbarkeit sendet. Der peruanische Donnergott Apocatequil rief die Menschen ins Leben, indem er die Erde mit goldenem Spaten umwandte. Er war von drei Gehilfen: Blitz, Blitzspur und Blitzschlag, umgeben oder mit drei Waffen: Blitz, Donnerkeil und Donnergerolle, ausgestattet. Auf den Wolken reitet der Heno der Irokesen, der Gott des Donners und der Fruchtbarkeit.

**Garcilaso de la Vega** hat uns folgende Hymne an den Donner aufbewahrt:

„Schöne Herrin,
Sieh, dein Bruder
Bricht die Schale
Nun in Trümmer.
Seine Schläge
Zeugen Blitze,
Dumpfe Donner.

Und du Fürstin
Schöpfest Wasser,
Sendest Regen,
Schnee und Hagel.

Viracocha,
Weltengründer,
Weltbeleber,
Solchem Amte
Dich bestimmte,
Dich erschuf."

In der Stellung der **Winde** in den Schöpfungsvorgängen, stammend aus der Übereinstimmung von Hauch (Seele) und Wind, tritt zugleich die durchgängige **Heiligkeit der Vierzahl** der Weltgegenden und überhaupt die Verstärkung des astronomisch-meteorologischen Elements hervor. Die Winnebago erzählen von ihrem Großen Geiste, daß er vier Männer und ein Weib, daß jene die vier Winde, dieses die Erde geschaffen habe. Überall gehören sie zu den wohltätigen Schöpfungsgeistern; oft gehen sie sogar der Sonne, dem Mond und den Sternen im Alter voraus. Wie der Sonne, so wird auch den vier Weltgegenden Tabak aus der „heiligen" Pfeife geopfert. Die Winde haben als die Boten der Sonne, die Regen, Wachstum und Kühlung bringen, Anteil an der Verehrung neben dem Mond. Weiter begegnen wir vier Dienern des mexikanischen Luft- und Sonnengottes, vier Trägern der Erde, die die Sintflut überlebten, vier Ecken der Welt, wohin die Sioux die Ratspfeife halten, vier Brüdern in der Arawaken-Sage, die die Sintflut erzeugten ꝛc. Daraus entwickelte sich die allgemeine Vorstellung von der Heiligkeit der Vier und ihrer Vervielfältigungen: daher das Kreuz auf den amerikanischen Denkmälern. (Vgl. S. 619.)

Der **Schöpfergehilfe**, der prometheisch die Sorge für das Menschengeschlecht auf sich nimmt, ist bald die Sonne selbst, bald ein Sohn oder Enkel des Mondes. Die Zwillinge Joskeha und Tawiskara, „der Helle" und „der Dunkle", deren Großmutter der Mond war, und deren Mutter starb, als sie ihnen das Leben gab, stritten sich, wobei der eine das Geweih des Hirsches, der andere die wilde Rose als Waffe benutzte. Dieser wurde schwer verwundet, und fliehend verlor er bei jedem Schritte einen Blutstrom, der sich in Feuersteine verwandelte. Der Sieger aber kehrte zu seiner Großmutter zurück, die nun die Rolle des dunkeln, bösartigen Gottes übernahm, und schlug seine Hütte im Sonnenaufgang am Rande des Meeres auf. Er wurde mit der Zeit der Vater der Menschen und besonders der Huronen. Die wüste Erde machte er bewohnbar,

indem er den Riesenfrosch tötete, der alles Wasser verschlungen hatte; er leitete es über die Erde hin, schuf Wild und Ackerfrüchte und brachte den Menschen das Feuer. Dem Joskeha galten daher die Opfer, und oft ward er einfach als Sonne bezeichnet.

Das Feuerbringen scheint mehr im Westen und Nordwesten personifiziert worden zu sein, als im Osten und Süden, wo es hinter der Sonne zurücktritt. Zuerst spann das Spinnengeschlecht einen Strick, um zum Monde zu fliegen, wurde aber dort zurückgehalten und mußte dem Schlangengeschlecht den Vorrang lassen, das nun an diesem Strick zum Monde kletterte und einen Feuerbrand holte. Als Prometheus holt bei den Schastika ein Wolf einen glänzenden Feuerstein im Osten, während die Mendocino die unpersönliche Anschauung haben, Gott habe das Feuer als Blitz in ein Holz gesandt, das nun gerieben werden müsse. An die Maui-Sage klingt es an, wenn der feuerreibende Höhlengott der Chiloten (s. S. 579) einen Hofstaat von „Jounches" hat, die nicht bloß selbst auf einem Beine hüpfen, sondern auch schönen Knäblein, die sie fangen, ein Bein ausrenken.

Prometheische Funktionen verbergen sich auch in kleinen Zügen der Sagen von Lieblingshelden, die sich offenbar im Übergang vom Himmel zur Erde befinden. Menabuscho, der Heros der Algonkin, färbt dem Specht, der ihm rät, dem unverwundbaren Häuptling Perlfeder einen Pfeil in den Kopfwirbel zu senden, zum Dank den Kopf rot. Dieser Menabuscho ist auf der einen Seite ein Indianer wie jeder andere, leidet bald Mangel, hat bald Überfluß, hat Freunde und Feinde, heiratet, jagt und fischt, und auf der anderen Seite kann er sich in jedes Tier verwandeln, gebietet über mächtige Zaubermittel, wodurch es ihm möglich wird, die Erde von Riesen und Schlangen zu säubern. Wenn aber der Algonkin in den hellen Tagen des Indian summer sagt, nun rauche Menabuscho wieder seine Pfeife, so zeigt dies seinen kosmischen Charakter. Ja, Menabuscho erscheint als Enkel des Mondes und Sohn des Westwindes, seine bald nach seiner Geburt sterbende Mutter als Dämmerung; der Held ist der Morgen selbst, und sein Kampf gegen den Vater der vielverherrlichte Kampf zwischen Tag und Nacht.

Ein ewiges Feuer wurde vor der europäischen Zeit bei vielen Stämmen Nordamerikas der Sonne zu Ehren unterhalten. In Virginia wurde zum Ergötzen der Geister Tabak darin verbrannt. Tabak ersetzte auch sonst den Weihrauch. Die Zuñi genießen noch heute nichts, ohne ein Stückchen davon ins Feuer zu werfen und dieses mit einer Formel zum Verzehren aufzufordern. Verlöschen bedeutete Übel; das erloschene konnte nur mit Feuer aus einem anderen Tempel wieder entzündet werden. Gewöhnlich unterhielt man es in einer Hütte, die die Knochen verstorbener Häuptlinge umschloß; Hüter hatten es zu nähren. Auch wo es nicht dauernd unterhalten wurde, war das Feueropfer das gebräuchlichste. Bei vielen Stämmen wurden beim Fest der ersten Früchte alle Feuer ausgelöscht und durch Reibung neu entzündet; die Zuñi thaten dies bei jedem Fest.

Wenn man die unvermeidliche Abnutzung durch Tradition abzieht, so ist nirgends die neu schaffende Willkür schwächer, nirgends das Festhalten an wenigen Grundgedanken stärker als in der Schöpfungsgeschichte, und wer im tieferen historischen Sinne gerade die Kosmogonien vergleicht, dem schaut daraus der den Geist der ganzen Menschheit erfüllende Weltmythus entgegen. Kaum ein einziger Zug der polynesischen Mythologie fehlt in Amerika, und die Veränderungen sind vergleichsweise gering.

Zunächst bestimmt sich die Stellung des höchsten Gottes durch seine Schöpferthätigkeit; oft entsteht ein Anschein von Monotheismus auch noch da, wo sonst die Erinnerung an den höchsten Geist verloren ist. Aber dieser Schöpfergott ist oft so vermenschlicht, daß er mit dem Stammvater eines Volkes verschmilzt, das die Erde als um seinetwillen geschaffen annimmt und daher im Schöpfer den ersten Menschen seines Volkes sieht: der erste Pima wird aus einem Nerv geschaffen, den sich der Schöpfergott aus dem Halse herausnimmt.

Von den drei Schöpfungselementen: Erde, Wasser und Feuer, überwiegt das Wasser, die Erde ist nur eine Insel, Himmel und Sonne sind vor beiden vorhanden, und die Sonne bringt vom Himmel oder mit seiner Erlaubnis das Feuer auf die Insel Erde hinab. Die Schöpfungssage der Hasen-Indianer erzählt: Der Vater wohnt im Zenith, die Mutter im Nadir, der Sohn eilt am Himmel zwischen beiden hin und her. Als er so eines Tages umherwandelt, bemerkt er die Erde. Zu seinem Vater zurückgekehrt, singt er ihn an: „O mein Vater in der Höhe, zünde doch dein himmlisches Feuer an, denn auf dieser kleinen Insel (Erde) sind seit langem meine Brüder schon unglücklich. Sieh sie an, mein Vater, habe Mitleid mit den Menschen."

Weltschöpfer bei den Nordwest-Amerikanern ist der Rabe Jälch oder Jeschl, die Hauptfigur tiefsinniger Mythen. Sein allgemein menschlicher Charakter leuchtet schon aus der Vogelgestalt hervor. Dieser göttliche Rabe war geboren, als die Erde noch nicht da war; aber ein anderer Gott, Khanuk, war vor ihm da. Der Rabe schuf die Erde, indem er diesem einen Teil davon nach dem anderen entwendete. Feuer holte er von einer Insel im Meere; da dabei Funken in Stein und Holz fielen, ist daraus Feuer zu erzeugen. Von Khanuks Insel brachte er das süße Wasser in seinem Schnabel. Andere Sagen lassen ihn den eifersüchtigen Gott, der Sonne, Mond und Sterne im Kasten verwahrt, in den wunderbarsten Abenteuern überlisten. Als Jälch zur Zeit, da noch Dunkel herrschte, von der Schwester dieses Gottes geboren worden war und dieser, durch die Kunvögel gewarnt, ihn ins Meer geworfen hatte, brachte der Delphin der trauernden Mutter einen Stein, der verschluckt als Jälch wieder zur Welt kam und als Kranich aufflog, um am Himmel anzustoßen und (als Sonne?) hängen zu bleiben. In einer dritten Sage wird die Tochter vom eifersüchtigen Gott bewacht; Jälch aber verwandelt sich in einen kleinen Grashalm und wird, am Trinkgefäß klebend, verschluckt, um wiedergeboren zu werden. Aus dem Kasten mit den Himmelskörpern läßt er die Sterne an den Himmel fliegen, den Mond und die Sonne durch Raben hinaustragen. Oder er trägt selbst als Rabe die Sonne und fragt, als er Stimmen unter sich hört, ob Licht werden solle. Als nun unerwartet der Sonne Glanz am Himmel schien, wurden die ungläubigen Menschen in Tiere verwandelt, da sie in Angst nach den Bergen, in den Wald, in das Wasser liefen. Aus dem eifersüchtigen Gott wird wieder in anderer Version der erste Mensch; auch dieser tötet seiner Schwester Kinder. Neben Jälch steht seine Schwester, „Weib unter der Erde" bei den Thlinkit genannt, die sich bei der großen Flut vom Bruder trennt und in den Krater des Vulkans Mt. Edgecomb steigt, den Pfeiler festzuhalten, worauf die Erde ruht. Die Konjagen lassen die Trennung dadurch hervorgerufen werden, daß die Schwester von einem verbotenen Grase ißt, worauf sie ihre Nacktheit erkennt und flieht; das jüngste ihrer auf der Himmelstreppe empfangenen Kinder bleibt am Leben durch ein Lied, das es gelernt hatte.

Dem Schöpfergott tritt gegensätzlich und zugleich ergänzend ein dunkles Prinzip gegenüber; oft schlummert es im Dualismus: aus dem Vater Nacht wird der Bruder Nacht. Es versetzen die Chillulas in die Luft einen Teufel mit Hörnern und Flügeln und fabelhafter Geschwindigkeit, der den Menschen in einem Augenblick zerschmettern kann: dies ist eine Verschrecklichung des Sturmgottes mit einem Schatten christlichen Teufels, der ursprünglich bei Indianern nirgends vorgekommen ist. Auch hier ist die Schlange ursprünglich kein übler Geist.

Der Name Mensch hat in Indianersprachen häufig die Nebenbedeutung Erde oder Stein. Und so gibt die Sage Erde oder Thon als den Grundstoff der Menschen an, oder er geht aus Steinen hervor: Mexikaner und Tezkokaner, Aleuten und die Makah am Kap Flattery wollen aus Feuersteinen entstanden sein. Wo Tiere als Menschenschöpfer auftreten, birgt sich darin ein Schöpfungsgott; mit Vorliebe zeigt er sich in Wolfs- oder Hundegestalt. Jälch hat im Nordwesten die Menschen nicht selbst geschaffen, sondern auf sein Geheiß ein helfender Geist. Nach einem anderen Mythus rät er den nach der Flut Übriggebliebenen, Steine rückwärts zu werfen;

daraus werden Menschen. Eine Rückbildung läßt ihn selbst als Sohn des ersten Menschen geboren werden, dann sich über die Flut erheben und auf dem Rücken des Bibers an eine Küste getragen werden, wo er seine Mutter mit ihrem Bruder vereinigt findet und das Volk der Koloschen erschafft. Um den Grundgedanken des Hervorgehens des Menschengeschlechts aus der Erde ranken sich verschiedene Sagen; auch diesen scheinbar sekundären Gebilden fehlt nicht die Weltbeziehung. Nach der Sage lebten die Mandan vorzeiten unter der Erde, wohin nur eine Rebe mit ihren Wurzeln etwas Licht einfallen ließ. Einige der Kühnsten erkletterten sie, fanden auf der Oberwelt Büffel und Früchte in Menge vor, pflückten Trauben und brachten sie ihren Verwandten hinunter. Als nun die Hälfte des Volkes oben war, brach die Rebe unter der Last eines dicken Weibes und entzog den Leuten unten Licht und Hoffnung, jemals hinaufzukommen. Ähnlichen Sagen begegnen wie bei brasilischen Waldstämmen. Bei den Navajos bahnen Waschbär und Raupe oder Käfer den Menschen den Weg nach oben.

Teilweise schließen sich die Wandersagen unmittelbar an den Schöpfungsmythus an. Der Riese Yakke-Eltini der Tschippewäh, der mit seinem Haupthaar das Firmament kehrt, verschließt den Menschen den Zugang zum westlichen Lande. Als er aber getötet ward, fiel sein Leichnam zwischen die östliche und westliche Welt und versteinerte zu einer Brücke, worüber Renntiere ihren Weg nahmen. Solchen Sagen sogleich einen kontinentalen Hintergrund zu geben, entspricht nicht ihrem lokalen Horizont. Die Hasen-Indianer wollen bei einem kahlköpfigen Volk im Westen jenseits des Meeres gelebt haben, dessen Zauberer sich nachts in Hunde oder Wölfe verwandeln konnten; sie trugen hölzerne Helme, Schuppenpanzer, Schild und Lanze. Hieran klingt eine Tinneh-Sage, daß im fernen Nordwesten ein Volk wohne, dessen Männer halb Hunde, halb Menschen, dessen Weiber aber von völlig menschlicher Gestalt seien. Hier liegen wahrscheinlich Erinnerungen an die Vermischung zweier Stämme von totemistischen Sitten zu Grunde.

Überlieferungen von der Trennung der Stämme knüpfen häufig an die Schöpfung der Sonne oder die erste Erleuchtung der dunkeln Erde an. Lange Zeit vor Ankunft der Weißen sei im Westsüdwesten ein Stern erschienen, und dorthin wurden mehrere vom Volke der Tinneh gebracht. Seitdem die Trennung. Die Montagnais breiteten sich im Süden aus, ihre Pfeile sind klein und schlecht; die Loucheux wurden gegen Norden getrieben, ihre Frauen sind häßlich. Die wirklichen Menschen, die Tinneh, wurden in den Felsengebirgen angesiedelt.

Schon fühlen wir uns an die Sündflutsage erinnert, die auch in Amerika alle Elemente einer Weltsage enthält. Adler erscheinen als Warner, da sie die Sturmwolken sich sammeln sehen; bei anderen entdecken Tauben das erste Land, bei anderen rettete sich ein Paar Menschen auf einen Berg, der mit den Fluten wächst. Ein Indianer hörte auf den warnenden Coyote, baute ein großes Schiff und ist der Stammvater der Papayos geworden. Die Papayos unserer Tage glauben, daß der auf dem Schiff gerettete Prophet ihr Vorvater war, und besuchen jedes Jahr den Berg und das kleine Dörfchen Santa Rosa in Arizona; auch wird kaum ein Papayo einen Coyote töten. Merkwürdig, daß sich auch in der Inkaform die Sündflut mit der Verehrung totemartiger Stammesheiligtümer, der Huacas, verbindet, die Berge, Steine, Bäume sind, je nach dem Gegenstand, auf den das Elternpaar des Geschlechts sich rettete. Anders die Sage beim Algonkin-Heros Menabuscho. Ihn erreicht die Sündflut zur Strafe der Tötung des Schlangenkönigs, als er auf den höchsten Berg geflohen; er steigt auf einen Baum, das Wasser steigt ihm nach, da ruft er zu drei Malen: „Wachse!“ und jedesmal reckt sich der Baum höher, das Wasser aber reicht ihm zuletzt bis ans Kinn. Nun läßt er durch die Scholle, dann durch die Moschusratte Erde heraufholen; beide kommen als Leichname wieder an die Oberfläche. Da bläst Menabuscho der Moschusratte Leben ein, und nun bringt sie Erde in den Klauen herauf, woraus der Heros die Erde samt Pflanzen und Tieren neu erschafft.

Der Gedanke, daß im Anfang nur endloses Wasser war, woraus die Erde wunderbar hervorstieg, gibt diesen Sagen eine höhere kosmogonische Bedeutung als der mosaischen mit ihrer Sündflut nach der Schöpfung. Daß im Hervorbringen der Erde Vögel thätig sind, ist ein Gedanke von weltweiter Verbreitung: es sind die Winde, deren Wehen über den Wassern schaffend wirkt. Zum Sturmvogel gesellt sich die geflügelte Schlange des Blitzes; hier wirkt die Gewitterwolke schöpferisch. Der Rey de la Cueva der Chiloten verläßt seine Höhle, um auf einem Seepferd durch die Wellen zu fahren oder sein Geisterschiff zu besteigen; er kann aus dem Reiben seines Schwanzes Feuer erzeugen. Die Pima lassen die Erde von einer Spinne geschaffen werden, die, selber das erste Geschöpf, sie in ihrem Netz erzeugt. Hier liegt die Übertragung des Schöpfungsnetzes, worin die Welt aus dem Urmeer heraufgezogen wird, offen. Vielleicht hängt auch die Heiligung des Fischnetzes, dem bei den Huronen alljährlich zur Verbesserung der Fischzüge zwei Jungfrauen vermählt wurden, mit der Schöpfungsgeschichte zusammen.

Bei festerer Überlieferung, vielleicht auch gefördert durch den mit Vervielfältigungen spielenden Sinn der Priester, tritt an die Stelle der einen Sündflut die Vorstellung von Weltepochen. Die Maya setzten drei als vergangen voraus, zwei durch Pest, eine durch Stürme beendet; ihre Welt stand in dem vierten Alter. Die Azteken nahmen vier Zerstörungen durch Wasser, Feuer, Sturm und Hunger an. Außerdem wurden nach je 52 Jahren alle Feuer gelöscht und neues durch Reiben von Holz erzeugt. Mißlang dies, so sollte die Sonne nicht mehr aufgehen und sich die Wasser verheerend über die Welt ergießen. Dasselbe fürchteten auch die Peruaner bei jeder Verfinsterung der Sonne. Von dem Ende der Welt aber gingen Ahnungen um, die heute den Winnebago nur noch drei Generationen zu leben geben und in Verbindung mit messianischen Prophezeiungen noch neuerdings zu politischen Unruhen führten. Von den Maya hat uns P. Lizana folgende Prophezeiung aufbewahrt:

„Am Ende der Zeit, so ist es bestimmt,
Findet die Götterverehrung ihr Ende,
Und wird die Welt durch Feuer gereinigt.
Glücklich wird sein, der dieses erlebt
Und früher zerknirscht seine Sünden beweinte."

Die zweite Sündflut erleichtert das anthropogenetische Problem, indem sie das Menschengeschlecht bis auf ein Paar oder einen einzigen untergehen läßt. Diese sind dann oft auch die Neuschöpfer; nach dem Glauben der Tolowa verwandelten sich früher die Seelen der Verstorbenen in Bären, Hirsche und andere Tiere des Waldes, und wurde erst dadurch die Tierwelt geschaffen. Eine eigentümliche Form des Rückschreitens der Schöpfung. Auch Manu, der erste Mensch der Brahmanen, schafft ja als einzig Überlebender aus eigner Kraft die neuen Geschlechter.

Tiere liefern die Masken, worin die hohen Götter des Himmels, die Sonne und die Sonnensöhne, die Feuerbringer, der Mond und die Wassergötter auf Erden Schöpfungsgeschäfte besorgen. Ihnen schreibt man Verbindung mit dem Überirdischen zu; daraus entwickelte sich ein Sehertum in Peru und Mexiko, das aus den Bewegungen und Stimmen der Tiere wahrsagte. Viele Seltsamkeiten der Tierverehrung erklären sich aus dem Totemismus, der die Geschlechter mit Tieren in engere Beziehung bringt, und aus den Verwandlungen von Menschen und Tieren, deren Sagen endlos variiert werden. Eine nordwestamerikanische Maske, die Menschen- und Rehgesicht verbindet, bezieht sich auf die Sage von der Entstehung des Rehes aus einem Menschen, der einen Gott töten wollte. Flache Steine aus dem dortigen Schamanenapparat zeigen auf der einen Seite einen Menschen, auf der anderen das den Wurm verschlingende Haselhuhn. Vögel nehmen dabei die erste Stelle ein. Die Bärenverehrung greift von Asien her tief nach Nordamerika herein und blüht am meisten bei den Eskimo. Bis zu einem gewissen Grad ist jedes

Jagdtier heilig; viele „Tiergötter“ sind nichts als phantastische Personifikationen des Wildes: konnte man doch glauben, daß die Mandan den Büffelkopf als höchstes Wesen verehren. Getötete Tiere sucht man oft durch lange Entschuldigungsreden zu versöhnen. Die Dakota sehen es nicht gern, wenn die Hunde Knochen erlegter Tiere benagen, weil sie fürchten, deren Seelen möchten nicht mehr zurückkehren und so das Geschlecht dieser Tiere aussterben. Auch in Amerika geben eigentümliche Vorstellungen über Unsterblichkeit Anlaß zur Tierverehrung. Als Klapperschlangen führen böse Seelen ein trauriges Dasein; Seelen, die nicht die glücklichen Gefilde erreichen, gehen in Tiere und Pflanzen über. Manche Arten des Tierkultus sind schwerer zu deuten. Die Hasen-Indianer und Loucheux verehren den Moschusochsen und nehmen an, daß sein Kot unverwundbar mache; die Tinneh der Felsengebirge und die Hundsrippen-Indianer erzählen dasselbe vom Hunde. Der **Wolf** erschafft entweder zusammen mit dem Monde die Erde und alle Geschöpfe oder kratzt sie allein aus dem Nichts hervor. Der **Schlangenglaube** steht an Bedeutung nur hinter dem Vogelglauben zurück. Da man die Schlange im Flusse sah, ward sie Wassergottheit; da sie sich häutet, Symbol der Wiedergeburt. Die Ähnlichkeit mit dem Blitz liegt nahe. Die Sage von der gehörnten Schlange wurde bei den Huronen erzählt; ihr nahe steht die vom schätzehütenden Schlangenkönig in Peru. Wo das Christentum hingedrungen ist, verfolgt man die Schlangen: die Beliebtheit des heil. Paulus, die sich auch in den zahlreichen Ortsnamen San Pablo kundgibt, hängt mit seiner Eigenschaft als Schutzgott gegen die Schlangen zusammen. Die Mexikaner glaubten an ein in der Tiefe des Wassers weilendes Fabeltier Ahuizotl, das sie verehrten und in einer an ostasiatische Drachen erinnernden Gestalt darstellten. Als Blitz begleitet die Schlange den Vogel Sturmwind und kann, in befruchtenden Regenschauern geboren, Symbol der Fruchtbarkeit werden: das mexikanische Staatswappen zeigt diese Verbindung noch heute. Dem **Frosch** begegnet man in unzähligen bildlichen Darstellungen, besonders im toltekischen Kulturkreis (s. S. 454 und obenstehende Abbildung). Die **Schildkröte** ist bald Trägerin der Welt, bald taucht sie im alles bedeckenden Meere unter, Schlamm für die Erschaffung der neuen Erde heraufzuholen — auch ein weltweit verbreiteter Mythus. **Long** zufolge besaßen die Omaha zu Anfang dieses Jahrhunderts eine große Seemuschel, die sich seit Geschlechtern in ihrem Stamme fortgeerbt hatte; für sie hatte man eine eigne Fellhütte, wenn man will einen Tempel, errichtet, niemals durfte sie die Erde berühren. Vor Eröffnung eines Krieges ward sie als Orakel befragt. Dann schnitt man ein Stück des aufgehängten Tabaks ab und gab es den Zauberern zum Rauchen. Unterdessen legte jemand aus dem Kreise sein Ohr an die Muschel; hörte er Töne, so galt das Orakel für günstig. Aus dem tierreichen Südamerika vernehmen wir wenig von Tiersagen. Die Indianer von Guayana glauben, daß die Tiere eine Seele und Ärzte haben, und schreiben ihnen gewisse Festtage zu. Neuerdings hat **Ehrenreich** auch von den Karaya mehrere typische Tierfabeln berichtet, aber selbst daraus klingt es uns bekannt entgegen. Unsere Schwanenjungfrau, der Werwolf, der Wettlauf zwischen Hirsch und Schildkröte sind brasilischen Indianern längst bekannt.



Nordwestamerikanische Schnitzerei aus dunkelem Stein. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.) Vgl. Text, S. 583.

Nun zum **Pflanzenglauben**. Dem **Weltenbaum** begegnen wir auch in Amerika. Der Algonkin-Heros Menabuscho rettete sich bei der Sündflut auf einen Baum. Er ist aber der helle,

im Osten wohnende Gott des Lichtes und Donners, also identisch mit dem „alten Himmelsmann" Tanne der Karaiben, der bei seinem Abschied von den Menschen versprach, er werde wiederkehren, um von dem Gipfel des heiligen Baumes ihre Seelen in den Himmel zu führen. Pfähle aus heiligem Holz waren bei den Nordamerikanern gebräuchliche Symbole höherer Gottheiten. Pflanzenteile wurden als Amulette und Zaubermittel benutzt. Die Samen eines Grases, ins Feuer geworfen, führten nach dem Glauben der Cholonen die heftigsten Stürme herbei.

Eigentümlich geformte Steine wurden als Donnerkeile verehrt; kaum ein Dorf Mexikos war ohne solche Idole. Die vorgeschichtlichen Beile, Lanzenspitzen oder Messer nennt man Donnerkeile und behauptet, daß sie durch Blitze erzeugt werden. Daß peruanische Vasen Perlenschnüre um den Hals tragen, erinnert an die malayische Topfverehrung. Mit der Sintflutsage hing die Verehrung von Bergen zusammen. Hohe Felsen sind von bösen, selten von guten Geistern bewohnt. Flußgeister wurden, wenn die Kähne gefährliche Stellen passierten, durch Höllenlärm geschreckt. Tückische Geister mit tödlichem Blick bevölkerten die Wälder. Den Eskimo bedrohen oder beschützen die Küstengeister. Sich weit aufs Meer zu wagen, gilt wegen der Geister, die auf und in ihm wohnen, für einen Beweis von Mut. Draußen hausen große Kajakleute, „Kajariaken", die schwere Unwetter hervorrufen können. Außerdem gibt es Kongensetokit, Seemenschen, die gern Fuchsschwänze essen, und feurige Ignersoit am Strande oder auf Klippen, die Fischende festhalten und zu Gefährten machen.

Mit ganz geringen Ausnahmen glauben alle Indianer an die Unsterblichkeit der Seele und an ein Leben in einer oberen und unteren Welt. Der Seele Unterschied vom Körper drücken Vergleiche mit dem Hauche und dem Schatten aus. Die Seele war einfach der unsichtbar gewordene Mensch, dem (das beweisen zur Genüge Begräbnisgebräuche) vieles vom lebenden Menschen anhaftete. Der Gedanke, daß der Mensch jenseits so weiter lebt, wie er im Augenblick des Todes beschaffen war, beeinflußt weit mehr die Kriegs- und Totengebräuche, als der Gedanke an Lohn und Strafe. Der Seelen gibt es zwei: eine geistige, die schon zu Lebzeiten den Körper gelegentlich verlassen kann, und eine am Körper haftende, das Leben bewirkende, die noch im Tode bleibt und erst entweicht, wenn sie in einen anderen Körper gerufen wird. Die Seelen Verstorbener gehen als Geister um; darauf hauptsächlich führt der wuchernde Gespensterglaube zurück. Dieselbe Furcht, die alles Eigentum des Verstorbenen verbrennen ließ, machte aus den wandernden Seelen böse Geister. Alle Indianer glauben an zahlreiche Geister, die nur Übles sinnen; zum Teil mögen sie ursprünglich Geister der Verstorbenen gewesen sein, aber auch ihre Verbindung mit der Mythologie ist öfters eng.

Die Seele wandert in Träumen. Aber weder sie noch die Seele, die einem Ohnmächtigen entfliehen will und durch den Schamanen wieder eingeblasen oder unter das Kopfhaar geschoben werden kann, ist eins mit dem lebengebenden Prinzip. Die Schamanen prüfen Seelen und bewahren sie in Büchsen. Gott erscheint ihnen in Träumen: eine viel beneidete Gabe. Träume sind der wichtigste Teil der indianischen Prophetie; sie üben eine große Macht, indem sie raten oder abmahnen. Ihre Deutung war eine Hauptaufgabe der Priester. In Mexiko kamen noch Horoskope, in Peru Wahrsagungen aus allen erdenklichen Erscheinungen hinzu. Und hier gab es für jeden Zweig besondere Priester und Seher.

Das glückliche Land im Jenseits, worüber sich die Vorstellungen sicherlich oft erst unter christlichem Einfluß geklärt haben, ist ohne Nacht, ohne Wolken, ohne Winter und Stürme; es besitzt den üppigsten Pflanzenwuchs, weil dort jedes einzelne Samenkorn gedeiht, das in der Erde nicht aufging. Oft ist es ganz wie in Polynesien genauer mit den Zügen des Diesseits ausgestattet; so denken sich die Komantschen das Jenseits als eine Prärie voll Büffel, und die Nischinam nennen das Paradies Tanzhaus der Götter. Hier und da freilich harrte der Verstorbenen eine

armselige, trostlose Welt; doch scheint die freundliche Vorstellung überwogen zu haben. Für einige liegt das Paradies im Süden, für andere im Westen. Die Eskimo suchen es in der warmen Erde und die Hölle am eisigen Himmel. Gleichwie in Polynesien steigen in Nordwestamerika, der Sonne folgend, die Seelen der Edlen hinab, um auf glücklichen Inseln im schönen Langhause zu wohnen. Die Thlinkit sehen in den Kindern verstorbene Verwandte wiederkehren, und die Mutter gibt dem Kinde seinen ersten Namen nach einem Vorfahren. Petitot vermochte ein junges Tinnehmädchen nicht davon abzubringen, daß es schon einmal unter anderem Namen gelebt habe.

In die Vorstellung vom Jenseits schlingt sich die von Lohn und Strafe ein. Von den Payagua werden die Bösen nach dem Tode in Kesseln verbrannt, während die Guten an den Gestaden eines schönen, fischreichen Stromes jagen. Die Kukujenn machen drei Abstufungen: die Guten kommen in den Himmel, die Bösen müssen in den Wolken umherirren, und die Seelen der Zauberer bleiben bei ihren Körpern im Grabe, wo sich andere, selbst auch Tiere, Rat erholen. Im kälteren Norden, wo sich die Sonne mit ihrer Wärme und ihrem Glanze schärfer vom Himmel abhob, nahm sie die Seelen der Tapferen auf; noch weiter hin das Nordlicht. Aber auch in Mexiko war die Sonne der glückliche Aufenthalt der tapferen Krieger und der an der Geburt eines Kindes gestorbenen Weiber. Die Vorstellung vom Fegefeuer hat bei den christlichen Indianern in Chiloe noch nicht die Annahme verdrängt, daß zahlreiche Seelen in der Luft umherschweben. So sehen auch die Eskimo im Winter, wenn die Sonne untergegangen, Seelen die Luft erfüllen. Die Vergeltung des Bösen nach dem Tode kennt der Indianer nicht; alles wird hienieden gerächt, Gute und Böse finden sich wieder in derselben Reihenfolge ewiger Genüsse. Ob sie als Krieger oder im trägen Frieden, natürlichen oder unnatürlichen Todes gestorben sind: das entscheidet.

Aus dem allgemeinen Seelenheim sondert sich eine Unterwelt ab, die tief mit der Mythologie der Indianer verflochten ist. In ihr bringen nach manchen Sagen die Seelen vier Tage zu; die Kabinapek und Aschotschimi lassen die Seelen geradezu ein großes Fegfeuer umschwirren, ehe sie in das Jenseits eingehen können. Die Tschoktah lassen ihre bösen Seelen in einen Fluß voll stinkender Fische und toter Kröten fallen, wo sie nie die Sonne sehen und von allen möglichen Übeln heimgesucht sind. Oft muß dieser Styx überhaupt von den Seelen überwunden werden im steinernen Rachen, auf gefährlicher Leiter, erstarrtem Schlangenleib oder schlüpfrigem Rutschbalken; die bösen verfehlen den Weg und erliegen.

In ganz Nordamerika ist die Religionsform weniger polytheistisch, wie in Südasien, Alt-Europa und Mexiko, als vielmehr pandämonistisch. Daher die verhältnismäßig große Seltenheit von Götterbildern, im Nordwesten sind sie noch am häufigsten. Am Nutka-Sunde sah Cook in vielen Häusern ein oder ein paar $1\frac{1}{2}$ m hohe, dicke Baumstämme, deren geschnitzte Vorderseite einige Ähnlichkeit mit einem Menschengesicht hatte; auch waren an den Seiten Arme und Hände ausgeschnitten und das Ganze bemalt. Ein Mattenvorhang davor deutete an, daß es sich um Gegenstände besonderer Verehrung handelte. Kunstvoller geschnitzte Pfeiler richteten die Haidah zum Andenken an Verstorbene auf (s. S. 533 und Fig. 10 der Tafel bei S. 477). Im östlichen Nordamerika waren Bildwerke jeder Art seltener. Man vernimmt von menschlichen Idolen in den Tempeln Virginias und bemalten Pfählen mit geschnitzten Menschengesichtern darum. Die Maya hatten hölzerne Ahnenbilder in ihren Häusern. In Höhlen auf Santa Lucia hat man Steinbilder und Stücke thönerner Gerätschaften gefunden; an den Wänden roh eingeschnittene menschliche Köpfe und ganze Figuren oder Fratzen von fabelhaften Scheusalen deuten auf Zusammenhang mit dem alten Kultus hin.

Von der Südspitze Floridas bis an den Arkansas und nach Virginia gab es Sonnentempel: größere Hütten aus dicker Lehmwand, von einem domförmigen Dach gekrönt, wo ein



AMERIKANISCHE ALTERTÜMER.



1. *Poncho, Federkleid. Peru.*
2. *Papageien-Mumie. Peru.*
3. *Mumie, bekleidet. Peru.*
4. *Mumienkopf (Attrappe). Peru.*
5. *Steinfigur. Mexiko.*
6. *Thongefäß. Mexiko.*
7. 8. *Grabtafeln. Peru.*
9. *Kindermumie mit Spielzeug. Peru.*
10. *Thonfigur: Lama. Peru.*
11. *Thonurne. Peru.*
12. *do. do.*
13. *do. Teufel. Peru.*
14. *Schüssel mit Geier (Sarcorhamphus Papa). Mexiko.*
15. *Goldfigur. Antioquia. Kolumb.*
16. *Goldschmuck. Neugranada.*
17. *Urne: zwei Jaguare. Peru.*
18. 19. *Bronzeäxte. Peru.*

Nr. 1. 4. 5. 6. 10. 11. 12. 13. 14. 17. 18. 19 *Museum für Völkerkunde zu Berlin.* Nr. 2. 3. 7. 8. 9 *nach Abbildungen in Reiß & Stübel »Totenfeld von Ancon«.* Nr. 15 *nach einer Abbildung im »Catalogue of Lady Brassey«.* Nr. 16 *nach Antiguedades Ne.*

oder mehrere Adlerbilder zur Sonne schauten. Rundum staken auf einer Mauer Köpfe der Feinde, oder es standen bemalte und mit menschlichen Gesichtern geschnitzte Pfähle umher. Opfer wurden nach Osten und Westen gebracht, und Prozessionen bewegten sich in diesen Richtungen. Aus manchen Resten scheint eine Orientierung nach den Solstitialpunkten hervorzugehen. Heiliges Feuer brannte im Inneren. Wahrscheinlich waren einst mit diesen Tempeln die „Schwitzhäuser" und Ratshütten verbunden; sie allein blieben übrig, nachdem der Feuerkult ausgestorben war. Früher scheinen Frauen von den Tempeln ausgeschlossen gewesen zu sein; Zutritt hatten sie dagegen zu den Ratshütten. Öfters wurde von den heidnischen Indianern Südamerikas kurzhin gesagt: „Sie besitzen weder Kirche noch Kultus." Allein schon Petrus Martyr hat hölzerne Bilder bei ihnen gesehen, und andere Beobachter bestätigen das. Von der Bedeutung der Opfer aus Mais und Maismehl wurde oben (S. 556, 571 u. 574) gesprochen. Opfer von Perlen, Früchten und Tieren wurden auch in fließendes Wasser geworfen, an Bäumen und Dachfirsten aufgehängt oder auf hohe Pfähle gesteckt. Kanadier hingen Hunde lebendig an den Hinterfüßen an einem Baumast auf. Neben den aus dem Totemsystem stammenden Speiseverboten hängt eine ganze Anzahl von abergläubischen Gebräuchen mit dem Essen zusammen. Die Nutka schmückten den getöteten Bären und setzten ihm Speise vor mit der Bitte, zu kosten; erst dann zerlegten sie ihn. Schmausereien bis zur Erschöpfung galten bei den Irokesen und ihren Nachbarn als äußerstes Mittel, einen Kranken, der das Fest anordnete, zu retten.

Menschenopfer und selbst Menschenfresserei sind unzweifelhaft nachgewiesen, aber nirgends als ein alltägliches Thun. Überall liegen Rachsucht und übertriebene Kriegswut vor, meist religiös verhüllt. Es erzählen die Haidah, daß der aus dem Walde zurückkehrende Häuptling-Zauberer dem ersten besten ein Stück Fleisch aus dem Arme beißt. Die Nutka sollen nur alle drei Jahre Menschen geopfert haben. Auch das Bauopfer findet sich in Amerika wieder: bei den Thlinkit wird ein Sklave lebendig unter dem Eckpfosten eines neuen Hauses begraben. Aus Kadiak hören wir von Verbrennung der Sklaven beim Tod eines Häuptlings. Die Indianer am Putumayo fraßen noch vor wenigen Jahren einen jungen Kolumbianer, wobei tröstend betont wurde, sie seien Kannibalen, nicht weil es ihnen schmecke, sondern um einen Racheakt an feindlichen Stämmen auszuüben. Niemand habe gehört, daß sie einen Weißen oder einen Neger verzehrt hätten. Aus Angst fressen die Eskimo das Herz eines Zauberers oder eines, den sie aus Blutrache getötet haben; sie glauben, so bleibe die Rache der Seinigen aus.

Zaubereien haften besonders gern an losen Teilen des Körpers. Haare und Speichel von einem Menschen werden in Araukanien ebenso zu dessen Schaden benutzt wie am Millbank-Sund. Im südlichen Alaska findet man Zaubersteine mit kleinen Höhlungen, in die Speisereste aus den Zähnen gelegt werden, damit sie keinem Zauberer in die Hände fallen.

Über das Priestertum dieser Völker ausführlich sprechen, hieße mit geringen Abweichungen das wiederholen, was bei Polynesiern zu schildern war und bei Afrikanern zu schildern sein wird. Überall das Widerspiel des Schamanentypus. Im Nordwesten ist sein Apparat reich an Zahl, Buntheit und Mannigfaltigkeit der Rasseln (vgl. die Abbild., S. 496) und Masken; auf einem eignen geschnitzten Schemel ruht in der Verzückung sein Haupt. In Kalifornien ist er ein schäbiger Gaukler. In Nordwestamerika muß der Zauberer besonders über Tiere Macht haben. Die Otterzunge hat den höchsten Wert; der Zauberer, der sie der Otter herausreißt, ist der mächtigste, weil er mit dem dabei fließenden Blut wirkt. Die auf Bildwerken und Masken aus den Körpern herauskommenden Tierköpfe bezeichnen die Wesen, über die der Zauberer Macht hat (vgl. Abbild., S. 580, und Fig. 6 der beigehefteten Tafel: „Amerikanische Altertümer"). Zauber durch Bilder ist nicht selten. Bei den östlichen Yuma-Indianern nördlich vom Gila wurde zur Abwendung einer Seuche eine Zeichnung im Sande mit verschiedenfarbigem Staub und zerriebenen Blättern

hergestellt. Vererbung des Schamanentums in ein und derselben Familie wird von den Nez Percés am Oregon, den Tschoktah und den meisten Südamerikanern berichtet. Der Priestertotem der Tscheroki mißbrauchte seine Stellung so schamlos, daß er ausgerottet ward; an seiner Stelle ernannte das Volk einen neuen Priester, in dessen Geschlecht die Würde verblieb. Die Priesterseele wandert und nimmt nach jeder Rückkehr aus überirdischen Gefilden einen höheren Rang ein. Die Dakota hatten die schöne Sage, daß sie als geflügelter Same von den Winden in den Himmel getragen wird, wo sie Götter, Kunst und Wissenschaft kennen lernt. In vier Inkarnationen wird sie immer mächtiger; danach kehrt sie in ihr Nichts zurück. Mexikaner und Peruaner hatten Priester-Hierarchien mit festgeordneter Ausbildung und strenger Gliederung. Sie lernten Mischen der Farben, Malen, Zeichnen der Hieroglyphen, Musik, Astrologie und Zeitrechnung. Manchen war Ehelosigkeit vorgeschrieben. Ihre Tracht machte sie kenntlich, wie auch bei den Krihk lange, helle Gewänder und würdevolles Benehmen den heiligen Stand andeuteten. Der Gottesdienst wurde in einer dem Volke unbekannten Sprache geführt: das Besondere liegt in Betonung, Aussprache und in der Wahl der Worte und Wendungen. Die südamerikanischen Piai, Piache rc. sind in erster Linie Zauberärzte, die die Krankheiten unter Gesängen und Verzückungen aussaugen, besprechen oder mit Kräuteraufgüssen heilen. Die Priester der Pima schießen bemalte Pfeile von bemalten Bogen in die Luft, die Krankheit zu töten. Weiter sind die Zauberer im stande, Diebe in Kristallen oder Glasscherben zu sehen. Man findet aber auch vernünftigere Vorkehrungen gegen Krankheiten, kalte Bäder und Schwitzbäder, Kneten und Stoßen schmerzender Stellen, Aufritzen der Haut mit spitzen Steinen. Guajakholz, Ipekakuanha und Purganzen, die mit Vorliebe bei den Jünglingsweihen verwendet werden, sind durch indianische Medizinmänner bekannt geworden, die oft auch bei den Europäern im Rufe stehen, gute Kuren ausführen zu können. Bei den regelmäßigen religiösen Festen ist der Mittelpunkt wieder der Medizinmann, umgeben von einem Chor singender, tanzender und bis zu konvulsivischen Zuständen sich hinausarbeitender Männer und auch Weiber. Häufig begleitet ihn hierbei ein jüngerer Mann, der jedes der schwer zu enträtselnden Worte wiederholen muß. Vollendete Meister dieses Priestertums sind bewandert in tierischem Magnetismus, Bauchrednerei, Taschenspielerei. Ohne Zweifel kommt ihnen, mehr als Glaube, eine Disposition im Publikum entgegen. Epidemische Veitstänze und Hysterien sollen ganze Dörfer zerstört haben.

Gleichmäßigkeit herrscht durch ganz Amerika in den Trauergebräuchen bis zu den Feuerländern hinab: das Totengeheul, das Ausraufen der Haare, die Verwundung mit scharfen Muscheln und Steinen, das Bemalen des Gesichts in streng vorgeschriebener Weise, die Beisetzung in gebückter, mit Schnüren umwundener Gestalt, die Zerstörung der Hütte des Toten.

Die Beerdigungsweisen variieren um einige wenige Typen. In Mexiko war Verbrennung bei Chichimeken, Otomi und den Maya üblich, während Mizteken, Zapoteken und Mixe ihre Toten begruben; in Guayana verbrennen die Rukujenn ihre Toten, die Oyampi vergraben sie, Beine, Arme und Kopf gebogen, in einem tiefen Loch von nicht mehr als 1 m Länge. Neben den Hütten der Guarauno liegen in Palmblätter gehüllte Päcke mit je einem Leichnam auf Gerüsten aus starken, kreuzweise in die Erde gesteckten Ästen. Selbst in ein und demselben Gräberfeld kommen Variationen in Lage und Ausstattung der Leichen vor. Bei Madisonville hat man über 400 Skelete ausgegraben, die in den verschiedensten Stellungen begraben waren, teilweise in Aschengruben unbekannter Bestimmung, viele ohne Schädel oder Kiefer. Auf Neufundland hat man den in Rinden gehüllten Leichnam auf Plattformen oder in tiefen Gräbern beigesetzt. Nun hatte diese Insel außer ihren eignen Bewohnern zeitweilig Mikmak, vielleicht sogar Eskimo; so mag auch an anderen Stellen die Mischung der Begräbnisgebräuche entstanden sein.

Die Hockstellung und Einhüllung der Leiche in Häute, Matten oder Rinden ist weiter verbreitet als die Verbrennung. Schon Dobrizhoffer hat dabei an die Uterinlage des

Kindes erinnert. Diese Begräbnisweise wird auch in Westgrönland erwähnt; in der reinsten Form finden wir sie in peruanischen Gräbern. Man scheut sich nicht, die Knochen zu brechen, um den Leichnam recht eng zusammenlegen zu können. Oft ist damit Massenbegräbnis, wohl in Familiengräbern, verbunden gewesen. Beisetzung ebenso geformter Leichen in Urnen kommt vor von den Guarani bis nach Nordamerika hinauf. Bei Tucuman sollen Kinderleichen in offenen Körben begraben worden sein. Zusammengeschnürte Mumien hat man in Höhlen Brasiliens (bei Santa Anna) und der Aleuten gefunden. Die Rukujenn Guayanas, die ihre Leichname verbrennen, behielten solche Zubereitung für die Zauberpriester vor. Höhlen, die die Eigenschaft hatten, Leichen auszutrocknen und vor Verwesung zu schützen, wurden häufig zu Begräbniszwecken aufgesucht. Die peruanischen Mumien mit vorn gekreuzten Armen, zum Kinn gezogenen Knieen und aufrechtem Kopf sind in einen mit Seegras ausgestopften Sack eingesetzt, dessen Umhüllung aus farbigem Baumwollenstoff, häufig aus einem Gewand besteht, das sogar mit Ärmeln versehen sein kann (s. die Tafel bei S. 583, Fig. 3 und 9, und die Abbildung, S. 43); durch ausgeschnittene, mit anderem Stoff besetzte Stellen entsteht ein Stoffmosaik, wie sie vielleicht am Gewand des Lebenden nicht vorhanden war. Der Kopf ist mit einem bunten Tuch kreuzweise umwunden, und selbst den Hals bedeckt manchmal ein ausgefranster, halsbindenartiger Streifen. Bei den Wintun trugen Greisinnen monatelang das Seil um den Körper, das um sie gewickelt wird, sobald sie den letzten Atemzug gethan haben, worauf die Leiche in Grasseile, Rehfelle und Matten gehüllt wird, daß sie einem Warenballen gleicht.

Die Peruaner bedeckten das Gesicht ihrer Toten mit hölzernen **Masken**, die Augen aus Muscheln mit einem scharzen Wachstropfen als Pupille und eine aus Holz geschnitzte Nase hatten; aufgenähte Baumwollfäden deuteten den Mund an, den Innenraum hielten Kürbisschalen und Rohrstäbchen aufrecht. Bei Arica hat man zahlreiche Schädel gefunden, denen Augen von Tintenfischen eingesetzt waren. Die Haare waren schwarz gefärbte Agavefäden oder eine **Perücke**, die bei reicher ausgestatteten Leichen mit Sorgfalt aus Zeugstoff gefertigt wurde, der mit Menschenhaaren, die in der Mitte einen Scheitel bilden und zu Zöpfen geflochten sind, durchwebt wurde. Der Kopf ist dann noch häufig mit Papageienfedern, farbigen Binden und anderen Zieraten geschmückt. Die Panche des nordöstlichen Südamerika und die Indianer des Chaco durchnähten die ausgetrockneten Lippen mit Baumwollfäden, als sollten sie damit für immer geschlossen werden. Die Aleuten setzten vor mehreren Jahrhunderten noch in Höhlen wohlverhüllte Mumien mit reichen Mitgaben bei. Bedeckung des Antlitzes des Leichnams mit einer Maske war auch bei ihnen üblich. Auf der Nunivak-Insel werden die Leichen mit Steinen bedeckt und ringsherum hölzerne Masken und Gebrauchsgegenstände angebracht. In peruanischen Huacas und in Maya-Gräbern hat man Masken gefunden, die aus den abgesägten Gesichtsschädeln, an denen die Haut teilweise erhalten ist, durch Anfügung einer hölzernen Nase und Stucküberzug hergestellt wurden. Den Vornehmen der Verapaz wurde gleich nach dem Tode ein Stein in den Mund gelegt, der die Seele aufnehmen sollte.

Die **vorläufige Beisetzung** hängt mit der Anschauung zusammen, daß die Seele einige Zeit, ehe sie ins Jenseits eingehe, in der Nähe des Leichnams verweilt. An malayische Gebräuche erinnert es, wenn die Guaraunos gleich nach dem Tode einen Baumstamm zu einem Sarg aushöhlen. Dann wird der in seine Hängematte gewickelte Leichnam hineingelegt, die Öffnung mit Latten verschlossen, sämtliche Ritzen von den Frauen mit Lehm verschmiert, und der Sarg neben der Hütte auf Pfählen aufgestellt. Bei den Galibi wird unter die Leiche ein großes Gefäß aufgestellt, das die bei der Zersetzung herabträufelnde Flüssigkeit auffängt; wie die Boni gesehen haben wollen, müssen (nach **Crevaux**) die künftigen Piai dies trinken, nachdem darin Tabaks- und Quinquinablätter maceriert sind. Bei einigen Stämmen wird ein Jahr nach dem Tode der

Sarg wieder geöffnet und bei den Überresten nochmals geklagt, worauf Gesänge und Libationen in Tschitscha die ganze Nacht und den folgenden Tag dauern. Wenn man die Knochen zerbrach und in ein Bündel schnürte, so hatte das wohl ursprünglich den Zweck, die Leichen auf Wanderungen mitführen zu können. Die Chá'hta und andere Indianer der Golfstaaten, auch Küstentschuktschen oder Namollo, ließen ihre Toten einige Monate oder ein Jahr lang in der Erde oder auf Gerüsten in der Luft modern und begruben dann ihre Gebeine in Särgen oder schön geflochtenen Matten. Die Sitte, die Gebeine der Toten eines Jahres in gemeinsamer Gruft zu bestatten, fand sich namentlich bei den Huronen.

Bald sind die Gräber geräumige Grüfte, bald seichte Löcher. Häufig ist der auch in Afrika vorkommende Grabschacht mit seitlicher Nische. Man kann auf den ersten Blick erkennen, welchem Volke die in den Huacas gefundenen Mumien angehören: der Aymara sitzt in kreisrunder Vertiefung, der Huanca liegt bis zu $1^1/_2$ m tief auf dem Rücken, die Gräber der Ketschua bilden ein Ellipsoid und sind kaum 1 m tief. Die von Ecuador und Mittelamerika sind wesentlich nach demselben Plan, teilweise bis ins Detail übereinstimmend, angelegt; die von Darien dagegen gleichen verschütteten Brunnen, deren Öffnung durch einen Kreis von Steinen bezeichnet wird. Die Tiefe wechselt zwischen 2 und 10, der Umfang zwischen 5 und 7 m. Auf dem Boden dieser Huacas sind nach den vier Windrichtungen kleine Nischen ausgegraben, worin die Gebeine und die mitgegebenen Gegenstände niedergelegt sind. Die Gräber werden, wenn nicht ausgemauert, entweder mit Thon ausgekleidet oder ausgebrannt, wie bei den Kaliforniern: daraus könnte sich das Urnenbegräbnis entwickelt haben. Auch waren in diesen Familiengräbern die Gerippe durch Steinplatten, Lehm oder Walfischknochen voneinander getrennt. Brasilische Stämme kleideten ihre Gräber mit Rindenstücken aus und schütteten über den Leichnam wohlriechende Beeren und Flügel glänzender Insekten.

Ein äußerlich kenntliches Grabmal wird von vielen Völkern verschmäht. Die Kalifornier und die Churruje ebnen sogar ihre Gräber ein, so kunstvoll sie auch gegraben sind; man erkennt sie meist nur an der eingesunkenen Erde. Von den Tinneh werden dagegen lange Stangen mit bunten Bandstreifen errichtet, die die Seele des Verstorbenen, wenn sie zum Körper wiederkehrt, erfreuen sollen; es erinnert an die Grabtafeln der alten Peruaner, die aus einer rechteckigen Schicht von Rohr bestehen, mit Baumwollstoff überſponnen und in einen längeren Stab eingesteckt sind (s. die Tafel bei S. 583, Fig. 7 und 8); auf den Stoff ist eine stilisierte menschliche Figur in Blau oder Rot gemalt. Die Wulwa zeichnen ihre Strandgräber durch ein großes Wetterdach aus Strohgeflecht aus; der ganze Begräbnisplatz wird von Buschwerk fleißig gereinigt. Die Urnen der Guarani, die mit Dornen eingehegten flachen Gräber der Abiponer, die Steinhügel der Tehuelchen sind primitive Grabdenkmäler; sie führen über zu den dolmenartigen Steinsetzungen und den gemauerten Gräbern der alten Peruaner.

Fast allen Toten, reich und arm, wurde eine Anzahl von Gegenständen mitgegeben, Lebensmittel und Waffen dem Mann, Geräte der Frau. Bei reicheren Völkern, wie den Peruanern, fanden wertvollere Kleinigkeiten, Arbeitskörbchen, Schmucksachen, Handwerksgeräte, ihren Platz in der Hülle von Blättern und Baumwolle (s. die Tafel bei S. 583, Fig. 9); auf dem Isthmus von Panama findet man darin Kleidungsstücke, Gefäße, die nach Form und Ausführung zum Vollendetsten gehören, was die alten Amerikaner hervorgebracht haben, ferner verschiedene Tiere, Schlangen und Frösche aus Gold. Die Kalifornier gehörten zu den ärmsten Stämmen, aber ihre Grabmitgaben umschließen alle Waffen und Geräte, die im Leben gebraucht wurden. Die südamerikanischen Reitervölker, die ihren Toten große Grabmäler errichten, ehren sie außerdem fast über Vermögen: das stürzt oft die Hinterlassenen ins Elend. Am Grabe des Tehuelchen werden alle seine Pferde, Hunde und sonstigen Tiere getötet, sein Poncho, sein Schmuck, seine

Bolas und Geräte auf einen Haufen zusammengetragen und verbrannt. Alles das hängt mit ihren Vorstellungen vom Jenseits zusammen, die an die der nordamerikanischen Jägerstämme erinnern. Sie glauben, daß der Weg in den Himmel sehr lang sei, daß die Seelen ermüdeten, wenn sie nicht ritten, und Hungers stürben, wenn es ihnen an Nahrung fehlte.

Gewisse Örtlichkeiten werden gern zum Begräbnisplatz gewählt, der Rand des Wassers vor anderen. Man will bemerkt haben, daß das Gesicht der Toten nach der Stelle hingekehrt ward, die einen freien Ausblick gewährte. Auch die großen Muschelhaufen eigneten sich zu Grabstätten: ihre Lage am Meere, ihre lockere Beschaffenheit und ihre natürliche Tumulusform empfahlen sie dreifach. Die Abiponer zogen den Wald vor. Die Huacas von Chiriqui liegen meist am Fuße kleiner Hügel; hier findet man öfters mit Inschriften und Zeichnungen bedeckte Blöcke. Auch die nordamerikanischen Moundbuilders begruben gern auf oder an Anhöhen. Die Asche und Knochenreste werden in ein Tüchlein gehüllt in einem nahen Gräberhäuschen aufgestellt. Die Haidah begraben diese Reste oder hängen sie in Rinde gehüllt an einen Baum. Manchmal werden Gegenstände aus dem Besitz des Verstorbenen hinzugefügt, aber in der Regel vorher zerbrochen. Der Schamane wird von den Nutka im Freien in einem taubenschlagartigen Häuschen beigesetzt, das auf vier Pfählen ruht, wie bei den Haidah; Sklaven, die früher mit verbrannt wurden, wirft man jetzt einfach ins Meer. An der Mündung der Jakuinabucht wurden die Leichen auf Kähnen aus ausgehöhlten Baumstämmen in die Gewässer hinausgestoßen. Nach und nach sammelte sich am Meeresstrande eine Menge der Totenkähne, entledigt ihrer schaurigen Lasten, an. Wenn ein scharfer Wind von dieser Seite her über das Land sauste, so hörten die Hinterlassenen die klagende Stimme der Toten. Bei den Nutka dienen Kähne als Särge.

Die Zurichtung der Leiche und die Aushöhlung des Grabes besorgten bei den Abiponern die Weiber; bei anderen eine besonders damit beauftragte Persönlichkeit, die allein eine Leiche sehen und berühren darf, ohne unrein zu werden. Vielfach trägt man deshalb die Leiche als Bündel an einer Stange zum Grabe. Bei den Wulwa bringt der Leichenbesorger das Paket mit den Knochen samt Gefäßen und Schmuck ohne Begleitung nach dem Familiengrab.

Wenn Orinoko-Stämme vom Hause des Verstorbenen bis zum Begräbnisplatz eine baumwollene Schnur über Schluchten und Gräben, durch Gewässer und Sümpfe möglichst gerade ausziehen: soll das dem Geist den Weg weisen? Allgemein ist ja der Glaube, daß die Seele gern bei der alten Wohnstätte weilt und sie erst nach Tagen verläßt. Die Hidatsa verbrennen deshalb auf Kohlen ein paar Mokassins: der Geruch des brennenden Leders vertreibe den Geist. Allerdings ziehen die Unterkalifornier ihren Toten Mokassins an; so mögen, vielleicht als Rest der Leichenverbrennung, die verbrannten Mokassins zugleich dem Gestorbenen zu gute kommen.

Die Totenfeierlichkeiten sind besonders im Nordwesten deutlich von dem starken Glauben an die Wiederkehr der Seele bestimmt. Sowie ein Thlinkit gestorben ist, erheben seine Verwandten ein lautes Klagegeheul, während bei den Tschinuk so lange geflüstert wird, als die Leiche im Hause ist. Vier Nächte lang dauern die Gesänge und Tänze, die Bewirtung und Beschenkung der Gäste. Am fünften Tage wird hinter dem Hause auf einem Scheiterhaufen aus starken Stammstücken der zusammengekrümmte Leichnam unter Klagegesängen verbrannt. Zur Trauer wird von der Witwe oder den Witwen und den Kindern das lange Haar abgeschnitten, Schnitte in die Glieder gemacht, das Gesicht schwarz bemalt, die Kleider zerrissen. Wehklagen der Weiber erfüllt die Trauerstätte gewöhnlich einige Tage; danach wird bei vielen Stämmen die unzerstörte Habe des Verstorbenen an die Kinder und Verwandten verteilt. In Form eines Spieles geschieht dies bei den Sioux: einer der Verwandten stellt den Geist dar, der das Spiel gegen die übrigen Teilnehmer hält. Man spielt gegenwärtig häufig mit Karten; eigentlich gehören dazu künstlich bemalte Kerne der wilden Pflaume, wovon die Männer acht, die Weiber nur

sieben brauchten. Nach den Kombinationen der aufwärts liegenden Bilder der Kerne wird in festen Spielregeln gewonnen oder verloren. Mit dem Totenfest Tulé der Rukujenn ist ebenfalls eine Verteilung erwünschter Gegenstände verknüpft.

Die Namen Verstorbener werden auch in Amerika nirgends gern genannt. Der Tod selbst wird gefürchtet; man wünscht nichts davon zu hören. Dobrizhoffer meint, es würden manche Indianer lebendig zu Grabe gebracht, weil ihre Angehörigen nicht erwarten können, bis sie aus dem Hause geschafft sind. Daß man den Tod gewaltsam zu beschleunigen sucht, scheint selbst bei christianisierten Südamerikanern nicht unerhört zu sein. Nach dem Tode wird alles, was dem Abgeschiedenen gehörte, zerstreut, durch Feuer vernichtet und seine Hütte abgerissen, selbst auf die Gefahr hin, daß die Hinterbliebenen in Not geraten sollten.

# II. Die altamerikanischen Kulturvölker.

## 31. Allgemeines über Ursprung und Entwickelung der altamerikanischen Kultur.

„Der letzte und schwerste Weltteil: Amerika." Herder.

Inhalt: Schwierigkeit in der Beurteilung der altamerikanischen Kultur. — Verschiedene Kulturstufen und verschiedene Kulturmittelpunkte. — Die Tradition vom Kulturheros. — Die Tolteken. — Amerikanische Völkerwanderungen. — Die amerikanischen und altweltlichen Kulturen. — Transpazifische Beziehungen. — Die Theorie des polynesischen Ursprungs.

Amerikas alte Kultur ist verschwunden, ohne uns in einer Fülle von Inschriften das Verständnis des Geistes zu eröffnen, aus dem sich jene auf den ersten Blick uns so fremde Welt gebar. Das trübe Geschick, daß die altamerikanische Kultur wankte und stürzte, sobald sie in Berührung mit der europäischen trat, läßt alle Quellen über sie aus dem Zeitalter der Entdeckungen im höchsten Grade kritikbedürftig erscheinen. Die eignen Schriftwerke ihrer Völker liegen fast tot, und kaum ist zu erwarten, daß der Fortschritt ihrer Entzifferung ein sehr helles Licht auf Ursprung und Geschichte werfen werde. Auch ohne die beklagenswerte Zerstörung vieler von ihnen durch die Eroberer und Bekehrer und die Vernichtung der einst so ausgedehnten Sammlungen von Bildern geschichtlichen Inhalts wäre es schwer, ein klares Bild der altamerikanischen Kultur zu gewinnen. Diese Thatsachen sollten nicht zu gunsten einer Hinaufschraubung ihres Niveaus verwertet werden, wie es besonders in Mexiko noch immer geschieht. An den Berichten der Konquistadoren aber bleibt vieles auszusetzen oder zu wünschen, und fast noch mehr an denen früh bekehrter Indianer. Es stehen grundfalsche Angaben sogar in Staatsschriften. Keiner der Chronisten der Conquista hat mit kritischem Auge die Länder und Völker Amerikas angeschaut. Die Kulturvölker, zu denen die Spanier erst ein Menschenalter nach ihrer Entdeckung Amerikas vordrangen, blendeten die ersten Beobachter nach so vielen Enttäuschungen hochgespannter Erwartungen bei den armen Karaiben, Floridanern und östlichen Südamerikanern. Sie hofften jetzt am Anfang der Erfüllung ihrer Wünsche zu stehen. In den Augen vieler erschien erst jetzt die kühne That des Columbus groß und dankenswert. Mexiko war das erste amerikanische Land, das ihnen den Eindruck eines wohlangebauten Landes im Sinne ihrer Heimat machte, und es wurde

nicht müßigerweise „Neuspanien“ getauft. Mit diesem Namen verlieh das stolze Volk dem ersehnten Gold- und Fruchtlande seinen wohlklingendsten und ehrenvollsten Titel. Die Kontraste des Naturcharakters, die schon Cortez in einem Marsche von fünf Tagen von Cempoalla bis Naulinco an der Spitze seines Häufleins und seine Nachfolger auf den Schultern indianischer Träger erlebten, steigerten diese Empfindungen. „Nach langer Wanderung in finsteren Gebirgsregionen, die den Fuß des Vulkans von Orizaba umgeben, bis in die kahlen Längenthäler von Tlaxcala war, von dem nördlichen Ufer des Rio Atoyac aus, der Anblick der fruchtbaren Hochebene von Cholula eine wundersame Erquickung. Oft habe ich diesen Anblick genossen und begriffen, was die Spanier fühlen mußten, als sie die grünende Fläche sahen, auf der im Schatten von Kopalbäumen, in dem fremdartigen Rahmen der Agavehecken und kleiner Felder von breitblätterigem Kochenille-Kaktus die Gruppen großer Gebäude zerstreut lagen, in einem weiten und reinen Horizont zusammengedrängt. Wohl mochten sie, von diesem Anblick geblendet, an die schönsten Zierden ihrer damals so blühenden Heimat denken und den Eindruck, den die Natur erzeugte, unwillkürlich übertragen auf die unvollkommeneren Gebilde der Menschheit.“ (Bandelier.) Und auf die Menschheit selbst auch, möchten wir hinzusetzen. Gewiß ist, daß Tenochtitlan, Tlaxcala, Tezcoco nicht die großen Städte und blühenden Staaten waren, wie sie uns beschrieben werden.

Die Chronisten, die berichten: „Der Markt von Tenochtitlan war täglich von 60,000 Menschen besucht“, oder: „Jede Quadratelle Boden war sorgfältig angebaut“, vergessen, daß die Fruchtbarkeit dieser Länder nur die von blühenden Oasen inmitten öder Steppen- oder Heideländer ist. Die Volkszahlen wurden übertrieben, die von den Missionaren aufgestellten Taufregister der Neophyten durch Betrug entstellt. Der erste Bischof von Mexiko, Zumarraga, schrieb 1531 von 250,000 Neugetauften nach Tolosa — in späteren Kopien und Drucken erscheint die Zahl vervierfacht. Menschenfreunde fälschten die Zahlen der ursprünglichen Bevölkerung, um die der Umgekommenen und der in die Sklaverei Geführten um so größer darstellen zu können. Hat doch Las Casas selbst Tenochtitlan mit einer Million ausgestattet; und ganz ähnlich sind Reichtum und Macht der Fürsten dieser Völker übertrieben worden. In Cajamarca zeigt man bis heute noch ein aus behauenen Steinen ausgeführtes kleines Gebäude mit dem Zimmer, das der unglückliche Inka mit Gold als Lösegeld für sein Leben zu füllen versprach. Dieses dem erschreckten, den Tod oder die Tortur fürchtenden Fürsten angeblich abgepreßte Anerbieten — eine Sage, die Herodot erzählen könnte — geht bis auf den heutigen Tag durch die Schilderungen Altperus, um einen Begriff von dem ungeheuren Goldreichtum zu geben. Andere Verzeichnungen der politischen Situation und der gesellschaftlichen Verhältnisse sind schwerer auf die thatsächlichen Linien zurückzuführen.

So wie die Konquistadoren Land und Volk priesen, um den Glanz dieses Beutestücks zu erhöhen, so preisen nun die gesunkenen Nachkommen die Werke ihrer Ahnen, die sie verfallen sahen, ohne daß in drei Jahrhunderten Ebenbürtiges geschaffen worden wäre. Daß sie sich dabei auch in Übertreibung ergehen, ist nicht zu verwundern. So wird denn in Peru jeder Stein, den irgend eine Kraft einmal von seinem Platz bewegte, als Inkawerk bezeichnet, und sogar die Ecuadorianer wollen die bekannte natürliche Brücke von Rumichaca, die über den Rio Carchi führt, nur als Werk der Alten angesehen wissen. Es gibt kaum etwas, das man den ins Grab Hinabgestiegenen nicht zutraute, während uns noch immer die Frage nach dem anstarrt, was sie denn wirklich alles geleistet haben, und vorzüglich: aus welchem Geiste heraus?

Gewöhnlich macht man es sich leicht, indem man die Naturverhältnisse mit der ganzen Verantwortung für Licht und Lücken belastet. Der Frage, warum nicht Länder glücklicher Lage und köstlichen Klimas, wie Kalifornien und Chile, die heute zu den fruchtbarsten und blühendsten

gehören, Sitze eigner Kulturen geworden sind, stellen wir die andere entgegen: Ist die altamerikanische Kultur immer auf schmale Hochebenenstreifen und isolierte Gebiete eingeschränkt gewesen? Vielleicht umhüllt der Boden des äquatorialen Südamerika noch Funde, von denen wenigstens einige Spuren zu Tage getreten sind. Wir erinnern uns hier an die schöne Betrachtung von Martius: „Nicht das schwache, bescheidene Moos, das die Trümmer römischer und altgermanischer Herrlichkeit wie ein Sinnbild sanfter Wehmut umgürtet, hat sich über die Ruinen jener südamerikanischen Vorzeit ausgebreitet; — dort erheben sich vielleicht auf den Denkmälern längst untergegangener Völker uralte, dunkelnde Wälder, die alles schon längst dem Erdboden gleich gemacht haben, was Menschenhand einstens geschaffen hatte." Die Felsen- und Höhlendörfer von Neumexiko und Arizona bieten unerwartete Zeugnisse für eine höhere Kultur in diesen Steppenländern dar. In der Kultur, deren Reste wir vor uns haben, ist aber stets in erster Linie an die zur Arbeit zwingenden, die Arbeit vertiefenden Lebensbedingungen des dürren Hochebenenklimas zu denken. Peru, Mexiko, Yucatan sind Länder wie Ägypten, Mesopotamien, Persien und große Teile von China und Indien, nur unter der Voraussetzung sorgsamer Bewässerung fruchtbar. Man hatte viel Arbeit und Sorge um das Leben für nicht immer reichen Lohn aufzubieten. Das befruchtende Element wurde geschätzt, ja verehrt. Ließ in Mexiko der Regen zu lange auf sich warten, so fasteten die Priester einige Tage und stiegen auf einen Berg, welcher nur diesem Zwecke geweiht war. Hier wurden Brandopfer gebracht und die Asche in die Luft gestreut, um die Wolken zum Regen zu bringen. Daneben wurden eifrig Wasserleitungen zur künstlichen Bewässerung angelegt. Zahllose „Acequias" des peruanischen Hochlandes, die oft auf Pfeilern laufen und so selbst Bäche überschreiten, sogar in Felsen gehauene, führen auf die Inka zurück. Künstliche Sammelbecken zeigen Schutzwälle mit an der Basis 25 m dicken Mauern. Solche Arbeiten leitete der Fürst selbst ein. Sie allein erklären die Ansammlung dichter Bevölkerungen in Gegenden, die heute nahezu menschenleer sind. Ein künstlicher Wasserlauf, der durch das Gebiet von Chontisaya führt, wird auf 600 km Länge geschätzt. Die Entnahme des Wassers war entsprechend geregelt. In Mexiko war die künstliche Bewässerung nicht so hoch entwickelt. Dafür bezeugen die „schwimmenden" Gärten in den Seen um Tenochtitlan den Fleiß, der auf den Anbau verwandt ward. Strauchflöße, mit dem fetten Schlamm der Seetiefe bedeckt, tragen auf dem stets durchfeuchteten Boden Blumen und Nahrungsgewächse. Weizen bedarf heute wenigstens vom Gila bis nach Tehuantepec fast immer der Bewässerung, während der Mais ohne sie nur dann fortkommt, wenn er so früh in der Regenzeit gesetzt wird, daß er noch bei genügender Feuchtigkeit anzuwachsen vermag.

So ernst, unter so vielen sichernden Vorbereitungen betrieben, war der Ackerbau den altamerikanischen Kulturvölkern nicht bloß Nahrungsquelle, sondern vor allem Symbol der höheren Gesittung, des befestigteren Lebens. Im Inkareich strebten die Herrscher und die Edelsten seine Ausbreitung, Verbesserung, Veredelung an. Für Länder, die rings von mehr oder weniger nomadisierenden Barbaren umgeben waren, war ja die Pflege des Ackerbaues Existenzbedingung. Daher auch die Anknüpfung aller Kulturmythen dieser Regionen an den Ackerbau und die allgemeine Verehrung der Sonne, der Gottheit aller Landbauer bis nach Ägypten hinüber. Die Bevölkerung der altamerikanischen Reiche war größer als heute: das bezeugen mindestens in Peru und Yucatan die zahlreichen Ruinenstätten in weiten Wüsten. Aber für ihre Schätzung kann man sich nicht an phantastische Angaben halten wie die des Bischofs Las Casas, daß in der Provinz Peru allein die Spanier 40 Millionen Menschen getötet hätten. Bauten auch die Unterthanen der Inka ihre Wohnstätten auf Berge und Felsterrassen, um den nutzbaren Grund für Ackerbau freizulassen, schufen sie auch Wasserleitungen und durch Ausgrabung tiefer Becken künstliche Oasen, wendeten sie auch künstliche Düngung an, so werden wir doch mehr als das Doppelte der heutigen Bevölkerungszahl für das Inkareich, also 10

Millionen, nicht annehmen dürfen. Von der Zusammendrängung der Menschen auf einen im Vergleich mit seinen Hilfsmitteln engen Raum, wie sie in Peru stattfand, liefern heute nur China, Japan und Indien Beispiele. Die Nahrungsquellen der Bevölkerung müssen beschränkt gewesen sein. Die Fleischnahrung war verschwindend, und von vegetabilischen Stoffen kann kein Überfluß zur Verfügung gestanden haben. Die sorgliche Regelung und Verteilung des Besitzes hatte wohl eben darin ihren Hauptgrund, daß die Ernährung der Bevölkerung hart an der Grenze des Möglichen stand.

Der in der Alten Welt kulturzeugende Gegensatz von Hirten- und Ackerbauvölkern reduziert sich in der Neuen auf den Gegensatz von wandernden und ansässigen Stämmen. Wie Iran und Turan kämpfen mit den im Ackerbau aufgehenden Tolteken die von Norden hereinbrechenden wilden Scharen, deren militärische Organisation hoch entwickelt war (vgl. S. 567 f.). Ihr zusammenzwingender Despotismus hat einen Anteil an der Erzeugung der politischen Form der altamerikanischen Kultur. Es tritt uns aus dem Mythus auch eine Bedeutung der Binnenseen für die altamerikanischen Kulturentwickelungen entgegen. Von der großen Rolle des Titicacasees in der Geschichte Perus zeugen die Tradition und noch überzeugender die Ruinenstätten an seinen Ufern. An den See von Guatavita knüpfte sich die Sage vom Dorado. Die Azteken erzählten, wie sie auf einer Insel im See von Chalco einen Adler, der eine Schlange würgte, auf einem Nopalstrauche (Opuntia) sitzen sahen und diesen Anblick für ein Zeichen hielten, auf diesem Punkte ihre Stadt zu gründen. Sie fingen nun an, sich auf der Insel anzubauen, die das Orakel ihnen gewiesen. Die Sicherheit der dem Pfahlbau günstigen Lage fesselte dann die Azteken an diesen Ort trotz großer Überschwemmungen am Ende des 15. Jahrhunderts, und Tenochtitlan ist wohl mit durch diesen Vorzug der Mittelpunkt einer weitreichenden Herrschaft geworden.

Das Alter der altamerikanischen Kulturen ist nicht einfach nach dem zu beurteilen, was an Trümmern und Nachrichten vor uns steht. Wir dürfen sie nicht so perspektivelos betrachten, wie ihre Bilder sind. Manches Stück alter Menschheitsgeschichte ist auf altamerikanischem Boden gänzlich verschollen, manches Volk hat lange vor der Conquista an dem Bau dieser Kultur mitgebaut und hat keine Spur oder nur so wenig beredte Reste hinterlassen, wie die Gräber von Chiriqui mit ihren reichen Goldfunden, merkwürdigen Stein- und besonders schönen Thongeräten, die auf eine schon vor dem Eindringen der Europäer erloschene Kultur deuten. Eine einzige Thatsache wie die Mayaschrift setzt eine lange Entwickelung voraus. Nicht die einheimischen Traditionen darf man um Antwort angehen. Es ist gleichgültig, ob unter den Kulturheroen der wohlthätige Recke Zamna in Yucatan früher auftrat als der Quezalcohuatl in Mexiko. Auch der Altersunterschied zwischen den Trümmern von Tiahuanaco am Titicacasee und den nahen Inkabauten verschwindet in den Zeiträumen, die wir für die Herausbildung auch selbst leichterer Unterschiede in den einzelnen Kulturen voraussetzen müssen. Verhältnismäßig jung ist alles uns Erhaltene, das beweist die bewundernswerte Schärfe der Kanten und Umrisse. Und so auffallend wie die Jugend ist die Abgeschlossenheit der einzelnen Entwickelungen. Trotzdem sich ein Streifen Mayabevölkerung an der Küste bis an den Panuco hinzog und mit Völkern des aztekischen Kreises berührte, war die Mayaschrift in Mexiko fremd. Die Hochlandstämme von Guatemala, die mit den Maya sprachverwandt waren, empfingen ihre Kultur von Mexiko.

Innerhalb der Grenzen des Reiches der Inka darf man drei ethnographische, zum Teil auch politische Zentren annehmen. Die Großartigkeit der Ruinen von Chimu gibt uns einen hohen Begriff von den Kulturverhältnissen dieses Küstenstaates, von dem wir wissen, daß er dem eroberungssüchtigen Inkageschlecht drei Generationen hindurch Widerstand leistete, ehe er dem wachsenden Sonnenreich einverleibt werden konnte. Die großen Baureste am Titicaca zusammen mit der dahin den Ursprung der Inka verlegenden Tradition lassen vermuten, daß auf

kaum geringerer Kulturstufe die einst weiter verbreiteten Aymara-Stämme südlich vom Titicacasee standen. Die unbestimmte Zeit, in der sich die eigentliche Inkamacht im mittleren Peru erhielt, schuf einen entsprechenden Macht- und Kulturmittelpunkt aus Cuzco, der das weiter im Norden, auf dem Hochplateau von Quito, in früheren Jahrhunderten entwickelte rege Kulturleben der Quiché zugleich mit dem selbständigen Reiche an Peru heranzog. Die yucatekische Kultur scheint auf einer höheren Stufe gestanden zu haben und ausgebildeter gewesen zu sein als jene der Azteken Mexikos und der Olmeken von Palenque. In den Bauten und auch sonst findet man viel Vergleichbares; aber sie sind bildnerisch reicher als irgendwo in Altamerika. Dagegen wird man immer die Schrift in den Vordergrund stellen müssen als die unzweifelhaft höchste Leistung dieser Art in Amerika. Wir wissen aber durchaus nicht, ob sie am Orte selbst weit zurückreicht, oder übertragen wurde.

Die Frage: Warum verfiel diese Kultur und die Kunst dieser merkwürdigen Bau- und Bildwerke? ist also nicht einfach mit dem Hinweis auf das Eindringen der Europäer und die gezwungene Abwendung der Eingeborenen von dem Glauben, der sie zur Errichtung ihrer größten Bauten angeleitet, zu beantworten. Es steht heute fest, daß manche von ihnen schon nicht mehr bewohnt und besucht waren, als dieses größte Ereignis in der uns bekannten Geschichte amerikanischer Völker eintrat. Von Coban und Quirigua, in deren Nähe des Cortez Zug nach Yucatan vorbeiführen mußte, sprechen die nicht, die ihn mitgemacht, ein fast sicheres Zeichen, daß diese Plätze schon damals nicht bewohnt waren. Und aus den Zeugnissen der Zeitgenossen der Eroberer ergibt sich, daß hoher Wald schon zu deren Zeit die großen Bauten in Yucatan überwachsen hatte, und daß ihr Ursprung als unbekannt galt. Die Herrlichkeiten Cobans sind stellenweise fast metertief mit Schutt und Moder bedeckt, und manche Skulpturen sind vom Drucke der Wurzeln mächtiger Bäume zerspalten.

So wie noch heute für die Indianer Mexikos der Tag des Dorfheiligen der wichtigste des Jahres, zu dessen Glanz Geld und persönliche Dienstleistung beizusteuern der Stolz des Einzelnen ist, so mag es in der voreuropäischen Zeit gewesen sein, nur daß dann der Heilige ein sagenvoller Ordner und Bereicherer des menschlichen Lebens war. Die Sagen von einem Kulturheros treten an den verschiedenen Orten so ähnlich auf, daß auch sie selbst gewiß ebenso gewandert sein müssen, wie sie von Wanderern und Wanderungen erzählen. Die möglichst dunkle Färbung des diesem wichtigen Ereignisse vorhergehenden Zeitalters ist Grundzug. Die Menschen waren Fischer und Jäger, ihr Land erst vom Urwasser verlassen, die Menschen waren oft ohne andere Nahrung als Würmer und Schnecken, oder fraßen ihre eigne Nachkommenschaft. Hütten und Kleider waren unbekannt. Da erschien nach der Mayasage plötzlich von Westen her eine Schar Fremder, an deren Spitze Zamna stand, dem hauptsächlich die Erfindung graphischer Künste zugeschrieben wird, der aber überhaupt der Gründer der auf der Halbinsel herrschenden Zivilisation ist. Mexikanische Überlieferungen lassen das Land von Riesen bevölkert sein, die von den Tolteken besiegt werden müssen. Der führende Heros Quezalcohuatl ist Zauberer und Priester und wird Begründer eines neuen Kultus. Als Richtung, aus der die Wandernden kamen, wird Süd und Nordwest angegeben. Die Quichésage ist der der Tolteken ähnlich, wie ja die beiden Völker überhaupt eng verbunden sind. Bei den Tschibtscha aber kommt Tschimizapagua, der Bote Gottes, von Osten. Man schrieb ihm weise Gesetze, besonders aber die Kunst des Spinnens und Webens zu. Man zeigte seine Fußspur in einem Fels und erzählte, er habe eine große Sündflut abgewendet, indem er einen Wasserfall schuf. Die Peruaner ließen ihren segenbringenden Viracocha aus dem Titicacasee hervorsteigen; allein er stand zu hoch — galt er doch zugleich für den Schöpfer der ganzen Welt (vgl. S. 574 u. f., wo überhaupt versucht ist, einiges Licht auf die Verbindung des Sonnen- und Feuergottes mit dem Kulturheros zu werfen) —, und

darum übertrug man später unter dem Einfluß der Inka an deren angeblichen Stammvater Manco Capak alle heil- und segenbringende Thätigkeit. Als gemeinsame Züge nennen wir noch die Bezeichnung des Kulturbringers als eines hellen und bärtigen, mehrmals auch eines auffallend großen Mannes. Mit der indianischen Sage von der Menschenschöpfung hängt es zusammen, daß das Hervorgehen ganzer Völker aus Höhlen (vgl. S. 578) diesen Stammsagen substituiert wird. Ein Ort des Namens „Sieben Höhlen" kommt mehrmals vor; allein ihn zu identifizieren, ist ein ebenso müßiges Beginnen, wie es die Aufsuchung des östlich gelegenen Stammlandes von dem Augenblicke an erscheinen muß, wo der Kulturheros mit dem Feuerbringer oder der Sonne selbst verschmilzt. Was in diesen Traditionen nicht gemeinsamer Besitz der Amerikaner oder vielleicht sogar eines noch größeren Völkerkreises ist, trägt, entsprechend der Beschränkung des Gesichtskreises, vielfach den rein lokalen Stempel, und selbst in anscheinend großartigen Vorstellungen zeigen sich Abweichungen, die wahrscheinlich örtlich begründet sind. In der altmexikanischen Tradition ist in diesem Thale die Erde zuerst durch Feuer, dann durch Wasser untergegangen, im Nachbarthal wird es umgekehrt erzählt, auf einer Hochebene geht ein verheerender Orkan voraus ꝛc. Die Sagen von der Wanderung der Stämme gehen in wenigen Fällen über die Grenzen gewisser natürlicher Gebiete hinaus, und dann werden sie so undeutlich, daß der Ort des Ausgangs selten mehr zu bestimmen sein dürfte.

Anders treten uns vor allem die toltekischen Wanderungen entgegen. Die Völker, die unter diesem Namen in der mexikanischen Tradition als die Begründer der Kultur auf dem Hochlande von Anahuac erscheinen und dann später von den Azteken unterjocht werden, die ihnen die kriegerische Macht und Kraft zu ihrer Gesittung bringen, sind nicht auf Mexiko beschränkt geblieben. Aus dem Dunkel der Urgeschichte der zentralamerikanischen Völker leuchtet die Thatsache hervor, daß ein Kulturvolk mexikanischen Ursprungs in allen Teilen Zentralamerikas verbreitet ist und wenn auch nicht gerade als Begründer oder mindestens entschiedener Förderer der Gesittung, wie es oft dargestellt wird, so doch in einer gewissen Verbindung damit erscheint. Das häufige Vorkommen mexikanischer Ortsnamen innerhalb der angegebenen Grenzen läßt darüber keinen Zweifel. Dazu kommt aber die nähere Übereinstimmung mexikanischer und mittelamerikanischer Traditionen, das Auftreten mexikanischer Namen selbst in der Stammessage der Quiché, auffallende Ähnlichkeiten in den Sitten.

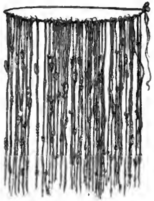
Man spricht von den Wanderungen, als hätten sie alle auf Einen Anstoß hin in Einer zusammenhängenden Periode stattgefunden. Traditionen und Einrichtungen in Ecuador und Peru bringt man in Verbindung mit der „großen amerikanischen Völkerwanderung". Niemand jedoch kennt in Amerika Eine große Völkerwanderung, in dem herden- und hirtenlosen Lande etwas unserer Periode der Völkerwanderung Vergleichbares. Eine Übereinstimmung, von den Grundgedanken der Religion und der gesellschaftlichen Institutionen bis zum Ornament oder bis zur Physiognomie des Urnengesichts ist nicht das Resultat einer einmaligen Übertragung. Man muß an die beständige Folge nicht bloß von Ortsveränderungen, sondern auch von Zerfall und Neubildung der Stämme und Staaten erinnern. Von der Beweglichkeit der Indianer haben wir früher Beweise (vgl. S. 468 u. 568) gegeben. Mit Unrecht nennt J. Kollmann in seiner Arbeit über „Die Autochthonen Amerikas" diesen Erdteil für Völkerwanderung ungünstig geformt, weil er glaubt, seine langgestreckte Gestalt und die Richtung seiner Gebirge seien weniger hierfür geeignet als Europa. Mexikaner und Peruaner haben gerade die massigsten und höchsten Gebirge gequert, und die Inkamacht fand zwar am tropischen Urwalde des südostamerikanischen Tieflandes, nicht aber an der zweithöchsten Gebirgskette der Erde eine Grenze. Die überwältigende Menge des Übereinstimmenden spricht für häufige und eindringende Mischungen, die durch Hin- und Herwanderungen im Schwange erhalten wurden. Die Besonderheiten, wie das Nichtvorkommen

der mexikanischen Bilderschrift bei den Peruanern, die Unkenntnis der Kartoffel auf seiten der Mexikaner, die Beschränkung der eigentümlichen Schrift auf die Maya-Gebiete, der Mangel an Kenntnis voneinander, in dem sich die Inka und Azteken im 16. Jahrhundert befanden, kommen gegen die Gleichheiten und Ähnlichkeiten nicht auf, deren Wurzeln in größere Tiefen reichen. Das Streben auf Absonderung, nicht auf Mitteilung beherrschte diese Völker. Als die Europäer nach Mexiko kamen, reichte der Gesichtskreis der Azteken bis zum Nicaraguasee, und der letzte Inka soll von der Ankunft Nuñez de Balboas am Stillen Ozean (1513) Kunde gehabt haben. Zwischen diesen beiden geographischen Punkten liegen nur wenige Meilen leicht durchschreitbaren Landes, und nur wenig fehlte, daß diese geschichtlichen Horizonte sich schnitten. Was damals der Verwirklichung so nahe war, warum soll es unverwirklicht geblieben sein, ehe die Europäer störend zwischen die Expansion und den Kontakt der einheimischen Mächte traten? Der Versuch, bestimmte Kulturrassen zu Trägern dieser Bewegungen zu machen, scheitert an der Einheitlichkeit des Indianer-Typus. Überraschend bleibt es immerhin, daß von Spuren der gewiß lange Jahrhunderte, wenn auch unter schwankenden Schicksalen hier blühenden Kultur im Körperlichen des Volkes selbst so wenig zu bemerken sein soll. Ein Unterschied wie etwa zwischen Javanen und Dajaken (s. Kap. 17) müßte doch zwischen Kulturträgern und Urwaldkindern zu bemerken sein. Hervorragende Kraniologen wollen an Peruanerschädeln keine Spur davon erkennen.


Ein Indianer aus Anahuac, Hochebene von Mexiko. (Nach Photographie.)

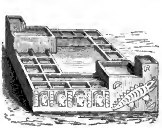
Ähnlich liegen die Dinge auf dem ethnographischen Gebiet. Von den linguistischen Besonderheiten absehend, hat Lucien Carr die inneren Unterschiede der Indianer zwischen dem Mississippi und dem Atlantischen Ozean denen gleichgestellt, die man heute zwischen dem industriellen Rhode Island und dem ackerbauenden Indiana finden könnte. Gewiß gab es stets Unterschiede von Volk zu Volk, und doppelt wichtig sind ja gerade für die Schätzung der Kulturunterschiede die hervorragenden Einzelleistungen, welche wie Bäume über das gleichmäßige Gras und Kraut sich erheben, mit dessen wiesenhaft wenig variierendem Wuchse die Äußerungen des Lebens der Naturvölker sich vergleichen. Aber in ihnen liegt doch vor allem die große Lehre, daß nicht das Innere dieser Teile der Menschheit so sehr sie zurückhält als ihre äußeren Bedingungen, daß nicht die Quellen der Begabung so wechselnd fließen, als vielmehr der Boden, den sie bewässern, von höchst verschiedener Ergiebigkeit ist. Der Kulturschatz der in den ungünstigsten

Verhältnissen lebenden Eskimo steht in Geräten, Waffen, Fertigkeiten, Gebräuchen und Mythen dem der Mexikaner und Peruaner nur in der Masse nach. Der Unterschied, der dem an der Oberfläche haftenden Auge ungemein groß erscheint, führt endgültig auf den festeren Zusammenhang des Kulturbesitzes in sich und mit dem Leben der Nation zurück. Auch die altamerikanischen Kulturen sind nicht vereinzelte Erscheinungen, die turmhoch über das Niveau der übrigen amerikanischen Welt hervorragen, vielmehr ganz und gar ein Stück von dieser, mit der sie vor allem den geistigen Kern teilen. Die religiösen Vorstellungen und die Grundgedanken der sozialen Einrichtungen sind in Peru und Mexiko die gleichen wie am Mississippi und La Plata. Was hier höher und glänzender aufgegangen ist, liegt entweder im Keime oder als abgefallene Frucht auch in jenen amerikanischen Völkern, die keine Pyramiden gebaut und keine Reiche gegründet haben. Es ist eine sehr unreife Vorstellung, alles das, was Tolteken, Maya und Ketschua mehr besitzen, en bloc aus Asien durch Priesterkolonien herüberbringen zu lassen. So gestellt, wird die Frage des Ursprunges der amerikanischen Kulturen überhaupt nie zu beantworten sein.



Qulpu (Schriftschnur) aus Alt-Peru. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 596.

Der Vorzug, den diese Völker oder Reiche vor den übrigen Amerikanern hatten, lag zuerst wesentlich in der Organisation, das Wort in weitem Sinne gefaßt. Gemeinsam ist der Bevölkerung der ganzen Neuen Welt der in der Naturanlage gegebene Mangel der freien Individualität, die jenseits der Grenzen dieser Länder dem Stamme, diesseits dem Stamme und dem Staate zum Opfer gebracht wird. In diesem Mangel ist der Hauptgrund dafür zu suchen, daß die sogenannten Kulturvölker Altamerikas mit ihrer Organisation keine Stufe erreicht haben, die auf Einer Höhe liegt mit derjenigen altweltlicher Kulturvölker. Sehen wir von ihm ab, so konnte jegliches amerikanische Volk kraft seiner Begabung und seiner Elemente eines Kulturbesitzes die Höhe erreichen, auf der wir Peru und Mexiko finden.



Zählstein aus dem Gebiet der alten Canari in Ecuador. (Nach Squier.) 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 597.

Um den Wert der amerikanischen Kultur mit dem der altweltlichen zu vergleichen, fangen wir vom Äußerlichen an: wir haben hier Völker intensiven, fleißigen Ackerbaues vor uns, in Dörfern und größeren Städten ansässig, die gewaltige Steinbauten errichten, wobei sie sich neben steinernen kupferner und erzener Werkzeuge bedienen, die Anfänge der Schrift besitzen, die in manchen Industrien, wie vor allem der Töpferei, Steinbearbeitung, Weberei und Färberei, Hervorragendes nach Masse und Güte leisten. In den Formen aristokratisch-patriarchalischer Despotie gründen sie Eroberungsreiche, die sie vermöge einer festen, kriegerischen Organisation zu stützen wissen. Aber diese ruht nicht unmittelbar auf rohen Volksmassen, sondern wird unterlagert von einer fest gegliederten sozialen Ordnung, die die Erreichung großer Ziele um so sicherer gewährleistete, als sie die Familie dem Stamme opferte. Gleichberechtigt mit der Stammesorganisation und teilweise mit ihr zusammenfließend, erblicken wir endlich ein Gebäude von Glaubenssätzen und ein Priestertum, das, gleichfalls fest gegliedert, als Bewahrer eines

Schatzes von Überlieferungen der Religion und der Wissenschaft eine überragende Stellung einnahm und mit dem Staate eng verwachsen war.

In der **Schrift** liegt einer der folgenreichsten Unterschiede alt- und neuweltlicher Kulturen. Über die sogenannten Petroglyphen, die **Pietras pintadas** in den Indianergebieten, eine roh symbolisierende Bilderſprache, sind diese Völker zwar hinausgeschritten (s. Tafel bei S. 35). Aber eine Schrift auch nur im Sinne der älteren Hieroglyphen Ägyptens oder der chinesischen



Altperuanische Holzschnitzereien (Idole oder Hoheitsstäbe?), an Polynesisches erinnernd, gefunden im Guano der Macabi-Inseln. (Christy Collection, London.) Vgl. Text, S. 610.

gab es nicht. Die Tradition war also unsicherer, die Litteratur ärmer. Die Maya Yucatans waren durch den Besitz einer höheren Art von Schrift vor anderen ausgezeichnet. Was wir vom Inhalt ihrer Schriften wissen, beschränkt sich auf einige spärliche Angaben über Kultur, Kalenderwesen und Schriftzeichen. Daß gerade bei dem in anderen Beziehungen hochstehenden Volke der Peruaner ein mnemotechnisches Surrogat die Schrift vollständig überwuchert hatte, ist bezeichnend. Wir erinnern zuerst an jene Quipus (s. Abbildung, S. 595), Knotenschnüre von verschiedener Farbe und Gestalt, durch die Zahlen und andere Thatsachen, nach kaum glaublich klingender Angabe selbst Befehle und Gesetze übermittelt wurden. Man sagt, daß ganze Archive dieser Bündel vielfarbiger Schnüre mit ihren Verschlingungen und Knoten die Berichte vergangener Tage enthalten, zu denen der Schlüssel leider nicht gefunden ist. **Rivero** spricht von einem Quipufunde im Gewicht von $1/8$ Zentner. Nur die Hirten der Puna haben einen kleinen

Rest dieser Überlieferungsweise in ihrer Knotenrechnung über den Bestand ihrer Lamas und Schafe erhalten, sicherlich nur einen ärmlichen Rest im Vergleich zu dem, was die Quipuverständigen der Chronisten wußten. Außer in den Quipu wurden Ideen auch ausgedrückt durch Steinchen, die in bestimmter Ordnung in kleine Quadrate gelegt wurden. Die Gebote des Propheten Tonapa waren auf einen Stab eingekerbt, und ähnlich das Testament Huayna-Capacs. So wie die Quipus an die Knotenschnüre pazifischer Völker (vgl. S. 180), mögen diese Kerbstäbe an ähnliche Erinnerungsmittel der Polynesier denken lassen, von welchen wir eins (Fig. 2 auf S. 281) abgebildet haben. Auf eigentümlich gestalteten, abgestuften Zählsteinen oder Zählbrettern (s. Abbildung, S. 595 unten) wurden mit Körnern von verschiedener Farbe die Tribute einregistriert; jeder Stamm war durch eine besondere Farbe bezeichnet, und jede höhere Stufe im Zählbrett zeigte einen zehnmal höheren Tribut an. Garcilaso de la Vega erzählt von einem Plan Cuzcos, der die Plätze und Straßen der Stadt sowie die durchfließenden Bäche zeigte. Montezuma soll eine Art Karte der Küsten am Golf von Mexiko besessen haben. Es gab Pläne von den Städten und Dörfern, auf denen das Kronland purpurrot, das Land der Calpulli hellgelb und das der Adligen scharlachrot gemalt war. Allein mit dem allen war nichts für die Übertragung des Wissens und der Erfahrungen eines Geschlechts auf die folgenden und die Festhaltung und Summierung des geistigen Besitzes, das die Grundlage der Wissenschaft und der Litteratur ist, gethan. In Mexiko war die Bilderschrift zur symbolischen Abkürzung der Bilder und zur Verwendung einzelner von ihnen als Bezeichnungen für Silben fortgeschritten; allein es macht nicht den Eindruck, als ob dieser Fortschritt allgemein angenommen und in Bewegung erhalten worden sei. Aber gerade in der Festigkeit und Verallgemeinerung liegt das Bedeutsame eines Schriftsystems, das viel weniger Anspruch auf Bedeutung erheben kann, wenn es nur einzelnen verständlich ist und von einzelnen in verschiedener Weise angewendet wird. Die Vorstellungen werden dann schwankend und verschwommen sein. Auch die Maya-Schrift war, nach Zeugnissen aus dem 16. Jahrhundert, nur den Priestern, die hier Ahkin hießen, und einigen hervorragenden Eingebornen verständlich. Wenn Las Casas ein Schriftstück mit den Unterschriften yucatekischer Häuptlinge nach Spanien gesandt hat, so können dies Totemzeichen statt Schrift gewesen sein. Mehrere Beobachter beschreiben die Bücher, welche „wie Palmenblätter zusammengefaltet" wurden, weil sie 10—12 Ellen lang waren, und in welchen „die Jahresrechnung, Krieg, Pestilenzen, Stürme, Überschwemmungen, Hungersnöte und andere Ereignisse" verzeichnet wurden. Bischof Landa aber sagt: sie gebrauchten Zeichen oder Buchstaben, Bilder und auch einige Zeichen in den Bildern als Schrift.

Die Grundähnlichkeit im Geistigen ist des öfteren berührt worden (s. besonders S. 573 u. f.). Die mexikanische und peruanische Religion enthält Ahnenkultus, Seelenwanderung, Erscheinungen und Zauberei, Orakel und Krankheits-Besessenheit und zahlreiche Mythen, die im Besitz der übrigen Indianer sind, aber auch nach Australien, Afrika, Nordasien zurückführen und einst, wie viele Spuren, tote und fortlebende, bezeugen, die Welt erfüllten. Als man die Parallelen zwischen den Kulturvölkern Amerikas und der Alten Welt zu ziehen begann, übersah man diese zahlreichen Beziehungen zwischen dem Kulturbesitz der einzelnen Völker der ganzen Erde, von den höchsten Religionsvorstellungen bis hinab zu Einzelheiten im Stile der Waffen und der Tättowierung, und suchte ein beschränktes Auswanderungs- und Ausstrahlungsgebiet mit Vorliebe in Süd- oder Ostasien. Der Ursprung der altamerikanischen Kulturen wird aber nicht aus einem bestimmten Winkel der Erde und von keinem der noch fortlebenden Kulturvölker herzuleiten sein. Die darauf zielenden Versuche sind alle unfruchtbar geblieben. Die Wurzeln dieser merkwürdigen Entwickelungen reichen vielmehr in einen uralten Gemeinbesitz der Menschheit hinab, der im Laufe vieler vorgeschichtlicher Jahrtausende Zeit fand, sich über die Erde zu verbreiten. In anderen Teilen der Erde hatte er sich rascher fortentwickelt

als in Amerika, in dessen Lage und Naturausstattung einige beschleunigende Momente fehlen, die der Alten Welt verliehen sind; dabei blieben aber viele Spuren der alten Gemeinsamkeit erhalten. Zuerst trat den Europäern, die im 16. Jahrhundert nach Mexiko, Yucatan und Peru vordrangen, die dortige Kultur als etwas Unerhörtes entgegen, aber jeder tiefere Einblick zeigte mehr Verwandtes, so daß schon Alexander von Humboldt zu den überzeugten Vertretern des altweltlichen Ursprungs gehörte. Die Ergebnisse der Schädelmessungen erweisen allerdings schon jetzt mindestens soviel, daß die Übereinstimmung der körperlichen Merkmale, die uns bei den heutigen Indianern entgegentritt, nur äußerlich genommen werden darf. Trotzdem ist an der Zugehörigkeit der Amerikaner zum östlich-ozeanischen Zweige der mongoloiden Rasse festzuhalten. (Vgl. oben die Erörterungen darüber, S. 135 u. f.)

---

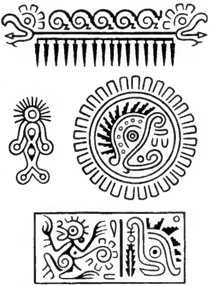
## 32. Übersicht der altamerikanischen Kultur.

„Die Inka richteten ihre besondere Aufmerksamkeit darauf, ihre Unterthanen niemals müßig gehen zu lassen. Konnten sie ihnen nutzbringende Arbeiten nicht auferlegen, so ließen sie zwecklose von ihnen verrichten. Sie thaten dies, um leichter regieren zu können."
Bericht des A. Ruiz de Navamuel an Philipp II. von Spanien.

Inhalt: Tracht. Schmuck. — Waffen. Panzer. — Ackerbau. Mangel der Haustiere. — Nahrung. Mais. Tabak. Koka. Kakao. — Gewerbe. Steinbearbeitung. Holzmangel. Metalle. Weberei. Töpferei. — Handel und Verkehr. Wege. — Die altamerikanische Kunst. — Tiefe Stellung des Weibes. Priesterinnen. — Gemeinbesitz. Geschlechterverfassung. — Staatsverwaltung. Schwäche des monarchischen Systems. Die Armee. Eroberung und Kolonisation.

Nirgends mangelte es den altamerikanischen Kulturvölkern, die unterworfenen wilden Stämmen den Stempel der Kulturzugehörigkeit auch dadurch aufdrückten, daß sie sie zur vollständigeren Bekleidung zwangen, an reichlichen Vorräten von Kleidungsstücken. Kleider stellten wie auf Fidschi einen Teil der Kapitalwerte dar. Wir hören, daß die Spanier in Caxamarca viele Häuser bis unter das Dach mit denselben angefüllt fanden. Die Inka mußten schon um des häufigen Wechsels willen große Vorräte besitzen; denn sie trugen angeblich jedes Kleid nur einen Tag, und niemand durfte es nach ihnen tragen. Es gab Stoffe aus Baumwolle, in Peru auch aus Lamawolle. Nach dem Beispiel anderer Indianer dürften auch die Haare der Hunde, Kaninchen und dergleichen verarbeitet worden sein. Menschenhaare fanden in zierlichem Flechtwerk Verwendung. Aus Wolle und Baumwolle gemischte Gewebe finden sich in Ancon unter den reichverzierten. Tücher aus Baumbast werden aus dem südlichen Neugranada erwähnt. Federmäntel wurden von Wohlhabenden in Mexiko und bei den Maya teils zur Auszeichnung, teils als Winterkleid getragen. Bei den Frauen der Peruaner kam zu dem hembartigen Untergewand noch ein mantelartiges Oberkleid, das dem Poncho der heutigen Amerikaner glich. Derartige Mäntel wurden von Männern bis zu vierfacher Zahl getragen. Unter den im Friedhofe von Ancon gefundenen Kleidungsstücken sind wollene, ärmellose Hemden, die bis zum halben Oberschenkel reichen, kürzere, Brust und Schulter bedeckende, ponchoartige Kleidungsstücke aus zwei Stücken schwarzen, dunkelbraunen, hellbraunen, roten oder gestreiften Gewebes zusammengenäht. Einige tragen als Schmuck Fransen und eingewebte Borten. Reicher gemusterte Stoffe sind in schmäleren Streifen gewebt und dann erst zusammengefügt. Geometrische und stilisierte organische Ornamente sind in ihnen mit viel Formen- und Farbensinn in vorwiegend roten, blauen, gelben, braunen und grünen Farben dargestellt. Bunte Bemalung des Gewandes mit

Bildern von Eidechsen und Vögeln kommt bei den Ketschua noch heute vor. In den heißen Tiefländern hielt man sich natürlich nicht ebenso schwer und dicht bekleidet wie auf der kalten Hochebene. Dort tragen heute z. B. die Ketschua von Ecuador nur eine Art Badehose oder gar nur einen ungefähr 8 Quadratzoll großen Schurz, und es dient ein kurzärmeliges Jäckchen mit weitem Halsausschnitt und nur bis über die Magengrube reichend als Bekleidung bei festlichen Gelegenheiten. Sandalen aus Pflanzenfaser wurden allgemein benutzt. In Mittelamerika war man schon früher nicht so streng wie im kühleren Inkalande. Hier sieht man auf älteren plastischen Werken Frauen nur mit Schamschurz bekleidet, dagegen aber reich mit Schmuck behangen. Dabei trägt aber doch die hier wie überall in der Tierra caliente Mexikos von den Weibern benutzte einfache Kleidung: ein um die Hüften gewundenes weißes Tuch bis zu den Knieen und ein kurzes weißes Hemdchen, das notdürftig die Brust bedeckt, in der Einfachheit und allgemeinen Verbreitung den Stempel alten Herkommens. In den Missionsschriften des 16. Jahrhunderts, die diese Länder beschreiben, findet man selten die anderwärts üblichen Klagen über die anstößige Nacktheit der Heiden.



Altmexikanische Stempel zum Bemustern des Körpers. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 2/3 wirkl. Größe.

Die **Kopfbedeckungen** sind in Ancon selten. Eigentliche Hüte, wenn man nicht die breite Federkrone der Inka so bezeichnen will, wurden nicht getragen, auch Mützen (aus Wolle) nur ausnahmsweise, wohl aber Bänder und Schnüre aus Wolle oder Stroh geflochten und mit Federn verziert. Eine schwarzwollene einfache Kopfbinde gebührte dem Volke, eine dreifach umgewundene den Edlen, eine fünffache buntwollene dem Inka selbst. Durchbrochene Stirnbänder mit eingeschobenen Federn, wie sie noch heute bei den Jivaros vorkommen, und ein aus Strohstreifen zusammengenähtes, breites, steifes Band, wie es noch heute im peruanischen Hochlande gefertigt wird, scheinen die Stelle eigentlicher Kopfbedeckungen ersetzt zu haben. (Vgl. die Tafel „Amerikanische Altertümer" bei S. 583, Fig. 3.) Federschmuck, der kammartig über Hinterhaupt und Nacken herabzog, zeichnete in Mexiko, wie in Nordamerika, Krieger aus. Blumen fanden als Schmuck des Haares ausgedehnte Verwendung. Nadeln aus Dorn, Pfriemen aus Knochen sind in Ancon gefunden. Ebenso Kämme aus Stäbchen des Chontaholzes, die durch Baumwollfäden an Querhölzern befestigt waren. Im Inkalande mußte das Haar je nach den Ständen verschieden getragen werden. Die Inka trugen es kurz geschnitten wie die Tempeljungfrauen von Mexiko, die Edlen hielten es in bestimmter Länge, und das gemeine Volk legte kein Messer daran. Ganz im Gegensatz hierzu galt bei den Tschibtscha das Abschneiden der Haare für schimpflich. Besondere Sorgfalt ist in Ancon dem Kopfputz der Leichen zugewandt. Das Haar ist mindestens durch eine Schnur festgebunden; außerdem aber findet man Netze oder Schleudern umgebunden, Kupfernadeln ins Haar gesteckt, Silberplättchen auf die Augen gelegt.

Goldener **Schmuck** der Ohren gehörte zu den auszeichnenden Merkmalen der Inka, die wegen ihrer durch die runden Goldscheiben herabgezogenen und vergrößerten Ohrläppchen „Orejones"

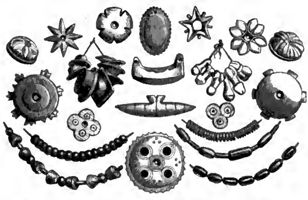
genannt wurden. Unter den Schmucksachen sehen wir, auch auf Vasenbildern, große Ohrpflöcke und Nasenringe (s. untenstehende Abbildung und die auf S. 601). In Yucatan nahm der goldene Ohrschmuck die Form einer Rose an. In jeder Form war er dem gemeinen Volke in Peru verboten. Im Nasen- und Brustschmuck kehren goldene Halbmonde wieder. Lippenschmuck wird von den Maya erwähnt. Verzierte Nadeln aus Metall, mit denen die Gewänder auf Brust und Schulter zusammengesteckt wurden, sind oft in den Gräbern gefunden worden. Tättowierung ist an peruanischen Mumien nachzuweisen und wird den Maya zugeschrieben (s. Abbildung, S. 609). Bemalung des Gesichts war bei den Kriegern Mexikos Auszeichnung und findet sich bei den Tschibtscha, wie sich denn noch heute die Ketschua von Ecuador schmücken, indem sie mit dem roten Samen der Bixa (Arnatto, Onoto) einen Strich von Wange zu Wange quer über die Nase weg und andere über die Augenbrauen hin malen. Daß Schmuck sehr gesucht war, ergibt sich auch aus der ungemein hohen Entwickelung der Verarbeitung des Goldes und Silbers in Altamerika. Die alten Kulturvölker in Süd- und Mittelamerika verarbeiteten mit Vorliebe seltene Steine zu Schmuck, die weit herbeigebracht werden mußten: Paragonit, Sodalit und andere Seltenheiten.


Hölzerne Ohrpflöcke aus Alt-Peru. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 2/3 wirkl. Größe.

Bei den Maya war Zahnfeilung, vorzüglich bei Weibern, heimisch und ist an Gräberschädeln der wahrscheinlich verwandten Totonaken nachgewiesen. Schädelmißbildungen verschiedener Art kommen in großer Zahl in Peru vor, wo die Volkssage sie bald mit dem Zweck der Verdummung, bald der Verbesserung des Volkes umkleidet, während Tschudi sogar Clankennzeichen in ihnen sehen wollte. Mit Vorliebe wurden die turmförmig nach hinten und oben aufgetriebenen Schädelformen erzeugt. Bemalung des Gesichts gehörte zu den Kriegssitten. Auch die Nordausläufer der Maya verbildeten die Schädel. Ein eigentümlicher Schmuck, wenn nicht Reliquie, oder beides zugleich, ist ein mit Stein und Gold ausgelegter menschlicher Zahn aus Yucatan.

Die Bewaffnung bestand aus Bogen und Pfeil, Schleuder, Keule und Speer. Die wenigen mexikanischen Wurfbretter (s. Tafel bei S. 496), die erhalten sind, sind, im Prinzip ähnlich den südamerikanischen, aus hartem Holz gefertigt, aber so reich geschnitzt und bemalt, daß sie für Luxuswaffen mit religiösem Zweck gelten müssen. Ihr Bildwerk ist auf die Blitzschlange und den Kriegsgott bezogen worden. Reste von Wurfbrettern mit Bogenhandhabe aus geschliffener Muschelschale zeigen, daß dieses Werkzeug in mehreren Formen vorkam. Die Tschibtscha scheinen Pfeilschleuderhaken benutzt zu haben. Auf einer bemalten Vase von Trujillo sieht man als Waffen in den Händen der Peruaner Keulen, die unten in eine Spitze auslaufen, in denen ihrer wilden Gegner Morgensterne (s. Abbildung, S. 625). Jene tragen kleine viereckige, diese kleine runde Schilde. Umgehängte Taschen mit Linien- oder Kopfornamenten (s. Abbildung, S. 605) nahmen wohl gelegentlich auch abgeschnittene Köpfe auf. Bogen wurden aus elastischem Holz, in Peru aus

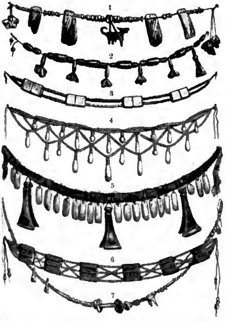
der Chonta-Palme gefertigt, und es gab mannshohe neben viel kleineren. Pfeilen aus weicherem Holz wurden Spitzen aus härterem aufgesetzt. Auch Fischgräten, Knochen und Stein lieferten Material für Pfeilspitzen, während Metall selbst in Peru selten Verwendung hierfür fand. Die Pfeilspitzen aus Obsidian bilden den häufigsten Fund in der Nähe der Ruinenplätze Guatemalas. Von Giftpfeilen erfährt man nichts. Beim Fischfang wurden Harpunen mit Steinklingen benutzt. Die Schleudern wurden aus Pflanzenfasern oder Menschenhaaren verfertigt. Daß man sie als Kopfbinde anlegt, ist noch heute in Bolivia üblich. Bei den altperuanischen Mumien ist man zweifelhaft, wo die Schleuder in die Stirnbinde übergeht. Auf Vasenbildern erscheint die Schleuder als Waffe der Peruaner im Kampfe mit Wilden, die Bogen und Pfeile gebrauchen. Als Wurfwaffen dienten auch Speere, teils gabelförmig gespaltene, die mit Hülfe eines Strickes oder Riemens geschleudert — man erinnert sich an den Schleuderstrick der Neukaledonier (vgl. S. 215) —, teils solche, die an den Seiten mit scharfen Obsidianstücken besetzt waren und aus der Hand geworfen wurden; die Mexikaner führten sogar befiederte Stoßspeere von mehr als Manneshöhe. Harpunenartige Wurfspeere kamen in den ersten Gefechten gegen Cortez in Gebrauch. Einen 3 m hohen Speer mit sieben auseinander strebenden obsidianbesetzten Klingen, der an die Haifischzahnspeere der Polynesier erinnert (vgl. S. 197), führten mexikanische Krieger. Diese trugen zur spanischen Zeit hölzerne Schwerter, in die auf beiden Seiten eine Reihe scharfer Obsidianstücke eingefügt waren; sie schnitten nach B. Diaz selbst besser als die spanischen Schwerter, wurden aber nach kurzem Gebrauche schartig. Wir haben eine 40 cm lange geflammte Feuersteinklinge aus Coban gesehen. Besser, aber weniger verbreitet, waren die kupfernen Schwerter der Peruaner, von denen leider keins auf uns gekommen zu sein scheint, aber Squier will in Chimu an alten Schädeln Spuren von Schwerthieben beobachtet haben. In Peru war neben der Streitaxt der morgensternartige Streitkolben (Huamantschuay) in der Hand jedes Anführers. Diese Waffe erinnert stark an melanesische Steinkeulen (s. Abbildung, S. 331), und ihre durchbohrten schweren Steinklingen hat man früher für Sonnen- oder Sternbilder, für Idole eines Gestirndienstes, halten wollen. Unter den Waffen von Ancon befinden sich Keulen, die ganz aus Holz bestehen, und eine mit sechszackigem Stern aus Stein, also ein Morgenstern. Auch in Altamerika war besonderen Handwerkern die Herstellung der Waffen übertragen.



Schmuckgegenstände aus Stein und Muschel, von Yucatan. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 600.

Von Schutzwaffen gab es bei Mexikanern wie Maya und Peruanern runde und lange, mit Baumwolle und Federn dick überzogene Schilde aus Rohr, die sie zusammengerollt tragen konnten. Ein Tuch, das vom Schilde herabfiel, vergrößerte dessen Schutz. Bunte Bemalung, kunstvoller Feder- und Quastenschmuck, je nach dem Range der Träger, waren häufig. Es gab Prachtschilde für festliche Aufzüge, sogar Schilde, die mit Steinmosaik belegt und mit Gold

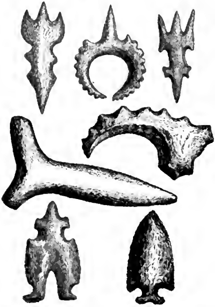
beschlagen waren. Die Rüstung bestand aus zwei fingerdick gefütterten Baumwollenwämsern oder Federkleidern, die bei den Vornehmen mit Gold oder Silber besetzt waren. In Ancon kommen Arm- und Beinschienen, aus dünnem Silberblech gehämmert, vor. Die peruanische Sage erinnert sich des Ersatzes der baumwollwattierten durch kupferne Harnische und Schilde. Auf einer mit Kampfszenen bemalten Thonvase von Trujillo sieht man Panzer, die vielleicht als Stäbchenpanzer zu deuten sind (s. Abbildung, S. 625); außerdem Panzerhemden, die an die mit Muscheln besetzten Panzerhemden der Alfuren erinnern. Ihre Helme von Zuckerhutform mit kammartigem Aufsatze scheinen Maskenvisiere zu tragen. Einige sind mit dem Inka-Abzeichen des Federbusches versehen. Anführer schützten sich noch mit Helmen in Gestalt von Tierköpfen, und man sah besonders häufig Schlangen, Krokodile, Panther, auch als Kriegsmasken. In Peru kamen Helme aus wirklichen Puma- und Jaguarköpfen vor, die ein Licht auf die Entstehung dieser Fratzenhelme werfen. Federbüsche waren üblich und bezeichneten auch Grade in der Armee. Axt- und federförmiger Helmschmuck bestand aus dünner Bronze und war häufig vergoldet. Jeder Soldat trug im Felde einen Stein zum Mahlen des Mehles bei sich, einen Kochtopf und eine Matte. Außer dem Kopfschmuck unterschieden Standarten die verschiedenen Teil der Armee. So wie die Inkaleibgarde den Regenbogen als Wappen der Herrscher Perus, so führte Montezuma ein Wappen, das am Thore seines Palastes und auf den Feldzeichen seines Heeres angebracht war, ein adlerähnliches Tier, das einen Tiger gepackt hatte, oder nach anderer Angabe ein fabelhaftes Tier, das halb Adler, halb Tiger war. Die Standarte von Tlaxcala zeigte einen goldenen Kranich mit ausgebreiteten Flügeln. In Peru gab es Kriegstrompeten aus Kupfer. In große Fernen gab man Rauchsignale.




Schmuckperlenschnüre für Hals und Brust, aus Alt-Peru: 1) Korallen und rote Muscheln, Bronzetier und Glöckchen; 2) Lapislazuli mit Bronzeglöckchen; 3) Perlmuttertafeln und Bronzeperlen; 4) rote Korallenperlen und Tropfen aus weißer Muschel; 5) gewebte Borte mit rosa Muschelplatten und Bronzepinzetten; 6) Bronzetafeln und Schnur bunter Perlen; 7) Schnur aus weißen Muscheln und roten Korallenperlen, Zähnen rc. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 600.

Die Spanier schildern uns die Völker Mexikos als fleißige **Ackerbauer**. **Cortez** sagt von Cholula: „Es gibt keine Palma Land, die nicht angebaut wäre.“ Sie empfanden wohl, welche Überlegenheit der Ackerbau ihnen verlieh, denn sie setzten ihren eignen Zustand scharf dem der Vorgänger entgegen, die das Land nicht angebaut hatten. Wie andere Künste und Fertigkeiten wurde auch der Ackerbau auf die Tolteken als seine ersten Erfinder oder Einführer zurückgeführt, und ähnlich hielten die Inka in Peru eine besonders enge Verbindung mit dem Ackerbau der Peruaner aufrecht. Hier gab der Fürst das Zeichen zur Bestellung des Ackers, indem er mit goldenem Spaten den mitten in der Hauptstadt gelegenen geweihten Acker umgrub und mit Maiskörnern ansäete, wozu das Volk Lob- und Triumphgesänge, Scherz- und Liebeslieder anstimmte. Die

damit gegebene Erlaubnis zur Landbestellung aber wurde in jedem Orte des Reiches laut mit dem Muschelhorn verkündet. Ähnlich wie an der Bestellung nahm der Inka auch an der Ernte teil. Von den Mexikanern ward eine der Ceres entsprechende Göttin (Tzichicomecoate) verehrt, die erste Frau, die Brot und andere Speisen zu bereiten verstand. Dargestellt wurde sie, auf dem Haupte eine Krone und in der Rechten ein Gefäß oder einen Maiskolben haltend. Ihr zu Ehren wurde ein Fest gefeiert, an dem die Armen gespeist wurden. Die Opferbedeutung des Maises (s. S. 583) kehrt auch bei den kultivierten Amerikanern wieder. Die Frucht der dem Mais nächst verwandten Euchlaena trug in Guatemala den Namen Gottesmais.


Alte Feuersteinspitzen aus Yucatan. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) ¼ wirkl. Größe.

Von künstlicher Bewässerung haben wir oben berichtet. Die Düngung geschah durch verfaulendes Holz oder Asche; auch wurden Pflanzen als Dung in die Erde eingegraben. Menschenkot war in ganzen Kahnladungen in Buchten des Sees von Mexiko unfern des Marktplatzes zum Verkauf aufgestellt. In Peru wurde der Guano schon früh gebraucht, und schwere Strafen standen auf Verletzung der Niststätten der Seevögel. An die einzelnen Provinzen waren die Guano-Inseln zugeteilt. Um die Saatfelder wurden kleine Gerüste aus Holz, Zweigen und Schilf, auch festere Türme gebaut, von denen aus ein Mann mit der Schleuder die samenfressenden Vögel treffen konnte. Alle Feldfrüchte, die aufbewahrt werden können, vor allen das Getreide, brachte man in Speicher. die in Peru aus Luftziegeln in länglicher Form mit zahlreichen Querteilungen erbaut waren, während es in Mexiko Blockhäuser aus Holz waren, die erhöht standen. Es erinnert an China, wenn in den peruanischen Gräberfeldern selbst mit dem Raume für die letzte Ruhestätte gegeizt ward. In feuchten Sandgräbern, die der Wind entblößt, liegen Leichen der Armen in karger Hülle samt ihren Grabmitgaben, die in der Regel aus einer Kalebasse oder einem roh aus Holz geschnitzten Becher, einem einfachen Holzidol, seltsam gestalteten Steinen und anderen Amuletten und einem Werkzeuge täglicher Arbeit, das selten fehlt, bestehen. Für solche Leichen war ackerbarer Boden viel zu kostbar, und man findet sie manchmal sogar in den Steinhaufen, die auf den Ackerfeldern aufgelesen und an den Wegen zu rohen Dämmen aufgehäuft wurden.

Das Ackergerät war sehr einfach: im allgemeinsten Gebrauche war ein zugespitzter, vielleicht steinbeschwerter Stock, dessen Spitze entweder durch Brand oder seltener durch Kupfer gehärtet war. Sie gebrauchten auch wohl Stäbe mit einer Feuersteinschneide an der Spitze, wie ein solcher im Museum für Völkerkunde zu Berlin aufbewahrt wird. Ferner und seltener eine Art eichener Spaten, bei dessen Handhabung Hände und Füße in Thätigkeit gesetzt wurden: die sogenannte Schlange (Coatl oder Coa), eine schwache kupferne Haue an hölzernem Stiele, vergleichbar dem ähnlich gestalteten Werkzeuge der Afrikaner (s. Abbildung, S. 85); ein kupfernes,

sichelartig gebogenes Messer, womit Bäume abgezweigt wurden. Ohne Frage war aber die Verwendung aller dieser metallenen Werkzeuge sehr beschränkt. Der Verwendung jedes pflugartigen Werkzeuges stand der Mangel der Zugtiere entgegen. Trotz der Herbeiziehung zahlreicher Menschenkräfte war der Ackerbau räumlich beschränkt, daher mehr gartenartig.

Das tägliche Brot bestand vorwiegend aus Zubereitungen von Mais. Mais war die eigentliche Kulturpflanze Alt-Amerikas. Wenn die Wandersage der Mexikaner erzählt, daß die Urbewohner an und in den Seen Wasserschlangen und Ameisen zur Nahrung gesucht hätten, und den Mais erst später erwähnt, so ist hierauf in einem Lande, das öfters den Wechsel nomadischer und ansässiger Stämme sah, kein großes Gewicht zu legen. Wir haben gesehen (s. S. 485), daß der Anbau dieser Frucht, deren hohes Alter und weite Verbreitung schon die große Zahl ihrer Varietäten anzeigt, auch bei solchen Völkern der Neuen Welt üblich war, die weit davon entfernt waren, den Ackerbau in der geordneten Weise der Peruaner oder Tolteken zu pflegen. Die in Kalk erweichten und zerriebenen Körner des Maises liefern das Material zu den auf heißen Steinen gerösteten Maisfladen, die das Brot ersetzten. Die äußerst mühsame und zeitraubende Bereitung dieser flachen, faden Kuchen, die man heute „Tortillas" nennt, fiel den Weibern zu und ließ den damit Beschäftigten so wenig Zeit für andere Arbeiten, daß schon darin ein Motiv der Vielweiberei liegt. Die Peruaner sollen den geschrotenen Mais durch ein Wolltuch gebeutelt, um ein feineres Mehl für das Festgebäck Huminta zu gewinnen, ferner den Zuckergehalt des unreifen Maisstengels benutzt haben.



Altperuanische Steinschale. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/3 wirkl. Größe.

Der Kartoffelbau ist von Chile bis Columbia und wahrscheinlich auch in Mittelamerika und Mexiko betrieben worden, wobei auch andere Solanum-Arten als die unseren mit herangezogen worden sein mögen. In den hoch gelegenen Gegenden Perus und Ecuadors trat die Quinoa, durch mehlhaltige Körner und saftige Frühtriebe nahrungspendend, auf, die in Mexiko fehlte, in den heißeren Teilen überall Bananen und andere Tropenfrüchte. Die Wurzel der Yucca wurde in Mexiko wie in Peru als Nahrungsmittel verwandt, und in peruanischen Gräbern kommen Erdnüsse vor. Die Herstellung einer Kartoffelkonserve, Chuño, durch Gefrieren und Auslaugung ist eine Besonderheit der bolivianischen Hochland-Indianer und geht auf die voreuropäische Zeit zurück. Sehr allgemein wurden Kaktusfrüchte und Ananas gegessen. Getränke wurden aus Maismehl (Atolle und Tschitscha), Agave (Pulque), endlich aus der Kakaobohne bereitet. Letztere war in Mexiko und Mittelamerika in demselben Maße beliebtes Genußmittel wie die Koka in Peru. Aus den reifen Kakaobohnen bereiteten die Mexikaner eins ihrer alltäglichen Getränke, Chocolatl. Es bestand aus Kakaomehl und Wasser und wurde ursprünglich kalt genossen. Bei Montezumas Mahlen fehlten nie die Krüge mit diesem Getränk, auf denen noch der Schaum stand. Als Würzen galten Honig, Vanille, duftende Blumen, vielleicht auch das unvermeidliche Gewürz des sogenannten spanischen oder Schotenpfeffers. Kakaobohnen und -Schalen dienten wohl auch schon in früheren Zeiten als Würze der dünnen Maismehlbrühe, die noch heute ein Lieblingsgetränk des Mexikaners an kühlen Tagen ist. Die geringeren Arten der Kakaobohnen dienten als Münze, die in ganz Mittelamerika üblich war. In der Provinz Nicaragua galt zu Oviedos Zeit ein Kaninchen (Conejo) 10 Bohnen und ein Sklave 100. Heute sind 200 Bohnen gleich 1 Real, also etwa 50 Pfennig. Auch die Erfindung der Schokolade ward in Atitlan einem mythischen Herrscher zugeschrieben.

Es ist ungewiß, ob die Tschitscha der Peruaner auch in Mexiko gebräuchlich war. Jene wurde aus gekeimtem Mais (Malz) wie Bier bereitet und wurde durch Zusatz betäubender Kräuter zu der vielen, besonders Kriegern und Adeligen, verbotenen Sora. Die weite Verbreitung eines dünnen Bieres auf dem flachen Lande Mexikos deutet vielleicht darauf hin, daß diese Abart der Bierbrauerei auch dort ursprünglich bekannt war. Die Inka behielten sich die Koka vor, deren anregender Genuß trotzdem weite Verbreitung, wenn auch nicht so wie nach der Konquista gefunden hatte. Zierliche Säckchen mit Kokablättern und kleine Kürbisse mit Kalk samt ihren Holz- oder Knochenspateln kommen in peruanischen Gräbern vor. Endlich war der Tabaksgenuß in all diesen Ländern nicht minder üblich als in Westindien, wo Europa ihn zuerst kennen lernte. Auch dieses geschätzten Krautes bemächtigte sich die Priesterschaft zum Schmuck ihres Gottesdienstes. (Vgl. S. 576.) Der Rauch und vielleicht auch die Brühe des Tabaks war nach Solis eins der Mittel, mit denen sich die Priester besinnungslos machten, wenn sie mit ihrer Gottheit sich verständigen wollten. Als nach siegreich beendetem Kriege das aztekische Heer einst in die Hauptstadt zurückkehrte, trugen die Greise Pfannen, auf denen sie Tabak verbrannten, wie um dem Feldherrn damit Weihrauch zu streuen.


Eine geflochtene Tasche aus einem Grab von Ancon. (Nach Reiß und Stübel.) 1/5 wirkl. Größe.

Die spanischen Geschichtschreiber haben in der Trunksucht einen Grund des raschen Falles der altamerikanischen Reiche und besonders Perus gesehen. Die Sitte, vor dem Kampf in Tschitschagelagen Begeisterung zu suchen, scheint den Peruanern verhängnisvoll geworden zu sein. Das Eifern gegen den übermäßigen Genuß der Tschitscha bildete in den Jahren der Christianisierung den Inhalt vieler Predigten der Missionare, und der Genuß des in Mexiko und Yucatan verbreiteten Pulque, durch den die Götterfeste häufig den Charakter von Bacchanalien annahmen, war durch Gesetze eingeschränkt. Am Feste der Sommersonnenwende war es auch den Peruanern niederer Geburt gestattet, sich im Maisbier zu berauschen, und die Tage dieses Festes scheinen an Wildheit der Ausschweifungen nicht zurückgeblieben zu sein hinter dem, was die Tempel der Astarte und der Hathor sahen. Das Maisbier, das die Sonnenjungfrauen brauten, stellte hier das edelste der Opfer dar, das zuerst der aufgehenden Sonne selbst dargebracht und in Röhren in deren Tempel geleitet wurde, dann trank der Inka es seinen Ahnen, den Mumien der Verkörperungen des Sonnengottes, zu, und endlich wurde es dem ganzen Volk zugänglich gemacht.

Von der Summe und Gattung der Habe einer keineswegs reichen peruanischen Familie geben die Mitgaben des Grabes eines Fischers und seiner Angehörigen, das Squier bei Pachacamac öffnete, einen deutlichen Begriff. Dasselbe umschloß Vater und Mutter und drei Kinder, deren kleinstes zwischen den Eltern lag, während das ältere Mädchen neben der Mutter, der Knabe neben dem Vater beigesetzt war. Sehen wir von den bei jeder Mumie mehrfachen, teilweise aus besseren Geweben bestehenden Hüllen ab, so hatte der Vater ein Fischernetz aus Agavefasern um den Hals geschlungen, und zu den Füßen lagen Angelschnüre, kupferne Angelhaken und Beschwersteine. In die Armhöhlen waren Bällchen von Vicuñawolle und in die Kniekehlen Maisähren gelegt. Im Munde lag ein Stückchen Kupfer, gleich einem Obolus für Charon, und um den Hals hingen ein Paar kupferne Zängchen, anscheinend zum Ausrupfen



Spindeln und Flechtnadeln aus Ancon, Alt-Peru. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 2/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 607 und 608.

des Bartes bestimmt. Das Weib hatte einen Kamm aus Fischgräten, die in Palmenholz gesetzt waren, in der einen, einen Federfächer in der anderen Hand, ihren Hals umgab eine dreifache Halskette aus Muscheln, im Schoße lag eine Spindel voll Faden, eingehüllt in dicken Baumwollenstoff befanden sich noch bei ihr große Bohnen, Baumwollsaat, Bruchstücke silbernen Schmuckes, runde durchbohrte Silberscheibchen und Chalcedonperlen. Die Mumie des Mädchens saß auf einem Deckelkorbe aus Binsen, in welchem Strick-, Spinn- und Webzeug, eine Netznadel, Nadeln und Messer aus Erz, Kamm, Fächer, in hohlen Vogelknochen Schminkfarbe, ein Farbreibstein, ein Goldscheibchen, gestrickte Täschchen und Garnknäuel, endlich ein spiegelndes Stück Schwefelkies sich befanden. Zu ihren Füßen saß die Mumie eines Papageies. Der Knabe hatte nur eine Schlinge um den Kopf gewunden, und dem kleinen Kind endlich war eine Rassel aus einer Seemuschel beigegeben.

Eins der größten Hindernisse eines mächtigeren Aufschwunges der Kulturentwickelung in den altamerikanischen Gebieten stellt der Mangel der Haustiere dar, der in Mexiko und Mittelamerika noch größer war als in Peru. Den Truthahn, dem nicht die Pflege zu teil ward wie jetzt, und einen kleinen einheimischen Hund abgerechnet, besaßen die Völker Mexikos keine Haustiere. Wo keine Lasttiere sind, ist der Verkehr beschränkt, und die Menschen sind nicht im stande, ihre Arbeit auf den Rücken geduldiger Tiere abzuladen. Die Zucht der Lamas und Alpakas in Peru war auf jene Hochlandregionen beschränkt, wo die magere Umbellifere, Scandix australis, das Lieblingsfutter dieser Tiere, wächst. Es gab keine Hirtenvölker, die ihr ganzes Leben von den Herden abhängig machten. Letztere waren vielmehr Eigentum der Götter und Fürsten, und ihre Weide und Nutzung waren streng geregelt. Einmal im Jahre fand die Schur statt, deren Ertrag nach festen Regeln verteilt und verarbeitet ward. Nur die Vornehmsten des Landes besaßen kleine Herden, doch lieh der gütige Inka dem Gebirgsbauern ein Paar Lamas, deren Nachwuchs er für sich verwenden durfte. Die alten Peruaner haben diese störrischen Tiere, deren Speichel wie Gift gefürchtet wird, nicht zum Ziehen, sondern nur zum Tragen von Lasten verwendet, und sie stehen selbst in dieser beschränkten Funktion weit hinter dem Esel zurück.

Das Hauptgerät in jedem Hause war der auf drei Füßen ruhende Mahlstein, auf dem der Mais zerdrückt wird, bei den Mexikanern Metlatl; seiner Bedeutung gemäß zeigt er oft Verzierung mit Tierköpfen u. dgl. Hat man ein Haus

mit dem Mahlstein ausgestattet, so braucht die Küche nur noch einen einfachen Herd, aus drei Steinen errichtet, und ebenso einfaches Thongeschirr. Öfen waren unbekannt, und die gegenwärtig in einzelnen Teilen Mexikos so emsig betriebene Kohlenbrennerei ist wahrscheinlich eine spanische Importation. Zur Beleuchtung dienten Späne von Tannenholz oder Kaktusstengel. Das Haus war nur ein Schutz und Schirm, kein Heim, wie wir es in nördlicher Breite besitzen.



Einfache Thongefäße aus Alt-Kolumbien. (Britisches Museum, London.) Vgl. Text, S. 608.

Bezeichnenderweise sind Spindeln, zierlichst in Form und Farbe ausgeführte Erzeugnisse peruanischen Kunstgewerbes, unter den häufigsten Grabbeigaben. Der oft fußlange Schaft besteht aus hartem Holze, der Wirtel aus gebranntem Thon, beide sind sehr lebhaft gefärbt (s. Abbildung, S. 606). Die Produkte dieses Werkzeuges und des Webstuhles waren sehr zahlreich. Baumwolle war allgemein verbreitet. Außerdem wurde in Peru Alpakawolle, in weiterer Verbreitung Fledermaus-, Hunde- und Kaninchenhaar, in Mexiko auch Agavefaser versponnen. Mit besonderer Vorliebe wurden bunte Federn in die Gewebe mit eingesetzt. Gewebe wurde sowohl auf hängendem als liegendem Webstuhle hergestellt und zwar so fein, daß in Mumienhüllen von Chimu Squier größere Feinheit als bei ägyptischer Mumienleinwand nachwies. Cortez spricht von aztekischen Geweben, die man beim Anfühlen nicht von Seide unterscheiden konnte. Möglich, daß sie aus den Fäden einer einheimischen Raupe verfertigt waren, deren birngroße Gespinste noch heute bei Tehuantepec versponnen werden. Die vielfach wechselnden Farben und Muster, die z. B. ein Federgewand, große helle Federn auf dunkelm Grunde in Reihen übereinander, nachbilden, setzen sorgfältigere Vorbereitung der Fäden voraus. Auf altperuanischen, gobelinartigen Geweben sind „die Farben reich und harmonisch über alle Beschreibung" (Giglioli). Die Federarbeiten der Indianer haben schon im 16. Jahrhundert die Bewunderung der Europäer erregt. Sie erscheinen immerhin mehr als gefällige Zierate, die hauptsächlich viel zeitlose Geduld bekunden. Wollene Mützen mit Ohrklappen sieht man auf alten Bildern, Gefäßen ꝛc. Sie scheinen anzudeuten, daß das Stricken auch in Alt-Peru schon heimisch war. Die Indianerinnen, die beinahe keinen Kontakt mit städtischen Elementen haben, verstehen gut zu stricken. Die Maschen der Strümpfe, zu deren Anfertigung sie fünf Nadeln gebrauchen, sind die



Ein Thongefäß von Peru. (Britisches Museum, London.) Vgl. Text, S. 608.

gleichen wie in Europa; dagegen sind ihre Stricknadeln nicht glatt wie bei uns, sondern, ähnlich den Häkelnadeln, an einem Ende eingeschnitten (s. Abbildung, S. 606). Nadeln und Nadelbüchschen aus Alt-Peru sind denen der Eskimo auffallend ähnlich. Merkwürdigerweise wird die Vicuñawolle jetzt nicht mehr entfettet, was doch wenigstens für ihre feineren Gewebe die Alt-Peruaner gethan haben dürften.

Papier, Amatl, wie es die Spanier gleich bei Cortez' Landung kennen lernten, wurde von den Maya aus dem Baste des sogenannten Guttapercha-Baumes (Castiloa elastica), der seinen alten Namen Amatl bis heute in der Sprache der Zentralamerikaner bewahrt hat, angefertigt; der poröse Bast wurde mit einem Harze getränkt und mit Gips oder einem kalkigen Pulver überstrichen. Auf dem Plateau von Anahuac, wo der Amatl-Baum nicht wächst, verwendete man die Faser der Maguey-Pflanze, die in Wasser geweicht und auf die zu Schreibzwecken beiderseits mit irgend einem Klebstoff eine dünne Membran aus Hirschhaut befestigt und aufgepreßt wurde. Es war das eine Prozedur, die sehr viel Geduld erforderte, und bei der die Herstellung großer Mengen, wie bei der vorgenannten, sicherlich nicht leicht möglich war. Zum Schreiben oder Malen fand nur ein kleiner Teil des Papieres Verwendung, ein größerer wurde mit Kopal und anderen Harzen vor den Götterbildern verbrannt, wie in China und Japan, und bei hohen Festen zum Schmucke der Opfer und der Opfernden verwandt.

Wiewohl auch den Altamerikanern die Töpferscheibe fremd blieb, stellten sie doch Gefäße von höchst symmetrischen Formen her und andere, die durch Größe ausgezeichnet sind (vgl. die beigeheftete Tafel „Altamerikanische Thongefäße“ und Abbildung, S. 607). Derartige Gefäße dienten zur Aufbewahrung von Körnervorräten und in letzter Instanz als Graburnen. Große Thongefäße für Tschitscha mit ornamentalen Henkeln waren schon in Alt-Peru üblich. Ornamente wurden aus freier Hand oder mit Matrizen angebracht. Thonstempel, mit denen Ornamente auf Thongefäße gedrückt wurden, sind z. B. in Kolumbien erhalten. Aber die meisten Verzierungen sind offenbar aus der Hand gearbeitet; und es sind besonders die endlos variierenden Motive der menschlichen Gestalt, oft die barocksten, die zur Anwendung kommen. Von den auch sonst zu findenden kugel- oder birnenförmigen, durch gemeinsamen Ausguß, der oft im Henkel liegt, verbundenen Gefäßen zu schweigen, erwähne ich nur die Nachbildungen von Früchten und von Tieren, die an Naturtreue die Steinskulpturen ähnlicher Art übertreffen. Bezeichnend aber für den ausgesprochen anthropomorphen Charakter der altamerikanischen Kunst ist die Häufigkeit der Gesichtsurnen (s. Abbildungen, S. 609, 616 und 620). Der menschlichen Gestalt nachgebildete oder wenigstens mit einem Gesicht verzierte Thongefäße gehören zu den häufigst wiederkehrenden altperuanischen Gräberfunden. Von rohen Andeutungen einzelner Körperteile bis zur vollendetsten Darstellung, in welcher selbst verschiedene Gemütsstimmungen im Ausdruck des Gesichts wiedergegeben sind, liegen die mannigfachsten Übergänge vor. Schnaube, Henkel oder sonstige Teile des Gefäßes stellen kleinere menschliche Köpfe dar. Eine Thonvase von Teotihuacan zeigt um den Rand einen Kranz von neun oder zehn menschlichen Köpfen in sehr zierlicher Ausführung. Auf einer von Bastian beschriebenen peruanischen Vase ist ein ganzer Totentanz abgebildet. Gefäße mit mythologischen Darstellungen hat Squier aus Chimu beschrieben, und überhaupt gehören die mit wasserfesten Farben aufgetragenen Thonmalereien zu den besten Sachen, die die Malerkunst hier geschaffen. Gefirnißte Thongefäße, wie sie heute die Indianer des Amazonenstromgebietes herstellen (s. Abbildung, S. 505), scheint es auch hier gegeben zu haben. Aber die Glasur war ebensowenig bekannt wie im übrigen Amerika. Auch in Nicaragua und San Salvador kommen Thonsachen vor, die peruanischen kaum nachstehen. Eine gemalte Schale mit Füßen, die Vogelköpfen nachgebildet sind, in deren hohlem Inneren sich Klappersteine bewegen, ist besonders schön.



ALTAMERIKANISCHE THONGEFÄSSE

... die anderen Gefäße peruanisch

gleichen wie in Europa; dagegen sind ihre Stricknadeln nicht glatt wie bei uns, sondern [illegible] den Häkelnadeln, an einem Ende eingeschnitten (s. Abbildung, S. 606). Nadeln und [illegible]büchschen aus Alt-Peru sind denen der Eskimo auffallend ähnlich. Merkwürdigerweise wird [illegible] Vicuñawolle jetzt nicht mehr entfettet, was doch wenigstens für ihre feineren Gewebe die [illegible] Peruaner gethan haben dürften.

Papier, Amatl, wie es die Spanier gleich bei Cortez' Landung kennen lernten, wurde [illegible] den Maya aus dem Baste des sogenannten Guttapercha-Baumes (Castilloa elastica), der seinen alten Namen Amatl bis heute in der Sprache der Zentralamerikaner bewahrt hat, angefertigt; der poröse Bast wurde mit einem Harze getränkt und mit Gips oder einem kalkigen Pulver überstrichen. Auf dem Plateau von Anahuac, wo der Amatl-Baum nicht wächst, verwendete man die Faser der Maguey-Pflanze, die in Wasser geweicht und auf die zu Schreibflächen beiderseits mit irgend einem Klebstoff eine dünne Membran aus Hirschhaut befestigt und aufgepreßt wurde. Es war das eine Prozedur, die sehr viel Geduld erforderte, und bei der die Herstellung großer Mengen, wie bei der vorgenannten, sicherlich nicht leicht möglich war. Zum Schreiben der Maler fand nur ein kleiner Teil des Papieres Verwendung; ein größerer wurde mit Kopal und anderen Harzen vor den Götterbildern verbrannt, wie in China und Japan, und bei hohen Festen zum Schmucke der Opfer und der Opferstätten verwandt.

Wiewohl auch den Altamerikanern die Töpferscheibe fremd blieb, stellten sie doch Gefäße von höchst symmetrischen Formen her und andere, die durch Größe ausgezeichnet sind (vgl. die beigeheftete Tafel „Altamerikanische Thongefäße“ und Abbildung, S. 607). Derartige Gefäße dienten zur Aufbewahrung von Speisevorräten und in letzter Instanz als Graburnen. Große Thongefäße für Tschitscha mit ornamentalen Henkeln waren schon in Alt-Peru üblich. Ornamente wurden aus freier Hand oder mit Matrizen angebracht. Thonstempel, mit denen Ornamente auf Thongefäße gedruckt wurden, sind z. B. in Kolumbien erhalten. Aber die meisten Verzierungen sind offenbar aus der Hand gearbeitet; und es sind besonders die endlos variierenden Motive der menschlichen Gestalt, oft die barocksten, die zur Anwendung kommen. Von den auch sonst zu findenden kugel- oder birnenförmigen, durch gemeinsamen Ausguß, der oft im Henkel liegt, verbundenen Gefäßen zu schweigen, erwähne ich nur die Nachbildungen von Früchten und von Tieren, die an Naturtreue die Steinskulpturen ähnlicher Art übertreffen. Bezeichnend aber für den ausgesprochen anthropomorphen Charakter der altamerikanischen Kunst ist die Häufigkeit der Gesichtsurnen (s. Abbildungen, S. 609, 616 und 620). Der menschlichen Gestalt nachgebildete oder wenigstens mit einem Gesicht verzierte Thongefäße gehören zu den häufigst wiederkehrenden altperuanischen Gräberfunden. Von rohen Andeutungen einzelner Körperteile bis zur vollendeten Darstellung, in welcher selbst verschiedene Gemütsstimmungen im Ausdruck des Gesichts wiedergegeben sind, liegen die mannigfachsten Übergänge vor. Schnaube, Henkel oder sonstige Teile des Gefäßes stellen kleinere menschliche Köpfe dar. Eine Thonvase von Teotihuacan zeigt um den Rand einen Kranz von neun oder zehn menschlichen Köpfen in sehr zierlicher Ausführung. Auf einer von Bastian beschriebenen peruanischen Vase ist ein ganzer Totentanz abgebildet. Gefäße mit mythologischen Darstellungen hat Squier aus Chimu beschrieben, und überhaupt gehören die mit wässerigsten Farben aufgetragenen Thonmalereien zu den besten Sachen, die die Malerkunst hier geschaffen. Gefirnißte Thongefäße, wie sie heute die Indianer des Amazonenstromgebietes herstellen (s. Abbildung, S. 505), scheint es auch hier gegeben zu haben. Aber die Glasur war ebensowenig bekannt wie im übrigen Amerika. Auch in Nicaragua und San Salvador kommen Thonwaren vor, die peruanischen kaum nachstehen. Eine gemalte Schale mit Füßen, die Froschköpfen nachgebildet sind, in deren hohlem Inneren sich Klappersteine bewegen, ist besonders schön.



ALT-AMERIKANISCHE THONGEFÄSSE

1 und 2 Mexikanisch 3 Argentinisch (Calchaquis) Die anderen Gefäße peruanisch.

(⅓ nat Größe · Museum für Völkerkunde Berlin)

Thon mußte an vielen Punkten das **Holz ersetzen**, dessen spärliches Vorkommen in Peru die Häufigkeit und Vielartigkeit thönerner Geräte mit erklärt. Flöten aus Thon sind eine alte Erbschaft, sie sind noch heute bei den Indianern von Costarica üblich und werden neben den knöchernen (s. Abbildung, S. 498) auch in Gräbern gefunden. Aus Thon wurden Spielsachen gefertigt, die unter den Grabmitgaben rührend häufig auftreten. Mit ihnen verwechselt man vielleicht manche Idole in Tiergestalt. Thönerne Frosch- und andere Tierbilder der Mexikaner sind mit Pfeifen versehen.

Die Hauptzahl der Werkzeuge bestand aus **Stein** (s. die Abbildungen, S. 498 und 603). Die Gebiete der großen Mayadenkmäler waren zugleich Mittelpunkte einer hochstehenden



Typen von Gesichtsurnen aus Altperu. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 608.

Feuersteintechnik. Wo Geräte in Metall, Kupfer oder Bronze auftreten, erinnern sie in ihren Formen an die Steinsachen. In Mexiko wurden aus **Obsidian** Kunstwerke unerreichter Vollendung neben höchst einfachen Messern aus Splittern verfertigt, die gerade dieser Stein so leicht ergibt. In technischer Beziehung ist die altamerikanische **Kunst der Steinbearbeitung** (s. Abbildung, S. 610) vom größten Interesse in den zwei Richtungen der Bearbeitung des sprödesten Materials, des Obsidians, und im Anschluß an diesen der verschiedensten Edelsteine, selbst des Schwefelkieses (ein reizendes Totenköpfchen aus Schwefelkies, blinkend poliert, besitzt die Sammlung Christys), und dann in der Inkrustierung des Holzes mit Mosaik, aus geschliffenen Edelsteinen, Muschel- und Perlmutterstücken und selbst Gold. Mit dem Harz des Grease Wood (Hediondilla) wurden auch in der Casa Grandes schon Stückchen von Türkis und roten Muscheln

auf eine Muschelunterlage befestigt und dann geschliffen. Das Museo Nacional zu Mexiko enthält eine 2 dm im Durchmesser große, aus einem einzigen Stücke schwarzen Obsidians mit Meisterschaft geschliffene Vase. „Selbst die geschicktesten Steinschleifer Europas würden in Bewunderung geraten beim Anblick dieses Kunstwerkes, das in dem spröden Obsidian doppelt schwer auszuführen gewesen sein muß." (Maler.) Die äußere Verzierung des Gefäßes stellt einen Affen dar, dessen Kopf frei gearbeitet ist, während seine Glieder sich der rundlichen Form der Vase und seinem ausgehöhlten Leibe zierlich anschließen; der Schwanz läuft als Saum um den oberen Rand der Vase herum, und sein Ende ist an der dem Kopfe entgegengesetzten Seite der Vase frei heraus als Henkel gearbeitet. In die Augenhöhlen waren wahrscheinlich Edelsteine eingesetzt, und Löchelchen in den Ohrläppchen zeigen die einst vorhandenen Ohrgehänge an. In Peru und Mexiko ward die Edelsteinschleiferei geübt. Durchbohrte Grünsteine und Smaragde kennt man in größerer Zahl, und A. von Humboldt beschreibt mit gerechtem Staunen eine Granitfigur, die im geschlossenen Rachen einen mit ihr aus Einem Stücke gebohrten und geschliffenen Granitring trägt.



Altmexikanische Steinskulpturen. (Christy Collection, London.) Vgl. Text, S. 609.

Daß Holzschnitzerei geübt wurde, und zwar mit großem Geschick, beweist ein wundervoll in Holz geschnitzter Thürbalken aus Tikal (Guatemala), mit Hieroglyphenreihen, ganz ähnlich denen von Tschitschen-Itza. Aber die Holzarmut der Hochlandgebiete des westlichen Amerika ließ eine entwickelte Holzornamentik, wie in Polynesien, nicht aufkommen; um so auffallender die wunderbare Ähnlichkeit in Stil und Auffassung, die man gelegentlich trifft (s. Abbildung, S. 596). Die Holzlöffel der alten Peruaner sind einfach, fast ärmlich, und alle die Holzgeräte und -Waffen von Ancon sind ausnahmslos nicht sehr fein bearbeitet. Man merkt, daß mit Holz sparsam umgegangen wurde, und daß es nicht in vorzüglicher Güte zu finden war. Unter den Grabmitgaben findet man sogar unbedeutende Stückchen Holz. Die Werkzeuge zur Bearbeitung des Steines und Holzes bestanden hauptsächlich aus Stein. Daß gelegentlich Meißel aus Kupfer oder Bronze benutzt wurden, steht fest; aber in der Regel führten die Bildhauer mit einem grifflosen Steinhammer ihre Schläge auf den Steinmeißel und arbeiteten wohl noch mehr reibend mit Sand und Wasser.

Der Gebrauch des metallischen Eisens war auch den Kulturvölkern Amerikas fremd. Kupfer, Silber und Gold verstanden sie zu hämmern und zu schmelzen. Metallene Werkzeuge sind fast überall selten. Ein einziges Beil aus gegossenem Kupfer in den zapotekischen Gräbern erregt Erstaunen: so sehr ist man in Mexiko an das steinerne Gerät gewöhnt. Auch ein zentnerschwerer gegossener Kupferkegel in Oajaca läßt noch lange nicht von der „Kupferzeit" in Amerika sprechen. Wir wissen nicht, woher diese Völker Zinn bezogen, aber es ist sicher, daß sie Waffen und Geräte aus weicher Bronze benutzten, in der das Verhältnis des Zinnes zum Kupfer 4—10 Prozent

betrug. Meißelartige Klingen mit halbrunder Schneide, Äxte, halbmondförmige Platten zu Kopf- und Nasenschmuck, Haarnadeln aus solcher Mischung finden sich in Mexiko wie in Peru. In Südamerika ist Chimu das reichste Bronzegebiet, wie schon aus den alten Mitteilungen des Cieça de Leon zu entnehmen war. In und bei Chimu sind so viel Bronzewaffen und -Geräte gefunden worden, daß man sie tonnenweise verkaufte. Celte, ganz wie die europäischen, werden von Squier abgebildet, dazu ornamentierte Schaufeln aus Bronze. Die Bronzemesser hatten, wie bei den Peruanern, eine halbmondförmige Schneide und den Griff in der Mitte; dieselbe Form kommt bei Hyperboreern (s. Abbildung, S. 552), als veraltet in Indonesien vor. „Ob Pfeilspitzen von Feuerstein oder Steinwaffen jemals hier gefunden wurden, konnte ich nicht erfahren", sagt Squier. Er hörte von Bronzeschwertern, sah indessen keine.

Edelmetalle sind überall in diesen Ländern in verhältnismäßig großen Massen verarbeitet worden. Ein Inka-Nachkomme sagte zu Cieça de Leon, alles von den Spaniern erbeutete Gold verhalte sich zu dem vor ihrer Ankunft vorhandenen wie ein Tropfen zur Wassermenge eines großen vollen Gefäßes. Man lese die Liste der von Cortez an Karl V. gesandten Beutestücke aus Tenochtitlan. Man findet da ein goldenes Sonnen- und ein silbernes Mondrad, jedes von 10 Palmen Durchmesser, ein siebengliederiges Halsband aus Gold mit 415 Edelsteinen und 27 goldenen Glöckchen, 24 goldbelegte Schilde, einen goldbelegten Helm, 4 Fische, mehrere Vögel, 2 Seemuscheln aus Goldguß und vieles andere angegeben. Daß in Peru das Gold und Silber fast als Monopol des Herrschers angesehen wurde (und ähnlich mochte es in Mexiko gewesen sein), erklärt allerdings seine Aufhäufung in Cuzco, wo in dem unglücklichen Inka, dem Besitzer mächtiger Schätze, endlich die Spanier ihren fabelhaften Dorado gefunden hatten. Allein es sind doch auch aus Privatgräbern und -Bauten nicht geringe Mengen Gold- und Silbersachen erhoben worden, und die Huacas des alten Tschibtschalandes wurden seit dem Goldfieber der ersten fünfziger Jahre ja geradezu systematisch ausgeleert. Gold scheint zu den Opfern gehört zu haben, die man den Göttern brachte, und die angezweifelte Sage, die dies den goldgierigen Spaniern schon früh verkündete, sagte kaum zu viel. Wurde doch erst kürzlich wieder ein Floß oder eine Tragbahre aus spiralförmig aufgewundenen Goldstreifen, in deren Mitte der Fürst steht, im See von Guatavita gefunden, in dem sich der Sage nach El Dorado badete und sein Volk Goldspenden versenkte.



Steinaxt und Steinfigur (Reibstein) von den Antillen. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/8 wirkl. Größe.

Das Gold der südamerikanischen Kunstsachen ist silber-, auch kupferhaltig, wie es wohl auch in natura vorkommt. Es gibt auch geschmolzene Mischung aus den beiden Edelmetallen mit Eisen und Kupfer. Gold- und Silberguß wurden mit hervorragendem Geschick geübt. Squier erzählt: „Ich besitze eine Gruppe in Silberguß mit drei Figuren, einem Mann und zwei Frauen, in einem Walde. Die Gruppen erheben sich von einer runden, 6 Zoll im Durchmesser haltenden Basis und wiegen 48½ Unzen. Sie sind solid, aus einem Stück gegossen und klingen, angeschlagen, wie eine Glocke. Die Bäume, deren verzweigte Äste denen der Algaroba mit ihren nach allen Seiten ausgedehnten Zweigen gleichen, sind sehr gut gearbeitet. Die menschlichen Figuren sind gut proportioniert und voller Leben." Das Braunschweiger Museum besitzt Statuetten aus Silber aus Gräbern von Cuzco, darunter ein buckliger Zwerg mit Zopf (Zipfelmütze?), lächelnden Zügen, stark phallisch. Die Ausführung ist sehr sorgfältig, aber beide sind stark abgegriffen, waren also wohl Amulette. Schmelztiegel wurden in vortrefflicher Arbeit hergestellt. In Peru

scheint die Scheidung des Silbers vom Blei allgemein durch das Lötrohr bewerkstelligt worden zu sein. Brasseur gibt an, die Zapoteken hätten Gußformen aus Kohle gehabt. Die Zumischung des Bleies als Schmelzmittel zum Silber wurde geübt. Getriebenes Gold und Silber sind wohl noch häufiger. Man kennt aus Mexiko sogar Sachen in Silberfiligran in nicht geringer Zahl, die eine hervorragende Feinheit der Werkzeuge und der Arbeit voraussetzen. Im Palast von Chimu fand man eine vermauerte Nische von ca. 1/2 m im Geviert ganz mit regelmäßig über-



Das sogenannte Schloß von Tschitschen-Itza. (Nach de Charnay.) Vgl. Text, S. 614 und 617.

einander aufgeschichteten Trinkgefäßen und Vasen von sehr dünnem, als Gesichtsurnen getriebenem Silber angefüllt. Den Kleidern wurden Silberplättchen, unter denen die Gestalt von Fischen namentlich häufig wiederkehrt, aufgenäht. Solche Fische sind namentlich im Guano der Chincha-Inseln, 10 m unter der Oberfläche, öfters gefunden worden.

Gold wurde gewaschen, Silber, Kupfer, Zinn und Blei durch Bergbau gewonnen. In Mexiko betrachtet man die Silberbergwerke von Pachuca und Tasco als die ältesten. Die von Neueren geäußerte Ansicht, daß die alten Mexikaner die Amalgamierung gekannt hätten, stützt sich auf die auffallende Angabe, es habe zuerst ein Spanier in Mexiko diesen Prozeß im Jahre 1557 angewendet. Die alten Gruben von Huancavelica sollen so ausgedehnt gewesen sein, daß man sich leicht in ihren Gängen verirren konnte. Hier fand man Quecksilbererze; doch ist nur sicher,

daß davon der Zinnober als solcher, d. h. als Farbe, benutzt wurde. Zahlreiche Silberlager sind erst nach der Conquista entdeckt worden, so besonders die von Potosi.

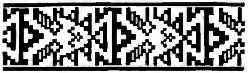
Der friedliche Verkehr machte an den politischen Grenzen Halt, nach der Analogie der Verhältnisse in Tibet und dem voreuropäischen Japan. Wenn sich mehr als 50 indianische Ursprachen auf der Oberfläche der jetzigen Republik Mexiko erhalten haben, so kann es kein amalgamierender Verkehr im modernen Sinne gewesen sein. Daß zahlreiche Ortschaften der Mizteka aztekische Namen tragen, oder daß Ketschuaspuren in der Sprache der Jivaros in großer Zahl vorkommen, führt auf Koloniengründungen zurück, die mit den Eroberungs- oder vielmehr Raubzügen des stärkeren Volkes zusammenhingen; wie denn als militärische Kolonisation ein großer Teil der erobernden Expansion der Mexikaner und Peruaner zu betrachten sein dürfte (s. unten, S. 627). Das System der Geschlechtssippe erschwerte den Verkehr: der Arme ist an das Dorf gebunden, weil er in ihm seines Unterhaltes sicher ist, der Reiche, weil er ein Kapital von Arbeit und Einfluß zurückläßt. Wir haben in den Unterschieden der Produktionsbedingungen ein starkes Motiv für Teilung der Arbeit, das den Handel fördern mußte. Selbst kostbare Gegenstände wurden aus Bronze oder Silber im großen, also doch für den Handel, dargestellt.

Die Straßenanlagen gehören zu den Grundbedingungen des höheren Standes der Kultur der amerikanischen Hochebenenvölker. Nur durch sie wurde es den Reichen der Tolteken und der Inka möglich, jahrhundertelang ihre Bevölkerung wesentliche Fortschritte unter dem Schutze einer gesicherten Herrschaft machen zu lassen. Peru stand auch in dieser Beziehung am höchsten: noch heute zieht dort die alte Inkastraße wie ein breites graues Band durch die gelben Paramos. Vier Hauptstraßen gingen von Cuzco aus: in die Anden, nach Chile, nach Arequipa, nach Quito. Die Straße Cuzco-Quito, die teilweise in doppelter Linie, in der Ebene und am Gebirge, hingeführt war, wird auf eine Gesamtlänge von 600 Leguas geschätzt. 4—7 m breit, geht die gepflasterte und stellenweise mit Zement und Kieseln gemauerte Straße den kleineren Unebenheiten nicht aus dem Wege; doch wurde an steileren Stellen ausgefüllt, abgetragen; selbst Mauern sind als Unterbau angelegt. Auf manchen Strecken zeigt sie von 50 zu 50 Schritt Wasserrinnen für die wolkenbruchartigen Regengüsse. So übersteigt die Straße Höhen von 4000 m. An sehr steilen Stellen sind Steinschwellen stufenförmig querüber gelegt und erinnern daran, daß weder Lasttiere noch Wagen die Straßen beschritten, die also leicht in gutem Stande zu halten waren. Es fehlten auch nicht Schutzmauern, und streckenweise begleiteten Schattenbäume die Straße. In Yucatan gab es 7—8 m breite Kunststraßen aus Steinblöcken, die durch einen festen Mörtel miteinander verbunden und mit Zement bedeckt sind. In Mexiko findet man noch wohlerhaltene Reste ähnlicher Straßen vor. In Peru und Yucatan gibt es Trümmer von steinernen Brücken. Bei Chavin de Huantar führt der Weg zu einer alten Befestigung über eine noch vollkommen erhaltene Brücke aus drei Steinplatten von durchschnittlich 6 m Länge, die beiderseits auf starken gemauerten Pfeilern aufliegen. Den Durst der Reisenden stillten Quellen, die in Röhren an die Straße geleitet wurden. Für die Unterkunft waren Häuschen gebaut, die zugleich dem Botensystem der Inka dienten. In ebenem Terrain sind die Reste dieser Stationen im allgemeinen etwa $1^1/_2$ km voneinander entfernt. Die Sage, daß der Inka und Montezuma sich täglich frische Seefische haben bringen lassen, erklärt sich dadurch. Indianische Läufer machen das Kilometer in 4 Minuten; sie konnten den Weg von Trujillo nach Cajamarca, fünf Tagereisen, in weniger als einem Tage zurücklegen. So konnte Montezuma die Ankunft der Spanier an der Küste von Veracruz in kurzer Zeit erfahren und täglich neue Nachrichten über ihre Fortschritte empfangen. Dieses Botensystem war eins der wichtigsten Institute der Regierungen dieser Hochlandstaaten; denn wer am schnellsten befiehlt, befiehlt am besten. Jahrhunderte nach der Conquista haben die alten Kunststraßen dem Verkehr noch gedient. Und als die alten Wege des

peruanischen Hochlandes beim Bau der Bahn rücksichtslos zerstört waren, hat man sie in der Gegend von Cajamarca mit großer Mühe wiederhergestellt.

Neben Brücken kommen ausgedehnte Wasserleitungen vor, die das trockene Klima des Hochlandes nötig machte. Die zu Montezumas Zeit in Bambusröhren geführte Wasserleitung Chapultepec-Mexiko, die heute noch thätig ist, wird allerdings mit Unrecht in ihrer Gesamtheit als ein Werk aus der Aztekenzeit betrachtet. In Fels gehauene Wasserleitungen sieht man aber noch heute bei Tezcoco und in größerem Maße bei peruanischen Ruinenstätten. Bei Huandoval in Peru ist eine Wasserleitung in gemauertem Kanal über einen Bach weggeleitet. Von künstlichen Kaskaden sprechen die Beschreibungen der Inkaschlösser.

Der Reichtum an Ruinen ist in den alten Kulturländern Amerikas außerordentlich groß, und sie sind lange noch nicht alle bekannt. Die große und prachtvolle Ruinenstätte von Santa Lucia in Guatemala ist erst vor 35 Jahren aufgefunden worden, und mit ihr in einer Reihe liegen die von Coban und Quiragua. Neben den großartigen Trümmern auf den Inseln des Titicacasees liegen die noch größeren von Tiahuanaco und Puma Punca. Wir begreifen kaum, wie so große und monumentale Werke so nahe bei einander erwachsen konnten. Aber der ansässige Indianer baut sein Dorf, wenn es zerstört wird, nicht wieder an der gleichen Stelle auf, sondern sucht sich eine andere Wohnstätte. Zerfällt seine Wohnung, so wird sie nicht ausgebessert, sondern eine neue errichtet. Krankheit, ein Todesfall, Mißwachs bewegen den Indianer oft, sein Heim zu verlassen.



Stuck-Ornament von Chimu. (Nach Squier.) Vgl. Text, S. 615.

„Ich kenne“, sagt Bandelier, „Pueblos, die in den verflossenen 300 Jahren dreimal ihren Sitz veränderten, jedesmal Trümmer zurücklassend.“ Die zahlreichen Ruinen sind also keineswegs Beweise einer gleichzeitigen starken Bevölkerung: nahe der letzten Residenz des Birmanenkönigs, Mandalai, liegen ja auch Ava und Amarapura, die Hauptstädte des Landes nacheinander im Laufe unseres Jahrhunderts gewesen sind. Auch auf die Ausdehnung mancher Ruinenstätten wirft diese Erwägung ihr Licht. Palenque allein soll 9—14 km Ausdehnung längs der Ufer des Flüßchens Otolum gehabt haben, es bestand gewiß zum Teil aus leeren, verfallenen Häusern. Selbst dem ansässigen Indianer, der riesige Kommunalhäuser bewohnt, wie in Neumexiko, haftet ein Zug von Unbeständigkeit an. Wenn also allein ein so beschränktes, dünn bevölkertes Gebiet wie Yucatan im Norden Izamal, Ake, Merida, Mayapan, in der Mitte Uxmal, Xaba, Labna und 19 andere Städte von ansehnlicher Ausdehnung, im Osten das wunderbare Tschitschen-Itza (s. Abbildungen, S. 103 und 612) aufweist, wenn noch zahlreichere andere ohne Zweifel in den unerforschten Gegenden des Südens und Ostens verborgen sind: so liegen hier Zeugnisse von verschiedenen, zeitlich vielleicht nicht einmal sehr weit auseinander gerückten Stadien einer historischen Entwickelung vor, die uns die immer wieder wie eine große Thatsache verkündete Einreihung der peruanischen Baureste in verschiedene geschichtliche Perioden als etwas erkennen lassen, das auf einem allen amerikanischen Kulturvölkern gemeinsamen Grunde ruht. Es entspringt derselben Ursache, wenn die einzelnen Bauten, sobald sie größere Dimensionen annehmen, eine unharmonische Zusammenhäufung von hallenartigen Häusern, Gängen, kleinen Hütten, offenbar das Produkt verschiedener Zeiten und Bedürfnisse, darstellen.

Die Wohnhäuser waren aus lufttrockenen Lehmziegeln (Adobes) gebaut. In Chimu, wo gewöhnliche Häuser erhalten sind, machen sie, in außerordentlicher Regelmäßigkeit um einen großen Platz gebaut, einen dunkeln, öden Eindruck. Die Mauern sind 1 m dick und 4 m hoch.

und die Dächer laufen scharf zu. Luft und Licht traten nur durch die Thüren ein, die, wie es genauer aus Tlaxcala beschrieben ist, durch Matten zu verschließen waren. In Yucatan fehlen Fenster in den größten Palästen, ebenso ist der berühmte Palast von Mitla durchaus fensterlos. Große Paläste sind im Grundplan nur eine Aneinanderreihung derartiger Räume. So das am besten erhaltene Monument von Tschitschen-Itza, das „Rote Haus", ein viereckiges Gebäude, das sich auf einer niedrigen Terrasse erhebt. An der nach Westen gelegenen Vorderseite führen drei Thore in eine Galerie, die sich über die ganze Breite des Gebäudes erstreckt, aus dieser drei Thüröffnungen in ebenso viele Säle. Die großartige Casa del Gobernador von Uxmal ist im Grundplan ähnlich, 100 m lang, 12 m breit, 8 m hoch und liegt auf einer durch Zufügung von Blocksteinen künstlich vergrößerten natürlichen Erhöhung, die in drei Terrassen aufsteigt. Das Innere ist durch eine Mauer in zwei große, schmale Hallen oder Korridore geteilt, die wieder durch Scheidewände zwischen Vorder- und Rückseite in eine Anzahl Räume geteilt werden. Von jedem Zimmer der Vorderseite führt eine Thür durch die Mittelwand nach dem entsprechenden Gemach der Rückseite. Die Vorderseite besitzt elf Eingangsthore, jede Schmalseite hat deren eins. Die Mauern dieser Zimmer sind aus rohen, durch Mörtel verbundenen Steinen aufgeführt, ohne eine Spur von Bemalung oder Skulptur, nur an einer oder zwei Stellen sieht man einige Reste von Stuck. Offenbar lag bei diesen Riesenbauten das Gewicht mehr auf der Masse und der äußeren Verzierung als der Einfachheit des Grundplans, der vielmehr häufig durch Unklarheit und Zusammenschachtelung kleinlich verworren erscheint.

Selbst die im äußeren Eindruck noch zu den klarsten zu rechnenden Bauten von Mitla bestanden auch aus einem Mittelraum von 60 m Seitenlänge, an dessen vier Seiten je drei Thore in ein langes und schmales Gemach führten. Das nördliche Gemach trägt einen kleineren, nahezu quadratischen Anbau, der wiederum aus einem quadratischen Mittelraum besteht, den vier schmale und lange Gemächer umgeben. Auch hier ist das Äußere reich ornamentiert, das Innere aber kahl. Der Fußboden ist mit vieleckigen, kyklopisch roh ineinander gefügten Steinplatten belegt. Ein schmaler, dunkler, geknickter Gang führt in den fünfgemachigen Anbau. Hier sind nun außen und innen die Wände mit Ornamenten aus hartem, porphyrartigem Gestein bedeckt, die mit scharfen Linien, deren Motive fast alle auf Staffel und Zickzack hinauslaufen, herausgearbeitet sind und in etwa 1 m Höhe vom Boden beginnen (s. Abbildung, S. 614). Unter ihnen findet man das Mauerwerk, das auch hier aus unregelmäßigen, wenig oder nicht behauenen Steinen besteht, die aufeinander geschichtet und mit Lehmmörtel verbunden sind. Soweit dies Mauerwerk frei liegt, bedeckt es der rotgefärbte, geschliffene Kalkbewurf. Die ornamentierten Steine haben keine Zwischenlagerungen von Mörtel, sondern passen genau ineinander.

In dem Eindruck dieser Denkmäler altamerikanischer Baukunst herrscht die Masse entschieden vor; ihre mechanische Bewältigung fordert unsere Bewunderung heraus. Es grenzt ans Unbegreifliche, wie ohne Eisen mächtige Granitplatten und -Pfeiler vom anstehenden Felsen abgelöst und in scharfkantige Formen gebracht werden konnten. Peru bietet uns dieses Problem schon in den vor die Inka zu setzenden Bauten von Tiahuanaco. Quadersteine in allen Größen, worunter einige von 3 m Länge, 2 m Breite und $1^1/_2$ m Höhe noch nicht die bedeutendsten sind, liegen, besonders bei Puma Punca (Thor des Löwen), bunt durcheinander, wie sie eben von den ermüdeten Armen einer großen Menschenmenge bis zum ersehnten Ziele geschleppt waren. Auf zehn Stunden im Umkreis sind die am nächsten liegenden Felsenlager die der Serranias von Zepita, denen das für diese Bauten bestimmte Material entnommen worden sein muß, um gleich dort behauen zu werden. So liegen bei Ollantaytambo die ungeheuern, halbbehauenen „piedras cansadas", die müden Steine, zwischen Steinbruch und Bau. Im Fluß Huillkamaya steht ein Pfeiler, weit von beiden Ufern entfernt. Er sollte mit zwei Steinplatten,

die zwar fertig, aber nicht von der Stelle bewegt, im Steinbruch liegen, eine Brücke bilden. Daß die Aufwärtsbewegung großer Massen noch viel schwerer war, liegt auf der Hand. Mit dieser Schwierigkeit hängt die Niedrigkeit der monumentalen Bauten, mit Eingängen von weniger als Manneshöhe, zusammen, und vielleicht so seltsame Erzeugnisse wie der in einen Monolithen rechtwinkelig geschnittene Eingang eines Tempels bei Tiahuanaco. Dem Aufwärtsstreben diente nur die Pyramide leicht und in großen Dimensionen. Noch rätselhafter erscheinen diese mühseligen Steinbauten, wenn man bedenkt, daß wenigstens die alten Mexikaner und Mittelamerikaner herrliche Wälder voll Bauholz in nahen Gebirgen besaßen. Trotz des Imposanten in diesem Masseneindruck, fehlt die wahrhaft große Wirkung. Nur unmittelbar an ihrem Fuße wird man die Kolossalität gewahr. „Eine feinere Kunst vermag, ohne solche Massen zu bewegen, doch Größeres hervorzubringen.“ (Wiener.) In Anlage, Ausführung und Ornamentierung dieser Bauten fehlt der Sinn für strenge Regelmäßigkeit. Die Lust zu bauen war so groß, wie sie heute noch dem Indianer Guatemalas nachgerühmt wird, aber die Fähigkeit schritt nicht fort. Schwerfälligkeit und geringes Schönheitsgefühl in der Zusammenstellung schmückender Linien und Figuren weisen ihnen ihren Platz in der Stufenreihe architektonischer Entwickelung weit unter den ältesten ägyptischen Bauten an.



Hohle Thonfiguren (sogenannte Tschibtscha-Altertümer) aus Kolumbien. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) ½ wirkl. Größe.

Die örtlichen Abweichungen liegen im Äußerlichen. Mitla zeigt eine mehr geometrische Ornamentierung als die Mayawerke. Auch in Peru gewahrt man eine ähnliche Neigung. Wenn auch die einfache, in scharf ausgemeißelten Quadraten, tiefen, nischenförmigen, rechteckigen Einschnitten, hohlkehlen- und gesimsartigen Absätzen sich gefallende Architektur von Tiahuanaco und die Skulptur der rohen Kolossalbüsten derselben Gegend einer früheren Zeit angehören: in das Tropendickicht der Maya-Architektur verlor sich auch der Baumeister der Inka nicht, wenn auch seine Skulpturen den gemeinsamen Charakter der Übertreibung nicht verleugnen. Schon Alexander von Humboldt bemerkte die Ähnlichkeit des Gepräges der peruanischen Denkmäler, die auf den Kordilleren von 1000 bis 4000 m, wo einerseits die Wärme, anderseits die Kälte empfindlich ist, und über eine Ausdehnung von 225 Meilen zerstreut liegen.

Auffallend ist die Vorliebe dieser Völker für das Viereck in der Anlage der Bauten. Außer den zahlreichen kegelförmigen Tumuli sind nur wenige Rundbauten, wie z. B. ein Grabmal in Mayapan (Südmexiko), vorhanden. Besonders bei den Maya macht sich das Viereck bis in die Einzelheiten geltend: die Thüren viereckig, der ganze flachdachige Bau würfelförmig. Sogar die Ornamentik liebt viereckige Formen, Friese und Gesimse sind viereckig, und die gestaltreichen Bilderschriften sind in viereckige Umrahmungen (s. Abbildung, S. 618) gezwängt.

Auch die Vorliebe für den pyramidalen Aufbau gehört zu den Merkmalen altamerikanischer Kunst. Sie äußerte sich in der Herstellung von künstlichen Pyramiden und in der Umschaffung

ganzer Hügel zu pyramidalen Trägern von Tempeln oder selbst mannigfaltigen Gruppen von Heiligtümern, die sich stufenweise übereinander erheben. Palenque, Uxmal, Coban, Izamal zeigen mächtige Pyramiden, die bald frei sich erheben, bald die Träger von Bauwerken sind. Das sogenannte Schloß in Tschitschen-Itza (s. Abbildung, S. 612) steht auf einer nahezu quadratischen Pyramide von 24 m Höhe. In Palenque erhebt sich das Hauptgebäude, der sogenannte Palast, auf einer 12 m hohen, an der Basis 90 und 80 m messenden Erdpyramide, deren äußere Flächen mit breiten Steinplatten bekleidet sind. Treppen führen zum Hauptgebäude, das ein Rechteck von 8 und 52 m bildete. Auch die Wohnungen der Priester und der gottgeweihten Sonnenjungfrauen in der Umgebung der Tempel ruhten auf pyramidalen oder konischen Steinunterbauten. Nicht ebenso häufig, dafür aber in kolossalem Maßstab kommen diese Pyramidengrundlagen in Peru vor. Nicht weit von den Tempelruinen von Huanuco Viejo führen bei Colpa Steintreppen auf eine Höhe, wo sich der Tempel als ein nach den Himmelsrichtungen orientierter Bau von einem Stockwerk erhebt. Vier Säulenthore führen zur Hauptfassade, deren Einfassungen mit zwei steinernen Pumas geschmückt sind, die wie ägyptische Sphinxe die heilige Straße bewachen. Die Tempelstadt Pachacamac lag auf drei Hügeln, höchst wahrscheinlich künstlich aufgeschütteten Pyramiden. In Mexiko sind die 50 km nordwestlich von der Stadt Mexiko gelegenen Pyramiden von Teotihuacan: „Sonne und Mond" genannt, genauer untersucht. Sie steigen aus dem flachen Thal von Mexiko weithin sichtbar empor, eine 66, die andere 46 m hoch. Erbaut sind beide aus dem vulkanischen Geröll und Tuff der Umgegend. Beide sind abgestumpft wie alle die Pyramiden in Mexiko und bis über den Mississippi hinüber in Nordamerika. Die kleinere Pyramide liegt genau nördlich von der größeren. Blickt man vom Gipfel der kleineren von beiden nach Süden hin, so erkennt man leicht einen Weg, zu beiden Seiten eingefaßt durch kleine Steinhügel, und dieser Weg erstreckt sich fast gerade bis zu dem Hügelzuge Cerro de Matlacinga, 1½ Leguas. Gerade vor der kleinen Pyramide liegt ein kolossaler Torso, von dem einige glauben, daß er einst seinen Platz auf dem abgestumpften Gipfel der Pyramide gehabt habe. Er ist bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, aber noch erkennt man ein Halsband von nicht schlechter Arbeit und in der Brust eine viereckige Höhlung. Es ist auffallend, wie oft gerade die Pyramiden paarweise auftreten. So sieht man in Tschitschen-Itza zwei einander parallele Pyramiden von 110 m Seitenlänge, deren eine wohl erhalten ist und auf Stuckgrund bunte Malereien trägt. Doppelpyramiden auf gemeinsamer Grundlage kommen in Coban vor. Die meisten Pyramiden sind 10—20 m hoch. Nicht immer ist die Neigung der vier Seiten der Pyramide gleich, und nicht immer der Grundriß quadratisch. Die Treppenaufgänge von vier Seiten erweitern sich bei kleineren Pyramiden zu Steinverkleidungen, wobei wohlbearbeitete Stücke von 2½ m Länge vorkommen. Dreifache Treppenverzweigungen findet man an Pyramiden von Coban. Unterirdische Gänge, sorgsam ausgemauert, so daß der Verdacht fern liegt, sie seien von Schätzesuchern gegraben, sind an einer von den Pyramiden von Teotihuacan und anderen nachgewiesen worden. Mochte die Plattform der Pyramide einen Tempel, eine Mauerumfriedigung oder einen offenen Opferplatz tragen: eine vollendete Pyramide, die Selbstzweck ist, wie in Ägypten, scheint in Altamerika nirgends erbaut worden zu sein. Man hat dagegen Spuren von Begräbnissen in ihnen entdeckt — in Pyramiden von Coban hat Maudslay mehrfach bemalte Jaguarskelette und Hunds- (oder Wolfs-) Zähne gefunden —, und die künftigen Ausgrabungen werden darauf zu achten haben, ob sich nicht bei vielen der Gedanke eines riesigen und vielleicht, worauf die Zementzwischenböden deuten möchten, allmählich erhöhten Grabhügels verwirklicht. In einzelnen Fällen mag sich damit die Annahme Bandeliers verbinden lassen, daß rohere Pyramiden, wie die von Cholula, nichts als befestigte Dörfer auf allmählich entstandenen Hügeln von Lehmziegeln gewesen seien.

Die Untersuchungen haben in Mittelamerika stützende Gerüste von Mauern und Zementböden im Inneren der Pyramiden aufgedeckt. Das vollendet geometrisch Regelmäßige liegt überhaupt nicht im Wesen der altamerikanischen Kunst, die zwar oft starr oder mindestens steif, niemals aber kristallisiert erscheint. Beleg genug die Vorliebe, womit Thüröffnungen unsymmetrisch in die vier Mauern eines Raumes gelegt sind, so daß einige perspektivisch hintereinander liegende Thüren schon wie eine große Leistung bewundert werden.

Natürliche Hügel wurden durch Terrassierung zu heiligen Bergen umgewandelt. In Palenque hat man außer den 16—20 Hauptgebäuden und Tempeln noch amphitheatralisch übereinander liegend bis fast zum Gipfel des Cerro Alto hinauf Ruinen von Terrassenpyramiden mit Tempeln und hallenartigen Gebäuden, Gruppen niedriger Häuser und seltsame, aus einem labyrinthischen Gewirr kleiner Kammern bestehende Bauwerke, aufgefunden. So trägt im Hochthal von Anahuac ein Hügel bei Tezcoco unten und oben und auf allen Seiten Trümmer von Bau- und Bildwerk. Diese sind so verteilt, daß sie in Zwischenräumen einen Weg entlang stehen, der sich vom Fuß des Berges zum Gipfel in einer Kreiswindung hinaufzieht. Die Monumente am Wege mochten vorbereitende Heiligtümer sein, wie die Stationen eines Kreuzweges. Hier sieht man Felsnischen in kurzen Entfernungen, in ihnen die Reste der aus dem Felsen gehauenen Bildsäulen: Füße mit Sandalenbändern, Gewandfalten, Spuren der gebräuchlichen bolusroten Bemalung und Gewandverzierungen, die zeigen, daß das Ganze nicht ohne Feinheit gearbeitet war. Diesen Resten nach zu urteilen, waren die beiden Figuren in einem kräftigen Hochrelief herausgehauen und dürften mindestens 3 m hoch gewesen sein. Etwas zur Seite ist der Kamm eines mächtigen Felsblockes zu einer liegenden Tiergestalt, Leguan oder Krokodil, umgearbeitet, deren mächtige Formen weithin zu erkennen sind. Fernerhin folgt eine in Stein gehauene Rinne, die zu einem kreisrunden Becken über fünf Felsenstufen hinabführt. Auf beiden Seiten sind aus überhängenden Felsen 1/2 m große Frösche lebenswahr herausgearbeitet. Etwas tiefer liegt ein zweites Becken von 1 1/2 m Durchmesser und gegen 3 m Tiefe. Stufenartige Sitze und dreißig aus einem einzigen Felsen gehauene Stufen führen zu ihm hinab. Auch hier sind sauber gehöhlte Rinnen mehrfach zu sehen. Auf dem Gipfel des Berges ist endlich wiederum aus einem Felskamm ein liegendes Tier ausgearbeitet, und ringsum der Boden durch Mauerung und Mörtelbelag zu einer breiten Plattform geglättet. Von diesem Hügel, einem der Vorberge des östlichen Randgebirges der Hochebene, sieht man ostwärts in die walddunkeln höheren Gebirge hinein und hat zugleich den weitesten Blick über die gelbe Hochebene, aus der die Silberschilde der Lagunen schimmern. Ein tief erustes Bild, das ahnen läßt, daß das Gefühl

1 2 3



1) Thongefäß mit Maya-Hieroglyphen aus der Nähe von Coban (Guatemala). 2, 3) Alte Thongefäße aus Venezuela. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/3 wirkl. Größe.

für das Große in der Natur, das sich ja schon in dieser feierlichen Emporhebung der Verehrungsstätte um den Berg hin kundgibt, den Pflegern der Heiligtümer dieser Völker nicht fremd war. Gibt es doch auch weiter im Süden, im alten Lande der Zapoteken und Mije, keine beherrschende Höhe, auf der nicht Ruinen von Bauwerken, Steinskulpturen oder wenigstens Götzenbilder in Thon mit jenen bekannten Fratzengesichtern gefunden worden wären, die aus der Verzerrung der natürlichen Gesichtsteile zu geometrischen Linien (s. Abbildung, S. 610, 618 und 620) und sonstigen willkürlichen Ornamenten entstehen.

Manche architektonische Motive sind geradezu unverständlich. Die **Schnecke von Tschitschen-Itza** ist ein rundes Gebäude von 7 m Durchmesser, dessen Inneres an die Estufas der Pueblos erinnert; es besteht aus einem Massiv von Mauerwerk mit einem rings herumlaufenden, sehr engen, doppelten Korridor. Das Gebäude steht auf zwei übereinander aufsteigenden, künstlichen Terrassen. Von der ersten zur zweiten führt eine Treppe von 20 Stufen, deren Geländer aus ineinander verstrickten Schlangen gebildet ist. Einfache Wölbungen sind sogar in den Steinbauten der Sierra Madre in Altamerika nachgewiesen. Die Thür, die auch an Prachtpalästen selten über 2 m hoch ist, verengerte sich nach oben und ist häufig von einem einzigen Stein überdeckt. T-förmig ausgemauerte Nischen kehren als heilige Zeichen in Teotihuacan und in Peru wieder und sind oft als Kreuze gedeutet worden (vgl. S. 575). In einfachen runden, walzenförmigen Pfeilern des Palastes von Mitla hatte A. v. **Humboldt** das einzige Beispiel der Verwendung von Säulen in altamerikanischer Architektur gesehen; seitdem hat man in Palenque und in Peru sogar skulptierte oder bemalte Pfeiler entdeckt, die schwere Decken tragen. In Palenque sind die Träger einer offenen Galerie mit 2 m hohen in den Stuck modellierten Bildwerken geschmückt, über denen sich Hieroglyphen hinziehen, und im Inneren des Palastes sind Wände und Pfeiler mit Granitbildwerk geschmückt. In den Ruinenstätten von Yucatan findet man frei stehende, mehrere Meter hohe, abgerundete, ganz unverzierte Säulen, aus denen man auf einen phallischen Kult geschlossen hat. In Palenque erstaunt der Reichtum an hieroglyphen- und fratzenbedeckten, frei stehenden Säulen und Obelisken. Ähnliche Pfeiler von 8 m Höhe hat man in Santa Lucia Cozumalhuapa gefunden, und in Coban bilden sie auf der „Plaza" des antiken Pueblo eine seltsame Allee. An dem sogenannten Nonnenpalast von Tschitschen-Itza zeigt das Thor eine Verzierung von kleinen steinernen Glockentürmen, die an China und Japan erinnern. Zum Aufhängen durchbohrte und spiegelglatt polierte Platten aus Grünstein sind wahrscheinlich Klingsteine, die kleine Glocken ersetzen konnten. Durchbohrte Steinscheiben von 6 m Durchmesser mit einem eingeritzten Menschengesicht, von dem Strahlen ausgehen (Sonne?), kennt man aus Mittelamerika. Und ganz rätselhaft sind steinerne Ringe in Halfter- oder Hufeneisenform, nicht selten reich mit Bildwerk geziert, die in verschiedener Größe,



Ein Steinjoch aus Mexiko. (Nach Strebel.)

bis zu $^2/_3$ m Durchmesser und 20—25 kg schwer, in Meriko und auf den westindischen Inseln gefunden wurden (s. die Abbildung auf S. 619). Sicherlich kommt ihnen eine religiös-symbolische Bedeutung zu. Wir sind geneigt, in ihnen Nachbildungen der bei vielen Völkern heilig gehaltenen Unterkieferknochen zu sehen. Türme und Pfeiler, die von riesigen steinernen Schlangen umwunden sind, ein Fries aus lauter Schildkröten, sind einfach im Vergleich mit den hieroglyphischen Ausschmückungen, in denen man überhaupt keine Naturform mehr erkennt, sondern bloß scheinbar willkürlich geführte Linien: Symbole; die Phantasie des Künstlers allein hätte solch sonderbare Umrisse nicht mehrfach wiederholt.

Das Baumaterial ist außerordentlich wechselnd. Über den sehr einfachen, oft rohen inneren Aufbau haben wir gesprochen. Im Äußeren kamen lufttrockene Lehmziegel und Hausteine zur Verwendung. Polierter Zement wurde für Fundierungen, Plattformen, Böden verwendet. Bruchsteine wurden ohne Unterschied der Härte verwendet. So stehen in Cuzco nahe beisammen Reste von Bauten aus hartem, grauem Kalk und aus Trachytporphyr. In den Bauten und Skulpturen von Quirigua kommt ein Quarzsinter mit Kalkzement vor.



Alte Thonfiguren aus Kolumbien. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Die merikanischen Dörfer von heute sind unregelmäßige Konglomerate von Rohr- und Reisighütten, die sich um einen freien Platz gruppieren, in dessen Mitte immer ein großer schattenreicher Baum, ein Mango, eine Tamarinde oder eine Ceiba, steht. Häufig steht bei dem Baum ein Haus, das länger und höher als die Wohnhäuser, sorgfältiger bedacht und mit Kalk geweißt ist. Ein kunstloses Kreuzchen auf dem Giebel, aus zwei Stecken zusammengebunden, kennzeichnet es als Kirche. Der Gegensatz der Größe und oft auch des reichen Innenschmuckes der Kirchen zu der Niedrigkeit der umliegenden Hütten gehört zu den Merkmalen altindianischer Kulturlandschaft. Ringsherum liegen im Walde oder in feuchten Gründen die Mais- und Bananenfelder. Dieses einfache Bild kehrt in Mittelamerika und weiter südwärts durch den ganzen alten Kulturstrich mit den Abwandlungen wieder, die Klima und Boden bedingen. Die alten Indianerdörfer dürften insofern anders ausgesehen haben, als sie Clanhäuser umschlossen und sich statt der Kirche ein Hügel mit Opferstätte erhob. Früher glaubte man, die großen Ruinenstätten Altamerikas umschlössen gar keine Privathäuser. Teilweise sind diese nun doch nachgewiesen worden, und schon stellt man die Behauptung auf, daß manches große Haus, das man als Palast bezeichnete, nichts als ein Konglomerat von Einzelwohnungen für die Bewohner des Pueblo gewesen sei, das etwa nach dem Muster der Casas grandes Neumerikos zu verstehen wäre. Auch Tenochtitlan war nur ein großes Indianerdorf mit einigen steinernen Tempeln und Palästen, von denen keine Spur übrig ist.

Cortez sagt, die Stadt Meriko habe zur Aztekenzeit mehrere schöne Marktplätze gehabt, und auf dem hauptsächlichsten hätten sich täglich gegen 60,000 Menschen zusammengefunden. Er sei von Hallen umgeben, und die Waren seien in Straßen geordnet gewesen. Er nennt unter dem hier Feilgebotenen fast alle Waren, die man noch heute auf den merikanischen Märkten sieht, von Kleiderstoffen, Schmucksachen und Waffen bis zu Papageien und Opuntienfrüchten. In Buden gab man ganz wie heute gegen Bezahlung zu essen und zu trinken. Barbiere waren vorhanden,

die wuschen und rasierten, Träger für den Transport der Waren, Aufseher, die die Richtigkeit der Maße prüften, Arbeiter aller Art, die warteten, ob jemand komme, um sie zu mieten. Cortez erschien Mexiko so groß wie Cordoba oder Sevilla. Und sein Bericht ist unter denen der Zeitgenossen noch einer der maßvollsten. Allein Verschiedenes stellt sich ihm entgegen. Einiges Licht wirft auf die Ausdehnung Tenochtitlans die Lage einiger historisch zu fixierender Punkte: der Palast Montezumas, der zwanzigthorige, mit seinen drei Höfen, seinen Teichen und Brunnen, hundert Kammern, hundert Bädern, seinen Wänden aus Jaspis, Porphyr und Marmor und seinen Gärten, deren Pracht die Konquistadoren nicht genug preisen können, stand gegenüber dem großen Teocalli mit dem Tempel Huitzilopochtlis. Nicht fern war der Palast von Montezumas Vater, worin Cortez mit seinen zweitausend Spaniern und Tlaxcalteken ohne Mühe Quartier fand. Die Stadt konnte kaum so groß sein wie heute, um so weniger, als sie damals noch viel mehr Wasserstadt war, umschloß aber gewiß nach indianischer Sitte eine viel geringere Menschenzahl; denn nicht bloß die Paläste nahmen großen Raum ein, da sie ähnlich den langen Häusern von Mitla, Uxmal ꝛc. zu denken sind, sondern es waren auch die einzelnen Wohnstätten wohl durchaus einstöckig. Wer die teilweise sterile Umgegend von Mexiko kennt, wird auch beim Zustand des Ackerbaues, den die Azteken trieben, Zweifel an der Möglichkeit der Ernährung einer Bevölkerung auch nur von der heutigen Zahl nicht unterdrücken können. Um die Täuschung zu verstehen, der die Konquistadoren auch hier verfallen sind, muß man sich an das Marktleben sudanischer Städte, wie Kanos oder Kukas, erinnern, wo sich zu einigen bestimmten Stunden des Tages die ganze mobile Bevölkerung auf dem Marktplatz sammelt, wo dann jedes Geschäft gemacht, jede Verhandlung, jedes wichtigere Gespräch geführt wird.

Soweit die Macht der Inka reichte, schützten Burgen auf beherrschenden Höhen, die bei Pfeil und Schleuder nicht gewaltig zu sein brauchten, die Grenzen und Straßen; größere Städte und Heiligtümer waren mit Mauern und Gräben umgeben, Thalengen durch Wälle geschlossen. Einige Hauptstädte, wie Cuzco selbst, wurden durch Festungen in ihrer Nähe gedeckt. Die Feste Sakfahuaman bei Cuzco hatte drei Umwallungen, deren unterste, 10 m breite aus kyklopischem Mauerwerk bestand. Über ihnen stiegen rechteckige Türme und ein kreisrunder empor, der den Brunnen umschloß. In den Felsen ist eine Anzahl von Gelassen gesprengt, die miteinander durch labyrinthische Gänge in Verbindung stehen. Ollantaytamba, dessen Burg durch mehrere mit Warttürmen ausgestattete Thalschließen verstärkt ist, die in einiger Entfernung ober- und unterhalb dieser Feste wiederkehren, war noch mächtiger. In Mexiko sperrte eine von einem Berge zum anderen reichende Mauer, die von Stein mit sehr festem Mörtel erbaut, mit einem tiefen Graben versehen und gegen 10 km lang war, den Weg von Tlaxcala. In diesen festen Plätzen stellten die Tempelumfriedigungen sekundäre Befestigungen, gewissermaßen Citadellen, dar. Die Haupttempel Tenochtitlans umgab im Viereck eine über 2 m hohe Mauer mit Schießscharten, und dies war bekanntlich der letzte Punkt, den die Bewohner der Hauptstadt mit Zähigkeit und Aufopferung gegen die Spanier verteidigten.

Die Abbildung der Natur in der Plastik ist nur dann gut, wenn es sich um höchst einfache Formen handelt. Die scharfen Linien eines Totenkopfes, kleine menschliche Gesichter, Schlangen, Frösche, Eidechsen, Schildkröten wurden mit Vorliebe und Geduld, daher gut ausgehauen oder in Thon ausgeführt. Es gibt peruanische Thonschalen mit Molchen, die sich in Naturtreue und Stil den besten japanischen Sachen vergleichen. Allein eine menschliche Figur aus Altmexiko ist stets eine Karikatur, selbst die besten Skulpturen zeigen einen widerlichen Mangel an Symmetrie. Halbvollendete Statuen scheinen zu zeigen, daß der Künstler zuerst den Block glatt rieb und dann von links nach rechts hinauszuschrämen begann. Infolgedessen sind auch alle größeren Arbeiten mehr oder weniger einseitig. Die vielgerühmte liegende Statue des Chac-Mool (s. Abb., S. 622),

die, vor einigen Jahren im alten Mayaland gefunden, nun in dem Hof des Museo Nacional von Mexiko steht, ist in den Proportionen ein Ausbund von augenscheinlichen Fehlern. Es liegt wohl etwas Gefälliges in den weichen, gerundeten Linien, aber diese weiche Masse zerfließt ohne das Gerüst fester Punkte und Linien. Gerade diese Statue zeigt denn auch in dem Loch zur Befestigung einer Fahne oder dergleichen, das sie in der Mitte des Körpers hat, gleich vielen ähnlichen, wie sehr die größten dieser Bildwerke nur Nebenwerk des Gottesdienstes oder höchstens ein Ornament der monumentalen Bauwerke waren. Mit der Schönheit fehlt daher allzu oft die Würde des Kunstwerkes, das Selbstzweck ist.



Die sogenannte Statue des Chac-Maal, gefunden in Tschitschen-Itza, Yucatan. (Nach Photographie.)

Die Altmexikaner schufen unzählige phantastische Bildwerke, aber ihre Phantasie ist bei aller Üppigkeit nie frei genug, ganz Neues, im ganzen Neues zu schaffen. Nie kommen die Bildhauer zum Kernpunkt ihrer Aufgabe, zur Darstellung eines freien, natürlich bewegten, menschlich erscheinenden Menschengebildes. Sie verwirren sich stets wieder in den Fäden ihrer eignen Phantasie wie die Fliege im Spinngewebe. Über die Gründe dieser Beschränkung, die der Reichtum des Rankenwerks nicht verdecken kann, s. Kapitel 7, S. 66 f.

Was über Auffassung und Darstellung der Bildnerei gesagt ward, paßt in vollem Maße auch auf die Malerei. Sie ist auf den ersten Blick ein viel tiefer stehender Zweig altamerikanischer Kunst. Der Mangel der Perspektive macht sich hier empfindlicher geltend, Profile mit beiden Augen sind gewöhnlich, und dazu kommt, daß wir nicht wie bei den Skulpturen technische Fertigkeit und maßlose Geduld zu bewundern haben. Aber auch die Malerei bringt es, wenn man vom unvermeidlich Fratzenhaften absieht, doch nicht selten zu lebensvollen, wenn auch nie ganz lebenswahren Gestaltungen, wiewohl sie offenbar als heilige Kunst tiefer im Schematischen steckt als die Bildnerei. (Vgl. das auf S. 465 Gesagte und die Abbildung auf S. 625.)

Im Vergleich zu den mexikanischen Bildwerken, sagt man, seien die zapotekischen im allgemeinen plumper, dicker und fetter, die Augen, Nasen und Ohren oft ganz phantastisch gebildet und verschnörkelt wie in einem über und über tättowierten Gesicht. Ihre größten Leistungen sind Totenmasken und inkrustierte Totenköpfe, die jahrelange Arbeit gekostet haben müssen, aber eine Arbeit, die für die Kunst vergeblich war; denn wo die Phantasie darüber hinausgeht, fällt sie in die Fratze. In den zahllos an den Wänden und Säulen yucatekischer Bauwerke vorkommenden Köpfen erkennen die Künstler einen besonderen Typus, der selbst wieder in Urmal von dem toltekischen nicht nur, sondern auch von dem von Palenque abweicht. Die kolossalen in Stuck modellierten Profilporträte von Palenque mit ihren üppigen Rahmen, deren Formen dem Rokokostil verglichen worden sind, finden unseres Wissens nirgends in Amerika etwas Ähnliches. Die in den Museen aufbewahrten Sachen von Chimu sind dort oft als „peruanisch" bezeichnet, unterscheiden sich aber nach Stil und Ornamentik von den peruanischen, da bestimmte Figuren und Zeichnungen regelmäßig bei ihnen wiederkehren. Unter diesen Figuren ist die Eidechse schon erwähnt worden; auch Fische, Schlangen, ein Watvogel kommen häufig vor, ebenso der Affe. Am charakteristischsten jedoch ist die Lanze, die alle Fürsten und Gottheiten Chimus auf den Bildwerken in der rechten Hand führen. Auch das halbmondförmige Messer oder Beil erscheint regelmäßig.

Die Frau nahm im alten und nimmt im heutigen Peru und Mexiko, trotz des Christentums, eine untergeordnete Stellung ein. Die Weiber und Kinder sitzen auf den Ziegelstufen, die an der Wand hinlaufen, oder kauern sich auf dem Boden nieder. Die Frauen bedienen die Männer beim Mahle und verzehren hinterdrein, was übriggeblieben ist. Um so mehr bedeutet die Frau in der Wirtschaft. Sie thut ihre Arbeit vollständig und daneben noch ein gut Teil von der der Männer. Dabei ist sie sparsam. Hier liegt die Quelle einer Macht, die sich trotz jener Erniedrigung oft zur Geltung bringt und im matriarchalischen Altamerika noch mehr als jetzt. In den Weibergräbern von Ancon gefundene, aus Riedgras geflochtene Arbeitskörbchen mit Spindeln, Baumwolle, Garn, in Zeug gehüllten Gegenständen, Schälchen oder Muscheln zur Stütze der Spindel, Nähnadeln, Pfriemen, Holzstäbchen, Farbstoffen, Steinchen, Metallstücken, Ringen, Halsschnüren und gelegentlich einer puppenartigen Thonfigur, sind für uns Symbole ihrer Thätigkeit und wohl auch deren Würdigung.

Das Leben in der Familie scheint sich nur so weit über das Niveau der unkultivierten Indianer erhoben zu haben, als die größere Sicherheit und äußere Ordnung des Lebens es mit sich brachte. Der Mann hatte das Recht, Gefährtinnen zu suchen außerhalb des Kreises verheirateter Personen, ein Recht, das sogar in bestimmten Grenzen öffentlich begünstigt wurde. Untreue des Weibes aber verletzte das Besitzrecht des Mannes. Unter den fast fabelhaften Strafen, die die Geschichtschreiber angeben, wie in Ichcoatlan Zerreißung der Ehebrecherin und Verteilung ihrer Glieder an die Umstehenden, tritt auch die echt indianische Sühne des beleidigten Mannes auf, dem untreuen Weibe Nase und Ohren abzuschneiden. In die Schließung wie auch in die Lösung der Ehe griff das Priestertum tiefer ein als bei anderen Indianerstämmen. Sie waren es, die die öfters vorkommende Zeremonie des Verknüpfens der Mäntel des Bräutigams und der Braut und ähnliches ausführten. Daneben gingen Freiwerber, Geschenke, Probezeiten, Zeiten der Enthaltsamkeit unmittelbar nach der Eheschließung her, ganz wie bei anderen Indianern.

Wenn auch so in einzelnen Beziehungen durch das Eingreifen der Priester und durch strengere Gesetze etwas mehr gefestigt, ist doch die Familie auch hier nichts als die allgemein amerikanische Geschlechtssippe. In Mexiko tritt diese Grundlage der Gesellschaft deutlicher hervor als in Peru. Jeder Stamm in Mexiko bestand aus einer Anzahl geschlechtlicher Sippen, Calpulli, die den Boden in Gemeinschaft benutzten. Sie wählten jedes Jahr ihren Vorgesetzten, der mit denen

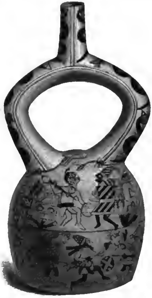
anderer Sippen die Angelegenheiten des Stammes beriet, besonders die militärischen; denn der Stamm konnte die Sippen gegen feindliche Angriffe besser schützen. Wenn Prescott die Staatseinrichtungen Perus mit denen Spartas vergleicht, so liegt ihm die Grundähnlichkeit, die er nicht näher bezeichnet, jedenfalls in dem Opfer an Besitz und Willen, das der Einzelne dem Geschlechte und dem Staate darbringt. In manchem Ausfluß der Tiersymbolik haben wir wohl ebenso wie in manchem hieroglyphischen Tierbild Totemzeichen zu sehen. Solis nennt Adler, Tiger und Löwen, deren Bilder am Halsbande getragen worden seien. Spuren des auch noch in Neumexiko verbreiteten Weiberrechtes fanden sich; aber mit der wachsenden Sicherung aller Lebensverhältnisse, die bei längerem Verbleiben in Einem Wohnsitz eintritt, gewann die Vererbung in männlicher Linie das Übergewicht.

Grundeigentum des Einzelnen kannten die alten Amerikaner innerhalb der Grenzen der Kulturländer ebensowenig wie außerhalb. In Peru war alles Land in drei Klassen eingeteilt: eine dem Tempel, eine dem Inka, eine der Gemeinde. Nichts galt für herrenlos als wilde Fruchtbäume und wild wachsende Nutzpflanzen sowie die weitverbreiteten Salzlager und Salzquellen. Aber auch von ihrem Ertrag mußte an den Staat gesteuert werden. Müßiggänger wurden streng bestraft; aber Bettler gab es nicht: die Gemeinde hatte für alle Arbeitsunfähigen Sorge zu tragen. Jeder gab und jeder empfing. Es war ein sozialistischer Staat, in dem vieles von dem verwirklicht war, was in Europa die phantasiereichen Erdichter von Utopien zur selben Zeit aussannen, als dieses System eines familienhaften Volkslebens eben zusammengebrochen war. Wir begegnen in Mexiko ähnlichen Verhältnissen, die indessen nicht ebenso klar zu erkennen sind. Über die Länder der Gemeinden, Altepetlalli, standen dem Staat Rechte zu, und die Gemeinden konnten nur wie über Lehen über sie verfügen und sie besonders nicht veräußern. Die Mitglieder einer Gemeinde durften nie auf den Äckern einer anderen arbeiten. Mischung der Bewohner und Wechsel der Familien strebte man zu verhüten. Jede Gemeinde (Calpulli) erhielt ihr Land als gemeinschaftliches Eigentum, an dem jedes Mitglied Anteil hatte. Noch heute bearbeiten die Bauern in Guatemala abwechselnd ihre milpa communal, deren Ertrag in die Dorfkasse fließt. Jede Familie besaß zu ihrem Unterhalt einen bestimmten Acker, der vom Vater auf den Sohn forterbte. Erlosch die Familie, so fiel ihr Land an den Calpulli zurück. Land, das der Fürst besaß, gab er seinen Dienern und dem Adel für ihre Dienste. Von diesen Ländereien waren einige, die Pillali, bedingt erblich. Die Mexikaner entrichteten Abgaben in Feldfrüchten, gewöhnlich in Mais, Pfeffer, Bohnen und Baumwolle. In Jahren der Unfruchtbarkeit wurde dagegen das Volk vom Herrscher, d. h. aus dem Gemeingut, unterstützt. Unter anderen Formen ist die Stellung der arbeitenden Masse bis auf den heutigen Tag dieselbe geblieben. Keine Freiheit der Republik gilt für den Indianer, der auf den Hochebenenländern Südamerikas der Schöpfer alles Wohlstandes ist: als Colono an die Hacienda gebunden, ist er Leibeigner. Und kein Mensch kann fester an seiner Scholle hängen als der bolivianische oder peruanische Colono, der ohne Lohn für den Haciendabesitzer arbeitet, von dem er ein Stück Land zu eignem Nutzen erhält.

Die große und gleichförmige Einfachheit der Lebensausstattung, die durch Altamerika geht, entspricht ganz dem, was wir von den heutigen Indianern überhaupt kennen. Es ist ein mehr kommunistischer als demokratischer Zug. Wenn wir uns nicht gut Paläste vorstellen können ohne Rangabstufungen in der menschlichen Gesellschaft, so können wir ebensowenig Rangstufen begreifen bei der gleichmäßigen Verteilung und Beschaffenheit häuslicher Geräte, wie wir sie in Mexiko überall in den Ruinen finden. Peru war, wie die Gräberfunde zeigen, auch hierin über Mexiko hinausgekommen, ohne sich jedoch von dem sozialen Typus loszulösen, der durch den Gemeinbesitz charakterisiert und teilweise geschaffen wird. Die Vornehmen in Peru bedienten sich

einer anderen Sprache als das Volk. Die Folgen des Gemeinbesitzes treten bei diesen Völkern, die sich in manchen Beziehungen höherer Kultur nähern, deutlicher hervor. Die Triebkraft der wirtschaftlichen Thätigkeit des Einzelnen und der durch gleiche materielle Interessen verbundenen Gruppen erlahmt. Die spanischen Historiographen der Conquista, die den Peruanern das Lob spenden, daß Geiz und Habsucht fern von ihnen sei, weil der Mann niederer Herkunft sein Eigentum nicht seinen Hinterlassenen vererben dürfe, zeigen selber die Kehrseite des paradiesischen Zustandes, wenn sie über die Trägheit dieser Völker Klage führen und nicht begreifen, wie ihre Ahnen die Riesenwerke geschaffen haben.

In Peru hatte sich ein größeres Staatswesen eigentümlicher Art entwickelt, worin dem erblichen Herrscher nicht bloß eine militärische Funktion, sondern auch eine tiefere Einwirkung auf den traditionellen Gang des friedlichen Staatslebens zugewiesen war. Mexiko könnte man dagegen einen Zwangsbund militärischer Demokratien nennen, an deren Spitze ein Häuptling ein großes Übergewicht ausübte. Aber zwischen Stamm und Stamm lagen breite Gürtel unbewohnter Gebiete, durch die sie sich voneinander scheu abschlossen, ebenso wie ähnliche Grenzzonen zwischen den Staaten festgehalten wurden; und in ihrer inneren Organisation scheinen jene ganz unabhängig gewesen zu sein. Nur die ihnen auferlegte Verehrung eines Hauptgottes griff in ihr Religionswesen ein. Denn der Eroberungs- und Bereicherungstrieb, dessen Ergebnisse den großen Tempeln zu gute kamen, schützte als edlere Absicht die Gewinnung immer weiterer Gebiete für den Sonnendienst in Peru, für den blutigen Kriegsgott in Mexiko vor. Trotzdem sind in Mexiko zahlreiche Spuren einer lokalen Zersplitterung des Gottesdienstes auch noch für uns zu erkennen, was schon andeutet, wie wenig tief die Eroberungen griffen, die ein paar Meilen von Mexiko entfernt einen Kleinstaat wie Tlaxcala hatten bestehen lassen müssen, und denen, wie Cortez selbst erzählt, Geschenke nachhelfen mußten. Sieht man, wie weit die von Montezumas Kriegern unterworfenen Punkte durch nicht unterworfene Gebiete voneinander getrennt waren, so fühlt man sich versucht, Vergleiche mit der Hovaherrschaft über Madagaskar (s. Kap. 20, S. 426) zu ziehen. Die Verstreuung einiger Garnisonen, besser militärischer Kolonien, über das Land, die mühselig einen Beutekreis von ein paar Stunden in Unterwerfung halten, bedeutet uns nicht die Alleinherrschaft. Wenn Cortez klug genug war, in Montezuma einen Herrscher großer und fester Macht sehen zu wollen, mit dessen Unterwerfung natürlich um so mehr gewonnen war, je mehr man ihm zuschrieb, so kann das nicht unsere Auffassung von der Macht Mexikos bestimmen. Auch hier waren die Herrscher Verkörperungen oder sichtbare Abbilder des Kriegsgottes, und die Priesterschaft stand ihnen um so näher, als die Unterhäuptlinge auch die Priester ihrer Stämme waren. Aber in Peru kam eine Ahnenverehrung hinzu, die aus jedem Inka Cuzcos einen neuen Heiligen seines Volkes machte und damit die Vergangenheit und Gegenwart der Dynastie innig mit dem verknüpfte, worin das Volk sein Heil sah. Es war Staatsräson im Spiel, wenn Huayna Kapak schon bei Lebzeiten, und die anderen Inka, sobald sie als Mumien im Sonnentempel aufgestellt waren,


Eine Vase mit Kampfszenen, aus Alt-Peru. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 600, 602 und 622.

göttliche Verehrung empfingen. Noch die christlich gewordenen Indianer widmeten verborgenen Inka-Leichen abgöttische Verehrung. Die Ausstellung der Inka-Mumien bei religiösen Festen, wo sie Opfer empfingen und in widerlicher Art ihnen zugetrunken wurde, ist eine der rohesten, aber im Religions- und Staatswesen der Peruaner einflußreichsten Mummereien.

Diese Abgötterei mit den Inka hat sich leider in die Geschichte hinübergespielt. In der Phantasie eines Garcilaso de la Vega lag alles vor den Inka und rings um sie in tiefem Dunkel, nur sie selbst strahlten wie die Sonne, deren Kinder sie sein wollten. Peru ist vor ihrem Aufsteigen ein äußerst rohes Land, alle Zivilisation führt auf sie zurück; ihre Feinde sind gräßliche Kannibalen. Niemand nahte sich dem „Sohn der Sonne, dem einzigen Herrn", anders als mit abgewandtem Gesicht, gebeugtem Haupt, gesenktem Blick, barfuß; selbst die ihm Nächststehenden trugen eine Last auf den Schultern, wenn sie dem Inka nahten, oder thaten, als ob sie von einer solchen gedrückt einhergingen. Gold, Silber und andere edle Stoffe waren dem Herrscher vorbehalten, und es gab auch Pflanzen, deren Kränze nur ihn schmücken durften. Sein Thron war das Bild eines knieenden Menschen. Ein Gewand kleidete ihn nur einmal. Nur die Gefäße aus edlem Metall dienten ihm dauernd, alle anderen wurden weggeschenkt, nachdem er sie benutzt hatte. Seine Speisen wurden nur von seinen Frauen bereitet, sein Brot nur von Sonnenjungfrauen gebacken, er berührte keine Speise mit der Hand, sondern eine von seinen 20 Dienerinnen steckte sie ihm in den Mund.

Wir haben keine Beweise, daß friedliche Kolonisation systematisch betrieben ward, wie sehr sie auch in den Kulturmythen überall gefeiert wird. Es fällt denn auch auf, wie wenig vielversprechende Länder, wie Chile oder die östlichen Andenländer, bei den Peruanern Beachtung fanden, wenn sie sich der Eroberung mit Ausdauer widersetzten. Immerhin standen die rauhen Nachbarn der Peruaner, die Araukaner, zur Zeit der Conquista über den meisten anderen Völkern Südamerikas. Spanische Chronisten schätzten ihre Industrie so hoch, daß sie ihnen die Kunst der Eisenverarbeitung zuschrieben; und man sieht mit Erstaunen, wie rasch diese Völker die spanische Bewaffnung und Organisation aufnahmen, so daß sie in den Kämpfen am Ende des 16. Jahrhunderts als einer der gefährlichsten Feinde der Europäer galten. Daß peruanische Kulturelemente früher Eingang gefunden hatten, kann man aus dem Vorkommen von Thongefäßen echt peruanischen Stils in chilenischen Gräbern schließen. Die Quipu der Araukaner mögen ähnlichen Einfluß andeuten. Auch die Jivaros haben Peruanisches aufgenommen. Was angestrebt wurde, war Eroberung, Macht, Bereicherung, und zwar Bereicherung wohl in erster Linie durch Menschenraub, dessen Ergebnissen im Kultus eine Rolle vorbehalten war, die dem Satz: Krieg und Religion seien die Lebenselemente der Altamerikaner gewesen, eine sehr eindringliche Bestätigung gibt. Wir meinen die Menschenopfer von Kriegsgefangenen und Sklaven, deren Bedarf ohne Zweifel einen Hauptantrieb der kriegerisch ausgreifenden, erobernden Politik und zugleich ein Haupthindernis andauernd friedlichen Verkehrs bildete. Wir sehen in dem Höhepunkt, den sie bei den Azteken gefunden hatten, einen Hauptantrieb zur Expansion der Macht, die man mit dem Namen Mexiko belegt.

Der Clan verwaltete sein gemeinsames Eigentum, das Stammeshaupt war verantwortlich für die Abgaben, die an den obersten Herrscher abzuführen waren, und partizipierte wohl an den Regalien, für deren Schonung es mitzuwirken hatte. Im alten Peru waren nicht nur die Lamaherden, sondern auch andere jagdbare Tiere durch strenge Gesetze geschützt. Sie waren Eigentum der Regierung, und nur höchstens viermal im Jahre wurden unter der Aufsicht des Inka großartige Treibjagden angestellt, deren Beute verteilt wurde. Wir haben schon berichtet, wie auch Metalle und edle Steine dem Inka zustanden. Aus den gesteuerten Früchten des Feldes wurden Vorräte dem Staatsschatz einverleibt, die zur Unterstützung des Volkes in Zeiten der Not dienten.

In einem großen deutschen Werke über Peru lesen wir: „In keinem Reiche der Erde vielleicht ist so viel, so selbstherrisch und doch so weise und wohlthätig regiert worden wie in Tahuantinsuyu." Der rasche Fall aller altamerikanischen Reiche vor der Keckheit einer Handvoll Abenteurer wirft kein helles Licht auf die praktischen Ergebnisse dieser Verwaltung. Und wenn man die Quellen sichtet, kommt man zur Anschauung, daß weiser als in altorientalischen Ländern oder in Althawaii weder in Peru noch in Mexiko regiert worden ist, und daß der Staat auf schwachen Füßen stand. Sogar die überall in barbarischen Ländern geübte Zwangsversetzung ganzer Völkerschaften aus ihren ursprünglichen Sitzen in neue wird uns unter den wohlthätigen und zugleich großartigen Einrichtungen des Inkareiches mit aufgeführt. Die mehrmals in den ersten Abschnitten der Conquista wiederkehrende Thatsache, die es vielleicht Pizarro allein ermöglicht hat, seinen kühnen Plan zu verwirklichen, daß gar keine Nachrichten über die Fremdlinge weiter gelangten, stimmt nicht zu dem Begriff einer ausgezeichneten Verwaltung.

In Peru folgte die Einteilung des Landes dem Glauben der Indianer an eine besondere Bedeutung der Vierzahl im Himmel und auf der Erde. Darum war zunächst „Tahuantinsuyu" oder „Die vier Weltgegenden" der einzige Name, der alle Bestandteile des Inkareiches zusammenfaßte. Der Name Peru stammt von den Spaniern. Das Reich war in der That nach der Windrose viergeteilt, und nach jedem Viertel zog eine der großen Reichsstraßen. Und da es im System der Regierung lag, die Hauptstadt zu einem kleinen Abbild des Reiches zu machen, so zerfiel auch sie in dieselben vier Teile. Auch Tenochtitlan war in vier Quartiere geteilt.

Die Konquistadoren fanden in diesen Ländern zum erstenmal in der Neuen Welt zähen Widerstand. Auch kleinere Völker hielten sich tapfer: Pferde und Feuerwaffen hörten bald auf, sie zu schrecken, Cortez hatte vor Tlaxcala mehrere beträchtliche Gefechte zu liefern. Der durch Hungersnot und Krankheiten aufs äußerste erschöpften Hauptstadt bot er vergebens Frieden an, es blieb ihm nur übrig, sie zu zerstören. Der kriegerische Sinn erhält sich nur da, wo er genährt wird. Die Analogien dieser Staatsgebilde sind mehr in den Eroberungs- und Raubstaaten des alten Westasiens als in den friedlicheren Gemeinwesen der Ostasiaten zu suchen. Die Spuren eines Übergewichts einzelner Stämme Mexikos auf weite Entfernungen hin beweisen kein mexikanisches Reich, sondern einen wesentlich auf Eroberung gebauten, unfreiwilligen, daher lockeren Bund zwischen Siegern und Besiegten.

Die Geschlechter und Stämme kämpften unter selbstgewählten Führern. Daß sich Montezuma erst im Notfall an die Spitze der Armee stellte, lehrt uns die Geschichte der Conquista. Der Häuptling von Tezcoco, der auf einer um den Hals gehängten kleinen Trommel den Befehl zum Angriff gab, war wohl nur ein Kriegshäuptling, ebenso der Häuptling, dessen Tod im Gefecht von Otumba Cortez den Sieg verlieh. Der Kriegsruhm gehörte, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, zu den Eigenschaften, die das Volk vom Herrscher verlangte. Auch der Adel war in erster Linie Kriegerkaste. Die äußeren Abzeichen einer militärischen Organisation (s. oben, S. 613) deuten schon darauf hin, daß die waffenfähigen Männer schon in Friedenszeiten militärisch gegliedert waren. Der geehrteste Stand war der der Krieger. In früher Jugend begannen die kriegerischen Übungen und wurden, wie wenigstens aus Peru berichtet wird, längere Zeit an bestimmten Tagen des Monats wiederholt. Proben der Tapferkeit, Ausdauer und Entsagung bezeichneten den Übergang vom Knaben zum waffenfähigen Mann. Die Gliederung der Geschlechter ging auch in die Armee über, so daß die im Frieden zusammenlebenden auch im Kriege zu einander gehörten. Einzelne Geschichtschreiber trauen den späteren Inka die Macht zu, ein Heer von 200,000 Mann auf die Beine zu bringen, was sicher übertrieben ist.

Eins der Geheimnisse der Macht und Ohnmacht dieser Reiche, ja dieser Kultur, liegt in dem militärischen Charakter ihrer Kernländer und im Mangel daran bei den Unterworfenen. Wie

die fünf alliierten Stämme der Irokesen mit vereinigter Macht ihre Raubzüge nach allen Richtungen hin so ausführten, daß sie die Stämme vom Atlantischen Ozean bis zum Ohio unterworfen oder aufgerieben und verjagt hatten, so hatten drei Gruppen im Hochthal von Mexiko 100 Jahre vor der Ankunft Cortez' eine Konföderation gebildet. Diese drei Stämme waren ursprünglich: Mexiko, nicht mehr als 40,000 Seelen stark und auf eine mehr oder weniger künstliche Insel in der Mitte des Sees eingeschränkt, Tezcoco und Tlacopan an den Ufern dieses Sees. Die Stellung Mexikos war mit den militärischen Hilfsmitteln der Indianer unangreifbar. Der Geschichtschreiber von Kanada, Francis Parkman, hat von den Irokesen gesagt: „Sie schufen eine Wüste um sich und nannten sie den Frieden." Die Konföderation, an deren Spitze die Mexikaner standen, hatte etwas fortgeschrittenere Begriffe von Eroberung. Von ihr wurden nur die Stämme vernichtet, die Widerstand leisteten. Sonst aber wurden die Überwundenen bloß ausgeplündert und dann zu Tribut verpflichtet. Der geschlagene Stamm regierte sich wie vorher durch seine Vorgesetzten, kein Gedanke, wie in Peru, an Bildung eines zusammenhängenden Reiches begleitete den ersten Überfall, nur Einschüchterung und Ausbeutung. So war denn das sogenannte Reich von Mexiko zur Zeit der Eroberung bloß eine Kette von eingeschüchterten Indianerstämmen, die, selbst untereinander scheu getrennt lebend, durch Furcht vor den Ausfällen aus einem unangreifbaren Raubnest in ihrer Mitte niedergehalten wurden.

Wie tief die Sitte der Menschenopfer in Mexiko gewurzelt war, geht daraus hervor, daß auch Herrscher, die sie verabscheuten, wie Netzahualcoyotl von Tezcoco, sie dennoch zulassen mußten. Zumarraga gibt an, daß in der letzten Zeit vor Cortez alljährlich 25,000 Opfer im Reiche Montezumas gefallen seien. Auch 5000, von denen Oviedo spricht, mußten weite Gebiete entvölkern. In einem Clan war für Fremde oft kein Raum und auf der Wirtschaftsstufe Mexikos keine Verwendung. Auch die Tötung eines Sklaven durch seinen Herrn galt nicht als strafbar. Man spricht in den Überlieferungen von der Zeit der Einführung der Menschenopfer und unterscheidet Perioden milderer und schärferer Übung. Der Reformator Quetzalcoatl soll sie bei den Tolteken abgeschafft haben. Auch sonst hatten sie die milde Form des Opfers eignen Blutes angenommen. Derartige Phasen mögen mit dem Steigen und Sinken der politischen Macht verknüpft sein, und mit der Ausdehnung der Herrschaft Montezumas mochte die wachsende Zahl der Kriegsgefangenen auch die der Menschenopfer gerade vor dem ersten Eintreffen der Europäer zur höchsten Zahl angeschwellt haben. Da überall Menschenopfer bei Bestattungen vorkamen, da selbst in Peru mißgeborene, aber auch andere Kinder massenhaft geopfert wurden, sehen wir überall die der Kulturstufe eigne, auch kannibalischen Gebräuchen zu Grunde liegende Anschauung von der Wertlosigkeit des menschlichen Lebens. Soweit in Mittelamerika mexikanischer Einfluß reichte, finden wir Menschenopfer; wir finden sie aber selbst bei den Maya, deren Freiheit von dem Kannibalismus als einer ihrer Vorzüge gerühmt wird, und den Inkaherrschern folgten Hekatomben naher und ferner Angehörigen und Diener ins Grab.

Bei den Mexikanern spielten die Priester auch im Heere eine hervorragende Rolle. Sie zogen dem ausrückenden Heere voran mit ihren Götterbildern auf dem Rücken, sie mußten neue Opferfeuer anmachen und das Zeichen zum Angriff geben. Dem Kriegsgott wurden vor dem Auszug Opfer gebracht. Nach errungenem Siege baute man zum Andenken und zum Dank besondere Tempel, die den Namen eines der überwundenen Orte erhielten. Wie in der Verschmelzung des Kriegsfürsten und des Hohenpriesters im Inkaherrscher tritt auch in der Anlage ihrer Tempel, die im Falle der Not zugleich Festungen waren, die innige Verbindung des Glaubens und der politischen Herrschaft hervor, der zwei großen Zwecke im Leben dieser Völker, die auf höherer Kulturstufe weiter auseinander rücken.

# E. Die Arktiker der Alten Welt.

## 33. Das arktische Asien und Europa.

„Die Natur wollte versuchen, welcher gewaltsamen Zustände unser Geschlecht fähig wäre, und es hat seine Probe bestanden."
J. G. Herder.

Nordasien ist die Schwelle Hochasiens zum Tiefland des Nordens; auch kulturlich führt sie abwärts. Wo Nordasien die Steppennatur mit dem Hochlande dahinter teilt, bildet es den natürlichen Übergang zum waldigen, küstenwärts gelegenen Tiefland, dem als äußerster und ödester Strich die Tundren, die arktischen Heiden und die Moore vorgelagert sind: daher ist die Festlandküste Asiens einer der ödesten und unbekanntesten Teile der Erde. Da westlich von der äußersten Tschuktschen-Halbinsel jenes echte Litoralvolk der Eskimo fehlt, das die öde amerikanische Eismeerküste belebt, sind weite Strecken, wie die Küste vom Kap Schelagskoi bis an die Kolyma, menschenleer. Die großen Ströme haben weder hier noch dort einen tiefen Einfluß auf das Leben der Völker geübt: tot liegen ihre eisumschlossenen Mündungen. Nur ihr Fischreichtum kommt für die Eingeborenen unmittelbar in Betracht; mittelbar sind sie den Europäern als die Wege zum Handel, zur Beherrschung und — Verderbung der Eingeborenen um so wichtiger geworden. Das Klima macht den Boden für den Ackerbau untauglich, er taut selbst im warmen Sommer nur 1 m tief auf. Jagd und Fischfang sind desto mehr die gebotenen Quellen des Lebensunterhaltes, je rascher die Pflanzenwelt nach Norden abnimmt. Nördlich von der Waldgrenze bedecken Gräser und Binsen weite Strecken ganz allein, ebenso Moose und Flechten. Man unterscheidet die Moos- und Flechtentundra von der mehr strauchartig bewachsenen Steintundra. Man hat die Tundren als die Polarwüsten bezeichnet, für die Ernährung einiger Renntierherden tragen sie jedoch noch genug Pflanzenwuchs. Man kennt 120 Pflanzenarten von der Nordküste Asiens; Kjellman nennt den von der Landzunge des Kap Tscheljuskin landeinwärts gelegenen Strich den pflanzenärmsten, den er je gesehen. In der steinigen Tundra der Tschuktschen-Halbinsel muß man nur in den Klüften des Steingerölls ein paar Phanerogamen suchen; weithin zeigt der Boden nur das einförmige Grau der dunkeln Steinflechten. Die so arme Pflanzenwelt trägt aber doch mehr, als man häufig annimmt, zur Ernährung der hyperboreischen Völker bei. Es ist nicht richtig, wenn Middendorff die sibirischen Naturvölker „Verächter der Pflanzenkost" nennt. Die Tschuktschen an der Koljutschinbai verwenden 23 Pflanzen zur Nahrung. Ein Instinkt scheint sie anzuleiten, die Nahrung zu wechseln oder mannigfaltiger zu gestalten; so versetzen die Lappen ihre Milch mit Sauerampfer oder Pinguicula. Als Feinde des Skorbuts sind ähnliche saure oder scharfe Pflanzen allen Polarvölkern willkommen und von großem Nutzen.

Wo der Wald aufhört, da ist das Leben in diesen Regionen eigentlich noch ärmlicher als an den Küsten der viel weiter nördlich gelegenen polaren Insel- und Halbinselländer: es fehlt die Nahrung, die das Meer bietet. Diese Heiden sind daher nur von einigen ärmlichen Horden bewohnt, die sich, abgesehen von Fischerei und Jagd, von den Beeren nähren, die auch hier einige Heidelbeerarten in großer Fülle ergeben. Mit dem Walde erscheinen günstigere Bedingungen für Tier und Mensch. Die Grenze des Waldes fällt ungefähr zusammen mit der Sommer-Isotherme von $+ 7^{\circ}$, die eine etwa viermonatige eisfreie Zeit andeutet. Vier Monate eisfreien Wetters genügen beim kältesten Winter, etwas Verkehr und Handel zu treiben und auf den offenen Flüssen den Fischfang zu fördern. Der Wald schützt vor den Winden und der ungehinderten Ausstrahlung des Bodens und bietet reichliches Holz zum Feuer. Tungusen und Jakuten wählen auf ihrem Rückzug nach Süden geschützte Waldstellen zum Bau der Blockhütten. Die Waldgrenze liegt im allgemeinen im Norden der Alten Welt höher als in Nordamerika. Von Europa ragt nur ein schmaler nördlichster Streifen darüber hinaus; dagegen ist allerdings die ganze Tschuktschen-Halbinsel baumlos, ein heideartiges Land, das eine bewegliche Bevölkerung von noch nicht einem Kopf auf der Quadratmeile nährt.

Die Hyperboreer sind von der Verbreitung und Lebensweise der Tiere direkt abhängig Der Seehund wird nur im äußersten Nordostasien, wo Eskimo wohnen, so wichtig wie weiter östlich; wo er selten ist, liegen auch hier die Ufer öde, und wo er häufig erscheint, sind sie, wie die Gegend von der Koljutschinbucht bis zur Bering-Straße, dicht bewohnt. Die Tierwelt des Landes ist arm an Arten, an Individuen um so reicher.

Die Jagd ist die Hauptnahrungs- und Erwerbsquelle der Nordasiaten. Renntierherden werden den Weibern überlassen, während die Männer einen Teil des Jahres auf der Jagd abwesend sind. Die Renntiere bilden oft mehr das Reservekapital, während Jagd und Fischfang die täglichen Ausgaben bestreiten. Vorzüglich bietet die Jagd auf Pelztiere eine einträgliche Erwerbsquelle allen Tungusen, Lamuten und auch vielen Jakuten. Das Fleisch wird gegessen, die Felle werden zu allerlei Gerätschaften verarbeitet und bilden einen Ersatz für das fehlende Geld. Zu Middendorffs Zeit kursierten bei den Awja-Samojeden Eisfuchspfoten, der zwölfte Teil des die Einheit bildenden Eisfuchsfelles. Mit Pelzwerk vorzüglich bezahlen sie die Waren der Russen und ihre Abgaben an die Krone. Frühjahrsgeweihe der Hirsche und Moschusbeutel sind Gegenstände des Handels der Tungusen mit den Chinesen. Einzelne Stämme gehören zu den einseitigsten, aber auch ausgezeichnetsten Jägervölkern der Erde. In den einsamen Tundren der Samojeden stehen die Quetschfallen für die Eisfüchse oft in langen Reihen hintereinander. Und wie die Märkte haben auch die Jagden ihre bestimmte Zeit. Am unteren Ob ziehen an jedem 1. Oktober die ostjakischen Jäger in die Wälder zur Jagd auf Zobel, Eichhörnchen und dergleichen. Am 6. Dezember kehren sie mit der Beute heim, und erst, wenn sich gegen Ende des Winters der Schnee gesenkt und mit einer Eiskruste bedeckt hat, jagen sie auf Schneeschuhen Hirsch und Elen. Das Flügelwild endlich wird bei den Frühlings- und Herbstwanderungen der Zugvögel gejagt. Die Sucher der Mammutzähne legen gefährliche Reisen nach den neusibirischen Inseln zurück.

Die Fischerei ist ebenso notwendig, wie bei dem Stromreichtum des Landes ergiebig. Nach Augustinowitsch beschäftigen sich alle Einwohner von Kolymsk mit der Fischerei, nicht allein die Bauern und Bürger, sondern auch die Kosaken, die Kirchendiener und die Verwaltungsbeamten. Die Netze, die doch gerade hier am notwendigsten wären, sind wenig zweckmäßig (s. unten, S. 642). Die Ostjaken haben 3 m lange und $1^2/_3$ m breite Fischkörbe. Angeln aus Wacholderholz hat noch Scheffer von den Lappländern beschrieben. Kähne werden aus Fellen und Holz, aber unvollkommener als bei den Eskimo hergestellt. Die einzelnen Teile werden aneinander genäht oder gebunden, die Fugen mit Moos verstopft.



Samojeden-Lager. (Nach der Natur gezeichnet von G. Sundblad.)

Die Bewohner der äußersten Nordstriche Europas und Asiens bindet eine Übereinstimmung in den Lebensbedingungen zusammen, der nur die einförmige Armut der Wüste verglichen werden kann. Seien sie Fischer, Jäger oder Hirten, sie haben fast alle gleich hart um ihr Leben zu kämpfen. Die verschiedenen Stämme einigt der Druck schwerer Lebensbedingungen und deren erste große gemeinsame Wirkung, der **Nomadismus**. Das Maß darin wird durch die Nahrungsverhältnisse bestimmt. Die ärmlichen Orotschonen des Kolymagebietes bleiben nur 2—3 Tage an einer Stelle; die Renntierhirten folgen dagegen langsam den frei weidenden Tieren, führen bisweilen ihre kolossalen Herden in recht geeignete Weideplätze und errichten dort zeitweilige Wohnungen. So wohnten die Renntiertschuktschen auf der Halbinsel, solange deren vortreffliche Weiden nicht ausgesogen waren; jetzt kommen sie schon bis in die Gegend von Jakutsk. Die Richtung auf die nach Westen aufsteigende Waldgrenze scheint nicht ohne Einfluß auf diese Züge zu sein. Ähnlich wandern die eigentlichen Hirtenlappen; dagegen haben die Waldlappen stets in einiger Entfernung voneinander mehrere Wohnhütten, wo sie sich nacheinander aufhalten, während die Herden in der Nachbarschaft weiden. Auch die Tungusenjäger lassen in den Wäldern ihre festen Hütten leer stehen, wenn sie beim Nahen der besseren Witterung in die Tundra oder zu den Fischplätzen ziehen. Je größeres Gewicht auf die Jagd gelegt wird, desto unregelmäßiger und ausgedehnter sind die Wanderungen. So ging der Tunguse vom Rande des Meeres im Winter dem Zobel und dem Moschustier am Südabhang des Stanowoj nach, wo er sich mit den an China steuernden Pferdetungusen berührte. Als jedoch auch diese Tiere seltener wurden, erkor er sich die Küste nördlich vom Amur: aus Jägern wurden Fischer. Fischervölker sind aber immer in höherem Grade ansässig; und so haben die Dolganen von Dudino bis Chatangski-Pogost ihre höhere Kultur und ihren Wohlstand auf dem Wege der Ansässigmachung an Flußufern und Tundraseen erworben. Die russischen Beamten machen mit Recht einen Unterschied zwischen den „umherirrenden" Nomaden und den regelmäßig im Sommer nach der Tundra und im Winter zurück zum Rande des Krüppelwaldes pendelnden Nomaden.

Die Lappen, die das Innere der Kola-Halbinsel bewohnen, sind keine Nomaden im gewöhnlichen Sinne mehr, denn sie haben die vergänglichen, leicht beweglichen Zelte aufgegeben und wohnen dorfweise teils in gezimmerten Hütten, teils in „Erdgammen". Aber sie wandern trotzdem alljährlich mehrere Male; und außerdem verändern sie den Ort nach größeren Reihen von Jahren. Die Hütten verlassen sie im Frühjahr, um an einem kleinen See in der Nähe Fisch- und Vogelfang oder Fischerei an der Küste zu treiben. Im Hochsommer fischen sie an einem großen See oder Fluß, die nördlichen an der Nord- und Ostküste mit Netzen, und im Spätsommer liegen sie an Stationen auch der Jagd auf Vögel, Pelztiere und Bären ob. Erst gegen Weihnachten kehren sie in ihr Winterdörfchen (Pogost) zurück. Dieses aber wechselt auch wieder seinen Ort alle 10—15 Jahre. Wird das Renntiermoos zu spärlich oder ist das Brennholz aufgebraucht worden, so wird zuerst die kleine Kapelle abgebrochen und am neuen Orte mit gemeinsamen Kräften aufgebaut; dann stellt jede Familie ihre Hütte und Vorratskammern da auf, wo sie es am passendsten findet. Schließlich wird die Kapelle geweiht, die Hütten mit Weihwasser bespritzt — und die neue Siedelung ist fertig.

Der **Gegensatz von Nomadismus und Ansässigkeit** wird auch bei den Eskimo der Bering-Region gewöhnlich stark betont. Allein es liegt auf der Hand, daß in Ländern, die den Ackerbau verbieten, Ansässigkeit überhaupt nicht zu einem scharfen Gegensatz zum Nomadismus gelangen wird; und treffend hat ein neuerer Schilderer der Tschuktschen die „Seßhaften" mit dem sibirischen Namen „Promischlennji" belegt, der Jagd und Fischfang als Lebensruf Betreibende, niemals ganz fest Ansässige bezeichnet. Wenn Mangel eintritt, so wird auch im Winter ein anderer Aufenthalt gewählt: so zogen alle Einwohner der Ansiedelung Pitlekai, die sich nahe am

Winterplatz der „Vega“ befand, in die größere östliche Ansiedelung Naitschkai, weil hier viele Fische gefangen wurden. Nun wird man auch die administrative Sonderung der nordasiatischen Hyperboreer in ansässige und nomadisierende verstehen: in Ostsibirien gelten als seßhaft die Jakuten, Jukagiren, Tschuwanzen und Omoken, als nomadisierend die Tungusen, Lamuten und Tschuktschen. Daneben sind noch feinere Merkmale der Unterscheidung aus der Lebensweise geschöpft worden; so teilt man die Tungusen in Renntier-, Hunde-, Pferde-, Steppen- und Waldtungusen, ohne damit scharfe Grenzen zu ziehen, da sich Renntiertungusen, die durch eine Seuche ihre Tiere einbüßen, der Jagd mit Hunden oder der Pferdezucht, ja selbst der Fischerei an einer früher von ihnen nie besuchten Meeresküste zuwendeten. Die Ostjaken sind schnell aus Renntiernomaden ein Fischer- oder Jägervolk geworden. Je schwerer und ärmer das Leben ist, um so leichter fällt der Übertritt von einer wirtschaftlichen Basis auf die andere.


Eine Jakutin von Utschur. (Nach Photographie.)

Wie schon 1840 Middendorff und nach ihm Castrén mit besonderer Beziehung auf die nordasiatischen Verhältnisse betonten, darf man nicht von einer besonderen hyperboreïschen Rasse reden. Übrigens verböte auch der gemischte Charakter, besonders der nordasiatischen Völker, ihre Absonderung als Rasse. Vieles, was vom Körperbau und geistigen Wesen der Malayen oder Amerikaner und verwandter Völker gesagt war, findet auf Tungusen, Lappländer und Genossen Anwendung. Schon die Schilderer des vorigen Jahrhunderts, die noch gar nicht den Begriff Mongoloiden kannten, haben die Grundzüge dieser Rasse klar angegeben. Daß der mongoloide Charakter stärker auf der amerikanischen als der asiatischen Seite ausgesprochen ist, hat bereits Cook bemerkt; er nimmt nach Westen zu in Asien immer mehr ab — es ist sehr bezeichnend, was Ecker von den Lappen sagt: sie sind nicht mongolisch, spielen aber in die Nordasiaten hinüber —, bis den Samojeden nur noch ein „gemilderter Mongolencharakter“ zugeschrieben wird und uns in den Lappen eine nicht kleine Zahl blonder Leute entgegentritt. Middendorff faßt die Tungusen als die am reinsten in ihrem ursprünglichen Wesen erhaltenen Nordasiaten auf; sie sind aber durchaus keine echten Mongolen, sondern erinnern eher an Finnen oder Samojeden, „ihre Gesichtsbildung zeigt die mongolischen Kennzeichen durch die des kaukasischen Stammes getrübt“.

Als Hautfarbe werden gelbliche und rötliche Töne verzeichnet, für die Lappen das Weizengelb der Tataren. Sehr hellfarbige Menschen sind in keine andere farbige Rasse so zahlreich eingestreut wie in diese. Bei den Lappländern gibt es Weiber von zarter Gesichtsfarbe, die Du Chaillu bei frisch gewaschenen Exemplaren geradezu blendend nennen mußte, und von roten Wangen. Middendorff hat bei allen Nordasiaten, die er sah, die Farbe der bedeckten Körperteile nicht von der der entsprechenden Teile bei Russen unterscheiden können. Starke Bräunung der unbedeckten Haut ist bei der Wirkung des Sonnenreflexes auf den Schneeflächen und der Eisnadeln des trockenen Schnees nur natürlich. Die dunkelbraunen Augen tragen durch schiefe

Lage (am wenigsten ausgeprägt bei den Lappen) neben den platten Nasen am meisten zum mongolischen Gesamtausdruck bei. Helle Augen kommen häufig bei Lappen vor, während durch weiter geöffnete Augen auch bei Jukagiren der mongolische Typus gemildert erscheint. Im Gesicht geht alles ins Breite. Durch die anschließende Kopfbedeckung ist das Ohr an den Kopf gedrückt. Vorherrschender Ausdruck ist Gutmütigkeit.

Die Hyperboreer sind nicht die verzwergte Rasse, die die Naturphilosophie des vorigen Jahrhunderts zu schildern liebte, um die einschrumpfende Wirkung der Kälte auf den menschlichen Körper oder das Vorhandensein einer nach diesen ungünstigen Teilen der Erde zurückgedrängten Urrasse zu erweisen. Allein sie gehören auch nicht zu den hoch gewachsenen Völkern. Einen Samojeden von 1,5 m nennt Middendorff „groß unter Zwergen“. Als Durchschnittszahlen größerer Messungsreihen erscheinen für die Eskimo der Bering-Straße 1,69 für die Männer (Rosse), für die Lappen bei den Männern 1,511, Frauen 1,416 (Virchow). Auffallend ist bei allen diesen Völkern die Kürze der Beine, der, wenigstens bei den Lappen, auch Kürze der Arme entspricht. Man kann bei den Beinen an Rückbildung durch Nichtgebrauch denken; bei den Armen hat man von Rachitis gesprochen. Kleine Füße sind allgemein. Körperliche Gewandtheit wird besonders den sibirischen Jägervölkern nachgerühmt, die Middendorff als vorwiegend „sehnig, trocken, muskulös“ beschreibt. Die syphilitischen Krankheiten haben sich in Nordasien schon im vorigen Jahrhundert verbreitet, ausgenommen den Jakuten-Stamm der Lamuten (nach Augustinowitsch). Während die Jägervölker Sibiriens kurzlebig sein und an Zahl zurückgehen sollen, ist bei den Lappen ein hohes Alter, selbst über 100 Jahre, keine Seltenheit, weil sie das geschütztere und doch andauernd thätige Leben des Hirten führen. Die Unempfindlichkeit gegen Kälte ist bei den Eskimo der Bering-Straße kaum viel geringer als bei europäischen Matrosen, wogegen die Jäger Nordasiens, besonders die Tungusen, mit dem Lagerfell und Feuerzeug im tiefsten Winter Nächte im Walde verbringen. Als eine Eigentümlichkeit der asiatischen Hyperboreer hebt Middendorff eine „ruckweise Wirkung der Muskeln“ hervor, die sich sowohl in den Körperbewegungen als auch besonders im Sprechen zeige. Daß das rauhe Klima unmittelbar zerstörend in die Bevölkerungsverhältnisse eingreift, ist nicht zweifelhaft. Erfrieren Verirrter ist nicht selten.

Bei wenigen Völkern wird die Mischung aus verschiedenen Rassenelementen so allgemein vorausgesetzt wie bei den nördlichsten Bewohnern Asiens. Die geschichtliche Erfahrung hat große Wanderungen nachgewiesen, während die Sprachforschung zwei- und mehrseitige Verwandtschaften der Sprachen aufdeckt, wie es beim Samojedischen schon Castrén gelang, der feinere Verbindungsfäden zu finnischen und mongolischen Idiomen verfolgte. Nach den Körpermerkmalen sind auch in kleineren nordasiatischen Völkern, wie den Jukagiren, zwei Typen zu unterscheiden, die man als den finnischen und den mongolischen bezeichnen kann; aber damit ist die Zahl der Mischungselemente noch nicht erschöpft. Am wenigsten ist der Einfluß der Europäer zu unterschätzen. In dem neuen kolonialen Typus des Sibirers tritt entweder Blutmischung mit den Eingeborenen, oder Einfluß von Anschauungen der Eingeborenen herunter bis zum Schamanismus als bestimmendes Element hervor. Nicht bloß die Sprache des Buräten, sondern auch die des Jakuten, des thätigsten und zähesten unter den nordasiatischen Eingeborenen, haben die Russen angenommen. Middendorff spricht von Jakuten mit russischem Typus und erinnert an die Sitte der Tungusen und anderer, ihre Weiber an die russischen Ansiedler, Goldgräber, Kosaken mietweise zu überlassen. Erwägt man alle diese Momente, so wird man sich mit diesem Forscher jedenfalls nicht über die zahlreichen Übergänge, sondern vielmehr über das Vorhandensein charakteristischer Typen wundern. Die Erzeugnisse finnisch- und norwegisch-lappischer Mischung in dem immer mehr von finnischen Ansiedelungen durchsetzten östlichen Lappland stellen meist

ganz ansehnliche, wohlgestaltete Leute dar, die auch an geistiger Begabung der höher stehenden Rasse oft gar nichts nachgeben. Helle, blonde Kinder, blauäugige und braunhaarige Erwachsene sind bei den Lappen nicht selten. Wenn diese dennoch gleichsam sprichwörtlich als ein dunkles Volk bezeichnet werden, so wird doch Mischung in zunehmendem Maße den einst vorherrschenden dunkeln Typus durchsetzen.

Weitaus die meisten Zeugnisse lauten für den Charakter der Hyperboreer günstig. Ehrlich, gutmütig, harmlos: so loben die Russen fast jedes nordasiatische Volk. Erwägt man die Unmasse von Schlechtigkeit, die die Deportation der russischen Verbrecher seit Jahrzehnten über ganz Nordasien ausgesäet hat, so wiegt das doppelt schwer. Russische Jäger erzählen, daß nur im Falle der größten Not der Orotschone den Vorrat, den ein Jäger für sich zurückgestellt hat, angreift. Und Middendorff fragt verwundert: „Woher bei so armen Schluckern solche musterhafte Ehrlichkeit?" Man kann wohl sagen, daß die Geschichte der arktischen Reisen eine noch viel längere Reihe von Unglücksfällen zu verzeichnen hätte ohne die wirksame Hülfe und freigebige Unterstützung der hyperboreischen Völker. Die Lebensweise der Hyperboreer ist eine vortreffliche Erzieherin zu gesellschaftlichen Tugenden. Macht sich doch von selbst ein strenger Gesellschaftston notwendig, um das engere Zusammenleben zu ermöglichen. Vor allen Dingen muß man seine Zunge im Zaume halten: eine einzige beleidigende Andeutung oder ein „knurrendes Wort" könnte bedauerliche Folgen haben. Sie sind gastfreundlich. Wrangel nennt die Tungusen wegen ihrer großen Lebhaftigkeit, Geselligkeit und ihres höflichen, zeremoniellen Wesens die „Franzosen der Tundra", und Castrén sagt: „Die Tungusen sind ein feines, geputztes und elegantes Volk; man könnte sie Sibiriens Adel nennen." Middendorff bewunderte die Ruhe, womit sie Streitigkeiten über Jagdbeute entschieden. Der gesellige Verkehr ist lebhaft. Wie den Eskimo-Stämmen, ist den Samojeden und Lappen der Nasengruß eigen. Der Schmatz auf jede Wange, wovon Middendorff bei den Samojeden spricht, ist wohl importiert. Auch ihre Redekunst und Redelust wird bewundert. Die Wogulen lieben dramatische Vorstellungen in Masken. Ein natürliches Gefühl für Disziplin und Ordnung macht sich in der militärischen Gleichmäßigkeit der Ausrüstung der Schlitten und der Fahr- und Lagerordnung bei den Samojeden geltend. Die Eingeborenen Sibiriens sind für die Russen nicht bloß als Lehrer und Führer zur Gewinnung des Lebensunterhaltes nützlich gewesen, alle älteren Erzentdeckungen, die Jagd- und Fischereimethoden führen auf sie zurück. Dieselben Leute sind aber im Zorn aufbrausend, und ihre Rachsucht kennt kaum Grenzen. Die Blutrache ist ihnen so schweres Gesetz wie den heißblütigsten Tropenbewohnern.

Aus allen diesen allgemeineren Eigenschaften leuchten aber wieder Besonderheiten der Naturanlage oder Wirkungen der Lebensverhältnisse hervor. Dem gewinnsüchtig unternehmenden Jakuten, dem raschen, herzhaften, vor Tötung nicht zurückschreckenden Tungusen gegenüber ist der Samojede gutmütig und friedlich. Alle aber einigt eine gewisse heitere Gelassenheit, die weit entfernt ist von der Melancholie, wie sie ihnen von solchen angedichtet wurde, die sich mit zivilisierten Nerven in ihr Leben hineindachten. Die Spiele sind zahllos. Das Kartenspiel ist heute an der Bering-Straße weit verbreitet.

Der Kampf mit den Naturgewalten ist nicht ohne Wirkung auf Geist und Charakter der Hyperboreer geblieben. Sie paaren Mut mit Vorsicht. Ritterlich mutet ihr Streben an, den Körper zu stählen und den Mut zu üben. An Kraft und Gewandtheit ragen die Tungusen hervor; ihre Ringkämpfe erinnern an die Turniere des Mittelalters. Zweikämpfe infolge von Beleidigungen sind bei den Tungusen selbst zwischen den nächsten Verwandten häufig. Das kampfreiche Leben macht auch hart und grausam. Rachsucht oder Jähzorn bis zum Mord werden als hervorstechende Fehler den Tschuktschen so gut wie den Grönland-Eskimo nachgesagt. Bei

Blutrache verzehren die Mörder wohl ein Stückchen vom Herzen oder der Leber ihres Opfers, weil sie damit die Herzen von dessen Anverwandten krank zu machen glauben. Das Lebendigbegraben einsamer Witwen, mutterloser Kinder, die Aussetzung hilfloser Alten kommen vor. Anderseits sind zahlreiche Fälle von aufrichtiger Trauer um Verstorbene bekannt. Sogar das Auffressen der zur Last gewordenen Greise, angeblich von seiten ihrer eignen Kinder, wird noch aus diesem Jahrhundert gemeldet.

Die Fehler liegen ganz besonders in der Richtung einer ausschweifenden Genußliebe. Liebe, Branntwein und Hasardspiel zerrütten den Hyperboreer. Von allen christlichen Lehren haben die von Keuschheit und Ehe bei den bekehrten Samojeden, Tungusen ꝛc. am wenigsten Einfluß auf die Lebensgewohnheiten geübt. Aus Jarkino in Nordsibirien schreibt ein Beobachter: „Das Gefühl der Schamhaftigkeit scheint hier gänzlich zu fehlen. Alle Funktionen des menschlichen Organismus werden öffentlich ausgeübt. Wer an eine solche Lebensweise nicht gewöhnt ist, den beleidigt das, was er hier zu sehen und zu hören gezwungen ist, so sehr und erniedrigt ihn in seinen eignen Augen derartig, daß er sich selbst und die ganze Welt verachten möchte. Dieser Mangel an Schamhaftigkeit wird durch das enge Zusammen- und Durcheinanderleben von Verheirateten und Ledigen noch befördert. Die geschlechtliche Reife scheint hier zeitiger einzutreten als anderswo.“ Weibertausch gehört zur Gastfreundschaft. Branntwein ist die Geißel aller Nordvölker. Er verdirbt sie körperlich und moralisch. Als der „Corwin“ 1880 die Reste der verhungerten und erfrorenen Bevölkerung der Laurentius-Insel besuchte, verlangten diese vor allen Nahrungsmitteln Branntwein. Der deutsche Bootsmann Bruch erzählt: „Erhalten die Tschuktschen Schnaps, so werden sie faul und streitsüchtig; solange davon noch ein Tropfen zu haben ist, wird nicht gejagt, und darum ist der Wintervorrat mitunter so knapp. Wenn sie betrunken sind, werden sofort die Messer gezogen; dann kann man mit ihnen nicht umgehen.“ Branntwein macht den Handel für die Hyperboreer außerordentlich gewinnlos; denn überall, wo er Bedürfnis geworden ist, erhalten die Kaufleute und Walfischfänger jeglichen Betrag von Fellen, Walroßzähnen und Fischen für dessen schlechteste Qualität. Von eignen geistigen Getränken findet sich nur bei den mit Russen in Berührung gekommenen Völkern am Bering-Meer ein gegorenes Getränk aus Zucker, Mehl und Wasser.

In einer Stufenleiter der Reinlichkeit würden die meisten Hyperboreer eine tiefe Stelle einnehmen. Bei den klimatischen Bedingungen, die warme Kleidung und enges Zusammenleben heischen, bedarf dies keiner weiteren Erklärung. Man hat sich gewöhnt, mit diesem Faktor auch in den Urteilen über die Hautfarbe zu rechnen, seitdem uns Middendorff mitgeteilt hat, daß er eine Samojedin nicht mehr erkannte, nachdem sie sich gewaschen hatte. Am wenigsten reinlich scheinen jene Renntiernomaden Nordasiens zu sein, die im engen Zelt auch noch das rußende Herdfeuer einschließen; den Preis der Reinlichkeit geben dagegen die Beobachter den Lamuten an der Kolyma.

Die Sinnesschärfe der Hyperboreer wird von vielen gerühmt. Middendorf nennt die Sinne der Tungusen gut ausgebildet, das Auge besonders scharf; doch fand er eine fast unglaubliche Unfähigkeit, nahe verwandte Farben, wie Gelb, Grün und Blau, zu unterscheiden; nur die grellsten Töne dieser Farben vermöchten sie nach langem Abwägen zu erkennen. Alle dunkeln Farben sollen bei ihnen mit Schwarz zusammenfallen. Dies widerspricht nicht dem Resultat der Farbenprüfungen der Lappländer, daß der Farbensinn gut entwickelt, aber der Sprachschatz nicht reich genug sei an Bezeichnungen dafür. Kirchhoff hebt nur den Reichtum an Bezeichnungen für Nüancen des Renntierbraun und -Grau bei den Samojeden hervor.

Nach Middendorff sind die meisten Tungusen im stande, ganz richtige Karten auf den Sand oder Schnee zu zeichnen, um Wege oder den Lauf der Flüsse zu beschreiben. Die geistige Begabung der Hyperboreer steht keineswegs niedrig, und die Natur ihrer Wohnplätze wirkt

anregend darauf, weil sie schwerere Aufgaben stellt, als irgend ein anderes Volk zu lösen hat. Man erhält den Eindruck, daß die Hyperboreer sogar zu den geistig regsten Naturvölkern gehören. Man sagt gewöhnlich, der Mond liegt der Zeitrechnung der Tschuktschen, Jakuten und anderer zu Grunde, doch ist dies nicht vollständig; denn sie bestimmen nach dem Stande der Sonne an oder über gewissen Felsen, Bergen 2c. das Sommer- und, wo sie diesseits des Polarkreises wohnen, auch das Wintersolstitium. Die Monde dienen erst in zweiter Linie. Im hellnächtigen Hochsommer gelingt es gar nicht, den Mond zu beobachten, dann wird die Sonnenhöhe zu Hilfe genommen; und außerdem vermittelt das Wachstum der Tiere und Pflanzen die Unterscheidung. Küstenbewohner teilen, wie die meisten Eskimo, den Tag nach Ebbe und Flut, die Nacht nach dem Stande gewisser Sterne. Ihre weiter gehenden kosmischen und geographischen Vorstellungen haben alle einen mythologischen Charakter; darüber im Abschnitt über die Religion.

Musikinstrumente gibt es nur wenig. Man hat roh gestaltete Trommeln oder besser Tamburine, die zum Tanze geschlagen werden (s. Abbildung, S. 547). Klapperwerk aus Renntierzähnen, Zobelkiefern und Rehklauen hängt zur Beruhigung, vielleicht auch als Amulett neben der Wiege des Tungusenkindes. Gesänge, die die Thaten der Vorfahren und Helden, die Wiederkehr der Sonne und dergleichen feiern, werden besonders zur Sommerszeit gesungen: einer singt unter Trommelbegleitung eine Strophe, und der Chor fällt am Schlusse ein. Bei den Lappen bemächtigt sich die immer lebendige Volksdichtung aller Ereignisse des Dorfes oder Lagers und wandelt sie in Lieder oder phantastische Erzählungen um.

*

Überschauen wir das weite Gebiet zwischen den Hochebenen Mittelasiens und dem Eismeer, so gewinnen wir vor allem den Eindruck, daß die großen Züge der Völkerverbreitung Mittelasiens und Europas (vgl. Band II) auch durch Nordasien und Nordeuropa gehen, wo sich als schwache Ausläufer Verwandte der indo-europäischen, mongolisch-türkischen und finnisch-tungusischen Völkerfamilien nebeneinander ausgebreitet haben, stets in kleinen Zahlen über weite Gebiete. Vom Westen herkommend, begegnen wir den Lappen, Karelen und Siryänen, jenseits des Urals den naheverwandten Wogulen und Ostjaken; von der Kaninhalbinsel bis zur Chatangabucht wohnt die Gruppe der Samojeden und Juraken, von der Chatangabucht bis zur oberen Kolyma der türkische Stamm der Jakuten, vom unteren Jenissei quer hinüber bis zum unteren Amur in breitem Bande das Volk der Tungusen mit seinen untereinander wenig verschiedenen Unterstämmen: den Lamuten und Orotschen am Stillen Ozean, den Orotschonen und Tschapogiren im Inneren und einem isolierten Küstenstämmchen am Eismeer zwischen Jana und Indigirka. Die südlichen Stämme: Tauren, Golden, Giljaken (s. Abbildung, S. 637), Solonen, neigen durch starke mongolische, chinesische, japanische Einflüsse bereits mehr zu den ostasiatischen Verwandten, besonders den Mandschu. Endlich sitzen, mit Tungusen gemischt, die nahe verwandten Koräken und Tschuktschen im Inneren Kamtschatkas und der Tschuktschen-Halbinsel, dann weiter westlich die Omoken und Jukagiren. An dem die beiden Erdteile trennenden Meer finden wir auf der Tschuktschen-Halbinsel zwei ursprünglich verschiedene Völker an der Küste und im Inneren: dies ist der Übergang von den arktisch-amerikanischen zu den arktisch-asiatischen Verbreitungsverhältnissen. Ein Gegensatz wie von Renntier- und Küstentschuktschen findet sich gar nicht bei den amerikanischen Hyperboreern. Und dazu kommen noch die Eskimo am Süd- und Ostrand der Tschuktschen-Halbinsel. Sobald wir aber weiter nach Westen gehen, begegnen wir der gleichen Thatsache immer von neuem; wir haben kein einheitliches Volk wie dort, sondern die nordasiatischen Hyperboreer sind entweder die am weitesten nach Norden reichenden Teile von weiter verbreiteten Völkern oder aber kleine Stämme, die der Strom der Geschichte in diese borealen

Ränder und Ecken fort- und eingetrieben hat. „Schwächere Stämme waren oft gezwungen, sich nach den Eiswüsten des Nordens zu flüchten, und schätzten sich glücklich, dort unbehelligt von



Ein Giljake. (Nach Photographie im Besitz des Herrn Professor W. Joest, Berlin.) Vgl. Text, S. 636.

ihren Feinden ihren Unterhalt zu gewinnen, indem sie die dem Klima und den Nahrungsquellen des Landes entsprechenden Gewohnheiten der Polarvölker annahmen." (Nordenskiöld.)

So besitzen die Tungusen, deren Zahl nach Rittichs Schätzung 68,000 beträgt, nahe Verwandte jener Mandschu, die die Hälfte des inneren und östlichen Asien beherrschen, ein Verbreitungsgebiet, das vom Jenissei und dem Stillen Ozean, von China und dem Eismeer begrenzt und im Nordosten durch das Vordringen der Tschuktschen eingeengt wird und trotzdem den größten Teil von Ostsibirien einnimmt. Aber nirgends in diesem weiten Gebiet sind sie ursprünglich ansässig gewesen, sondern von Süden her eingewandert, und zwar aus dem Lande, das wir heute Mandschurei nennen. Vor den Mongolen sind dann die Tungusen nordwärts in die Wälder Sibiriens geflüchtet, und dabei ist ihre Kultur, die nach verschiedenen Anzeichen früher höher stand, zurückgegangen. Nun leben sie als arme Jäger und Fischer und sind nicht nur der russischen Regierung, sondern an manchen Stellen auch den Tschuktschen untergeben, die mit ihren Renntierherden in ihre Wohnsitze einrücken. Ähnlich sind die Samojeden vom Sajanischen Gebirge nach der Küste des Eismeeres gedrängt worden. Das Volk der Jukagiren mag als Beispiel der zersprengten Völkerschaften gelten. Es nomadisierte in alten Zeiten am Ursprung der Kolyma, wanderte vor einer Pockenepidemie an deren Mündung und bis auf vorgelagerte Inseln, setzte sich auch an den Nebenflüssen Omolonon und dem Großen und Kleinen Anui fest; ein anderer Teil wanderte westwärts in die große Tundra und ging in den Tungusen auf, mit Ausnahme von gegen 1000 Köpfen, die noch heute im Bezirk Werchojansk sitzen. Ein kleiner Rest nur hat an der oberen Kolyma und Jasatschnaja Wohnsitz und Namen der Jukagiren bewahrt.

Als Castrén einst als Gesetz der Geschichte aussprach, alle großen Völkerbewegungen seien von Süden nach Norden gerichtet, stützte er sich auf die großenteils passive Geschichte hyperboreischer und finnischer Völker. Diese Rückzugsbewegung ist heute im Stocken. Die Errichtung einer geordneten Verwaltung durch die Russen hat vielmehr den in die ungünstigsten Lagen gedrängten schwächeren Eingeborenen gestattet, sich wieder langsam nach Süden auszubreiten. Sollte einmal die Deportation aufhören, so wird sich der Fleiß der Jakuten noch freier regen. Schon heute sagt von ihm das russische Sprichwort: „Setze einen Jakuten auf einen nackten Felsen, und das nächste Jahr findest du einen blühenden Bauernhof.“ Es gibt Andeutungen, daß früher in Nordasien Stämme bis an den Rand des Meeres und darüber hinaus auf die Inseln gedrängt waren. Wo sie nicht zurückkehrten, sind sie aus Mangel an Nachschub im Kampfe mit Hunger, Kälte und Krankheiten zu Grunde gegangen. Und wie die Völker, so wurden auch die älteren Kulturmerkmale nach Norden gedrängt. Für Europa wird ja die Hypothese einer lappischen oder wenigstens einer renntierzüchtenden Urbevölkerung aufgestellt. Wo heute in der Nachbarschaft des Baikalsees russischer Stahl und Eisen herrschen, war in der Steinzeit, wie Witowskis Funde ausweisen, die Heimat einer zahlreichen Bevölkerung und der Sitz der Fabrikation von Quarz-, Jadeit- und Nephritgeräten. Ähnliche Spuren gehen durch ganz Sibirien; im äußersten Nordosten steht man in der Steinzeitgegenwart. Agapitow entdeckte einen Platz auf der Steppe Ust-Unga, der weit und breit mit Stücken von Steingerätschaften bedeckt war. Die dortigen Beile gleichen aber genau denen, die die Tschuktschen heute im Gebrauch haben. Nordenskiöld gibt eine ganze Anzahl von Belegen für das Vorkommen von Resten älterer Ansiedelungen im nördlichsten Sibirien, die allmählich aufgegeben worden sind; z. B. standen einst Zelte oder kleine Stationen zwischen Jenissei und Pjäsina, am Dickson-Hafen und anderwärts. Auch an der nördlichen Tschuktschen-Küste gibt es Reste ausgedehnterer Bewohnung. Daß der Ackerbau vor der europäischen Zeit in Sibirien geblüht habe, ist behauptet, aber nicht bewiesen worden. Es ist nicht von vornherein unwahrscheinlich, da die übrigen Spuren von Metallbearbeitung und Handel auf eine einst größere Belebung hindeuten, so daß uns die Sagen der Alten von hochstehenden metallreichen Hyperboreern nicht so ganz aus der Luft gegriffen erscheinen. Die meisten sibirischen Altertümer, deren Gold- und Silberreichtum zu Messerschmidts Zeit Hunderte von Schatzgräbern

beschäftigte und als Grabgold und Grabsilber einen besonderen Marktartikel bildete, finden sich am Nordfuß des Altai und des Sajanischen Gebirges bis hinaus in die Gegend von Krasnojarsk. Die im südlichen Sibirien, besonders auch im Jenisseigebiet und bis nach Kjachta hin verbreiteten runenartigen Felsinschriften, die schon Pallas kannte, nebst den in die Felsen gehauenen Menschengesichtern, Jagdzügen und dergleichen, deuten auf eine alttürkische Bevölkerung höherer Stufe.

Der Verdrängungsprozeß bildet die Grundlage historischer Sagen. Eine davon lautet folgendermaßen: Die Tschuden mit den weißen Augen bildeten einst ein großes Volk, ehe die Russen nach Sibirien kamen. Sie kannten nicht die Birke; als aber dieser Baum mit der weißen Rinde erschien, prophezeiten die Seher ihrem Volke, daß der weiße Zar kommen und sie ausrotten werde. Da beschlossen die Tschuden, sich gegenseitig zu begraben, und als der letzte sein Grab gemacht, tötete er sich selbst. So gingen die Tschuden unter.

In der großen Mehrzahl haben sich die nordasiatischen Hyperboreer der europäischen Kulturmittel zu wenig oder zu spät zu bemächtigen oder zu bedienen gewußt. Die Russen hatten seit dem 15. Jahrhundert Fühlung mit den Samojeden. Das Christentum blieb äußerlich; unter seiner Hülle wirkte der Schamanismus unvermindert weiter. Die Lappen allein, deren Missionierung im Beginn des 17. Jahrhunderts anfing, machen hierin eine Ausnahme. Ihre tiefe Religiosität, ihre Glaubensfestigkeit wird von vielen gepriesen. Sie sind aber auch unter allen das echteste Hirtenvolk. Was das Christentum gutmachen wollte, zerstörte bei anderen der Branntwein. Angebliche Fortschritte, wie der Bau hölzerner Häuser, die Einführung der Metalle, der europäischen Kleidungsstoffe und ähnliches, sind Rückschritte in der Ökonomie der Eingeborenen, ebenso wie sich der Handel hier durchaus nicht als zivilisierende Macht bewährt. Wo die Europäer Industrie, Verkehr und damit Wohlstand und Gesittung (für sich) verbreiteten, verarmten die Eingeborenen und verließen endlich den Boden, der für sie zu kostbar geworden war. Die Goldwäschereien vergleicht Jadrinzew mit der Pest und dem Wüten des Sturmes. Die größte der sibirischen Industrien ist die Branntweinbrennerei. Das genügt. Solange die Ostjaken unumschränkt in den weiten Urwäldern des Obgebietes herrschten, gab der Reichtum an Wild und Pelztieren, an Fischen aller Art einer dünnen Bevölkerung genügende Erwerbsquellen. Seit jener Zeit ist der Ostjake in den Hauptzügen seines Charakters, der kindlichen Gutmütigkeit, der Genügsamkeit und Aufrichtigkeit, unverändert geblieben; aber alle ursprünglichen Lebensbedingungen des einfachen Naturvolkes haben durch die Verwüstung der Wälder eine traurige Veränderung erlitten. Die ausbeutende Gewinnsucht der russischen Pelz- und Fischhändler auf der einen, die verhängnisvolle Leidenschaft der Ostjaken für den Branntwein auf der anderen Seite machten den Niedergang des Volkes unabwendbar. Samojeden und Jakuten drücken „arm“ und „schlecht“ durch dasselbe Wort aus: sie sind selber zum großen Teil „schlechte Völker“ geworden, weil die Kultur verarmend auf sie wirkte. Mit gesundem Sinne beklagten sich die Tungusen bei Middendorff darüber, daß die Händler in ihre Standquartiere kamen, statt sich auf die Märkte zu beschränken. Fast in der Regel sind die besseren Jäger und auch viele Besitzer von Renntierherden verschuldet. Es bedeutet unter diesen Umständen nicht ein unbedingtes Lob, wenn von einem Stamm gesagt wird, er russifiziere sich; verständig dagegen ist es, wenn von den Omoken gerühmt wird, daß sie zwar die christliche Religion, die russische Kleidung und Sprache angenommen, doch die guten Stammeseigenschaften noch erhalten hätten: ihre alte Geschicklichkeit, Gewandtheit und Ehrlichkeit.

In weiter Ausdehnung sind die nordasiatischen Hirten- und Jägervölker im Aussterben begriffen. Fast alle haben an Raum verloren, und bei vielen kann der Nachweis des Verlustes an Volkszahl erbracht werden. Am Olenek geht die Sage von einem Gespenst, das das Aussterben verursacht habe. Die Eingeborenen hätten in ihrem Übermut ein Renntier geschunden; das habe

sie dann in seiner Jammergestalt verfolgt: wahrscheinlich sind das die Pocken gewesen. Die Tungusen sind, seitdem Strahlheim ihre Zahl zu 70—80,000 angab, auf 60—70,000 zusammengeschmolzen; nicht bloß Europäer, sondern im Nordosten auch Tschuktschen nahmen ihren Raum ein. Als ganz vernichtet werden die Omoken und Arinzen bezeichnet. Die Zahl der Kamtschadalen wurde 1744 auf 20,000 geschätzt; 1823 zählte man 2760, 1850: 1951. Man wird mit Recht der Vergleichung von Schätzungen und Zählungen den Vorwurf machen, daß sie ungleichwertige Größen zusammenbringe; aber die neueren, genaueren Zählungen ergeben keine anderen Resultate. Die Kindersterblichkeit rafft bei den Samojeden fast drei Fünftel des Nachwuchses weg, und die Mischehen der Russen mit eingeborenen Weibern scheinen im nördlichen und mittleren Sibirien häufig kinderarm zu sein.

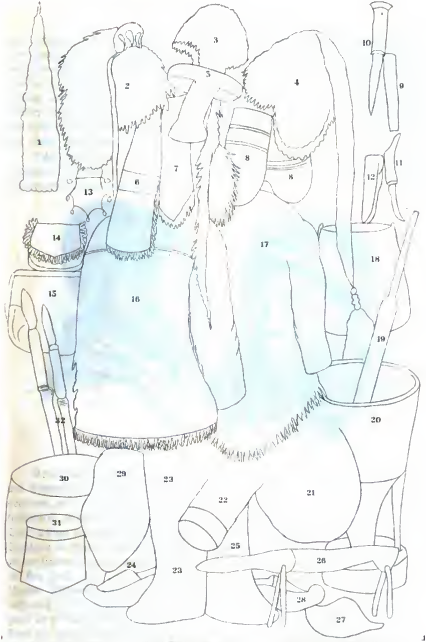
Die Trachten der Nordasiaten gleichen in der vorwiegenden Verwendung von Fellen oder Leder denen der Eskimo, sind aber viel mannigfaltiger. Im Osten sind chinesische Einflüsse bis zu den Tungusen und Orotschonen, z. B. in der Beschuhung, zu verfolgen. (Vgl. Fig. 24 und 28 auf der Tafel bei S. 641.) Am eigentümlichsten ist die Tracht der Tungusen mit dem frackartig hinten zugespitzten, mit Perlen gestickten Rock aus Fell und dem reich gestickten Brustlatz. Darunter wird eine Art Halbkaftan unmittelbar auf der Haut getragen, und darüber kommt ein Pelzüberrock, der bei den Samojeden aus helleren, bei den Dolganen und Tungusen aus etwas kürzeren, dunkleren Renntierfellen besteht. Als Kopfbedeckungen sind Mützen, meist aus Fuchspelz, üblich; doch tragen die Samojedinnen mit schwarzem Hundefell verbrämte Kapuzen, und der Renntierbürzel an der Kapuze läßt den Samojeden von weitem von dem jurakischen Nachbar unterscheiden. Die Küstenbewohner tragen bis zum Leibe heraufreichende Pelzstiefel, an die sich schwimmhosenförmige Rumpfhosen anschließen, während die Jäger an Stelle der Stiefel Schenkel- und in Schuhe auslaufende Wadenhosen anziehen, die an das Rumpfkleid mit Ledernesteln befestigt werden. Die Samojeden-Weiber tragen auf den Schenkeln ein halbes Dutzend messingener Querspangen, die auf den Hosen befestigt sind, und am Brustteil ihres Untergewandes klingeln allerlei weitere metallene Behänge. Halsbinden aus Eichhornschwänzen in Boaform sind bei den Tungusen gebräuchlich. Bei den Tungusen sieht man Weiber in blauen Tuchröcken, die rot ausgeschlagen sind, in haubenartigen, mit Silberfäden ausgenähten Mützen und versilberten Messinggürteln. Eine praktische Eigentümlichkeit der unentbehrlichen Pelzhandschuhe ist der Schlitz, der an der Basis des Daumens angebracht ist, um diesen frei herausstrecken und damit fester anfassen zu können.

Weiter nach Westen zu werden die Formen der Kleider europäischer. Die westlichen Samojeden tragen bereits ein Ärmelwams, dessen Ärmel oft schlaff herabhängen, da man die Arme an den Körper zieht, um sie zu wärmen, und Beinkleider aus Renntierfell, das mit Hundepelz verbrämt wird; die Samojedinnen tragen statt des Wamses einen Rock, der um den Oberkörper eng anschließt, nach unten sich ausbreitet. Die Tracht der Lappen und der südlicheren, häufiger mit den Russen verkehrenden Nordasiaten ist am allermeisten von dem hyperboreischen Typus abgewichen. Schon Steller fand bei den Kamtschadalen durchgängig Hemden, vielleicht chinesischen oder japanischen Ursprungs. Rauhe Wollstoffe verdrängen bei den Lappen immer mehr die Felle und zwar mehr noch bei den See- als den Berglappen. Im Winter tragen Männer wie Frauen Gewandstücke aus Renntierfellen, die Haare nach der Innenseite; die Kopfbedeckung für Männer ist eine mächtige viereckige Mütze, die der Frauen zeigt über einem hölzernen Gestell beinahe die Form eines Helmes. Im Sommer sind Männer und Frauen nur mit einem langen, meist lose herabhängenden Hemde aus Vadmal bekleidet, dessen Ärmel bis zu den Handgelenken reichen. Dieser grobe Stoff ist schwärzlich oder grau, und nicht selten sind die Gewänder daraus arg zerlumpt. Im Sommer sind anschließende Beinkleider aus Renntierleder und Schuhe



GERÄTE UND SCHMUCKE DER HYPERBOREER

[Zur Tafel: »Geräte und Schmucke der Hyperboreer«.]




1 *Zopfschmuck, Dolgan-Jakuten*
2 *Pelzmütze, Jakuten*
3 *Pelzmütze, Ob-Samojeden*
4 *Mütze, Cheta-Jakuten*
5 *Kinnschutz, Dolgan-Jakuten*
6 *Brustlatz, Nigidal-Tungusen*
7 *Brustlatz, Taimyr-Tungusen*
8 *Handschuhe, Nigidal-Tungusen*
9 *Scheide* } *Nigidal-Tungusen*
10 *Messer* } *Nigidal-Tungusen*
11 *Messer, Jakuten*
12 *Scheide, Jakuten*
13 *Tabaksbeutel, Südtungusen*
14 *Ledertäschchen* } *Nigidal-Tungusen*
15 *Arbeitstasche* } *Nigidal-Tungusen*
16 *Pelz, Asja-Samojeden*
17 *Alltagsrock, Tungusen*
18 *Birkenkorb, Ob-Samojeden*
19 *Stampfkeule* } *Jakuten*
20 *Holzmörser* } *Jakuten*
21 *Reisesack von Quappen(Fisch)haut.*
22 *Schenkelhose, Tungusen*
23 *Frauenhose, Samojeden*
24 *Weiberschuh, Oroschonen*
25 *Stiefel, Taimyr-Samojeden*
26 *Renntieridole*
27 *Thranflasche (Schwanenfuß), Asja-Samojeden*
28 *Männerschuh, Tungusen*
29 *Kumyshungen, Jakuten*
30 *Korb für Theegeschirr* } *Tungusen*
31 *Birkenkörbchen* } *Tungusen*
32 *Hölzerne Hausidole*

Nr. 1, 2, 4–12, 14–17, 19, 20, 22, 26–30, 32 *nach „Middendorf, Sibirische Reise"* — Nr. 3, 13, 18, 21, 23–25, 31 *aus dem Museum für Völkerkunde Berlin.*
*Farbenstellungen der aus Middendorf entnommenen Gegenstände nach Objekten des Museums.*

aus dickerem Leder mit aufwärts gebogenen Spitzen und dasselbe wollene Hemd die Tracht der Berglappen; auf Wanderungen fügen sie einen Gürtel mit Messer, den glückliche Jäger mit Bärenzähnen schmücken, und auf dem Rücken einen Ledersack für den Proviant hinzu. Wo sich der europäische Einfluß noch kräftiger geltend macht, wie bei den oft recht wohlhabenden Lappen von Luleå, da nähert sich die Kleidung endlich der rein nordischen Bauerntracht: die Weiber tragen hier ein wollenes Untergewand, darüber ein wollenes, bis zu den Knöcheln reichendes Kleid mit roten und gelben Querstreifen am unteren Rande, einen silberverzierten Gürtel mit Messer und Schere und blaue Wadenstrümpfe.

**Tättowierung** des Gesichts, in eigentümlicher Weise durch Nähen bewirkt, kommt bei Tungusen (s. untenstehende Abbildung), Jakuten, Ostjaken vor, ist aber im raschen Schwinden. Tättowierung der Arme ist viel häufiger.



Tunguse von der Karelk und Tungusin van Tschapoglr. (Nach Middendorff.)

**Geräte und Waffen** der altweltlichen Hyperboreer (siehe die beigeheftete Tafel „Geräte und Schmucke der Hyperboreer") sind im ganzen nicht in dem Maße denen der neuweltlichen überlegen, wie es die breitere Kulturberührung vermuten läßt. Doch sind einige Ausnahmen zu konstatieren, so die **Schneeschuhe** (Skidor) der Lappen, der Bogenhandschuh der Giljaken u. a. Durch Silber- oder sonstige Metalleinlage verzierte Waffen kommen besonders häufig bei den mit Ostasiaten im Verkehr stehenden Tungusen und Jakuten vor; **Nordenskiöld** hat solche sogar an der Eismeerküste des Tschuktschenlandes gefunden, wie vor ihm Beechey bei den Eskimo des Kap York. Im Südosten liegt wohl auch der Ursprung des bei den Küstentschuktschen üblichen Stäbchenpanzers, der ganz ähnlich bei Aleuten und im Prinz William-Sund vorkommt (s. Abbildung, S. 527). Die Zusammenfügung der Teile erinnert an japanische, die Form an polynesische Rüstungen. Der bis zu 2 m hohe **Bogen** gehört entschieden der asiatischen Form an, wird gewöhnlich aus Birkenholz gefertigt oder aus zwei Holzarten, Birke und Fichte, die durch Fischleim verbunden sind. Umwindung mit Birkenbast ist bei den Lappen, Überzug mit einem gelben Firnis bei den Ostjaken üblich. Es gibt sehr unförmliche, dicke Bogen; nirgends kommt die zierliche Arbeit der aus Knochen zusammengesetzten Eskimobogen vor. Zum Schießen von Pelztieren, deren Fell nicht beschädigt werden soll, gibt es stumpfe Pfeile. Als wichtige Waffe

gilt der Bärenspieß, von Lappland bis ins Tschuktschenland eine starkklingige, dickschäftige Waffe, die den Tungusen ständiger Begleiter, Stab, Lenkstock ꝛc. ist.

Eisen ist bei den asiatischen und europäischen Arktikern weiter verbreitet, und der Schatz von Geräten und Waffen ist tiefer dadurch beeinflußt als auf der amerikanischen Seite. Schon Steller fand bei den Kamtschadalen eiserne Nadeln, wahrscheinlich chinesischen oder japanischen Ursprungs. Die wohlhabenderen Völker, wie die Awám-Samojeden, schmieden Eisen zu Lanzenspitzen, besitzen sogar Wolfseisen, Eisenketten statt Renntierleinen; ihre Weiber behängen sich mit Eisen und Messing, um durch Rasseln und Klingeln die Größe ihres Wohlstandes zu bekunden. Bei den Tungusen jedoch findet man noch knöcherne neben eisernen Pfeilspitzen, wiewohl auch sie Eisen zu schmieden verstehen. Als die Russen Sibirien eroberten, trat ihnen die Kunst der Eisenbearbeitung nur bei den Jakuten entgegen; von diesen war sie zu den Tungusen übergegangen. Es liegt aber auch ein Zeugnis dafür vor, daß die Tungusen an der Ochota den Russen mit Eisen begegnet sind. Ob sie es zu schmieden verstanden oder es nur würdigten, trugen und zur Not kalt bearbeiteten, wie im Anfang die Tschuktschen, Kamtschadalen und andere, ob schiffbrüchige Japaner, ob ein regelmäßiger Handel das Eisen von Osten oder Süden gebracht hatte, ist eine offene Frage. Die Metallfunde in Gräbern des Tschuktschenlandes deuten auf ostasiatische Herkunft. Silber hat sich bei den Lappen eingebürgert. Du Chaillu erhielt bei Renntierlappen Kaffee in einer silbernen Tasse, die samt dem zierlich geformten Löffel ein 100jähriges Familienerbstück war.

Die ausgedehnte Verwendung der Felle und des Leders macht die Bearbeitung der Häute besonders wichtig. Sinnreiche Geräte dienen diesem Zweck. Das Hauptgewicht liegt auf der sorgfältigen mechanischen Bearbeitung der Felle durch Schaben und Reiben. Wo eiserne Schaber nicht vorhanden sind, werden scharfkantige Kieselsplitter mit Fischleim auf einem jochförmigen Holz befestigt: ein wirksames Werkzeug zum Erweichen der Haut (s. Abbild., S. 644, Fig. 3). Eigelb, Hirn, gekaute Renntierleber, alles mit vielem Speichel vermischt, dienen zum weiteren Erweichen. Der Gärungsprozeß wird dann dadurch beschleunigt, daß man die eingefetteten und eingespeichelten Felle zusammengerollt als Kopfkissen benutzt, wodurch sie warm und gar werden. Nächst den Fellen sind die Rinden ein vielbenutztes Material, in dessen Verarbeitung besonders die Tungusen Großes leisten. Ihre stärkste Verwendung finden sie beim Decken der Zelte; aber auch Taschen und Büchsen mit gepreßten farbigen Ornamenten werden aus Birkenrinde gemacht. Außerdem verfertigen die Weiber der Ostjaken das in Rußland hochgeschätzte Nesseltuch, ein Gewebe aus den Fasern der am Ob mannshoch wachsenden Brennesseln. Zum Zwirn werden Sehnen des Renntiers verwendet. Naht und Band sind die Hauptbefestigungsmittel; doch wird auch Fischleim benutzt. Der Drillbohrer darf auf keinem Männerschlitten fehlen.

Der Hausrat kann nur spärlich sein. Bei echten Nomaden, wie den Orotschonen, ist weder im großen noch im kleinen Zelt irgend etwas von Hausgerät sichtbar: alles ist stets ordentlich auf Schlitten wie zum augenblicklichen Aufbruch verpackt. Traggefäße nehmen natürlich einen großen Teil des Hausrates in Anspruch. In jeder Jurte sind einige cylindrisch gestaltete, aus Fellen zusammengenähte Behälter oder Säcke zu bemerken, worin man die verschiedenen zum Haushalt gehörigen Kleinigkeiten aufbewahrt. Die Gefäße sind aus Holz, Baumrinde oder Häuten hergestellt. Middendorff bildet einen Schwanenfuß ab, der als Thranfläschchen von den Samojeden benutzt ward (s. die Tafel bei S. 641, Fig. 27). Ferner werden frische Renntiermagen mit Blut gefüllt und wurstartige Präparate in der Haut der Gans oder des Renntierkalbes aufbewahrt. Die Haut des fast schuppenlosen Kundscha-Lachses dient ähnlichen Zwecken.

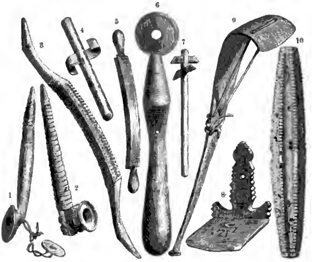
Von Jagd und Fischerei haben wir oben (S. 630) gesprochen und hervorgehoben, daß ihre Fischereigerätschaften nicht so vollendet wie bei den Eskimo sind. Ihre Netze, die in den großen nordasiatischen Flüssen am notwendigsten wären, sind unzweckmäßig.

Wir erwähnen nur nebenbei die unbedeutende Rinder- und Pferdezucht der Jakuten und einiger kleiner Tungusenstämme, die mit unendlicher Mühe noch an der mittleren Lena betrieben wird, wohin der Sage nach diese Völker von den Lenaquellen her ihre Herden zu Schiffe brachten. Neben dem Hund ist nur das Renntier Nutztier der altweltlichen Hyperboreer. Haustier kann es bei dem nomadischen Leben, das es ertragen hilft, und dem Umstande, daß die Herden gar oft ein vom wilden Leben kaum verschiedenes Dasein führen, kaum genannt werden. Von Natur schon eins der am leichtesten zu zähmenden Tiere der Wiederkäuerfamilie, ist das Renntier gleichzeitig durch seinen Bau, seine Anlagen und Instinkte eins der dem Menschen nützlichsten Tiere, und sein Vorkommen im hohen Norden ist ein lichter Punkt in der Naturausstattung dieser Länder. Seine Pflege macht geringe Mühe. Man läßt es frei weiden und melkt die Kühe zweimal am Tage. Vorsichtig nähern sich die Lappen dabei den einzelnen Tieren, ein Lasso wird ihnen über den Kopf geworfen und um die Schnauze geschlungen, um ihr Fortlaufen zu verhindern. Der Milchertrag eines Renntiers beträgt oft kaum eine Tasse, die Milch aber ist sehr dick, so daß sie sogar vor dem Trinken mit Wasser verdünnt wird. Butter wird wenig bereitet; wohl aber verstehen die Lappen die Käserei. Zum Schlittenziehen sind die Renntiere gut zu verwenden (s. Tafel bei S. 631), ebenso zum Reiten, wie es die Tungusen und Jakuten thun. Die in Holzkasten verpackten Zelte auf dem Packsattel zu transportieren ist eine Hauptaufgabe der Renntiere. Im waldreichen Sibirien nehmen die Tungusen nur die Zeltdecken (Birkenrinde und Felle) mit auf die Wanderung. Die Stangen finden sie entweder von einem Vorgänger zurückgelassen am Rastplatz, oder schneiden sie in dem in der Regel nicht fernen Walde.

Die Renntierzucht ist an vielen Stellen zurückgegangen. Die Ostjaken beschäftigen sich mit ihr heute nur noch zum kleinsten Teil und sind daher viel beweglichere Nomaden, als sie einst waren. Bei den Orotschonen, die der Typus eines vorwiegend vom Renntier lebenden Nomadenvolkes sind, ist doch der Reichtum an diesen Tieren nicht groß; von ihnen hat der reichste 700, ein anderer 500 Renntiere, dabei je 10 Pferde; wohlhabende besitzen 40—100 Renntiere, die ärmsten nicht weniger als 7—10. Und doch sind die Renntiere für die Orotschonen von ebenso großer Bedeutung wie für die Lappen; sie liefern ihnen Nahrung und Kleidung, sie sind die Transportmittel beim Nomadisieren. Die Lamuten besitzen nicht mehr genug Renntiere, um sie wie die übrigen Eingeborenen zum Ziehen der Narten (Schlitten) zu benutzen: hier ist daher das Renntierreiten beliebt. Den Bezirk Kolymsk versehen mit Renntieren die Tschuktschen, die mit ihren oft 10,000 Köpfe betragenden Herden auf die Tundren an der Kolyma herübergezogen kamen, seitdem ihre alten Weideplätze am Tschaunbusen nicht mehr den früheren Reichtum an Renntiermoos besitzen. Im ganzen sind die Renntiere des nordöstlichen Sibirien bedeutend kleiner und schwächer als die des westlichen und Skandinaviens, und zum Reiten sind sie jenseits des Olenek kaum mehr zu gebrauchen. Der Winter ist die Zeit des Verkehrs, wo der Renntierschlitten über die sumpfigsten Tundren auf fester Eis- und Schneedecke wie ein Pfeil hinfährt. Schon auf der Kolahalbinsel ist der Landverkehr nur im Winter in größerer Ausdehnung möglich.

Das nordische Klima verlangt reichliche Ernährung: Europäer essen in Nordsibirien nach einiger Zeit das Dreifache des Gewohnten. Jagd, Fischerei und Renntierzucht bilden die Grundlagen der Nahrung; besonders essen die reichen Renntiertschuktschen fast nur das Fleisch ihrer Herden. Außer dem frischen Fleisch benutzen sie Vorräte von gesalzenem, lufttrockenem und geräuchertem Fleisch. In jeder Jurte und Hütte hängt ein Kessel, worin Fleisch siedet, und woraus auch die gemeinsame Mahlzeit genommen wird. Gefrorene Fische werden roh gegessen, der Kopf des frisch erlegten Renntieres muß roh verzehrt werden, und auch dessen Leber, Ohren, Rückenfett gelten nur roh als Leckerbissen. Als Getränk ist Fett oder heiße Butter beliebt, die in Mengen bis zu mehreren Pfunden genossen werden.

Tabak wird aus der kleinen Pfeife aus Eisen oder Elfenbein mit Holzspitze geraucht, die dem chinesisch-japanischen Muster nachgebildet ist (s. untenstehende Abbildung, Fig. 1 und 2). Wenige Züge erschöpfen den Inhalt, werden aber so tief eingezogen, daß sie berauschen. Um die Wirkung des Tabaks zu verstärken, wird er auf eine Unterlage von Renntierhaaren gelegt, und Renntierhaare, Holzspäne, besonders, wenn sie von einer alten Pfeife abgeschabt sind, bilden ein angenehmes Surrogat. Lange nach dem Tabak hat auch der Thee in Form des Ziegelthees seinen Weg zu den Nordasiaten zwischen dem Ural und dem Stillen Ozean gefunden, die, mit Ausnahme der Küstentschuktschen, alle mehr oder weniger seinem Genuß frönen. Als Surrogate dienen die Blätter des Sauerklees und eines Frauenschuhs, auch Epilobium und Sanguisorba sowie Pilze, die auf Birken wachsen. Vom Branntwein, den Castrén den „sibirischen Talisman" nennt, besser nännte man ihn das Völkergift Sibiriens, haben wir gesprochen. Die Statistik weist der Branntweinbrennerei die erste Stelle unter den Industrien Sibiriens an.



Geräte der Samojeden, Tungusen und Jakuten: 1, 2) Pfeifen, 3, 4, 5, 6) Gerbeschaber, 7) Quirl, 8) Rückenschaber, 9) Fischlöffel, 10) Kalender. (Nach Middendorff.)

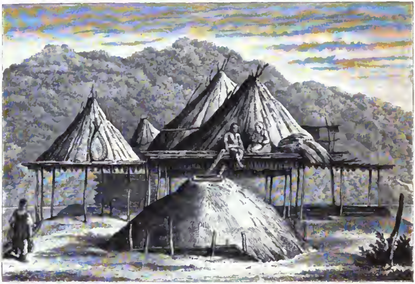
Je weiter von den Kulturzentren entfernt sich das Leben dieser Völker abspielt, desto wichtiger ist für sie der Handel, der sie zu bestimmten Zeiten, an bestimmten Stellen, unter festen Formen aufsucht. Die Märkte sind die vorzüglichste Gelegenheit, die einsamen Nordvölker überhaupt in Berührung mit der Kultur zu bringen; und hauptsächlich benutzt auch die Regierung die Märkte dazu, ihre Tribute einzusammeln. Den Tschuktschen, die nach Nishnij Kolymsk zum Jahrmarkt fahren, erlaubt man nicht früher zu handeln, als bis sie den Jassak, die Abgabe, entrichtet haben. Der Tungusen-Stamm der Orotschonen versammelt sich mit Jurten und Herden einmal im Jahre an der Nertscha etwas oberhalb der Niederlassung Kyker. Die einzelnen Stammesältesten nehmen hier den Jassak im Betrage von 3 Rubel für jedes männliche Individuum entgegen, entweder bar oder in Fellen, um alles dem nächsten Regierungsbeamten zu übergeben. Dann zerstreuen sich die Orotschonen wieder und finden sich erst später hier und da wieder ein, um mit den Russen Tauschhandel zu treiben. Diese Plätze sind oft die Keime ständiger Ansiedelungen; denn der Kaufmann, der regelmäßig wiederkehrt, baut sich Lager- und Wohnhütten, er setzt vielleicht seine Tungusin darüber, und die Käufer sorgen ihrerseits für möglichst bequeme Unterkunft. Der Vorgang bei diesen Märkten ist überall wesentlich derselbe. Der Russe, der sich auf den „Bolsar" begibt, nimmt einige Eimer Branntwein mit, ferner Pulver, Blei, Mehl oder ungemahlenes Korn, Ziegelthee, Zucker, chinesische Baumwollzeuge, Tabak, kupferne Ringe, Theekessel, Nadeln, verschiedene bunte Glasperlen &c. Sobald er angelangt ist, wird er von den

bereits früher eingetroffenen Käufern besucht; natürlich werden die Gäste reichlich mit Branntwein bewirtet. Die Nomaden sind große Verehrer davon, und die Russen benutzen diesen Umstand, um ihre Freunde zu übervorteilen. Der Käufer ladet nun, nachdem er einmal Branntwein getrunken, seine russischen Freunde in seine Jurte und bewirtet sie dort gleichfalls mit Branntwein, den er ihnen vorher abgekauft hat. Dies Vergnügen dauert 2—3 Tage und hört nicht eher auf, als bis aller Branntwein vertrunken ist. Nun beginnt erst der Tauschhandel. Die Zahl der Kaufleute ist unverhältnismäßig groß und kann sich nur halten, weil den Nomaden so ziemlich alles abgenommen wird und die Märkte zugleich vielbesuchte Volksfeste sind. Für die Tungusen ist das letzte Drittel des Jahres ein beständiges Umherziehen von Markt zu Markt; außerdem haben sie noch in jedem Vierteljahr einen Markt. Das Herkommen hat nach und nach jeder Ansiedelung bestimmte Stämme der Tungusen, Samojeden &c. zugewiesen, mit denen sie hauptsächlich handelt. Hauptgegenstände sind auf seiten der Nomaden Felle, Moschusbeutel, junge Hirschgeweihe, mit Rinde verzierte Pelzstiefel. Außerdem setzen die Ostjaken nach Rußland Nesselgewebe ab, die ihre Weiber bereiten. Mit Vorliebe erkiest sich auch hier der Handel der Eingeborenen die Luxus- und Genußgegenstände und vernachlässigt dafür häufig die ersten Notwendigkeiten, wie Eisen, Mehl, Arzneien. Zu diesem großen äußeren Handel kommt nun noch ein zum Teil nicht unbedeutender innerer. Die Renntierbesitzer verkaufen Tiere an ihre Nachbarn, die jakutischen Händler führen den Tungusen am Nordabhang des Stanowoj Renntiere aus dem Aldan und vom Wiluj zu. Die Tungusen erwerben sich Fischnetze und Jagdgerätschaften von den Jakuten. Die fischenden Uferjuraken des unteren Jenissei erhandeln Kähne, selbst Bogen und Pfeile von den Samojeden, und die schwelgenden Tungusen kaufen von den Jakuten sogar Pferde zum Schlachten, die sie für die leckerste Speise halten.

Bei den altweltlichen Hyperboreern ist durch europäischen Einfluß vielfach neben dem Zelt die **Holzhütte** in Gebrauch gekommen. Die Wohnstätten (Gammen) der Seelappen sind zwar oft bloße Erdhütten, aus Rasenstücken mit ein paar Stäben als Stützen aufgebaut, oder zeltartig zusammengeneigte Holzstücke, mit Rasen gedeckt, fensterlos und nur den notdürftigsten Raum bietend. Aber es gibt auch festere und ausgedehntere Ansiedelungen reicherer Seelappen in Blockhäusern nach norwegischem Muster. Diese bilden dann überhaupt durch etwas Ackerbau und Rinder- und Schafzucht den Übergang zum norwegischen Bauernhof. Die skandinavischen Statistiker legen das Wohnen in diesen „Gammen" oder Häusern mit Recht als Maßstab der Zivilisation an. Zu diesen Bauten kommen kleine Pfahlhüttchen, Njalla, die zur sicheren Aufbewahrung von Vorräten dienen. Auch bei den Kamtschadalen findet man auf Pfählen erhobene Hütten für gleichen Zweck (s. Abbildung, S. 646). Ähnlich sind in Nordasien durch die Russen die Holzbauten eingeführt worden und weisen manchmal Erinnerungen an den slawischen Stil des Hausbaues auf. Die in Kamtschatka aus Klötzen erbauten Häuser (Isbas) der Wohlhabenden, wie sie **Cook** schon beschrieben hat, bestehen aus wagerecht übereinander gelegten langen Balken, deren Enden ineinander gelassen und deren Fugen mit Moos verstopft sind. Das Dach ist abschüssig wie in unseren gewöhnlichen Bauernhütten und mit grobem Gras oder mit Binsen gedeckt. Inwendig teilt sich das Haus in drei Zimmer. Das erste an einem Ende ist gleichsam das Vorhaus und nimmt die ganze Breite und Höhe des Hauses ein. Hier werden Schlitten nebst anderen Gerätschaften aufbewahrt. Daran stößt das mittlere und beste Zimmer, das mit breiten Bänken versehen ist und durch eine Thür in die Küche führt, worin der Ofen die Hälfte des Raumes einnimmt; er heizt zugleich, in der Scheidewand stehend, das Mittelzimmer. Über der Küche und dem mittleren Zimmer liegen oft noch einige Dachstuben, wohin man auf einer Leiter im Vorhause aufsteigt. Ähnliche, wiewohl viel kleinere Holzhütten, die **Middendorff** Balkenwürfel nennt, bewohnen die Jukagiren im Winter, die Dolganen und jagenden Tungusen

oft dauernd. Die ursprünglichen Wohnstätten bestanden aber auch hier aus Erdhütten mit Gerüst aus Balken und Flechtwerk und aus Zelten, wofür der Name Uruß bei Tschuktschen, Jakuten, Lamuten gleicherweise üblich ist.

Die Häuser der Tschuktschen nähern sich denen der westlicheren Nordasiaten, indem als ihre Grundlage das mit einem stärkeren Hüttenbau umgebene Zelt aus Fellen erscheint. Tritt aber das Zelt für sich auf (s. Abbildung, S. 554), dann ist die Erdhütte entweder Winterwohnung oder Vorratshütte geworden. In den Hütten an der Koljutschinbai, in denen die Mannschaft des „Rodgers" überwinterte, wird in der runden äußeren Hütte, gegenüber der Thür, ein viereckiger, ungefähr 2 m hoher und 3—4 m breiter Rahmen aufgestellt, dessen Länge sich ganz nach der Größe des Hauses richtet. Auf den Boden wird eine Lage getrocknetes Gras und dar-



Sommer- und Winterhütten der Kamtschadalen. (Nach Cook.) Vgl. Text, S. 645 und 647.

auf eine Walroßhaut gelegt, und der ganze Rahmen mit Renntierfellen überdeckt, so daß außer dem Eingang gar kein Luftloch vorhanden ist. Der Eingang ist aber auch mit Fellen wie mit Vorhängen behangen. Dieser innere Raum ist Wohn- und Schlafraum. Die äußere Hülle dieser Hütte aber besteht aus Steinen, Rasen, Walfischrippen und Treibholz. Bis zur Höhe von 1—1½ m vom Boden sind die Wände nahezu senkrecht geführt, von da an beginnt das kegelförmige Dach, dessen Scheitel im ersten Drittel nach dem Eingang zu gelegen ist. Der innere Raum zerfällt in den Wohnraum und den Schlafraum, dessen Wände mit Renntierfellen dicht behangen sind. Die Hauptstütze des Gebäudes ist eine starke Holzstange oder Walfischrippe, die bis hinauf zum Scheitel des Daches geht; 5—6 schwächere Stangen, die schräg gegen das Dach gestellt sind, dienen zur weiteren Stütze. Kleinere Walfischknochen und Holzsparren befestigen das aus straffen Walroßhäuten gespannte Dach; die Häute sind mit Steinen beschwert oder mit Lederriemen festgehalten. Der Eingang liegt im Südosten. In der Tundra trägt das Fellzelt vielfach den Namen Tschum, der auf Feuerherd, zurückführt. Das ist bei ärmeren Völkern, wie den Orotschonen, die einzige Wohnstätte. Während des Winters sind ihre spitz

kegelförmigen Zelte mit zusammengenähten Fellen bedeckt, des Sommers mit Birkenrinde. So auch bei den nördlichen Jakuten. Wohlhabende benutzen die Felle von Hirschen oder jungen Renntieren und verzieren sie mit Espenrinde. Auch Filzzelte gehen weit nach Norden hinauf. Die Zelte der Lamuten zeichnen sich durch Reinlichkeit aus und sind im Sommer mit Schaffellen gedeckt. Die Jukagiren, die im Sommer an den Fischplätzen ähnliche Zelte bewohnen, zünden nie Feuer darin an, sondern kochen im Freien, wogegen die Dolganen den Rauchfang mit einem an langer Stange befestigten Renntierfell schließen, noch ehe aller Rauch verzogen ist. Bei ihren Festen und feierlichen Gastmahlen besteht die größte Ehrenbezeigung, die sie den Gästen anthun, darin, daß sie für eine möglichst große Wärme in ihren Jurten sorgen. Die rinderzüchtenden Jakuten bewohnen mit ihren Tieren die gleiche Jurte, die infolgedessen höchst unreinlich ist. Das Zelt der Lappen hat längst die Felle, womit es einst bedeckt wurde, gegen groben Wollenstoff vertauscht, der vermöge seiner lockeren Webart der Luft einigermaßen freien Durchzug gestattet. Er ist von außerordentlicher Dauerhaftigkeit, hält zwanzig Jahre und noch länger; dann natürlich ist er über und über mit Flicken bedeckt. Die Tücher sind in zwei durch Bänder verbundenen Stücken über das Untergestell aus fest ineinander passenden Stangen gespannt, während die Thür durch ein Stück Segeltuch gebildet wird. Die Grundfläche des Zeltes beträgt oft nicht über 7 qm, und die Insassen drängen sich samt den nie fehlenden Hunden dicht auf den den Boden bedeckenden Renntierfellen zusammen. In der Mitte brennt unter dem an eiserner Kette hängenden Kessel ein Wacholderfeuer.

Die Erdhütten findet man häufig in Kamtschatka, im übrigen Nordasien in der Tundra als Winterwohnungen. Sie sind 1—2 m tief eingegraben und mit Rasen belegt. In der Mitte des Erdhügels bleibt ein Loch offen, das zugleich Rauchfang, Fenster und Thür ist (s. Abbildung, S. 646). Ein dicker eingekerbter Pfeiler dient den Ein- und Ausgehenden als Leiter. Zur Seite ist auf ebener Erde eine andere Thür für die Weiber angebracht. Der Eingang ist besonders bei den Tundrahütten oft mehrfach gewunden, um Schutz gegen Schneewehen zu gewähren. In dieser Hütte wohnt der Kamtschadale und Tundra-Nomade von Anfang Oktober bis Mitte Mai. Regel ist das Einzelwohnen der Familie und ihrer nächsten Angehörigen. Nur von den heidnischen Samojeden hören wir, daß je zwei Familien in Einem Zelt wohnen.

*

Dem Weibe fällt die Arbeit des Hauses zu, dem Manne die Jagd, der Fischfang, die Schiffahrt. Die Nomaden laden auch die schwere, oft wiederkehrende Arbeit der Errichtung des Hauses oder Zeltes den Weibern auf. „Ohne Weibertroß rührt sich kein Samojede in die Ferne; es sei denn, daß er sicher ist, auf fertiges Nachtquartier zu stoßen.“ Muschel-, Kräuter- und Beerensuchen, das Zubereiten der Häute und die Anfertigung der Kleidung ist Weibersache. Die Polygamie ist in diesem beengten und gefährdeten Leben selten, in manchen Stämmen ist von vornherein die Zahl der Weiber kleiner als die der Männer. Spuren von Exogamie verfolgt man durch die Samojeden hin bis zu den Finnen, Heirat zwischen Geschwisterkindern und selbst zwischen zwei Fremden, die im gleichen Hause als Adoptierte aufgewachsen sind, gilt nicht für anständig. Auf Tauschheiraten deutet manches hin. Middendorff erzählt einen Fall, wo der Sohn eines Samojedenhäuptlings „eine Aristokratin“ heiratete, wofür an deren Vater zur Dienstleistung und zu späterer Verheiratung eine Tochter jenes Häuptlings überlassen wurde, deren Nutzen dem Vater der Schwiegertochter zufiel. Bei den Hirtenvölkern wächst mit der Mitgift der Preis der Braut. Bei den Renntiertschuktschen hat der Bräutigam einige Jahre die Herden seines künftigen Schwiegervaters zu weiden, ehe er die Braut erhält. Ein wohlhabender Samojede zahlte 40 Renntiere, 2 Wölfe, 16 Eisfüchse, Zeltfelle, Kessel und anderes für seine Zukünftige und erhielt dafür Hausrat, Kleidung, Nahrung (20 Schlitten voll), samt den Schlitten

und zu jedem ein Renntier. Bei der Zunahme des Verkehrs kommen auch immer mehr Heiraten von Stamm zu Stamm vor. Middendorff nennt das Jahr 1842 als das historische Datum, wo das Unerhörte geschah, daß ein Tschuktschenhäuptling die Tochter eines Jukagiren heiratete.

Dem Ältesten der Eskimofamilie, der am Nordende des großen Hauses wohnt, entspricht der Häuptling im Tschuktschendorfe, den sich die Handelsschiffe mit Geschenken geneigt zu machen pflegen; noch höher steht der von der russischen Verwaltung mit Vollmachten und Gerichtshoheit ausgestattete Häuptling, der „Erema" der Renntiertschuktschen, der Geschenke empfängt und mit Insignien der Macht (weißem Renntierfell und dergleichen) umgeben ist. Die heutigen durch Handel und Verkehr, Branntwein und Tabak zersetzten Verhältnisse entscheiden nicht: manches deutet darauf, daß auch hier einst eine höhere Stellung der Obrigkeit und mit ihr ein kriegerischerer Geist walteten.

Der Handel hat manchen Häuptlingen eine realere Unterlage ihrer Macht verschafft, als sie in Zeiten gleichmäßigerer Besitzverteilung besessen hatten. Überwiegender Besitz wird um so mehr Macht bringen, je stärker ein wirtschaftliches Band gemeinsamen Erwerbes die Stämme zusammenhält: Sie fischen und jagen gemeinsam, und der Auswuchs dieses Systems ist ein hochgradiger Parasitismus. Wer bei den Assja-Samojeden zu einem Wilde kommt, ehe es der Jäger zerlegte, gewinnt Anteil am Schmause und Fell; wer bei den Tungusen ein Tier in fremder Falle findet, kann die Hälfte des Fleisches nehmen, rc. Ganze Völker nehmen ihrem Besitz entsprechende Stellungen zu einander ein. So bemühen sich die Tungusen, die sehr arm sind, in der Nähe von Tschuktschen-Niederlassungen zu leben, weil sie bei den an Renntierherden reicheren Tschuktschen als Hirten Verwendung finden; sie werden dann mit Renntieren bezahlt. Und die Unterwerfung der Ural-Samojeden durch die Sirjänen folgte der allmählichen Usurpation ihrer Weidegründe. Die Stämme sind klein und schwinden noch immer mehr zusammen. Jeder der zehn Stämme der Jakuten kann durchschnittlich nicht mehr als 300 Köpfe zählen. Wo, wie im Kolymagebiet, auf 105 QWerst ein Mensch kommt, ist eine stramme Stammesorganisation nicht denkbar. Vielleicht ist ein Rest davon in den Namen der zehn Jakuten-Stämme zu vermuten, die Egin heißen, während der erste bis vierte Mjatusch, ein und zwei Baidung, drei und vier Kangalag und Borogon genannt werden. Daß jeder Stamm seinen Ältesten hat, und daß aus den Ältesten eine Art Verwaltungsausschuß, besonders zur Vertretung der Regierung gegenüber, gebildet wird, ist erst russischem Einfluß zuzuschreiben.

Zahlreich sind die als Gewohnheiten fortgepflanzten Rechtssatzungen. Jagd, Fischfang (angeblich selbst bei Lachsdämmen, die ein anderer errichtet), Strandgut sind frei. Auf irgend einen frei liegenden Gegenstand einen Stein legen, heißt, ihn in Besitz nehmen. Wer ein Tier auf der Jagd zuerst sah, dem fällt es zu, wenn auch andere es töteten. Im Zweifelsfalle gehört es dem, der ihm die erste Wunde beibrachte; von gleichzeitigen Wunden ist die dem Herzen nächste entscheidend. Der Handel kennt Kreditgeben, doch erlischt die Verpflichtung des Schuldners oder der Seinen mit dem Tode, oder wenn er das geborgte Gut verlor oder zerbrach. Auf Mord steht Blutrache. Der Mörder wird durch Verwandte des Ermordeten oder durch Augenzeugen des Mordes ebenfalls getötet, meistens erschossen. Todesstrafe wird außerdem nur gegen böse Hexen und Zauberer angewandt, selten gegen Ehebrecher. Bei den Renntiertschuktschen hält der Erema Gericht nach mündlich vorgetragener Klage und bestraft den Schuldigen in Gegenwart seiner Angehörigen. Der zu Bestrafende empfängt knieend Schläge mit einem Stock, an dessen Ende ein Stückchen Renntiergeweih befestigt ist, auf den Kopf, bis er um Gnade bittet; dann erlaubt ihm der Erema, den Kläger durch Zahlung, z. B. einiger Renntiere, zu befriedigen. Diese qualvolle Strafe wird als leicht angesehen. Auf Leibesverbrechen steht die Todesstrafe in oft grausamer Form. Das Menschenleben darf bei den mit Entbehrungen und Gefahren

unaufhörlich kämpfenden Bewohnern der Grenze der Menschheit nicht zuviel Schonung verlangen. Die einst weitverbreitete Tötung arbeitsunfähiger Alten und die Aussetzung schwacher Kinder (nach russischer Angabe überhaupt der überflüssigen Nachkommenschaft) bei den Jakuten und Tungusen wird durch die Schwierigkeit des Lebensunterhaltes verständlich.

*

Daß die Sonne eine weitverbreitete und tiefgehende Verehrung genießt, ist nicht zweifelhaft, und man kann diese Verehrung durch alle hyperboreischen Völker hin verfolgen. Wo das Christentum längst eingezogen ist, bei Samojeden, Lamuten und anderen, ist Sonnen- und Feuerverehrung der zäheste Rest des Heidentums. Die Schamanen der Mongolen opfern ihr, indem sie Milch in die Luft werfen; die Tschuktschen und Tungusen beten sie an. Die Samojeden nennen die Sonne den Wächter und Beschützer der Herden. Doch scheint Num, der als höchstes und bestes Wesen der Ural-Samojeden bezeichnet wird, zugleich aber Himmel bedeutet, während Nungy die Sterne heißen, ähnlich dem Ukko der Finnen und dem Aije der Lappen als Himmelsgott höher zu stehen; und es entspräche nur dieser hohen Stellung, wenn er „ein formloser Gott, nicht unähnlich dem Brahma der Inder und dem Jehovah der Juden" wäre (Castrén). Ukko wird auch Wolkenherrscher, Nebel des Himmels, alter Mann des Himmels genannt. Ihm dürfte Es, der Himmelsgott der Jenissei-Ostjaken, entsprechen. Bei den Lappen deutet manches darauf hin, daß sie ursprünglich die Sonne und den Mond angebetet haben. Auf ihren Zaubertrommeln nimmt die Sonne immer den Mittelpunkt ein, oft in Form eines Ringes, noch häufiger eines auf eine Spitze gestellten Quadrats, von dessen Ecken die Sonnenstrahlen ausgehen. Der eiförmige Schellenreif mit den radial nach dem Rande laufenden, mit Schellen behangenen Riemen, den man bei nordasiatischen Schamanen findet, erinnert an dieses Bild. Man opferte der Sonne nur weiße Tiere, wie noch bei den Jakuten der Schamane auf dem Fell einer weißen Stute seine Beschwörung vollzieht, und nur ihr allein Brandopfer in Andeutung der von ihr ausstrahlenden Wärme; man aß jährlich einmal der Sonne zu Ehren die sogenannte Sonnensuppe und warf am Neujahrsmorgen einen Messingring in eine Quelle oder einen Bach, um aus dem Glanz, sobald die Sonne darauf schien, auf ein gutes Jahr zu schließen. Den hellsten Sternen werden besondere Namen beigelegt.

Sturm und Donner werden gefürchtet und daher verehrt. Die Tschuktschen werfen während des Sturmes und Gewitters Renntier- und Walroßfleisch dem Donner als Opfergabe hin, „sonst tötet er einen Mann". Als Ursache eines Sturmes wurde einmal angegeben: „Wenn ein Mensch stirbt, gibt es viel Wind." Bei den Lappen ist der Gott des Sturmes Bieggagales, der „Sturmalte", der lappische Äolus, der mit der Keule in der Linken den Sturm aus der Höhle treibt, während er ihn mit der Schaufel in der Rechten wieder in die Höhle zwingt. Zu diesem Winde flehen die Renntierhirten namentlich auf den hohen Fjelden, wenn sie mit ihren Herden draußen sind; besonders zur Zeit, wo die Kälber geworfen werden, die im eisigen Winde leicht erfrieren, bevor sie die Renntiermutter trocken geleckt hat. Aber dieser Gott muß sie auch an ihren Feinden rächen, indem er ihnen gegen reichliche Opfer einen dreimal geknoteten Wind gibt, den sie dann auf den Gegner loslassen. Bei der Lösung des ersten Knotens erst ein leichter Wind, bei der Lösung des dritten ein Orkan. Bis nach Norddeutschland herein reicht die Sage von dem Winde, den man in Lappland kauft.

Die auffallende Verehrung des Bären, die bei den Indianern, Aino u. a. wiederkehrt, geht durch alle Hyperboreer der Alten Welt; von den Tungusen bis zu den Finnen gilt er neben dem Himmel und der Unterweltherrin geradezu als göttliches Wesen, besonders als Herr aller Geister, ein mit Kraft und Weisheit begabter Gott, dem das Bärenfell nur Hülle ist.

Tier- und Jagdaberglaube sind ungemein reich entwickelt. Weiber dürfen keine Spur kreuzen und Jagdgeräte nicht berühren. Der Kopf des Moschustieres darf nie am Felle bleiben und ebensowenig das Fleisch des Zobels. Vor Schluß der Jagdzeit wird von vielen überhaupt nicht mit Tieren gehandelt. Manche Gebräuche dürften auf verdunkelten Totem-Überlieferungen beruhen, so wenn von den verschiedenen Stämmen der Samojeden die Chantaj Möwen verzehren, die Awam sie verschmähen, oder wenn die Assja den großen Eistaucher verabscheuen, der nach ihrer Meinung Menschen totschlägt, und andere ihm wieder nachstellen. Middendorff bildet einen Lärchenstock mit Menschengesicht und angehängtem blechernen Renntier ab, dessen Benutzung als Stab einen steinleidenden Samojeden vor Schmerzen bewahren sollte, und ein ähnlich aus Lärchenholz geschnitztes Renntier, das er an einem Opferplatz am Taimyrflusse fand. Menschen- oder tierähnliche Naturspiele von Stein oder Holz sind sicher, verehrt und an einem als Mund gedachten Teile mit Opferblut beschmiert zu werden. Wenn wir lesen, der Orotschone verehre verschiedene Götter, die er an einem Baume nahe seiner Jurte neben einem Hasenfell befestige, so haben wir an solche Fetische zu denken. Kupferne Hohlspiegel dienen bei den Tungusen, Geister aufzufangen und orakelnd zu beschauen.

Voll Fetische hängen Haube und Kleid des Schamanen; besonders reicht ein langer Riemen hinten von der Haube bis auf den Boden hinab. Bei Beschwörungen zieht er ein aus Fellen zusammengenähtes Gewand an, das mit Lappen, Riemchen und allerlei Tiergestalten ähnelnden Anhängseln geschmückt ist. Ihm ist es vorbehalten, ohne sich zu schaden, schreckenerregende Dinge in die Hand zu nehmen, wie die Sagendichter den Hexen Mittel in die Hände geben, wovor die meisten Abscheu hegen, als da sind: Teile toter Menschen, Spinnen und anderes Gewürm, alles genommen und angewendet im geheimen oder zur Nachtzeit. Australisch klingt die von Middendorff gegebene Nachricht, ein Ufer-Jurak habe seinen zu schwarzer Mumie vertrockneten Vater als Hausgötzen mit sich geführt.

Fremde Einflüsse haben die religiösen Anschauungen der Hyperboreer sicherlich seit langem berührt und umgestaltet. An Buddhistisches und Christliches ist gleichmäßig zu denken. Lange, ehe bei uns die Kunde von den Lappen der skandinavischen Halbinsel bestimmtere Formen annahm, konnten von Drontheim, einem der berühmtesten Ausstrahlungspunkte des Christentums im Norden, christliche Ideen zu ihnen gelangt sein, und die Beziehungen der Russen zu den Samojeden reichen ins 15. Jahrhundert zurück. Vielleicht gehört ihnen schon der Überhimmel an, d. h. ein Reich jenseits der Luft und der Gestirne, wo Nadsie-Atschtsche thront. So verehren die heidnischen Samojeden einen Gott, Mikola: das ist der heilige Nikolaus der Russen. Wenn wir hören, daß auch bei den christlichen Samojeden Gottesdienst nur ein einziges Mal im Jahre stattfindet, weil der Pope sehr entfernt wohnt und seine Herde über einen weiten Raum zerstreut ist, so werden wir begreifen, daß auch bei ihnen das Christentum keine tiefen Wurzeln schlägt. Bei den getauften Tungusen gibt es doch noch viele Weiber, die die Rolle von Wahrsagerinnen oder Schamanen spielen und weit zu den Tschuktschen geholt werden; und bei den Lamuten findet die christliche Einsegnung der Ehe erst einige Jahre nach der in alter heidnischer Weise durch Umwandeln des Zeltes und Austausch der Geschenke gefeierten Hochzeit statt. Das großrussische Sprichwort: Gott eine Weihekerze, dem Teufel zwei, gilt recht auch hier.

Der Glaube an Zauberer ist der Träger des Schamanismus. Der Zauberer kann gutes und schlechtes Wetter machen, ist halb Mann, halb Weib, reißt mitunter sein Auge aus und ißt es auf, sticht sich das Messer in die Brust und läßt sich eine Kugel durch den Kopf schießen, ohne Schaden davon zu haben. Durch die Hyperboreer ist der bei den Finnen und Lappen nicht minder starke Zauberglaube in die Weltlitteratur eingeführt worden. Die „Kalewala“ ist das Epos jener Natur und Geister durch Zaubermittel beherrschenden Weisheit, die durch die finnische

Mythologie geht und das Prinzip der Zauberkunst ausmacht. In Lönnrots Schilderung finnischer Zauberer: „Er benimmt sich wie ein Rasender, die Aussprache wird kraftvoll und heftig, der Mund schäumt, das Haar sträubt sich u. s. f.", erkannte schon Castrén die Grundzüge des Schamanentums asiatischer Völker und sogar der Neger (vgl. oben, S. 51). Auch hier erwirbt sich der Zauberer durch langen Aufenthalt in der Einöde einen Geist, der ihn mächtig macht, und durch den er nun Kranke heilt, Träume deutet, andere Geister beschwört, bösen Zauber besiegt 2c. In krampfartige Zustände zu verfallen, ist bei schwierigen Zaubereien erforderlich. Es gibt Zauberer verschiedenen Grades, denen Aufgaben von verschiedener Größe zugewiesen werden. Daß nicht bloß Gaukelei, die ja eine große Rolle besonders in den öffentlichen Vorstellungen dieser Zauberer spielt, sondern auch Wissen in Wirksamkeit gesetzt werde, haben selbst Leute, die gegen die Religion der Hyperboreer heftig eingenommen waren, zugegeben. Die gewöhnlichen Mittel, wie Anblasen, Anspucken, Aufheben des mit einem Lederriemen umwundenen Kopfes an einem Stocke, um zu finden, ob er schwer oder leicht ist, Aussaugen der Krankheit, Anstechen des Leibes, um den bösen Geist herauszulassen, dann Töten der Seelen entfernter Menschen durch Pfeilschüsse und anderer Zauber werden häufig von Personen geübt, die eine Stufe tiefer als die Schamanen stehen, zu denen sie sich wie Pfuschzauberer zu Priestern verhalten. Öfters verschmelzen aber die beiden Funktionen in eine. Zaubereien niedrigeren Grades werden besonders oft von alten Weibern geübt. Der Geist des Zauberers ist über seinen Tod hinaus zu fürchten; deshalb wird seine Leiche in den tiefsten Wald oder auf einen Berg geschleppt. Ein Zug zu religiöser Schwärmerei zeichnet die zum Christentum bekehrten Arktiker aus. Die Lappen gelten für vortreffliche Christen, und die Kamtschadalen werden wegen ihres religiösen Sinnes gerühmt.



Idole und Heilmittel der Golden vom Amur. (Nach Jacobsen.) Vgl. auch Text, S. 42.

Die Begräbnisarten der Hyperboreer bewegen sich innerhalb des Kreises, der vom Mittelpunkt des starken Seelenglaubens gezogen ist. Ihre Gebräuche erscheinen aber vom Klima mit bedingt, da der gefrorene oder schnee- und eisbedeckte Boden selten die eigentliche Beerdigung gestattet und die Wandernden oft zu frühem Verlassen der Trauerstätten gezwungen sind. Die uralischen Samojeden setzen nur im Sommer in Gräbern, im Winter aber in Holzkasten über der Erde bei. Einzelne Gebräuche sind von weltweiter Verbreitung, so die frühe Entfernung der Leiche aus dem Kreise der Zurückgebliebenen. Die Leiche wird vollständig entkleidet aus dem

Hause gebracht, wobei ein neues Loch in die Seite des Hauses oder Zeltes gebrochen wird. Nun folgt eine Aussetzung von längerer oder kürzerer Dauer, weil die Seele innerhalb einer bestimmten Frist zurückkehren könnte. Die Leiche wird auf einem Schlitten festgebunden (der Schlitten wird bis tief nach Rußland hinein zur Beerdigung auch dann gebraucht, wenn die Jahreszeit ihn außer Gebrauch gesetzt hat) oder auf ein Gerüst gelegt. Beides findet man bei den Tschuktschen und Jakuten. Wo Samojeden längere Zeit weilen, sind Männer-, Weiber- und Kinderschlitten über die Tundra hin zerstreut; jeder deutet ein Grab an. Die Totengerüste der Jakuten findet man noch gelegentlich im tiefen Walde oder auf der Tundra mit ihren wettergebleichten Knochen; jetzt ist die Beerdigung die Regel. Bei den Renntiertschuktschen werden vier Renntiere getötet und zu den vier Seiten des Grabes niedergelegt, während auf den Leichnam, mit einem Fell bedeckt, alle Jagdgeräte und eine Narte gelegt werden. **Billings** erzählt, daß auf der Stelle, wo eine Leiche verbrannt ward, Steine zusammengelegt werden, die den Körper des Verstorbenen nachahmen sollen; den obersten und größten derselben nennt man den Kopf und salbt ihn mit Mark und Fett bei jährlich wiederholten Besuchen. Auch Hunde-, Renntier-, Bären- oder Walroßschädel helfen das Grab verzieren, das übrigens nach kurzer Zeit so wenig Scheu mehr einflößt, daß Fußwege mitten durch diese Stein- und Schädelkreise hindurchführen. Am längsten scheut man sich vor der Berührung der dort niedergelegten Schädel. **Verbrennung der Leiche** wird von den Renntiertschuktschen berichtet, kommt aber angeblich nur auf Wunsch des Verstorbenen vor. Steigt der Rauch beim Verbrennen der Leiche senkrecht in die Höhe, so heißt es, die Seele des Toten zieht zur Sonne; senkt sich der Rauch zur Erde nieder, wie es eben häufig der Fall ist, so bleibt die Seele auf der Erde und wandelt sich in irgend ein Haustier, Pferd, Renntier oder Hund, wenn der Verstorbene bei Lebzeiten die Tiere quälte und beleidigte. Der Stier, der den Leichenschlitten des Jakuten zog, wird bei der Rückkehr durch zwei Feuer getrieben. Es klingt an den fernen Süden, an polynesische, südamerikanische Gebräuche an, wenn einige Tungusenstämme ihre Toten in kleine Boote (Wetka) legen. Der Tunguse führt schon bei Lebzeiten ein solches Boot mit sich, das aus drei etwa 2 m langen, 35 cm breiten dünnen Brettchen genäht ist. Der im Boote liegende Tote wird nur mit einer Renntierhaut bedeckt. Nicht minder knüpft der Gebrauch der Seelenbilder, die bei den Ob-Ostjaken gleich nach dem Tode angefertigt werden, um mehrere Jahre die Stelle eines Verstorbenen im Zelte und beim Speisen einzunehmen, an weitverbreitete Gebräuche an. Auch beliebte Gegenstände, wie Tabak, Jagdwaffen und dergleichen, werden auf das Grab gelegt; deswegen hört man von „Grabmälern" aus Renntiergeweihen. Gelegentlich wird in größeren Zwischenräumen Nahrung am Grabe niedergelegt. Weiber zeigen ihre Trauer durch Vernachlässigung ihres Äußeren; auch die Männer lassen bei den Tungusen in Trauer ihre Haare wachsen und flechten keinen Zopf.

# III.

# Die hellen Stämme Süd- und Innerafrikas.

# 1. Afrika und der indo-afrikanische Völkerkreis.

„Afrika ist eine Halbinsel der östlichen Erdfeste."
O. Peschel.

Inhalt: Lage und Gestalt Afrikas. — Halbinselnatur Afrikas. — Mangelhafte Küstengliederung. — Geringe Schiffbarkeit der Ströme. — Bodengestaltung und Bewässerung. — Einfluß der Natur Afrikas auf seine Bewohner. — Klima. — Die Pflanzenwelt Afrikas. — Die Tierwelt Afrikas. — Die Indo-Afrikaner. — Beziehungen Afrikas nach Norden und Osten. — Verbreitung des Negerelements in Afrika. — Mischrassen. — Die vier Rassengebiete. — Die Sprachgruppen. — Die ethnographischen Merkmale. — Zugehörigkeit zu Asien und Beziehungen zu Melanesien und Australien. — Bevölkerungszahl. — Geschichtliche Ergebnisse und Ausblicke.

Wir müssen Afrika ins Auge fassen, wenn wir die Afrikaner verstehen wollen. Werden doch die Geschicke der Völker mitbedingt durch den Boden, wo die Menschen wandeln, woraus sie ihre Nahrung ziehen, der sie beschränkt oder weitet, und durch den Himmel, der ihnen das Maß der Wärme und Feuchtigkeit bestimmt; durch die Mitgift an Pflanzen und Tieren, woraus sie sich Mittel der Nahrung, Bekleidung und des Schmuckes, Freunde, Helfer und Gefährten gewinnen, woraus ihnen Feinde erwachsen können. Afrika ist der westlichste Teil der Landmasse, die als größter zusammenhängender Komplex über ein Drittel der östlichen Halbkugel bedeckt, und ragt fast so tief wie Australien nach Süden hinab. Der Südrand der Alten Welt schließt ein großes Becken ein, dessen Westrand Afrika, dessen Ostrand Australien umsäumt: den Indischen Ozean. Darin liegen die größten Inseln Afrikas und Asiens: Madagaskar, Borneo, Sumatra, Java, daran die Halbinseln des Somal-Landes, Arabiens, Vorder- und Hinterindiens. Weit darüber hinaus ziehen nach Osten Länder und Inseln, so weit, daß man wohl fragen darf, ob der unbewohnte Raum zwischen Osterinsel und Südamerika dauernd die Ausbreitung der Völker gehindert habe, die bereits die dreifache Breite zurückgelegt hatten. Wenn man von der Ethnographie der Völker Afrikas zu sprechen hat, sollte man sich immer an diese große halbgeschlossene Bucht, die man das indo-afrikanische Mittelmeer nennen könnte, erinnern. Meere trennen Länder und verbinden Völker. In Madagaskar sitzen Völker, deren Nächstverwandte am entgegengesetzten Rande in Sumatra wohnen, und was in Afrika von Kultur vorhanden ist, das deutet auf Südasien zurück. Afrika und Australien schauen beide nach Süden in den öden Raum der Antarktis; Afrika hat im Westen das inselarme Atlantische, Australien im Osten das inselreiche Stille Meer: beides doch erst seit kurzem verkehrsreich gewordene Weltmeere. Diese ungünstige End- und Randlage knüpft nur von einer Seite Verbindungen an: daher die Zurückgeblebenheit der Völker der südlichen Teile von Afrika und Australien. Die Ungunst verlor sich aber, als die Wege nach dem Atlantischen und dem Pazifischen Meer erschlossen worden waren: für Afrika bedeutete die Auffindung eines Seeweges nach Indien um seine Südspitze herum die Erschließung seiner südäquatorialen Hälfte, vor allem der Südspitze selbst, für Verkehr und Kultur. Afrika ist nicht ein ganz selbständiger Erdteil wie die meerumflossenen Weltinseln Amerika und




Die drei hauptsächlichsten Hirsearten der Afrikaner: 1) Panicum, 2) Sorghum und 3) Eleusine. Vgl. Text, S. 660.

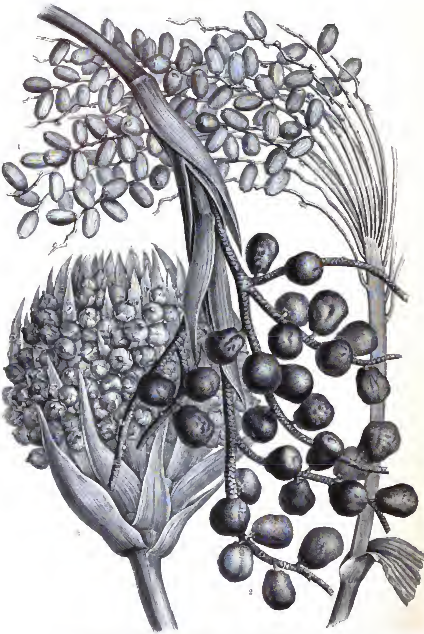
Australien; es hängt mit Asien durch die Landenge von Suez zusammen. Nach strenger geographischer Terminologie wäre es also dessen südwestliche Halbinsel. Ist auch die Verbindung

nur 15 Meilen breit und wüstenhaft, so war es doch immer eine Völker- und Verkehrsbrücke. Auch mißt das inselreiche Rote Meer in seinen breitesten Strecken kaum 50, bei Bab el Mandeb nur 4 Meilen. Noch enger ist die Meeresstraße, die bei Gibraltar Afrika von Europa scheidet. Dazu noch Reihen von Inseln des Mittelmeeres von Sizilien bis Cypern, die nach Norden und Nordosten auf die europäischen und kleinasiatischen Gestade hinweisen. Norden und Osten sind demnach die Seiten und Richtungen der Verbindungen und Annäherungen Afrikas; die Ethnographie Afrikas wird sich auf gemeinsam altweltlichem, besonders asiatischem Grunde aufbauen. Denn im Westen und Süden ist es weit von allen anderen Erdteilen entfernt: von Südamerika 300, von Australien 900 Meilen.

Indem man die Möglichkeit erwägt, zu Schiffe die entfernteren Küsten Afrikas zu erreichen oder von ihnen aus nach anderen Erdteilen zu schiffen, lenkt sich der Gedanke von selbst auf seine Gestalt. Die der Schiffahrt günstige Gliederung durch Golfe und Meeresbuchten, Halbinseln und Inseln fehlt. Da dieser Kontinent ohne Meeresarme und Förden ist, so sind die Stämme des Inneren stets vom Verkehr mit den Europäern abgehalten worden; bei den Stämmen der Küste herrschte der Grundsatz, sich als Zwischenhändler zwischen sie und die Europäer zu stellen. (Livingstone.) Setzt man für die Küstenlänge Europas 1, so erhält man im Vergleich damit für die Afrikas nur 0,22. Einzig der Nordosten und der Norden, soweit sie an das Rote Meer und das Mittelmeer grenzen, weisen etwas mehr Mannigfaltigkeit auf. Aber hier gerade gestatten die klimatischen Verhältnisse der Wüstenbildung, sich an vielen Punkten bis an die Meeresküste auszubreiten. Madagaskar, die einzige große Insel des Erdteils, hat ein Sonderleben für sich geführt.

Noch andere Momente haben hemmend auf die Kulturentwickelung Afrikas eingewirkt. Was einem größeren Stück Erde an Zugänglichkeit durch mangelhafte Gliederung entzogen wird, kann ihm bis zu einem gewissen Grade durch Flüsse ersetzt werden. In Afrika läßt die Bodengestaltung auch diesen Ersatz nicht genügend zur Geltung kommen: das Innere, ein bergumkränztes Hochland, läßt die Flüsse durch Stromschnellen nach dem beschränkten Tiefland abstürzen. Auf ihren weiten Wegen im Inneren werden wohl einige Flüsse zusammen mit den großen Binnenseen wichtige Hilfsmittel des Verkehrs für den einheimischen Bedarf: die Wege nach dem Meere sind ihnen abgeschnitten.

Afrika ist der Erdteil der Hoch- und Tafelländer. Für den Gesamtüberblick ist es ein einziges großes Hochland, fast durchgehends über 300 m hoch; Speke hat es mit einer umgestürzten Platte verglichen: der Boden das innere Hochland, der erhöhte Rand die Gebirgszüge an den Küsten und der Absturz die sich abdachenden Tieflandstreifen. Tiefland, Land unter 300 m, ist gewissermaßen nur zufällig an den Küsten und den Unterläufen der Ströme dem Rande des zusammenhängenden Hochlandes angefügt oder in dessen Lücken eingeschaltet. Die Gebirge treten weder nach Breite noch im allgemeinen nach Höhe mächtig aus den Hochländern hervor; es sind vereinzelte Ketten oder Gruppen, oft nur höher gehobene Stücke von Tafelländern oder kleine Gruppen vulkanischer Berge, die einzelne Gipfel bis über die Firnlinie hinausheben. All diese Bildungen verbindet kein anderes Band als ihr Hochland, kein beherrschender Gebirgszug wie in Amerika, kein gemeinsames Anlehnen an den Rand eines zentralen Hochlandes wie in Asien. Der Gebirgsbau von Afrika trägt den Zug der Zersplitterung. Afrika war nie im stande, die Gegensätze in der Kulturentwickelung zu schaffen oder zu erhalten, die der Natur seines Bodens versagt sind. Keine Schranke der Wanderungen, kein unvermitteltes Nebeneinanderlagern der üppigsten Fruchtbarkeit und der zum Nomadismus zwingenden Bodenarmut und Rauheit. Afrika hat seine Wüsten, aber sie sind keine geschichtlichen Schauplätze, und seine Steppen bilden den Saum der Wüsten und ihren Übergang zum Waldland.




Fruchtbüschel: 1) der Dattel-, 2) der Dum-, 3) der Ölpalme. Vgl. Text, S. 660.

Afrika ist massiger als irgend ein anderer Erdteil zwischen die Wendekreise hineingelagert und aus den kälteren gemäßigten Gürteln herausgeschoben. Darum ist sein **Klima** warm, trocken und kontinental. Von den zwei großen Elementen des Tropenklimas besitzt Afrika **mehr die Wärme als die Feuchtigkeit**. Die Niederschläge sind nur in ihrer Verteilung über das Jahr tropisch. Wenn die Sonne am höchsten am Himmel emporsteigt, tritt das Maximum des Regens ein. In den Tropen bildet sein Eintreten eine Jahresscheide, die die Regenzeit der Dürre entgegensetzt. Nur vom mittleren Kongo bis zum Ukerewe fällt Regen zu allen Jahreszeiten und schafft die in anderen Tropenländern verbreitetere Üppigkeit des Pflanzenwuchses, besonders in dem großen, ethnographisch so bedeutsamen Waldgebiet. An den Küsten von Natal und Guinea verlängern monsunartige Seewinde, von der kühleren See nach dem erhitzten Lande ziehend, die Regenzeiten. Aber das sind nur klimatische Inseln im weiten Meere des Nordpassats, der über die Sahara her bis in das Kongogebiet hinein kein Hindernis findet als seine eigne mit der Entfernung zunehmende Schwäche. Wenn daher auch die Wüste so scharf wie in Nordafrika nicht wiederkehrt, wenn auch die Kalahari mehr Steppe ist, so finden sich dagegen regenarme Striche selbst unter dem Äquator. Auch der Südpassat engt das Regen-, Wald- und Ackerbaugebiet besonders von Südwesten her bis wenige Grade vom Äquator ein. Und dann bedenke man: die Nacht ist der Winter der Tropen. Die ausgedehnten und gleichmäßigen Erhebungen bewirken raschen Wechsel von Tageswärme und Nachtkühle, dem jene fast allgemeine Neigung zur Trockenheit entspricht. Auch dies gehört dem kontinentalen Klima an. Fruchtbarkeit des Bodens bei Unzuverlässigkeit der Niederschlagsmenge erzeugt auch in Afrika das gefährliche Zusammentreffen wachsender Menschenmassen mit rückschwankenden Nahrungsmengen; in Nubien, Kordofan, Sennaar, Dar For, im ganzen Zentralsudan daher dasselbe Bild: Dürre, Heuschrecken, Hungersnot.



Ein Nama. (Nach Photographie im Besitz des Missionshauses in Barmen.)

Die **Pflanzenwelt** Afrikas trägt im ganzen mehr die **Merkmale der tropischen Hitze** als der tropischen Feuchtigkeit an sich; Spuren von Dürre und Wasserarmut prägen ihr trotz großer innerer Unterschiede einen Stempel von Gemeinsamkeit, von kontinentaler Zusammengehörigkeit auf. Die mittelmeerische Flora des Nordrandes schrumpft bald zur arten- und formenarmen Saharaflora ein. Im tropischen Reiche walten hochgrasige Savannen vor, darüber vereinzelte Bäume, die sich seltener zu Wäldern als zu Hainen vereinigen. So entsteht eine offene Parklandschaft im eigentlichen Sudan. In den feuchten Tiefländern nehmen die aus den schmalen „Galerien“ der Thalsenken heraus sich ausbreitenden Urwälder einen großen Raum ein, den größten im mittleren und oberen Kongoland; aber das ganze Gebiet hat nur etwa die Hälfte der Arten der entsprechenden, aber räumlich viel kleineren Gebiete Asiens oder Amerikas. Wüstenhaft ist die Flora der Kalahari und des südwestlichen Küstenstriches, steppenhaft die des

Kaplandes. So spiegelt die Pflanzenwelt hauptsächlich die Verbreitung der Niederschläge wider. Wir finden zwar in jeder der natürlichen Provinzen Afrikas eine große Anzahl von nützlichen Gewächsen (die Kautschukranken, die Gummiakazie, das Ebenholz, Farbhölzer, die Kolanuß); aber Kulturgewächse, die nicht bloß eine augenblickliche Not befriedigen, sondern eine stetige, auf Anbau des Bodens sich gründende Entwickelung oder ein allmähliches Fortschreiten zu höheren Zielen stützen könnten, gibt es nicht übermäßig viel. Dabei ist mancher Nutzgewächse Ursprung nicht einmal zweifelsohne afrikanisch. In geschichtlicher Zeit sind durch ägyptischen, arabischen und europäischen Einfluß Weizen, Gerste, Mais, Reis, Tabak (ernsthafte Pflanzengeogra-



Buschmänner. (Nach Photographie von Professor Dr. G. Fritsch.)

phen haben die Frage aufgeworfen, ob nicht der Tabak ursprünglich afrikanisch sei, da es nicht denkbar sei, daß er seit der Entdeckung Amerikas so tiefe Wurzeln in den Sitten des Volkes geschlagen habe), Bataten, in neuerer Zeit auch die Kartoffel eingeführt. Der amerikanische Maniok ist im Westen und in der äquatorialen Mitte die wichtigste Nahrungspflanze geworden. Ohne Frage ist die afrikanische Kulturlandschaft durch solche Einbürgerungen tief umgestaltet worden. Auch kulturlich war das Afrika, dem Maniok, Mais und Tabak noch fehlte, ein ganz anderes Land. Hauptsächlich durch die Hirsearten (s. Abbildung, S. 656) erhält der afrikanische Ackerbau eine mächtige Ausdehnung, aber der Ursprung dieser wertvollen Getreidearten liegt im dunkeln. Leider ist die Familie, die von allen Nutzpflanzen vielleicht am vielseitigsten nützt, die der Palmen, viel schwächer vertreten als in Asien und Amerika. Allerdings macht die Dattelpalme den wüstenhaften Norden erst bewohnbar, und die Ölpalme (s. Abbildungen, S. 658) bietet bis heute den einzigen Ausfuhrgegenstand Mittelafrikas, der mit Sklaven und Elfenbein wetteifern könnte.

Afrika ist das im Verhältnis zu seiner Größe säugetierreichste Land der Welt; da nun die wichtigsten Haustiere zu der Klasse der Säugetiere gehören, so sollten die Bedingungen, solche zu

erwerben, hier günstig sein. Doch sind gerade hier die meisten außerafrikanischen Ursprunges. Die Afrikaner züchten Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine, Kamele, Pferde und Hühner und halten auch Hunde und Katzen; zu den Merkmalen der äthiopischen Tierprovinz gehört es aber, daß Rinder, Schweine, Ziegen, Schafe und Kamele in wildem Zustand gänzlich fehlen. So bleiben also nur der Esel (das Pferd tritt auf den ägyptischen Denkmälern erst mit der 18. Dynastie auf) und der Hund, deren einheimische Abstammung möglich, die Hauskatze, von der sie gewiß ist, dann das Perlhuhn (das „numidische Huhn" der Alten) und die allverbreitete Honigbiene übrig. Aus dem Reichtum an antilopenartigen Wiederkäuern hätte man sicher Diener des Menschen gewinnen können, und die Zähmung des Straußes ist in neuerer Zeit mit Vorteil bewirkt worden. Der afrikanische Elefant scheint nie gezähmt worden zu sein wie der indische; es ist zweifelhaft, ob man in seinem „Rückfall" mit Schweinsurth eine Wirkung des allgemeinen Rückganges der Kultur in Afrika sehen kann. Ein großer Teil Afrikas ist ergiebiges Jagdgebiet. Die Unterägypter ausgenommen ist kein Volk so ausschließlich dem Ackerbau oder der Viehzucht ergeben, daß es sich nicht selbst seine Nahrung zeitweilig durch Jagd gewönne, und reine Jägervölker sind durch ganz Afrika hindurch verbreitet. Ebenso beuten Wassernomaden den Fischreichtum der Ströme aus. Tierarm sind die Wüsten, weite Gebiete des Westens und das waldreiche Innere. Von den Raubtieren bis zu den Heuschrecken hinab sind schädliche Tiere reichlich vertreten. Nach den Matabelekriegen der fünfziger Jahre waren die Löwen und Leoparden so an Menschenfleisch gewöhnt, daß sie am mittleren Sambesi zur Landplage wurden. Elefanten, Nashörner und Flußpferde verwüsten die Äcker, und der Kaffernbüffel ist unter allen Wiederkäuern vielleicht der dem Menschen gefährlichste. Krokodile gibt es in allen Gewässern vom Nil bis zum Oranje; aber im allgemeinen hat Afrika weniger giftige Schlangen als andere heiße Länder. Dafür besitzt es einen Reichtum an schädlichen Insekten aus den Familien der Zweiflügler und der Heuschrecken. Giftige Fliegen, besonders die Tsetsefliege, schließen aus weiten Teilen Süd- und Mittelafrikas Pferde und Rinder aus. Auf der anderen Seite sind selbst manche Zweiflügler durch ihre Larven in sonst tierarmen Gebieten von Wert; denn der Afrikaner läßt nichts umkommen.


Ein Fessaner. (Nach Photographie.)

*

Der großen Masse der afrikanischen Völker ist ihre Stellung zu anderen Gruppen der Menschheit durch die ausgesprochene Zugehörigkeit zu den Indo-Afrikanern gewiesen. Auch Afrika hat wie Indien Zuzüge von Norden her empfangen, aber hier konnte die dunkle Bevölkerung in den hellen Invasionen nicht ertrinken. Bei der Durchdringung der hellen Elemente mit dunkeln überwogen bis heute die dunkeln an Raum, Zahl und Lebenskraft. Wir wollen Afrika nicht in Rassengebiete zerlegen, sondern die Einheitlichkeit der weitaus meisten Völker dieses Erdteils voranstellen und davon aus die Unterschiede als Schattierungen auffassen.

Natürliche Grenzmarken, die wandernde Völker absolut hätten zurückhalten können, gibt es in Afrika nicht. Die Wüsten erschweren wohl den Verkehr, lassen ihn aber doch wieder durchsickern, vereinigen als Zufluchtsgebiete die Splitter entlegenster Völker und schaffen an Zahl geringe, an Verbreitung große Mischrassen: die einst berberische Bevölkerung der Oasen der Libyschen Wüste ist auf dem Wege ganz zu vernegern. Gebirgsbau und Flußnetz haben in Afrika eher verbunden als gesondert. Als Trennungsmoment bliebe also nur die Selbstbestimmung der Völker übrig. Allein diese haben sich nur in einem einzigen Falle, in Ägypten, zu jener Gesittung erhoben, die mitbedingt wird durch langes Verharren in den Wohnsitzen. Soweit wir ihre Geschichte und Gegenwart kennen, fallen alle anderen unter die Begriffe Natur- oder Halbkultur-



Prinzessin von Unyoro. (Nach Photographie von Richard Buchta.) Vgl. Abbildung, S. 89, und Text, S. 664.

völker; unstet in jeder Beziehung waren sie, Völker ohne Dauer und Zusammenhang, der Vermischung, Vernichtung oder umgestaltenden Erneuerung im höchsten Grade ausgesetzt.

**Wandel der Wohnsitze** ist ein Merkmal afrikanischer Völker. Nehme man das Wort in dem weiten Sinne von Nomadismus oder in dem des Wanderns von Weideplatz zu Weideplatz oder endlich in dem noch engeren Sinne der Veränderung der Lage der Dörfer: Unstetigkeit überall. Dabei bleibt die Kultur wesentlich auf dem alten Fleck. In Europa eine vorwiegend innere, hier eine vorwiegend äußerliche geschichtliche Bewegung. Eine gewisse ethnographische Gleichförmigkeit kann nicht über die Veränderungen täuschen, die unter dieser Hülle vor sich gehen. Es hat nur den **Anschein**, als ob alles stehen bliebe. Wenn sich auch in Tättowierung, Zahnverstümmelung &c. ein Volk individuell zu halten scheint: sein Blut verändert sich doch. Afrika ist vor allen anderen der Kultur fern stehenden Ländern der Erdteil des Ackerbaues und eines gewissen Grades von Ansässigkeit; diese aber ist durch den niedrigen Stand der Gesamtkultur abgeschwächt und nach ihren Wirkungen eingeschränkt.

Unter solchen Umständen wird man scharf gesonderte Rassen nur da zu finden erwarten, wo fremde Völker vor noch nicht langer Zeit einwanderten; denn was Zeit hatte, sich zu entwickeln,

das mußte unbedingt auf Vereinigung hinstreben. Und in der That, die scharfen Unterscheidungen der eigentlichen Afrikaner haben sich nicht bewährt; das sind verbrauchte Sammelbezeichnungen.

Damit ist nicht gesagt, daß Afrika von einem Ende bis zum anderen von einer einförmigen Menschenmasse erfüllt sei: es soll nur hervorgehoben werden, daß nicht das Sondernde einseitig zu suchen und zu beachten sei, sondern man soll das unfraglich vorhandene Gemeinsame zuerst aussprechen und dann erst die Nüancen zeigen. Deshalb teilen wir unsere Aufgabe so, daß wir einleitend zuerst die großen Gemeinsamkeiten der afrikanischen Menschheit aufweisen, um dann in Einzelschilderungen zu zeigen, wie und warum sich die Völker hier und dort besonders gestaltet darstellen.


Ein Nubier. (Nach Photographie.)

Der Kern der Bevölkerung Afrikas im Sinne der geographischen Lage wie des Massengewichtes ist **äthiopisch**: dunkelbraune Haut, wolliges Haar, dicke Lippen und Neigung zu starker Entwickelung der Gesichts- und Gebißteile. Solchen Völkern gehört, soweit die Geschichte reicht, Afrika südlich von der großen Wüste, gehörte einst wahrscheinlich auch die Wüste selbst. Im südlichsten Afrika wohnt kompakt eine hellbraune bis gelbliche, klein gewachsene Abart (vgl. die Abbildung der Buschmänner, S. 660), in kleinen Gruppen auch im Inneren. Der Norden aber jenseits der großen Wüste wird von Menschen bewohnt, die im allgemeinen heller von Farbe sind, seien sie nun rötlich wie die Ägypter, oder gelblich wie die Araber, auch mehr lockiges als wolliges Haar und nicht so starke Gesichts- und Gebißteile aufweisen; die Berber des Atlas sind sogar Südeuropäern ähnlich. Allein die Merkmale der Masse stehen den äthiopischen nicht scharf entgegen, sie entfernen sich davon nur durch Vermischung und Verdünnung.

Daß dies mehr als eine müßige Annahme ist, lehrt die Völkergeschichte Afrikas; von den ältesten bekannten Zeiten an sind fortwährend dunklere Menschen aus dem Inneren nach dem helleren Norden, vorwiegend im Sklavenhandel, durchgesickert. Deshalb dürfen wir mit G. **Fritsch** sagen, bei einer allgemeinen Betrachtung der Völkerkunde von Afrika habe der Sudan den Ausgangspunkt abzugeben; er bildet das Mittelglied zwischen dem „dunkeln" und dem „hellen" Afrika, aus dessen scheinbar getrennten Teilen seine beweglichen Völker ein Ganzes zu machen streben. Neger haben mit Hannibal die Alpen überstiegen und sind mit Mac Mahon bei Wörth geschlagen worden. Wie immer ihre ursprüngliche Natur gewesen sein

mag, diese ganze Bevölkerung muß mit einem starken äthiopischen Element versetzt sein (vgl. die Abbildung eines Fessaners, S. 661). Die ganze semitische und hamitische Bevölkerung Afrikas hat, mit anderen Worten, einen mulattischen Charakter, der sich bis zu den Semiten außerhalb Afrika erstreckt.

Innerhalb der dunkelfarbigen Bevölkerung Afrikas gibt es Stämme, deren Gesichtsbildung edleren Formen der Weißen nahekommt, trotzdem ihre Färbung ebenso dunkel ist wie bei den typischen Negern (vgl. Abbildung, S. 662). Also ist eine notwendige Beziehung zwischen Hautfarbe und anderen Körpermerkmalen nicht vorhanden. Hier ist es von Interesse, festzustellen, daß zu den edler gebildeten Menschen der dunkeln Afrikaner vor allen die an der Ostseite gegen Arabien und viele an der Nordwest- und Westseite bis zum Benuë wohnenden Stämme gehören. Die Nubier (s. Abbildung, S. 663), Abessinier, Galla und Somal, die Fulbe, die Mandingo, Haussa



Ein alter Hottentott. (Nach Photographie von Professor Dr. G. Fritsch.)

und andere gehören hierher; die Wahuma aber, die Sandeh und Mangbattu, die „Bronzestatuen" vom oberen Kongo bis Kamerun, bilden eine zweite Reihe dahinter, eine mehr negerhafte. Bei einigen ist fremder Einfluß nachweisbar, bei allen ist er höchst wahrscheinlich. Sogar Anthropologen wie Quatrefages sprechen von Zeichen semitischer Beimischung bei Sulukaffern (vgl. die Abbildung des Gaikakönigs Sandili, S. 12).

*

So sondern sich denn aus der Masse der afrikanischen Neger die vorwiegend östlichen und südlichen Bantu[1] von den vorwiegend nördlichen und westlichen Stämmen ab. Die Bantu wohnen in Gebieten, die indischer und arabischer, vielleicht auch malayischer Zuwanderung zunächst liegen; der Westen ist derartigen Einflüssen weniger ausgesetzt gewesen: Afrika wie Amerika zeigen an ihrer Innenseite eine reichere ethnische Entwickelung als an der Außenseite. Die vielbesprochene hellfarbige, wollhaarige und dolichokephale Rasse der sogenannten Zwerge reiht sich hier ein; sie wohnten einst kompakt im Süden des Erdteils und senden nur einzelne Ausläufer über den Äquator hinüber. Und endlich erstreckt sich im Norden eine breite Zone von halbnegroiden, halb kaukasischen Mischvölkern vom Atlantischen Ozean bis zum Roten Meer über

[1] Wir folgen einem verbreiteten Gebrauch, indem wir Bantu schreiben, halten aber mit Büttner Ba-Ntu für richtiger, weil es schon im Präfix eins der hervorstechendsten Merkmale dieser Sprache hervortreten läßt.

die Wüste hinaus bis an den Rand des Mittelmeeres hin. Damit haben wir zwei echt negroide und zwei gemischte Rassengebiete.

Wie überall, sondern sich auch in Afrika die Sprachen schärfer als die Rassen. Im Süden weist die Sprachgruppe der **Koikoin** (Buschmänner und Hottentotten) unter sich weniger Ähnlichkeit auf als ihre Träger; dann folgen bis über den Äquator hinaus ohne Unterbrechung die Bantusprachen. Mannigfaltig sind die mittelafrikanischen Sprachen. Man muß annehmen, daß gerade an der Grenze ursprüngliche Bantu- und eine oder mehrere nördliche Sprachen verdrängend und durchdringend aufeinander gewirkt haben. Für ihre Entstehung durch Mischung spricht besonders die Thatsache, daß, sobald wir uns von dem Berührungsgebiet der Bantu und Hamiten entfernen, jede der beiden Sprachen in ihrem Gebiet auf weite Entfernungen und unter ganz verschiedenen Verhältnissen die größte Übereinstimmung aufweist. Und endlich teilen sich in das nördlichste Afrika die **hamitischen Sprachen** der wahrscheinlich aus Asien eingewanderten altägyptischen, libyschen und kuschitischen Stämme und die **semitischen** der Abessinier und Araber.



Häuptlingsäxte der Bassonge, gravierte und gestanzte Arbeit, mit Kupfer tauschiert; die Stiele mit Kupferdraht und Krokodilhaut überzogen. 1/5 wirkl. Größe. (Sammlung Wissmann, Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 668.

**Alte Verbindungen dieser bisher immer nur auseinander gehaltenen Sprachen aufzusuchen, wird eine Hauptaufgabe der Völkerkunde sein.** Wenig ist hierin geschehen. Anregend war der **Lepsius**sche Gedanke, das Hottentottische sei mit den hamitischen Sprachen aus Asien und Afrika eingedrungen, die Bantusprachen seien von den ursprünglichen der afrikanischen Aboriginer und die Sudan- oder Mischnegersprachen aus hamitischen und Bantuelementen herzuleiten; die alte Verbindung des nord- und südafrikanischen Hamitischen sollte durch Wiedervordringen der erst zurückgedrängten Bantustämme gelöst, und dadurch die Mischsprache der nordäquatorialen Neger entstanden sein. In solchen Schlüssen wird uns aber die vergleichende Sprachforschung stets nur jüngere Phasen klarlegen helfen; denn die rasche Verbreitung und die Veränderlichkeit der Sprachen gestatten uns nicht, weit in die Tiefe zu dringen.

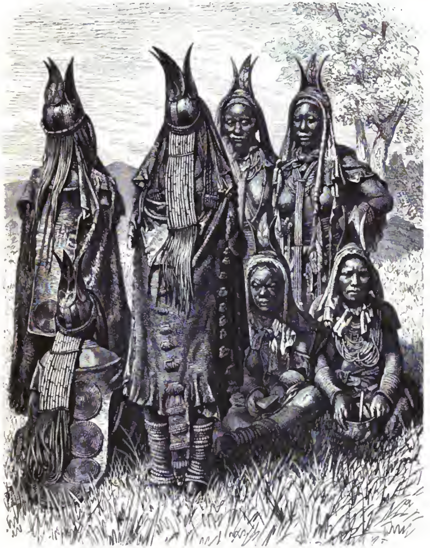
Afrika gehört **ethnographisch** seinen Hauptabschnitten nach zu den Südländern (s. oben, S. 6 u. f.) und fällt ganz in das Eisengebiet. Es hat zwei Perioden der Zersetzung hinter sich.

Vergleicht man vom europäischen Einfluß ganz unberührte innerafrikanische Werke mit melanesischen, so fühlt man eine mit dem Eisen eingedrungene Abhängigkeit und Verarmung. Besitz und Gebräuche der Neger gehören einer jüngeren Entwickelung an. Es ist unmöglich, zwischen gewissen melanesischen und afrikanischen Negern irgend einen Unterschied zu finden (s. oben, S. 137 und 200). In seinen nördlichen Abschnitten gehört der Erdteil ebenfalls nicht sich allein. Die der kaukasischen oder mittelländischen Rasse zugezählten Nordafrikaner finden sich in Westasien und Südeuropa wieder. Die Herstammung der Ägypter aus Asien wird von ernsten Forschern behauptet, für die der Araber und Abessinier liegen geschichtliche Zeugnisse vor, und gewisse vorgeschichtliche Denkmäler in den Atlasländern scheinen auf alte Völkerbeziehungen zwischen Nordafrika und Europa hinzudeuten; dazu kommen noch die versprengten Blonden des Atlas. Wie unberechtigt wäre es doch, den Ursprung der Bevölkerungen Afrikas ohne Berücksichtigung der Nachbarerdteile ergründen zu wollen. Dahinter muß die beliebte Frage nach den Autochthonen zurückstehen.

In dem Verhältnis der hellen „Zwerge" von $1^1/_2$ m Höhe im Süden (nur eines Astes am Stamm der Negerrasse) zu den übrigen Afrikanern, besonders zu den ihnen als Rasse nächststehenden Negern, ist die körperliche Ähnlichkeit der beiden unzweifelhaft, die sprachliche Verwandtschaft dagegen immer noch unklar. Ähnliche Beziehungen walten auch zwischen kleinen Völkern Südasiens (Negritos, Mincopies, Weddas) und dortigen Negern: die Rasse neigt offenbar zur Bildung kleiner Varietäten. Ethnographisch stehen die beiden Hälften nicht allein. Die Hottentotten (vgl. die Abb., S. 664) sind Hirten ostafrikanischer Art, die Buschmänner Jäger mit Bogen und Giftpfeilen wie die „Zwerge" des zentralafrikanischen Urwaldes. Die Entdeckungen buschmannähnlicher heller, kleiner Völker im Inneren Afrikas haben die Grenzen der hellfarbigen Südafrikaner immer weiter nördlich verschoben. In Südafrika selbst dürften einst beide hellere Gruppen, die herdenhütende und die jagende, weiter nach Norden gereicht haben als heute; auf der Ostseite hat sie die wohl von Norden her erfolgte Kafferneinwanderung am weitesten zurückgedrängt. Es fehlen ja auch die innerafrikanischen kleinen Jägerstämme dem Hochlande Ostafrikas und bilden eigentlich eine inner- und westafrikanische Gruppe. Jedenfalls aber sind diese Völker weder in Afrika etwas Hocheigenartiges, noch etwas nur in Afrika Vorkommendes.

Doch nun wieder zurück zur anthropogeographischen Betrachtung. Wie denkt man von dem Ursprung der Neger? Biogeographisch betrachtet erscheint Afrika als Halbinsel von Asien, worauf sich in ihrer Rückständigkeit eigentümlich manche Arten und Formen der Schöpfung erhalten haben. Die Abschließung gegen Norden durch die Wüste mußte so lange währen, als nicht anderswoher bessere Schiffer, als noch heute die Afrikaner sind, an Afrikas Küsten stießen; sie ließ Einwanderer bis dahin hauptsächlich den Umweg über Westasien machen. Im kontinentalen Asien haben gewaltige Völkerwellen die Neger bis in den äußersten Süden und Südosten verdrängt und versprengt; nur Afrika bot ihnen Raum zu ungestörterer Entfaltung. Das ist das menschheitsgeschichtlich Wertvollste an der afrikanischen Negerbevölkerung, daß sie das einzige Beispiel eines freier und breiter entwickelten Zweiges der großen, sonst überall von einer breiten Rückgangszone umgebenen Negerrasse ist. Da öfters von Asien Völkerwellen nach Afrika hinüberschlugen, während das Gegenteil nicht beglaubigt ist, spricht die Analogie auch für eine östliche Einwanderung der Neger. Fanden nun solche Einwanderer Bewohner vor, so dürften sie sich durch ihre geringe Zahl gezwungen gesehen haben, in den Ureinwohnern, auch wenn sie sie beherrschten, aufzugehen; dadurch entstanden aber Mischrassen, die um ein wenig die Einheimischen überragten. Nachdem sich nun dieser Prozeß (heute verkörpert in den Somal und Suaheli) öfter wiederholt und Völkerwelle auf Völkerwelle von Osten her ins Innere des Erdteils vorgequollen war, hatte sich fast die gesamte Bevölkerung vereinheitlicht. Wenn diese wiederholten

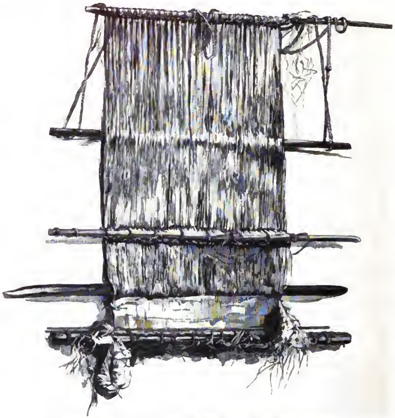
Wanderungen unwahrscheinlich sein sollten, der erinnere sich daran, daß allein von semitischen, teilweise Jahrhunderte dauernden Invasionen die Geschichte viermal berichtet: in Ägypten (Hyk-



Weiber der Hereró. (Nach Photographie im Besitz des Missionshauses in Barmen.)

sos), in Abessinien und im weiteren Nord- und Ostafrika (Araber). Während schon früher in Ostafrika althamitische und arabische, vielleicht auch indische Einflüsse vieles echt Negerhafte ausgerottet oder wenigstens abgeschliffen haben und am Westrande die Zersetzung vorgeschritten ist, blieb im Inneren Altes echter erhalten.

Wo älterer afrikanischer Kulturbesitz nach außen deutet, deutet er ostwärts. Afrika fällt zum größten Teil in die Grenzen der Verbreitung des Eisens, des indischen Rindes und Schweines, des Haushuhns. Südasiatische Eisenindustrie und indische Rindviehzucht sind hervorragende Punkte der afrikanischen Ethnographie. Ebenso zieht der Ackerbau mit Hirsearten teilweise asiatischen Ursprungs durch das mittlere und südliche Afrika, Südarabien und auch durch Indien



Webstuhl der Bakuba $^{1}/_{10}$ wirkl. Größe. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

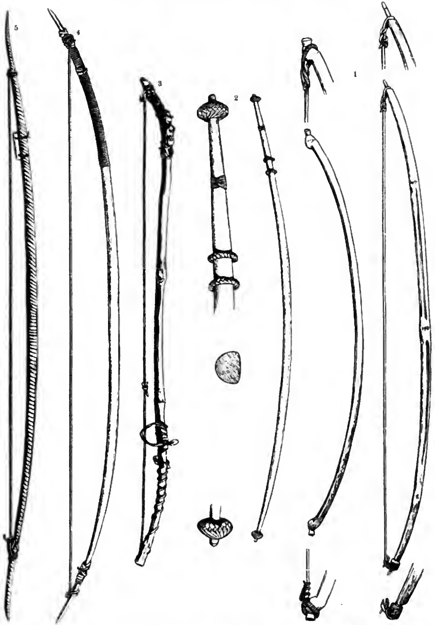
(hier wird in der Regel das Übergewicht der Hirse über andere Nahrungsfrüchte übersehen) einen Gürtel, der sich an den des Reises (in Ostasien) anschließt und südlich von dem des Weizens, der Gerste und des Roggens liegt. Eine merkwürdige Ausnahme davon bildet nur Madagaskar mit stark vorwaltendem Reis- und etwas Maisbau. Die Bedeckung der Vorderarme und Unterschenkel mit dicht aufeinander folgenden, manchmal spiralig zusammenhängenden Ringen aus Messing oder Kupfer (oft mehr Kleidung als Schmuck, s. Abbild., S. 667) findet man in Ost- und Westafrika ebenso wie bei tieferstehenden Stämmen Indiens. Darin, daß Elfenbein in beiden Gebieten verwertet und hochgehalten wird, zeigt sich eine ethnographische Verwandtschaft auf dem Grunde der tiergeographischen. Der Webstuhl (s. obige Abbild.) ist auf beiden Seiten des Indischen Ozeans wesentlich gleich. Während die mittelasiatischen Völker, Hyperboreer und Indianer, vorwiegend

zweiarmige Bogen mit medianer Einsenkung haben, ist in Indien und Afrika die einfach gebogene Form üblich. Über Südasien hinaus reichen andere Beziehungen bis in den Stillen Ozean hinein, nach Neuguinea hinüber. Daraus seien nur hervorgehoben die geknöpften Bogen mit Rotangsehnen am Kassai (s. Abbildung 2, S. 670) und in Nord-Neuguinea: das ist keine zufällige Übereinstimmung, das ist gemeinsamer Ursprung. Ebenso ruhen die Vorrichtungen zum Handschutz auf gleicher Grundlage (s. Abbildung, S. 672). Sollte vielleicht die große Thatsache, daß die Afrikaner Eisen besitzen, als ein Widerspruch erscheinen: die neuere Forschung läßt eine früher über ganz Afrika verbreitete Steinzeit immer deutlicher hervortreten, also den Zustand, worin sich die Mehrzahl der asiatisch-australischen Neger zur Zeit der ersten Berührung mit Europa befanden.

Auch die Vorstellungskreise berühren sich oft innig. Bleek hat auf eine Anzahl von Übereinstimmungen zwischen den Sternsagen der Buschmänner und Südostaustralier aufmerksam gemacht. Diese Völker, die allgemein als die in der Kultur am weitesten zurückstehenden angesehen werden, besitzen beide einen erstaunlichen Reichtum an Sagen und Dichtungen über eine ganze Reihe von Himmelskörpern. Außerdem sind auch deutliche Anklänge in den Sagen selbst vorhanden. Die Australier führen die Sonne auf ein von früheren Menschen in den Himmelsraum geworfenes Emu-Ei, die Buschmänner auf einen gleichfalls von früheren Menschen in den Himmel geworfenen Mann zurück; die Milchstraße entstand nach den Eingeborenen von Victoria aus dem Rauche des Feuers jener Menschen, nach den Buschmännern aus Asche, die sie in den Himmel warfen. Beide setzen einen hellen Stern, jene den Arcturus, diese den Kanopus, in Beziehung zu wilder Nahrung, z. B. Ameiseneiern, die er sie finden lehrt. In den Magellanischen Wolken sehen jene ein Paar Vögel, diese ein Paar Steinböcke. Die Übereinstimmung merkwürdiger Sterblichkeitssagen zwischen Südafrikanern und Fidschianern hat Peschel hervorgehoben. Die Fidschianer lassen zwei Götter, Mond und Ratte, sich streiten, ob die Menschen wie der Mond sterben und wiederkehren, oder wie die Ratten einfach sterben sollten; die Ratte siegte, nun sind die Menschen sterblich. Bei den Hottentotten läßt der Mond durch den Hasen den Menschen sagen, daß sie gleich ihm vergehen und wiederkehren sollten. Der Hase richtet die Botschaft im entgegengesetzten Sinne aus; dafür wirft ihn der Mond mit einem Stabe, der ihm die Oberlippe schlitzt. Die Basuto lassen die Eidechse die rechte Botschaft bringen, aber das Chamäleon überholt sie mit der falschen und findet bei den Menschen Glauben. Unmöglich sind alle diese Ähnlichkeiten nur Zufälligkeiten.

Doch ist freilich die Möglichkeit ein und derselben Quelle immer im Auge zu behalten, die ursprünglich vielleicht gleich wenig mit beiden zu thun hatte. Wir möchten hieran besonders angesichts der den europäischen oft ähnlichen Fabeln und Märchen der gelben Südafrikaner erinnern. Bei dem trümmerhaften Zustand, worin der Hephästosmythus und die polynesische Sage vom Maui hier als Erzählung von einem einbeinigen Mann unter der Erde wiederkehrt, läßt uns die gemeinsame Quelle nur aus der Ferne ihr Rieseln hören; aber wir können nicht zweifeln, daß sie einst kräftiger floß. Auch in dem hoch entwickelten Rechtsleben der Neger sind fremde Elemente nachzuweisen. Sie besitzen ja in hohem Grade die Gabe und Neigung, sich fremde Gesittungsschätze anzueignen, und sind arm an eignen Erfindungen; das dürfte nicht bloß die materielle, sondern auch die ideelle Kultur betreffen.

Darum haben auch Kulturen von weltgeschichtlicher Bedeutung in Afrika dauerhafte Stätten bloß am Rande gefunden; es hat kein Mexiko, kein Peru entwickelt. Boden, Klima und Menschenmaterial haben dafür den von außen hereingebrachten Keimen einen afrikanischen Stempel aufgeprägt. Das gilt auch von der ägyptischen Kultur. Ihr Woher kann uns jetzt gleichgültig sein; uns interessiert nur das Wohin, d. h. die Richtungen, in denen sie ihre Strahlen geworfen hat. Das Zeptermesser der Mangbattufürsten, die Baumwollspindel der Kaffernfrau oder der




Die Haupttypen afrikanischer Bogen: 1) Bogen der Bangala. (Sammlung Schütt, Museum für Völkerkunde, Berlin.) 2) Bogen der Bakuba, mit geflochtenen Rotangknöpfen. (Sammlung Wissmann, Museum für Völkerkunde, Berlin.) 3) Bogen aus dem Hinterlande von Togo, angeblich von den Haussa. (Sammlung Zimmerer, Ethnographisches Museum, München.) 4) Bogen aus Uha. (Sammlung P. Reichard, Museum für Völkerkunde, Berlin.) 5) Bogen der Bari, mit Eisenband umwunden. (Sammlung Piaggia, Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Angolanerin, die fünfsaitige Guitarre vom Niger (s. untenstehende Abbild.), ganze Reihen von Gebräuchen bei Ackerbau und Viehzucht, im Hause und im Kriege wiederholen Ägyptisches, zugleich aber auch Altasiatisches, oder klingen mindestens stark daran an. Dann nahm von Westasien her die arabische Kultur ihren Lauf von Norden und Osten nach dem Herzen des Erdteils zu; sie war ihm nahegekommen, als die europäischen Entdecker erst begannen, den Fußstapfen dieser „Pioniere der Kultur" zu folgen. Sie führte zur Begründung eigner Kulturzentren in dauernden Staatsgebilden, großen Städten, zahlreichen thätigen Völkern, aber nur im Sudan, dem natürlichen Übergangsgebiet zwischen Nord- und Mittelafrika. Die Europäer, die schon im 8. Jahrhundert v. Chr. Pflanzstätten an der Nordküste begründeten und danach durch die Herrschaft Roms Fuß faßten von Numidien bis Ägypten, sind mit Ausnahme von Südafrika am Rande geblieben und haben bis auf die jüngste Zeit einen viel geringeren Einfluß als Ägypter und Araber ausgeübt.

Eignes im Bunde mit äußeren Anregungen hat sich in Innerafrika zwar wechselnd, doch überall, wo es ungestört war, reich entwickelt. Das ist das Auffallende an der afrikanischen Völkerkunde, daß nach dem Inneren zu die Höhe der Kultur, soweit sie sich am Reichtum und



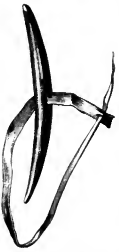
Eine mit Grassaiten bezogene Guitarre aus Westafrika. 1/10 wirkl. Größe. (Christy Collection, London.)

der Mannigfaltigkeit des Kulturbesitzes, der Stetigkeit der Verhältnisse, dem Wohlstand und der Dichte der Bevölkerung mißt, größer ist als in den peripherischen Landschaften. Allerdings darf man deshalb noch nicht von unerwarteten Kulturunterschieden innerhalb des innerafrikanischen Völkerkreises sprechen. Aus den im ganzen niedrigen Entwickelungen, die Innerafrika bietet, treten begünstigtere Entfaltungen hervor, die, so glänzend sie sich auch von ihrer Umgebung abheben, im Vergleich zu den Erscheinungen des ägyptisch-arabischen Kulturkreises noch der Barbarei angehören.

Im Zusammenhang mit der Frage nach der Entwickelungsfähigkeit der Afrikaner und den möglichen Anknüpfungspunkten für höhere Kultur, werden wir genauer die Punkte ins Auge fassen, wo sie über das innerafrikanische Maß merklich hinausragt. Man thut den „autochthonen Kulturen" der Mangbattu, Waganda, Bangala und anderer nicht unrecht, wenn man ihre Überlegenheit vorzüglich im materiellen Kulturbesitz sucht. Sie wahren damit nur das innerste Wesen der afrikanischen Kultur; denn gerade der Gegensatz der hohen Entwickelung der materiellen Seite zum Zurückbleiben der geistigen gibt Afrika als Ganzem einen besonderen Kulturcharakter. Es liegt etwas Schweres, Niederziehendes, Stabilisierendes in diesem eifrigen Betrieb des Ackerbaues und der Viehzucht bei der so geringen Entwickelung der staatlichen und religiösen Einrichtungen. Daher auch die erstaunliche Gleichmäßigkeit seiner Verbreitung. Diese Thatsache trägt zunächst einen binnenländischen Charakter, wurzelt aber tief in der Anlage der Neger, die ihre Hauptstärke nicht im Aufschwung, sondern im Beharren findet. Der Neger ist fleißiger, als man gewöhnlich glaubt, auch nicht so tierisch dumm, wie er lange von interessierter Seite dargestellt wurde, aber er erhebt doch sich selten zu geistigen Höhen.

*

Zu den wichtigsten Thatsachen der afrikanischen Völkerkunde gehört die verhältnismäßig starke **Bevölkerungszahl**. Auch ohne das von Menschen wimmelnde Ägypten und mit der menschenarmen Wüste ist Afrika noch besser bewohnt als das voreuropäische Amerika oder Australien. Wir glauben nicht an die einstige Unbewohntheit der Prärien Nordamerikas, aber so dicht bewohnt wie das Grasland hinter Kamerun oder am Nordufer des Ubangi sind sie nie gewesen. Ohne Viehzucht und Eisen ist offenbar die Beschaffung von Lebensmitteln für eine dieser Kulturstufe angehörende Bevölkerung von mehr als 40 auf der Quadratmeile allzu schwierig. Wenn nun in begünstigten Ländern Innerafrikas die Dichte fünf- bis achtmal so groß ist, so sagt man sich, daß dieser Erdteil mit Südasien nicht bloß manche wertvolle Bestandteile des Kulturschatzes, sondern auch deren Wirkung in dichter Bevölkerung teile. Man pflegt heute für Afrika 200—206 Millionen Menschen anzunehmen, wovon für die genauer bekannten Länder und Kolonien in Nord- und Südafrika, die Wüste und die Inseln gegen 30 Millionen abgehen. Wenn nun auch von den übrigbleibenden 170 Millionen, denen fast nur Schätzungen, teilweis übertriebene, zu Grunde liegen, in Zukunft noch weitere 30 oder 50 Millionen abzuziehen sein werden, so werden uns größere Gebiete Afrikas doch immer als dicht bevölkerte erscheinen. Aber die Verallgemeinerung dieser Zahlen ist ebenso zu vermeiden, wie ihr Vorkommen beschränkt und schwankend ist. Die Schätzung, die die angeblich starke Bevölkerung von Manyema und Mangbattuland zu Grunde legte, übersah nicht bloß den Unterschied, den in der Bevölkerungsverteilung der niedrigere Kulturstand der städte- und wegelosen, des großen Handels und der dafür arbeitenden Gewerbe entbehrenden Negerländer hervorbringt, sondern auch andere ethnographische Eigentümlichkeiten, die der geographischen Verbreitung der Neger als wesentlichstes Merkmal die **Ungleichmäßigkeit** aufprägen, die aus der Veränderlichkeit hervorgeht. Auch die Naturbeschaffenheit, die Gebiete des Nomadismus neben Gebiete der Ansässigkeit legt, wurde nicht genug berücksichtigt. Kurz, jene Schätzungen kranken an dem Grundfehler: sie nehmen eine geographische und anthropogeographische Kontinuität an, die weder in der Natur noch in der Bevölkerung Afrikas wirklich vorhanden ist. Der Eindruck, den schon die unerschöpfliche Sklavenausfuhr machte, Afrika sei ein an Menschen besonders fruchtbares Land, bleibt zwar bestehen; aber die Ansicht ist zu widerlegen, als ob aus einzeln auftretender Dichtigkeit auf eine so allgemein verbreitete geschlossen werden dürfe wie in unseren Kulturländern.



Handschutz der Bogenschützen, von den südöstl. Masai. (Nach Stuhlmann.) Vgl. Text, S. 669.

Prüft man die Angaben, so heben sich die günstigen Siedelungslagen an Flüssen und Handelsstraßen, die ja wieder gerade von den Reisenden am häufigsten berührt werden, kleine, ausnahmsweise ungestörte Staaten und europäische Kolonien, wo auch den Farbigen der Segen eines strengen Staatswesens zu teil wird, hervor. Dazwischen liegen weite, dünnbevölkerte, ja menschenleere Gebiete. Und diese schroffen und häufigen Abstände sind in der Natur des Erdteils und im Kulturstand seiner Völker tief begründet; denn selbst das Minimum der Bevölkerung, die Menschenleere, ist auch in Kulturgebieten zu finden, in den Grenzsäumen. Zu welchem Maximum aber die Neger bei ihrer Wirtschaft, ihrer Familie, ihrem Staat gelangen können, darüber kann uns nur die Erfahrung belehren; und da möchte es scheinen, als ob es keine dichtere Bevölkerung je gegeben habe als im Schillukland. 1871 gab es im eigentlichen Schillukgebiet nach einer schätzungsweisen Annahme etwa 3000 Dörfer mit über 1 Million Seelen. Somit hätten auf

den 120 Quadratmeilen, die zu **Schweinfurths** Zeit die Schilluk an den Ufern und auf den Inseln des Weißen Nils bewohnten, durchschnittlich mehr als 8000 Menschen gesessen. Wir werden auf die Anziehung hinzuweisen haben, die vielfach die Wasserränder auf die Ansiedelungen üben. Allein auch sie findet oft früh ihre Grenzen: die Bevölkerung ist dünn am unteren Congo und am unteren Ogowe. Vor allem setzt aber jede dichte Bevölkerung in Afrika immer die Nachbarschaft eines dünn bevölkerten Gebietes, wenn nicht geradezu die Umgebung damit, voraus. Darin liegt eine weitere Schwierigkeit für das durchschnittziehende Verfahren. Ist die dichte Bevölkerung kriegerisch, wie in Uganda, dann entvölkert sie ihre Nachbarländer durch Raubzüge. Will sie in Ruhe leben, dann schließt sie sich durch ein Grenzgebiet ab, das höchstens von kleinen Jäger- (in Zentralafrika Batwa-) Ansiedelungen besetzt sein darf und bei kleineren Staaten ebensoviel (bei den Niam-Niam noch mehr) Areal beansprucht wie das bevölkerte Gebiet. Als dritten Fall haben wir das weite, ganz dünn bewohnte Jagdgebiet der Dinka am Ostufer des Weißen Nils, der Schilluk am Westufer.


Ein Niam-Niam. (Nach Photographie von Richard Buchta.)

Der schwächere Halt am Boden gestattet Schwankungen, die selbst in den Kolonialgebieten der Europäer unerhört sind; so zogen ganze Kolonien der Mittu, die sich dem Frondienst der Araber nicht beugen mochten, in das Land der Niam-Niam. Ja, Völker wandern, die vorher und nachher ansässig sind, bloß um einer politischen Beschwerung oder Gefahr zu entgehen.

Mit der Lebens- und Bevölkerungskraft einer in ihrem großen Lande alteingewohnten Rasse muß also die europäische Kolonialpolitik hier rechnen, mit einer Rasse die sich unter der Zivilisation trotz der mit eingeschleppten Krankheiten rasch vermehren und nichts von ihrer Kraft verlieren dürfte. Traurig klingt es zwar, wenn **Brazza** 1885 vom Kongo schreibt: „Trostlos ist in diesen Dörfern (der Alima-Mündung) die weite Verbreitung der Syphilis. Männer, Weiber, Kinder, alle sind buchstäblich mit Beulen bedeckt"; aber seit **Lichtenstein** haben zahlreiche Ärzte ihre Meinung dahin abgegeben, daß venerische Krankheiten auf die Afrikaner viel weniger zerstörend wirken als auf die Europäer. Pocken, Masern, Schwindsucht, Influenza und wie alle die Geißeln der Indianer, Australier, Polynesier und Nordasiaten heißen mögen, haben in Afrika niemals weite Länder entvölkert, abgesehen von dem an Hilfsquellen armen, stets dünn bevölkerten Süden. Der Rückgang besaß immer mehr den Charakter einer sozialen Erscheinung; Menschenraub, Sklaverei und Polygamie müssen natürlich die natürliche Zusammensetzung der Bevölkerung verderben und die Vermehrung hemmen. Kommen doch z. B. nach **Felkin** bei den kriegerischen und räuberischen Waganda auf 2 Männer 7 Weiber.

Von einer Menge afrikanischer Völker wird angenommen, daß sie **Mischlinge** seien; kaum eins dürfte als ganz rein von allen Beobachtern bezeichnet worden sein. Und selbst wenn man nur die berücksichtigt, die in geschichtlicher Zeit aus Mischung bekannter Elemente entstanden sind,

so bietet kein anderer Teil der Erde so viele, so große und so einflußreiche Mischvölker: die Mauren im Norden und die Sudanesen im Süden der Wüste, die Suaheli im Osten und die Bastaards im Süden. Und darin ist nicht bloß ein kleiner Tropfen afrikanischen Blutes, sondern es schlägt vor; nicht Europäisierung, Arabisierung &c., sondern Vernegerung muß es hier heißen. An der Ostküste kann man diesen Prozeß beobachten an den Abkömmlingen von Arabern, an der Westküste an denen von Portugiesen und Negerweibern. Ebenso ist die Bevölkerung der Libyschen Wüste, Fessans, selbst eines großen Teiles von Marokko auf dem besten Wege zu vernegern.

In der Bevölkerungszahl ist bis heute die geschichtliche Kraft der Afrikaner gelegen. Massen von Afrikanern sind an die Küsten Asiens, Amerikas und auch Europas geworfen worden. In Amerika sind ganze Inseln, wie San Domingo und Jamaica, den Negern zugefallen, eine Anzahl Staaten der Union und Nicaragua weisen Negermehrheiten auf, und in Brasilien durchdringt das afrikanische Element alle Stände. Zwar verharrten sie in der Regel in niedrigeren Lebensstellungen und verleugneten damit nicht den passiven Grundzug ihres geschichtlichen Charakters. Allein ihre Erziehungsfähigkeit wird nach und nach durch die Umstände in Resultaten bethätigt, die unser Urteil über die Befähigung und die geschichtliche Rolle dieser Rasse in vielleicht nicht zu ferner Zeit erheblich ändern dürften.

Ein tieferer Denker wird auch früher nicht unseren sonst großen, hierin aber kurzsichtigen Geschichtsphilosophen zugestimmt haben, die von Afrika meinten, es stehe nur in der Vorhalle der Weltgeschichte. Ein Land, das Ägypten und Karthago trug, wird immer weltgeschichtlich wichtig sein, und auch die passive Verpflanzung von Millionen afrikanischer Landeskinder nach Amerika bleibt ein Ereignis von den wichtigsten Folgen. Aber seitdem uns Afrika politisch und wirtschaftlich näher gerückt ist, hat jene Idee ganz weichen müssen. Fast plötzlich ist dem Erdteil, dessen größter Teil am längsten terra incognita geblieben war, eine große Rolle in der Expansionsgeschichte der europäischen Völker zugefallen. Afrika ist in unseren Tagen der Schauplatz einer großen Bewegung geworden, die für Jahrtausende sein Schicksal in der Geschichte besiegeln wird. Alle Kulturvölker, wie plötzlich von der Überzeugung durchtränkt, daß sie gar nicht genug Land in ihren Besitz mit einschließen können, greifen, wenn es ihre Machtverhältnisse irgend gestatten, nach den wenig politisch entwickelten Gebieten Afrikas. Während noch vor 100 Jahren die großen politischen und Handelsmächte nur am Rande wie Blutegel hingen, stoßen heute die „Interessensphären“ der von den Eigentümern noch gar nicht gekannten Machtbereiche im Innersten des Erdteils zusammen. Die Europäer treten damit zum erstenmal in nahe Verbindung mit dem lebenskräftigsten Sproß des dunkeln Völkerzweiges auf seinem eigensten, ihnen zunächst nicht günstigen Boden. Nun wird es sich entscheiden, ob in die Menschheit der ferneren Zukunft viel oder wenig von dieser ältesten aller jetzt lebenden Rassen eingehen wird. Und das ist eins der größten Probleme der Weltgeschichte, die Geschichte der Menschheit sein will.

---

## 2. Allgemeines über die hellfarbigen Südafrikaner.

„Meines Orts lasse mich bedünken, daß dieses uralte afrikanische Völker sein.“ Peter Kolb.

Inhalt: Stellung der hellfarbigen Südafrikaner innerhalb der afrikanischen Völker. — Beziehungen zwischen Buschmännern und Hottentotten. — Die Hottentottensprachen. — Ethnographische Übereinstimmungen und Traditionen.

Ein nach Bau, Sprachen, teilweise auch nach Sitten eigentümlicher Bestandteil der afrikanischen Menschheit wohnt in der halbinselartigen Südecke des Erdteils, besonders im Westen und Süden. Ungünstig wohnt er: für Ackerbau findet sich nirgends größerer Raum, und Tausende von Quadratmeilen sind selbst für die Viehzucht zu steinig. Dazu der durch die Eck- und Randlage

bedingte Verkehrsmangel, ehe sich europäische Völker an den Küsten festsetzten, und man versteht, wie gerade diese Völker an großer Armut des Kulturbesitzes leiden. In allen entlegenen Winkeln der Erde, Feuerland oder Tasmanien, Labrador oder Lappland: dasselbe Bild; nur kommt hier auch der tiefere anthropologische Unterschied hinzu, kleiner Wuchs und helle Hautfarbe. Ihre Sprachen sind wohl durchaus eigen. (Vgl. darüber S. 678.) Der naheliegenden Vermutung, darin Wirkungen der Absonderung unter minder günstigen Naturbedingungen zu sehen, stellt sich das zerstreute Vorkommen ähnlicher Völker in den verschiedensten Teilen von Zentralafrika entgegen. Aber auch wenn jene nur als der einzige kompakt erhaltene



Zwei Namaqua. (Nach Photographien im Besitz des Missionshauses in Barmen.)

Rest einer einst viel weiter verbreiteten Bevölkerung erscheinen, die durch die heute herrschenden dunkeln Negerstämme verdrängt worden ist, so können wir uns doch nicht des Gedankens erwehren, daß in dieser kleinen hellen Rasse nicht eine gewöhnliche Varietät, sondern ein weit „zurückgekommenes Glied" (Virchow) der Neger zu sehen sei (vgl. die Abbildungen, S. 677, 679 u. a. und Tafel bei S. 688).

An der Küste von Sofala, in der Quama-Mündung 2c. haben allerdings auch die älteren Portugiesen und Holländer immer echte Neger gefunden. Der günstig ausgestattete Osten ist von den vordringenden Kaffern in Besitz genommen worden; ihre heutige Grenze gegen die Hottentotten und Buschmänner bildet eine fast ganz Südafrika vom Ngamisee an halbierende Linie. Die früher hier ansässigen Stämme mußten mit der Westseite vorlieb nehmen. Ist etwa der niedrige Stand dieser hellen Südafrikaner in erster Linie dieser Versetzung in ungünstige Lebensbedingungen zuzuschreiben? Daneben hatten die Buschmänner mit den Kaffern um ihre Jagdgründe, die Hottentotten um ihre Viehtriften zu kämpfen; beide untereinander aber wurden, je mehr sie zusammengedrängt wurden, desto mehr auch in den uralten, unvermeidlichen Streit zwischen Jäger und Hirt gezwungen. Die angeerbte Feindschaft zwischen Hottentott und Buschmann hat jedenfalls auch dazu beigetragen, die ethnischen Merkmale scharf auseinander zu halten.

Unbefangen betrachtet lassen sich die anthropologischen Beziehungen der beiden hellfarbigen Völker Südafrikas dahin zusammenfassen, daß der Buschmann reinere, schärfer

ausgeprägte Merkmale darbietet als der Hottentott, wiewohl nicht zu übersehen ist, daß im Norden seines Wohngebietes auch jener dunkler und stärker ist. Nimmt man als gemeinsame Merkmale die geringe Größe, die helle, faltige Haut, die kleinen Hände und Füße, die pfefferkornförmig verfilzten Haare, bei den Weibern den Fettsteiß und die sogenannte Hottentottenschürze an: alles das ist beständiger bei dem Buschmann; auch sein Charakter ist entschiedener wild. Wenn sich auch durch den wahrscheinlich verschiedenen Grad der Mischungen einige körperliche Unterschiede erklären, der schroffe Gegensatz der Lebensweise bleibt doch immer übrig. Die Hottentotten haben folgende Sage über den Ursprung der Buschmannlebensweise: „Im Anfang waren zwei Menschen. Der eine war blind und der andere ein Jäger. Der Jäger fand eine Höhle, woraus Wild hervorkam, und er tötete die Jungen. Der Blinde tastete umher und roch und sagte: ‚Das ist kein Wild, sondern Vieh.‘ Hinterher wurde er sehend und sah, daß es Kühe mit ihren Kälbern waren. Dann baute er einen Kral und beschmierte sich wie ein Hottentott. Jetzt hatte der Jäger große Not in der Aufspürung des Wildes, und als er sah, was der andere that, wollte er sich auch beschmieren. ‚Sieh her‘, meinte dieser, ‚vor dem Gebrauch mußt du die Salbe ins Feuer werfen.‘ Aber da loderten die Flammen auf und verbrannten sein Gesicht jämmerlich, so daß er froh war, davonzulaufen. Der andere aber rief ihm spöttisch nach: ‚Nimm deine Keule und lauf in die Berge, wo du Honig suchen magst!‘ Dies ist der Ursprung der Buschmänner.“

Die Hottentotten stehen durch die Art, wie sie ihre Herden weiden, den Kaffern nahe, teilen viele Sitten und Gebräuche mit ihnen und können, wie verschieden sie auch körperlich und sprachlich seien, ethnographisch nur mit ihnen verbunden werden. Wenn man deshalb scharf sondern wollte, weil bei den Hottentotten die Weiber die Kühe melken, was bei den Kaffern streng verboten ist, aber bei Nordostafrikanern wiederkehrt, so überschätzt man den Wert solcher einzelnen Abweichungen; daß die Hottentotten in höherem Maße Mondverehrer sein sollten als die angeblich mehr dem Ahnenglauben huldigenden Neger, ist vollends nicht festzuhalten. Diese Hirten sind im großen und ganzen Träger derselben Kultur. Die Buschmänner dagegen stehen beiden ethnographisch gleich fern. Die Meinung hat zahlreiche Anhänger, daß die Abschwächung der Merkmale bei den Hottentotten eine Folge der Vermischung mit Bantustämmen sein könnte, mit denen sie ja das Herdenleben gemein haben. Auch scheint es nicht zweifelhaft, daß die jetzt vom Schauplatz verschwundenen Gonaqua, die zu den Hottentotten gezählt wurden, nicht bloß äußerlich, sondern auch durch zahlreiche Kafferwörter den dunkeln Nachbarn näher standen und durch Mischung in den Kaffern aufgingen. Was die Hottentotten von heute anbelangt, so hat auch Gustav Fritsch die Möglichkeit ihrer Mischlingsnatur zugegeben. Die Ansicht, es gebe überhaupt keine reinen Buschmänner mehr, oder höchstens nur noch an den unzugänglichsten Stellen Südafrikas, ist mehrfach ausgesprochen worden. Jene Ähnlichkeiten könnten allerdings weiter reichen als zu den nächsten Nachbarn, und es könnte allgemein Afrikanisches im Gewande kafferischer Entlehnungen erscheinen. Hottentottische Sagen kehren öfters bei den Kaffern wieder. Die hottentottische Wassernixe, halb Mensch halb Kaiman, spukt als Hilihili bei den Kaffern. Die Gora gehört beiden zugleich. Die Namen für Pferd und Schaf entlehnen die Kaffern von den Hottentotten. Die Schnalzlaute der Kosa, Sulu und Bayeye u. a. sind vielleicht ein und desselben Ursprungs. In diesem Zusammenhang darf auch an das gelegentliche Vorkommen von Bogen und Giftpfeilen bei Kaffervölkern erinnert werden. Übrigens liegen sogar Spuren der Anerkennung des Rechtes der Buschmänner auf Kaffernland vor, indem die Amapondo das beste Stück vom erlegten Wilde den verhaßten Buschmännern abtreten. Ohne Zweifel hat die alte Südwanderung der Kaffern, die sich an der Ostseite ohne den Widerstand der Europäer wohl bis zur äußersten Südspitze fortgesetzt hätte, manche Anschauungen, Kenntnisse

und Gebräuche ausgetauscht und Blut gemischt. So wären wir denn mit aller Arbeit von zwei Jahrhunderten glücklich wieder bei der Meinung angelangt, womit P. Kolb seine Erörterung über die Ähnlichkeiten zwischen den Hottentotten und den Juden und Troglodyten schließt: „Meines Orts lasse mich bedünken, daß dieses uralte afrikanische Völker sein, die, weil sie immer vertrieben und je länger je weiter von ihrem alten Sitze verjagt worden, sowohl aus denen dahin gebrachten Jüden als auch anderen afrikanischen und absonderlich karthaginensischen Völkern sich zusammengeschlagen und endlich an diese äußerste Spitze des Landes begeben, daselbst sich gesetzet und häuslich in eine Versammlung begeben haben: und weil so vielerley Nationen gewesen, so habe immer eine von der anderen was angenommen, jede aber ihre absonderlichen Gebräuche vergessen; daß also nunmehro ein verwirrter Zustand bei ihnen anzutreffen.“ Indem er nur die thatsächlichen Verwandtschaften beobachtete, fand auch Robert Hartmann bei Buschmännern und Hottentotten trotz mancher nationalen



Ein Buschmann. (Nach Photographie von Prof. Dr. G. Fritsch.)

Umformung doch vielfach die Eigentümlichkeiten der Negerrasse vor; ihr physisches und psychisches Wesen entferne sich nicht gänzlich von den Nigritiern. Selbst Sitten und Gebräuche böten neben manchem Besonderen doch auch viel allgemein und urwüchsig Afrikanisches dar.

Absehend von der auf linguistischer und schwacher ethnographischer Grundlage aufgebauten Hypothese Bleeks und Lepsius' von nordafrikanischen und westasiatischen Verwandtschaften seien hier die weitgehenden Übereinstimmungen zwischen den Buschmännern und den sogenannten Zwergvölkern Innerafrikas in Lebensweise ebenso wie in Körperbau hervorgehoben. In welchen Beziehungen aber standen die Buschmänner zu ihren Nachbarn vom Hottentotten- und Kaffernstamm, solange sie noch nicht durch das Eindringen der Europäer zersprengt und zersetzt waren? Wir wissen, daß mit dem Rückgang des Wildes und dem Vordringen der Viehzüchter die Buschmänner mehr und mehr in Abhängigkeit von den Hottentotten und Bastaards gekommen sind. Es wäre aber viel interessanter zu wissen, ob nicht früher diese Jägerstämme in ähnlicher Weise ihren viehzüchtenden und ackerbauenden Nachbarn in primitiver Arbeitsteilung als Jäger zur Seite gestanden haben wie die Zwergstämme. John Mackenzie spricht von den „dem Setscheli oder den Stämmen in seiner Nachbarschaft gehörigen Buschmännern“ und von „den anderen den Bamangwato gehörigen und über das Land nördlich bis zum Zambesi zerstreuten Buschmännern“ und vergleicht ihre Stellung mit der der Bakalahari und Baharutse, die „ebenfalls Leibeigene im Betschuanenlande sind.“ Für die Buschmänner des Ovampolandes ist eine solche Stellung

sicher anzunehmen, und einst sollen die zahlreicheren Buschmänner mit Jagen die Basuto gerettet haben, als sie durch Tschaka alle Herden verloren hatten. Solche halb Leibeigen- halb Bundesgenossenschaft führt unfehlbar zu Mischungen.

Sprachlich sind Buschmänner und Hottentotten unzweifelhaft verwandt; wenn auch jene an Wörtern und Formen ärmer sind, so stimmen sie doch in den Grundzügen der Wortbildung und -Umbildung und in der Satzfügung überein. Beide verhalten sich zu einander etwa wie Englisch zu Lateinisch (Bleek) und sondern sich scharf von den Sprachen ihrer dunkleren Nachbarn im Osten und Norden ab. Die Sprache der Hottentotten (die Buschmannsprache ist weniger bekannt) setzt die stark abgeschliffenen Formlaute an das Ende des Stammwortes; so wird aus Koi Mensch Koib Mann, Kois Weib, Koigu Männer, Koitu Weiber, Koin Leute. Ihre zweite Besonderheit ist die Geschlechtsunterscheidung, worauf manche Sprachforscher ein übertrieben großes Gewicht gelegt haben: die Buschmanndialekte besitzen sie nicht. Dann fehlen die Lautharmonie, die Präpositionen, die Nominalpräfixe der Bantusprachen. Was aber der Hottentottensprache äußerlich den fremdartigsten Charakter verleiht, sind die Schnalzlaute, wie sie in solcher Ausdehnung, ja noch reichlicher nur in den Buschmannsprachen vorkommen. Durch Gaumen und Zunge erzeugte Laute, wie sie bei uns als Lockrufe, Ausdrücke des Erstaunens und dergleichen verwandt werden, sind hier tief in den Sprachbau verwoben. Daher besonders die große Schwierigkeit, diese Sprachen zu erlernen. Doch sind auch hier die beliebten Übertreibungen nicht berechtigt.

Zum Schluß noch einige Andeutungen über das Alter der Völker in diesen Gebieten. Durch den energischen europäischen Ackerbau werden auf den Karruhfeldern beständig Steinwaffen herausgepflügt. Die meisten bestehen aus Quarziten und sind den paläolithischen Äxten und Pfeilspitzen Europas zum Verwechseln ähnlich, nur daß diese im Diluvium liegen, also fast sicher um vieles älter sind. Auch sonst hat man in der Kapkolonie alte Steingeräte gefunden, darunter Formen, wie sie die steinbewehrten Buschmänner im 17. Jahrhundert nicht mehr benutzten: Lanzen- und Pfeilspitzen, Messer, Äxte und zahlreiche Steinkerne; auch die noch heute von Buschmännern gebrauchten Beschwersteine für Grabstätten. Sie sind in der Regel roh behauen; nur die regelmäßige Auszackung des Randes zeugt von sorgfältigerer Arbeit. Bei solchen Steingeräten fand sich in den Cape Flats rohes Irdengeschirr (das auch in Muschelhaufen an der südafrikanischen Küste vorkommt), aber nicht an der Oberfläche, sondern mit Sand und darin wurzelndem Rasen bedeckt. Erst als dieser entfernt war und jener verwehte, kamen sie zu Tage. Bei den Hottentotten sollen sich noch Erinnerungen an den Gebrauch von Steinwaffen finden.

## 3. Die Buschmänner.[1]

„Der Buschmann ist das unglückselige Kind des Augenblicks." G. Fritsch.

Inhalt: Wohnsitze und Zahl. — Körperbau. Leistungsfähigkeit. Wanderleben. Grausamkeit und Mut. — Kleidung und Schmuck. — Waffen. — Wohnung. Geräte. Künste und Fertigkeiten. — Familienleben. — Politische Verhältnisse. — Religiöse Ahnungen. Begräbnisweise. Sagen und Tiergeschichten.

Einst teilten sich die Buschmänner mit den Hottentotten in den Südwesten Afrikas und griffen noch nach Osten und Norden darüber hinaus. Ihre Verbreitung war schon in voreuro-

[1] Der Name „Buschmann", der von den Engländern und Franzosen auch als Bosjesman, Boschiman ꝛc. gebraucht wird, ist diesem Volke von den Kolonisten beigelegt worden. Er bedarf keiner Erläuterung; doch ist es vielleicht nicht überflüssig, hervorzuheben, daß dieser allgemeine Name auch einigen Negerstämmen

päischer Zeit ihrer Lebensweise entsprechend so zerstreut wie die ihrer zentralafrikanischen Verwandten. Die Europäer, die sie am Kap antrafen (die mulattenartige Farbe, die häßlichen Gesichter, die Magerkeit und Leichtfüßigkeit hob schon Georg Spilberg hervor, der 1601 die Tafelbai untersuchte und benannte), haben sie dann noch mehr zersprengt. Zurückgedrängt in die Gebirge und Wüsten, führen sie im Vergleich zu den Hottentotten ein elendes Dasein. Nur in wenigen Gegenden finden sie sich in größerer Zahl beisammen, hauptsächlich im Buschmannland gegen den Oranje zu. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wohnten sie noch unmittelbar nördlich vom Unter-Bokkeveld, beunruhigten aber zu Lichtensteins Zeit bereits das Roggeveld. Auf



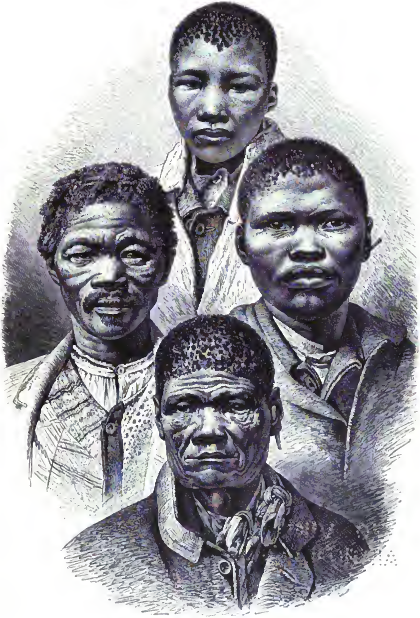
Buschmannfrauen mit Kaross, Amulett und Schmuck. (Nach Photographie von Prof. Dr. G. Fritsch.)

Lokationen sind sie, teils aus eigner Unlust, teils aus Widerstand der Boeren, nicht zu bringen gewesen; Buschmänner wohnen nur am Fuße des Stormberges mit Fingu und Hottentotten zusammen. In den Sitzen der Namaqua zu beiden Seiten des Aub entgehen sie nur durch Zersplitterung und Umherschweifen in den wüstesten Gegenden der Unterdrückung. Und weiter

der Westküste beigelegt wird, die nichts mit diesen Buschmännern zu thun haben. Sie selber nennen sich San, die Mehrzahl von Sab, und Sagua. Über den Sinn dieser Benennung ist man sich nicht klar. Die nächstliegende Deutung ist Parias, Verworfene, Gehetzte, die durch die Thatsachen ihres Lebens begründet ist; nach einer zweiten Erklärung wären sie die Knechte, Unterwürfigen. Wallmann, der ehemalige Inspektor der Rheinischen Mission, will Sab von der Wurzel sa, ruhen, ableiten und erklärt daher: „die (ursprünglich Seßhaften". Abgeleitete Benennungen kommen in älteren Akten des Kaplandes vor. In einem amtlichen Bericht von 1685 heißt es z. B., daß sich Kapitän Claas, ein Hottentottenhäuptling, im Kriege befinde mit den „Sonqua, gemeinhin Bosjesmannen genannt". Die Kaffern geben den Buschmännern, wo sie mit ihnen in Berührung kommen, den Namen Batoa, der möglicherweise nichts anderes ist als Batua, die allgemeine Bezeichnung für jeden der Geschlechtsgenossenschaft Fremden. Auf dieses Wort führt wohl auch die Bezeichnung Batwa für die Zwergvölker des Inneren zurück.

bewohnen sie die ergiebigere Randzone der Kalahari, deren Inneres versprengte Bakalahari und andere Betschuanen besitzen. Hier bilden sie die größten Stämme mit ziemlich geordneter Verfassung. Bei den Ovambo (bis zum Cunene) schwankt ihre Stellung zwischen Dienstbarkeit und Freiheit, in Unabhängigkeit bewohnen sie den Westen und Nordwesten des Ngamisees, wo ein Stamm Madenassana zwischen Schoschong und Sambesi als besonders kräftig und dunkel bezeichnet wird, in Unterdrückung wieder wurden sie bei den Bayeye und Betschuanen bis zu fünf Tagereisen nördlich vom See durch Andersson, den schwedischen Jäger, aufgefunden und von Livingstone noch weiter östlich. Dies rückt ihre Grenzen und damit die Verbreitung der gelben Völker Südafrikas überhaupt bis zum 17.° nördl. Breite vor, d. h. in dieselbe Gegend etwa, wo Dampier von „Hottentotten von Monomotapa" spricht, die wohl auch Buschmänner gewesen sind. Der Landmesser Anderson verlegt allerdings die nördlichsten Buschmanndörfer in den 15.° südl. Breite am oberen Kubango und nennt Buschmänner von den Familien der Masarwa, Kasaka und Kaikaibrio die einzigen ständigen Bewohner des Landes zwischen Kubango, Tschobi, Ovambo- und Damaraland. Was nun den Osten anbetrifft, so wohnen nach Merensky einige wenige Buschmänner auf den Hochflächen, denen der Vaal und Elefantenfluß entströmen, und Wangemann hörte noch 1867, daß sie von den Drakenbergen her die Herden Longalibaleles brandschatzten. Vereinzelte Ruinen von Buschmannskralen findet man auch auf Hügeln im Oranje-Freistaat. Das gibt ihnen also im Osten höchstens eine Verbreitung bis zum 25.° südl. Breite. Vor reichlich 100 Jahren aber fand sie noch Sparrmann bis an die Trift des Sonntagsflusses und ins Quellgebiet des Großen Fischflusses hinein, aber so dünn, daß doch tagelang kein Kral zu sehen war. Ihre südlichsten Felszeichnungen, zweifellos buschmännischen Ursprungs, aber nicht sehr hohen Alters, finden sich in den Engorobergen Damaralands, wo heute nah und fern keine Buschmänner bekannt sind. In Rötel stellen sie vorzüglich Jagdszenen dar, und so treu, daß man sofort jede Tierart erkennt. Bei dem zerstreuten und abhängigen Leben können die Mischungen nicht selten sein. Ganz abgesehen von den Nama-Buschmännern des westlichen Südafrika, heruntergekommenen Mischlingen von Hottentotten, Bergdamara, Hereró und wohl auch Weißen, gehen auch die echten Buschmänner, wo sie nicht aussterben, der Aufsaugung durch ihre Nachbarn entgegen. Ist doch bereits die Hälfte als gemischt anzusehen. Und nach einer freundlichen Mitteilung von Dr. Schinz sind von den 5000 Buschmännern der Kalahari nur noch 3000—3500 ungemischt.

In der äußeren Erscheinung des Buschmannes ist am hervortretendsten seine Kleinheit. G. Fritsch fand als durchschnittliche Höhe von sechs erwachsenen Männern 144,4 cm; ältere, minder zuverlässige Messungen gaben noch kleinere Resultate. Dagegen hat Schinz in der Kalahari den kleinsten Buschmann zu 1,49, den größten zu 1,67 bestimmt. Verschwindend ist der Abstand in der Größe der Männer und der Weiber: Fritsch fand als Mittel aus den Messungen von fünf Buschmänninnen 144,8 cm. Dazu noch Schlankheit des Baues bei großer Magerkeit, ja Dürre der Gliedmaßen. Schon die Kinder zeigen wenig von kindlicher Fülle der Formen. Der Fettgehalt der Haut ist bei beiden Geschlechtern äußerst gering; daher ist sie lederartig trocken, nicht unähnlich gegerbtem Saffianleder, und bildet am Bauch und an den Gelenken starke Falten. Die auffallende Hautausdünstung der eigentlichen Neger findet sich bei den Buschmännern nicht. Der Grundton der Färbung ist rötlich, nach dem Kupferroten hin. Schwache Behaarung entspricht der geringen Stärke der Haut. Die einzelnen Haare sind enger gerollt und bilden gern wie bei den Hottentotten verfilzte, pfefferkornähnliche Knötchen (s. die beigeheftete Tafel „Buschmänner der Kapkolonie"). Das Haar ergraut im Alter, Kahlköpfigkeit ist selten. Am Körper fehlt das feine Flaumhaar ganz: die gewöhnlich behaarten Stellen zeigen stoppeligen, schwachen Haarwuchs; im Gesicht ist nur Schnurrbart manchmal angedeutet. Der Hängebauch ist vorzüglich



**Buschmänner der Kapkolonie.**
(Nach Photographien.)

jugendlichen Individuen eigen. Die durch Magerkeit überall eckigen, eingefallenen Umrisse bilden einen scharfen Gegensatz zu dieser hängenden Anschwellung, die die untere Kreuzgegend unschön einzieht. Dafür erzeugt die große Beweglichkeit der Lendenkreuzwirbel eine erwünschte Fähigkeit der Zusammenrollung auf möglichst engem Raum. An den mageren Gliedmaßen drängen sich die Muskelstränge oft wie bei Mumien unter der schlaffen Haut heraus. Hände und Füße sind im Verhältnis noch kleiner als bei den Hottentotten. Bei den Frauen kommt der Fettsteiß nicht zu der Entwickelung wie bei den Hottentottinnen. Dagegen ist die als „Hottentottenschürze" bekannte Bildung der weiblichen äußeren Geschlechtsteile allgemein.

Das Gesicht ist mit seiner breiten Stirn, dem geringen Hervortreten der Jochbogen und seiner seitlichen Ausbreitung der Unterkiefer einem Rechteck zu vergleichen. Die Augen stehen wagerecht, oft auch etwas schräg. Scheu und wild ist ihr Blick. Die Nase ist an der Wurzel ein-



Ein Buschweib. (Nach Photographie von Prof. Dr. G. Fritsch.)

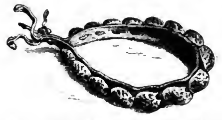
gedrückt, die Spitze aufgestülpt. Der Mund ist breit, die Lippen mäßig aufgeworfen, die ganze Kieferpartie nach vorn geschoben und das Kinn abgerundet, so daß oft eine geradezu schnauzenförmige Gestaltung des unteren Gesichtes herauskommt. Der Buschmannschädel ist gleich dem des Hottentotten lang und niedrig. Auffallend gering ist der Unterschied zwischen dem Becken des Mannes und des Weibes; gedrungen gebaut sind alle Skelettteile. Sollte nicht der zartere Knochenbau daran schuld sein, daß die Buschmänner oft vom Sonnenstich getroffen werden? Auch der Malaria sind sie sehr unterworfen. Die körperliche Leistungsfähigkeit ist mehr in Ausdauer als in augenblicklichen Kraftäußerungen zu suchen. Bei ihrem leichten und sehnigen Bau sind sie ausgezeichnete Dauer- und Geschwindläufer. Gewisse Wildarten hetzen sie mit Erfolg zu Fuß. Die Schärfe der Sinne ist ein Erzeugnis der Übung: in Sehen und Spüren sind sie unübertrefflich. Groß ist die Fähigkeit des Hungerns, Durstens und der raschen Erholung; sonst wäre ja eine so „zufällige" Lebensweise wie die des Buschmanns nicht denkbar.

Es ist schwierig, die geistige und gemütliche Anlage eines solchen wilden Volkes zu bestimmen. Die geistigen Fähigkeiten gehen fast ganz im Unterhalt und Genuß des Lebens auf. Man ist also darauf angewiesen, die Begabung hauptsächlich aus der Geschicklichkeit zu folgern, womit die für das Leben notwendigen Geschäfte, in unserem Falle die Jagd, besorgt werden. Außerdem sind einige unvollständige Gedanken über überirdische Dinge, einige verblaßte und verworrene Überlieferungen zu verzeichnen. Damit sind die Zeugnisse geistigen Lebens erschöpft. Man darf bei einem so armseligen Gedankeninventar nicht gleich von Geistesarmut und

Vertierung reden. Immer wird die Lebensweise einen einzigen großen Milderungsgrund in der Beurteilung des Seelenlebens abgeben. Dies gilt in noch höherem Grade vom Charakter. Was ist hier Erzeugnis der äußeren „mildernden" Umstände, was angeboren? Der Buschmann ist das unglückselige Kind des Augenblickes: so lautet das Urteil G. Fritschs. Der Leichtsinn des hottentottischen Stammgenossen steigert sich beim Buschmann zur verhängnisvollen Unbedachtsamkeit: die augenblickliche Neigung entscheidet. Daraus erklären sich alle Widersprüche und Schlechtigkeiten, die ihn zu dem bestgehaßten Südafrikaner bei Farbigen und Weißen gemacht haben.


Ein Buschmannknabe. (Nach Photographie von Prof. Dr. G. Fritsch.)

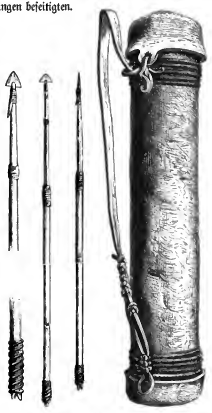
Der Begriff Jägervolk deckt den ganzen Inhalt des Buschmannlebens in allen Altern und Lagen. Die Buschmänner sind die einseitigsten und zugleich die geschicktesten Jäger. Abhängig vom Wilde wechselt der Jäger mit ihm seinen Aufenthalt. Er kann nur in kleinen Trupps zusammenleben, da größere Gemeinden das Wild verscheuchen. Es wirkt dieses Leben ungünstig auf die Volksvermehrung: die schwangeren Frauen und die kleinen Kinder müssen alle Strapazen der Männer durchmachen und entbehren der notwendigen Ruhe und Pflege fast völlig. Unter solchen Verhältnissen entfaltet sich das Individuum, nicht die Gesellschaft. Groß sind die Fähigkeiten des Einzelnen, ärmlich das, was man soziale Instinkte nennt. Schärfe der Sinne, körperliche Zähigkeit, wildes Selbstbewußtsein, trotzige Tollkühnheit bis zur Todesverachtung bei anschmiegender Schlauheit, Kenntnis der Natur: das sind die Charakterzüge dieses echtesten Jägervolkes.


Ein Armband der Buschmänner, mit Muscheln (Cypräen) besetzt. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 684.

Eins veredelt sie, was freilich dem Tiere ebenso eigen ist: die Freiheitsliebe. Darin sind die Buschmänner allen Afrikanern überlegen. Ungleich dem Hottentotten beugte sich der Buschmann keinem Sklavenjoch. Nie verläßt ihn in der Gefangenschaft der wilde Freiheitsdrang des echten Natursohnes. Aus wildem Haß daher ein zerstörender Krieg gegen alles, was von Weißen und Schwarzen diesen Trieb einschränken will, vor allem gegen die Herden, die seine Jagdgründe zurückdrängen. Nun sind aber die Interessen der Hottentotten und Weißen gerade am Kap so eng verknüpft mit ihren Herden, daß deren Verletzung den Viehdieb zum gemeinsamen Feinde stempelte. Was ihn aber vogelfrei macht und außerhalb des Menschlichen stellt, das ist die nutzlose Grausamkeit, womit er seine Räubereien ausführt. Der Buschmann ist der Anarchist unter den Südafrikanern. Wo er dagegen als Diener in dauernde Beziehungen zu Weißen trat, wurde er stets als zuverlässig gerühmt. Gewiß hat der Buschmann eine härtere Seele als der Hottentott oder Neger. Es ist, als ob seine Seele etwas von der Sehnigkeit seines Körpers hätte. Von seiner Grausamkeit und seinem Mut werden wunderbare Geschichten erzählt. Oft genug hat G. Fritsch von kundigen Leuten gehört, daß sie sich mit einem Dutzend gezähmter Buschmänner vor hundert Kaffern nicht fürchteten; auch er würde die Partei jener wählen. Hat doch die Furcht vor dem Buschmann

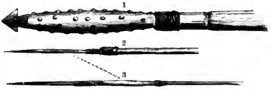
sogar auf die Entwaldung Südafrikas gewirkt, da die Kolonisten, um das Anschleichen zu verhüten, alles Buschwerk in der Nähe ihrer Wohnungen beseitigten.

Die reiche Quelle von Einsicht in das Wesen von Naturmenschen, die ihr Übergang in zivilisiertere Verhältnisse erschließt, kann für den Buschmann nur spärlich fließen; denn es kommt selten vor, daß er in den „gezähmten" Zustand übergeht, noch seltener, daß er darin verharrt. Um so weniger möchten wir hier eine von Kaffernhand gezeichnete originelle Skizze des Buschmanns übergehen, womit uns der Missionar Callaway bekannt gemacht hat. „Die Abatoa sind bei weitem kleiner als andere Menschenkinder; sie verstecken sich unter Gras und schlafen in Ameisenhügeln; sie gehen in die Nebel; sie leben in den hohen Felsen; sie haben keine festen Wohnsitze; ihre Heimat ist da, wo sie Wild töten; sie verzehren es ganz und ziehen weiter. Das ist ihre Lebensweise. Sie sind sehr gefürchtet; nicht wegen ihrer Körpergröße oder ihrer menschlichen Erscheinung, im Gegenteil. Sie verschwinden unter dem Grase. Unversehens wird der Jäger die Nähe des Abatoa gewahr, wenn er bereits von dem Pfeil durchbohrt ist; aber den, der den Pfeil abschoß, sieht er nicht. Die Abatoa sind wie Fliegen, die man nicht kommen sieht." Eine echt kafferische, aber handgreifliche Schilderung.



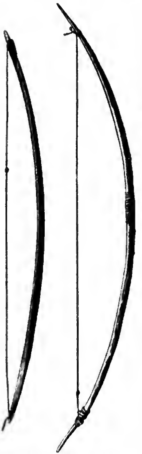
Buschmannwaffen: 1) Pfeile, 2) Ein Köcher aus Aloerinde und Leder. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Auf keinem Gebiet hat die an Wechselfällen reiche Missionsgeschichte von Südafrika so entschiedene Mißerfolge aufzuweisen wie auf dem der Buschmannmissionen. Der Landmann Florus Fischer glaubte in den Buschmännern am Zakfluß den Wunsch nach religiöser Anleitung zu erkennen und war einer der ersten, die durch ehrlichen Vertrag die Quelle endloser Streitigkeiten zu verstopfen suchten. Aber die Station konnte die Buschmänner nur durch reichliche Gaben von Tabak um sich vereinigen; das Leben des ersten Missionars, des Deutschen Richerer, schwebte in beständiger Gefahr. Die Mission mußte 1806 aufgegeben werden. Ähnlich erging es den Missionen, die in Toornberg (jetzt Colesberg) und in Hephzibah begründet wurden. Die am Caledonfluß blühte erst dann auf, als sie eine Betschuanenmission (Béthulie) geworden war.




Pfeile der Buschmänner: 1) Pfeil mit Eisenplättchen, in wirkl. Größe, 2 und 3) Giftpfeile, verkleinert. (Nach Wood.)

Der Buschmann kleidet sich unvollkommen im Verhältnis zur Rauheit des Klimas. Bei den Naturvölkern ist eben die Kleidung nicht in erster Linie davon, sondern von der Kulturstufe abhängig. Dem Buschmann genügt häufig ein dreieckiges Stückchen Fell, das zwischen den Beinen durchgezogen und um die Hüften mit einer Schnur befestigt wird. In der Nachbarschaft der Hottentotten nehmen besonders die Weiber deren besser deckenden Jakal an, und in der westlichen Kalahari gibt es in der Nähe europäischer Händler schon Buschmänner in Hosen und Jacken. Manche tragen einen aus Fellen zusammengenähten Kaross bei Tage um die Schultern und wickeln sich des Nachts darin ein. Die Spärlichkeit der Kleidung wird oft durch eine Schmutzkruste auf allen Teilen des Körpers ersetzt. Ein dicker Überzug von Asche und Fett deckt wie eine Rinde das Gesicht und die mageren Glieder. Schuld daran ist bei den von der „Hottentottenkultur" beleckten Buschmännern das Beschmieren mit der beliebten Buchusalbe, bei den urwüchsigen einfach die Unreinlichkeit. Dem Buschmann fällt es leicht, sich sein Nachtlager in erwärmtem Sand und Asche oder in Ameisenbauten zurecht zu machen. Die Schamhülle der Frau ist größer als die des Mannes und mit ledernen Fransen besetzt, und der Kaross in einen Mantel umgewandelt, der Tragkindern Schutz gewährt. Männer wie Frauen tragen gelegentlich Sandalen aus Fell oder Bastgeflecht. Schmuck ist spärlich und wenig kostbar. Einige Messing- oder Eisenringe, eine Kette dunkler Perlen, einige perlenartig aneinandergereihte Holzstäbchen, beliebige Stücke Eisen oder Messing schmücken Hals oder Haar. Natürlicher stehen ihnen die Jagdtrophäen als Schmuck: Federn oder Hasenschwänze im Haar; Zähne, Klauen, Hörner, Muscheln am Hals und am Arm. In kurzen Ziegenhörnern oder in den zierlichen Schalen einer Landschildkröte tragen sie Tabak, Salben oder geheimnisvolle Amulette an der Hüfte oder am Halse. Ein auf einen Stock aufgezogener Schakalschwanz versieht die Dienste des Fächers und Taschentuchs.


Buschmannbogen. (Aus der Sammlung Schinz in Zürich.)

Notwendiger als Kleidung und Schmuck gehören zum Buschmann die Waffen. Sie ermöglichen ihm das Leben und sind zugleich die merkwürdigsten Erzeugnisse seiner Kunstfertigkeit. Bogen und Pfeil weiß der Buschmann mit großem Geschick zu benutzen. Der Bogen hat gewöhnlich eine Länge von 5 Fuß, ist also höher als der Mann selbst, und besteht aus einem stark gebogenen, wenig oder nicht geglätteten Stabe harten Holzes (nach Schinz von der Grevia) und einer strohhalmdicken, aus Tiersehnen zusammengedrehten Sehne. Der Pfeilschaft, meist Schilfrohr, ist fingerdick, mit Faden umwickelt, um nicht zu spalten, und am unteren Ende zum Auflegen eingekerbt. Am oberen Ende ist als Spitze ein Knochen, am häufigsten vom Wadenbein einer Antilope oder den harten Beinknochen des Straußes, eingefügt, oder diesem noch ein kleines dreieckiges Stückchen Eisen aufgesetzt und durch ein röhrenförmiges Zwischenstück verbunden. Es gibt auch einfache Pfeile mit zugespitztem Rohr, für kleinere Tiere. Die Einkerbung des Zwischenstückes läßt den Schaft abbrechen, sobald der Pfeil sitzt, oder es ist am Ansatz der Pfeilspitze ein kleines vergiftetes Plättchen widerhakenartig angebracht, das

leicht in der Wunde zurückbleibt. Immer ist das Vorderende schwer, und seine einzelnen Teile sind durch Sehnen zusammengebunden; eine gerade Feder im hohlen Hinterende sichert den Flug. Die Länge der Pfeile schwankt zwischen 2 und 3 Fuß. Die Entfernung, auf die der Buschmannpfeil trifft, ist übertrieben worden. Sicher trifft er kaum auf 20 Schritt, was für einen Jäger von seiner Feinheit des Gehörs und Geräuschlosigkeit des Anschleichens genügend sein mag. Der **Köcher** ist aus der Rinde der Aloë perforata oder aus Baumrinde gefertigt, mit Boden und Deckel aus Leder versehen oder auch ganz mit Leder überzogen; er faßt etwa 30 Pfeile und dazu ein Stückchen Holz mit zerfaserter Spitze zum Auftragen des Giftes, die Feuerreibhölzer und öfters auch noch einen Stein zum Schärfen der Pfeile. Auf dem Kriegspfade wurden die Pfeile schußbereit in Strahlen um die Stirn befestigt. Nebenbei dient als Wurf- und Schlagstock die Keule **Kirri**, ein 1/2 m langer Knüppel mit faustdickem Knopf, gewöhnlich aus der harten Giraffenakazie. Assagaie und Messer sind seltene Dinge fremder Einführung. Nur nördlich vom Ngami soll ein speertragender Buschmannstamm wohnen. Zur weiteren Ausrüstung gehören ein nahtloser Quersack aus Antilopenhaut, ein Netz aus Mimosenfasern, das den Wasservorrat in grasverstopften Straußeneierschalen oder in Häuten birgt, und der mit einem durchgesteckten Stein beschwerte

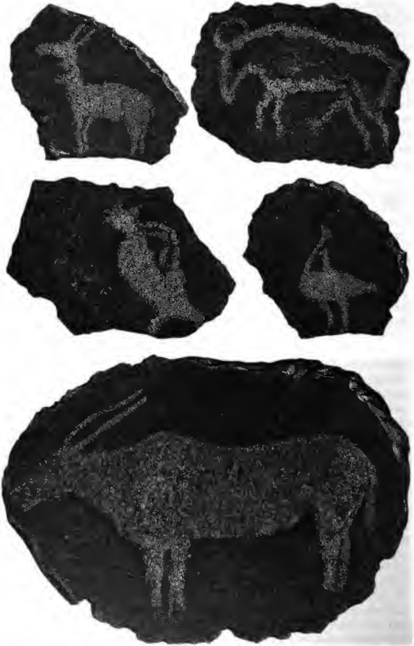


Ein Giftmesser der Buschmänner, mit getrocknetem Giftsaft. (Museum des Berliner Missionshauses.)

Grabstock zum Ausgraben von Wurzeln und verborgener Tiere oder zur Anlegung von Fallgruben (vgl. Abbildung, S. 82).

Der Buschmann sucht sich **Wohnungen** in Felsenritzen, Höhlen (s. Abbildung S. 101), an geschützten Stellen unter überhängenden Steinen, oder legt sich in trockne Rinnsale, in die verlassene Grube eines Ameisenbären. Es ist bereits ein Fortschritt, wenn er die Zweige eines Strauches zur Erde biegt und sie mit anderen Zweigen und Moos zu einem Windschirm verflicht, worunter er sich ein Lager aus dürrem Laub und Moos aufschüttet. Bis zum Hüttenbau schreitet er in den seltensten Fällen fort; wo er auf längere Zeit wegen der Ergiebigkeit der Jagd eine offene Gegend zum Aufenthalt wählt, bequemt er sich allenfalls dazu, Pfähle mit Zweigen, Röhricht und Fellen zu bedecken. Dann schwingen sich die Frauen sogar zum Flechten roher Matten auf. Aber die Lebensweise des Buschmanns läßt auch diese Wohnstätten nie dauerhaft werden. Dagegen soll er sich in den felsigen Gegenden der Bauernfreistaaten auf Bergen lockere Ringwälle aus Steinen als Schlupfwinkel aufgeführt und mit Kränzen von Fallgruben umgeben haben. **Barrow** beschreibt sogar einen Kral aus fünfundzwanzig ärmlichen, aber nicht ohne Sorgfalt gemachten Grashütten.

Von **Hausgerät** kann keine Rede sein; denn was der Buschmann nicht mit sich tragen kann, kann er auch nicht brauchen. Selbst Haustiere erscheinen ihm, so oft er sie auch herdenweise geraubt hat, als eine Last, deren er sich möglichst rasch zu entledigen sucht. Jagdhunde sind nur zufällig bei ihm zu finden, nach **Barrow** eine Art kleinen, spitzschnauzigen Schäferhundes. Die Töpferei fehlt hier vielleicht nur darum fast vollständig, weil Straußeneier gute Gefäße abgeben: darin wird das Wasser transportiert oder zur Abkühlung im Sand vergraben. Für das Essen braucht der Buschmann keine andere Vorrichtung als Feuer, das er durch Aneinanderreiben harten und weichen Holzes erzeugt. Die Fleischstücke werden gewöhnlich nur für kurze Zeit ins Feuer geworfen. Ausgeweidet wird das Wild oft unvollständig. Ganz roh genießt der Buschmann nur Insekten, besonders Läuse, und gern die Eier der weißen Ameise. Hat er kein Wild,



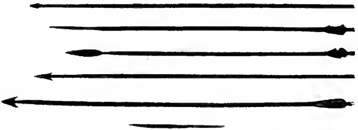
Buschmannzeichnungen, in hartem Stein flach vertieft. (Ethnographisches Museum, Wien.) Vgl. Text, S. 688.

so nimmt er mit allem vorlieb: Eidechsen, Schlangen, selbst solchen, wie man sagt, denen er das Gift zur Pfeilgiftbereitung entzogen hat, Frösche, Würmer, Raupen und Larven genießt er mit Behagen. Honig gehört zu seinen Lieblingsspeisen. Die Bienenstöcke, die er entdeckt hat, betrachtet der Buschmann als Eigentum seiner Familie oder Horde. Auch bei völliger Dürre des oberflächlichen Pflanzenwuchses erkennt er Zwiebeln und Wurzeln an ihren Krautresten oder an dem hohlen Ton des Bodens bei einem Kirri-Schlage. Er ißt auch trotz ihrer Bitterkeit die wilde Wassermelone; ihr Saft ist oft das einzige Mittel zur Durstlöschung. Gleich dem Hottentotten ist er ein leidenschaftlicher Raucher.



Eine Saite der Gora: Buschmänner. (Nach Wood.)

Bei dieser beispiellosen Genügsamkeit so viel Wissen und Können. Wieviel bequemer könnte er leben, wenn er seine Kenntnisse der Natur, deren Gaben er alle bis auf die ekelhaftesten herab durchprobiert hat, fürsorglich verwertete. Freilich müßte er dann etwas von seiner Ungebundenheit aufgeben; und hier liegt offenbar der Faden, der ihn an sein zwischen Elend und Genuß schwankendes Leben bindet. Ein seltsames Bündel von Fertigkeiten und Künsten. Wenig Stärke, wenig Imponierendes außer plötzlichem Aufraffen zu verzweifeltem Mute; Findigkeit, List, Verstellung und Nachahmung: alles Fertigkeiten der Schwachen. Allerdings kann man auch bei der maßvollsten Betrachtung nicht leugnen, daß die Natur kaum ein Volk der Erde ärmer ausgestattet und ungünstiger gestellt hat im endlosen Kampf ums Dasein. Doppelt anziehend darum ist die Betrachtung der Mittel und Wege, worauf er verfiel, um sich in seiner Entblößung selbst zu helfen.

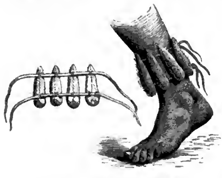


Buschmannpfeile. (Aus der Sammlung des Prof. Hans Schinz in Zürich.)

Das Gift der Buschmannpfeile tötet selbst größere Tiere in wenigen Stunden. Die Bereitung wird geheimgehalten, doch stimmen die meisten Autoren darin überein, daß sein Hauptbestandteil Schlangengift sei; dies wird angemacht mit dem Safte von Euphorbiaceen (hauptsächlich wohl mit dem von Euphorbia candelabrum, womit die Bergdamara die Trinkpfützen der wilden Tiere vergiften) und den mehr klebrigen Substanzen einer Zwiebel, der Giftamaryllis (Haemanthus toxicarius). Nach Schinz benutzen die Buschmänner der Westkalahari auch den Saft einer Puppe, die sie aus der Erde scharren. Sie selbst fürchten das Gift sehr und tragen deshalb die mit Tiersehnen umwundenen Giftpfeilspitzen im Köcher. Doch muß es nach den Untersuchungen unserer Toxikologen vergänglicher sein als das der Zentralafrikaner.

Fallen und Schlingen wissen sie so geschickt zu legen, daß angeblich selbst von den schnellen Straußen mehr dadurch erjagt werden, als durch den Weißen mit der besten Büchse und auf dem schnellsten Pferde.

Ihre Nachahmungsgabe, die Fähigkeit, mit ihrer biegsamen Zunge die Laute der Vögel wie die rauheren Töne der Vierfüßler wiederzugeben, hilft ihnen beim Beschleichen. Bei der Straußenjagd machen sie sich dadurch, daß sie an einem sattelartigen, mit Straußfedern besetzten Polster auf der Schulter den ausgestopften Kopf und Hals eines Straußes befestigen und ihre Beine weiß anstreichen, so straußartig wie möglich. In der Linken den Bogen und die Pfeile, nähern sie sich der Herde gegen den Wind mit so natürlichen Bewegungen, daß man auf ein paar hundert Schritte die Täuschung nicht herausfindet. Mehr zur Belustigung werden Bewegungen von Menschen und Tieren nachgeäfft. Und in derselben Richtung war ihnen wohl die Fähigkeit zu gönnen, mit Stift und Farben Figuren von Menschen und Tieren zu zeichnen; die wenigen Reste davon, die sich in ihren einstigen Wohnsitzen an geschützten Höhlenwänden erhalten haben, geben einen besseren Begriff von Kunstfertigkeit als die zahllosen Felskritzeleien der Indianer (vgl. die Abbildungen, S. 686). Diese Schildereien sind teils mit den vier Farben Weiß, Schwarz, Rot und Ocker auf Felsen gemalt, teils in weichem Sandstein ausgekratzt, teils in harten Stein gemeißelt; sie stellen korrekt außer menschlichen Gestalten eine ganze Anzahl der charakteristischsten Tiere dar: Strauß, Antilopen, Quagga, Pavian, auch Rinder. Die Pferde, die in diesen Buschmannzeichnungen vorkommen, zeigen, welch tiefen Eindruck dieses von den Europäern eingeführte Tier dort gemacht hat.


Tanzrasseln der Buschmänner. (Nach Wood.)

An musikalischen Neigungen und Fähigkeiten kommt der Buschmann dem Hottentotten gleich. Wo er eine alte Geige von Europäern erwischen kann oder sich aus einem Kürbis einen Geigenembryo mit zwei Saiten konstruiert, entlockt er dem Instrument leidliche Töne und spielt darauf prächtig Melodien nach, die er einmal in einer Mission oder beim Tanze gehört hat. Seine Stimme besitzt viel Metall. Zu der Kürbisgeige kommt noch die Gora (s. Abbildung, S. 687) und eine Trommel, oft nur ein etwas Wasser enthaltender, mit Haut überspannter Krug. Diese Musik hat in dem Buschmannleben die Aufgabe, den Tanz zu begleiten. Die Bewegungen der Stimme sollen sich mit denen des Körpers aufs innigste verflechten. Der Buschmanntanz ist ein langsam und methodisch bis zum Krampf gesteigerter Ausbruch von Zügellosigkeit (s. obenstehende Abbildung der dabei getragenen Fußrasseln).

Man weiß wenig vom Familienleben des Buschmanns (s. die beigeheftete Tafel: „Eine Buschmannfamilie“). Um so mehr muß man sich hüten, es zu unterschätzen. Der mannbar gewordene Buschmann sucht sich ein Weib, weniger durch Kauf, als durch Geschenke, die durch Verwandte überbracht werden. Annahme ist Zusage. Ein Schmaus und Geschenke der Angehörigen und Freunde des Bräutigams besiegeln die Heirat. Hauptsächlich dürften aber Kraft und Gewandtheit darüber entscheiden, ob er sich das Weib oder mehrere Weiber erwirbt. Wenigstens bei dem Stamme der Kai scheint der Jüngling Proben seiner Gewandtheit im Schießen und seiner Geschicklichkeit im Jagen ablegen zu müssen, ehe er zur Bewerbung um ein Weib



zugelassen wird. Eltern- und Geschwisterschaft verhindern Verehelichung. Doch wissen wir nichts von der Art der Vererbung. Die Scheu vor Schwiegervater und Schwiegermutter, wie sie den Kaffern eigen ist, findet sich auch bei den Buschmännern. Gute Beobachter nennen die Sitten der Buschmänner weniger ausschweifend, als sie von Lichtenstein und anderen geschildert wurden, die demoralisierte Gruppen vor sich gehabt zu haben scheinen. Allerdings besteht für Ehebruch dem Anschein nach keine schwere Ahndung.

In einfacher Konsequenz der gesamten Lebensweise dieses Volkes ist die Stellung seiner Weiber niedrig. Sie tragen auf der Wanderung außer dem größten Teile der Vorräte ihre Kinder, sie haben an den Rastplätzen für Feuer, Nahrung, Wasser, dessen Beschaffung oft schwierig genug ist, für Geräte, kurz für alles zu sorgen, was nicht unmittelbar mit der Jagd zusammenhängt. Wenn es an Nahrung mangelt, werden sie zuerst verkürzt und mißhandelt. Das schwache, alte oder kranke Weib wird oft ohne weiteres zurückgelassen. Man stellt dann eine Schale mit Wasser, ein paar Wurzeln, ein Stück Fleisch daneben; wilde Tiere werden wohl bald sein Schicksal vollenden. Es gibt ja Fälle von rührendem Edelmut, aber Gefühllosigkeit ist die Regel. In der Behandlung der Kinder durch die Mutter kommt eben das Tier im Menschen zum Durchbruch. Das Kind wird lange gesäugt, dabei aber schon in den ersten Tagen mit vorgekauten Wurzeln, Fleisch und anderen festen Nahrungsstoffen gefüttert. Auch Tabakkauen lernt es schon früh. Ohne Reinigung, Wartung, Pflege, ohne Schutz für das Köpfchen, oft ganz bloß jeder Witterung ausgesetzt, wächst es auf; der Knabe wird schon früh vom Vater in die Geheimnisse des Schießens, der Wildspuren, des Honigsuchens eingeweiht. Übrigens ist das einzige Erzeugnis, das einen kostbaren und eleganten Eindruck macht, der Sonnenschirm aus Straußfedern, den zärtliche Buschweiber ihren Kindern zusammenflechten.


Ein Regenzauberholz der Buschmänner (Schwirrholz, vgl. die Abbild. S. 356), angeblich auch zum Klappern bei der Treibjagd gebraucht. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Über die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse der Buschmänner ist nur wenig zu sagen; denn sie sind auf die Stufe des rohesten Individualismus herabgesunken. Von der Zusammengehörigkeit des Stammes spricht oft kein anderes äußeres Zeichen als Name und Dialekt. Einzelne Familien finden sich zu Dörfern zusammen und machen den Angesehensten zum „Kaptein“. Dauernde und größere Organisationen sind nicht daraus hervorgegangen. Übrigens erschwerte ihre rasch abnehmende Zahl die Zusammenfassung zu größeren Gemeinschaften noch mehr. Zu Sparrmanns Zeiten gab es noch Buschmanntrupps von hundert Familien.

Wir dürfen bei den Buschmännern nicht klare und folgerichtige Ideen von höheren Wesen und von Fortdauer der Seele nach dem Tode erwarten. Sie haben religiöse Vorstellungen, aber keine Religion. Es hat sich ein Faden von Traditionen durch die Geschlechter bis heute fortgesponnen, der Spuren religiöser Ideen verbindet. Und diese Spuren sind so zahlreich, daß man das Verhältnis der Ideen zum übrigen Kulturbesitz günstig nennen darf. Auch für sie ist es leichter, „gebildet“ als reich zu sein. Alle Buschmänner ohne Ausnahme tragen Amulette, womit sie die bösen Geister abwehren und Glück bei ihren Unternehmungen erhoffen. Ein Stamm ißt kein Ziegenfleisch, wiewohl in seinem Revier die Ziege das häufigste Haustier ist; andere

verehren Antilopen, wieder andere die Raupe „Ngo“. Mit Schwirrhölzern (s. Abbild., S. 689) suchen sie sich Jagdglück zu erzaubern. An Opfer erinnert das Abschneiden der Fingerglieder: Heilmittel, Trauer und Sühnopfer zugleich. Selten ist ein Buschmann, dessen linke Finger nicht einiger Glieder beraubt wären. Spuren von Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode sind vor allem in den Denkmälern großer Toten zu erblicken. Man wirft Steine auf die Gräber der Häuptlinge, solange ihr Andenken währt; unter diesen Grabhügeln vermuten dann spätere Geschlechter böse Geister, die ihnen den Hals umdrehen, wenn sie nicht gleichfalls ihren Stein dazuwerfen. Auf den Seelenglauben deutet aber noch sicherer ihre Begräbnisweise. Die ganze Familie verläßt den Ort, wo jemand starb, nachdem seine Hütte in einen Steinhaufen verwandelt ist. Der Tote wird am Haupte gesalbt, dann geräuchert und in gestreckter Lage in ein Grab gelegt. Weder in der Himmelsrichtung des Kopfendes, noch in der Art, wie Arme und Beine gelegt werden, scheint eine Regel zu herrschen; nur Campbell hat



Ein Buschmann. (Nach Photographie von Prof. Dr. G. Fritsch.)

ein alter Buschmann gesagt, die Sonne ginge später auf, wenn man nicht die Toten mit dem Gesicht dahin begrübe. Sie stellen dann Steine dachförmig über dem Leichnam zusammen, um das Nachrutschen der Erde zu verhindern, und häufen andere länglich darüber. Mitgegeben werden für Buschmannbegriffe oft wertvolle Gegenstände: so fand G. Fritsch bei Colesberg Blechschüssel, Becher und Schafschere, diese auf der Brust des Toten. Die wilden Buschmänner geben dem Toten seine Waffen mit.

Die mythischen Vorstellungen sind trümmerhaft. In der nordwestlichen Kalahari glaubt man an eine große Schlange mit feuerrotem Kamm und Bartlappen, glänzend bunter Haut, dumpfem, Menschen irreleitenden Gackern. Die Krokodilnixe der Hottentotten scheint im Hererólande zu einem Wassergott geworden zu sein. Unbekannte Geräte der Europäer sind von Geistern besessen; jeder wähnt den weißen Mann reich an Zaubermitteln. Die professionellen Zauberer der Kaffern haben sich nicht zu ihnen verirrt; die Buschmänner haben selbst Phantasie genug und wissen mehr von der Natur als diese. Kaum ein afrikanisches Volk hat einen reicheren Schatz von Tiermythen. Die hervortretendste Figur in Kap-Buschmann-Erzählungen ist immer die Heuschrecke. Sie und ihr Weib führen mehrere Namen. Ihre angenommene Tochter ist das Stachelschwein, dessen wahrer Vater der „Allverzehrer“, mit dem es aus Furcht, aufgefressen zu werden, nicht zu leben wagt. Sie und des Kwammana gemeinsamer Sproß ist der kluge Ichneumon, der als Helfer seines Großvaters, der Heuschrecke, und als Aufdecker seiner Missethaten eine

große Rolle spielt. Als die Meerkatzen die Heuschrecke übel behandelten, zerriß sie die Blase einer Elenantilope auf einem nahen Busch und erzeugte Finsternis; als es ihr aber zu dunkel wurde, warf sie ihren Schuh in den Himmel mit dem Befehl, daß er zum Monde werden solle. Da der Schuh aber den Staub des Buschmannlandes trug, ist der Mond rot, und weil er bloß von Leder war, ist er kalt. Oder es kämpft die Heldin mit einem Wesen, das Augen in den Füßen hat, oder mit der Katze, die einen Gesang auf den Luchs singt, der behauptet hatte, daß die Katze nicht so schnell laufen könne wie er. Dann wird sie von der Mutter des Hyänenhundes versengt, den sie rösten wollte, erneuert aber ihre Flügel, indem sie ins Wasser taucht; dann hat sie wieder Kämpfe mit den Zecken, die sich in den Vließen ihrer Schafe verbergen. Interessant ist der Raub des der Heuschrecke als Spielzeug dienenden Springbockes durch eine Elefantin, die ihr eignes Kalb dafür zurückläßt; dieses wird aber durch seine unartikulierten Antworten auf die Fragen der Heuschrecke entdeckt und von ihr getötet. Darauf verfolgt von der Elefantin, die den Springbock verschlingt, folgt sie ihm in den Magen nach; schließlich findet die Heuschrecke mit ihrem Genossen den Weg durch die grimmige Elefantin hindurch heil nach Hause.


Ein Buschweib. (Nach Photographie von Prof. Dr. G. Fritsch.)

Bleek hat keinen Zweifel, daß die Buschmänner zur Verehrung der Himmelskörper fortgeschritten seien. Gute Beobachtung bezeugen nicht bloß einige Märchen und Mythen, sondern auch ihre Kenntnis der Sterne und deren Namen. Die Sonne lebte als Mann auf der Erde und strahlte aus der Achselhöhle Licht aus, das aber nur einem kleinen Raum um die Hütte herum zu gute kam; deshalb wurden von den ersten Buschmännern einige Kinder ausgesandt, die Sonne in den Himmel zu werfen. Wo der Mond selbständig auftritt, ist er ein Mann, von dem die Sonne in ihrem Zorn mit dem Strahlenmesser Stück für Stück abschneidet, bis er bittet, sie möge doch etwas für seine Kinder übriglassen; das wächst dann wieder, bis es Vollmond wird. Der Mond ist eine Schöpfung der Heuschrecke; deshalb kann er auch sprechen; „Alles, was der Heuschrecke zugehört, spricht.“ Mit dem Monde wird auch der Ursprung des Todes in Verbindung gebracht. Buschmannkinder rufen dem wachsenden Monde Hohnworte zu, obgleich es ihnen die Eltern verweisen; ärgerlich geht der Mond in den Himmel und verfinstert sich, bis „sein Herz wieder behaglich“ geworden ist.

Von allen Sternen ist der Canopus den Buschmännern am bekanntesten; sie haben fünf verschiedene Namen für ihn. Mit Bildernamen werden auch, aber nicht wegen ihrer Form, Sterngruppen bezeichnet. So nennen sie Orions Gürtel drei Schildkrötenweibchen, an einem Stabe aufgehangen; Kastor und Pollux die Elenkühe; Procyon das Elenmännchen; $\alpha$, $\beta$ und $\gamma$ des Südlichen Kreuzes die Löwinnen; die anderen Sterne desselben Bildes die Löwen; Magellans Wolke den Steinbock; Achernar den Stein des Sterngrabstockes. Auch haben sie Namen für die Planeten, und daran knüpfen sich wieder Mythen. Ein Mädchen von einem früheren Volke wünschte Licht zu machen, damit die Leute ihren Weg nach Hause fänden; sie warf daher glühende Asche in den Himmel, und diese wurde zu Sternen. Durch einen Blick wurden die Löwen des Südlichen Kreuzes zu Sternen. Es waren zwei Vogelpaare, darunter ein blauer Kranich, deren beide Männchen von den Löwen gebraten wurden. Das Weibchen Ki verschmähte das ihr ange-

botene Fleisch ihres Mannes; der blaue Kranich nahm es jedoch an und wurde ebenfalls gefressen. Ki ging nun samt ihrem Kinde zu der Krähe des Dornbusches und wurde von ihr mit einem Strick aus Gemshaut hinaufgezogen. Die Krähe machte Feuer und erhitzte Steine. Der Löwe Gu, der Ki verfolgte, kam und wollte auch hinaufgezogen werden; Ki ließ auf Geheiß der Krähe einen Strick aus Mausdärmen hinab, er riß, und der Löwe stürzte ins Feuer. Der andere Löwe, Thane ta hou, kam heran, vom Fleischgeruch angelockt, während sich die Vögel entfernt hatten, und nahm ein Stück Fleisch aus der Hüfte seines Genossen, der nun plötzlich erwachte und ein Stück seines eignen Fleisches begehrte; das fraßen die beiden zusammen. Nun jagten sie vergebens, bis sie ein Schildkrötenmännchen sahen; das verschlang Gu, ohne es mit seinem Genossen zu teilen. Sobald er nun an ein Wasser kam, rief die Schildkröte, es solle austrocknen; wenn sich Wild näherte, hieß sie es fliehen, und wenn Menschen kamen, bat sie, mit Feuerbränden nach dem Löwen zu werfen. So erhielten die beiden Löwen nichts. Sogar ein altes lahmes Weib, das mit einem jungen Hasen lebte, entging ihnen. Erst nachdem Gu Hungers gestorben war, gewann der andere Löwe bald wieder Nahrung. Der Planet Jupiter, „Dämmerungsherz" genannt, hat zur Tochter einen der Sterne, die kurz vor ihm aufzugehen pflegen. Er nennt sie „mein Herz", verschluckt sie und speit sie wieder aus; sie wird dann ein „Dämmerungsherz" und speit ein „Dämmerungsherzkind" aus, das beiden folgt. Sie war ein Luchs, damals in Gestalt eines schönen Weibes, dem eine jüngere Schwester den Grabstock nachtrug. Ihr Gatte verbarg ihr Kind unter dürrem Laube einer eßbaren Wurzel in der Hoffnung, sie werde es finden. Vorher kamen aber andere Tiere, und jedes gab vor, es sei des Kindes Mutter; das Kind aber verspottete alle und erkannte zuletzt seine Mutter. Unter den Verspotteten waren auch Schakal und Hyäne, die den Luchs mit verzaubertem Buschmannreis in eine Löwin verwandelten, worauf die Hyäne ihren Platz einnahm; aber sie wurde von dem Dämmerungsherzkind entdeckt, von ihm mit dem Speere verwundet und verbrannte im Fliehen ihren Fuß: daher ihr hinkender Gang. Die verzauberte Mutter wurde von ihrer jüngeren Schwester aus dem Rohre gelockt und von ihren Brüdern gefangen; die zogen ihr die Löwenhaut ab und machten sie wieder zum Weibe. Da sie aber mit Buschmannreis verzaubert gewesen war, konnte sie ihn nun nicht mehr essen; darum wurde sie in einen fleischessenden Luchs verwandelt.

Unter diese Geschichten sind lange Selbst- und Zwiegespräche der Hyänen, Löwen und Schakale gemischt, auch manche kleinere Tierfabeln. So wird auch gesagt, daß der Schakal, der Hyänenhund und andere einst Menschen gewesen seien, daß abgefallene Straußfedern zu männlichen Straußen werden, daß der Mond und die männlichen Strauße wieder zum Leben gelangen und dergleichen. Auffallend häufig tritt das „frühere Volk" hervor, das den Buschmännern voranging. Auch werden Männer durch den Blick von Mädchen in Bäume verwandelt, Mädchen in Frösche, Karosse in Springböcke und so fort. Endlich sind zahlreiche kürzere Gedichte durch alle diese Geschichten hin zerstreut, Gebete an Sonne, an Mond, an Sterne. Erlebte oder mindestens wahrscheinliche Tiergeschichten nehmen keinen kleinen Raum in dem Schatze von Erzählungen ein, woraus die Buschmänner den besseren Teil ihrer endlosen Plaudereien schöpfen. Auch hier indessen greift die Phantasie oft noch mächtig über. Der Löwe spielt dabei die erste Rolle, die Hyäne und der Schakal sicher die zweite.

Die dramatische Lebendigkeit wird dadurch erhöht, daß die Tiere die Buschmannsprache in einer für jedes einzelne bezeichnenden Weise sprechen, wobei der Erzähler seinem Munde die jeweilig charakteristische Form zu geben sucht. Es kommen dabei mehr Schnalzlaute als die gewöhnlichen zu stande, und Bleek hielt für wahrscheinlich, daß dies auf das frühere Vorhandensein von mehr als fünf Schnalzlauten in der Buschmannsprache hindeute.

# 4. Die Hottentotten.

„Man wird nicht länger dulden, daß die Koi-Koin zu den niedrigsten Menschenrassen gezählt werden.“ O. Peschel.

Inhalt. Körperliche Merkmale: Haut. Haare. Knochenbau. Schädelform. — Kleidung und Schmuck. Bemalung und Einschmierung. — Geräte und Waffen. Fechtweise. Jagd. Jagdaberglaube. — Hütten und Dörfer. Übergang vom Nomadismus zur Ansässigkeit. — Viehzucht und Ackerbau. — Ernährung. — Genußmittel. — Handfertigkeit. — Kunst. — Lebensgang: Geburt. Namengebung. Erziehung. Beschneidung Heirat. Begräbnis. — Religiöse Ahnungen. Sagen. Heitsi-Eibib und Tsui-Goab. — Politische Organisation. Gastfreundschaft. Ahndung des Mordes. Die Familie Afrikaaner. — Anhang: Der Bastardstamm der Griqua.

Die Hottentotten stellen nur noch Trümmer eines Volksstammes dar, der im größten Teil Südafrikas vor zwei Jahrhunderten der mächtigste war. Ortsnamen, deren hottentottischer Klang besonders im Lande der Ovahereró unverkennbar ist, Traditionen und Mischvölker vereinigen ihre Zeugnisse dahin, daß die Hottentotten damals noch über die Grenzen hinausreichten, die ihnen Barrow vor 100 Jahren gab: den 32.° südlicher Breite im Osten, den 25.° im Westen. Da ihre Lebensweise an Weidetriften gebunden war, beschränkte sich die Auswahl neuer Wohnsitze in dem vorwiegend steppen-, teilweise wüstenhaften Südafrika von selbst. In der Kapkolonie, wo noch im Beginn des vorigen Jahrhunderts sieben größere Hottentottenstämme saßen, wurden sie eingeengt, verkleinert, endlich vernichtet. Selbst die Stammesnamen haben sich verwischt. Geblieben ist allein der Name der Gri(qua), der heute nur noch ein Mischvolk von offenkundig bunter Zusammenwürfelung, im westlichen Südafrika überhaupt einen Mulatten bezeichnet. Schon im Jahre 1810 wurde der letzten freien „Kapitänschaft“ der südlichen Hottentotten, die noch unter dem letzten Gona(qua)häuptling zusammenhielten, ein Ende gemacht; der Erlaß der „Ordinance“ von 1828, der alle Hottentotten der Kolonie frei erklärte, kam zu spät. Der Mangel an Land konnte nur die Zersetzung beschleunigen. Davon konnten denn auch die „Lokationen“, eine den „Reservationen“ der Indianer Nordamerikas ähnliche Einrichtung, nicht verschont bleiben, die 1829 an der Kafferngrenze gegründet wurden. Damals ließen sich gegen 6000 Hottentotten in zwölf Lokationen an den Südabhängen der Winterberge um den Kat River und seine Zuflüsse nieder; fünf andere Lokationen sind in dem Bezirk, der heute nach Fort Beaufort genannt wird und einen großen Teil des alten Gonaquagebietes umfaßt. Neben diesen 17 Lokationen im Südosten gibt es noch sieben im Südwesten; dazu kommen noch gegen 6000 Mann berittene Kapschützen, vorwiegend Hottentotten, ein Grenzregiment, das seine Garnisonen hauptsächlich im Südosten hat. In diese drei Gruppen sind die Reste der Hottentotten der eigentlichen alten Kapkolonie zusammenzufassen. Man kann sagen, daß sie hier zwischen den Kaffern des Binnenlandes und den von der Küste her vorrückenden Europäern erdrückt worden sind.

Anders im Norden und Nordwesten. Zwischen dem Kap und dem Oranje wohnten um den Anfang des 18. Jahrhunderts neben anderen Stämmen Griqua und Nama(qua) an beiden Ufern des unteren Oranje. Als Barrow im Westen der Kolonie nach Norden zog, traf er die ersten Namaqua am Hartebeestfluß. Beide sind großenteils aus ihren früheren Sitzen unter unternehmenden Bastarden ausgewandert und fanden, da sich hier keine Kaffernbevölkerung entgegenstellte, weiter im Norden breiteren Raum. Eine Abteilung der Griquabastarde zog sich nach den Karrubergen in die Nähe des Zok- und des Olifantflusses, während eine größere Masse echter Griqua und Griquabastarde über dem Oranje den Griquastaat gründete, der heute in die britischen Besitzungen aufgenommen ist. Von hier aus besonders fanden dann Wanderungen von

Einzelnen und Gruppen bis an den Ngami und darüber hinaus in ein Land statt, das Elefanten in Fülle barg. Die Nähe der Kapkolonie und des Oranjefreistaates sowie die starke Versetzung mit Bastarden hat diese „Griqua" nicht bloß durchaus die Sprache, sondern auch viele Sitten und Gebräuche der Kapholländer annehmen lassen.

Die Namaqua haben sich im Großnamalande, d. h. im allgemeinen zwischen Oranje und Kuisib, ausgebreitet und in diesem armen Winkel ein rein hottentottisches Land, das letzte, geschaffen; mit Großnamaland fällt heute das Verbreitungsgebiet der Hottentottenrasse



Männer der Namaqua. (Nach Photographien im Besitz des Missionshauses in Barmen.)

zusammen. Hier allein haben sie etwas wie eine selbständige Geschichte noch in unseren Tagen erlebt, von hier aus sind sie nach Norden, wiewohl kaum für die Dauer, vorgerückt. Nur durch Mischung mit Weißen ist diese Thatkraft in die Hottentotten gebracht worden: schon spricht die Mehrzahl kapholländisch. Heute rücken ihnen die Europäer in diese Wüste nach, und es will, trotz der schützenden Mission, ihre Geschichte nur wie ein Aufflackern vor dem Erlöschen erscheinen. Das Volk soll wohl nur in Mischlingen fortleben.

Die Nordwanderer führten nach einem ihrer ersten Kolonisten den Namen Orlam. In kurzem hatten sie einen Strich von sieben Breitengraden besetzt und waren damit weit genug von dem Einfluß der Kolonisten entfernt; aber sie zersplitterten sich in diesem weiten Gebiet und fielen zu einem großen Teil in die wandernden Gewohnheiten ihrer Vorväter zurück. Sie hatten drei große Kapitänschaften gebildet, sind aber damit noch nicht zur Ruhe gekommen. Die Armut und der steppenhafte Charakter des Landes, ihr natürliches Übergewicht über die Ureinwohner, ihre Raub- und Wanderlust führten sie immer weiter nach Norden, wo sie die Ovaherero zurückdrängten und mit den bis zum Ngami gezogenen Griqua zusammentrafen. Während sich die

diesseit des Oranje im Klein-Namalande sitzengebliebenen Stammesgenossen mehr und mehr europäisierten, mit Ausnahme der wenigen reinen Hottentotten, wie man sie am unteren Oranje in den „Flußhottentotten“ auf ihrem gesetzlichen Boden findet, sind jene Weitergewanderten mitten in hottentottischer Bevölkerung natürlich nicht im stande, ihr bißchen europäische Kultur zu bewahren, und bieten schon jetzt ein interessantes Beispiel von Rückfall. Die Namaqua aber, in deren Gebiet die Orlam einfielen, sind teils diesen angeschlossen, teils Oberherren kleinerer Gruppen davon geworden. Der alte Stammesverband dieser nördlichen Namaqua, an dessen Spitze das „rote Volk“ der



Mädchen der Namaqua. (Nach Photographien im Besitz des Missionshauses in Barmen.)

Kaubib-Koin stand, ist bis auf wenige Spuren verschwunden. Nördlich davon scheint aber noch eine andere Gemeinschaft, Aunin, zu bestehen, wozu die Marinku an der Walfischbai gehören.

Die dritte große geographische Gruppe der Hottentottenreste wird durch die am oberen und mittleren Oranje wohnenden Korana gebildet. Wie die benachbarten Gonaqua gegen die Kaffern, bildeten diese die Vorhut gegen Betschuanen und Basuto; aber ihre Lage wurde dadurch ebenso verzweifelt: gleich jenen gerieten sie zwischen Hammer und Amboß. Aus ihrem Lande schnitten sich die Boeren zum Teil ihren Oranje-Vrijstaat und später das Stella-Land; die Wege zur Auswanderung waren den unselbständig und zusammenhangslos gewordenen Eingeborenen versperrt. Die alten Kapitänschaften sind zusammengeschmolzen; das ganze Volk ist auf etwa 20,000 Köpfe zu veranschlagen. Weniger vermischt als die Griqua, haben sie sich doch nicht so unabhängig von den Kultureinflüssen zu halten vermocht wie die Namaqua; ihre Sprache ist mit holländischen, Buschmann- und Sitchuanaworten gemischt. Daß die Korana früher eine weitere Ausbreitung gegen Westen hin besessen haben, darauf deutet die Übereinstimmung von einigen ihrer Stammesbenennungen mit solchen der Namaqua. Sie sollen körperlich am nächsten von allen Hottentotten

den Buschmännern stehen. Die innige Berührung der beiden Völker hat eine Vermischung bewirkt. Am Ostufer des Vaalflusses ist auch Kaffernblut in sie eingedrungen.

So ist also das letzte Ergebnis dieser passiven Geschichte die Aufsaugung in einer Mischlingsrasse, die am reinsten hottentottisch in den Namaqua geblieben ist. Wir werden uns daher, wo neuere Nachrichten vorliegen, vorwiegend an diese halten müssen, zur Vervollständigung aber nach den älteren Schilderungen der Kap-Hottentotten des 17. und 18. Jahrhunderts greifen.

*

Die anthropologischen Kennzeichen der Hottentotten liegen vorzüglich in der fahlgelben Haut, dem krausen, verfilzten Haar, dem gedrückten, langen Schädel mit schmaler Stirn, den stark vortretenden Backenknochen, dem schwach entwickelten Nasenbein und in der Neigung zu



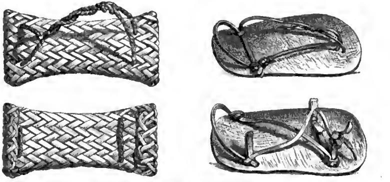
Alte Hottentotten reiner Rasse. (Nach Photographie im Besitz des Missionsdirektors Wangemann in Berlin.)

Fettsteißbildung. Es sind das, abgesehen von den Haaren und dem Schädel, nicht die Merkmale der „afrikanischen Rasse“, vielmehr scheint auf den ersten Blick die gelbbraune Körperfarbe und das breite Gesicht mit den starken Backenknochen den manchmal gezogenen Vergleich zwischen Hottentotten und Mongolen zu rechtfertigen. Bei näherer Betrachtung jedoch hält sich weder in Gestalt noch in Einzelheiten des Gesichts diese Asiatenähnlichkeit, und vor allem nicht in der angeblich schiefen Augenstellung.

Im durchschnittlichen Hottentotten haben wir einen Menschen von etwas unter mittlerer Größe, zwischen 145 und 160 cm. Die fahlgelbe Farbe hat Barrow treffend mit der eines dürren Blattes verglichen; Kenner der Javanen fühlen sich an malayische Färbungen erinnert. Häufig ist dem Braungelb ein Grau beigemischt; übrigens gibt es auch rötliche Schattierungen. Da der Hottentott weniger Farbstoff in der Haut hat als der Neger, so hellt ihn eine Vermischung rascher auf. G. Fritsch bezeichnet diese Haut als weder so dick und fest wie die der Neger noch als so durchdringend riechend. Trocken und welk, hat sie eine große Neigung zu Faltenbildung. Die Haare der Hottentotten sind dicht verfilzt und zwar häufig so, daß sich kleine, knötchen- oder

zöpfchenartige Vereinigungen bilden mit leeren Stellen dazwischen (vgl. Abbildung, S. 659, 664); dies beruht also nicht in erster Linie auf einer büschelartigen Anordnung der Haarwurzeln. Die einzelnen Haare sind dick. Kräftiger Bart kommt auch bei Mischlingen nur selten vor. Im Alter ergrauen die Haare, fallen aber selten aus.

In der Gesamterscheinung des Hottentottenkörpers tritt Feinheit der Gelenke und Muskelarmut hervor. Dadurch entsteht indessen noch kein zierlicher Körperbau: die Harmonie der Formen fehlt. G. Fritsch schreibt dem Körper des Hottentotten geradezu eine Neigung zu unregelmäßiger, selbst unsymmetrischer Entwickelung zu, wodurch der Wuchs häufig entstellt und karikiert werde. Bemerkenswert sind an der Gesamterscheinung außerdem dürre Unterarme und Beine, geringes Hervortreten der Hüften. Der Plattfuß ist häufig. Bei Männern ist Körperfülle selten, wiewohl Wechsel im Ernährungszustande rasch die Umrisse der Gestalt ändert. Jene Fettansammlung im Gesäße, an den äußeren Teilen der Hüften und der Schenkel, die aus vielen



Sandalen der Hottentotten. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 698.

Hottentottinnen wahre Monstra macht, kommt sogar bei den männlichen Bastarden häufiger vor. Sie, wie die Verlängerung der kleinen Schamlippen, die zur Bildung der Hottentottenschürze führt, ist auch bei anderen afrikanischen Völkern nicht ganz selten.

Der Grundzug in der Gesichtsbildung der Hottentotten ist die Dreiecksform: die Backenknochen sind hoch und vorstehend und bilden mit dem spitz zulaufenden Kinn ein Dreieck. (Vgl. Abbildung, S. 695.) Da sich die schmale Stirn gleichfalls dreieckig nach oben verjüngt, so erhält das ganze Gesicht eine rautenförmige Gestalt. Die Nase ist kurz, an der Wurzel flach, die Spitze abgeplattet und aufgestülpt, die Nasenlöcher nach vorn gerichtet. Der Mund ist breit, die Lippen sind aufgeworfen. Die Zähne sind nicht von der Größe und porzellanartigen Weiße wie bei Negern, sondern klein und ebenmäßig, mit Perlen zu vergleichen. Die Augen sind weit auseinander gerückt. Sie stehen öfters schief, d. h. die Lidspalte nach innen gesenkt.

Die bemerkenswertesten Eigenschaften des Skeletts liegen in der Länge und Niedrigkeit des Schädels, der starken Prognathie, der schmalen Beckenform und dem schlanken, wenig massigen Bau aller Knochen. Die körperliche Leistungsfähigkeit ist im allgemeinen gering. In allem sind sie auffallend langsam. Ihre Widerstandskraft gegen das Klima der Tropen ist die geringste, die man bei einem afrikanischen Volke findet.

Bei der häufigen Berührung der Hottentotten mit Europäern in einer der ältesten Kolonien sollte man glauben, das Urteil über ihren Geist und ihren Charakter müsse längst feststehen. Aber das Gegenteil ist der Fall. Da die Europäer das Land dazu eben den Hottentotten

abzunehmen hatten, waren diese schon nach wenigen Jahrzehnten zurückgedrängt, verarmt, wenn nicht zu Sklaven gemacht. Der durchschnittliche Hottentott war von Anfang an ungünstig gestellt durch geringere körperliche Leistungsfähigkeit und schlafferen und stumpferen Charakter. Nichts hat er vom Hochmut und der blinden Leidenschaftlichkeit des Kaffern noch von der wilden Kühnheit des Buschmannes. Auf ihm ruhte der Fluch der Schwächlichkeit, die mehr Verachtung als Haß erweckte, sogar die der Damara. Allerdings ist zu erwägen, daß der rasche Wechsel der Völkergeschicke gerade in den Nama- und Damaragebieten heute dies, morgen jenes Volk elend erscheinen läßt. Und ihre sprichwörtliche Trägheit begreift sich leicht, da ihr Leben ursprünglich das des sorglos dahinträumenden Hirten gewesen war. Wenn sie daraus die Kolonisten unvermittelt zu rascheren, ausdauernderen Leistungen überführen wollten, so ist die Schuld der Enttäuschung mehr bei ihnen zu suchen, und selbst die Neigung zu Branntwein und Unzucht hat der entsittlichende Einfluß ihrer Unterwerfung mitbewirkt. Ältere Beobachter rühmen ihre Ehrlichkeit, Gutmütigkeit und Freigebigkeit; Schinz ihre Gefälligkeit, Hilfsbereitschaft und Gastfreundschaft. Als Knechte waren sie oft von geradezu hündischer Treue. Die Hottentottensoldaten der Kapregierung zeichnen sich durch Gelehrigkeit und Folgsamkeit aus. Auch hinsichtlich ihrer geistigen Begabung muß man günstiger urteilen, seitdem eingehendere Berichte der Missionare vorliegen. Man muß sie zunächst mit ihresgleichen in Parallele setzen. Hugo Hahn hält von den drei Völkern Hereró, Namaqua und Bergdamara die mittleren für die gewandtesten. Die traurige Geschichte der Hottentotten hat sicher zu ihrer Geringschätzung beigetragen.



Ein eiserner Schnupftabakslöffel der Hottentotten, wahrscheinlich von Betschuanen entlehnt. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.)

Die Kleidung bestand einst für beide Geschlechter aus dem Schamgürtel und aus dem Karoß. Der Mann trug einen ledernen Riemen um die Hüften; vorn hing ein Stückchen Fell vom Schakal, der Wildkatze oder anderen kleinen Säugetieren herab. Das Weib trug um die Hüften ein dreieckiges Tuch, wovon zwei Zipfel vorn zusammengebunden waren; von diesem Knoten hing ein Schurz herab, der bei mannbaren Weibern am Rande mit Fransen, Haaren und Perlen verziert war. Früher bestand die Schamhülle nur aus einem Stück Fell, an dessen Rand tönende Kupferringe hingen (Schreyer). Die Weiber trugen außerdem an einer mehrmals um die Hüften geschlungenen Schnur durchlöcherte Stückchen von Straußeneiern aufgereiht und am Gürtel kleinere und größere Schildkrötenschalen mit Buchusalbe. Mädchen erhielten alles das in feierlicher Weise erst beim Eintritt der Mannbarkeit. Der Karoß, den beide Geschlechter trugen, ward am liebsten aus Schaf-, Schakal- oder Wildkatzenfell, bei Höherstehenden aus Antilopenfell gefertigt. Die vornehmeren Weiber setzen am Halsstück ein Mosaik von drei- und viereckigen bunten Fellstücken an. Geflochtene oder Fellsandalen wurden bei längeren Märschen angelegt (s. Abbild., S. 697); für das Gehen auf dem Sand eingerichtete breite, runde Ledersandalen hat schon Balthasar Sprenger 1508 abgebildet. Im Gegensatz zu Kolbs Beschreibung steht der heutige Zustand, wo ein Hottentott ohne Hosen kaum noch denkbar ist. Nur die konservativeren Weiber tragen unter dem Kattunrock noch die alte Schamhülle. Früher trugen die Männer im Regen oder bei Kälte ein Schaffell mit einwärts gewandter Wolle

auf dem Kopfe; jetzt hat man allgemein dafür den Filzhut. Die Weiber trugen beständig spitze Mützen: die der Kap-Hottentotten lassen noch heute ihren Kopf stets bedeckt. Als Hülle benutzen sie jetzt mit Vorliebe bunte Tücher, die einer der gangbarsten Handelsartikel geworden sind.

Ebenso hat sich der Schmuck verändert. Noch tragen beide Geschlechter um den Hals lederne Taschen, worin sie Messer, Pfeife, Tabak, Geld verbergen, und daneben Hörnchen, Schildkrötenschalen und anderes als Schmuck oder Talisman; Kinder haben am Gürtel Knöchelchen. Aber die Metallringe um den Unterarm und die Elfenbeinringe um die Oberarme, die durch ihre glatte Arbeit das Staunen der Europäer erregten, sind sehr selten geworden. Damit ist auch die Sitte hinfällig geworden, daran ein Ledersäckchen mit Tabak, Eßwaren und dergleichen zu befestigen. Beinringe haben immer nur die Weiber getragen, und zwar früher ausschließlich aus zusammengebogenen Streifen Schaffell, oft 100 zwischen Knöchel und Knie drei- oder vierfach übereinander. Das erschwerte ihnen das Gehen, aber sie wurden schon als kleine Kinder daran gewöhnt. Als Schutz gegen Dornen und Schlangenbiß mochten sie ihren Wert haben, zumal wenn sie mit durchgeflochtenen Binsen festgemacht waren. Große messingene Ringe trugen Männer wie Weiber in den bis auf die Schultern herabgezogenen Ohren und daran glänzende Perlmuttermuscheln oder Stücke davon. Ferner hingen sie Kupfer- und Glasperlen in das Haar, um den Hals und die Hüften, auch Schnüre mit Stückchen durchbohrter Straußeneierschalen.

Schon die neugebornen Kinder werden mit Schaffett eingeschmiert. Die Erwachsenen aber beschmieren sich den Körper mit einer Salbe aus Fett, zerstoßenem Buchukraut und Ruß oder Ocker, und darein werden mit den Fingern Linien gezogen. Sie bildet einen unentbehrlichen Teil der Ausrüstung jedes Hottentotten (vgl. Abbild., S. 702). Besonders stark schmieren sie die Haare, angeblich, um den Kopf gegen die Sonnenhitze zu schützen. Bemalung des Gesichtes mit Rötel wird von den Frauen selbst christlicher Stämme der Namaqua noch heute geübt. Zu Kolbs Zeit malten sich die Hottentottenweiber bei festlichen Gelegenheiten rote Tupfen auf Stirn, Wangen und Kinn, und heute noch brillenförmige Einfassungen der Augen, sattelförmige Figuren über die Nase, Bogenlinien über die Wangen und dergleichen; durch Verbindung dieser Linien untereinander entstehen völlige Masken. Tättowierung scheint nur beschränkt so vorgenommen worden zu sein, daß unter den Backenknochen einige Strichnarben blaugefärbt wurden. Zur Hottentottentracht gehört schließlich der unvermeidliche Schweißwischer, ein über einen Stab gezogener Fuchsschwanz.



Stock und Pfeile der Namaqua. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Geräte haben sie wenig. Töpfe fertigen sie aus Thon an; die häufigste Form ist eine breitbauchige Urne mit schmalem Boden, kaum faustgroßer Mündung und zwei Öfen zum Durchziehen einer Aufhängeschnur. Solcher Gefäße besitzt eine Familie in der Regel mehrere: für Wasser und Milch, zum Kochen und zum Aufbewahren von Wurzeln. Daneben haben sie auch Schüsseln im Gebrauch. Löffel schnitzen sie sich aus Schildkrötenschalen, Ochsenhörnern oder Muscheln. Messer stellen sie sich aus weichem Eisen dar.

Die Bewaffnung der Hottentotten glich in der ersten Zeit ihres Verkehres mit den Europäern der der Kaffern. Der Bogen stand in zweiter Linie; er war, dem Buschmannbogen ähnlich, einfach aus einem leichten Stabe festen Holzes gebogen. Die Pfeile hatten aus Eisen dünn geschmiedete, mit Widerhaken versehene Spitzen an einem ½ m langen Rohrschaft. Ihr Schlangengift war wohl ähnlich gemischt wie bei den Buschmännern. Der Köcher war nach Kolb ein

„ausgehöllertes oder ausgebranntes Stück Holtz" oder ward aus Ochsen-, Elen-, Rhinozeros- oder Elefantenhaut gemacht. Die Hauptwaffe, die Wurfspieße oder Assagaien (wie sie schon bei Reisenden des 17. Jahrhunderts heißen, die von Kaffern noch nichts berichten), hatten einfache Klingen von 1/2 Fuß Länge, die auf den mehr als mannshohen, nach hinten zugespitzten Schaft gesteckt wurden; nach einigen wurden sie vergiftet. Zur Ausrüstung gehört endlich noch der Schlag- und Wurfstock (s. Abbild., S. 699), wovon Kolb einen 3 Fuß langen, gleichmäßig daumendicken und einen fußlangen, zugespitzten beschreibt. Jenen nennt er Kirri, es ist der noch heute gebrauchte Hirtenstock, diesen Rackum; dieser sei nur zum Werfen, der andere aber zum Fechten und Parieren bestimmt. Beide seien aus hartem Holz gemacht und ganz mit Öl durchtränkt, um größere Festigkeit zu erlangen.

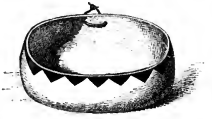



1, 2 und 4) Holzgefäße und Schnitzmesser der Hottentotten, 3) von Buschmannhand geschnitzt. (Nach Wood.)

Über die Geschicklichkeit der Hottentotten im Werfen des Rackum und im Bogenschießen sind die älteren Reisenden einig, nicht aber über ihre kriegerische Tüchtigkeit und die Fähigkeit zähen Widerstandes, als ihre Kraft noch ungebrochen war. Im Vergleich zu den Buschmännern treten zwar die Hottentotten als Jäger zurück, meiden auch heute die Reviere, wo jene schweifen, sind aber doch nicht genug Viehzüchter, um nicht als echte Naturkinder die Jagd über alles zu lieben. So jagen sie oft kralweise, stellen Fallen, graben Gruben &c.; als „Pfadfinder" werden sie mit den Rothäuten verglichen. Freilich braucht diese Kunst auch der Hirte, der sein in der Steppe weitzerstreutes Vieh sucht. Es fehlt ihnen im gegebenen Augenblick auch nicht an Entschlossenheit wilden Tieren gegenüber; von mutigen Jägern erzählen sie sich die wunderbarsten Geschichten. Bei Löwenjagden traten sie, in der einen Hand den Wurfspeer, in der anderen den Karoß, dem König der Wüste entgegen. (Schreyer.) Nach der Jagd zerlegen sie einen Teil des Fleisches sogleich in Fladen und trocknen sie an der Sonne; das übrige wird nach dem Dorfe gebracht, wo die ganze Bewohnerschaft, solange Vorrat da ist, nicht aus dem Zustand einer verdauenden Boa constrictor herauskommt. Wenn wir Kolb glauben dürfen, wird der glückliche Jäger von einem alten Stammesgenossen „anders gemacht", d. h. vor seiner Hütte bepißt. Dann nehmen die anderen Männer rings um ihn Platz und rauchen Dacha oder Tabak, mit dessen

Asche sie ihn bestreuen. Darauf knüpft er sich die Blase des erlegten Tieres ins Haar und wird als Held von seinen Genossen angestaunt. Seine Frau aber muß drei Tage fasten und außerhalb des Krals beim Vieh verweilen, und er muß ihr drei Tage fern bleiben.

Zu Fischerei gibt es nicht viel Gelegenheit. Beiläufig benutzen sowohl die kahnlosen Hottentotten als auch die Kaffern Baumstämme zum Übersetzen von Flüssen. Ebensowenig verfügen die Küstenbewohner über Kähne oder Flöße: sie waten in der Flutstrecke, Rochen zu spießen, und fischen, vielleicht von Europäern angeleitet, mit Angeln aus eisernen Nägeln. So sind die Strandhottentotten an der Walfischbai ein niedriges, teils von zufälligen Diensten bei Weißen, teils von den Fischen der Bai und den Naras, wilden Kürbissen der Düne, lebendes Geschlecht; auch einiges Vieh haben sie. Ähnliche Stämme gab es schon früher weiter südlich. Strandläufer, Fischer, Wasserleute werden öfters in den Berichten erwähnt; es scheint, daß alljährlich zu bestimmter Zeit gewisse Stämme aus dem Inneren zur Küste herabstiegen, um sich eine Zeitlang von Muscheln und Fischen zu nähren. An mehreren Punkten der Kapküste sind denn auch Abfälle solcher Mahlzeiten, gemischt mit zerschlagenen Knochen und sogar Menschenknochen, echte Kjökkenmöddinger, gefunden worden.



Eine Holzschüssel der Namaqua. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Die Hütten der Hottentotten könnte man ebensowohl Zelte nennen; sie sind in wenigen Stunden abgebrochen und neu aufgebaut. Das Gerüst besteht aus biegsamen Stäben, die im Oval in die Erde gesteckt, dann zusammengeneigt und oben miteinander verbunden werden; der umspannte Raum ist etwa zwei Mann lang und ungefähr um ein Drittel weniger breit. Die Öffnung ist nur halb mannshoch, und im Inneren kann ein erwachsener Mensch nicht stehen. Über das Gestell werden dichte Matten gelegt, darüber noch Felle; das Ganze wird mit Steinen gegen den Windstoß beschwert. Die Bereitung der Matten, das Künstlichste am ganzen Hause, geschieht bei den Namaqua so: Die innere Rinde der Mimose wird in heißem Wasser und durch die vereinigte Kinnbackenkraft der Familie erweicht und durch Rollen auf dem nackten Beine in kurzer Zeit zu einer Schnur gedreht. Die Binsen oder Grashalme werden dann alle 2 Zoll durchlöchert und Schnüre mit einer Nadel aus Knochen, Dorn oder 2 Fuß langem Eisen durchgezogen. Während diese Matten bei warmem, trockenem Wetter luftig sind, quellen sie durch Feuchtigkeit auf und werden so dicht, daß sie die stärksten Regengüsse abhalten. Ein einziger Packochse trägt leicht die halbkreisförmigen Stecken des Hüttengestelles, die Matten und die paar Geräte: Kalebassen, Melkeimer und Töpfe, und dazu noch die Dame des Hauses samt ihrem Nachwuchse. Das Innere der Hütte zeigt in der Mitte gegen die Thür hin ein Loch für das Feuer (aufmerksamere Hausfrauen bereiten ihm allerdings einen thönernen Herd) und ringsumher ebenso viele „Schlaflöcher“, wie sie Insassen zählt. Der Hausrat wird an einem Gestelle gegenüber der Thür aufbewahrt. Die Thür kann mit einem Felle verschlossen werden. Je nach der Windrichtung wird sie durch Verrückung der Matten leicht auch nach einer anderen Seite verlegt; doch liegt sie ursprünglich nach Osten. Der Aufbau dieser Wohnstätten wird fast ganz von den Weibern besorgt. Wo der moderne Hottentott zur rechteckigen Lehmhütte übergegangen ist, behält er noch oft die Bienenkorbhütte als Schlafraum bei. Sie bauen ihre Dörfer in die Runde, Haus an Haus, daß eins an das andere schließt, und in der Mitte ein großer, weiter Platz übrigbleibt. Dahinein treiben sie nachts ihre Schafe. Bethanien, die „Haupt- und Residenzstadt“ des Großnamalandes, hat 150—200 Einwohner in 20—25 Hütten.

Die **Viehzucht** gibt dem Leben der Hottentotten den Halt. Zur Zeit der ersten Berührung mit den Europäern war bei vielen Stämmen die Tendenz zum Hirtenleben durch das Wachstum der Herden und die Konkurrenz mit den vom Wilde lebenden Buschmännern stark, wurde dann aber durch Streitigkeiten, Viehraub und Verarmung rasch gemindert. Die ersten Ansiedler konnten sich nur mit Hilfe der Herden der Eingeborenen erhalten. Für diese waren die Herden ihr einziger Reichtum, womit sie sich Genußmittel und Schmuckgegenstände verschaffen konnten. Wer nichts hatte, suchte sich bei den Reicheren seines Volkes zu verdingen; sein einziges Ziel war, in den Besitz von Vieh zu kommen: Vieh war Geld und Gold dieser Völker in der voreuropäischen Zeit. Das Viehhüten geht der Reihe nach unter den Einwohnern herum. Für die ganz jungen Lämmer und Kälber gibt es eine eigne Schutzhütte. Die männlichen Jungtiere werden fast alle schon früh von einem Sachverständigen verschnitten. Das Melken und die Verwertung der Milch geschieht ganz wie bei den Negern, nur daß jenes von den Weibern besorgt wird. Der Genuß von Kuhmilch ist Männern und Weibern, der von Schafmilch nur Weibern gestattet. Von den Ochsen leisten die stärksten als Zugochsen Großes durch Kraft und Gelehrigkeit in dem wegarmen Südwesten. Geschlachtet wird das Vieh nur im Falle der Not oder bei Hochzeiten und Begräbnissen. Doch ißt man alles gefallene Vieh. Für einen ursprünglichen **Ackerbau** der Hottentotten liegen nirgends Zeugnisse vor. Die paar Ackergeräte der heutigen Namaqua stammen wohl von nördlichen Nachbarn: es sind etwas andere Formen als bei den Ostkaffern. Ihre Geschicklichkeit im Umgang mit dem Vieh hat die Hottentotten zu bevorzugten Lenkern der großen Ochsenwagen gemacht. Die gewaltige Peitsche, mit 2 m langem Stiel, deren Lederschnur über acht Ochsenpaare hinreicht, ist jetzt eines der wichtigsten Werkzeuge der Hottentotten und Bastarde als „Treiber“, ein wahres Kulturwerkzeug.



Eine Fettbüchse der Namaqua. (Mus. f. Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 699.

Ihre **Nahrung** bestand aus dem Ertrage ihrer Jagd, ihrer Viehzucht und auch aus Vegetabilien. Von Wurzeln und Knollen schafften Weiber die herbei, wonach Affen und Schweine am eifrigsten gruben. Aber **Fleisch suchen sie**, wie alle Afrikaner, doch immer **mit wahrer Leidenschaft**; gänzlichen Mangel an Fleisch erträgt kein südafrikanischer Wilder (**Lichtenstein**). Im Notfalle sengen sie Haut und Leder, um es dann weich zu kauen. Sie kochen oder braten das Fleisch und rösten die Wurzeln in der Asche; aber alles wird **halbroh verzehrt**. Fleisch in Blut gekocht ist ihre Nationalspeise. An Getränken hatten sie vor der Ankunft der Europäer nichts als Wasser und Milch. Bald aber lernten sie den **Branntwein** über die Maßen lieben, und die Ostindische Kompanie sorgte dafür, daß Arrak am Kap nicht ausging; zugleich machte der Weinbau Wein und Weinbranntwein leicht zugänglich. Nun sind zu ihrem größten Schaden die Hottentotten längst an alle aufregenden Getränke gewöhnt. **Genußmittel** waren den Hottentotten das Kraut der **Dacha**, worunter man heute Hanf versteht, während es früher wohl ein anderes, einheimisches Narkoticum bezeichnete, und sogleich nach Ankunft der Europäer der **Tabak**; für Tabak war ihnen alles feil. Auch das Schnupfen und Kauen lernten sie bald. Ihre Rauchwerkzeuge und -Methode stimmen mit denen der Buschmänner überein.

Von **Hantierungen und Künsten** verstehen die Hottentotten vor allem die Zubereitung der Felle zu **Pelzwerk** und **Leder**. Sie machen die Felle weich und haarhaltend, indem sie sie

vom frischen Zustande an mit Fett und Kuhmist wiederholt einreiben und mit ihren Kirris klopfen. Sie nähen sie mit Sehnen (meist Wirbelsehnen der Rinder) zusammen, nachdem sie die Löcher mit einer öhrlosen Nadel aus Vogelbein vorgestochen haben. Um die Haare ausfallen zu machen, streuen sie Asche auf die frischen Felle und lassen sie in der Sonne nach Gerberart „schwitzen“. Dann werden sie auf beiden Seiten abwechselnd mit Fett und Sand gerieben, bis sie zu Riemen zerschnitten werden können. Die Verwendung einer Rinde zum Gerben dürften die Namaqua von Europäern gelernt haben. Aus Binsen und Rohr flechten sie Stricke, auch Matten. Aus freier Hand machen die Weiber ihre Töpfe. Den Thon dazu nehmen sie aus den Ameisenhügeln und kneten die Ameiseneier mit hinein. Nachdem der Topf in der Sonne getrocknet ist, setzen sie ihn in ein Loch, machen Feuer darum und darin, bis er durchgebrannt und von dem verkohlenden Fett der Ameiseneier schwarz geworden ist. Viel schöner gearbeitet sind ihre nach Kaffernart aus Holz geschnitzten Töpfe und Schüsseln (s. Abbildung, S. 700).

Nach Gold und Silber waren sie nicht im geringsten lüstern, und allem Anscheine nach haben sie vor der Ankunft der Europäer diese Metalle nicht besessen. Kupfer wußten sie nur zur Zierde und Schmuck zu brauchen; in kleinen Mengen dürften sie es selbständig ausgeschmolzen haben. Ihre Methode, das Eisen zu schmelzen, ist die allgemein afrikanische; ihr Blasebalg besteht aus einem mit Ventil und irdenem Luftrohre versehenen Ziegenschlauch. Auch ihre Schmiedearbeit geschah in der einfachsten Weise mit Steinhämmern auf einem Steinblock. Übrigens war ihre Eisenerzeugung schon im 17. Jahrhundert so gering, daß die Holländer von Anfang an Eisen selbst für Arm- und Fußringe einführten.

Die ersten Europäer fanden von Handel und Verkehr nur wenige Spuren. Außer Rindern und Schafen konnte nur Elfenbein in Betracht kommen; und darauf gründet sich denn auch die einzige Annahme von einem alten Außenhandel der Hottentotten. Für direkten Handel mit Natal scheint die Bemerkung im Register des holländischen Schiffskapitäns van der Schelling zu sprechen, daß in Terra de Natal Elfenbein in großen Mengen vorhanden sei, das er von den benachbarten Monomotapensern und Hottentotten gekauft habe. Unter sich oder mit den Holländern tauschten sie Stücke ihrer Herde gegen Tabak. Ihre Waffen waren ihnen selten feil.

Zum Schluß einige Worte über die Kunstübungen der Hottentotten. Ihr musikalisches Talent wird besonders von den Missionaren anerkannt, die ihnen große Gelehrigkeit in der Erlernung der Kirchengesänge nachrühmen. Unter sich benutzen sie gleich den Buschmännern das Gom-Gom oder die Gora; Kolb behauptet, daß drei oder vier davon, harmonisch gespielt, eine stille und angenehme Musik geben. Außerdem benutzen sie Rohrpfeifen und Trommeln aus einem irdenen, mit einem Schaffell überspannten Topfe.

In der Heilkunst legen sie großen Wert auf Blutentziehungen, entweder durch Ansaugen eines Hornes auf einer eingeschnittenen Hautstelle oder durch Aderlaß mit Abbinden. Das Abschneiden eines Fingergliedes, wozu die Weiber unter gewissen Umständen verpflichtet sind, wissen sie gleichfalls durch Unterbinden geschickt zu bewerkstelligen. Schmieren mit Fett, das sie ohnehin aus kosmetischen Gründen lieben, wenden sie auch mit Dehnen und Kneten der Glieder bei Verrenkungen und dergleichen an. Innerlich benutzen sie eine ganze Anzahl einheimischer Pflanzenstoffe, unter anderem den abführenden Saft der Aloe. Kolb erzählt auch, daß sie gegen Pfeilgift Schlangengift einnehmen. Viel näher aber als alles das liegt ihnen bei jeder schwereren Krankheit die Anrufung des Zauberers, des besten Kenners und Zubereiters aller Arzneien. Vor allen Dingen vollzieht er das „Andersmachen“, indem er ein Schaf schlachtet und dessen Netz, mit Buchu bestreut und in Strickform zusammengedreht, dem Kranken um Hals und Schultern legt; da hat es zu bleiben, bis es abfällt. Das Fleisch des Schafes wird von den Männern verzehrt, wenn der Kranke ein Mann, und von den Weibern, wenn es ein Weib ist. Wenn eine

Krankheit langwierig wird oder Gefahr vorhanden scheint, sucht der Zauberer die Aussichten auf Genesung zu erforschen, indem er einem Schafe bei lebendigem Leibe die Haut abzieht; läuft das geschundene Tier, so ist Genesung zu erwarten, im anderen Falle der Tod. Stellung und Thätigkeit des Zauberers sind im übrigen dieselben wie bei den Kaffern.

Einem gebärenden Weibe steht bei den Hottentotten in der Regel eine ältere Frau zur Seite. Vom Beginne der Wehen an muß der Mann die Hütte verlassen. Kehrt er vor der Zeit zurück, so muß er sich „anders machen", indem er Schafe zum besten gibt; dasselbe ist ihm bei Geburt eines toten Kindes auferlegt. Ein gesundes Neugeborne wird mit Kuhmist eingeschmiert, dann mit Fett gesalbt und mit Buchu bestreut, um es gelenkig und kräftig zu machen. Ist es ein Knabe, so werden von wohlhabenden Hottentotten einige Rinder, ist es aber ein Mädchen, nur Schafe oder auch gar nichts geschlachtet. Die Aussetzung kranker Kinder und weiblicher Zwillinge wird frühe berichtet. Begraben des Mutterkuchens, Reinigung der Wöchnerin und anderes: alles ähnlich wie bei den Kaffern. Die erste Wiederannäherung der Gatten geschieht nach Kolb unter Dacharauchen bis zur Berauschung. Die Mutter trägt das Neugeborne auf dem Rücken in einem Lammfell, dessen Hinterbeine um den Leib und Vorderbeine um den Hals geschlungen sind. Das Kleine braucht in der Regel selbst nicht zum Säugen herabgenommen zu werden, da die Mutter bald im stande ist, ihm die Brust unter den Armen durch zu reichen.

Sobald die Kinder freigelassen werden, wird ihre Haut mit Butter oder mit Buchusalbe eingerieben, um sie gegen die Sonnenstrahlen zu schützen; wenn möglich, werden sie abends wieder abgewaschen. Gerade die Namaqua sind weniger wasserscheu als andere Naturvölker. Die Jugend übt sich unter den Herden mit Springen, Laufen; vor allem ist das Zureiten der jungen Ochsen eine gute Kraftprobe. Auch das Spursuchen wird schon früh von den Knaben auf der Jagd geübt. Zwischen dem achten oder neunten Jahre und der Mannbarkeit wurde dann an den Knaben die Beschneidung und die Ausschneidung der linken Hode vollzogen; dann erst war er ein Mann. Bei den alten Hottentotten war diese Verstümmelung mit den größten Festlichkeiten umgeben. Die Knaben werden nach der Mutter, die Mädchen nach dem Vater genannt.

Die Verheiratung findet so früh statt, daß ihre Vorbereitung noch Sache der Eltern ist. Grundzug ist, wie bei allen Südafrikanern, der unverhüllte Kauf. Eine Anfrage eines Angehörigen des Bräutigams bei dem Vater des Mädchens und bei diesem selbst geht voraus. Bei zustimmender Antwort kommen sie an einem der nächsten Tage mit den für das Hochzeitsmahl bestimmten Rindern in den Kral der Braut, schlachten und richten ein Mahl ein. Von unreinlichen Zeremonien sprechen nur ältere Beobachter, nicht aber neuere. In betreff der Zahl der Weiber bildet nur die Möglichkeit ihrer Ernährung eine Grenze. Bei den Namaqua deuten heute nur noch Wortreste, wie „Griris", Großfrau, auf die geschwundene Polygamie. Heiraten unter Nächstverwandten bis zu Geschwisterkindern sind nicht gestattet. Alleiniger Erbe seiner Eltern ist der männliche Erstgeborne; den anderen Kindern werden bei der Heirat ein paar Rinder oder Schafe mitgegeben.

Beim Begräbnis schlachtete nach Beendigung der Wehklagen der Sohn zuerst einen Bock, um mit dessen Blut die Leiche zu bestreichen; dann wurde diese in Hockstellung mit Riemen zusammengebunden und in Matten und Felle genäht. Jetzt scheint gestreckte Lage mit nach Osten gerichteten Füßen vorzukommen. An der einen Längsseite des Grabes wird eine Nische angebracht, die eigentliche Lagerstätte des Toten; darin wird er durch Steinplatten, Stäbe und Zweigwerk abgeschlossen. Man schüttet dann die ausgegrabene Erde wieder in das Grab und häuft einen Steinhügel darüber, um die Hyänen abzuhalten. Manchmal wird die Leiche in eine Felsspalte oder Höhle gelegt. Beim Wegbringen der Leiche aus ihrer Hütte wird eigens dazu ein Ausgang geschaffen. Nach Kolb fanden außer Wehklagen hinterher auch Reinigungen mit Menschenharn, Asche vom Herde des Verstorbenen und Kuhmist statt. Ferner wurden nach allen diesen

Zeremonien von Angehörigen Tiere feierlich geschlachtet und deren Netze als Trauerzeichen um den Hals gehängt, worauf der ganze Kral seine Hütten abbrach; nur die Hütte des Verstorbenen blieb unberührt stehen, aus Furcht, es möchte der Tote wiederkommen.

Wenn wir nicht in der sorgfältigen Art des Begräbnisses und in dem Glauben an das Wiederkommen der Geister ein Hinübergreifen der Gedanken in geistiges Gebiet sähen, würde uns doch die Sicherheit überraschen, womit schon ältere Beobachter ihnen eine Art von Religion fast einstimmig zusprechen; besonders eine „Veneration gegen den Mond", dessen Erscheinen mit Tanzen gefeiert wurde. Zuweilen, heißt es, hört man sie in dunkeln Höhlen unter Händeklatschen etwas hermurmeln. Kolb ist aber weiter gegangen, indem er sagte, die Hottentotten



Hottentottenhäuptling Jan Afrikaaner und Frau. (Nach Photographie im Besitz des Missionshauses in Barmen.)

könnten schon darum nicht mit den Kaffern zusammengeworfen werden, weil sie „Gott kennen und wissen, daß Er sei". Den Mond nannten sie ihren „großen Kapitän" und riefen: „Sei willkommen, mache, daß wir viel Honig bekommen, mache, daß unser Vieh viel zu fressen bekomme und viel Milch gebe." Auf die Fragen nach Art und Wesen dieses Herrn pflegten sie zu antworten, daß er ihnen nur Gutes gethan habe und darum auch nicht gefürchtet werde; hingegen wäre noch ein anderer Kapitän da, etwas kleiner von Vermögen, der thäte ihnen allezeit Böses. Diese Gegenüberstellung des guten und bösen Prinzips erweckt sofort den Argwohn, daß wir es hier mit einem Stück „hineingefragten" Christentums zu thun haben; besonders wenn es heißt, der böse Touquo sei über den ganzen Leib häßlich, rauh und haarig und habe Füße und Kopf wie ein Pferd. Weshalb sie aber dem „bösen Kapitän" mehr dankten und ihn mehr ehrten als den guten, das wüßten sie nicht; doch sei ihnen von ihren Voreltern erzählt worden, daß diese sich schrecklich gegen den großen Kapitän versündigt hätten, und dieser ihnen darum die Herzen so verhärtet habe. Das erinnert an den Sündenfall. Wir haben aus derselben Zeit schon die erste Nachricht von der Verehrung eines halbfingerlangen schmalen, grünen Käfers,

dem zu Ehren Schafe geschlachtet werden, und die Nachricht von „heiligen Örtern“, wo zur Erinnerung eines glücklichen Ereignisses getanzt oder gesungen wurde.

Von diesen Angaben ist einiges durch die neueren Beobachter bestätigt worden, aber in ganz anderem Sinne. Was bald als Gott, bald als ihm entgegengesetztes böses Prinzip aufgefaßt wurde, das ist in Wirklichkeit ein hottentottischer Nationalheros, um den sich die verschiedensten Sagen und Vorstellungen gruppieren. Es ist eben das einzige Wort des Hottentottischen, das sich unserem „Gott“ annähert; und so übersetzten dann die Missionare das Thuikwe und Tikoa (Kap), Tsuikwap (Nama), Tshukoap (Kora). Auch ein Kaffernwort für „Gott“, Tio und Tillo, und



Zwei Namabastaards. (Nach Photographie im Besitz des Missionshauses in Barmen.)

das entsprechende Buschmannwort Tuiko scheint damit zusammenzuhängen. Sollte die Deutung „schwärendes Knie“ nicht bloß Volksetymologie sein, sondern an den lahmen Vulkan-Maui anklingen? Ein anderer geistiger Mittelpunkt ist Heitsi-Eibib oder Kabib, ein großer und berühmter Zauberer. Er erschien in verschiedenen Gestalten, oft sehr schön, starb mehrmals und stand immer wieder von den Toten auf. Deshalb gibt es viele Gräber von ihm, worauf die Hottentotten Steine werfen, um kein Unglück zu haben. Sie erzählen: Im Anfang waren zwei. Der eine hatte eine große Grube in die Erde gemacht, saß dabei und befahl den Vorübergehenden, einen Stein an seine Stirn zu schleudern. Der Stein jedoch sprang zurück und tötete den Werfer, so daß er in die Grube fiel. Der andere, dem erzählt wurde, daß auf diese Weise viele Menschen umkämen, kam zu seinem Doppelgänger, schleuderte aber nicht den Stein, sondern lenkte die Aufmerksamkeit des Zauberers auf etwas, das seitwärts lag. Da schlug er jenen, daß er starb und in seine eigne Grube fiel. So ward Friede, und die Menschen wurden glücklich. Wer verkennt hier den tiefen Grundzug der Übereinstimmung mit Ödipus und Siegfried, dem Drachentöter, sowie mit ähnlichen Figuren auf Fidschi und in Indien?

Reich ist die hottentottische Erzählungslitteratur an Tierfabeln, die bald anklingend an unsere Reineke-, noch mehr an die Negerfabel, die Überlistung des Löwen und anderer Tiere durch den Schakal, bald die Plumpheit des Elefanten, die Schlauheit des Pavians mehr oder weniger witzig darstellen und karikieren. Oft geht ihre ungebundene Rede in die gebundene über; manchmal ist die Moral wie bei Äsop in einem markierten Spruch an das Ende gestellt. Scharfe Beobachtung, praktische Weisheit erkennt man daraus. Aus ihren Mythen überhaupt spricht eine Naturempfindung, die auch sonst nicht ohne geistigen Reflex bleiben wird.

Die älteren Nachrichten über die politischen Einrichtungen der Hottentotten lassen den Schluß zu, daß sie ähnlich denen der übrigen afrikanischen Hirtenvölker waren. Genügend bezeugen ihre geschichtlichen Schicksale, wie schwach ihr Zusammenhalt war. Schon vor 100 Jahren waren es nicht ausgebreitete Nationen, die ganze Provinzen mit Menschen erfüllten. Hier ein Kral, zwei oder drei Tagereisen davon wieder ein Kral von 100, 150, höchstens 200 Köpfen. Einen Fürsten, der über viele Krale geboten hätte, finden wir nirgends genannt. Der heutigen Namaqua politische Organisation ist vor allem locker, veränderlich. Den größten Teil der Stämme bilden die Orlam, die eingewanderten Kap-Hottentotten, den kleineren, inniger zusammenhängenden die Vollblut-Namaqua, die sich früher für das „königliche" Volk hielten. Der Mangel einer höheren politischen Organisation bei den Hottentotten erklärt allein, wie sich der Zertrümmerungsprozeß des Volkes so rasch vollziehen konnte. Die zerstreuten Versuche der Auflehnung waren überhaupt kaum Widerstand, es waren nur vereinzelte Wutausbrüche der in die Enge Getriebenen. Man darf sich durch die Reden der älteren Chronisten der Kapgeschichte nicht irre machen lassen: zahlreiche Namen von „Völkern" beziehen sich nur auf kleine Gemeinschaften, oft nur auf einzelne Krale.

Die heutige politische Verfassung des Großnamalandes erscheint als ein Übergang von der Stammesgliederung der ursprünglich ansässigen Namaqua zur Beherrschung durch eine einflußreiche Dynastie eingewanderter Bastaards. Noch immer gibt es unabhängige Namastämme, die sich auch hier und da Räubereien erlauben. Das Deutsche Reich schloß z. B. getrennten Vertrag mit den Bastaards von Rehoboth und dem Kapitän Josef Fredericks von Bethanien, der aber nur ungern den Beistand des Häuptlings von Berseba entbehrte.

Die Rückwirkung der Sprößlinge aus weißem und hottentottischem Blute auf die neuere Geschichte der Hottentotten ist nicht bloß ethnographisch interessant, sondern auch der geschichtlich zukunftsreichste Zug seit des Hottentottenvolkes Berührung mit Europäern. Dadurch, daß an die Spitze halbzivilisierte Elemente traten, ist etwas Selbstthätiges in die bis dahin leidende Geschichte der Hottentotten gekommen. In ihren beiden einzigen größeren Resten, den Griqua und Namaqua, ist unzweifelhaft Gutes durch diese Mischung geschehen, wenn auch die meisten Mischlinge selbst zu abfälligen Urteilen unzufriedener und eifersüchtiger Weißer herausgefordert haben. Früh bevölkerte sich das Land mit zahlreichen Sprößlingen gemischten Blutes, die bereits 100 Jahre nach der Gründung der Kolonie eine Rolle zu spielen begannen. Zuerst treten sie als einflußreiches Element unter den damals südwestlichen Griqua auf. Von den vordringenden Ansiedlern ins Innere zurückgedrängt, nahmen diese Buschmänner und mit der Zeit auch eine nicht geringe Anzahl jener „Bastaards" (s. Abbildung, S. 706) auf, Mischlinge von Europäern und Hottentotten oder Buschmännern, die, von der väterlichen Seite zurückgestoßen und von der mütterlichen nicht angezogen, sich in besonders großer Zahl an den Grenzen der Kolonie befanden. Körperlich und geistig höher stehend, übte dieses dritte Element schon bald einen so großen Einfluß auf das Ganze aus, daß der ursprüngliche Name Griqua für eine Zeit auch im offiziellen Gebrauch mit dem der „Bastaards" vertauscht wurde. Man muß dabei an den Stolz denken, womit auch die südafrikanischen Europäermischlinge selbst auf dem kleinsten Tropfen weißen

Blutes in ihren Adern bestehen. Erst die Missionare haben den Namen Griqua wieder in sein Recht eingesetzt. Nicht wenig trug durch bedeutende Eigenschaften des Geistes und Charakters ein freigelassener Negersklave von der Mosambikküste, Adam Kok, zur Hebung der Griqua bei.

Wir haben also unter dem Namen eines verschwundenen Hottentottenstammes eine Mischrasse aus drei Hauptelementen vor uns: Hottentotten, Buschmännern, Europäern. Daß unter den Bastarden auch echte Negermulatten und Mischlinge malayischen Blutes waren, ist nicht zu bezweifeln. Hauptsächlich erkennt man aber unter den Griqua zwei Bestandteile: 1) echte Griqua, in der Mehrzahl Mischlinge von Hottentotten und Buschmännern, klein, gelblichbraun mit kurzem, wolligem Haar und breiten, vorstehenden Backenknochen; 2) die eigentlichen Bastaards, meist groß, kräftig, mit mehr oder weniger europäischem Schnitt des Gesichts, gekräuseltem Haar und oft auffallend tiefer, manchmal aschfahler Hautfarbe. Im Westen versteht man allerdings unter Griqua echte Mulatten. Ein anderer Begriff ist „Griqualanders“, ein mehr politischer als ethnographischer, der üblich geworden, seitdem die Griqua zusammen mit Bastaards, Korana und Betschuanen ihr eignes Gebiet nördlich vom mittleren Oranje eingeräumt erhalten haben. Vergebens würde man sich bemühen, ein gemeinsames Charakterbild dieser Griqua zu entwerfen: ihre Mischelemente sind noch zu wenig miteinander verschmolzen. Jedes Individuum hat seinen eignen Typus. Doch kommt ihren beiden Hauptbestandteilen, den echten Griqua sowohl als den Bastaards, unzweifelhaft ein geistiges Übergewicht über die anderen zu.

Zwischen Kultur und Barbarei in der Mitte stehend, der Vorteile keiner von beiden voll teilhaftig, in keine der vorhandenen Völkergruppen, keinen der bestehenden sozialen Rahmen hineinpassend, sind die Griqua für den in Südafrika ohnehin nahe liegenden Nomadismus geeignet und geneigt. Werden sie doch als die „Araber Südafrikas“ selbst den ackerbauenden Betschuanen gegenübergestellt! Diese Bastaards sind die thätigsten und ausdauerndsten Wüstenwanderer, die besten Schützen, geschicktesten Jäger, verschlagensten Händler, aber zugleich die größten Spitzbuben, ärgsten Säufer und die gefährlichsten Verbrecher. Auch wo sie sich seßhaftem Leben und dauernder Arbeit zuwenden, behalten sie etwas Unbändiges. Und so ist denn ihre ganze Geschichte eine Wandergeschichte. Im Jahre 1820 wohnten sie in drei Stämmen von Daniels Kuyl bis zum Rietfluß; als 1822 Nik. Waterboer in Griquatown zum Führer gewählt wurde, zogen viele Griqua weg und schlossen sich den anderen Stämmen an. Ein anderer Exodus unter Buys richtete sich nach den Bergen auf der Grenze der Kapkolonie und erzeugte so die Bergenaers. Im Jahre 1826 zog Adam Kok mit seinen Griqua nach der von den Kaffern verwüsteten Buschmannkolonie Philippolis; dahin kam zahlreicher Zuzug aus Namaland und anderen Gegenden. Nach der Errichtung des Oranjefreistaats im Jahre 1854 wurden die Griqua immer mehr bedrängt, sandten 1859 eine Expedition aus, um Land zu suchen, und wanderten 1862 noch Nomansland in den Drakenbergen. Zur Erhebung zweifelhafter Landansprüche war solches Leben so geeignet wie nur möglich, trotzdem das Griquavolk selber durch Branntweingenuß, Rückgang der Jagd und Vordringen der Weißen verarmte und abnahm. Im Jahre 1867 regierte Nik. Waterboer nur noch über wenige hundert Köpfe. Auf dessen Ansprüche hin eignete sich England (das seit 40 Jahren die Griqua gleichsam besoldet hatte) 1872 das Diamantgebiet Südafrikas als „Griqualand West“ trotz des Widerspruchs des Oranjefreistaats an. Für die Griqua war dies mehr Verlust als Gewinn; denn die zuströmende Masse der Goldsucher ertränkte sie gleichsam. Ihre Aussicht auf politische Selbständigkeit ist damit vernichtet.

Im Wesen dasselbe, doch jünger und in anderer Szenerie, spielte sich im fernen Westen Südafrikas ab. Stamm und Name der alten Namaqua wanderten nordwärts, neue Elemente aufnehmend und mit der Zeit einen neuen Inhalt in die alte Form füllend. Trotz ihres jetzt öden Charakters scheint die acht Tagereisen breite Strecke zwischen Klein- und Großnamaland oft

durchwandert worden zu sein: noch 1860 verlegte eine Gruppe von 500 Köpfen ihren Sitz aus diesem in jenes zurück. Die Führer dieser Bewegungen sind fast immer Bastaards gewesen, herrschfähige Naturen von großer Energie und großer Gewissenlosigkeit, geschaffen für ein zum Nomadismus, zur Ruhelosigkeit, zum Rauben und Erobern passendes Land. In den menschenarmen Wüsten und Steppen griff aber die Mischung nicht so tief ein: echtes Hottentottenvolk ist nur noch hier zu finden, trotzdem an der Spitze Bastaards stehen. Kapitänschaften sind die Bastaards von Rehoboth, Rietfontein, Grootfontein (seit einigen Jahren in den Süden des Oranje nach Warmbad zurückgekehrt) und Kalkfontein. Ihre Lage im Norden des Namalandes hat diese zur Grenzwacht zwischen Hottentotten und Hereró bestimmt und ihnen in den Kriegen Schaden gebracht; einst kann sie freilich auch großen Einfluß gewähren, zumal sie sich stark vermehren.



Ein Koranahäuptling. (Nach Photographie im Besitz des Missionsdirektors Wangemann in Berlin.)

Eine Dynastie von Räuberfürsten, die Jager, später Afrikaaner, hat hier eine ähnliche Rolle gespielt wie bei den Griqua die Kok und Waterboer, aber, den Sitten des Landes gemäß, eine blutigere. Der Stammvater Christian soll nach der Ermordung eines ihn bedrückenden Buren mit seinen Anhängern in das südliche Großnamaland geflohen sein; dort hat er sich bald einen gefürchteten Namen gemacht. Nichts zeigt deutlicher das Zerrissene, immer von neuem wieder auf die Ausgänge Zurückgeworfene im Seelenleben und damit auch in der Geschichte dieser Völker als die Thatsache, daß diesem ein Sohn folgte, der sich, wiewohl im Christentum erzogen, ebenso durch Krieg und Raub furchtbar machte wie sein Vater, nur mit dem Unterschied, daß er in dieser Laufbahn bis an sein Ende verharrte: es ist dies Jonker Afrikaaner. Nachdem sich dann längere Zeit hindurch durch die Missionare der Friede eingebürgert hatte, ist doch wieder, und diesmal angeblich auf Anstiften Jan Afrikaaners (s. Abbildung, S. 705), des dritten kriegerischen Häuptlings aus dieser Familie, die alte Fehde zwischen Namaqua und Damara neu ausgebrochen. 1870 war dann wieder von dem Missionar ein Friede vermittelt worden; aber schon 10 Jahre später führte ein furchtbarer Ausbruch des alten Hasses zur Niedermetzelung aller den Hereró erreichbaren Hottentotten. Die Feindseligkeiten sind bis heute noch nicht geschlichtet. Die Namaqua hatten in diesen Kämpfen, solange sie offen geführt wurden, meist verloren und verlegten sich deshalb auf das System der Überfälle und des Marodierens. In den letzten Jahren hat ihre Selbstzerfleischung unter einem grausamen Fanatiker, Hendrik Witboi, weitere Fortschritte gemacht; und Hottentotten wie Bastaards scheinen sich nur, wenn ihnen Friede aufgezwungen wird, wieder erheben zu können.

Früher sind auch andere Mischvölker aus Hottentotten und Kaffern selbständiger hervorgetreten. So die Korana (s. obige Abbildung), die Barrow östlich vom Roggeveld wohnen läßt. Dahinter verlegt er die „Briqua-Kaffern", deren „-qua" ebenfalls hottentottisch ist. Die Korana hatten bis zu 4 und 6 Fuß große Schilde, waren Viehzüchter, aggressiv und räuberisch: alles Spuren des Einflusses der Kaffern, der sich außerdem in Größe, Farbe und Zügen besonders

bei den östlich vom Vaalfluß Wohnenden zeigt. Die westlicheren lassen dagegen deutlich die Spuren des Buschmannblutes erkennen. Beider Sprache sind holländische, Buschmann- und Sitschuana-Elemente beigemengt. Damit hat sich auch die politische Organisation der Korana geändert. Ihre alten Kapitänschaften bestanden zwar bis vor kurzem noch, ihre Kopfzahl ist aber bis auf 20,000 zusammengeschmolzen, und die Westwanderung der Namaqua hat sie aus der früheren Berührung mit den Westhottentotten gelöst. Ähnlich beschreibt Sparrmann die Gonaqua. Ihre ersten Krale standen jenseits des Tonstadflusses, also ganz nahe der Kafferngrenze. Wuchs, Sprache und die Thatsache, daß sie einige Kaffern bei sich hatten, deuteten auf Zumischung von Kaffernblut. Auch die den Hottentotten sonst fremde Beschneidung fand sich hier, und Sparrmann schildert ihre Assagaien, die an die der Kaffern erinnerten, ohne von Bogen und Pfeilen zu sprechen. Weiter ostwärts fand er die „Chinesen-Hottentotten“ mit hellerer Farbe, die zwischen den beiden Fischflüssen nordwärts bis an einen Fluß Zano nomadisierten, „in Stämmen und Abteilungen, die eine Art bürgerlicher Gesellschaft ausmachen“. Jenseits begannen dann die Wohnsitze der Kaffern mit dem Stamme der Tambuki.

Hatten die Hottentotten einst einen größeren Teil Südafrikas von Meer zu Meer inne, so waren sie an der Ostseite offenbar schon früh durch die Kaffern zurückgedrängt oder assimiliert worden. Da nun auch an der Südküste die Weißen westöstlich kolonisierend vordrangen, so blieb freier Raum eigentlich nur noch im Westen übrig. Auch in der Hottentottengeschichte ist also der traurige Kern endlich ein Hinausdrängen des Schwachen in die Wüste.

## 5. Die Zwergvölker Afrikas.

„Wir besitzen eine ganze Reihe von Erkundigungen, die weiter ins Innere vorgedrungene Reisende über Völkerstämme geringerer Körpergröße eingezogen haben. Die Mehrzahl dieser Berichte hat das Übereinstimmende, daß sich diese sogenannten Zwergvölker nur durch die im Durchschnitt geringere Körpergröße von den umwohnenden Stämmen unterscheiden, daß sie also nicht Zwerge seien im Sinne der Mythe.“ Georg Schweinfurth.

Inhalt: Zusammenhang der hellfarbigen Südafrikaner mit Zwergvölkern Innerafrikas. — Serpa Pintos Mucassequere. Pogges und Wissmanns Zwerge. Stanleys Watwa. Schweinfurths Akka. Angaben von Long, Felkin, Emin Pascha, Stuhlmann u. a. über diese. Du Chaillus Obongo. O. Lenz' Nachrichten. — Zusammenfassung. — Schilderung der Zwerge

Wenn uns die geographische Verbreitung der hellfarbigen, filzhaarigen, kleinwüchsigen Menschenrasse im südlichen Afrika die Frage vorlegte: Woher stammt und gelangte sie in diese so weit südlich gelegenen Wohnsitze? so bietet die Anthropogeographie Afrikas Thatsachen, die für das Vorhandensein einer klein gewachsenen und hellfarbigen, kurz buschmannartigen und wahrscheinlich älteren Bevölkerung sprechen. Reichen doch die gelben Südafrikaner weiter nach Norden, als man einst vermeinte; und in früheren Jahrhunderten war das noch mehr der Fall. Heute freilich sind die Kaffern fast überall verbreitet, wo zum Ackerbau genügender Regenfall vorhanden ist.

Geht man von der nördlichen Umgebung des Ngami und dem Ovampolande (18° südlicher Breite), wo jetzt die letzten Buschmänner, die Masarwa, sitzen, die nach Holub als Jäger zu nördlichen Betschuanen in einer Art von Sklavenverhältnis stehen und zerstreute, kleine Gruppen von Grashütten bewohnen, tiefer in das Innere des Kontinents hinein, so findet man unter 15° südlicher Breite, also schon im eigentlichen Zentralafrika, ein erstes isoliertes, buschmannähnliches Volk. Serpa Pinto begegnete unter den Ambuella am oberen Kuando eine kleine gelbe

Rasse mit einer allen Umwohnenden unbekannten Sprache, mit einer Modulation gesprochen, die sich von allen übrigen von ihm bis dahin in Afrika gehörten Dialekten unterschied. Die Ambuella nannten das Volk Mucassequere. Beide wohnten zusammen zwischen Kuando und Kubango, die Ambuella an den Flüssen, die Mucassequere in den Wäldern. Beide haben nur wenige Beziehungen zu einander, befehden sich aber auch nur selten. Die Mucassequere waren das entschiedenste Jäger- und Nomadenvolk, da sie sich nicht einmal Hütten bauten. In der Handhabung des Bogens waren sie sehr geschickt; der Pfeil war ihre einzige Waffe, aber sie erlegten damit die größten Tiere. Außerdem aßen sie Wurzeln und Früchte; Kochgeräte kannten sie nicht. Ihre Kleidung bestand aus ein paar Stücken Fell; Fellstreifen trugen sie auch als Arm- und Beinringe. Von Körperfarbe waren sie hell, schmutziggelb. Ihre Augen waren klein und standen nicht in gerader Linie, die Backenknochen standen weit auseinander und waren breit, die Nase platt, die Nasenlöcher unverhältnismäßig groß, das Haar kraus und büschelweise wachsend. Nach Pintos Ansicht müßten sie zu den Hottentotten gezählt werden.



Ein junger Babongo. (Nach Photographie von Dr. Falkenstein.)

Weiter nach Norden, vom Lubi bis zum Tanganjika, entdeckten Pogge und Wissmann ein Zwergvolk, dessen Name Batua an die von Stanley am Kongo gefundenen Watwa erinnert. Sie schildern sie als kleine, häßlich gewachsene, magere, schmutzige Wilde; sie hausen vom Lubi bis zum Tanganjika und vom Lualaba bis zu den Kalunda in einzelnen Gehöften oder kleineren Dörfern von kleinen, liederlichen Strohhütten. Mehr gefürchtet als verachtet von den Baluba, in deren Mitte sie wohnen, kultivieren sie nichts, haben wie alle afrikanischen Waldvölker keine Schweine noch Ziegen, nur einige Hühner, dagegen eine bessere, windhundähnliche Rasse von Jagdhunden. Sie leben hauptsächlich von Jagdbeute und wilden Früchten. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeil, gleich ihren Werkzeugen von schlechter Arbeit. Sie haben wenig Eisen; man sieht nur hier und da eiserne Pfeilspitzen. Die späteren Berichte Wissmanns und die Ludwig Wolfs lassen in Einzelheiten deutlicher die ursprüngliche Beschränkung dieser Völkchen auf einen großen Teil des das Kongobecken bedeckenden Waldlandes erkennen. Davon später. Stanley hörte von wilden Zwergvölkern im mittleren Kongogebiet an verschiedenen Stellen, sah aber auf seiner ersten Reise nur ein einziges Individuum davon, das nahe bei dem großen Marktplatz Ukongeh im Busche festgenommen wurde. Es hatte einen kleinen Bogen und einen Köcher mit winzig kleinen Pfeilen in der Hand, war 1,38 m hoch, und der Umfang seiner Brust betrug ³/₄ m, seines Leibes ³/₅ m. Sein Kopf war groß, sein Gesicht unten mit einem dünnen, zottigen Backenbart umgeben, seine Haut hell schokoladenfarbig.

Schade, daß Stanley auch die späteren Begegnungen mit seiner Neigung zum Übertreiben geschildert hat. Er hat Kinder oder Mißgeborene, wie sie Negerfürsten zur Unterhaltung an ihren Höfen hegen, mit den Zwergen zusammengeworfen. Mit einem echten Volke der Kleingewachsenen traf Stanley erst weiter östlich jenseits des 29.° östlicher Länge zusammen, und weiterhin waren sie durch den ganzen Wald zerstreut. Ihr Gebiet wird begrenzt durch Ugarrowas Station am Ituri im Westen, dem Hochlandrand über dem Albert-See im Osten und die

Nordabhänge des Ruwensori im Süden. Nach Erkundigungen sollen außerdem Zwergstämme an beiden Ufern des Semliki wohnen.

. Das fast außer Zweifel gestellte Vorkommen von Völkern in Zentralafrika, die man im Vergleich zu den oft hochgewachsenen Negern recht wohl **Zwerge** nennen durfte, erhielt seine Bestätigung und tiefere Begründung erst durch **Schweinfurths** Untersuchungen der **Akka** (s. untenstehende Abbildung und die auf S. 713) im Lande der Mangbattu. Von Nubien bis Mangbattu hatten ihn die Sagen von Zwergvölkern des Inneren begleitet. Nun weilte er schon mehrere Tage am Hofe Munsas, und noch hatte er keinen Zwerg zu Gesicht bekommen. Seine Leute hatten deren gesehen, konnten aber keinen mitbringen, weil die Zwerge zu schüchtern waren. Endlich wurde einer im Lager überrascht. **Schweinfurth** vernahm nun zunächst, daß der Name seines Volkes **Akka** sei; ihre Wohnsitze mußten zwischen dem 1. und 2. Grad nördlicher Breite liegen. Ein Teil davon sei dem Mangbattu-König unterworfen, der die Pracht seines Hofes dadurch zu erhöhen suche, daß er auch einige Familien des Pygmäenvolkes in seiner Nähe seßhaft gemacht habe. **Schweinfurth** begegnete später einer ganzen Kompanie Akka, die zu den Truppen eines Mangbattu-Statthalters gehörte; er hielt sie im ersten Moment für eine Herde ungezogener Knaben. Als Größe des zuerst Gesehenen, eines ausgewachsenen Mannes, gibt er 1,46 m an; von sechs anderen ausgewachsenen Individuen maß keiner viel darüber. Leider sind **Schweinfurths** genauere Messungen der Akka in jenem Seribenbrande zu Grunde gegangen, der so viel kostbares wissenschaftliches Material vernichtete.



Akkamädchen Gessis. (Nach Photographie im Besitz des † Hofrats Dr. v. Hochstetter in Wien.)

Nach **Schweinfurth** haben noch **Long**, **Felkin**, **Junker**, **Emin Pascha** und **Stuhlmann** Zwergmenschen aus diesen Regionen beschrieben (vgl. Abbild., S. 714). **Long** traf ein Akkaweib auf einer Seribe des Makarakalandes, 25 Jahre alt und kaum 4 Fuß englisch hoch. Ihre Augen waren groß, ihre Nase flach, ihre Haut hell kupferfarben. Sie sprach etwas arabisch und stammte vom Volke der **Tikki-Tikki**, das dem König Munsa Tribut in Elfenbein und Sklaven zahlte. Sie sagte, die Leute ihres Volkes seien noch viel kleiner als sie, und die Weiber begleiten stets die Männer bei Angriffen und zur Elefantenjagd. **Felkin** zweifelt, ob der von ihm in der Station Rohl gesehene Zwerg ein Akka war. Er war etwa 30 Jahre alt, hatte glänzend schwarzes, krauses Haar, braune Augen, schmale Lippen und einen guten Gesichtswinkel. Seine Höhe betrug 1,364 m. Der Körper war wohlproportioniert und die Muskeln gut entwickelt, seine

Hautfarbe schokoladenbraun, an Händen und Füßen um eine Schattierung heller. Er sah gut aus und schien klug und verständig zu sein. Der ganze zahlreiche Stamm sei von derselben Größe und wohne in einem Gebirge, dessen Gipfel immer weiß aussähen. Die Männer wüßten im Kampfe mit leichten Speeren weithin zu treffen. Bestimmter sind die Mitteilungen Emin Paschas, der zuerst 1882 mit Akka zu sammentraf. Ihre Farbe war hellgelblich bis rot durchscheinend und ihre Haut faltenreich, besonders um die Augenwinkel: daher ihr vorzeitig altes Aussehen und der weinerliche Gesichtsausdruck. Auffallend dicht war die Behaarung über den ganzen Körper, dabei starr, ja filzig. Messungen ergaben bei Burschen von 24—25 Jahren Größen von 1,24—1,40 m. Der Hautgeruch war ungewöhnlich stark. Auch Junkers Mitteilungen über die Kleingewachsenen in den Gebieten der Mabode und Momfu und Stuhlmanns eingehende Schilderung der Zwergvölker am Issango und Ituri stimmen damit überein.

Die erste ausführliche Nachricht über westafrikanische Zwergvölker gab Du Chaillu, der ihre kleinen, früher für Fetischhütten gehaltenen Häuser zum erstenmal auf seinem Wege nach Yengue antraf. Man hatte sie ihm Aschunga genannt, hier aber hießen sie Obongo und führten bei ihren Nachbarn auch den Namen Akkoa. Ihre Hütten waren etwas über 1 m hoch, aus Zweigen halbrund erbaut und mit Blättern gedeckt. Von den scheuen Leuten selbst traf er erst später einige in der Nähe von Niembuai (fast 2 Grad südlicher Breite). Sechs Weiber maßen zwischen 135 und 152½ cm, ein junger Mann 137 cm. Ihre Farbe ein schmutziges Gelb, ihre Lippen dick, ihre Nasen platt, niedrig die Stirn, vorspringend die Backenknochen, buschmannartig kurzfilzig das Haar, auch an Beinen und Brust ungewöhnlich stark, und dabei der von Buschmännern so oft hervorgehobene wilde Blick. Spätere Beobachter haben im wesentlichen diese Schilderung nur bestätigen können.

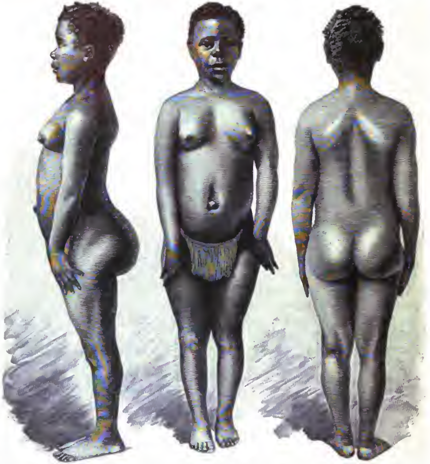


Akkamädchen Gessis.
(Nach Photographie im Besitz des † Hofrats Dr. v. Hochstetter in Wien.)

Gleich bei seiner Ankunft fand Oskar Lenz Repräsentanten der Zwergrasse an der Westküste, wo sie von den Europäern, die über ihre Herkunft nichts wußten, als Kuriositäten betrachtet wurden. Doch stellte sich bald heraus, daß sie sämtlich von einem Volke des Inneren stammten, das den eingeborenen Händlern recht gut bekannt war. Messungen bei ausgewachsenen Männern ergaben eine durchschnittliche Körpergröße von 1,32—1,42 m. Gewöhnlich wurden sie Babongo (s. Abbildung, S. 711) genannt (Du Chaillus Obongo) oder Bambuta; der eigentliche Name schien indes Bari oder Bali zu sein. Auch der Name Teke (Tiki!) kommt vor. Die Bayaga Crampels sind ebenfalls Waldläufer kleinen Wuchses und sollen den Fan wegen der Lieferung des Eisens verpflichtet sein. Kund hat im Urwald hinter der Batangaküste Leute von „gelblicher Hautfarbe, niedrigem Wuchs und fremdartigem Gesichtsausdruck“ gesehen, die von der Jagd lebend den Wald durchschweiften und unter unvollkommenen Schutzdächern lagerten. Sie sollten die Pfade im Urwald gemacht haben. Er nennt sie Bauek. Auch an ein kleines, feldbauendes Volk, wovon nach Mense kein Individuum über 1,65 m hoch sei, die Bakoa des Stanley-Pool, kann hier erinnert werden.

Gerade wie im Westen treten auch im Osten die vielbezweifelten Zwergvölker deutlicher hervor. Wissmann nimmt die östlichsten Ausläufer seiner Batua zwischen Victoria Nyanza und Tanganjika an; schon früher hatte ja G. A. Fischer die unter den Galla lebenden Watua, ein leibeignes Jägervolk, als klein, mager, unansehnlich und erbärmlich aussehend geschildert. Noch früher hatten Krapf und d'Abbadie die kleinen Doko aus den Gallaländern beschrieben: 5 Fuß

hoch, negerhaft schwarz von Farbe und als „vollkommenes mezzo termine zwischen Äthiopiern und Negern“ hinsichtlich des Körpers und Gesichts. In neuester Zeit setzte **Antinori** diese Doko südwestlich von Kaffa. Einige Glieder dieses zahlreichen Zwergvolkes weilten zu seiner Zeit am Hofe des Königs von Schoa. Auch aus der Somal-Halbinsel sind unbestimmte Nachrichten über

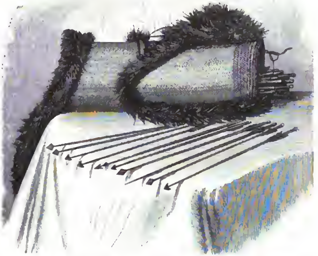


Zwergmädchen aus der Gegend des Pisgahberges in Undussuma. (Nach Photographie von Dr. F. Stuhlmann.)

Zwerge gekommen. In Ostafrika gehen auch Gerüchte von einem Zwergvolke Wambilikomo, das westlich von Baringo bei den Suku in Höhlen wohnen soll. Eine der eigentümlichsten Formen dieser Völkergruppe bieten uns die **Watwa von Urundi**, die **Baumann** 1892 besuchte. Körperlich sind sie im ganzen von ihren Warundi-Nachbarn nicht verschieden, wenn auch kleine, hellfarbige, rotlippige Leute im Lande nicht selten sind. Ein echtes, zerstreut in kleinen, schlechten Hütten lebendes Jägervolk, nur Pfeil und Bogen benutzend, verachtet und doch notwendig, sind sie ein interessanter Übergang von den in den Gebirgen am Westrand des Tanganjika schweifenden, kleinen Jägern zu den Jägerkasten der Galla und Masai. Seitdem die Jagd durch die

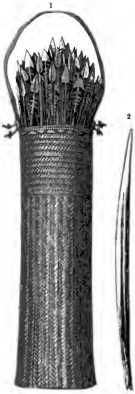
Zunahme der Bevölkerung weniger ergiebig ist, sind diese Watwa auf dem Wege, eine wahre Töpferkaste zu werden, indem sie ihre Nachbarn mit Töpfen und Krügen versorgen.

Fassen wir alle Beobachtungen über den Körperbau zusammen, so dünkt uns der Ausdruck „Zwerge" zu stark. Der alte Herodot sprach viel richtiger von „Menschen unter Mittelgröße". Wissmanns Messungen von 40 Batua in den Wäldern östlich des Sankuru mit 1,40 m als Durchschnitt geben den richtigen Maßstab. Die helle Körperfarbe, hellschokolade- bis ziegelbraun, oder lichtgelb mit bräunlichen Schattierungen (Wissmann), das kurze, dichte, filzige Haar, die dünnen Gliedmaßen, die den Kopf unverhältnismäßig groß erscheinen lassen, der Hängebauch, die feine Behaarung fast des ganzen Körpers, die Neigung der Haut zu Faltenbildung, der bei den Weibern vorkommende Fettsteiß, besonders bei den älteren Leuten, der gemildert negroide Bau und Ausdruck des Gesichts, die Länge und Schmalheit des Schädels, das sind ihre Eigenschaften. Diese Beobachtungen unterstützen nicht den Versuch Stanleys, zwei Zwergrassen zu unterscheiden. Der einen (offenbar den „Akka") werden kleine, schlaue, tiefliegende und nahe beisammenstehende Affenaugen, über das Kinn hängende Lippen, vorstehender Unterleib, schmale, platte Brust, lange Arme, stark einwärts gebogene Füße und sehr kurze Unterschenkel zugeschrieben, der anderen große, runde, volle, vorstehende Augen, breite, runde Stirn und rundes Gesicht, kleine Hände und Füße, etwas vorstehende Kinnladen, wohlgeformte, wenn auch sehr kleine Figur und rötliche Farbe. Möchte man nun auch aus der Verschiedenheit der Schilderungen der Akka bei Emin Pascha und der Batua von Ubudschwe bei Wissmann auf tiefere Unterschiede des Charakters und Wesens schließen, sollte in der That der häßlichere Typus des Nordens auch geographisch von dem anderen getrennt sein, was unwahrscheinlich ist, so läge doch bei weitem noch kein Rassenunterschied vor.


Köcher und Pfeile der Akka. (Sammlung des Herrn Robert W. Felkin in Edinburg.)

Man muß die durch Mischung hervorgerufenen Abstufungen betonen, wodurch sie sich mit ihren höher gewachsenen Nachbarn verbinden. Nach Wissmann waren die Batua des Bassongelandes sehr vermischt mit anderen Stämmen und weiter östlich die Wabuje einfach Batua-Mischlinge; ebenso waren nach Wolf die Batua Lukengos mit Bakuba-Sitten vertraut und thatsächlich mit Bakuba-Blut gemischt. François fand zuerst am Buserra unter 20° östlicher Breite nur die Hälfte der Bevölkerung kleingewachsen, die andere von Mittelschlag; und ethnographisch scheinen dort Batua und Jnkundo fast von einerlei Typus gewesen zu sein. Als er dann wieder mit ihnen am oberen Tschuapa zusammentraf, fand er Männer von 1,40 m, deren dick mit Gift

beschmierte Holzspitzenpfeile allerdings an die nördlicheren Zwergstämme erinnerten, ebenso ihre kleinen, gekrümmten, eigentümlichen Bogen; ihre Speere und Holzschilde aber näherten sie wieder den gewöhnlichen Negern. In der Nähe der höchsten Stelle, die er am Tschuapa erreichte, wohnten wieder größere Mengen davon mit leicht unterscheidbaren Negern zusammen; die Weiber schätzte er auf 1,20, die Männer auf 1,40 m. Durch kleinen Wuchs und Hüttenbau erinnern unter den Waldnegern Stuhlmanns Wambuba, Walesse und Momfú an die Zwerge, denen sich Einwanderer aus Norden und Süden, die ihnen vielleicht auch den Bananenbau gebracht haben, beigemischt haben; und Baumanns Urundi-Watwa sind oft nur ethnographisch von den Warundi der Nachbarschaft verschieden, weil sie als Jägervolk und verachtete Parias eine andere Lebensweise haben.

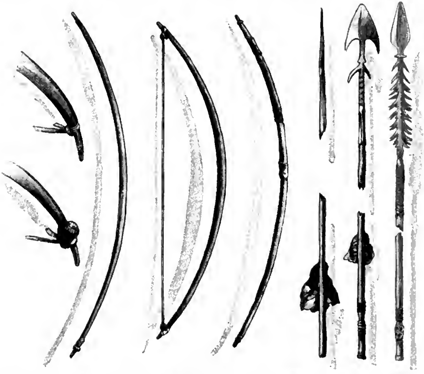


1) Köcher und Pfeile der Akka. (Ethnographisches Museum, Wien.) 2) Fußlanze der Waldbewohner des Ituri-Gebietes vom oberen Kongo, die gegen die räuberischen Zwerge in den Boden der Pflanzungen aufrecht gesteckt wird. (Nach Dr. F. Stuhlmann.) 1/3 wirkl. Größe.

Aus alledem geht hervor, daß wir hier eine kleine Varietät der Negerrasse vor uns haben, die weit entfernt ist, tief unter ihr zu stehen oder gar affenartige Merkmale zu zeigen. Die gemeinsame Neigung zur Bildung aberranter Formen in derselben Richtung, wie sie die Neger Afrikas in den Buschmännern, die Asiens in den Mincopies und Negritos zeigen, gehört zu den Kennzeichen tieferer Verwandtschaft der Negroiden. Sind doch auch andere waldbewohnende und jagende Stämme verkümmert: in den Wäldern am Lulua leben Baschilange, die, klein und mager, Wissmann sofort an die zwerghaften Batua erinnerten. Der nahrungsarme Wald Afrikas kann ebensogut den Wuchs verkleinern wie harte Arbeit und schlechte Ernährung in unseren Industrieländern. Wo nun Gemeinden von 15—20 Mann in enger Siedelung beisammen wohnen, wie bei den Abongo, ist Inzucht geboten und heilsame Kreuzung erschwert. Und die nahverwandten Buschmänner werden ja von hervorragenden Anthropologen als eine Rasse mit den Merkmalen des Rückgangs und der Heruntergekommenheit angesehen.

Im Leben und Wandel dieser Zwerge haben wir das hervorragendste Beispiel einer sozialen oder Kulturrasse vor uns. Ihre sozialen Merkmale schwanken viel weniger als ihre körperlichen Eigentümlichkeiten. Und doch hat gerade sie niemand bisher unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt betrachtet. Diese Leute sind Nomaden des Urwaldes, die sich hauptsächlich von Wild ernähren. Sie schlagen ihre Dorflager in der Nähe der Dörfer der Ackerbauer, etwa eine halbe deutsche Meile im Umkreis auf. Mit ihren ackerbauenden Nachbarn stehen sie im Verhältnis eines „menschlichen Parasitismus" (Stanley). Die Waldmenschen jagen mit Giftpfeilen, überall angelegten Fallgruben und Bogenschlingen, auch mit hüttenartigen Fallen, deren Dächer, nur an Ranken hängend, über das Opfer herabfallen. Sie sammeln Elfenbein und Honig, bereiten Gift und bringen das und andere Erzeugnisse des Waldes zu Markte; von den Ackerbauern erhalten sie dafür Feldfrüchte, Tabak und eiserne Waffen. Tabak rauchen sie aus Pfeifen, die sie aus einer Blatttüte und einer Bananenrippe herstellen. Angeblich haben sie besonders zu den Bananenhainen Zutritt gegen Entrichtung eines Zinses; Junker erzählt, wie sie durch Einstecken eines Pfeiles Bananentrauben

schweigend sich selbst bestimmen. Daneben sind sie wald- und wegkundige Vorposten und Spione: jeder Waldweg führt auf eins ihrer Lager oder auf kleine einzelne Hütten (Stanleys „Wachthäuschen"); sie benachrichtigen ihre ackerbauenden Nachbarn von feindlichen Annäherungen und verbünden sich mit ihnen zur Abwehr. Bilden doch diese kleinen Völkchen nach Wissmann und Wolf in ihren Wildnissen am Südkongo die Grenzwacht zwischen den Negerstaaten; und Stanley bemerkt mit Recht, daß sie es seien, die den geographischen Horizont einzelner Stämme auf einen



Pfeile und Bogen der Zwerge und anderer Waldneger im oberen Ituri-Gebiet. (Nach Dr. F. Stuhlmann.)

Durchmesser von 8 Meilen einschränken. Wie einst bei den Mangbattu fand Wolf bei den Bakuba die Zwergstämme dem Häuptling zugeteilt, dem sie für seinen Schutz Dienste als Jäger und Palmweinbringer, gelegentlich auch als Spaßmacher und Groteskttänzer leisten; er teilt sie aber auch nach Bedarf gruppenweise seinen Unterhäuptlingen zu. Das erinnert an die Stellung der Buschmänner an den Höfen von Betschuanen- und Ovampofürsten, die leider niemals so recht eingehend beobachtet und beschrieben wurde. Wir erinnern nur daran, daß Sekukunis, des Bapede-Fürsten, vertrautester und treuester Diener ein Buschmann war. Das scheint ihre Stellung im festen Rahmen eines geordneten Staatswesens zu sein. Wo nun dieser zerbricht, da löst sich natürlich auch der Zusammenhang; dann beginnt „das Zigeunerleben der Waldkobolde". Ähnliche Beziehungen walten auch im Westen ob. Was Ballay über die Stellung der Okoa zu ihren höher gewachsenen Nachbarn sagt, verdeutlicht nur die älteren Schilderungen: Immer in kleine Gruppen zerstreut, sind sie ganz in der Hand der mächtigen Besitzer des Bodens; diese

beuten sie auch aus, aber nicht ohne eine gewisse Mäßigung: Sklaven sind die Okoa nicht. Sie sind ausschließlich Jäger und erhalten von ihren ackerbauenden Nachbarn pflanzliche Nahrung im Tausch gegen ausgiebige Lieferungen von Wildbret. Sie lieben es, plötzlich zu verschwinden, um wo anders neues Wildbret und neue Herren zu suchen.



Speer, angeblich von Zwergen stammend, aus Manyema. (Nach Dr. F. Stuhlmann.)

Von den geistigen Regungen dieser Völkchen wissen wir fast nichts, aber genug, um zu wissen, daß sie nicht auf der früher vorausgesetzten tiefen Stufe stehen. Nur aus den Erzählungen der Aschango entnahm Du Chaillu, daß sie den Leichnam in einem hohlen Baumstamm beisetzen, den sie dann mit Zweigen, Blättern und Erde ausfüllen; sie graben aber auch ein fließendes Gewässer ab, machen in dessen Bett das Grab und leiten dann das Wasser wieder darüber. Sie haben Götzen, wohl Ahnenbilder, und machen Musik mit Flöten davor.

Was von ihren Sprachen bisher bekannt geworden ist, läßt uns nur die Sprachen ihrer seßhaften Nachbarn, besonders häufig natürlich Bantu-Dialekte erkennen; etwaige eigentümliche Elemente wären erst noch auszusondern.

Bei der Beurteilung des Charakters ist die Lebensweise bei diesen Völkern mehr als bei anderen zu beachten. Immer und überall sind sie echtes, ganzes Jägervolk. An Sinnesschärfe, an schlauer und wohlberechneter Geschicklichkeit, an Erfindungsgabe, Fallen zu stellen und Schlingen zu legen, sind die Akka den Mangbattu weit überlegen. Emin Pascha wußte nicht genug die Geschicklichkeit eines seiner Zwerge zu rühmen, den er als Vogelsammler beschäftigte. Mit dem Verständnis scheint auch eine gewisse Liebe zu den Tieren einherzugehen. Nach Emin Pascha wird ihre Rachsucht besonders geweckt, wenn sie nicht ihre Gebührnisse von ihren Mangbattuherren empfangen; er mißt ihnen auch Menschenfresserei bei: nichts Verwunderliches inmitten von Anthropophagen. Auch Stanley entwirft ein sichtlich übertriebenes Bild von ihrer Wildheit und Bosheit; Wissmann und Stuhlmann, auf deren Urteil wir größeres Gewicht legen möchten, rühmen von den Batua im Lande der Bassonge und am Ituri ängstlich bescheidenes, ja fast mädchenhaft scheues Benehmen.

Was die kleinen Leute an Tracht, Waffen und Geräten besitzen, scheint durchaus nichts Eigentümliches zu bieten. Sie haben keine eigne Industrie: auch die der Pfeilgifte gehört ihnen nicht allein. Sie fertigen Rindenstoffe nach dem Muster ihrer Nachbarn und erhalten auch gelegentlich etwas Fasermatte von diesen. Ihre Kleidung ist meist so einfach wie möglich: eine Bastschnur mit einem Läppchen Rindenstoff. Tättowierung des Bauches hat einmal François bei den Bapoto-Zwergen am Tschuapa beobachtet. Durchbohrung der Ohren und Lippen zur Einführung von einigen Grashalmen findet man dort, wo die seßhaften Nachbarn solche Sitten haben. Schmucksachen haben sie auffallend wenig; scheinbar gleichgültige Gegenstände tragen sie als Amulette. Das Eisen wird von ihnen nicht bearbeitet; überhaupt benutzen sie weniger Eisen als ihre Nachbarn. Fast überall sind sie geübte Bogenschützen. Pfeil und Bogen (s. Abbildungen, S. 715—717) sind ihre

Waffen; selten kommen Speere hinzu. Die Pfeile sind klein, haben Holzschäfte, die unten eingekerbt und häufig mit Eisenband umwunden sind. Ihre Spitzen sind breit, stets mit Blutrinne und meist mit Widerhaken versehen. Ihre Köcher sind einfach sackartig aus Rohr geflochten und werden an kurzer Lederschlinge getragen. Sie sind besser als bei manchen Negern dieses Gebietes und scheinen bei den Akka den Einfluß der flechtkundigen Mangbattu zu zeigen. Liegt nicht der Gedanke nahe, daß die Herren ihnen ihre besten Pfeile überlassen oder solche für sie machen lassen, damit sie um so leichter reiche Beute machen? Die Form des Bogens schließt sich an die bei ihren Nachbarn übliche an, daher gehört der kurze, starkgekrümmte, mit Palmfaser- oder Rotangsehne bezogene Bogen der Waldneger auch zu den ethnographischen Merkmalen der Mehrzahl dieser Stämme. Gegen das Zurückschnellen der Sehne tragen die Wotschua ein Polsterchen am Handgelenk.

Vergiftung der Pfeile scheint viel allgemeiner bei diesem kleinen Völkchen vorzukommen als bei anderen Negern. Von einer dunkeln, harzartigen Masse heben Wissmann sowohl wie Stanley den kantharidenartigen Geruch hervor; dieser glaubt, eine Arum-Art sei die Pflanze, woraus das Gift geheimnisvoll im Waldesdunkel bereitet werde. Die Pfeilspitzen werden dick damit bestrichen und mit Blättern umwunden. François hörte von Vergiftung der Pfeile mit



Messer der Batua: der Griff eine menschliche Tibia, die Klinge eine Speerklinge. (Sammlung Wissmann, Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Leichengift am Tschuapa und Stanley nennt noch ein hellgelbes Pfeilgift, angeblich aus roten Ameisen hergestellt: man fand nämlich Vorräte von Ameisen zwischen den Dachsparren der Hütten der Avisippa, die solch helles Gift benutzen. Innerhalb einer Minute soll der Tod eintreten bei nadelstichähnlicher Verwundung in der rechten Brust; einige Verwundete starben nach einigen Minuten, andere nach mehreren Tagen. Symptome der Vergiftung waren Schwäche, Herzklopfen, Krämpfe mit Mundsperre und Schweiß über den ganzen Körper. Die südlichen Batua bewahren das Gift in einer am Gürtel hängenden Phiole auf. Zum Jagdgerät gehört noch ein Ledergürtel (aus Büffelhaut?) mit Messer zum Abhäuten; die Frauen tragen ihre Körbe an Bändern aus Büffelhaut.

Andere Waffen tragen die Zwerge nur gelegentlich. Große „Pfeilspitzen", womit sie Elefanten erlegen, gehören wohl zu den in Innerafrika verbreiteten massigen Elefantenspeeren. Ihre Jagdmesser schließen sich in der Form an die ihrer Nachbarn an, sind aber niemals so reich verziert. Ein Unikum ist das oben abgebildete Messer, dessen Griff aus einem menschlichen Armknochen besteht. Speere (s. Abbildung, S. 718) erhalten sie hier und da von ihren Nachbarn, besonders wenn diese, wie die Fan, eigentliche Speerträger sind. Ähnlich verhält es sich wohl mit den Schilden, die man am Tschuapa und im Bassongeland bei ihnen gefunden hat; was nicht hindert, daß sie auch, wie Stanley erzählt, Schilde für ihre Nachbarn anfertigen.

Ihre Hütten sind halbkugelförmig aus Zweigen und Laub gebaut, am Ogowe ebenso geformt und klein wie am Bomokandi und Labi. Sie stehen kreisförmig in Waldlichtungen. Das Dach wird gedeckt mit Blättern von Phrynium. Ob diese Hütten auch einmal ständig oder ob sie immer nur einige Monate stehen, das ist nicht genügend bekannt. Möglicherweise ist man am Aruwimi und am Uelle ansässiger als weiter im Süden und Westen. Hierauf dürften doch die Beziehungen zu den Völkern und Herrschern, in deren Gebieten sie leben, von Einfluß sein. Der

Nomadismus ist gemäßigt, beschränkt: nach Junker meiden die Wotschua ängstlich das Gebiet der Mangbattu, nicht aber das der Momfú. Crampels Mitteilung, daß die Bayaga der Fan ihre Wohnsitze alle 4—5 Tage wechseln, klingt etwas schematisch. Die Hüttengruppen sind gewöhnlich klein, Stuhlmann hat aber solche bis zu 200 Hütten gesehen.

Übereinstimmung spricht sich endlich auch in der Verbreitungsweise aus. Wie die kleingewachsenen Stämme nach Rasse und Lebensweise den Buschmännern Südafrikas nahe verwandt erscheinen, ob sie nun bei den Mangbattu als Akka, bei den Mabode als Wotschua, am Tschuapa als Watua, im Thal des Ihuru als Wambutti, nördlich vom Ruwensori bis zum Lulua als Batua und fern im Westen als Babongo oder Okoa bezeichnet werden, so zeigt auch die geographische Verbreitung insofern einen gewissen Zusammenhang, als über ein weites Gebiet hin diese kleingewachsenen Waldbewohner nach größeren oder kleineren Unterbrechungen immer wieder auftauchen. Sehen wir von unsicheren Nachrichten ab, dann sind die von Stanley am Semliki, von Wissmann in Ubudschwe und von Baumann in Urundi Beobachteten die östlichsten Ausläufer, die westlichsten jene Babongo am unteren Ogowe, die Oskar Lenz eingehend beschrieben hat. In dem von Völkerzügen und -Kriegen viel durchfurchten Südosten scheint keine Verbindung mit Südafrika mehr zu bestehen, wenn auch die ethnographische Annäherung an die sozial so ganz ähnlich gestellten Jägerstämme unter den Hirtenvölkern Ostafrikas auffallend ist, wohl aber im Südwesten durch Serpa Pintos Mucassequere. Soweit wir heute urteilen können, haben wir also süd-, zentral- und ostafrikanische Verbreitungsgebiete dieser Völker zu unterscheiden. Da keins ihrer Stämmchen nördlicher als 5° nördlicher Breite und östlicher als 32° östlicher Länge beobachtet worden ist, so erscheinen sie uns als eine wesentlich süd-, zentral- und westafrikanische Völkergruppe. In diesem Rahmen aber sind sie keine zufälligen Versprengten, sondern Gruppen, die unter bestimmten natürlichen Bedingungen immer wiederkehren und überall unter denselben politischen und sozialen Bedingungen leben; kurz, diese Zwerge sind zwar kein in Affenmenschenzeiten hinaufragendes, beispielloses Urvolk, wohl aber ein notwendiges, altes, natürlich und besonders sozial tief berechtigtes Völkerelement Afrikas.

# Register.

Fettgedruckte Buchstaben innerhalb eines Wortes (z. B. Trobriand-Insel) zeigen dessen richtige, hie und da von der des Textes abweichende Schreibweise an.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

# Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

## Enzyklopädische Werke.

| | M. | Pf. |
|---|---|---|
| ***Meyers Grosses Konversations-Lexikon,*** *sechste Auflage.* Mit 16831 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 1522 Illustrationstafeln (darunter 180 Farbendrucktafeln und 343 Kartenbeilagen) sowie 160 Textbeilagen. | | |
| Gebunden, in 20 Halblederbänden . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . je | 10 | — |
| Gebunden, in 20 Liebhaber-Halblederbänden, Prachtausgabe . . . . . . . . . . je | 12 | — |
| ***Ergänzungsband*** *und* ***Jahres-Supplemente*** *dazu.* Mit vielen Illustrationstafeln, Karten und Plänen. Bandpreise wie beim Hauptwerk. | | |
| ***Meyers Kleines Konversations-Lexikon,*** *siebente Auflage.* Mit 639 Illustrationstafeln (darunter 86 Farbendrucktafeln und 147 Karten und Pläne) sowie 127 Textbeilagen. Gebunden, in 6 Halblederbänden . . . . . . . je | 12 | — |
| ***Meyers Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens,*** *sechste Auflage.* Mit 90 Illustrationstafeln und 40 Karten. (Unter der Presse.) Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . je | 12 | — |

## Naturgeschichtliche Werke.

| | M. | Pf. |
|---|---|---|
| ***Brehms Tierleben,*** *vierte Auflage.* Mit über 2000 Abbildungen im Text und auf mehr als 500 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt sowie 13 Karten. (Im Erscheinen.) Gebunden, in 13 Halblederbänden . . . . . . . . . je | 12 | — |
| ***Brehms Tierleben, Kleine Ausgabe.*** *Dritte, neubearbeitete Auflage.* Mit etwa 1200 Abbildungen im Text, 1 Karte und 20 Farbendrucktafeln. (In Vorbereitung.) Gebunden, in 4 Leinenbänden . . . . . . . . . . . . . . . . je | 12 | — |
| ***Der Mensch,*** von Prof. Dr. ***Joh. Ranke.*** *Dritte Auflage.* Mit 695 Abbildungen im Text (1714 Einzeldarstellungen), 64 Tafeln in Farbendruck, Tonätzung und Holzschnitt und 7 Karten. Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . . je | 15 | — |
| ***Völkerkunde,*** von Prof. Dr. ***Friedr. Ratzel.*** *Zweite Auflage.* Mit 1103 Abbildungen im Text, 6 Karten und 56 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt. Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . je | 16 | — |
| ***Die Pflanzenwelt,*** von Prof. Dr. ***Otto Warburg.*** Mit mehr als 900 Abbildungen im Text und über 80 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. (In Vorbereitung.) Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . . . . . . . . . . je | 15 | — |
| ***Pflanzenleben,*** von Prof. Dr. ***A. Kerner von Marilaun.*** *Zweite Auflage.* Mit 448 Abbildungen im Text, 1 Karte und 64 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt. Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . . . . . . . . . je | 16 | — |
| ***Erdgeschichte,*** von Prof. Dr. ***Melchior Neumayr.*** *Zweite, von Prof. Dr. V. Uhlig bearbeitete Auflage.* Mit 873 Abbildungen im Text, 4 Karten und 34 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt. Gebunden, in 2 Halblederbänden . . je | 16 | — |
| ***Das Weltgebäude.*** Eine gemeinverständliche Himmelskunde. Von Dr. ***M. Wilhelm Meyer.*** *Zweite Auflage.* Mit 291 Abbildungen im Text, 9 Karten und 34 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. Gebunden, in Halbleder | 16 | — |
| ***Die Naturkräfte.*** Ein Weltbild der physikalischen und chemischen Erscheinungen. Von Dr. ***M. Wilhelm Meyer.*** Mit 474 Abbildungen im Text und 29 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. Gebunden, in Halbleder . . | 17 | — |
| ***Leitfaden der Völkerkunde,*** von Prof. Dr. ***Karl Weule.*** Mit einem Bilderatlas von 120 Tafeln (mehr als 800 Einzeldarstellungen) und einer Karte der Verbreitung der Menschenrassen. Gebunden, in Leinen . . . . . . . . . . | 4 | 50 |

Ausführliche Prospekte zu den einzelnen Werken stehen kostenfrei zur Verfügung.

| | M. | Pf. |
|---|---|---|
| ***Bilder-Atlas zur Zoologie der Säugetiere,*** von Professor Dr. ***W. Marshall.*** Beschreib. Text mit 258 Abbildungen. Gebunden, in Leinen . | 2 | 50 |
| ***Bilder-Atlas zur Zoologie der Vögel,*** von Professor Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 238 Abbildungen. Gebunden, in Leinen . . . | 2 | 50 |
| ***Bilder-Atlas zur Zoologie der Fische, Lurche und Kriechtiere,*** von Prof. Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 208 Abbildungen. Gebunden, in Leinen . . . . . . . . . . . . . . . . . | 2 | 50 |
| ***Bilder-Atlas zur Zoologie der Niederen Tiere,*** von Prof. Dr. ***W. Marshall.*** Beschreib. Text mit 292 Abbildungen. Gebunden, in Leinen | 2 | 50 |
| ***Bilder-Atlas zur Pflanzengeographie,*** von Dr. ***Moritz Kronfeld.*** Beschreibender Text mit 216 Abbildungen. Gebunden, in Leinen . . . . | 2 | 50 |
| ***Kunstformen der Natur.*** 100 Tafeln in Farbendruck und Ätzung mit beschreibendem Text von Prof. Dr. ***Ernst Haeckel.*** In zwei eleganten Sammelkasten 37,50 Mk. — Gebunden, in Leinen . . . . . . . . . | 35 | — |

## Geographische Werke.

| | M. | Pf. |
|---|---|---|
| ***Allgemeine Länderkunde. Kleine Ausgabe,*** von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 62 Textkarten und Profilen, 33 Kartenbeilagen, 30 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt und 1 Tabelle. Gebunden, in 2 Leinenbänden . . je | 10 | — |
| ***Die Erde und das Leben.*** Eine vergleichende Erdkunde. Von Prof. Dr. ***Friedrich Ratzel.*** Mit 487 Abbildungen im Text, 21 Kartenbeilagen und 46 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . je | 17 | — |
| ***Afrika.*** *Zweite,* von Prof. Dr. ***Friedr. Hahn*** *umgearbeitete Auflage.* Mit 173 Abbildungen im Text, 11 Karten und 21 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. Gebunden, in Halbleder . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 17 | — |
| ***Australien, Ozeanien und Polarländer,*** von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers*** und Prof. Dr. ***W. Kükenthal.*** *Zweite Auflage.* Mit 198 Abbildungen im Text, 14 Karten und 24 Tafeln in Farbendruck, Ätzung u. Holzschnitt. Gebunden, in Halbleder . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 17 | — |
| ***Süd- und Mittelamerika,*** von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** *Zweite Auflage.* Mit 144 Abbildungen im Text, 11 Karten und 20 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. Gebunden, in Halbleder . . . . . . . . . . . . . . . | 16 | — |
| ***Nordamerika,*** von Prof. Dr. ***Emil Deckert.*** *Zweite Auflage.* Mit 130 Abbildungen im Text, 12 Karten und 21 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. Gebunden, in Halbleder . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 16 | — |
| ***Asien,*** von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** *Zweite Auflage.* Mit 167 Abbildungen im Text, 16 Karten und 20 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. Gebunden, in Halbleder . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 17 | — |
| ***Europa,*** von Prof. Dr. ***A. Philippson.*** *Zweite Auflage.* Mit 144 Abbildungen im Text, 14 Karten und 22 Tafeln in Farbendruck, Ätzung u. Holzschnitt. Gebunden, in Halbleder . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 17 | — |
| ***Das Deutsche Kolonialreich.*** Eine Länderkunde der deutschen Schutzgebiete. Herausgegeben von Prof. Dr. ***Hans Meyer.*** Mit 12 Tafeln in Farbendruck, 66 Doppeltafeln in Holzschnitt und Ätzung, 54 farbigen Kartenbeilagen und 102 Textkarten, Profilen und Diagrammen. Gebunden, in 2 Leinenbänden . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . je | 15 | — |

| | M. | Pf. |
|---|---|---|
| ***Meyers Geographischer Handatlas.*** *Vierte Auflage.* 121 Haupt- und 128 Nebenkarten, 5 Textbeilagen und Register aller auf den Karten vorkommenden Namen. Gebunden, in Leinen . . . . . . . . . . . . . . . . . | 15 | — |
| ***Meyers Orts- und Verkehrslexikon des Deutschen Reiches.*** *Fünfte Auflage.* Mit 40 Stadtplänen nebst Straßenverzeichnissen, 1 politischen und 1 Verkehrskarte. (Unter der Presse.) Gebunden, in 2 Leinenbänden . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . je | 11 | — |
| ***Ritters Geographisch-Statistisches Lexikon.*** *Neunte Auflage.* Revidierter Abdruck. Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . . . . . . . je | 25 | — |
| ***Bilder-Atlas zur Geographie von Europa,*** von Dr. ***A. Geistbeck.*** Beschreibender Text mit 233 Abbildungen. Gebunden, in Leinen. . . . | 2 | 25 |
| ***Bilder-Atlas zur Geographie der aussereuropäischen Erdteile,*** von Dr. ***A. Geistbeck.*** Beschreibender Text mit 314 Abbildungen. Gebunden, in Leinen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 2 | 75 |
| ***Verkehrs- und Reisekarte von Deutschland*** nebst Spezialdarstellungen des rheinisch-westfälischen Industriegebiets u. des südwestlichen Sachsens sowie zahlreichen Nebenkarten. Von ***P. Krauss.*** Maßstab: 1:1500000. In Oktav gefalzt und in Umschlag 1 Mk. — Auf Leinen gespannt mit Stäben zum Aufhängen | 2 | 25 |

## Welt- und kulturgeschichtliche Werke.

| | M. | Pf. |
|---|---|---|
| ***Das Deutsche Volkstum,*** herausgegeben von Prof. Dr. ***Hans Meyer.*** *Zweite Auflage.* Mit 1 Karte u. 43 Tafeln in Farbendruck, Ätzung u. Holzschnitt. Gebunden, in 2 Leinenbänden zu je 9,50 Mk., — in 1 Halblederband . . . . . . . . | 18 | — |
| ***Weltgeschichte,*** herausgegeben von Dr. ***Hans F. Helmolt.*** Mit 55 Karten und 178 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. Gebunden, in 9 Halblederbänden . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . je | 10 | — |
| ***Meyers Historischer Handatlas.*** Mit 62 Hauptkarten, vielen Nebenkärtchen, einem Geschichtsabriß in tabellarischer Form und 10 Registerblättern. Gebunden, in Leinen. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 6 | — |
| ***Urgeschichte der Kultur,*** von Dr. ***Heinrich Schurtz.*** Mit 434 Abbildungen im Text, 1 Karte und 23 Tafeln in Farbendruck, Tonätzung und Holzschnitt. Gebunden, in Halbleder. . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 17 | — |
| ***Geschichte der Deutschen Kultur,*** von Prof. Dr. ***Georg Steinhausen.*** Mit 205 Abbildungen im Text und 22 Tafeln in Farbendruck und Kupferätzung. Gebunden, in Halbleder. . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 17 | — |
| ***Natur und Arbeit.*** Eine allgemeine Wirtschaftskunde. Von Prof. Dr. ***Alwin Oppel.*** Mit 218 Textabbildungen, 23 Kartenbeilagen und 24 Tafeln in Farbendruck, Ätzung u. Holzschnitt. Gebund., in 2 Leinenbänden je 10 Mk. — in 1 Halblederband | 20 | — |

## Literatur- und kunstgeschichtliche Werke.

| | M. | Pf. |
|---|---|---|
| ***Weltgeschichte der Literatur,*** von ***Otto Hauser.*** Mit 62 Tafeln in Farbendruck, Tonätzung und Holzschnitt. Gebunden, in 2 Leinenbänden . . je | 10 | — |
| ***Geschichte der Deutschen Literatur,*** von Prof. Dr. ***Friedr. Vogt*** und Prof. Dr. ***Max Koch.*** *Dritte Auflage.* Mit 173 Abbildungen im Text, 31 Tafeln in Farbendruck, Tonätzung, Kupferstich und Holzschnitt, 2 Buchdruck- und 43 Faksimilebeilagen. Gebunden, in 2 Halblederbänden. . . . . . je | 10 | — |

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.